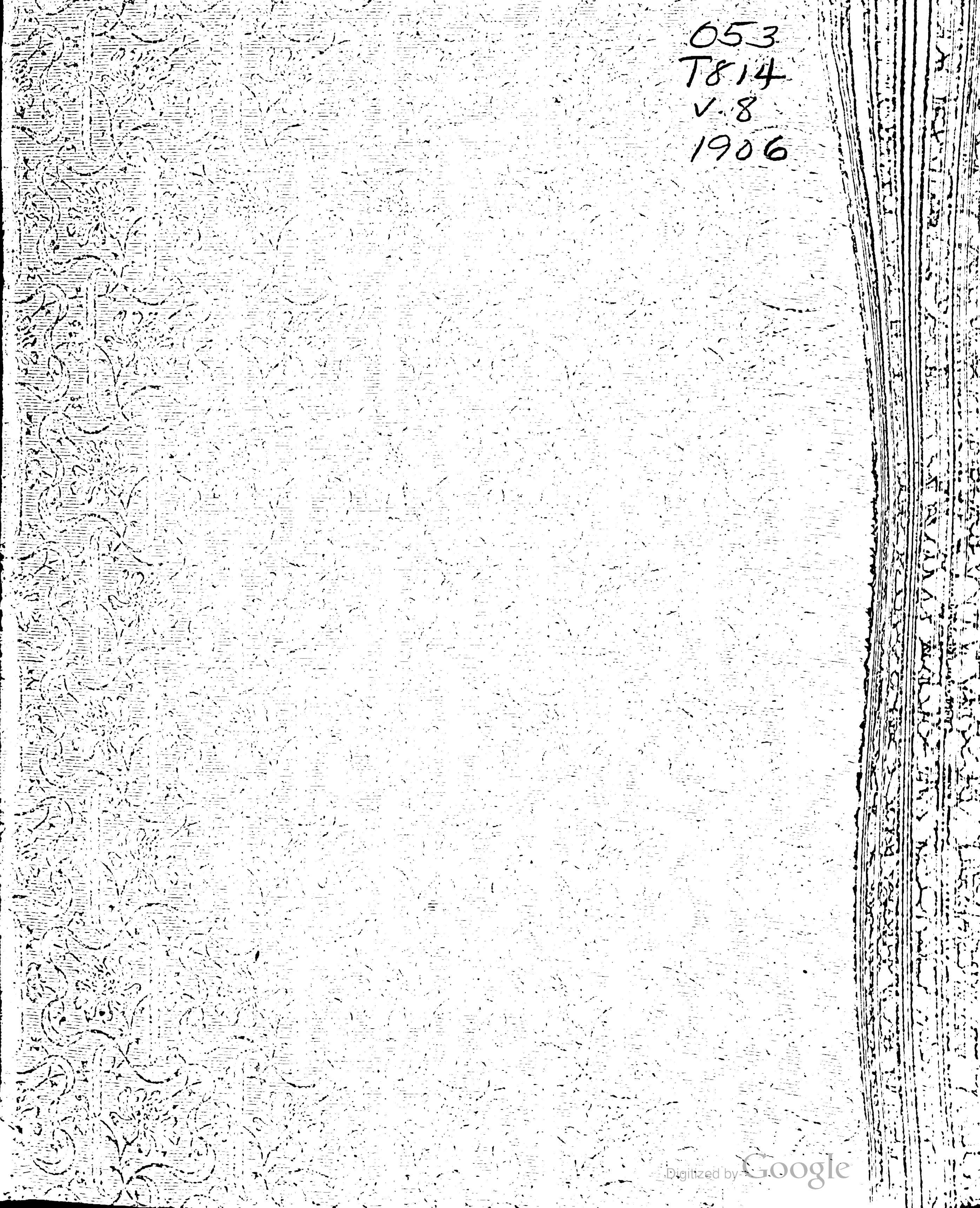

Der Türmer
Monatsschrift für Gemüt und Geist
Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss
Verlag von Greiner und Pfeiffer Stuttgart.



Der Türmer

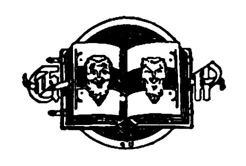
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

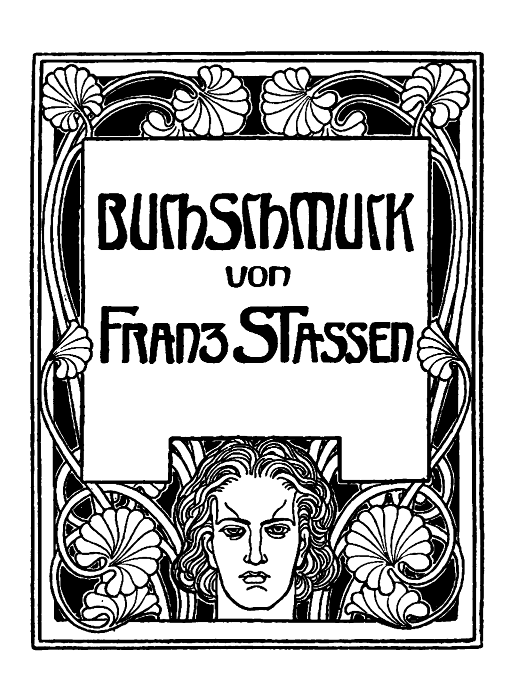
Achter Jahrgang * Band II

(April bis September 1906)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


Buchschmuck
von
Franz Stassen

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Aphorismen

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur

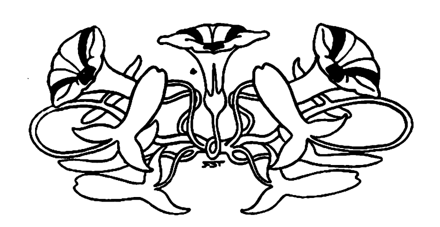
Bildende Kunst

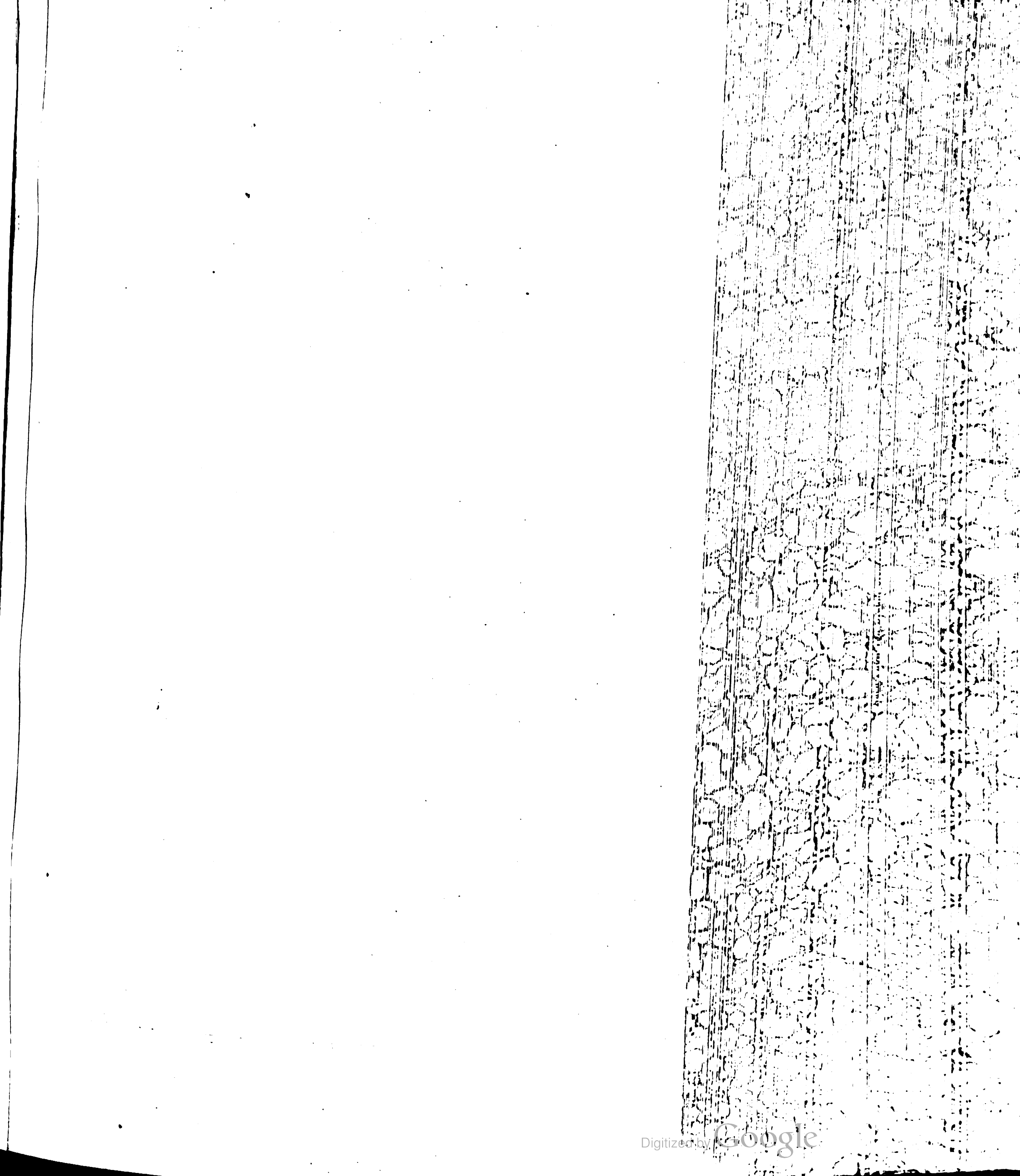
Musik

Briefe

Photogravüren und Illustrationen

Notenbeilagen





L. Gerôme

Mezzotinto Bruckmann



DIE AUFERSTEHUNG

Aus: „Die Bibel in der Kunst" Verlag von Kirchheim & C° Mainz



VIII. Jahrg. April 1906 Heft 7

Sind die sittlichen Grundsätze der Bergpredigt für uns noch verbindlich?

Von

Hugo Heim

Fraglich geworden in ihrer Verbindlichkeit sind auch ernsten Christen diejenigen sittlichen Grundsätze der Bergpredigt, welche sich auf Selbstbehauptung der Persönlichkeit, auf Besitz und Macht beziehen: Matth. 5, 39 ff.: Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern so dir jemand einen Streich auf deinen rechten Backen gibt, dem biete den anderen auch dar. Und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich jemand nötiget eine Meile, so gehe mit ihm zwei. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will 2c.; Matth. 6, 19: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden 2c.; Matth. 6, 25: Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet 2c.; Matth. 5, 5: Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Der Widerspruch wird begründet durch die Erscheinungen des praktischen Lebens.

Wir leben unter einer doppelten Ethik. Das Privatleben steht unter dem mehr oder weniger bestimmenden Einfluß christlicher Grundsätze; das Geschäftsleben und die Politik werden ausschließlich von dem Grundsatz

nicht der Selbstentsagung, sondern der Selbstbehauptung beherrscht. Die uneigennützige Handlungsweise des Privatmannes findet ihre Grenze, sobald der Geschäftsmann und Politiker zu handeln beginnt. Hier ist Erwerben von Geld und Macht Beruf. Wollte man auf das Streben nach diesen rein irdischen Gütern verzichten, würde der Bankerott die unausbleibliche Folge sein. Rechnen und Erwerben gehört heute zu den sittlichen Pflichten.

So sehen wir bei den einzelnen Personen und bei den verschiedensten Ständen, bei dem aufstrebenden, in Koalitions- und Lohnkämpfen stehenden Arbeiter wie bei dem seinen bisherigen Einfluß verteidigenden Fabrikanten, bei dem nach einer guten Examensnote strebenden Examinanden wie bei dem seine Vorrechte verteidigenden, höheres Ansehen oder Gehalt fordernden Beamten, bei dem Rentner wie bei der Kirchengemeinde, die ihre Kapitalien zu möglichst hohem Zins anlegen will, überall das Bestreben nach Selbstbehauptung, Mehrung, Vergrößerung des Besitzes und der Macht.

Können wir überhaupt aus diesem Zwiespalt herauskommen? Und falls das möglich ist, wer behält Recht: Jesus mit seinen Forderungen der hingebenden Liebe oder die herrschenden wirtschaftlichen Grundsätze mit ihrer Sanktionierung des Egoismus?

Naumann, welcher unter unseren Zeitgenossen die Schwierigkeit dieses Problems nicht nur am klarsten erkannt, sondern mit den heißesten Pulsschlägen seines Herzens auch durchlebt hat, welcher die besten Jahre seines Lebens sich abmühte, um eine Einwirkung des Christentums auf das heutige Erwerbsleben zu ermöglichen, verzichtet darauf, zwischen beiden Faktoren eine Harmonie zu finden.

„Wir sind nicht nur", so heißt es in seinen „Briefen über Religion", „außerstande, den genauen Wortlaut der Bergpredigt in die heutige Zeit zu versetzen, nein, wir bringen es nicht einmal fertig, den Geist Jesu als maßgebendes Prinzip unserer Erwerbstätigkeiten zu betrachten. Diese unsere kapitalistische Welt, in der wir leben, weil es keine andere gibt, ist nach dem Prinzip eingerichtet: Du mußt begehren deines Nächsten Haus! Du sollst den Markt gewinnen wollen, den die Engländer haben ... Du sollst dir eine Fabrik gründen und damit ältere Betriebe verdrängen ... So geht es endlos, endlos fort: Du sollst für höhere Löhne kämpfen, du sollst gute Preise fürs Handwerk erzielen, du sollst — begehren! ... Neben dem Evangelium gibt es Forderungen der Macht und des Rechts, ohne die die menschliche Gesellschaft nicht existieren kann ... Ich persönlich weiß mir im Konflikt zwischen Christentum und anderen Lebensaufgaben nicht anders zu helfen, als daß ich die *Grenzen zu erkennen suche, die das Christentum hat*." —

Naumann meint, daß „der Glaube, den wir bekennen, einer weiteren Zukunft nur als Hilfsglaube einer Übergangszeit erscheinen wird". Darin liegt, daß derjenige, welcher politisches und soziales Leben von religiösen und ethischen Momenten bestimmt wissen will, nur die eine Aussicht hat,

daß die Zukunft vielleicht Besserung — ob durch eine neue Offenbarung? — bringen wird. Für Naumann ist die politische und wirtschaftliche Lebensarbeit ganz selbständig geworden und führt unabhängig von Moral und Religion ihren Kampf um die Macht. Die Religion bleibt für den einzelnen „Seelentrost und Erziehungsmacht", die Moral kann höchstens die Form des Kampfes beeinflussen, nicht aber das letzte Ziel.

Aus diesen Grundsätzen zieht Naumann die Konsequenzen, so hart sie auch sein mögen.

Der Kaiser sagte beim Auszuge der Truppen nach China das Wort: „Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter dem Könige Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutsche in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise betätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen."

Diese Worte des Kaisers erregten nicht nur bei den Sozialdemokraten, sondern aus inneren ethischen Gründen vor allem bei ernsten Christen begreiflichen Anstoß. Da schrieb Naumann mit erschreckender Deutlichkeit: „Wir halten diese Zimperlichkeit für falsch. Die Sache liegt doch einfach so, daß unsere asiatischen Truppen gar nicht in der Lage sind, größere Gefangenenbestände aufzunehmen. Was sollten wir machen, wenn es 50000 Chinesen einfällt, sich uns zu ergeben? ... Wir bedauern das Religiöse, nicht das Militärische an der Rede. Eins oder das andere! Machtpolitik oder Religion." —

So bleibt nach Naumann und seiner Schule nichts anderes, denn als Bürger und Politiker nach den Grundsätzen des Egoismus zu handeln und in den Augenblicken, in denen man sich vom geschäftlichen und politischen Leben freimachen kann, in seiner Hauskapelle den „Seelentrost" des Evangeliums zu suchen. Daß ein Durchschnittsmensch, der Naumanns Spannkraft nicht besitzt, in diesem Zwiespalte nicht leben kann, fühlen wir alle.

Praktischer für das tägliche Leben erscheint da die Lösung des Problems, wie die katholische Ethik sie versucht hat. Schon früh hat man dort den schroffen Gegensatz zwischen den Forderungen der Kultur und den Weisungen Jesu erkannt. „Sie hat sich mit dieser Tatsache so abgefunden — so führt Herrmann aus (W. Herrmann, Die sittlichen Weisungen Jesu. Ihr Mißbrauch und ihr richtiger Gbrauch. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1904. Pr. 1 Mk. Dieses Schriftchen sei aufs wärmste empfohlen. Für die nachfolgenden Ausführungen ist es mehrfach grundlegend gewesen.) —, daß sie die beiden unentbehrlichen und unvereinbaren Aufgaben auf zwei Klassen von Christen verteilte. Die eine sollte sich in gewissen Grenzen dem Erwerb von Besitz und Macht widmen; die andere sollte mit dem Gehorsam gegen die Weisungen Jesu Ernst machen. Lieferten die ersteren die für das irdische Leben nötigen Güter, so empfingen sie dafür etwas Höheres zurück."

Mit Recht aber bemerkt Herrmann zu diesem Ausweg: „Die Menschen, die sich mit dieser politischen Lösung einer sittlichen Frage zufrieden

geben, hören damit auf, sich sittlich zu verhalten . . . Denn der lebendige Gott des Gewissens verlangt unerbittlich, daß wir tun sollen, was wir als das Vollkommene zu erkennen meinen." —

Von einem ganz anderen Standpunkt geht Tolstoi an das Problem heran. Er erkennt nur einen einzigen Weg in diesem Kampfe zwischen modernen Kulturaufgaben und den Weisungen Jesu an: Wörtliche, strengste, buchstäbliche und bedingungslose Durchführung der Bergpredigt auf allen Gebieten persönlichen, beruflichen und staatlichen Lebens. Eigentum ist nach Tolstoi eine Wahnvorstellung, Selbsttäuschung, Lüge. „Nur mein Körper gehört mir; was außer ihm ist, kann ich nicht mein eigen nennen." Nach Christi Wort ist nicht nur die Ehescheidung, sondern auch die menschliche Gerichtsbarkeit, der Krieg 2c. überhaupt und unter allen Umständen verboten. Christi Lehre sei: Richtet nicht; segnet die euch fluchen, liebet die euch hassen. Der Urquell des meisten Elends der Welt sei dadurch geschaffen, daß die Menschheit eine der wichtigsten Lehren täglich mit Füßen trete, die Lehre nämlich: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel". In diesem Worte sieht Tolstoi den Inbegriff des wahren Christentums.

Wer ein Christ sein will, hat also die Worte von dem Schlag auf den Backen, die Worte von dem Rocke und dem Mantel durchaus buchstäblich zu befolgen. Er darf keinen Beleidiger verklagen, keinen Dieb vor den Strafrichter bringen, der Strafrichter darf nicht verurteilen 2c. Und was vom einzelnen gilt, gilt auch für die Gesamtheit: die Völker dürfen keine Kriege führen, nicht nur selbst nicht Eroberungen machen, sondern auch nicht dem Eroberer widerstehen.

Es ist klar, daß unter den Verhältnissen, wie sie in der Welt nun einmal bestehen und bestehen werden, die Ausführung der Tolstoischen Gedanken zur Anarchie führen muß. Wenn alle ernsten Menschen sich an die buchstäbliche Ausübung des Wortes gäben: „Ihr sollt dem Übel nicht widerstreben", so würden sie, die doch die Welt zusammenhalten, die Welt rettungslos den schlimmen und schlimmsten Mächten ausliefern, selbst sehr bald zerrieben und vernichtet werden, womit dann die weitere Durchführung der Bergpredigt von selbst erledigt wäre.

Also auch Tolstoi gibt uns keine befriedigende Lösung.

Und doch dürfen wir in der Schwierigkeit des Problems nicht stecken bleiben, weil es sich hier für das Christentum ganz einfach um die Frage: „Sein oder Nichtsein" handelt. Reichen die im Evangelium vorhandenen religiösen und sittlichen Prinzipien für die heutige, neue Zeit nicht aus, können sie den harten Tatsachen der heutigen Wirklichkeit gegenüber keine verbindliche Autorität mehr behaupten, so sinkt das Christentum von seiner einzigartigen, absoluten Stellung herab, es sinkt zurück in die Reihe der Religionen, welche die Welt bis zu einer gewissen Entwicklung führen können, dann aber ihre Kraft verlieren, absterben, um einer neuen natürlichen oder geoffenbarten Weltanschauung Platz zu machen. — —

Die heutigen Zustände legen uns die Beantwortung von Fragen vor, welche man in Jesu Zeit nicht kannte, und welche Jesu selbst auch unbekannt waren. Ob es damals Klassenkämpfe und Lohnstreitigkeiten in irgend einer Form gegeben hat, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls waren sie nicht systematisiert und organisiert. Durchaus modern ist alles, was an Rechten und Pflichten aus der Mitbeteiligung des Volkes an der Regierung folgt, durchaus modern ist alles auf dem Gebiete der Staatshilfe, der Koalition, der Syndikate, der scharfen geschäftlichen nationalen und internationalen Konkurrenz, des Verschwindens der patriarchalischen Verhältnisse rc. Alle diese Dinge eröffnen dem im Leben stehenden und wirkenden Christen neue Aufgaben, die er vielfach nur vermittelst des Mutes, der Gewalt, des Besitzes, der Selbstbehauptung, des Rechtes, aber nicht durch Selbstentäußerung, leidende Geduld und Sanftmut zu erfüllen vermag.

Dazu ist nicht wegzuleugnen, daß das Evangelium Jesu zu einem großen Teile eschatologisch und weltverneinend ist. Viele Güter, welche wir nicht nur schätzen, sondern um unseres Daseins willen schätzen müssen, hatten für Jesus, weil der Schwerpunkt *seiner* Welt in der *jenseitigen* Welt liegt, keinen Wert. Er lebte in der Nähe des Endgerichtes und *der neuen Herrlichkeit*, der er die Seelen zuführen wollte.

Gerade von diesem Punkte, von der Eschatologie aus, möchte man die Unanwendbarkeit der Worte Christi beweisen. So sagt Naumann im XXV. Briefe: „Je reiner Christus gepredigt wird, desto weniger ist er staatsbildend. Und wo das Christentum konstruktiv auftreten wollte, das heißt staatsbildend, kulturbeherrschend, da war es am weitesten entfernt vom Evangelium Jesu ... Wir konstruieren unser staatliches Haus nicht mit den Zedern vom Libanon, sondern mit den Bausteinen vom römischen Kapitol ... Deshalb fragen wir Jesus nicht, wenn es sich um Dinge handelt, die ins Gebiet der staatlichen und volkswirtschaftlichen Konstruktion gehören."

Gegen diese Überschätzung des eschatologischen Momentes müssen wir Widerspruch erheben.

Gerade die Bergpredigt liefert uns den Beweis, wie Jesus die bestehende Welt als durchaus vorhanden ansieht: er kämpft gegen die Pharisäer, sagt den Jüngern, daß die Sanftmütigen zuletzt das Erdreich besitzen (beherrschen) werden, daß man die Jünger verfolgen wird, daß sie das Salz der Erde, das Licht der Welt sein sollen, und daß sie, ganz dem irdischen Dasein entsprechend, um das tägliche Brot bitten dürfen.

Christus selbst hat mit seiner unvergleichlichen Menschenkenntnis und seinem tiefen Einblick in die Verhältnisse durchaus mit beiden Füßen auf dem Boden der realen Welt gestanden und von vornherein seine Jünger auf den gleichen Boden zu stellen versucht. Wie lange diese vergängliche Welt noch besteht, ist eine Frage für sich. Es genügt, daß sie besteht und daß Jesus seinen Jüngern Anweisung gibt, wie sie sich in ihr zurechtfinden können. Gewiß besteht zwischen der geistigen und sozialen Welt von da-

mals und der geistigen und sozialen Welt von heute ein großer Unterschied. Aber dieser Unterschied liegt nicht darin, daß die Welt von heute in ihrem wirtschaftlichen, sozialen und politischen Leben unvermittelte total neue Erscheinungen böte. Im Gegenteil! Was heute neu ist, ist ein Erzeugnis der Entwicklung aus Wurzeln und Keimen, welche damals sich schon gefunden oder welche, wie z. B. das, was sich auf das Recht der Persönlichkeit bezieht, durch Jesus selbst der Welt eingepflanzt sind.

Wenn Jesu Grundsätze damals Wahrheit waren, müssen sie es heute auch noch sein. Allerdings kommt es darauf an, daß man sie anstatt dem Buchstaben nach dem Geiste nach versteht.

Und da stoßen wir nun auf eine eigentümliche Erscheinung. Der theologisch liberale Naumann und mit ihm auch andere liberale Theologen, welche sonst den Begriff der Verbalinspiration längst und gründlich abgetan haben, beharren bei der Auffassung, daß Jesus eine wörtliche Erfüllung seiner Grundsätze verlangt habe. Er sagt im XVII. Briefe: „Die Worte Jesu sind ursprünglich wörtlich zu verstehen gewesen, aber sie können leider von uns nicht wörtlich erfüllt werden."

Der orthodoxe Stöcker dagegen sagt in einem Aufsatze: „Die christliche Sittlichkeit in ihrer Bedeutung für Volks- und Völkerleben" (Neue Christoterpe 1903, S. 380): „Allgemein betrachtet sind diese Worte der Bergpredigt pointierte Maximen, die im einzelnen Falle von dem erleuchteten Gewissen anzuwenden sind . . . Hat ein Fürst oder Staatsmann, ein Bankier oder Geschäftsmann, wenn er lebendiger Christ ist, mit der Welt zu tun, über Krieg und Frieden zu entscheiden, einen Handel abzuschließen oder Prozeß zu führen, so soll er gewiß die Grundsätze der Bergpredigt, wie sie ihm von dem Gewissen ausgelegt werden, ausüben, aber sie wörtlich zu befolgen, ist er nicht verpflichtet." Denselben Gedanken drückt Gymnasialdirektor Martin Evers (Die Bergpredigt. Verl. von Reuther & Reichard. S. 8) so aus: „Bei alledem trägt Jesu Wort vielfach den Charakter der (gleichfalls echt orientalischen und uralten) Spruchweisheit, indem er auch zu längerer Rede kurze schlagwortartige und daher leicht einzuprägende Sprüche wie Perlen aneinanderreiht. Inhaltlich ist bei dieser sogenannten Gnomologie zu beachten, daß ein solcher Spruch, ähnlich wie unsere Sprichwörter, meistens einseitig ist, häufig nur die eine Seite der Wahrheit ausspricht, die selbstverständlichen Ausnahmen ganz außer Acht läßt, demgemäß in einem anderen Spruche, der vielleicht scheinbar das Gegenteil behauptet, seine notwendige Ergänzung findet, und daß die volle Wahrheit dann erst in einem dritten höheren, die beiden Gegensätze einenden Gedanken enthalten ist."

Was uns not tut und weiter hilft, ist die Befreiung von der Auffassung, daß alle Worte Jesu wörtlich, besser buchstäblich zu verstehen sind. Daß Jesus, buchstäblich genommen, verlangt, wir sollen unser rechtes Auge ausreißen und unsere rechte Hand abhacken, ist ebenso absurd, als wie nach dem Worte Jesu Mark. 10, 29 zu erwarten, daß derjenige, welcher Haus

oder Brüder oder Schwester oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um Jesu und des Evangeliums willen verläßt, nun — wörtlich genommen — jetzt in dieser Zeit hundertfältig empfange Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker.

Was wir suchen müssen, ist das tiefere, innerliche Gebundensein an Jesus selbst, an seine Gesinnung, an die Eigenart seines Denkens, Fühlens und Wollens, an das Innerste in ihm, „das würdig ist, ewig zu herrschen“.

Wer mit anderen Voraussetzungen an die Grundsätze der Bergpredigt herangeht, verfällt in denselben Fehler, welchen Jesus bei den Pharisäern so scharf bekämpft. — „Diese Sittlichkeit der Pharisäer“, sagt Herrmann in den „Sittlichen Weisungen Jesu“, „ist auch unter uns in Blüte. Viele geistige Führer unseres Volkes erschrecken, wenn man ihnen sagt, das Gute könne man nur tun, wenn man in seinem Wollen der eigenen Erkenntnis der Wahrheit folge. Sie sagen dagegen, wir müßten ‚objektive‘ Vorschriften haben, die uns ganz bestimmt sagten, was wir zu tun haben . . . Sie erklären damit, daß sie selbst keine Augen haben, zu sehen, was gut ist. . . . Jesu selbst folgen wir nur, wenn wir gesinnt werden, wie er, und aus dieser Gesinnung heraus ebenso selbständig wie er von unserer Stelle aus die Richtung auf das ewige Ziel suchen.“

Was Herrmann will, ist: was wir an Jesus nicht als siegendes persönliches Leben verstehen können, gehört für uns zum vergangenen Christentum. Sittlicher Gehorsam in Jesu Gesinnung ist nur möglich gegen das, was uns in unserer Lebenserfahrung und Überzeugung Wahrheit geworden ist („Warum urteilt ihr aber nicht selbst, was recht ist?“ Luk. 12, 57).

Welches ist nun aber die Gesinnung Jesu? Sie wird uns deutlich in seinem Ziel und in dem Wege, den er zu seinem Ziele geht.

Sein Ziel ist nicht mehr und nicht weniger, als die Gottesherrschaft heraufzuführen und zum Siege zu bringen derart, daß nichts geschehe, was nicht Gottes Wille ist. Gottes Wille ist, daß allen Menschen geholfen werde, Gottes Wille ist nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe, Gottes Wille ist unsere Heiligung. „Ihr sollt vollkommen werden, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ In unserem Verhältnis zu diesen Worten ist nichts geändert, wenn auch inzwischen Amerika und die übrigen Weltteile entdeckt wurden und die Menschheit Dampf und Elektrizität sich dienstbar gemacht hat, wenn wir auch mitten in einer neuen Entwicklung stehen.

Der Weg zur Verwirklichung dieses Zieles war die Liebe. Diese Liebe ist freilich nicht die süßliche Liebe, die alles mit dem Mantel der Liebe zudeckt und zu kräftigen Taten keinen Mut findet, sondern die Liebe, die nicht nur leiden und dulden will, sondern die, wo es angebracht ist, gar wohl die Selbstbehauptung kennt, die sich in das öffentliche Leben mutig hineinwirft, den Kampf nicht scheut, sondern oft genug sucht (Matth. 10, 34). Kann ein Kampf schärfer geführt werden, als Jesus den Kampf gegen die

Pharisäer geführt hat? Zum Charakterbild Jesu gehört auch unbedingt sein Vorgehen gegen die Krämerseelen bei der Tempelreinigung (Ev. Joh. 2, 13 ff.) und sein Verhalten gegen des Hohenpriesters Diener (Joh. 18, 22).

In dieser Liebe zu Gott und dem Nächsten, welche hier zur hingebenden Milde, dort zum schärfsten Kampfe führt, haben wir die Einheit der Gesinnung Jesu.

Mustergültig ist die Darstellung dieser Liebe bei Herrmann in der genannten Abhandlung.

Diese Liebe ist größer als das Recht.

Diese Liebe ist härter als das Recht. Das Recht kennt Ausnahmen, die Liebe nicht. Das Recht wandelt sich mit der in der Geschichte sich offenbarenden menschlichen Natur. Die Liebe weiß sich zwar in unerschöpflicher Beweglichkeit jedem Moment anzupassen, aber sie ist unveränderlich in der Richtung auf das ewige Ziel, nämlich auf die persönliche Gemeinschaft, in der jeder am anderen eine Freude hat, für die er alles andere hingeben möchte. Sie ist auf persönliche Gemeinschaft auch mit dem Feinde gerichtet. — Das Recht ist abhängig von bestimmten Vorschriften, die wirkliche Liebe ist unabhängig und selbständig; sie gibt sich ihre Vorschriften selbst. Das Recht hat überall in seinen begrenzten Aufgaben seine Schranken; die Liebe ist unbegrenzt, sie darf diese Schranken nicht kennen, sondern fordert die Möglichkeit, sich über die Zäune des Rechtes hinwegzusetzen, jedes sittlich erlaubte Opfer zu verlangen und selbst zu bringen. Diese Liebe ist ein einheitliches, selbständiges, unerschöpfliches, in der Einheit mit Gottes Willen begründetes Wollen, welches die eigenen Kräfte nicht sinnlos fortwirft, sondern in verständiger, weisheitsvoller Rücksicht auf die einzelnen Situationen ihre Mittel wählt, und ihre Kräfte in höchster Anspannung für die große Sache einsetzt.

Daß Jesus bei der Durchführung seines Zieles die physischen Grundlagen des Daseins im allgemeinen hat aufheben wollen, geht aus keiner seiner Äußerungen oder Taten hervor. Er hat sie vorgefunden, sie als selbstverständlich hingenommen, ohne sie anders in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, als da, wo eine positive oder negative Beurteilung in einem einzelnen Falle geboten erschien. Die Wohltaten der weltlich sittlichen Gemeinschaft, z. B. des Familienlebens, der staatlichen oder rechtlichen Ordnung, der freien Religionsübung rc. hat er als selbstverständlich genossen und gar nicht daran gedacht, die weltlich sittliche Gemeinschaft allgemein aufzuheben: Er tritt ein für die Heiligkeit der Ehe, für die Liebe zu den Eltern (Matth. 15, 4), zeigt eine ergreifende Liebe zu seinem Volke (Luk. 19, 14 f.), dessen vollständigen politischen Untergang er unter Tränen beklagt. In dieser Welt lebte er so wenig als Asket, daß ihm von seinen Feinden nachgerufen wurde: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und Weinsäufer (Matth. 11, 19).

Nicht eine phantastische, sondern die wirklich vorhandene Welt mit ihrer Kultur und Unkultur war es, welche Jesus als Feld seines Wirkens

ansah. Für diese Welt sollten die Jünger Licht, für diese Welt sollten sie Salz werden. Gerade diese Welt war und ist des Lichtes und des Salzes bedürftig, wenn das Reich Gottes kommen soll. Dieses letzte Ziel, das Reich Gottes, hat sich Jesus freilich niemals verschieben lassen, und diejenigen, für welche irdisches Leben, irdischer Vorteil, irdische Wohlfahrt das letzte Ziel ihrer Grundsätze und ihres Handelns ist, sind für alle Zeiten so scharf wie nur möglich von Jesus geschieden. Der reiche Kornbauer (Luk. 12, 16 ff.), als Staatsbürger zweifellos nicht nur ein Ehrenmann, sondern auch ein Meister der Tüchtigkeit, ist gleichwohl in Gottes und Jesu Urteil „ein Narr", weil er über sein Endziel: „Iß und trink, liebe Seele" hinaus nichts Höheres kennt.

Gehen wir nun von dieser Grundlage aus an Jesu Aussprüche in der Bergpredigt heran, so finden wir in den sittlichen Grundsätzen der Bergpredigt: zunächst einen dringenden Hinweis Jesu auf die Gefahren, welche seinen Jüngern aus dem Verkehr mit der Welt, ihren Gütern, Gesetzen, Rechten, Genüssen drohen, sodann die Forderung, in allen den Situationen, in denen uns diese Güter, Gesetze, Rechte und Genüsse von seinem und unserem höchsten Ziele abdrängen, diese Einflüsse durch eine höhere Sittlichkeit, wie sie aus der Gesinnung Jesu entspringt, zu überwinden, wenn auch unter den schwersten und letztmöglichen Opfern. Wann solche äußersten Situationen eintreten, bleibt dem Gewissen und der Entscheidung eines jeden einzelnen überlassen. Für den Jünger Jesu bleibt es in allen Wandlungen und Bewegungen des inneren und äußeren Lebens dabei: Trachte am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, daß du wirst, wie Gott dich haben will, ein geheiligtes Glied seiner Gemeinschaft, sein gehorsam vertrauensvolles Kind, Gottes Werkzeug zur Erreichung seines Zieles, das ist zugleich ein deinen Mitmenschen in umfassender, heiliger, tätiger, duldender Liebe dienender Bruder. — —

Im einzelnen müssen wir uns natürlich hüten, das zu tun, was Jesus in seiner hohen pädagogischen Weisheit vermieden hat, nämlich einen Sittenkodex zu schaffen, der die Freiheit beschränkt.

Das letzte Ziel kommt zu Schaden, wenn in unseren Herzen unreine Gedanken in bezug auf das sechste Gebot sich einnisten. Solche Gedanken — Taten erst recht — lösen die Gemeinschaft mit dem heiligen Gott. — Es kommt zu Schaden, wenn wir Menschen hassen und sie in die Hölle, in die Verdammnis wünschen (Matth. 5, 22), das hebt die Gemeinschaft mit den Menschen bis in Ewigkeit auf. In gleicher Weise wird die Gemeinschaft mit den Menschen aufgehoben, wenn wir in unseren Aussagen aus Egoismus, oder aus ähnlichen Gründen, unwahrhaftig sind und das Vertrauen untergraben. Darum sei eure Rede ja oder nein (Matth. 5, 37). (Um den Eid vor der Obrigkeit handelt es sich hier nach meiner Ansicht nicht, sondern [vgl. Matth. 23, 16] darum, daß man im persönlichen Verkehr nicht Beteuerungsformeln gebraucht, welche man selbst im Inneren für nicht verbindlich ansieht.)

Die Sorge an sich stört die Liebesgemeinschaft mit Gott oder mit den Menschen noch keineswegs. Im Gegenteil! Ist sie ein Ausfluß der Treue und der Gewissenhaftigkeit, so festigt sie diese Gemeinschaft und spornt den Menschen zum Beten und zur Arbeit und Ausdauer an. Aber anders ist es, wenn sich die Sorge darauf richtet, „seiner Länge eine Elle zuzusetzen", also Unmögliches auszuführen. Wie die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde keineswegs ein Faulenzerleben führen, sondern nach dem Maße ihrer Ausstattung zu ihrer Ernährung und zum Lobe Gottes tun, was und soviel sie können, so sollen auch wir tun, soviel wir können. Wo wir aber mit unseren Kräften an der Grenze angelangt sind, da tritt der hingebende, über alles vertrauende Glaube, der durch keine verstandesmäßige Überlegung eingeengt ist, das Vertrauen, daß selbst unsere Haare auf dem Haupte alle gezählt sind (Matth. 10, 30) in sein volles, unbeschränktes Recht.

Der Besitz an sich stört weder die Liebesgemeinschaft mit Gott noch mit den Menschen. Im Gegenteil! Er ist oft genug ein vorzügliches Mittel, die dankbar fromme Lebensfreudigkeit, die sittliche Lebenshaltung zu erhöhen, Liebesgemeinschaft anzuknüpfen, zu erhalten und zu festigen. Das ganze Gebiet der Wohltätigkeit und ein gut Stück der inneren und äußeren Mission wäre ohne den Besitz gar nicht möglich. Die Gefahren der Besitzlosigkeit und der Armut hat ja der alte Salomo ebenso klar erkannt, wie der alte Bodelschwingh, der für jeden Arbeiter ein Häuschen und ein Gärtchen fordert —. Aber wenn der Besitz zum letzten Lebensziel wird, wenn er zum Götzen wird neben Gott, und über Gott als Herr (Matth. 5, 24) in Sklavendienst uns zwingen will, dann heißt es mit aller Rücksichtslosigkeit und Schärfe: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln. Dem Zachäus (Luk. 19, 9) läßt der Herr einen großen Teil seines Besitzes, vom reichen Jüngling, dem reichen Junior (Matth. 19, 21) fordert er ohne Einschränkung: „Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen."

Das Borgen an sich ist noch keineswegs geeignet, die Gemeinschaft mit Gott und den Menschen zu fördern. Im Gegenteil! Wer mit der Armenpflege zu tun hat oder das geschäftliche Leben kennt, weiß, wie oft Borgen und Betteln, Borgen und Betrügen zusammenhängen oder gar dasselbe sind. Wer dem anderen unbesehen borgt, kann dadurch in sehr vielen Fällen Faulheit, Unverschämtheit, Unordnung und Schlemmerei unterstützen und bewirkt dann, daß solche Borger auch innerlich verkommen und an ihrer Seele zugrunde gehen. Das gleiche gilt vom Almosengeben.

Aber wo es sich nach unserer christlichen Entscheidung um eine wirkliche Hilfeleistung handelt, da heißt es unerbittlich: Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht ab von dem, der dir abborgen will; und wenn du Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut (Matth. 5, 42; 6, 3).

Von hier aus bekommen wir auch Richtlinien für die Führung des Konkurrenzkampfes, des Kampfes ums Dasein. Auch in diesem Punkte

darf das Christentum keineswegs eine Ethik allein für die wirtschaftlich Unabhängigen sein. Wenn der Besitz an sich nicht verboten ist, kann auch das Streben nach Besitz, Erhaltung und Erweiterung des Besitzes nicht verboten sein. Im Gegenteil! Der Mangel an solchem Streben, durch den wir uns, unseren sittlichen Einfluß, die Unserigen, die Gesamtheit gar leicht schädigen können, ohne auch nur einem einzigen zu nützen, kann sehr leicht zu einem sittlichen Fehler werden.

„Schmutzige" Konkurrenz, mag es sich um Geschäfte in Kaffee, Erbsen, Tuch oder Eisen handeln, oder um ein gutes Examen, Karriere, Staatsfreundlichkeit, Popularität, Anerkennung, Titel oder Orden, ist von vornherein abzulehnen, wie das ja schon in der Theorie die natürliche Ethik tut. Aber mit diesem Standpunkte darf der Christ sich nicht begnügen. Er soll seine ganze Persönlichkeit dafür einsetzen, daß er Besseres leistet und auf diese Weise dem Konkurrenten zuvorkommt. Der Gedanke, daß die Konkurrenz auch darin ein sittliches Moment enthalte, daß sie den Konkurrenten zur höchsten Anspannung seiner Kräfte anspornt, läßt sich in der Tat nicht von der Hand weisen. — Aber was geschieht nun mit denen, welche trotz besten Willens doch nur Mangelhaftes zu leisten vermögen und daher verdrängt werden? Es muß ihnen die Möglichkeit geboten werden, sich für ihre Person einen anderen geeigneten Platz zu suchen, auf welchem sie mit besserem Erfolge ihre Kräfte nutzbar machen können, oder sich mit anderen zusammenzuschließen, um mit vereinten Kräften zu erreichen, was dem einzelnen zu erreichen versagt bleibt. Das heißt den Grundsatz Pestalozzis zur Tat machen, daß jedem von Jugend auf die größtmögliche Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte gewährt werde. Tatsächlich ist die soziale Frage in erster Linie eine Bildungsfrage. Daneben handelt es sich um diejenigen Existenzen, welche von der Konkurrenz trotz des Koalitionsrechtes wegen zu großer Unselbständigkeit oder Unfähigkeit ausgeschieden werden. Man darf sie nicht ausstoßen und verkommen lassen. Es ist eine ganz natürliche und, wie mir scheint, sittlich durchaus zu rechtfertigende Entwicklung des sozialen Lebens, daß die Zahl der selbständigen Existenzen abnimmt und die Zahl der Beamten und Angestellten zunimmt. Unendlich viele Menschen, so lehrt die Erfahrung, können nur unter Leitung anderer etwas Vernünftiges leisten und für sich und ihre Familie eine befriedigende Lebenshaltung behaupten. Nur dürfen unter keinen Umständen die selbständigen Persönlichkeiten niedergehalten und die weniger Selbständigen vernichtet werden. Auch den letzteren ist ihr Recht zu wahren.

Unser soziales Leben weist viele Züge auf, die darauf hindeuten, daß das Recht der Persönlichkeit — und das ist ein Recht, welches Jesus erst in die Welt gebracht — immer mehr zur Geltung kommt, einmal dadurch, daß der Kastengeist durchbrochen wird, und zum andern, daß sich entweder den schwächeren Existenzen gesicherte Plätze eröffnen, auf denen sie nach dem Maße ihrer Kräfte auch etwas leisten können, oder daß gar die Staatshilfe eintritt und sich der Schwächsten annimmt.

Der christliche Konkurrent — Konkurrent im allgemeinsten Sinne — wird aber dadurch noch nicht ein Jünger Jesu, daß er seinen Kampf mit anständigen Mitteln führt. Er darf auch bei seiner irdischen Arbeit um bürgerliche Wohlfahrt für sich und andere das Endziel Jesu, Bau des Reiches Gottes, nicht nur nicht vergessen, sondern dieses Ziel muß auch das von ihm erstrebte Endziel sein. Sonst steht er auf einer Stufe mit dem reichen Kornbauern, dem „Narren". Essen und Trinken sind Mittel zum Leben, nicht das Leben selber. Hier muß sich der einzelne mit rücksichtsloser Schärfe unter das Wort des Herrn stellen: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? — Über dem Schätzesammeln steht das Reichsein in Gott (Luk. 12, 21).

Wenn Christus sagt, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel (Matth. 5, 39), so heißt das nicht, wir sollen allen Schlechtigkeiten freien Lauf lassen. Man denke nur einmal daran, was aus der Kindererziehung werden würde!? Nur dadurch können wir Menschen zu Christen, zur Gemeinschaft mit Gott und mit den Menschen erziehen, daß wir sie nicht wild aufwachsen lassen, sondern dem Schlechten widerstehen. Auch Christus hat dem Übel widerstanden, nicht nur, wo es sich, wie bei der Tempelreinigung um die Ehre Gottes, sondern auch wie bei dem Backenstreich durch des Hohenpriesters Diener, um seine Ehre und seine Selbstbehauptung handelte.

Aber wir können in eine Lage hineinkommen, in welcher wir unbedingt zur Geltung zu bringen haben, daß die Liebe mehr ist als das Recht, in welcher wir unerbittlich Eigentum, Ehre und Zeit um des höchsten Zieles willen zum Opfer bringen müssen. Nicht jedem gegenüber können und dürfen wir auf Leben, Ehre und Eigentum verzichten. Wir würden uns der notwendigen Grundlagen unseres Wirkens auch für das Reich Gottes und im Reiche Gottes sinnlos berauben. Wir können aber in die Lage kommen — und mancher von uns ist vielleicht bereits in einer solchen Lage gewesen —, wo wir um der Liebe willen dem Gegner nichts anderes zurufen können als: „Schlage zu! Beleidige mich, kränke mich!" Wir dulden es, um dem Gegner zu beweisen, daß unsere Gesinnung frei ist von Haß und Zorn und feindlicher Erregtheit. Wir tun ihm Gutes, um feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln. Und daß diese Kohlen brennen können, dafür sorgt ein heiliges, göttliches, unverbrüchliches Gesetz. Sind wir nicht selbst schon mehr als einmal durch ein christliches Verhalten unseres Gegners zum schamvollen Bewußtsein unserer eigenen Verwerflichkeit gebracht? Es bleibt eine für viele verborgene und doch durch die Erfahrung immer wieder aufs neue bestätigte Wahrheit — ich könnte aus meiner Tätigkeit als Zuchthausgeistlicher manches Beispiel bringen —, daß wir den Gegner durch Recht und Gesetz vielleicht zum Schweigen bringen, aber nur durch die Liebe wirklich innerlich überwinden. Gewiß kommt es dabei auf den Gegner an. Aber wir sollten doch den Kreis nicht zu enge ziehen. Wenn wir Ernst machen mit unserer Liebe, so werden wir auch immer wieder die uns beschämende und beglückende Erfahrung machen, daß die Herzen auch

der nach unserer Meinung harten und schlechten Menschen weicher und **empfänglicher** sind, als wir ahnten.

Lassen sich diese Grundsätze nun auch auf das Staatsleben übertragen? **Nicht ohne weiteres.** Gewiß ist der Staat auch eine Schöpfung Gottes, **aber doch ein** durch und durch irdisches Gebilde, welches nur die materielle, **mindestens rein** diesseitige Wohlfahrt seiner Bürger im Auge hat. Für **den Christen** ist er — genau wie bei Christus — mit seinen äußeren Ord**nungen die** notwendige Grundlage, von der aus die Menschen zu der **höheren Sittlichkeit** des Reiches Gottes herangebildet werden können. Mit **dieser christlichen** Aufgabe selbst hat aber der Staat nichts anderes zu tun, **als daß er** die Möglichkeit dieser höheren Entwicklung nicht stört, sondern **nach Kräften** sichert und erweitert. An sich ist die Sittlichkeit des Staates **eine Sittlichkeit** niedrigerer Art, welche sich mit dem Grundsatze: suum cuique begnügen muß. Wir müssen uns hüten, von einem christlichen Staat zu reden oder gar Staat und Reich Gottes gleichzustellen. Man braucht kein Herzenskündiger zu sein, um erkennen zu können, daß der größere Teil der Staatsbürger nicht zu den bewußten Anhängern Christi gehört. Diese Staatsbürger zu einer Verwaltung des Staates nach spezifisch christlichen Grundsätzen zwingen zu wollen, wäre geradezu eine unchristliche Vergewaltigung. Mir scheint es daher auch grundsätzlich verkehrt, daß der Staat in irgend einer Weise die Pflege der christlichen Religion übernimmt. Wie die Tatsachen es immer wieder beweisen (Eid, Schulfragen 2c.), ist Religion in den Augen des Staates im Grunde nichts anderes als ein feineres Polizeimittel zur Sicherung seines materiellen und geistigen Bestandes. Herstellung der Verbindung mit Gott um Gottes und der Seele willen, Zurüstung der Seele für die Ewigkeit, 2c. liegen völlig außerhalb der Ziele des Staates.

Daß wir nicht nur als Bürger, sondern auch als Christen durchaus die Pflicht haben, den Staat in der Erfüllung seiner Diesseitigkeitsaufgabe zu unterstützen, ergibt sich aus seiner Wertung als Grundlage für eine höhere sittliche Entwicklung von selbst. Aber mit dieser Unterstützung ist unsere Pflicht nicht erschöpft. Unser Endziel verlangt, daß die Diesseitigkeitsgrundlagen des Staates immer mehr so gestaltet werden, daß sie jedem die Möglichkeit geben, an einem höheren, geheiligten, gottwohlgefälligen Leben teilzunehmen, in einem sochen Leben sich zu betätigen und auszuwirken. Wir haben also unseren Einfluß dahin geltend zu machen, daß die Feinde der nach unserer Überzeugung wahren Religion und Sittlichkeit nicht die ausschlaggebende Macht in die Hand bekommen (fanatische Atheisten, Jesuiten, Verteidiger der Unsittlichkeit 2c.), daß die sozialen Verhältnisse so gestaltet werden, daß jedem, der will, Gelegenheit und Zeit zur Pflege seines religiös-sittlichen Lebens bleibt (Religions- und Gewissensfreiheit, Freiheit auch der theologischen Wissenschaft, Anerkennung der Konfessionen, Schutz des einzelnen und der Gesamtheit gegen die Auswüchse des Kapitalismus, ausreichender Lohn, Schutz vor übermäßiger Arbeitszeit, welche das geistige Leben ertötet und

geistige Fortbildung unmöglich macht, Schutz des Familienlebens durch ausreichende gesunde Wohnungen, durch Erziehung und Fürsorge für die Kinder, zweckmäßige Erziehung und Ausbildung der späteren Mütter und Hausfrauen, Regelung der Frauenarbeit, zweckmäßige, sittliche Lösung der Frauenfrage 2c. 2c.).

Alle diese Aufgaben können — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — nicht in der der Eigenart des Volkes entsprechenden Weise erfüllt werden, wenn der Staat seine Existenz aufgibt oder sich rauben läßt. Gesetze und Strafmittel sind die nächsten notwendigen Mittel der Selbstbehauptung, die ultima ratio ist der Krieg, allerdings nicht der Raubkrieg, sondern der Krieg der Notwehr.

Das Volk Israel wäre sittlich und religiös zugrunde gerichtet, wenn es in Kanaan sich nicht abgeschlossen, sondern mit den umwohnenden Heidenvölkern vermischt hätte, friedlich in ihnen aufgegangen wäre. Durch blutigen Kampf mußte es sich behaupten. Ich glaube nicht, daß Jesus diese Kämpfe zum Schutze des Volkstums — nicht die Art der Kriegsführung — als Unrecht angesehen hat und ähnliche Kämpfe unter den heute bestehenden Verhältnissen als Unrecht ansehen würde.

Aber sicherlich ist der Krieg etwas, was bei dem Mächtigerwerden der Gesinnung Jesu immer seltener, vielleicht gar verschwinden wird. Zu diesem Schlusse berechtigt uns der bisherige Verlauf der Weltgeschichte. Gilt doch auch heute schon bei der Kriegsführung stillschweigend wenigstens in der Theorie der Grundsatz, den Gegner nicht zu vernichten, sondern nur für den weiteren Kampf unschädlich zu machen, ihn außer Gefecht zu setzen, um ihn an neuen Angriffen zu hindern. Und daß die Behandlung des verwundeten und hilflosen Feindes von den Grundsätzen der Bergpredigt nicht unbeeinflußt geblieben, bedarf wohl keines besonderen Beweises. — —

Gewiß, in diesen und in den anderen Stücken stehen wir noch mitten in der Arbeit, welche uns durch die Bergpredigt auferlegt ist. Wie sich im einzelnen der einzelne Christ zu entscheiden hat, richtet sich nach seiner an der Gesinnung Jesu gebildeten Überzeugung, nach seinem christlichen Gewissen. Freilich in seinem Gewissen wird der Christ aus einer dauernden Spannung nicht herauskommen. Jede Versäumnis und jeder Verstoß gegen die erkannte Wahrheit wird einen inneren Druck, ein inneres Unbehagen verursachen.

Aber nur das können wir als Wahrheit in unsere Überzeugung aufnehmen, was uns selbst zur persönlich erfaßten Wahrheit geworden ist. Streben nach tieferer Erkenntnis auf der einen und praktische persönliche Lebenserfahrung auf der anderen Seite müssen sich ergänzen und stützen. Je umfassender und tiefer im Laufe der Jahre oder Jahrzehnte die psychologische Erfahrung am eigenen Selbst und an anderen Menschen wird, um so klarer geht uns auch die Wahrheit der Grundsätze Jesu auf. Daß sie zunächst nur auf den einzelnen wirkt, darf uns nicht irre machen. Die All-

gemeinheit besteht aus einzelnen und wird durch diese Wahrheit um so wirksamer beeinflußt, je mehr einzelne von ihr erfaßt sind. Diesen Prozeß können wir in der ganzen Geschichte des Christentums verfolgen. Darin ist auch die Zuversicht begründet, daß unser Glaube die Welt überwinden wird.



Vorfrühlingssturmnacht

Eine lyrische Rhapsodie von Julius Kühn-Eisenach

Heulend und sausend
schwingt der Sturm
mit Riesengewalt
die reifumsponnenen Tannen,
jagt er zerfetzte
Wolkengebilde
am nächtlichen Himmel hin.
Er braust über die Gebirge,
Die mit ihren dunkeln Gipfeln
gespensterhaft aufgetürmt
sich fern verziehn.
Fessellos tobt er um mich,
über mir,
und meine Seele erschauert.
Bebend vernimmt sie
des Schöpfers Stimme,
der neues Leben
aus Felsenspalten,
knarrenden Wipfeln
und wolkenbeschatteten,
schneeverhüllten
Fluren ruft.
Der wilde Sturm
mit seinem Donnertosen
ist Dein leiser Hauch,
der die Erde —
ein Stäubchen im Raume,
meine große Heimat —
aus der Unendlichkeit streift . . .
— — — — — — — —
Wo bist Du?
Wo find' ich Dich?
In jenen Fernen,
woher der Sterne
milder Glanz
herniederflutet?
In weiteren Räumen?
Nein! In mir,
in meiner Seele,
Deines Wesens
ein kleiner Teil,
der erschüttert
über die Täler lauscht . . .
O, könnt' ich auf jenen
mondbeglänzten Nebeln
über die schlafende Erde
durch die wilde Nacht
im Sturme gehn!
Könnt' ich Länder und Meere,
die Erde, die Welten,
allumfangend
größer werden —
unbegrenzt!
O könnt' ich!
O könnt' ich!!
Es sprengt mir die Brust
mit mächtigem Drang.
Ich möcht' mich erheben,
körperlos,
bei Dir sein,
mit Dir sein
und schaffend vergehn! —





Leibeigen

Eine Kolonialnovelle aus der Gegenwart

Von

Hanna Christaller

Wie ein kleines Schloß sah das Hospital aus. Ein Schmuckstück mitten im öden afrikanischen Küstensande! Stattlich war seine langgestreckte Vorderfront dem Meere zugewandt. Steinstufen führten in einen zementbelegten, breiten Wandelgang empor, der, von weißübertünchten Backsteinsäulen nach außen hin eingefaßt, das Erdgeschoß flankierte. Von diesem Wandelgang stieg rechts und links je eine Treppe in die darüber gelegene Veranda hinauf, deren Dach von zierlichen braunfarbigen Holzpfeilern getragen wurde. Gleich freundlichen Augen aber blinkten im Hintergrund der Veranda hohe Fenster, die mit ihrer hellblau gestrichenen Umrahmung sich von der schneeweißen Hausmauer heiter abhoben.

Alles so ruhig, so feierlich und leer! Kein menschliches Wesen ringsum! Nur ein junger Mann schlurfte in weiten Segeltuchpantoffeln langsam und etwas nach vorn gebeugt über die schmalgefugten Dielen der Veranda hin und her, die Hände unter dem eingefallenen Brustkasten wie im Gebet gefaltet. Schlotterig hing ihm sein grauleinener Anzug um die Glieder. Ein weichgerundeter Kranzbart, der zu beiden Seiten in die glatt heruntergekämmten Haare mild hinüberfloß, verlieh seinem Gesicht mit den eckig hervorstehenden Backenknochen etwas ausgesprochen Pastorales. Ernste, gehorsame Augen lagen unter spärlichen Brauen.

Melancholisch blickten diese dunklen Augen, so oft der Wandelnde das eine Ende der Veranda erreicht hatte, nach dem Negerdorf hinüber, das, ein regelloses Durcheinander brauner Lehmhütten mit schmutziggelben Strohdächern, sich in einer Entfernung von etwa zehn Minuten Wegs ausdehnte. Gespannte Erwartung aber leuchtete in den Blicken des jungen Mannes auf, sobald er dem anderen Ende sich näherte. Kahl und einförmig dehnte sich hier eine Sandfläche am Meer entlang. Nur etliche geradlinige Telephonstangen spannen in weiten Abständen einen einzigen Draht hin, bis sie fern in einem Palmenhain verschwanden.



J. Bossard
Pietà

Abseits von diesem Hain und fast unmittelbar am Meeresstrande standen vier einsame Palmen. Fein und zart zeichneten sie sich ab von Himmel und Wasser — ein bläulicher Dunst umwob sie. Beinahe wie eine Vision gemahnte den Ausschauenden dieser Anblick. Einmal, in ferner Kindheit, hatte er Ähnliches geschaut. In seiner Bilderbibel war's, wo Moses die Arme ausstreckt nach dem weitab winkenden Gelobten Land. Auch nur vier Palmen am Horizont bildeten dort gleichsam die Eingangspforten zu dem erflehten Kanaan. Damals war der erste Funke der Sehnsucht nach fernen Zonen in ihm erglommen. Und jetzt, da die einst so sehr ersehnte Ferne ihn umfing, sollte sein Glück kommen von jenseits der Palmen, wo die Heimat seiner Kindheit und seiner Träume lag?

Da — weit öffnete er die Augen. Ist's ein Vogel, der mit weißen Fittigen vorübersegelt, dort auf dem Meer, dicht neben den Palmen? — — Höher und höher steigt es, leicht und schwebend — das Schiff! Noch umwebt es der zarte Duft der Ferne.

Ein schluchzender Ton entrang sich der Brust des in die schimmernde Weite Spähenden. War es Jauchzen? War es Weinen? Zitternd ergriff er die Leine, welche an dem unmittelbar bei der Veranda stehenden Flaggenmast herunterhing. „Christoph, fasse dich!" beruhigte er sich selbst und hielt hinausschauend die Hand über die Augen. Ja, es war keine Täuschung. Es war wirklich das Schiff. Schnell drehte sich die Kurbel an der Leine. Eine deutsche Reichsflagge entrollte sich auf der Spitze des Mastes und blähte sich im Winde lustig über dem stillen Haus am Meeresstrande.

Sorgfältig knotete Christoph die Leine um ihren Haken und eilte die Veranda entlang auf eine Glastüre zu, die weit offen stand. Im Zimmer saß vor einem Tisch ein blonder Mann, ganz vertieft in ein aufgeschlagenes Buch. Er saß in Hemdsärmeln, den Kopf in die Hand gestützt, und seine Finger spreizten sich durch sein glänzendes, dichtes Haar. Unter dem aufgeknöpften, bis zum Ellbogen hinabgerutschten Ärmel aber wurde ein weißer muskulöser Unterarm sichtbar.

Christoph näherte sich auf den Zehenspitzen dem in seine Lektüre ganz Verlorenen und umschlang ihn von hinten. „Bruder Johannes," flüsterte er und drückte fast zärtlich den Kopf des Kollegen an seine Brust, „so ganz versunken heute?"

„Heute?" wiederholte der andere mit seiner tiefen, ruhigen Stimme, und indem er die blauen Augen aufschlug: „Ja, ich verstehe dich. Es wird ja heute sein, so Gott will! Unser Herz ist unruhig, bis daß es ruhet in ihm." Er deutete auf das Wort Jesus in der offenen Bibel und seufzte: „O, wie bangt mir! Wird das Neue mich nicht meinem Herrn entfremden? Ich habe mit ihm gerungen. Möge er es abwenden, so es nicht nach seinem Willen ist!"

Christoph ließ ernüchtert die Arme sinken. „So kann ich nicht denken," gestand er reumütig, „ich wollte, ich könnte es. Aber schau sie an!" Er

zog eine Photographie aus seiner Brusttasche, und die Gewandtheit, mit der er es tat, verriet, daß dieser Griff zu seinen täglichen Gewohnheiten gehörte. „Ganz hingenommen hat mich dieses Bild, und meine Sehnsucht fleht nur eines: daß Gott Unheil wenden möge von ihr, die meine Seele liebt. Und fragend frißt der Gedanke mir am Herzen: Wird, kann sie so einen unscheinbaren Kerl, wie ich bin, wieder lieben?"

Gleichmütig betrachtete Johannes den feinen Frauenkopf mit den großen, träumerischen Augen und dem schwellenden Mund, um den ein resignierter Zug lag. „Was ist Schönheit?" fragte er fast geringschätzig. „Das Gras verwelkt, und die Blume fällt ab. Ich konnte eigentlich nie begreifen, wie jemand sich von äußerlicher Gestalt hinreißen lassen kann, und vollends ein Christ, für den das Leben nur ein Vorübergehen an Nichtigkeiten bedeutet, der himmlischen Herrlichkeit zu."

„Ja, so bist du!" sagte Christoph gedrückt. „Aber ist nicht auch die Erde ein Denkmal Gottes? Wozu wäre sonst all ihre Schönheit? Wozu wäre uns die Gabe verliehen, Schönes zu bilden? Du weißt, ehe ich Missionar wurde, war ich Schreiner. Muß ich da nicht ein Auge für Form und Linie haben, alles auf Harmonie und Nettigkeit prüfen und mich daran erfreuen, wo ich's finde? Soll mich ein schönes" — er räusperte sich verlegen — „ein schönes Weib — Fräulein", verbesserte er sich bestürzt, „weniger rühren als ein gefällig gearbeitetes Kabinettstück aus der Werkstatt?"

„Es ist alles eitel", zitierte Johannes hartnäckig, klappte seine Bibel zu und legte nachdrücklich die Hand darauf.

Christoph fiel förmlich in sich zusammen; er verstand, was der andere sagen wollte, und schämte sich seines von irdischen Gedanken bewegten Herzens.

„Ihr klugen Jünglinge, wo seid ihr?" rief plötzlich von draußen eine sonore Stimme. „Es scheint, als sei das Öl der Erwartung in euren Lampen ausgegangen — und schon sind die Bräute in Sicht."

Ein hochgewachsener, ernster Mann mit vornehmer Haltung erschien auf der Schwelle. Über sein Gesicht, ein bedeutendes Gesicht mit edler Stirn, glitt ein sarkastisches Lächeln.

Johannes sprang auf, zog seinen über der Stuhllehne hängenden Rock an und ging bedächtig auf die Veranda hinaus.

Doktor Martini aber faßte den verwirrt dastehenden Christoph Calwer scharf ins Auge: „Mein tugendsamer Evangelist, noch sind Sie Rekonvaleszent, und Sie gefallen mir heute eigentlich gar nicht. Die Erwartung Ihres noch auf dem Wasser schwimmenden Glücks scheint Ihnen nicht gut zu bekommen. Hören Sie mal, an den Landungsplatz dürfen Sie mir in dieser Mittagsglut nicht klabastern. Auf keinen Fall! Nachher gibt's ja immer noch Aufregung genug."

„Aber, Herr Stabsarzt — —" sträubte sich Christoph.

„Na, na, nicht gleich nervös!" beruhigte der Doktor. „Das muß man sich vor allen Dingen abgewöhnen, wenn man heiratet. Ja, glauben Sie mir, es sind nicht eitel Rosen, auf die man im Ehestand gebettet wird."

Sie traten zu Johannes hinaus.

„Eitel Rosen erwarten wir auch gar nicht“, ließ sich dieser kühl vernehmen.

Aufgeregt preßte Christoph das Fernrohr, welches ihm der Stabsarzt geboten hatte, ans Auge und richtete es auf das immer näher kommende Schiff.

„So zart wie die duftigen, fernen Linien da draußen an Himmel und Meer“, dachte Martini bei sich, „sind auch unsere Hoffnungen und Wünsche, aber wenn aus Hoffnungen Realitäten, aus Wünschen Erfüllungen werden, o, als welch eine kompakte, komplizierte Masse entpuppt sich da, was so fein und zart aussah!“

Mißmutig schlenderte er die Veranda entlang und bog in die hintere Flucht derselben ein, um die rechtwinklige Hausecke herum.

„Nun kommt die Bescherung!“ berichtete er der noch jugendlichen Dame in weißer Diakonissentracht, die hier, mit Handarbeit beschäftigt, saß.

„Was für eine Bescherung?“ fragte sie, „doch nicht wieder ein Kriegsschiff in Sicht nach dem Hererolande?“

„Nein, aber der Passagierdampfer aus der Heimat!“

„Wirklich?“ Sie wandte dem Doktor erfreut ihr blasses, weich-ovales Gesicht zu. Dieses hatte beim ersten Anblick etwas ungemein Liebes. Aber näher betrachtet, frappierte es durch den merkwürdig forschenden, selbstsicheren Ausdruck der grauen Augen. Jetzt blitzte es in diesen auf wie heimliche Schelmerei.

Die Schwester nahm eine kleine Schere vom Tisch und schnitt lose Fäden von ihrem Nähzeug ab.

„Wo ist denn meine Nähnadel hingekommen?“ Suchend tastete sie über ihr Kleid.

„Ei, da hat sich der kleine Ausreißer auf dem Fußboden festgespießt!“ Der Stabsarzt hob die Nadel auf.

„Eine Nadel, die sich selbst aufspießt, Herr Doktor — das bedeutet eine Neuigkeit. Ich wußte es ja, Sie erleben heute noch etwas Überraschendes.“

„Abergläubisches Weibervolk!“ spottete er.

„Was wetten Sie?“ gab sie zurück.

„Ja, da ist gut orakeln, wenn ein Schiff in Sicht ist“, sagte er. „Und daß es heute für uns alle etwas Neues gibt, das liegt klar auf der Hand, auch ohne Ihre Weisheit.“

„Aber daß es für Sie eine Extraneuigkeit gibt — und ich garantiere dafür! — Wollen Sie darauf wetten?“

„Einen Brief?“ fragte er. „Mag sein!“

„Nein, keinen Brief!“

„Ein Paket? Wohl möglich!“

„Nein, kein Paket!“

„Eine Kiste Proviant? Wäre fein!“

„Nein, keine Kiste!"

„Einen Freund? Vielleicht!"

„Ausfragen gilt nicht, Doktor, aber wetten!" Sie machte große, verheißungsvolle Augen und hob den Finger in die Höhe. „Etwas ganz Merkwürdiges! Zwiefach ist's hier; einfach kommt's, und dreifach gleicht es sich selber dreimal aufs Haar!"

„Zum Kuckuck! Was mag es sein?"

„Wetten!" gab sie kurz zurück.

„Also einen Korb Apfelsinen — damit Sie nicht gar zu viel verlieren! — — Übrigens, ich habe mir das Überraschtsein längst abgewöhnt. Mir ist's im Leben bisher immer schief gegangen. Komme, was da wolle!" Ein melancholischer Zug verdüsterte sein Gesicht. „Der da könnte was erzählen!" fuhr er fort und klopfte einer aschgrauen Ulmer Dogge, welche in Gabrielens Nähe hingestreckt gelegen und nun um ihn herumschnupperte, den Hals. „Rustan, alter Kerl, fünf Jahre lang hast du nun bei deinem griesgrämigen Herrn ausgehalten! Fünf einsame, traurige Jahre!"

„Wer wird so hypochondrisch sein!" tadelte Gabriele und zog einen neuen Faden durch die Nadel. „Ich begreife gar nicht, wie jemand sich einsam fühlen kann in dieser Welt voll hilfsbedürftiger Menschen."

Der Doktor setzte sich ihr gegenüber auf die Verandabrüstung und verfolgte die Bewegung ihrer Hände, dieser zarten, linden Hände, an deren rosigen Fingerspitzen die Nägel wie Perlmutter glänzten. Sein Blick glitt über die schlanken Linien der voll erblühten Gestalt hin. Die keusche Abgeschlossenheit, welche über ihr ganzes Wesen gebreitet lag, rührte und reizte ihn zugleich.

„Schwester Gabriele, wie bringen Sie's nur fertig! Immer so gleichmäßig und besonnen! Irrende Wünsche scheinen an Ihnen abzuprallen wie flatternde Windstöße an der verschlossenen Tür eines sicher gegründeten Hauses. Uns andere Sterbliche wirft der Drang der Gefühle hin und her. Selbst in die wohlgezogenen Schafe Christi da vorn" — er zeigte nach der Richtung, aus welcher er gekommen —, „selbst in die fährt jetzt etwas wie Temperament. Sie dagegen, Sie Unnahbare — —"

„Aber, bester Doktor," wehrte sie ab, „Sie stellen als Tugend und Verdienst hin, was nur das Resultat nüchterner Lebensanschauung ist."

„Was in aller Welt", fragte er lebhaft, „hob Sie auf den erhabenen Standpunkt dieser distinguierten Nüchternheit? Sie, so jung, so — — —"

„Wahrhaftig, nun fangen auch Sie an!" unterbrach sie ihn fast ungeduldig. „Komplimente macht man doch nur in Ermangelung eines interessanten Themas."

„Nun, kann nicht Ihre Person mir auch mal interessant vorkommen?" scherzte er. „Der Charakter des Menschen ist die Geschichte des Menschen. Monatelang arbeiten wir nun zusammen, und immer wieder kehrt in mir der Gedanke zurück: so jung, so — na, Sie wollen ja keine Komplimente hören — also so —: Gedankenstrich, und doch so unheimlich vernünftig!"

„Unheimlich vernünftig?" wiederholte sie langsam, beinahe traurig. „Wie soll ich das nicht sein? Bin ich doch das Produkt einer Vernunftehe. Mein Vater brauchte eine reiche Frau, und meine Mutter tat alles, ihr einziges Kind frühzeitig über die Unzweckmäßigkeit einer solchen Zweckmäßigkeit zu belehren. Ich bin wirtschaftlich unabhängig, und nun habe ich einen mir lieben Beruf, bei dem ich sehen und hören lernte. Es ist wahr, man kommt dabei um manche Illusion, aber auch um manche Enttäuschung."

„Ja, wer mit den Illusionen fertig wäre!" sagte der Doktor. „Wenn ich fragen darf — sind Sie denn glücklich dabei?"

„Ich glaube, Sie wollen sich zum Inquisitor ausbilden", entgegnete sie, gezwungen lachend. „Glücklich? Wer ist denn glücklich? Der Gedankenlose vielleicht am ehesten."

„Schauen Sie mal dorthin!" bat der Stabsarzt. „Da haben wir gleich zwei Glückliche, nicht glücklich aus Gedankenlosigkeit, sondern glücklich im Gefühl gegenseitiger Ergänzung." Er wies zum Nachbarhaus hinüber, dessen weißes Dach zwischen den alleenartig geordneten Palmen hervorragte, die zu beiden Seiten einen breiten Sandweg beschatteten. Arm in Arm schritt auf diesem Weg, der das Haus des Ingenieurs Romund mit dem Hospital verband, ein junges Paar daher — er ein Bild männlicher Schönheit, sie eine kleine, lustig dreinschauende Frau. Jetzt hielten die zwei inne und spähten nach dem Meer hinüber.

„Sind die glücklich?" fragte Gabriele. „Momentan unbestreitbar! Ich bin es in diesem Augenblick auch —: unser letzter Patient ist hergestellt; es ist gesundheitlich eine gute Zeit. Ohne Sorge kann ich mit Ihnen plaudern — aber heute abend schon kann alles anders sein. Man frage doch nicht so viel, ob glücklich oder unglücklich! Alles ruhig nehmen, wie's kommt — das ist's! Ewiger Sonnenschein wirkt monoton. Sturm, Regen, Gewitter, Wolken bringen wohltätige Abwechslung. Was die Leute glücklich sein nennen, bedeutet gewissermaßen: am Ziel, am Ende eines Weges angekommen sein und damit nicht selten am Anfang der Langweile. Wenn die Blume erblüht ist, dann ist sie glücklich, das heißt: sie hat ihre Bestimmung erreicht — aber das Welken ist nahe."

„Schwester, Sie sind ein Prachtkerl", stimmte der Stabsarzt bei. „Wahrhaftig, ganz dazu geschaffen, die Menschen an Leib und Seele gesund zu pflegen. Ruhelos und unfrisch komme ich oft genug zu Ihnen. Aber Ihre vernünftigen Duschen beruhigen und erfrischen mich jedesmal. — — Doch jetzt muß ich gehen, wenn ich zur Ankunft des Schiffes an Ort und Stelle sein will."

Er reichte ihr herzlich die Hand. Gabriele hielt sie fest. „Meine Wette, meine Wette! Wie freu' ich mich — ich werde sie gewinnen!"

„Wie freu' ich mich — Sie werden sie verlieren", echote der Doktor.

Feierlich kam Johannes um die Mauerecke, so ernst, als ginge er zu einer Beerdigung.

„Sie wollten mitkommen, Herr Stabsarzt. Herr und Frau Romund warten schon. Oder habe ich gestört?"

Argwöhnisch musterte er die so vertraulich Dastehenden.

„Ganz und gar nicht!" erwiderte Gabriele. „Adieu und viel Vergnügen!"

Sie hielt Rustan am Halsbande zurück.

* * *

Den schattenlosen, ebenen Strandweg entlang wanderte die kleine Gesellschaft dem Landungsplatze zu, das junge Ehepaar aus der Nachbarschaft des Hospitals zwischen dem Stabsarzt und dem Missionar Johannes Riedel.

Schwül atmete der Mittag — nur glühende, schwingende Luft ringsum, nur zitternder Lichtglanz über der blendend daliegenden Landschaft!

Die Unterhaltung stockte immerfort. Ein peinliches Gefühl beherrschte den schweigsamen Missionar —: eine ihm unbekannte Braut sollte er empfangen! Und peinlich legte sich dieses Gefühl auch auf die andern drei.

In der Hitze ging es sich mühsam. Niedere Hütten, die unschönen, fensterlosen Mauern dem Meere zugewandt, begrenzten in unregelmäßiger Anordnung den Weg. Aber wie sie so hell belichtet in der Tropenglut dalagen, sahen sie nicht eben unfreundlich aus. Mit ihrem satten, bräunlichen Kolorit boten sie dem sonnenmüden Auge einen wohltuenden Ruhepunkt dar.

Bald war der Landungsplatz erreicht.

Warenballen und Fässer lagen versandbereit zusammengeschichtet. Schwarze Arbeiter waren mit dem Verladen in Boote beschäftigt.

„Wir sind offenbar zu früh gekommen," sagte Frau Romund, „aber ehe wir hier gebraten werden, lassen Sie uns noch ein bißchen zum Kakerlakenhaus hinunterspazieren!"

„Kakerlakenhaus?" fragte der Doktor im Weitergehen, „was ist das?"

„So hat meine Frau unsere frühere Wohnung getauft," erklärte Romund, „wir mußten dort eine Zeitlang kampieren, weil unser jetziges Haus noch nicht fertig war. Sehen Sie dort jenes zweistöckige Gebäude, halb afrikanisch, halb europäisch, mit den vorgebauten Wandelgängen? Der Bau trägt ein außerordentlich dichtes Strohdach. So etwas hält ja wunderbar kühl — es ist wahr. Aber ein unzerstörbares Brutnest für Ungeziefer ist es auch. Wir waren wirklich froh, als wir in unserem neuen Heim endlich ein reinliches Dach über uns hatten."

„Das glaube ich", bestätigte der Stabsarzt. „Diese langbeinigen, übelriechenden Biester können einem in der Tat das Leben verleiden."

Und nun schilderte Frau Romund mit lachendem Eifer ihre nutzlosen Kakerlakenschlachten. — — —

Die Landungsboote am Ufer stachen in See. Man kehrte gemächlich um.

„Daß wir nur nicht den großen Moment verpassen!" sagte Helene und wandte ihre ganze Aufmerksamkeit wieder dem Schiff zu. „Gelt, Män-

ning, es ist zu interessant, das erste Begegnen zweier Menschen mit zu erleben, die sich nie gesehen haben und sich doch heiraten sollen — rein par ordre du Mufti. Hier sind es gar zwei Paare. Und — köstlich! — weil ich die beiden unternehmenden Mädchen als meine Gäste empfangen soll, habe ich einen höchst triftigen Grund, den Zusammenstoß mitanzusehen."

„Zusammenstoß ist gut", brummte der Doktor. „Hoffentlich gibt's keine Scherben, wie so oft, wo Weiber sind."

„Und nun sehen Sie sich um des Himmels willen diesen hölzernen Ehekandidaten Riedel an!" wisperte Frau Romund mit leisem Kichern, während sie sich dem am Landungsplatz Zurückgebliebenen immer mehr näherten.

In stoischer Ruhe stand Riedel bolzengrade da und blickte in die See hinaus mit einer Würde, einer Unnahbarkeit, die, vom Gesichtspunkt der Situation aus betrachtet, etwas unsagbar Komisches hatte.

„Sie müssen wissen, für einen, der die Entsagung predigt, ist's eben eine fatale Aufgabe, das eigene liebe Fleisch durch die Klippen menschlicher Regungen unauffällig hindurchzubugsieren", bemerkte der Stabsarzt.

„Es ist merkwürdig," warf Romund ein, „wie gewisse Menschen sich Mühe geben, mit vielem Lärm die Natur zur Vordertür hinauszuwerfen, um sie verstohlen zur Hintertür wieder hereinzulassen. — Und dort kommt gar einer von der allerstrengsten Observanz." Er machte eine leichte Kopfbewegung nach der oberen Düne hinüber, wo eine lange, hagere Gestalt in sackähnlicher Kutte mit großen, schlenkernden Schritten daherkam.

Der Präfekt Braunbach trat an die drei heran. Er lupfte den Korkhelm über seinem hautigen Gesicht, und seine katholische Rechtgläubigkeit blinzelte schnell und scharf zu dem protestantischen Rivalen, zu Johannes, hinüber, der ihn nicht zu bemerken schien oder nicht bemerken wollte und sichtlich befangen mit seinem Sonnenschirm Löcher in den Boden bohrte.

„Meine Herrschaften," begrüßte der Priester mit seiner nervösen Fistelstimme die drei andern, „gewiß erwarten Sie, wie ich, Neulinge von zu Hause?" Er hielt eine Lorgnette vor die entzündeten Augen und zwinkerte zu dem Dampfer hinaus, der laut tutend sich vor Anker legte. „Am Ende Ihre Frau Gemahlin, Herr Stabsarzt?"

„Nein, Herr Präfekt, meine Frau erwarte ich nicht", gab der Angeredete reserviert zurück. „Diesmal sind es nur, mit Verlaub, zwei junge Konkurrentinnen Ihrer Kirche, designierte Gattinnen unserer evangelischen Herren Missionare."

„So, so!" machte der Priester und kraute sich grübelnd den ungepflegten, rötlichen Bart.

In diesem Augenblicke erschallten vom fernsten Ende des Dorfes her dumpfe Paukenschläge. „Bum, bum!" tönten sie näher und näher. Ein dichter, schwarzer Menschenknäuel wälzte sich den Strandweg entlang.

„Haha! Die Fetischweiber!" sagte Romund. „Die edlen Damen lassen mal wieder eine Petition an den Wassergott los; es hat lange nicht geregnet. Schon gestern machten sie die halbe Nacht hindurch Skandal."

Angelockt von dem wilden Lärm, rannte nun aus den auf den Meeresstrand mündenden Gassen alles herbei, was da laufen konnte, und schloß sich dem Zug der Gaffenden an, welcher die Fetischpriesterinnen begleitete. Diese, etwa dreißig an der Zahl, wurden auch bald sichtbar. Die größten voran, trippelten sie mit sorgfältig gemessenen Schritten im Gänsemarsch hintereinander her. Alle trugen sie gleiche schmutziggraue Lappen um die Hüften, und ihre kurzen Wollhaare waren ganz besät mit gelblichem Gries, der auch hier und da an ihren nackten Gliedern klebte, Spuren des Herumwälzens im Seesande, wie dies ihr Kultus forderte. Mit düsteren Mienen, den Blick am Boden und die Arme in steifer Haltung an die Seiten gedrückt, zogen sie vorüber. Dann und wann klang ihr einförmiges „Hoo!" (Hilf!) über die Düne hin. Den Schluß des Zuges aber bildete eine Musikantentruppe. Ihr voran trugen zwei Neger die Pauke, eine straff über ein rundes Gestell gespannte Ochsenhaut, welche ein dritter schier wahnsinnig mit zwei Knüppeln bearbeitete. Daran reihten sich einige, die wie besessen in mißtönende Kuhhörner hineinbliesen. In wilden Bockssprüngen aber ergingen sich andere, in der einen Hand eine rasselnde Klapper, mit der anderen einen langen, schwarzen Pferdeschweif taktmäßig schwingend.

Der Präfekt bekreuzte sich wie zur Abwehr eines bösen Teufelspukes, dann aber faßte er einen neben dem Zug der Fetischweiber dahinstürmenden kleinen Jungen am Arm: „He, Zacharias, was soll das heißen? Vor kaum acht Tagen hast du die heilige Taufe empfangen, und nun läufst du mit diesen Satansknechten?"

Mit verdutztem Armsündergesicht blieb der Kleine stehen und hörte die Ermahnungen seines Beichtvaters an, die im Lärm und Toben der vorüberziehenden Fanatiker beinahe verhallten.

„Daß die Menschen doch niemals ohne aufdringliche Schaustellung ihre Götter verehren können!" sagte der Stabsarzt. „Ich kann diese Veranstaltungen nicht leiden, seien sie nun von schlauen Götzenpriestern oder von grüblerischen Kirchenvätern inszeniert. Es ist eben von jeher und überall dasselbe Lied: Hier die Pfiffigen, welche ihre Nächsten zu Hampelmännern machen möchten, um ungehindert herrschen zu können, und dort die Dummen, die gehorsam Hampelmann spielen und sich gedankenlos beherrschen lassen. Da lobe ich mir denn doch einen selbständig denkenden und handelnden Menschen. Diese Rarität, meine ich, müßte Gott am wohlgefälligsten sein; denn ist unser Denkorgan eine der vornehmsten Gaben, die wir aus des Schöpfers Hand empfingen, so erweisen wir uns ihm nur dankbar, wenn wir von dieser Gabe auch ausgiebig Gebrauch machen."

Die Pupillen in Johannes' Augen — er war zu den dreien herangetreten — hatten sich so vergrößert, daß seine Augen, sonst blau, völlig schwarz erschienen.

„In dieser Sache ein Urteil abzugeben, das dürfte denn doch einzig und allein den Dienern Gottes zustehen", wandte er sich mit prononcierter Bestimmtheit an den Stabsarzt.

„Diener und Dieners Diener, mein Bester! Sie und wir! Nicht wahr, so meinen Sie doch?" entgegnete der Doktor scharf. „Und nun gar Diener, die allein urteilen wollen, also Diener, die herrschen wollen! Ich und meinesgleichen, Herr Missionar, wir wollen Gott erleben und betätigen, frei und unabhängig, aber nicht am Leitseil sogenannter Diener einhertrotten."

„Aber, Herr Stabsarzt!" protestierte Johannes, „diese Auslegung würde ja der Zügellosigkeit Tür und Tor öffnen. Das Wort Gottes — und eben an ihm sind wir Diener — müssen wir doch als unantastbaren Wegweiser für alle Zeiten bewahren!"

„Alle Achtung vor der Bibel!" wehrte der Doktor ab. „Achtung aber auch vor der freien Forschung und dem freien Gedanken! Soll denn durchaus alles Diener sein, gut! so bin ich für meine Person ein Diener der Wissenschaft."

Helene Romund, welche inzwischen eine kleine Sandhöhe erklommen hatte, von wo aus sie mit Ausdauer ein weißes Tuch geschwenkt, kam nun ganz erhitzt herbei. „Jetzt winken aber, bitte, Sie!" ermahnte sie Johannes. „Ich bin schon ganz müde. Sehen Sie, ein extra großes Taschentuch habe ich mitgenommen!" Sie drückte es dem vom Wortgeplänkel noch Erregten eifrig in die Hand. Dieser aber, nach einer ins Schwarze treffenden, den Widersacher schlagenden Entgegnung suchend, stand bekümmert da und hielt das Tuch steif vor sich hin.

„Schwenken sollen Sie, schwenken!" redete die kleine Frau eifrig auf ihn ein und vergaß sich in ihrer Lebhaftigkeit so weit, daß sie seinen Arm wie einen Pendel hin und her zu bewegen begann.

„Nein, danke!" sagte der Missionar kurz und abweisend.

Die impulsive Dame fuhr vor Schreck ordentlich zurück, doch erholte sie sich schnell; denn der Augenblick war gekommen, da das Erwartete in die Erscheinung treten sollte, und das nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Das Landungsboot vom Dampfer her war jetzt so nahe, daß man deutlich die beiden hellen Mädchengestalten wahrnehmen konnte, die nebeneinander darin saßen. Unausgesetzt spähte die Kleinere der beiden, welche frisch und kräftig, beinahe etwas derb aussah, zum Gestade herüber, während die andere mit gesenktem Haupte dasaß.

Aus dem Gesicht des Missionars wich die Gespanntheit. Es überkam ihn wie Frieden, als er die, welche Gott ihm übers Meer gesandt, wohlbehalten so nahe vor sich sah: ja, sie würde ihm eine Gehilfin sein, überwand er seine letzten Skrupel, eine Mitkämpferin hier, wo so viele gottfeindliche Meinungen herrschten.

Niemand hatte inzwischen auf den Stabsarzt geachtet, der wie versteinert zu den beiden Mädchen dort im Boot hinüberstarrte. Zu den beiden? Nein! Die mit gesenktem Haupt Dasitzende war es, von der er den Blick nicht wenden konnte. Betroffen machte er ein paar Schritte

rückwärts und zog sich hinter einige aufgeschichtete Warenballen zurück, um sich den Augen der Ankommenden zu entziehen.

Nun landete das Boot. Die beiden Insassinnen erhoben sich. Zuerst stieg die Derbere ans Land. Schnell und unbefangen schritt sie auf Johannes zu. Mechanisch folgte ihr die andere; zitternd trocknete sie die Tropfen fort, welche sich unter ihren Wimpern hervordrängten, und trat mit dem Ausdruck beschämter Verwirrung ans Ufer. Frau Romund aber, welche teilnahmsvoll das schöne Mädchen betrachtet hatte, eilte mit ihrem Gatten der Angekommenen entgegen: „Willkommen, herzlich willkommen!"

„Wir freuen uns, Sie als unseren Gast begrüßen zu dürfen, Fräulein Maria!" redete Romund sie in seinem liebenswürdigen Ton an.

Das Mädchen nickte stumm, sich zu einem Lächeln zwingend, und trat mit den beiden den Heimweg an, auf dem ihnen Johannes mit seiner Braut schon voranging.

Allein und langsam folgte in einiger Entfernung der Stabsarzt, bis sich Frau Romund zurückwandte und erstaunt rief: „Wo bleibt denn nur unser Doktor, der amtlich beglaubigen soll, daß das Bräutchen sich keine Sorgen zu machen braucht über das Befinden des Auserwählten?"

Da trat Herbert Martini rasch herzu, und indem er sich förmlich verbeugte, sagte er: „Sie gestatten, mein Fräulein, daß ich Sie als alter Bekannter begrüße!"

Das Mädchen schaute ihn bestürzt an und wurde leichenblaß.

„Komm, Lenchen!" sagte der feinfühlige Romund und ging langsam mit seiner Frau weiter.

„Träume ich?" begann der Stabsarzt. „Maria, erklären Sie mir um Gottes willen, wie ist das zugegangen?"

„Nicht so!" flehte sie und blickte bei der Nennung ihres Namens erschrocken zum Ehepaar hinüber. „Das ist ja überwunden."

„Es scheint so", sagte er bitter. „Ich vergaß, Ihnen zu gratulieren."

„Es scheint nicht, sondern es ist so!" entgegnete sie eisig.

„Nein!" rebellierte er. „Ich kann es nicht dulden. In dem Augenblick, als ich Sie sah, war es mir klar, daß ich es nicht dulden werde. Wissen Sie denn, was Sie vorhaben?"

Sie besann sich: „Ja, ich weiß es, Herbert — Herr Doktor —, und ich, ich allein habe es zu verantworten. O, ich habe mich sehr verändert, seit wir uns nicht sahen. Die Zeit der Ideale und Illusionen ist für mich dahin, seit ich weiß, daß, wer Träume sät, Schäume erntet. Was wird einem denn, wenn man mit sehnsüchtigen Händen nach dem Glücke greift?"

„Und nun glauben Sie", fragte er gereizt, „zur Vernunft gekommen zu sein und die sehnsüchtigen Hände in den Schoß oder vielmehr in die des ersten besten Mannes legen zu dürfen?"

Sie zuckte zusammen und sagte stolz: „Aber wenn es ein guter Mann ist und ich an seiner Seite Unglücklichen Hilfe und Heil bringen kann?" —

„Unglücklichen?" sprach er ihr nach. „Aha, wieder ein Phantasiegebilde! Schauen Sie sich doch diese von Behagen strotzenden Kerle dort an!" — Er machte seine Begleiterin auf eine Gruppe im Sande liegender Neger aufmerksam, die einander heitere Bemerkungen über die Passanten zuriefen. „Maria, stellen Sie sich vor, was es heißt, in einem Lande zu leben, wo das Volk keine Ahnung von einer Nervenheilanstalt oder gar von einem Irrenhaus hat! Schon diese Tatsache legt uns die Frage nahe, ob wir hier, wo wir helfen und heilen, bekehren und lehren wollen, nicht mindestens so viel zu lernen wie zu lehren haben. Aufklärung aberglaubenbefangener Köpfe, ja, das tut not — hier wie überall, nicht aber Bekehrung zu den begrenzten Formen einer Konfession oder Sekte."

„Sie machen es heute genau wie ehemals", erwiderte Maria gequält. „Sie zertrümmern, was uns von Jugend an zur Richtschnur diente, und dann, ja dann lassen Sie uns vor der Leere stehen, ratlos, haltlos, verzweifelt. Ein Tor, wer einen sicheren Hort zerstört, ehe er das Besser-werden-sollende nur begonnen! Ein Tor, wer mit Worten die halbe Welt verbessert und nicht einmal die Kraft hat, die nächstliegende Pflicht zu erfüllen!"

„Maria!" fuhr er auf, „ich weiß, was du sagen willst — ich habe gefehlt, aber du verdammtest mich damals, ohne ein Wort der Rechtfertigung hören zu wollen!"

„Herr Doktor!" stammelte sie und wich ein paar Schritte seitwärts. „Nicht diese Sprache! Es ist ja alles, alles abgetan. Wenn uns das grausame Schicksal auch immer wieder zusammenführt, uns trennen dennoch Welten!"

Sie machte eine entschlossen abwehrende Handbewegung und schritt rasch auf die Vorangehenden zu, die etwas verwundert den Abstand maßen, der zwischen ihnen und dem Paar entstanden war.

„Es ist fürchterlich heiß", sagte Maria, mit dem Taschentuch ihr verstörtes Gesicht fächelnd.

„Afrika!" scherzte Romund, „aber sehen Sie, vor uns liegt das Hospital, und dort ganz links, neben der Säule des Wandelgangs, wartet einer auf die große Offenbarung seines Lebens — Ihr Zukünftiger auf seine Zukunft!" Er schwenkte mit lautem „Hurra!" seinen Sonnenschirm, was von der Veranda mit lebhaftem Tücherwinken erwidert wurde.

„Sie zittern ja", bemerkte Frau Romund, welche ihren Arm in den Mariens geschoben hatte. „O ja, so geht es bei Euch Mädchen, und es ist ganz natürlich. Ich habe meinen Mann immer lieb gehabt, und doch bangte mir, als wir uns fürs Leben einander versprachen. Je lieber man eines hat, desto mehr fürchtet man, ihm nicht genug sein zu können."

„Ich weiß ja noch nicht einmal, ob ich Herrn Calwer liebe," entgegnete Maria müde.

„Aber Sie müssen doch!" platzte die kleine Frau heraus.

Maria straffte sich empor. „Ja, man muß und kann vieles!"

Brennend ruhte das Auge des Stabsarztes, der mit dem Ingenieur hinterdreinging, auf der edlen, graziösen Gestalt, wie sie so leicht auf zierlichen Sohlen vor ihm dahinschritt.

„Sie nannten mich Ihren Gast —" flüsterte Maria ihrer Begleiterin zu, „o, lassen Sie mich meinen Verlobten in Ihrem Hause begrüßen! Es kommt mir vor wie ein böses Omen, an einem neuen Ort zuerst in ein Krankenhaus zu treten."

„Wie gern! Ich bin in diesen Dingen auch abergläubisch", stimmte Frau Helene wichtig bei, und resolut wandte sie sich den beiden Herren zu: „Herr Stabsarzt hat vielleicht die Gnade, höchstdessen Patienten zu gestatten, zu uns herüberzuwandeln, auf daß er aus unseren sachverständigen Händen seine Braut in Empfang nehme! Geruhen Sie, unsere untertänige Bitte zu erhören?" Sie knickste neckisch.

„Wünscht das Fräulein es so?" fragte der Angeredete bestürzt, und aus seinen Blicken sprach's deutlicher als heiße Beredsamkeit.

„Ja!" bestätigte Maria kurz und kalt und ging so hastig weiter, daß die kleine Frau ihr kaum folgen konnte.

„Weibereinfälle!" meinte Romund kopfschüttelnd. „Doktor, Sie erlauben wohl, daß ich den erwartungsvollen candidatus amoris gleich zu uns herübernehme?"

(Fortsetzung folgt)

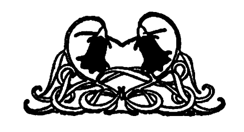


Der Säemann

Von

J. Höffner

Den Säemann, wenn er das Feld durchschreitet,
Ein seltsam trauriges Lied begleitet,
Von Hoffnungen, die zu Grabe gehn,
Von armen Seelen, die weinend klagen . . .
Das Lied von verlorenen Tagen,
Das Lied vom vergeblichen Sä'n.





Ludwig Gurlitt

Von

Rudolf Pannwitz

> Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut. Das allein, Brüder, ist unsere Erbsünde. Nietzsche

Gurlitt ist nicht einer, der neue Werte geschaffen hat, sondern einer, der etwas sehr Notwendiges mit Mut und Begeisterung sagt, und so, daß es viele fassen können, der eine Bewegung, die in den entscheidenden Ideen und Idealen schon existierte, mächtig gefördert hat, mit Einsetzung seiner ganzen Lebenskraft und allen Gefahren zum Trotz. Dadurch, daß er dies und das sagt, was vor ihm der Rembrandt-Deutsche und Lagarde längst gesagt haben, wird es aber doch wieder ein gut Teil anders und stellt sich berechtigt neben diese. Gurlitt ist eine sehr bedeutende, selbständige Persönlichkeit, ganz ein Kind unserer Zeit, und sogar einer ganzen Bewegung unter Schülern und Studenten, die ihn begeistert aufnehmen, schon wieder ältere Generation — sogar gegenüber manchem orthodoxen klassischen Oberlehrer ältere Generation. So ergibt sich seine sonderbare Stellung zwischen drei Generationen: der, die mit einem Curtius das Land der Griechen suchte, einen Calame wegen seiner unglaublichen Kühnheit und Farbenpracht anstaunte, einen Lagarde vollständig überhörte, derjenigen dann, die den Naturalismus, die nationale Kultur, die Schulreform vertritt, einen Böcklin so lange ablehnte, bis sie ihn zum Modekünstler machte, schließlich der, die wieder aller Enden eine gewaltige Synthese versucht. Es ist Gurlitt nicht möglich, sich gegen etwas Neues abzuschließen: er nimmt immerfort und überall auf. Aber darum wirft er durchaus noch nicht alles Alte über den Haufen. Da ist auf einem Kunsterziehungstage eine hübsche Geschichte passiert. Gurlitt war so harmlos, seine Virtus Romana vorzulegen, er, der doch so gegen alles Lateinische ist! Und dieses Buch ist eine Erzählung vom alten und jungen Cato, alten und jungen Lesern gleicherweise zu empfehlen, da sie ein überaus lebendiges Bild des damaligen römischen Lebens in großer Frische gibt und doch so ganz — als Buch — unserem Zeitgeiste angehört. Aber darob großes Entsetzen: Virtus Romana — im jetzigen Weimar! Gurlitt ist eben, so scharf und radikal er sein kann, alles in allem durchaus nicht der Stürmer und Dränger, wofür ihn viele

unter Freund und Feind ansehn. Er hat so vielerlei Kulturelemente in sich, so viele Substanz, ist so wenig einseitig, hat schließlich eine so wichtige Entwicklung durchgemacht, daß man ihn durchaus nicht als Vertreter einer bestimmten Richtung verstehen kann. Dazu kommt seine impulsive Natur, sein starker Produktionsdrang, seine vielseitigen Interessen — kurz, seine durchaus unkonstruktive Art. Er gehört auch zu den Menschen, welche aus ihrem Leben am besten zu verstehen sind. Darum will ich vor allem daraus einiges hervorheben.

Er ist, wie wohl bekannt, Sohn des Malers Louis Gurlitt, der seinerzeit einen großen Einfluß gehabt hat. Von dessen Bildern hängen noch seine Stuben voll: feine, klare, kräftige, überaus sonnige deutsche und südliche Landschaften. Das muß ein herrlicher Mann gewesen sein: der seinen Nacken nie beugte und doch mit aller Welt Frieden hielt; mit einem freundlich-ernsten, weitumfassenden Künstlerblick, der nach innen und außen gleich tief und breit drang; voll Freude und Güte, voll emsigen Arbeitsdranges, ohne Moralismus, ganz der freie, tätige, schlichte Künstler, der geschaffene Erzieher. Er war nächster Freund Hebbels. Der hat auf ihn sein schönes Sonett gedichtet, und auch ihr Briefwechsel harrt jetzt der Veröffentlichung. Ludwig Gurlitt hat eine reine, ganz sonnige Kindheit verlebt: lauter Freiheit, lauter Freude, engstes Zusammensein mit der Natur, auch mit der Kunst — aber nicht, daß er zur Kunst erzogen wurde, sondern ihm, als Künstlersohne, lag es doch eben näher, zu zeichnen und zu malen, als etwa viel zu lesen. Die Schule störte das glückliche Familienleben auch nur, soweit es eben nötig war. Die Eltern behandelten sie nicht als feierliches moralisches Institut, sondern mehr als notwendiges Übel. So war alles, was mit der Schule zusammenhing, eine Unterbrechung des natürlichen Daseins, ohne dieses selbst verdunkeln zu können. Die Gymnasialzeit in den letzten Jahren war für Gurlitt beträchtlich schwerer, und daher stammen Erinnerungen, die er bis heute noch nicht hat vergessen können. Er studierte dann klassische Philologie, wurde Spezialist in Ciceros Briefen und arbeitete als Archäologe. Interessant ist, wie er auf den entscheidenden Gedanken über die Entstehung der vorliegenden Briefsammlung Ciceros kam. Ohne viel Kolleg und Bücher, so daß der betreffende Professor ganz entrüstet war, daß der junge Dachs herausgekriegt hatte, womit er sich sein Lebelang vergeblich herumgeschlagen, daß es stimmte — und ohne Methode! Dennoch war's nicht ein Aperçu, sondern eine regelrechte philologische Arbeit, nur auf ganz andere Methode, als die universitätliche, zustande gekommen. Gurlitt wurde Gymnasiallehrer, und nur eine lange, archäologische Studienreise in Italien und Griechenland hat diese Tätigkeit unterbrochen.

Aus reichen Erfahrungen und schweren inneren Konflikten bei der Ausübung seines Amtes ist Gurlitt zum Bruch mit dem alten System gekommen. Von Haus aus Philologe, aber der Künstler hatte werden wollen, immer mit den bedeutendsten Künstlern verkehrend, selbst ein hervorragender Zeichner, dazu in allen wesentlichen Dingen trotz regelrechtem

Studiengang Autodidakt — so sollte er sich nun in das Schema einpassen. Ich habe selbst bei ihm Unterricht gehabt und seitdem andauernd mit solchen verkehrt, die bei ihm Unterricht hatten, außerdem hat er immer viel von seinen Erfahrungen in der Klasse mitgeteilt. Es liegt also so, daß Gurlitt als griechischer und lateinischer Lehrer dazu kam, an dem Heilswert der beiden alten Sprachen zu verzweifeln, daß er als Deutschlehrer gesehen hat, wie unsinnig den Schülern ihre Klassiker behandelt und ihre Aufsätze korrigiert werden, daß er als Zeichenlehrer die totale Unbildung des Auges hat konstatieren können, alles in allem, daß er begriffen hat, was die heutige Jugend will und kann, nicht will und nicht kann, und nach reiflicher Überlegung nicht nur, sondern schwerem Kampfe sich als hoher Vierziger entschieden auf die Seite dieser Jugend gestellt hat. So hat in ihm das alte System sich selbst aufgehoben, ist keineswegs von außen angegriffen worden. Ich habe die entscheidenden Jahre dieser Entwicklung Gurlitts miterlebt und kann davon erzählen. Gurlitt hatte von vornherein dadurch einen isolierten Stand, daß ihm das „Pauken" zuwider war. Das wirkte nun auf die Schüler verschieden. Die einen waren heilfroh, die andern hatten Besorgnisse wegen der folgenden Klasse. Ich war heilfroh, und mir ist es auch außer Zweifel, daß sich ohne Pauken dasselbe erreichen läßt wie mit Pauken. Aber einstimmig wurde anerkannt, daß Gurlitt ein freier Mann ist, der ein freies Wort wagt, der sich vor niemandem fürchtet, der immer interessante Dinge zu erzählen weiß, eben daß er „ein feiner Kerl" ist. Und auch daß er eigentlich ein Künstler ist und die Welt mit ganz anderen Augen ansieht, habe ich oft sagen hören. Dann zuweilen, im Zusammenhang damit, daß er gar nicht zum Lehrer paßt. Sonderbar! Wer paßt denn eigentlich zum Lehrer? Ich kenne dann wieder, nicht nur aus Erzählungen, sondern selber, Homerstunden bei Gurlitt, wo er in verzweifelter Mattigkeit das im Klassenbuch stehende Pensum herunterübersetzen ließ, das Nötige erklärte, nachübersetzte — darin freilich verleugnete er sich nie ganz — und eben tat, was er mußte, wie ein vor den Karren geschirrtes Pferd. Das war in der Zeit seiner tiefsten Bedrückung und seiner ängstlichsten Zweifel. Aber in derselben Zeit habe ich ihn einen begeisterten, herrlich plastisch herausgearbeiteten Vortrag über irgend ein archäologisches Thema mit Projektionsbildern halten hören — da spürte ich den Geist seines älteren Freundes Curtius zugleich mit einem urkräftigen norddeutschen Erdgeruch. Und ein paar Jahre darauf arbeitete ich mit ihm den „Göttlichen Sauhirten", eine Dramatisierung des homerischen Stoffes für Schüleraufführungen. Ich habe von seinem Unterrichte immer sehr viel gehabt, und die drei Jahre Zeichenunterricht — von Ober-Sekunda bis zum Abiturium — haben einen ganz starken Einfluß auf meine Entwicklung gehabt, weil ich da in eine mir fremde, der wissenschaftlichen mindestens ebenbürtige Welt eingeführt wurde. Es tat mir so leid, Gurlitts freier Entfaltung immer noch einen Riegel vorgeschoben zu sehen. Ich sah so deutlich, daß der Mann noch ganz anderer Dinge fähig war, als er leistete, gerade weil ich

von dem, was er leistete, eine so starke Wirkung fühlte. Ich schob alles, und mit Recht, auf das Schulsystem. Noch trauriger war mir eins: so viele Schüler unfähig zu sehen, sich ausreichend seinem Einflusse hinzugeben und dadurch ihm wieder neue Möglichkeiten der Wirkung zu geben. Aber es war doch schon damals eine übliche Sache, mitten in der Stunde Gurlitt auf irgend was Interessantes zu bringen und sich so eine schöne halbe Stunde zu schaffen. Also, alles in allem, war ein ausgezeichnetes Verhältnis zwischen Gurlitt und seinen Schülern, von disziplinarischen Schwierigkeiten überhaupt nicht zu reden, nur daß beide Teile sich noch nicht so ganz verstanden. Also hier vor allem liegen die Ursprünge zu Gurlitts Bruch mit dem alten System. Er hat alles in langen Jahren der Lehrtätigkeit am eigenen Leibe erfahren. Er sann schon da auf Abhilfe: versuchte das eine zu tun, ohne das andere zu lassen. So entstanden seine lateinische Sextanerfibel und Quintanerlesebuch, wo er, vom Bilde ausgehend, lauter zusammenhängende Stücke aus dem antiken Kulturleben bringt, ohne den grammatischen und Vokabelstoff anders als üblich zu verteilen. Das war eine angestrengte Arbeit von Jahr und Tag. Dahin gehören auch die Anschauungstafeln zum Cäsar. Aber natürlich, das alles waren nur Tropfen auf den Stein. Wo ein ganzes System im Sterben liegt, da bleibt als letzter Samariterdienst nur noch der jenes Dorfjungen, der, gefragt, was er denn getan haben würde, antwortete: „Ich hätt'n vullends tuttgeschlagen." So hat's denn Gurlitt auch mit dem humanistischen Gymnasium und allem, was desselben Geistes ist — also auch viele sog. Realien! — in seiner berühmt gewordenen Broschüre „Der Deutsche und sein Vaterland" getan. Er schrieb sie, weil er's nicht lassen konnte. Ich denke in solchen Fällen immer an den Schoppe in Jean Pauls „Titan": „Aber ein Unvermögen hab' ich, einem ungerechten Truge zuzuschauen, ich fahre drein." Dabei hatte Gurlitt immer noch die große Sorge, etwa doch für zu wenige zu sprechen, sogar, seinen Bruch mit der Tradition nicht verantworten zu können. Ich weiß noch sehr, wie oft er mich gefragt hat, ob denn alles wirklich so sei, wie er es dargestellt, wie er geklagt hat über die unübersteigliche Mauer zwischen Lehrern und Schülern, so daß der Lehrer überhaupt gar nichts von seinem Schüler weiß. Wie es seine Art ist, hat er vor allem hier gearbeitet: die verschiedensten Teile der Broschüre unabhängig voneinander geschrieben, bis es sich zusammenfügte, und dann immerfort erweitert, umgearbeitet, so und so oft über den Haufen geworfen — die ganze Stube lag immer voll von den großen, teils gedruckten, teils geschriebenen, immer wieder und immer anders auseinandergeschnittenen und aneinandergeklebten Fetzen. Gurlitt konnte mit dieser Sache wie mit all seinen längeren, die sich nicht in einem Zuge herunterschreiben lassen, gar nicht fertig werden. Es kamen auch die Beängstigungen dazu: er irre sich, oder wenigstens, es sei nicht überzeugend genug. Er wollte gar nicht nur seine Meinung sagen, sondern für viele sprechen, die sich, wie er selbst früher, still verhielten oder vorsichtig laut wurden. Deshalb seine massen-



R. Schäfer
Die Jünger von Emmaus

haften Zitate, durch die er seine Klagen und Anklagen und positiven Forderungen in Übereinstimmung mit denen zahlloser Zeitgenossen zeigt. So wurde diese Broschüre denn fertig, bis in die letzten Phasen der Korrektur sich immer noch umgestaltend, als ein J'accuse gegen das ganze herrschende Erziehungswesen, aber, bei aller Kritik, als eine Masse nahrhaften Stoffes, von einem ernsten, freien, kräftigen Geiste dargeboten. Bei aller Schärfe und Bitterkeit hier und da zeugt's doch so wenig von Verbitterung und Tadelsucht, ist's so voll Frische, Lebensmut, Humor, daß man überall Wege und gutes, neues Land sieht. Es ist eben nicht negative Kritik, sondern positive, die die Wirklichkeit an einem nicht überschwenglichen Ideal mißt. Es ist einmal, überaus treffend, von Gurlitts derbem Idealismus gesprochen worden. Der verbürgt ihm auch seine große Wirkung. Er ist erdig, körnig, grob genug, um die Massen anzuziehen, aber dann wieder so impulsiv vorwärtsdrängend, so begeistert fortreißend, daß er jene schweren Massen tatsächlich in Aufruhr und Bewegung bringt. Darum der wunderbare, durchschlagende Erfolg der Broschüre, die fast ausnahmelose Zustimmung, das Echo, das jetzt nach mehreren Jahren noch immer nicht verstummt. Und damals hat Gurlitt gekämpft, ob er die Broschüre überhaupt veröffentlichen darf! Ich weiß noch, als ich einmal bei ihm war, da sagte er mir, er könne es doch nicht, es helfe niemandem, und er mache sich lauter Feinde. Ich drängte nun sehr, er dürfe sich nicht von der Generation hindern lassen, der zuliebe er es gar nicht geschrieben habe, mit der er sich eben in Widerspruch stelle. Er habe nicht geschrieben, um sich selbst klar zu werden, sondern um auf andere zu wirken. Darum sei die Arbeit nicht für den Schreibtisch, sondern für die breiteste Öffentlichkeit. Wenn sie geschrieben sei, so sei damit der Druck gefordert. Wir sprachen nun noch allerlei. Dann sagte Gurlitt: „Sie stehen mir für die junge Generation. Sie müssen es wissen. Und für die habe ich geschrieben." Das war eine von so und so vielen Krisen. Ich erzähle das so genau, weil es mir wichtig scheint, um Gurlitts Broschüre selbst zu verstehen.

Als die Broschüre erschienen war, begann es unter seinen Schülern sehr unruhig zu werden. Freilich habe ich hier und da mit Mitabiturienten Schwierigkeiten gehabt, weil ich so unbedingt auf Gurlitts Seite war (wir waren übrigens damals schon Studenten), aber, genauer besehen, steckten die Eltern dahinter. Es dauerte denn auch nicht lange, bis Gurlitt die Schüler auf seiner Seite hatte. Dazu kam, daß er selbst seinen Unterricht noch wesentlich änderte, immer weniger Konzessionen machte, immer unbedingter, alle, auch die unangenehmsten Folgen auf sich nehmend, dem eigenen Gewissen folgte. Jetzt ist zwischen ihm und seinen Schülern das beste Verhältnis, das man sich denken kann. Und auch ohne Paukerei wird das Nötige geleistet. Freilich —: das Nötige, nicht die (nach der Meinung noch vieler) nötige Paukerei. Gurlitt behandelt seine Schüler als Erwachsene und als Gentlemen und teilt sich ihnen mit und bringt sie in Zug — das ist die ganze Kunst. Dafür hängen sie an ihm. — Was ich nun an Gurlitt

persönlich so hoch schätze, ist seine ganz unverwüstliche Frische und Heiterkeit. Wie arg es ihn auch drücken mag, er arbeitet sich immer wieder heraus, und es bleibt nichts Chronisches zurück. Dann seine Fähigkeit zu Genuß und Freude, welch beides anderen zu verschaffen der ernste Grund all seiner Polemik ist. Daß der Mensch sich freuen müsse, ist ihm solche Selbstverständlichkeit, daß er schwerlich daran denken würde, es als einen besonders wichtigen Satz mit dem Nachdruck eines dadurch Erleuchteten auszusprechen, wie Nietzsche tat. Ihm ist überhaupt das Leben etwas sehr Selbstverständliches. Vor den Geheimnissen der Natur steht er still, aber recht behaglich, um sich in ihren schönen Anblick zu versenken, greift wohl auch zum Stift, um es fein und kräftig zu skizzieren. Dann sein Humor, der bei ihm auch nichts anderes ist als Lebensfreude, die sich durch nichts anfechten läßt. Wenn ich von Gurlitt komme, so ist es mir immer, als hätte ich eine Maibowle getrunken. Mit dieser Freudigkeit nimmt Gurlitt auch beinahe unbeschränkt auf, was ihm entgegengebracht wird: nicht um es zu beurteilen, sondern um es zu genießen, sich davon zu nähren. Deshalb in seinen Schriften, die doch wirklich nicht philologischen Stiles sind, die vielen Zitate. Ganz gleich, wer es gesagt hat — wenn der Mann nur recht hat! So auch nicht das mindeste Verlangen, mit einem reinlich geschiedenen geistigen Originalbesitz dazustehen. Es ist alles ein fliegendes Blatt, was Gurlitt schreibt, und bestimmt, als Übergang von Tat zu Tat zu vermitteln. Gurlitt kann begeistert sein und andere begeistern. Und das ist selten. Ich stimme gewiß nicht in die faden Lamentationen aller Zeiten ein, daß gerade der Zeit, in der man lebt, die Größe fehle. Noch eher neige ich zum Gegenteil. Aber eins, was früher mehr dagewesen sein muß, vermisse ich doch unendlich: die plötzlichen Erleuchtungen, die Fähigkeit, Schwung zu haben, mit wirklichem Schwung zu leben. Die Ideale haben wir, es fehlen die Idealisten. Was ein Curtius für Alt-Hellas geleistet hat — das wäre für vieles andere zu leisten. Aber es ist manchmal, als ob alle Kraft für die Schaffung und den Ausbau der Ideen und Ideale verbraucht würde, als ob, in Hasten und Ringen, die genießende, mitteilende Begeisterung gar nicht erwachen könnte, als ob jeder gerade genug zu tun hätte, seine eigene Seele zu retten. Ich finde es auch so, daß den einen die Erkenntnis fehlt, das Begeisterungswürdige aufzufinden, und sie über die schlechte Zeit klagen, in nichtigen Einzelexplosionen und vergeblichen Kämpfen sich verzehren, und daß die anderen nicht mehr genügend Freudigkeit aufbringen. Also ich will nicht unserer Zeit etwas vorwerfen, nur ihren Charakter zeichnen. Und darum eben ist mir ein Gurlitt, der so vieles verstehen, für so vieles sich begeistern kann, der einen unzerstörbaren Glauben an alles Gute ohne allen Moralismus hat, einfach impulsiv, ja nicht als gymnasiale Weltanschauung: zur Erziehung der Jugend und noch vieler Alten so sehr willkommen in dieser Zeit. Und glücklicherweise wird er allerorten gehört. Sein mutiges Vordringen, seine Frische und Echtheit, seine entzündete und zündende ideale Derbheit, humoristische Schneidigkeit und Behaglichkeit; seine frohe Kampfnatur und sein künstlerisch liebevolles Allbetrachten, schließlich daß er durch

seine Frau und seine Kinder als Mensch das größte Glück hat und denen in gleicher Lage dies Glück zu schätzen und zu erhöhen raten kann als Pädagoge — all dies zusammentreffend hat es möglich gemacht, daß er wirklich durchgedrungen ist. Starken Anteil daran hat ja auch der günstige Moment, in dem er aufgetreten ist. Aber das ließ sich doch nicht voraussehen, daß es in so rascher Zeit so schön gelingen würde.

* * *

Es ist nun fast ein Jahr vergangen, seit ich dies über Gurlitt geschrieben habe. Und in der Zeit ist viel geschehen, worüber noch im alten Zusammenhange ein Wort zu sagen wäre.

„Der Deutsche und seine Schule", Gurlitts zweite Broschüre, ist inzwischen erschienen. Sein Anhängerkreis ist dadurch stark gewachsen. Man sieht ihn jetzt als den Führer einer großen Bewegung an, die unter den Eltern und Lehrern, vor allem den Volksschullehrern, wühlt. Man fordert, alles in allem: Freiheit und Frieden. Und das ist wohl nicht so Unmögliches verlangt. Aber auch die Gegner haben sich geregt. Und angesehene Vertreter der älteren Richtung, Schulrat Cauer und Professor Paulsen, haben gegen Gurlitt geschrieben. Aber erst, nachdem er auf der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg seinen Vortrag über „Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit" gehalten hat, der dann auch einzeln erschienen ist. Gurlitts Position ist dadurch nicht erschüttert worden. Denn diese Angriffe zeigen eben nur nachdrücklich, daß hier Weltanschauung gegen Weltanschauung steht. Paulsen hält die Wurzeln der Wissenschaften für bitter und spricht für autoritative Erziehung, Cauer sagt, wir seien Epigonen und müßten uns damit zunächst zufrieden geben — das ist eigentlich gar keine Kritik, der wir uns zu stellen haben: wir können da eben nicht mehr mit, oder: die Herren können mit uns nicht mit. Man hat Gurlitt vielfach vorgeworfen, er leiste keine positive Arbeit, reiße nur ein. Man denke doch aber ja an seine lateinischen Lehrbücher, seinen „Göttlichen Sauhirten", seine „Virtus Romana", seine neuen Arbeiten über Zeichenunterricht. Warum versucht man es nicht auch einmal mit seinen: den besten lateinischen Schulbüchern, die ich kenne? Damit läßt man ihn sitzen, und grollt lieber, daß er keine positive Arbeit leiste. Und dann — was ist's mit dem Einreißen? Gurlitt baut eben dadurch auf, daß er einreißt. Wir hatten uns zu sehr gewöhnt, und vor allem die Beamten, alles Heil von oben zu erwarten. Ganz gleich nun, ob das Heil von oben komme oder nicht, ein Volk, das sich nicht selber zu helfen weiß, nicht den Drang hat, sich selber zu helfen, gibt seinen Patrioten Anlaß zu schwerer Sorge. Solch schwer sorgender Patriot ist Gurlitt. Recht verstanden greift er nicht die Behörden an, sondern unser ganzes Volk. Und da hat er etwas erreicht, wofür wir alle ihm zu dauerndem Danke verpflichtet sind und was sich nicht so rasch vergessen wird. Er hat dem deutschen Lehrer das freie Manneswort wiedergegeben und in den weitesten Kreisen ein brennendes Interesse für die Fragen der Erziehung wachgerufen. Natürlich hat er es nicht allein getan. Aber den Löwenanteil

hat er. Schon die Bekanntheit seines Namens bürgt dafür. Das Positivste, was wir haben, ist unser inneres Selbst. Und eine große Wirkung auf dieses danken Unzählige ihm. Das ist positivere Arbeit als viele spezialistische Pädagogik. Unser ganzes Volk, in allen Schichten, ist jetzt den Reformen in der Erziehung zugänglicher. Daran hat Gurlitt großes Verdienst. Und solche Verdienste sind nicht berechenbar, verrechenbar. Wir alle haben die starke Hoffnung, nun auch in absehbarer Zeit zu friedlicherer Kulturarbeit fortschreiten zu dürfen. Selbst solch neues Volksschulgesetz, das durch seine Krampfhaftigkeit doch wie ein letzter, verzweifelter Versuch, die große Bewegung zu ersticken, anmuten muß, selbst das kann uns unsere weitschauende Zuversicht nicht nehmen. Die Lehrerschaft und die Eltern sind mit großem Eifer daran, sich selbst zu Erziehern zu erziehen — trotz allem Gegenteil! —, und je heißer, stürmischer, wirklichkeitsfähiger die Wünsche werden, desto mehr müssen die Behörden ihnen nachgeben. Sie allein können ja nicht, selbst wenn sie wollen, drauflos reformieren. Sie haben erst Recht und Anlaß dazu, wenn sie erfahren, daß man unzufrieden ist. Das hat man ihnen, zumal ihre „treuen" Untergebenen, zu wenig gesagt. Aber es wird alles noch anders werden. Diesen Optimismus, den keine Enttäuschung erschüttern kann, hat Gurlitt. Das steht in jedem, auch dem polemischsten, kritischsten seiner Aufsätze. Er hat reichste Gelegenheit, zu beobachten, was, jeder in seinem Kreise, wir alle beobachten: wieviel Positives in neuer Lehrweise schon in bestehenden Schulen und, natürlich weniger gehemmt, in freien Unterrichtszirkeln geleistet wird, und wie ungeheuer das Verlangen und die Fähigkeit dazu wächst. Darum mahnt er immer wieder zum Zusammenschluß, zu großzügiger, gemeinsamer Politik, warnt davor, daß wir in Grüppchen uns gegeneinander abschließen. So hat er — meines Wissens der einzige Oberlehrer! — zu dem neuen Volksschulgesetz das Wort ergriffen. Warum lassen die Oberlehrer immer und immer noch ihre Kollegen und Kolleginnen an der Volksschule so allein? ... Einen Erfolg im engen Kreise, zu dem er sehr zu beglückwünschen ist, hat Gurlitt in dieser Zeit auch gehabt. Das Steglitzer Gymnasium, an dem er selbst unterrichtet, hat nach allem, was ich mit Erstaunen und Freude höre, recht tiefgreifende Wandlungen erlebt, und eine ganze Reihe Forderungen seiner ersten Broschüre sind gerade da verwirklicht worden. Ich will damit nicht etwa sagen, dieses Gymnasium hätte früher hinter anderen zurückgestanden, vielmehr: es muß jetzt so manchem andern ein Stück voraus sein. Und dies ist in den letzten Jahren geschehn. Das zeigt schließlich am deutlichsten, daß Gurlitts Arbeit im Grunde positiv ist. Wenn er sagt: Dies soll nicht so sein! so sagt er auch gewöhnlich dabei, in welchem Geiste er es wünscht. Die genaueren Anordnungen aber überläßt er billigerweise den Behörden und die persönliche Durchführung dem einzelnen Lehrer.

Das Positivste und Bedeutendste, was Gurlitt bis jetzt geleistet hat, ist seine allgemeine Leistung der Aufrüttelung des Volkes zur Selbsterziehung und zu besserer Jugenderziehung. Danach

aber kommt — sein Hamburger Vortrag. Darin deutet er die Seele des Kindes und fordert, daß man sie begreife und verehre als etwas Heiliges, Naturgeschaffenes, Gutes, das man als Erzieher zu pflegen, nicht aber durch Zwang zu stören hat, das, wie jeder Organismus, selbst wächst, dem man, selbst mit dem eigenen Ideal, nicht vorgreifen darf. Das ist eine höchst positive Weltanschauung mit sehr einleuchtenden, sehr durchführbaren, sehr praktischen Konsequenzen; mehr als das: es ist eine tiefe Religion, ein Glaube an das Gute und eine Pflichterkenntnis, daß man alles Werdende, die Jugend, vor einem selbst, dem mehr oder minder schon Abgeschlossenen, mit liebender Vorsicht schützen müsse, auf daß unsere Kinder und Schüler über uns selbst hinauswachsen.



Der Becher der Schmerzen

Von

Emma Karo

Die wir an des Lebens Tische sitzen,
Trinken alle wir des Lebens Becher,
Starken Feuerwein und bittre Myrrhen.

Die nach flücht'gem Schaum der Stunde dürsten,
Die zu ernster Tat sich stärken wollen —
Einen Becher müssen alle trinken.

Graut dir, weil die dunkle Schale nahet,
Die mit Schmerz ein ernster Engel füllte?
Schau dich um zur Rechten und zur Linken:

Einer sträubt sich mit gerungnen Händen,
Einer zögert, einer neigt sich weinend —
Aber trinken, trinken müssen alle.

Ach, du wünschst, daß er vorüberginge,
Magst den bittern, bittern Trank nicht kosten,
Und nach anderm lechzen deine Lippen. —

Sieh, es ist des Bundes heil'ger Becher.
Fester schlingt er der Gemeinschaft Bande
Als der perlend süße Wein der Freude.

Die aus diesem herben Kelch getrunken,
Schaun einander an mit klaren Augen,
Sehn einander in die tiefste Seele.

Denn gesegnet ist die schwere Schale,
Seit des Reinsten Lippen sie berührten,
Seit der Größte willig sie geleeret.

Der der Todgeweihte, Gottgeweihte,
Reicht sie nun mit milden Händen wieder
Uns, den Todgeweihten, Gottgeweihten.





Neuer Wein

Eine Legende von Hero Max

In einem Waldwirtshaus saßen drei Männer an einem Tische zusammen: Kleophas, ein Katholik, Martinus, ein Protestant, und ein Fremder, der sich den beiden unterwegs schweigend angeschlossen hatte.

Der Wirt aber, der den Wein schenkte, war Moses, ein Sohn Israels.

Wehklagend und erregt stand er vor den dreien und erzählte sein Mißgeschick: der feurige Geist des neuen Weines hatte ihm sein größtes Faß im Keller zersprengt.

Da riet Kleophas:

„Ihr hättet starke Eisenreifen um das alte Faß legen sollen, die würden den wilden Geist des Weines schon gebändigt haben!“

Doch Martinus fuhr alsbald empor:

„O ihr! Dieser Rat sieht dem Römling ähnlich! Mit Dogmen von Erz suchtet ihr noch stets den Geist des Evangeliums zu umschnüren, zu knebeln und zu beherrschen! Nein, Herr Wirt, ihr hättet dem Geist des Weines mehr Luft, mehr Freiheit schaffen sollen, dann wäre eine Explosion und Selbstbefreiung vermieden worden!“

Kleophas aber rief zurück:

„O ihr mit eurem Freiheitsdusel! Was habt ihr erreicht mit diesem Prinzip? Daß der Geist in alle vier Winde verpufft und zu unzähligen Geistchen wird, die sich absondern und selbständig sein wollen!“

Der Fremde, der mit ihnen am Tische saß und Wein und Brot unberührt vor sich stehen hatte, schlug plötzlich seine tiefen und mächtigen Augen auf, hob seine ernste, leuchtende Stirn empor und sprach:

„Wißt ihr den neuen Wein, der in der Welt gärt, nicht unterzubringen als — in alten Fässern? Und den neuen Geist in — alten Formen? Ich aber sage euch, daß er sie zersprengen wird, ob ihr Ringe von Eisen oder Luftlöcher anbringt, denn er ist mächtiger als ihr!

„Wer aber von euch dreien vermöchte von sich zu sagen: Ich bin ein gerechter und frommer Mann, weil ich die Ostern meiner Väter halte? Oder: Ich bin ein wahrer Christ, weil ich die Messe eifrig besuche und die Sakramente verehre? Oder: Ich bin ein Kind Gottes, weil ich den Katechismus nach Luther gelernt habe?!

„Das Faß ist nicht die Hauptsache, sondern der Wein. Und die Form ist nicht die Hauptsache, sondern der Geist, in dem ihr wandelt.

„Nun aber das Faß und die Form alt und morsch geworden sind — warum wollt ihr neuen Wein und neuen Geist in sie hineinfüllen, jeder nach seiner Art? Sehet, es ist nicht gut!

„Es ist kein Faß, es sei denn zuvor der Wein in der Welt. Und neuer Geist schafft selber sich eine neue Form!“

Damit brach er das Brot, reichte es ihnen hin und sprach: „Friede sei mit euch!“

Darauf entschwand er ihren Augen.

Da erkannten die drei, daß es der Mann von Emmaus gewesen war.

Und sie erschauerten, sahen sich an und sprachen:

„Wahrlich, er ist nicht tot, er lebt noch mitten unter uns!“



Frühlingsglaube

Von

Ewald Silvester

Das sind die blöden Herzen,
Zu keiner Kraft gereift,
Die unter Blütenkerzen
Die Flamme nicht ergreift.

Das sind verdorrte Kehlen,
Die keine Lust erdrückt,
Bis jung sich ihre Seelen
Am Jubellaut entzückt.

Das sind gar schlimme Leute,
Die um die Gnadenzeit
Noch tasten nach dem Heute —
Bis es Vergangenheit.

Mich dünkt, es fallen Sterne
Zu Krone nur und Kranz
Dem, der durch Wolkenferne
Geglaubt an ihren Glanz!





Das Schwert des Hünen

Eine Island-Sage

Von

Emil Lucka

Schon drei Monate währte die Nordnacht.

Da flogen zwei Raben über den einsamen Hof am Moor. „Wach! wach!“ schrien sie. Helge Sunason erhob sich vom Lager und rüstete seinen Leib; er nahm das lange Schwert in die Rechte und hängte um seine Schulter den schweren Schild. Dann weckte er die Knechte. Die ergriffen ihr Geräte, und sie zogen aufwärts durch den vereisten, dunklen Wald, der vor dem Drang des Winters erdröhnte. Die alten Stämme schrien und barsten, und das Eis heulte wild auf. Helge ging, das Hünengrab zu brechen und des Hünen Waffen zu gewinnen. Durch die schwarze Waldnacht wanderten sie weiter. Oben lag der Hünenhügel; stumm und eifrig rüsteten sie ihr Werkzeug. Da trat ein hoher Greis aus dem erstarrten Tann und sprach zu Helge: „Ich habe dir meine Raben gesandt, denn es ist jetzt Zeit. Aber fallt nicht in Schlaf, sondern müht euch ohne Rast! Dann wird es gelingen.“ Der Greis berührte den Helden mit seinem großen, blauen Mantel, und Helge fühlte, wie sein Mut hart wurde. Die Tannen bogen sich knirschend, und der Blaue verschwand zwischen den Stämmen. Da wußte Helge, daß Wodan selbst zu ihm gesprochen. Er rief den Knechten, und stumm huben sie an zu schaffen. Sie schlugen in die erfrorene Erde mit ihrem ehernen Gerät und gruben viele Stunden lang in den Hügel hinein. Aber sie wurden matt und setzten sich und aßen und tranken und fielen in Schlaf. Auch Helge schlief. Wie er erwachte, war alles zugeschüttet und die Arbeit vergebens. Da mußten sie von neuem ihr Werk beginnen und gruben fleißiger und wilder als ehe. Sie kamen tief hinab und fühlten nicht mehr die Kälte des Nordwinters. Aber da wurden sie müde und konnten sich nicht halten und fielen in Schlaf. Helge saß noch eine Weile und sann der Worte des helfenden Gottes, aber dann legte er sich zu den Knechten und schlief. Wie sie erwachten, war alle Arbeit umsonst geschehen, und die Grube zugeschüttet. Da murrten die Knechte und sagten: „Der Hüne läßt sich nicht berauben; er schützt sein Grab, er wird uns töten, wenn wir zu ihm vordringen. Wir wollen fliehen.“ Aber Helge

schlug sie und hieß sie weiter graben und nicht ruhen, bis sie unten wären. Sie arbeiteten viele Stunden lang in der finstern Nordnacht und kamen tief in den Hügel hinein. Da wollten sie ruhen, denn die Müdigkeit lag schwer auf ihren Gliedern. Aber Helge gab ihnen Met und duldete nicht, daß sie rasteten. Er ergriff selbst den schweren Spaten und grub mit Riesenkraft. Die Knechte fielen um vor Erschöpfung; aber sie mußten weiter wühlen bis zu der eisernen Pforte, die das Grab verschloß. Da hob Helge sein schweres Beil und schlug die Türe in Stücken. Ein grauer Rauch quoll hervor, und erschreckt wichen die Knechte. Aber Helge rüstete sich, um mit dem Hünenfürsten zu kämpfen. Er trat mit erhobenem Schwerte durch die dunkle Pforte und konnte nichts sehen als Nacht und schwarzen Rauch. Da hieß er die Knechte Fackeln bereiten und ihm leuchten. Vor ihm lag die große Höhle, die zum Grab des Hünen führte, und das riesige Hünenroß stand da; es schien tot. Da ergriff Helge drei Fackeln und schritt in die Tiefe. Er befahl den Knechten, auf ihn zu warten und die Türe zu hüten. Dann entzündete er den ersten Span und kam bis hinunter, wo der graue Rauch aufquoll. Da verlosch seine Fackel, und er stand im Dunklen. Er schleuderte die beiden anderen Hölzer von sich und schritt der Finsternis entgegen. Vor ihm erglühten zwei Augen, und ein riesiger Mund blies den erstickenden Rauch aus. Das war der Hüne. Furchtbar wild brüllte er und hob sich aus dem Steinsarg. Er schlug mit seinem langen Schwert auf Helge los, und seine Augen sprühten Feuer. Einen Tag und eine Nacht kämpften beide in der Finsternis, und Helge blutete aus vielen Wunden. Das Pferd des Hünen schrie und streckte seinen schwarzen Kopf herein. Helges Schwert zersprang an dem Schädel des Hünen und entfiel seiner Hand. Jetzt stürzte er sich auf den Riesen und rang mit ihm, Leib an Leib. Da fühlte Helge, wie sich alle Kraft des Riesen in ihn ergoß. Seine Müdigkeit schwand, und die Wunden schlossen sich. Der Hüne sank in sich zusammen. Seiner Augen Feuer verlosch, und aus seinem Munde sprühte kein Rauch mehr; er war tot. Helge ergriff das riesige Hünenschwert und schritt aufwärts durch die Höhle. Das schwarze Pferd schnaubte ihm entgegen; er bestieg den goldenen Sattel und ritt hinaus. Wie er aus dem Hünengrabe trat, war das Pferd weiß wie junger Herbstschnee. Am Boden lagen die Knechte und schliefen. Helge erweckte sie mit lautem Ruf, und sie erhoben sich staunend.

Da stieg die Nordsonne nach langem, langem Schlaf über die Eiswelt hinauf. Die Nacht versank in die Tiefen, und ein zitterndes Leuchten quoll über die Erde. Um Helges Haupt strahlte Feuer, und sein langes Schwert erglühte ihm in der Faust. Er saß herrlich auf dem weißen Hünenpferd, und wohin er sich wandte, da zerschmolz das Eis, und grüne Sprossen blickten hervor. Höher und höher hob sich die Sommersonne, und die Erde erbebte unter ihren glühenden Blicken. Helge aber ritt mit seinem weißen Roß hinaus in den neuen Tag, und von seinem Schwerte strahlten sonnige Gluten.



Polemisches und Irenisches

„Der Streit ist der Vater der Dinge", sagt ein alter Spruch, dessen Wahrheit gerade auf dem Gebiet des geistigen Lebens täglich neu durch die Erfahrung bestätigt wird. Aus Sturm und Drang heraus werden alle großen Wahrheiten geboren. Je heißer der Kampf, desto größer die Zeit. Das Aufhören des Ringens um die Wahrheit bedeutete Versumpfung und Verstumpfung unsres Geschlechtes. Darum dürfen wir ohne Überhebung sagen, — wir leben in einer großen Zeit, denn auf dem Gebiet der höchsten Menschheitsfragen, auf religiösem Gebiet, ist die Schlacht entbrannt. Viele Kämpfer stehen auf dem Plan; wider die festgefügte, an Zahl gewaltige Phalanx der Alten stürmt mit blitzenden Augen die kleine Schar der Jungen. Welch scharfer Schwerterschwang, welch heißes Bemühen um die Wahrheit, — hei, es ist eine Lust zu leben!

Und doch gibt es sehr viele, die von Polemik auf religiösem Gebiet, noch weniger aber von konfessionellen Gegensätzen (und davon werden wir heute vorzugsweise reden) etwas wissen wollen, die irenisch, d. h. friedlich sind um jeden Preis. — So finde ich immer wieder die Wahrnehmung bestätigt, daß im „Volk" es durchaus unbeliebt ist, konfessionelle Dinge zu erörtern, und wenn gar diese Gegensätze auf der Kanzel hervorgehoben werden, so erfolgt eine scharfe Verurteilung. So gewiß dies Verurteilen einem gesunden Gefühl entspricht — denn der Gemeindegottesdienst, einerlei, ob katholisch oder evangelisch, soll das Verhältnis der kindlichen Abhängigkeit des Menschen Gott gegenüber wie das brüderliche Verhältnis des Menschen zum Menschen stärken und vertiefen, alles andere ist Mißbrauch — so ist dennoch die Gleichgültigkeit des „Volkes" in den großen, geistigen Kämpfen nicht gerade erfreulich. Allein ob erfreulich oder nicht, die Tatsache steht fest, daß noch nie die Masse im geistigen Vorkampf stand. Sie weist nicht die Wege, sie geht nur den Führern nach, und dabei tritt noch dies ein, — alle großen Gedanken, die „Gemeingut" des Volkes werden, verlieren an Schwung und Schärfe, denn die Masse ist plump und träge. Wäre es anders, so wäre der Kampf zwischen Rom und Wittenberg längst entschieden.

Allein wir finden doch auch geistig hervorragende, religiös lebendige Persönlichkeiten, die im Kampf um die Weltanschauung ihren Mann stehen, dem Streit aber der Konfessionen den Rücken zuwenden, weil er ihnen völlig verhaßt ist.

Warum? Weil die Art dieses Kampfes sie abstößt, denn es ist kleinliches Pfaffengezänk, man verzeihe das harte Wort, und da gibt's allerdings tausend wichtigere Dinge in der Welt zu tun, als dem zuzuhören.

Gewiß, nichts ist schwerer als rechte Polemik. Sie kann natürlich nicht geführt werden im Schlafrock und mit der langen Pfeife, sondern nur im Harnisch mit dem Schwert; das will sagen, lederne Seelen können keine Polemik treiben, Feuer muß in der Seele glühen, Feuer aus der Seele sprühen.

Allein wie leicht wird der Eifer um die Wahrheit Verbohrtheit und Lieblosigkeit. Man vergißt die Sache und wird persönlich, man sucht den Gegner nicht zu verstehen, sondern zu zerreißen, man vergißt, daß der Streit doch zur Wahrheit und zum Frieden führen soll. Solche verbissene Polemik ist aller menschlichen und göttlichen Würde bar, an zerrende Bulldoggenart erinnert sie. Und doch, wie häufig begegnet man dem Fanatismus; er scheint fast eine notwendige Begleiterscheinung im religiösen und konfessionellen Kampf zu sein.

Ganz nebenbei, — ich kann mir's nicht versagen, den Fanatikern einen kleinen Vers ins Stammbuch zu schreiben. — Wir sind Menschen, und Mensch sein heißt fehlen und irren. — Aus Fehle zur Reinheit, aus Irrtum zur Wahrheit geht unser Weg. Wer zur Reinheit emporstrebt mit heißem Bemühen, versteht die Fehlenden als einer, der aus dem gleichen Lager kommt; er kann darum kein pharisäischer Scharfrichter sein, sondern wird ein Bruder sein voll sanftmütig helfenden Geistes. — Wer zur lichtvollen Höhe beseligender Wahrheit kam, kennt die Irrgänge des Zweifels, die heiße Angst des Pfadsuchens, die Mühe des Emporsteigens. Denen, die noch unten sich mühen, sucht er den rechten Pfad scharf zu beleuchten, sucht er die Hand zu reichen, um ihnen über Abgründe zu helfen, damit auch sie teilhaben an dem köstlichen Besitz, den er mit Fleiß und Schweiß erworben. Der Fanatiker hat nicht um die Wahrheit gekämpft und gebangt, er lagert wie ein Raubtier knurrend auf der Beute, die er zufällig am Wege fand, — du wagst es, Frechling, sie mir zu bestreiten, — und er zerfleischt ihn in blutigem Grimm. Darum ja ist es auch ein Leichtes, der für gewöhnlich gleichgültigen Masse Fanatismus einzublasen.

Ein betrübendes Bild, bis zu welcher Höhe der Fanatismus sich versteigen kann, entrollt das Buch von Eberhard Goes, „Die Friedhofsfrage" (Verlag von Alfred Töpelmann, Gießen 1905, 149 S., Mk. 3 ungeb.). Dies Buch berichtet in streng sachlicher Weise eine Fülle von Fällen, in denen die katholische Kirche Andersgläubigen die Gastfreundschaft auf Friedhöfen verweigerte, sie in die Reihe der Selbstmörder oder sonst ein Infameck verwies, oder, wie in Fameck, den „entweihten" Friedhof mit dem Interdikt belegte. Wie sachlich und gerecht der Verfasser vorgeht, ist daraus ersichtlich, daß er die, wenn auch nicht so schroffen Fälle protestantischer Intoleranz gegenüber Katholiken und Dissidenten gewissenhaft berichtet. Muß ich noch ein Wort darüber verlieren, daß es dem Wesen der Religion, dem Geist Jesu Christi ins Gesicht schlägt, wenn im Angesicht der ernsten Majestät des Todes, der den Menschen dem Gericht der Menschen entnimmt, der konfessionelle Parteigeist sich hervorwagt! Das Buch von Goes will aber nicht nur Schäden aufdecken, es hat vielmehr eine entschieden irenische Tendenz. Nach Darlegung der verschiedenen, in der Friedhoffrage geltenden gesetzlichen Bestimmungen schlägt der Verfasser als Lösung vor, daß „die weltliche Gemeinde den Friedhof selbst in die Hand nimmt, so daß die Konfessionen

ihre Gäste sind. Die weltliche Instanz hat natürlich kein Recht, unter den Toten irgendwelche Abstufungen zu machen, sogar die Pflicht, wo solche von kirchlicher Seite gemacht werden, dies zu verhindern." Simultanfriedhöfe, — auch ich glaube, daß dies der einzige Weg ist, diesen scheußlichen, schamerregenden Vorkommnissen ein Ende zu machen. Und, daß ernste katholische Christen, trotzdem die hier geübte Intoleranz katholisch-kirchliche Praxis ist, mit uns fühlen, dessen bin ich gewiß, und noch gewisser bin ich des geworden durch das treffliche Buch von Dr. Leopold Karl Goetz, „Der Ultramontanismus als Weltanschauung auf Grund des Syllabus dargestellt," (Bonn, Karl Georgi, 1905, 371 S., 3.50 Mk. ungeb.). Das Buch behandelt eins der heißumstrittenen Probleme der Gegenwart, was ist Ultramontanismus? Besteht die Gleichung zu Recht: „Ultramontanismus = Katholizismus", wie viele Evangelische, und wie die Ultramontanen selbst behaupten? Hat doch auf einer Zentrumsversammlung in Mannheim Ende 1904 der Freiburger Theologieprofessor Braig es ausgesprochen: „Zwischen katholisch und ultramontan zu unterscheiden ist eine Heuchelei." Demgegenüber weist Professor Goetz zunächst darauf hin, daß am Anfang des 19. Jahrhunderts ein Katholizismus in Deutschland herrschte, der, im Dogmengebäude der Kirche wohnend, den andern Konfessionen gegenüber friedlich, dem Staate gegenüber freundlich war; „er bildete Deutsche, die sich mit ihren evangelischen Volksgenossen eins wußten im Besitz nationaler Kulturgüter". Weiter — auch heute noch gibt es im deutschen Katholizismus eine Richtung, die man „religiösen Katholizismus" nennt. Ihr bedeutendster Vertreter war Fr. X. Kraus († 1901), der in seinem Testament die erschütternden Worte sprach: „Lebend und sterbend erkenne ich für die christliche Gesellschaft kein Heil als in der Rückkehr zum religiösen Katholizismus und dem Bruch mit den irdischen, politischen und pharisäischen Aspirationen des Ultramontanismus in der Erkenntnis, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist." Die Grundsätze des religiösen Katholizismus hat ja Professor Dr. Herman Schell im letzten Türmerjahrbuch (S. 200) dahin festgelegt: „Er (der religiöse Katholizismus) will nicht einen Verzicht der Katholiken auf politische Arbeit, er will nur, daß diese weltliche, irdische Kulturarbeit in Presse und Politik nicht zu einer Sache der Religion und der Kirche gemacht und nicht (offen oder verhüllt) mit deren Machtmitteln betrieben und gefördert werde." — Das aber will und tut gerade der Ultramontanismus. Haben wir doch jüngst erst wieder gelesen, daß die religiöse Einrichtung der Beichte in den Dienst der Politik gestellt wurde. Mit Recht definiert Göß: „Der Ultramontanismus ist keine religiöse Bewegung, sondern eine politisch-kulturelle, sein Arbeitsgebiet ist nicht das religiöse Leben, sondern unter mißbräuchlicher Benutzung des katholischen religiös-kirchlichen Elementes die Beherrschung des ganzen staatlichen, gesellschaftlichen und privaten Lebens."

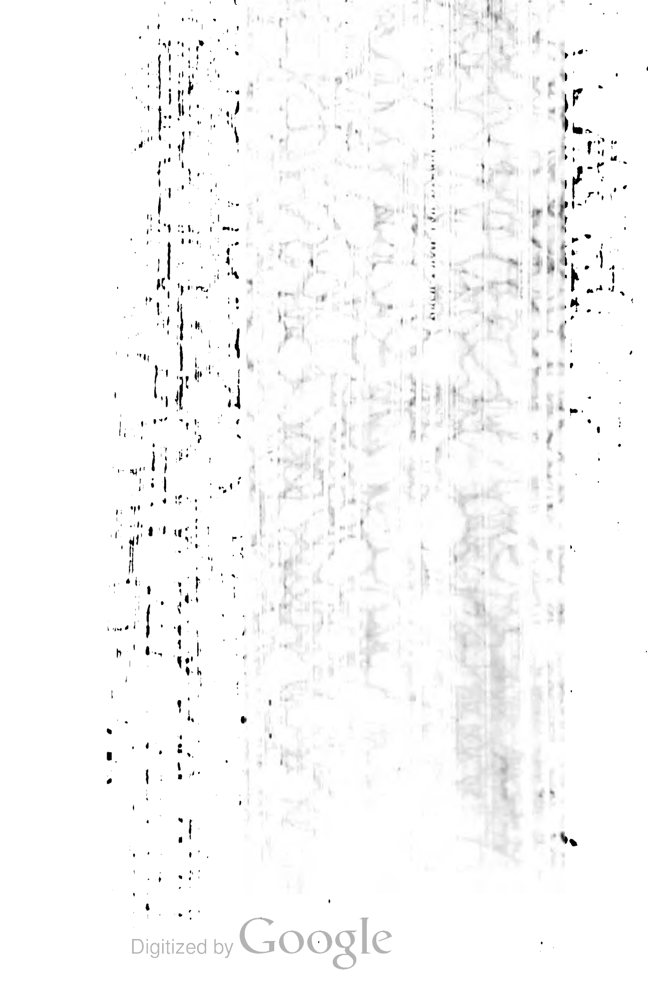
Die magna charta des Ultramontanismus ist der Syllabus, das ist eine „Zusammenstellung der Irrtümer unsrer Zeit", am 8. Dezember 1864 von Pius IX. herausgegeben. Von dem Syllabus sagt Martin Spahn in seinem nachher zu besprechenden Buche Leo XIII., pag. 155, daß die Wucht der Verdammung im Syllabus „die Katholiken aus allem Zusammenhang mit der Entwicklung der letzten Jahrhunderte bringen zu wollen schien." Dieser Syllabus verkündet nicht christlich-religiöse Wahrheiten, sondern die Herrschaft der Kirche über die ganze bürger-

liche Gesellschaft. Er verneint den modernen Staat, die ganze moderne Kulturentwicklung, treibt „Ultrasäkularismus“ (Wortprägung von dem Katholiken Baumstark), indem er die Welt auf das romanisch-klerikale Kulturideal des Mittelalters zurückwerfen will. Daß dies unmöglich ist, steht für den Geschichtskenner unzweifelhaft fest. Wer will das rollende Rad einer gottgegebenen Entwicklung aufhalten! Freilich steht auch das fest, daß unserm Volke noch schwere Kämpfe und Erschütterungen bevorstehen, und daß wir im Interesse des konfessionellen Friedens und der vaterländischen Entwicklung eine Erstarkung des religiösen Katholizismus nur wünschen können.

Wie außerordentlich schwer aber die Lage der „religiösen Katholiken“ unter der Wucht des Ultramontanismus ist, davon gibt uns die Schrift von Professor Sebastian Merkle „Ein Wort zur Verständigung aus Anlaß des Prozesses Berlichingen“ (München, Kirchheimsche Verlagshandlung, 76 S., 1.20 Mk.) einen Begriff.

Bekanntlich war Professor Merkle Sachverständiger in dem Prozeß Berlichingen-Beyl, in dem es sich um Feststellung des historischen Wertes von Vorträgen handelte, die Berlichingen über Luther und die Reformation in Würzburg gehalten hatte. Als nun das Gutachten gegen Berlichingen ausfiel, da brach's von allen Seiten gegen Merkle los, — eine Schmutzflut anonymer Briefe, ein Sturm im ultramontanen Blätterwald! Man fand es unverantwortlich, daß Professor Merkle die geschichtliche Wahrheit nicht dem Parteiinteresse untergeordnet. — Das ist ein leibhaftiges Stück Ultramontanismus, der sowohl in der 23., als auch 38. These des vorhin angezogenen Syllabus seine Grundlage hat. Denn dort wird stabiliert: „Die römischen Päpste haben die Grenzen ihrer Gewalt nicht überschritten und die Rechte der Fürsten nicht usurpiert“ (Th. 23); „Zur Trennung der Kirche haben die großen Willkürlichkeiten der Päpste nicht beigetragen“ (Th. 38). Also hier schreibt der Syllabus der Geschichtswissenschaft vor, was sie als tatsächliche Wahrheit finden oder nicht finden darf. „Das Dogma soll die Geschichte besiegen“, wie einst Kardinal Manning auf dem vatikanischen Konzil sagte. Was aber ist mächtiger als die Wahrheit in einem ehrlichen deutschen Gewissen! Ich empfehle Merkles Schrift warm, vorab aber jenen Protestanten, die auf katholischer Seite nur die ultramontane Art sehen und kennen wollen.

Überhaupt halte ich das für einen entschiedenen Mangel auf unsrer Seite, daß man wohl einzelne Äußerungen katholisch kirchlichen Lebens in den Bereich der Betrachtung zieht. — So liegt mir eine tüchtige Würdigung der „römischen Volksmissionen“ von Karl Röhrig vor (Leipzig, Arwed Strauchs Verlag, 71 S., 1 Mk.), darin die methodistische Treiberei dieser Institution klargestellt wird. — Auch setzen wir uns mit rein polemischen Flugschriften oft unterster Gattung auseinander. Was aber die ernsthafte katholische Theologie leistet, darum kümmern wir uns nicht. Ob wir eine Broschüre wie die von Dr. Nikolaus Paulus „Luther und die Gewissensfreiheit“ (München, M. Volksschriftenverlag 1905, 30 Pf.), die davon handelt, daß Luther in der Frage der Gewissensfreiheit nicht konsequent gedacht, daß er darin die Anschauung, in der er groß geworden war, nicht überwunden hat, — also ob wir eine solche Broschüre kennen oder nicht, was verschlägt's? Solche einseitigen Schilderungen können uns das Bild Luthers nicht wesentlich ändern und entstellen. Erscheinen doch auch fort



und fort Arbeiten, die treuer und wahrer sind. So sind in ihrer Art vortrefflich die beiden Werke: „Luther als deutscher Mann" von Dr. H. Meltzer (Tübingen, P. Siebeck, 1.20, 68 S.) und „Luther im Urteil bedeutender Männer" von R. Eckart (Berlin W. 15, A. Kohlers Verlag, 103 S., 2 Mk.).

Allein ein Mangel ist es, wenn wir an Werken von Männern wie Schell, Ehrhardt, Kraus, Spahn u. a. vorübergehen. Denn nicht im politischen, sondern im religiösen Katholizismus, worüber nachher noch ein Wort, ruht die Macht des Katholizismus. Mit diesem allein ist ja auch Geisteskampf möglich, der Kampf mit jenem hat einen anderen Ort und andere Waffen.

Vor mir liegt eine Biographie Leos XIII. von Martin Spahn (München, Verlag Kirchheim, 248 S., 4 Mk., geb. 5 Mk.). Ein außerordentlich interessantes Werk, als Biographie vorzüglich, denn mit feinem Seelenverständnis wird uns die Entwicklung und Art dieses großen Papstes gezeichnet. Allein je plastischer und lebendiger diese Persönlichkeit dargestellt ist, desto weiter entrückt und fremder erscheint sie mir; war doch Leo XIII. durch und durch Romane, dabei mehr Kirchenfürst und Diplomat als Christ und Priester. Mir ist, als ob auch der Verfasser des Buches irgendwie diese meine Empfindung teilte; stellt er doch fest, daß Leo „dem Ernst der echten Gelehrsamkeit (d. i. der deutschen. Anm. von mir) nicht gerecht wurde", daß er die Reformation und Luther verunglimpfte, ohne je eine Schrift Luthers gelesen zu haben, auch „vermochte er nicht den Auseinandertritt von Kirche und geistiger Kultur während des letzten Halbjahrtausends in seinen wahren Ursachen zu erkennen, Wissenschaft und geistiges Leben seiner Zeit von dem religionsfeindlichen Treiben abzulösen und als selbständigen Kulturfaktor festzustellen." Leo XIII. vertrat eben das romanisch-hierarchische Kulturideal, darnach alle Gebiete des menschlichen Lebens unter der Vormundschaft der Kirche stehen müssen.

Doch ungleich mehr als die Biographie Leos hat mich angefaßt und innerlich festgehalten ein Buch von Prof. Dr. H. Schell, Apologie des Christentums 2. Band, Jahwe und Christus, (Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905, 577 S., 7,40 Mk. ungeb.). Was macht mir das Buch so sympathisch, ebenso wie das andere von Schell, „Christus" (in „Weltgeschichte in Charakterbildern", Mainz, Fr. Kirchheim), ein Buch, das durch die Fülle der Bilder christlicher Kunst aller Zeiten besonders wertvoll, ja fast einzig in seiner Art ist?

Beide sind Zeugnisse und Erzeugnisse deutscher Religiosität, wie sie Ehrhardt in seinem Buch „Der Katholizismus" einmal gekennzeichnet hat: „Das Hervorheben des innerlichen Religionsgefühls, gegenüber den äußeren Frömmigkeitsformen, das Betonen der subjektiven Erlösungsarbeit gegenüber einem mehr oder weniger mechanischen Gebrauch der objektiven Heilmittel, die höhere Wertschätzung des sittlich religiösen Lebens gegenüber den vorwaltenden Interessen der Ausbildung eines philosophisch-theologischen Lehrgebäudes und einer juristisch gefaßten Kirchenorganisation." — Sodann — so scharf die sachliche Auseinandersetzung mit seinen wissenschaftlichen Gegnern auf protestantischer Seite ist (Wellhausen, Harnack, Kattenbusch, Weinel u. a.), nirgendwo eine Spur von Fanatismus: im Gegenteil, Schell bezeugt diesen Forschern hohe Achtung und erkennt (Apologie II, pag. 279) an, daß ihr Widerspruch gegen den kirchlichen Christusglauben „von verschiedenartigen

Gesichtspunkten höherer Ordnung aus erfolgt". Ich stehe nicht an, zu erklären, daß hier der katholische Theologe viele Theologen auf der „rechten" Seite unsrer Kirche beschämt.

Die vorstehend erwähnten Namen zeigen schon, daß die Apologie Schells wie sein „Christus" mit den schweren Problemen ringen, die von der historischen Bibelkritik und der religionsgeschichtlichen Forschung und Vergleichung herstammen. Das heißt, in der katholischen wie der evangelischen Theologie beherrscht die Arbeit der „modernen" Theologie die Diskussion.

Daß das Ziel der Apologie ist, die katholisch-kirchliche Lehre zu stützen, ist ja selbstverständlich. Auf welchem Wege wird dies zu erreichen gesucht? Hier nun setzt meine Kritik ein. Wenn durch die Geschichtsforschung die Probleme aufgerollt sind, so kann nur dieser die positive oder negative Beweiskraft innewohnen; sie muß die Darstellung beherrschen. Statt dessen herrscht bei Schell die religionsphilosophische oder, wenn man will, theosophische Deduktion. Sooft auch in der Behandlung z. B. des Alten Testamentes der Gedanke der geschichtlichen Entwicklung der Jahwereligion gestreift wird, — der Leser bekommt doch kein Bild davon. Der Gottesbegriff des Alten Testaments schon von grauer Urzeit an wird so hoch gefaßt, daß das Neue Testament nicht viel hinzubringt. So sagt Schell von der Religion der Patriarchen: „Der sittliche Gottesglaube war in seinem wesentlichen Grundgedanken die Religion der Patriarchen." Sofort steht hinter diesem Satz für den Kenner der historischen Kritik die Frage: Inwieweit ist denn das in der Genesis Berichtete die Religion der Urzeit? Denn selbst ein so weit rechts stehender Theologe wie Lic. Dr. Julius Böhmer schreibt in seinem jüngst erschienenen Werk „Das erste Buch Mose", das geeignet ist, diese Fragen den Bibelfreunden nahe zu bringen, (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 495 S., 5 Mk., geb. 6 Mk.): „Im ersten Buch Mose liegt keine Geschichtserzählung vor, sondern Erinnerung vergangener Zeiten, die im Verlauf von Jahrhunderten sehr getrübt und von späteren Geschlechtern nach ihren Gedanken gut zeitgemäß verarbeitet worden ist." — Auch das z. B., was Professor Schell von der Dreieinigkeitsidee im Alten Testament sagt, ist Theosophie, deren biblische Begründung vom historischen Standpunkt aus keine Beweiskraft hat. — Der Antipode der Apologie Schells ist auf evangelischer Seite vielleicht Professor D. W. Bousset in seinem Buch „Wesen der Religion" (Halle a. S., Gebauer-Schwetschke), das jetzt in einer stimmungsvollen illustrierten Volksausgabe erschienen ist. Dies Buch ist durchaus von dem Gedanken der historischen Entwicklung beherrscht; nirgends religionsphilosophische oder theosophische Betrachtung; als Historiker wandert Bousset, um in seinem Gleichnis zu bleiben, am Strom des religiösen Lebens der Menschheit hinab, und ob ich auch manchmal in dem, was er erschaut, oder vielmehr, was er zusammensieht, andrer Meinung bin, — dennoch: das Buch als Ganzes wird zur mächtigsten Apologie des Christentums für den Wahrheitssucher der Gegenwart, während die Methode Schells, einer vergangenen Zeit angehörig, die große religiöse Kraft seines Buches nicht hebt. — Eins noch muß ich sagen, ich bewundere den Wahrheitsmut Schells: denn daß es dort noch gefährlicher ist, manche Wahrheit auszusprechen, als bei uns, wer weiß es nicht! So beruft sich Schell in seiner Darstellung der Inspiration auf P. von Humelauer, der in „Cursus scripturæ sacræ" dieselben Ansichten

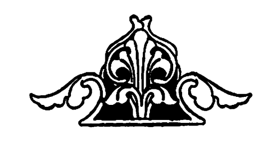
vertreten und doch dies Werk Leo XIII. habe widmen dürfen. — Allein immer drohte v. Humelauer der Index, und jetzt lese ich, daß er seinen Orden verläßt, weil die Kurie wie sein Orden ihn verhindern, seiner Überzeugung gemäß zu schreiben.

Zum Schluß will ich noch ganz kurz auf etliche Werke von katholischer Seite aufmerksam machen. Da sind zunächst die „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient" von Dr. P. von Keppler, Bischof von Rottenburg (5. Aufl., 177 Abbildungen, Freiburg, Herder, 531 S., 8.50 Mk. ungeb., 11.50 geb.). Wenn ich auch in der Frage der Geschichtlichkeit einzelner Orte, z. B. der Grabeskirche, skeptischer bin, — einerlei, es ist ein vortreffliches, gemütvoll deutsches Buch, auch reich an stimmungsvollen Naturschilderungen, wohlgeeignet, vorab einen Orientwallfahrer zu orientieren.

Dann „Christliche Lebensphilosophie" von Tilman Pesch und „Unsre Schwächen" von P. Seb. v. Oer, beide bei Herder in Freiburg erschienen, dann noch die „Unpolitischen Zeitläufe", „Haus und Herd" von Fr. Nienkemper (Kevelaer, Butzon & Berckers Verlag), dies mehr hausbacken praktisch auf die Fragen des äußeren Lebens zielend, jene beiden den tiefsten Fragen des religiös-sittlichen Innenlebens feinsinnig nachgehend. Und endlich möchte ich eine schöne Neuausgabe der Fioretti des hl. Franz von Assisi nicht unerwähnt lassen, die E. Diederichs Verlag in Jena (brosch. 6 Mk.) in guter Übersetzung und schönen Initialen herausgegeben hat. Die Fioretti (z. d. Blüten) sind Legenden über das Leben des hl. Franziskus, Legenden, aus dem Schoße des Volkes geboren. Ihr Wert besteht einmal in ihrer poetischen Schönheit und Unmittelbarkeit; zum andern aber lernt der Leser aus ihnen erkennen, daß das erste Grundgesetz der Legendenbildung die Liebe ist, die Liebe des Volkes zu dem, der es emporhob und bereicherte. Darum ist die Legende ein wenn auch überlebensgroßes Bild der geschichtlichen Wahrheit. Gerade aus diesem poetischen Legendenkranz tritt uns lebendig entgegen, welch eine befruchtende Persönlichkeit Franziskus war. Lehnen wir auch seinen Weg, die Vermählung mit der Armut, ab, — die Kraft seiner Liebe zu den Armen tut uns allen not.

Und daß in der katholischen Kirche der franziskanische Geist noch lebt, das ist ein Stück ihrer Stärke. Ja, — um es nochmals hervorzuheben — nicht in der politisch unvergleichlich straffen Organisation des Ultramontanismus ist die Kraft des Katholizismus zu suchen, sondern dort, wo die schweren Kämpfe um Gott und die Wahrheit gestritten werden. Des zum Zeugnis will ich ein schönes Wort von Prof. Schell aus dem letzten Türmerjahrbuch an den Schluß setzen: „Das Christentum ist nicht durch die Masse groß geworden, sondern durch den Geist; als die Masse kam und maßgebend wurde, begann der Rückgang und der Byzantinismus. Die Masse vermag eben niemals den Geist zu ersetzen, jedenfalls nicht auf die Dauer."

Erwin Gros





L. Fahrenkrog
Christi Höllenfahrt

Zauberei und Giftmischerei in Paris unter Ludwig XIV.

Die Franzosen blicken noch heute mit Stolz auf das Zeitalter Ludwigs XIV. und sie haben Grund dazu. Frankreich beherrschte damals ganz Europa, es besaß große Staatsmänner, hervorragende Feldherrn, ausgezeichnete Künstler, Dichter und Schriftsteller, es war die erste Macht der Welt, von allen anderen Staaten gefürchtet; an seiner Spitze stand der „Sonnenkönig" in glanzvoller Majestät, das Vorbild aller Fürsten, umgeben von einem glänzenden Hofe, der in feiner Sitte, geistiger Kultur und gebildetem Geschmacke für die höhere Gesellschaft aller Völker den Ton angab. Aber die an Glanz und Ruhm so reiche Zeit entbehrte nicht starker Schattenseiten, die schon längst erkannt und hervorgehoben sind: die Verarmung und Verödung des Landes durch die fortwährenden Eroberungskriege und die fanatische Unduldsamkeit des Königs, die harten, immer drückender werdenden, namentlich auf dem Bauernstande lastenden Steuern und Abgaben, endlich die sittliche Entartung der höhern Stände, bei der sich äußere Kirchlichkeit mit innerer Frivolität verband. Der König selbst gab darin ein nur zu schlimmes Beispiel. Eine bisher wenig beachtete dunkle Seite jener Zeitepoche hat unlängst der durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiete der neueren französischen Geschichte bekannt gewordene Historiker Funck-Brentano in seinem Buche „Die Giftmord-Tragödie nach den Archiven der Bastille" behandelt; eine deutsche Übersetzung des Buches von Nina Knoblich ist bei Albert Langen in München erschienen. Es ist ein finsteres Nachtstück, das uns Funck-Brentano vorführt; bei seinen Schilderungen haben wir oft das Gefühl, als läsen wir einen grausigen Kriminalroman, aber es sind leider lauter bezeugte Tatsachen, die da an uns vorüberziehen.

Der Glaube an Zauberei und Hexenwesen herrschte in Frankreich während des ganzen 17. Jahrhunderts unbestritten; der berühmte Staatsrechtslehrer Jean Bodin hatte ihn in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts systematisch begründet, und niemand wagte es, an ihm zu rütteln. Dazu kam der damals in ganz Europa verbreitete Glaube an die Alchimie, d. h. die Kunst, aus der Mischung unedler Metalle in Verbindung mit geheimnisvollen Elixieren Gold zu machen oder, wie man damals sagte, den Stein der Weisen zu finden. Auf einer niedrigeren Stufe standen die Wahrsager und Wahrsagerinnen und die Gaukler, die durch allerlei Taschenspielerkünste scheinbar Zauberei trieben. Scharen von solchen Leuten zogen damals im Lande umher, vor allem aber war Paris ihr Sammelpunkt, selbst in die Nähe des Hofes drängten sie sich und zogen als Tabuletträger oder Händler mit wohlriechenden Essenzen, mit Handschuhen, auf die Schlösser der Großen. Die Zahl der Wahrsagerinnen war sehr groß, denn diese Frauen, die teils aus der Hand ihrer Besucher die Zukunft verkündeten, teils sich dabei der Karten bedienten, wurden sehr viel, ebenso und noch mehr von vornehmen Damen, als von einfachen Bürgerinnen und Mädchen aus dem Volke aufgesucht. Diese Wahrsagerinnen übten dabei meist allerlei Zauberkünste aus, standen mit den Zauberern und Alchimisten in regem Verkehr und kamen durch diese in den Besitz von mannigfaltigen Giftmitteln. Die Kenntnis und Bereitung von Giften war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Paris sehr verbreitet, die Gifte wurden gewissermaßen

ein Bestandteil der Hausapotheke, auch Frauen der vornehmen Gesellschaft haben sich häufig ihrer bedient.

Ein Beispiel dafür und gleichsam ein Vorspiel der späteren Ereignisse bildet das Leben und Treiben der berüchtigten Marquise von Brinvilliers. Marie Madeleine d'Aubray war die Tochter eines Mitglieds des Staatsrats in Paris und Chefs des Minenwesens von Frankreich. Sie erhielt eine gute wissenschaftliche Erziehung, blieb aber in religiöser Beziehung ganz verwahrlost, die einfachsten christlichen Begriffe und die Lehren der Moral waren ihr vollständig fremd. 21 Jahre alt, wurde sie mit dem Regimentsobersten Marquis von Brinvilliers verheiratet. Es war keine Neigungsehe, und die junge, sehr hübsche, anmutige und kluge Frau war bald von zahlreichen Verehrern umschwärmt. Sie lernte den Rittmeister St. Croix kennen und wurde von leidenschaftlicher Liebe zu ihm ergriffen; er war ein Mann von einnehmendem Äußern, scharfem Verstande und nicht gewöhnlichem Geiste. Die Marquise war stolz auf die Erwiderung ihrer Liebe, sie brüstete sich mit ihr sogar ihrem Manne gegenüber, der seinerseits verschiedene Liebschaften hatte. Der Vater d'Aubray, unzufrieden mit der Liebschaft seiner Tochter, erwirkte einen Geheimbefehl, eine lettre de cachet, durch welchen St. Croix für einige Zeit in die Bastille gesperrt wurde. Dort ward er mit einem italienischen Alchimisten und Giftmischer bekannt, der ihn in die Bereitung der feinen italienischen Gifte einweihte. Nach einiger Zeit wieder freigelassen, knüpfte St. Croix die früheren Beziehungen zu der Marquise von Brinvilliers wieder an und machte sie mit den Geheimnissen der Giftmischerei bekannt. Sie war seine nur allzu gelehrige Schülerin. Die Marquise machte mit dem von St. Croix bereiteten Gifte zuerst verschiedene Versuche an ihren Dienstboten, begab sich dann in die Hospitäler, um den Kranken Weine und allerlei Erfrischungen zu bringen, die vergiftet waren, und beobachtete darauf die Wirkungen ihrer Gaben. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die Ärzte die Spuren des Giftes an den Leichen der Hingeopferten nicht erkannten, ging sie auf dem verbrecherischen Wege immer weiter, sie fand stets mehr Vergnügen an den Vergiftungen. Die Marquise war sehr verschwenderisch und geriet in Schulden, sie trachtete daher nach der Erbschaft, die ihr von ihrem Vater zufallen mußte. So beschloß sie denn, ihren Vater zu vergiften, und ließ ihm durch einen von St. Croix ihr zugewiesenen Lakaien allmählich so viel Gift beibringen, daß er unter Qualen 1669 starb. Sittlich vollkommen verwildert, wie die Marquise von Brinvilliers war, hatte sie jetzt mehrere Liebhaber neben St. Croix. Um das ganze Vermögen des Vaters an sich zu bringen, vergiftete sie nun nacheinander auch ihre beiden Brüder. Nur aus dem damaligen niedrigen Stande der chemischen Kenntnisse ist es zu erklären, daß man bei der Untersuchung der Leichen kein Gift entdeckte und daher keinen Verdacht gegen die Marquise schöpfte. Sie wollte auch ihre älteste Tochter vergiften, doch unterließ sie es schließlich. Vermögend und geistreich, wie sie war, spielte sie in der Gesellschaft noch immer eine Rolle. St. Croix hielt sie durch seine Mitwissenschaft um ihre Verbrechen und durch ihre von ihm aufbewahrten Briefe, in denen sie ihn um die Gifte bat und deren Zweck mitteilte, fest an sich gekettet; er beutete sie aufs schamloseste aus, sie mußte ihm auch Schuldscheine über große Summen, die sie ihm schulde, ausstellen. Diese, die Briefe und einige Fläschchen Gift verwahrte er in einer Kassette. Vergeblich suchte die Marquise von Brinvilliers ihm diese Kassette abzuschmeicheln und sie auf jede Weise an sich zu bringen; St. Croix gab ihr statt dessen sogar

selbst einmal Gift ein, gegen das sie sich aber durch Gegenmittel schützte. Ihrerseits wollte sie einmal ihren Gatten vergiften, um St. Croix zu heiraten, dessen Frau aber noch lebte. Man nannte damals bezeichnend genug das Gift „poudre de succession“ — Erbschaftspulver. Da starb St. Croix 1672, und weil er zahlreiche Schulden hatte, wurde seine Hinterlassenschaft auf Verlangen der Gläubiger gerichtlich mit Beschlag belegt und dabei die Kassette gefunden. Vergebens suchte die Marquise sie in ihre Hände zu bekommen, sie wurde geöffnet, und nun kamen alle ihre Missetaten ans Licht. Sie wurde vor Gericht gefordert, entfloh aber nach London. Ihre Verbrechen erregten das größte Aufsehen; Ludwig XIV. verlangte eine gründliche Untersuchung der Sache, und auf seinen Befehl wurde die Auslieferung der Marquise in London gefordert. Ehe diese erfolgte, floh sie jedoch nach den Niederlanden und von dort nach Belgien, wo sie sich in einem Kloster zu Lüttich mehrere Jahre verborgen hielt. 1676 wurde sie aber doch entdeckt und verhaftet, zuerst nach Mezières und dann nach Paris gebracht. Hier ward ihr der Prozeß gemacht, der mehrere Monate dauerte; sie leugnete anfangs hartnäckig, gestand aber allmählich alle ihre Freveltaten ein. Ihr Beichtvater erklärte in einer eigenen Schrift, sie habe zuletzt reumütig ihre schweren Sünden bekannt und sei bußfertig in den Tod gegangen. Es fällt aber schwer, an diese Reue zu glauben, da die Marquise noch bis zuletzt unwahr, rachsüchtig und eitel blieb. Im Juli 1676 wurde sie enthauptet und ihr Leichnam verbrannt. Ihre Hinrichtung war für ganz Paris ein interessantes Schauspiel, zu dem sich Vornehme und Geringe drängten.

Weit gefehlt, daß der Prozeß und die Hinrichtung der Marquise von Brinvilliers abschreckend gewirkt hätten, verbreitete sich die Giftmischerei in Paris nun erst recht und wurde namentlich von den Wahrsagerinnen regelrecht betrieben. Es kam so weit, daß der später noch oft zu erwähnende Polizeipräsident von Paris, La Reynie, sagen konnte: „Das Menschenleben ist zu einem Handelsartikel geworden.“ Greuel aller Art waren an der Tagesordnung; die ärgste dieser Wahrsagerinnen und Giftmischerinnen erklärte bei ihrer gerichtlichen Vernehmung, die allermeisten ihrer Besucherinnen wollten wissen, ob sie nicht bald Witwen werden würden, weil sie einen andern Mann zu heiraten wünschten; und wenn sich auch manche mit einer günstigen Antwort zufrieden gäben, so verlangten doch viele nach einem Mittel, um sich rascher ihrer Gatten zu entledigen. Die meisten dieser Besucherinnen waren Angehörige der höchsten Gesellschaftskreise: Herzoginnen, Marquisen, Prinzen und adelige Herren suchten die Wahrsagerinnen auf. Diese gaben nicht nur die gewünschten Auskünfte über die Zukunft, sondern bereiteten auch Liebespulver und nahmen zauberische Beschwörungen mannigfacher Art vor, von denen manche Entsetzen erregen. Die grauenhafteste dieser Prozeduren war die schwarze Messe. Sie wurde besonders für Frauen und Mädchen angewandt, die sich an ihren Liebhabern, wenn diese sie um anderer willen vernachlässigt oder sie verlassen hatten, rächen oder sie zu sich zurückziehen wollten. Dabei spielte ein mit der Wahrsagerin in Verbindung stehender, wegen unwürdiger Handlungen oder grober Vergehen entlassener Priester eine Hauptrolle; der schlimmste von ihnen war der alte, unzähliger Vergehen schuldige, schreckliche Priester Guibourg. Die Messe wurde von ihm genau nach katholisch-kirchlichem Ritus im kirchlichen Ornate gehalten, und zwar über dem nackten Leibe der weiblichen Person, die auf einem Tische, der als Altar diente, mit

ausgestreckten Armen, in jeder Hand eine Kerze, lag. Der Kelch wurde auf den Leib der Person gestellt und in dem Augenblicke, wo die Worte des Meßopfers gesprochen wurden, ward ein neugebornes Kind getötet und dessen Herzblut in den Kelch geträufelt, der mit dem Blute von Fledermäusen und anderen widerlichen Stoffen vorher gefüllt war. Dann wurde Mehl in den Kelch hineingeschüttet und aus dem verdickten Stoffe eine Hostie gebildet, die mit lästerlichen Zauberworten geweiht ward. Diese Hostie wurde dann den Personen, an denen man sich rächen oder die man wieder an sich heranziehen wollte, in Speisen beigebracht. Und diesen grauenvollen Zeremonien unterwarfen sich vornehme Damen des Hofes! Auch zu andern Zaubereien und Giftmischereien war das Blut neugeborner Kinder erforderlich. Es wurden dazu die neugebornen Kinder von gefallenen Mädchen genommen oder solche von armen Leuten abgekauft, andere wurden heimlich geraubt; das Verschwinden kleiner Kinder war so groß und der Verbrauch so bedeutend, daß im Volke sich Gerüchte über Kindermorde verbreiteten und eine dumpfe Gärung hervorriefen.

Die Wahrsagerinnen und Giftmischerinnen hatten weitreichende Verbindungen und genossen vielfach vornehmer Protektion; sie trieben ihr Gewerbe fast öffentlich und gewannen durch ihre Verbrechen außerordentlich große Summen, die sie aber rasch verschwendeten. Besonderen Ansehens erfreuten sich unter ihnen die Voisin, die La Père, die Philastre, die Bosse, die Joly, die Trianon und noch andere. Wir wollen hier näher auf das Leben und Treiben der Voisin eingehen, weil sie nicht nur die bekannteste, sondern auch die ruchloseste dieser verworfenen Weiber war, und weil ihr Leben typisch für das der andern ist. — Cathérine Deshayes war die Frau des Antoine Montvoisin, wurde aber La Voisin genannt. Sie war schon in jungen Jahren Wahrsagerin gewesen und setzte dieses Gewerbe in immer größerem Stile fort. Ihr Mann war zuerst Juwelenhändler, dann Krämer und machte als solcher Bankerott. Nun etablierte sich die Voisin förmlich als Wahrsagerin; sie behandelte ihren Mann sehr schlecht, beschimpfte ihn, ließ ihn durch einen ihrer Liebhaber durchprügeln und wollte ihn einmal sogar vergiften. Sie hatte zahlreiche Liebhaber, unter denen der Henker von Paris die erste Stelle einnahm, dann aber gehörten dazu auch ein Graf und ein Vicomte. Sie verdiente mit ihren Giftmischereien und Wahrsagekünsten ungeheure Summen, 50 000 bis 100 000 Frank jährlich, aber das Geld ging für Schlemmerei, prächtige Kleider, Unterstützung ihrer Liebhaber und alchimistische Versuche rasch wieder hin. In ihrer späteren Zeit trug sie ein prachtvolles Gewand, „die Königin besaß kein schöneres“, sagte sie stolz; der Überwurf war aus dunkelrotem Sammet, mit 250 echtgoldenen Doppeladlern besät und mit kostbarem Pelz gefüttert. Ihre Audienzen erteilte die Voisin wie eine Königin, und ihre Gastmähler waren aufs üppigste ausgestattet. Aber ihre Manieren blieben pöbelhaft, sie war oft betrunken, zankte und schimpfte und prügelte sich manchmal mit ihr unangenehmen Personen herum. Zahllose Gifttränke und Giftpulver hat sie bereitet, und was das Grauenvollste ist, sie gestand später selbst auf der Folter, daß sie die Leichen von mehr als 2500 Kindern, die bei den schwarzen Messen und Giftmischereien hingeopfert waren, in einem Ofen verbrannt oder in ihrem Garten vergraben habe, aber, fügte sie beruhigend hinzu, „sie habe allen vor dem Tode die Nottaufe erteilt!“ Bei all diesen Schandtaten beobachtete die Voisin äußerlich eine strengkirchliche Haltung, sie beichtete, ging zur Messe, spendete Geldsummen für geistliche Zwecke, unterstützte auch ihre alte Mutter.

Man weiß nicht, ob man mehr über die Heuchelei oder die völlige Gewissensabstumpfung dieses fürchterlichen Weibes entsetzt sein soll.

Durch die zufällige Anzeige einer verdächtigen Äußerung der Voisin wurde der Polizeipräsident von Paris, La Reynie, auf ihr Treiben aufmerksam und ließ sie im Januar 1679 mit ihrer ganzen Familie, — auch ihre Tochter war Wahrsagerin und Giftmischerin — verhaften. Dasselbe Schicksal hatten bald auch ihre Genossinnen, und nun enthüllte sich vor Reynies Augen der ganze furchtbare Abgrund der Verbrechen, deren Umfang ihn schaudern machte. Als er Ludwig XIV. die ersten Berichte über die von ihm vorgenommenen Verhöre abstattete, geriet der König in wahren Schrecken. Er setzte einen besonderen Gerichtshof ein, der aus angesehenen Mitgliedern des Staatsrats zusammengesetzt wurde, und ernannte La Reynie zum Untersuchungsrichter und Berichterstatter an ihn. Dieser Gerichtshof wurde die Chambre ardente, die glühende Kammer, genannt, wie Funck-Brentano meint, weil der Sitzungssaal mit schwarzem Tuche ausgeschlagen war und während der Verhandlungen mit Pechfackeln und großen Kerzen hell erleuchtet wurde; vielleicht hieß sie aber deswegen so, weil sie zum Feuertode verurteilte. Die Kammer trat am 10. April 1679 zusammen, ihre Verhandlungen wurden geheim gehalten und die Verdächtigen durch einen Geheimbefehl des Königs verhaftet, jeder vorgeladene Zeuge mußte vor ihr erscheinen. Die Verhandlungen des Gerichts waren genau geregelt, die Angeklagten konnten sich ohne jede Einschränkung verteidigen; daß die Giftmischerinnen auch gefoltert wurden, war in den Rechtsanschauungen jener Zeit begründet. Das Urteil der Kammer war unwiderruflich, nur die Gnade des Königs konnte es mildern. Die Kammer hat vom April 1679 mit einer halbjährigen Unterbrechung bis zum 21. Juli 1682 ihre Sitzungen gehalten, 442 Angeklagte verhört, 36 von ihnen zum Tode und 5 zur Galeerenstrafe verurteilt, viele kamen mit geringeren Strafen davon oder wurden freigesprochen; gegen nicht wenige der Allerschuldigsten konnte, aus später zu erörternden Gründen, der eigentliche Prozeß gar nicht eingeleitet werden. Was für Verbrechen kamen nun durch die Chambre ardente ans Licht, wie viele Damen der vornehmen Gesellschaft mußten als Angeklagte vor ihr erscheinen! Wir wollen nur einige charakteristische Beispiele anführen. Da war Frau von Dreux, eine zarte Frau von ätherischer Schönheit und bestrickendem Liebreiz. Sie hatte ihren Liebhaber vergiftet und suchte auch ihren Mann durch Gift aus dem Leben zu schaffen. Sie bezauberte selbst die Richter, und als sie mit einem Verweise (!) entlassen war, wurde sie im Triumphe von ihrem Gatten abgeholt, von der vornehmen Gesellschaft gefeiert und mit allgemeinem Jubel von ihren Bekannten und Verwandten begrüßt. Es kam aber zu einem zweiten Prozeß gegen sie wegen weiterer Vergehen. Da vertrat ihr Gatte sie vor der Kammer. Nun wurde sie zur Verbannung aus Frankreich verurteilt, der König aber begnadigte sie, nur durfte sie Paris nicht mehr betreten. Madame Leféron, die Gattin eines Parlamentspräsidenten, 50 Jahre alt, hatte mit Hilfe der Voisin ihren Mann vergiftet und ihren Liebhaber geheiratet; sie wurde zur Verbannung aus dem Weichbilde von Paris verurteilt. Die junge, liebenswürdige, sanfte, geistreiche Frau von Poulaillon war, um die Ansprüche ihres Liebhabers zu befriedigen, zur Verschwenderin geworden und wurde deshalb von ihrem Gatten streng gehalten. Um ihren „alten Philister" loszuwerden, verschaffte sie sich von der Marie Bosse Gift; die Verhandlungen darüber mit dieser fanden — höchst charakteristisch — in der

Karmeliterkirche statt, und Frau von Poulaillon mußte für ein Fläschchen Gift 20 000 Frank bezahlen. Da sie nicht gleich Gelegenheit hatte, ihrem Gatten das Gift beizubringen, bezahlte sie einige Soldaten, um ihn totschlagen zu lassen; die Soldaten nahmen das Geld, teilten aber dem Manne die Sache mit. Der Gatte klagte sie nun vor der Chambre ardente an, und sie wurde zur Verbannung aus Frankreich verurteilt; Ludwig XIV. ließ sie aber in die Strafanstalt zu Angers bringen. Mit der milden Behandlung der vornehmen Damen kontrastiert sehr auffallend das harte, über eine Kaufmannsfrau Rebille gefällte Urteil, die ihren Mann vergiftet hatte, um einen damals sehr gefeierten königlichen Flötenspieler, in den sie sich verliebt, zu heiraten; sie wurde gehängt und ihre Leiche verbrannt. Über diese ungleiche Behandlung der Angeklagten durch die Kammer entstand ein Murren des Volkes von Paris, und nicht mit Unrecht. Die Kammer griff in immer höhere Sphären hinein, und es verbreitete sich ein allgemeiner Schrecken und lebhafte Angst in der Gesellschaft. Man zitterte vor der Anklage bei der Kammer, weil so viele kein reines Gewissen hatten. Waren doch gegen die erste Geliebte Ludwigs XIV., Fräulein von La Vallière, von vornehmen Damen Vergiftungsversuche gemacht worden, war doch sogar Olympia Mancini, die Nichte Mazarins, der Ludwig XIV. seine erste Liebe gewidmet und die er zu seiner Gemahlin machen wollte, so kompromittiert, daß sie nach den Niederlanden floh. Auch gegen die Marquise von Montespan, die Ludwig und Frankreich beherrschte, waren Vergiftungsanschläge von den Herzoginnen von Angoulême und Vivonne unternommen worden. Der Marschall von Luxembourg hatte sich einer Teufelsbeschwörung durch einen Zauberer gegen seine Gattin schuldig gemacht und wurde deshalb in die Bastille gesperrt. Ganz Paris war daher jetzt in Furcht vor dem rücksichtslosen Vorgehen der Kammer, und zugleich herrschte eine allgemeine Angst vor Vergiftung; „alle Schwiegersöhne standen wegen Vergiftung ihrer Schwiegermütter in Verdacht", sagt Frau von Sevigné. Der Grimm und Haß der höheren Gesellschaft richtete sich vor allen gegen La Reynie, der in der Tat die treibende Kraft der Kammer war. Seine edle Gestalt hebt sich hell auf dem Hintergrunde dieser verworfenen Gesellschaft ab. Er war ein Mann von klassischer Bildung, ein Kenner und Freund der Literatur seiner Zeit, dabei wahrhaft fromm, dem Könige in Liebe und Verehrung treu ergeben, zugleich aber von strengem Gerechtigkeitsgefühl und unbedingter Pflichttreue erfüllt, ein Mann, der auch dem Könige gegenüber das Recht vertrat. La Reynie war unbeugsam und unerschütterlich allen äußeren Einflüssen gegenüber; man versuchte ihn umzubringen, und es ging das Wort in der höhern Gesellschaft um: Daß Reynie lebt, ist der beste Beweis gegen die angebliche Verbreitung der Giftmischerei. Manche der angeklagten vornehmen Damen suchten durch hochmütiges Auftreten und beleidigende Äußerungen der Kammer und La Reynie zu imponieren. Die Herzogin von Bouillon hatte ihren Mann durch Gift ums Leben zu bringen gesucht, um ihren Geliebten, den Herzog von Vendôme, zu heiraten. Vor Gericht geleitete sie trotzdem der Gatte zur rechten Seite, zur Linken ihr Liebhaber; auf dem Wege zur Kammer war sie von einer großen Reihe von Karossen, in denen Damen und Herren des Hofes saßen, begleitet worden. Stolz erhobenen Hauptes trat sie vor den Gerichtshof und erklärte, daß sie nur aus Achtung vor dem Könige, nicht vor der Kammer, hier erschienen sei. Sie antwortete kurz ableugnend auf alle ihr gestellten Fragen, und als La Reynie sie fragte, ob sie bei der Zauberin den Teufel gesehen habe, erklärte sie: „Jetzt

sehe ich ihn, er ist alt, häßlich, und als Gerichtsperson gekleidet.“ Sie verließ ebenso, wie sie gekommen, die Kammer, im Triumphe von ihren zahllosen Bekannten nach Hause begleitet. Trotzdem war sie schwer belastet, und Ludwig XIV. verbannte sie vom Hofe, — für einen „kleinen Scherz“, sagt bedauernd Frau von Sevigné.

La Reynie bemerkt mit Recht: „Sittenlosigkeit und Verschwendung waren meistenteils die Ursache dieser Verbrechen.“ Man kann sich eines Gefühls von Grauen nicht erwehren, wenn man sich die bei diesen Prozessen hervortretende Gewissensabstumpfung und sittliche Fäulnis der höhern Gesellschaftskreise im damaligen Paris vergegenwärtigt. Zum Teil lag der Grund zu dieser sittlichen Entartung und inneren Roheit bei verfeinertster äußerer Politur in der höchst mangelhaften religiösen Unterweisung und Erziehung der weiblichen Jugend. Andererseits trug zu ihr gewiß nicht wenig die laxe Praxis der jesuitischen Beichtväter bei. „Die bequeme Moral“, wie der Titel einer von einem Jesuiten verfaßten Anweisung für Beichtväter bezeichnend genug lautet, mit ihren vielen Entschuldigungs- und Milderungsgründen der Sünden war nur zu sehr geeignet, die Gewissen einzuschläfern und das sittliche Gefühl abzuschwächen. Pascal hat diese Moral der Jesuiten in seinen berühmten Lettres provenciales aufs nachdrücklichste gebrandmarkt, aber sie behauptete sich trotzdem in sehr vielen Beichtstühlen damaliger Zeit.

Je häufiger Ludwig XIV. über den Umfang der Anklagen Bericht erhielt, desto mehr war er entschlossen, gegen diese Verbrecher rücksichtslos vorzugehen. Er befahl persönlich den Richtern, so gründlich als möglich der Giftmischerei nachzuspüren und sie bis auf die Wurzel auszurotten, ohne Unterschied der Person, des Standes und des Geschlechts zu verfahren. Nur zu bald trat er aber selbst dem Vorgehen der Kammer hindernd in den Weg.

Die Tätigkeit der Zauberer war nicht nur von den Mitgliedern der höchsten Gesellschaftsklasse in Anspruch genommen worden, sie drang sogar bis zu den Stufen des Thrones vor, ja der König selbst wurde von ihr nicht verschont. Die Voisin und Philastre fanden den verdienten Tod durch Henkershand. Die erste hatte aber vorher noch umfassende Aussagen gemacht, die La Reynie mit Entsetzen erfüllten. Zu ihnen kamen später noch Geständnisse der Tochter der Voisin und anderer, dieselbe Person betreffend. Ludwig XIV. ließ, als ihm darüber berichtet wurde, diese Aussagen in besondere Protokolle übertragen und diese 1681 sich abliefern. Sie wurden dann auf seinen Befehl in einen besondern Kasten gelegt, der verschlossen beim Gerichtsaktuar aufbewahrt wurde; zugleich befahl der König, daß von dieser Aussage in den Gerichtsprotokollen keine weitere Erwähnung geschehen solle. Was enthielten denn aber diese so geheimnisvoll verwahrten Protokolle? In ihnen waren höchst belastende Aussagen gegen die Maitresse des Königs, die Marquise von Montespan, niedergelegt. Françoise war die Tochter des Herzogs von Montemart, sie wurde von ihrer Mutter, Diana von Grodeseigne, fromm erzogen und kam schon frühe als Hofdame der Königin nach Paris. 22 Jahre alt heiratete sie ohne Liebe den Marquis von Montespan, lenkte aber bald die Aufmerksamkeit Ludwigs XIV. auf sich. Sie war ganz das Gegenteil ihrer Vorgängerin in der Gunst des Königs, der sanften, stillen Louise de la Vallière. Die Montespan war eine Frau von blendender, sieghafter Schönheit, voll Geist, aber stolz, herrschsüchtig und verschwenderisch. Sie hatte schon 1666, noch ehe sie die Geliebte des Königs war, die Voisin aufgesucht, indem sie nach der Liebe des

Königs trachtete, sich von der Wahrsagerin Liebespulver aus allerlei ekelhaften Stoffen verschafft und diese den Speisen des Königs heimlich beigemischt. Dreizehn Jahre, von 1667—80 war sie die mächtigste Frau in Frankreich, während die Königin wie eine Verstoßene lebte; sie beherrschte den König völlig, und ihr Einfluß auf ihn war unbegrenzt, was sie wollte, geschah. Ihre Brüder wurden Marschälle von Frankreich; sie war der Schrecken der Minister. Die Marquise von Montespan umgab sich mit ungeheurem Luxus, es ist bezeichnend, daß sie im Palais zu Versailles zwanzig Zimmer im ersten Stock bewohnte, während der Königin nur elf im zweiten angewiesen waren. Wohin sie kam, wurde ihr wie einer Königin gehuldigt. Sie gebar Ludwig XIV. sieben Kinder, die auf Befehl desselben als rechtmäßige Prinzen von Geblüt anerkannt wurden. Die Montespan huldigte leidenschaftlich dem Spiel und verlor dabei Unsummen, so in einer Nacht 400 000 Frank; dabei war sie höchst eifersüchtig und stets besorgt, die Liebe des Königs sich zu erhalten. Zu diesem Zwecke verschaffte sie sich immer wieder Liebespulver, die sie jedesmal dem König beibrachte, wenn sie eine Abnahme seiner Huld befürchtete. Das Streben der ehrgeizigen Frau ging dahin, daß der König seine Gemahlin verstoßen und sie heiraten sollte. Anfangs versuchte sie auch durch teuflische Beschwörung, den Tod ihrer Vorgängerin, der La Vallière, herbeizuführen. Seitdem sie aber dem König 1669 den ersten Sohn geboren, fühlte sie sich ganz sicher und wurde 1673 durch Machtbefehl des Königs von ihrem Gatten geschieden. Da Ludwig XIV. aber wieder einige Neigung zu anderen Damen des Hofes zeigte und sie eine gewisse Erkaltung gegen sich bei ihm zu spüren glaubte, ließ sie dreimal nacheinander in der Kapelle eines Schlosses von dem Abbé Guibourg die oben beschriebene schwarze Messe lesen, unterwarf sich allen dabei erforderlichen greulichen Zeremonien und ließ teuflische Beschwörungen zur Befestigung der Liebe des Königs sprechen; aus dem Blute des dabei getöteten Kindes wurde dann wieder ein Liebespulver bereitet. Es war wohl die Folge dieser ihm wiederholt in den Speisen beigebrachten Pulver und Tränke, daß der König in jener Zeit häufig an Kopfschmerzen litt und von Schwindel befallen wurde. Noch mehrere Kinder sind so für die Montespan hingeopfert worden. 1677 war Ludwig XIV. wieder ganz in ihren Banden, und dadurch wurde ihr Glaube an die Wirkung der Zaubermittel und Liebestränke völlig befestigt. Aber schon 1679 wurde Ludwig von einer lebhaften Neigung für Fräulein von Fontanges ergriffen, und die Marquise von Montespan ward dadurch von solcher Erbitterung und so heftigem Grimme erfüllt, daß sie in wahnsinniger Verblendung darnach trachtete, ihre Nebenbuhlerin und den König zugleich zu töten, ohne daran zu denken, daß mit Ludwigs Tode auch ihre Rolle ausgespielt war. Sie trat in enge Verbindung mit der Voisin, Philastre und andern Giftmischerinnen und es wurde beschlossen, ein vergiftetes Papier zu bereiten, das dem Könige an einem der Tage, da er Bittschriften persönlich empfing, in die Hände gespielt werden sollte; durch die Berührung dieses Papiers sollte er sofort tot niedersinken. Die furchtbare Voisin übernahm es selbst, dem Könige in Saint-Germain das Papier zu übergeben; sie sollte dafür von der Montespan 1½ Millionen Frank als Lohn erhalten. Sie begab sich auch wirklich nach Saint-Germain, konnte aber an den König nicht herankommen; sie kehrte daher unverrichteter Sache zurück und verbrannte das Papier zu Hause. Die Voisin hatte aber fest beschlossen, einen zweiten Versuch mit einem andern Papier zu machen, da wurde sie verhaftet; so entging der König dem Tode. Das Fräu-

lein von Fontanges hatte durch einen vergifteten Handschuh umgebracht werden sollen, allein auch dazu kam es nicht. Auf die Kunde von der Verhaftung der Voisin floh die Marquise von Montespan aus dem königlichen Palais.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Enthüllungen auf Ludwig XIV. machten, wie entsetzt er sein mußte über die unwiderleglichen Beweise der Schuld der Marquise, die ihm so lange nahegestanden, der er seine ganze Neigung zugewandt hatte, und die jetzt als Genossin von Giftmischerinnen und ihm selbst nach dem Leben trachtend sich erwies. Wenn alle diese Frevel an die Öffentlichkeit kamen, wäre ein dunkler Schatten auf seine Majestät gefallen und ein Skandal vor ganz Europa entstanden. Das mußte auf jede Weise verhindert werden. Ludwig XIV. verlor auch in dieser für ihn so schweren Zeit keinen Augenblick seine Ruhe und Hoheit. Der Marquise wurde ein anderer königlicher Palast zur Wohnung angewiesen, sie erschien auch wieder bei Hofe. Ludwig XIV. besuchte sie auch, aber nie allein, sondern in Begleitung des Hofes; ihr in alles eingeweihtes Kammerfräulein wurde auf Befehl des Königs nicht verhört, aber auf Lebenszeit als Gefangene nach Tours gebracht. Der Minister Louvois, der der Montespan viel verdankte, verschaffte ihr noch einmal eine Unterredung mit dem Könige unter vier Augen. Als dieser ihr ihre Vergehen nachdrücklich vorhielt, weinte sie zuerst, von der Wucht der Anklagen erdrückt; dann aber nahm sie ihren ganzen Stolz zusammen und machte dem Könige Vorwürfe. Sie sagte, wenn die Anklagen auch wahr seien, so wäre, was sie getan, doch nur aus großer Liebe zum Könige geschehen; sie warf ihm, dem sie alles geopfert habe, seine Härte und Treulosigkeit vor und bemerkte mit großer Geistesgewandtheit, wenn er sie öffentlich strafe, so treffe das die Mutter seiner Kinder und diese selbst, ja auch ihn vor ganz Frankreich. Das blieb nicht ohne Eindruck auf Ludwig XIV.; seine Liebe hatte sie völlig verloren und ebenso ihre Stellung, aber sie war gerettet. Die Protokolle mit den Aussagen gegen die Marquise wurden der Kenntnis der Richter entzogen und, wie bemerkt, unter Verschluß genommen, die Tätigkeit der Kammer suspendiert, alle weiteren Untersuchungen sistiert. So wurde der öffentliche Skandal vermieden. Die Marquise von Montespan zog sich allmählich ganz vom Hofe zurück und begab sich 1691 in ein von ihr gegründetes Kloster. Ludwig bedachte sie mit einer reichen Pension, aber er verkehrte nicht mehr mit ihr. Sie unterzog sich schweren Bußübungen und erfüllte alle Gebote kirchlicher Frömmigkeit; ob sie die ganze Größe ihrer Verschuldungen erkannt und innerlich gebüßt, wer vermag das zu sagen? Sie starb 1707. Ludwig XIV., der vollkommen gleichgültig gegen sie geworden war, gestattete ihren Kindern nicht einmal, ihrer Bestattung beizuwohnen. 1709, als Frankreich von so schweren Schicksalsschlägen getroffen wurde, ließ er sich die bis dahin verschlossen gehaltenen Verhörsprotokolle mit den Aussagen gegen die Marquise von Montespan geben und warf sie in Gegenwart des Kanzlers Ponchatrin ins Feuer. So gedachte er jede Spur jener bösen Zeiten vernichtet zu haben, und die Nachwelt würde in der Tat nichts von jenen Greueln, die an den Thron heranreichten, erfahren haben, wenn nicht La Reynie zu seiner eigenen Information sich sorgfältige Notizen aus jenen Protokollen gemacht hätte, die nicht untergegangen sind; Funck-Brentano hat sie aufgefunden und sie seiner Darstellung der Giftversuche der Montespan zugrunde gelegt.

Was aber wurde aus den andern noch nicht abgeurteilten Angeklagten und der Chambre ardente? La Reynies Rechtsgefühl sträubte sich aufs äußerste

gegen die Sistierung der Kammer und die dadurch herbeigeführte Schonung so vieler schwerer Verbrecher. Er machte dem Minister Louvois immer von neuem Vorstellungen, daß die Chambre ardente ihre Aufgabe noch nicht erfüllt habe und daher ihre Tätigkeit wieder aufnehmen müsse. Wenn das ihr gesteckte Ziel, die Giftmischerei auszurotten, erreicht werden solle, so müsse der Prozeß gegen viele Personen weitergeführt und die im Gefängnis sitzenden Hauptschuldigen die gerechte Strafe erleiden. Allein Louvois machte stets Ausflüchte und suchte den allzueifrigen Richter zu beschwichtigen. Jedoch La Reynie, dieser Richter ohne Furcht und Tadel, ließ sich nicht abweisen und beruhigen, er setzte es durch, daß er Zutritt bei Ludwig XIV. in Versailles erhielt. Da hat er vier Tage nacheinander täglich vier Stunden in Gegenwart der Minister Louvois und Colbert dem Könige über die Sache Vortrag gehalten und es zuletzt doch durchgesetzt, daß Ludwig XIV. befahl, die Kammer solle ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Aber es war doch nur ein halber Sieg, denn der König bestimmte zugleich, daß alle Aussagen gegen die Montespan ohne Folgen gelassen und die sie betreffenden Protokolle geheim bleiben sollten. Damit war zugleich entschieden, daß gegen die Hauptschuldigen unter den Verhafteten der Prozeß nicht weitergeführt werden konnte. Es kam jetzt nur noch darauf an, die Kammer mit Anstand zu schließen und der öffentlichen Meinung eine Genugtuung zu geben. Am 19. Mai 1681 nahm die Kammer ihre Sitzungen wieder auf. Es wurde zwei unbedeutenden, der Giftmischerei angeklagten Personen der Prozeß gemacht und über sie das Todesurteil gesprochen. Dann wurde am 21. Juli 1682 die Chambre ardente geschlossen. Gemeinsam mit Colbert verfaßte darauf La Reynie 1682 das von Ludwig XIV. bestätigte Edikt wider die Zauberer und Giftmischer. Die Zauberer und Wahrsager wurden darin aus Frankreich verbannt, die Giftmischer mit dem Tode bedroht und die Bereitung von Giften durch strenge Vorschriften geregelt. Dieses Edikt, das bis zur Revolution von 1789 in Kraft blieb und zum Teil noch weiter fortbestand, machte der Giftmischerei ein Ende. Die schuldigen Verbrecher erhielten aber doch ihre Strafe. Durch Geheimbefehle Ludwigs XIV. wurden sie in verschiedene Festungen gebracht, in Ketten gelegt und in Einzelzellen an die Mauer angeschmiedet. In diesem Zustande blieben sie bis zu ihrem Tode.

Vergegenwärtigt man sich, daß zur selben Zeit, da die vornehme Gesellschaft von Paris sich greulicher Frevel und Giftmorde schuldig machte, Port Royal, diese schönste Blüte des Katholizismus in Frankreich, bedrängt und geschlossen wurde, daß gleichzeitig die treuen und sittenreinen Hugenotten aufs grausamste verfolgt, zu den Galeeren verurteilt und aus dem Lande getrieben wurden, so erkennt man, daß in allen diesen Vorgängen eine der tiefsten Wurzeln der großen Revolution zu finden ist. H. D.



Ein uraltes Rätsel

Das jährliche Kommen und Gehen unserer Zugvögel ist uns ja eine gewohnte Erscheinung, und so mancher ist sich daher gar nicht bewußt, wie rätselhaft und unbegreiflich eigentlich dieses Phänomen ist, das in das ruhige Leben des Vogels urplötzlich so eingreifende Veränderung bringt. Welche

Unruhe überkommt da auf einmal unsere Wanderer, die sich die ganze schöne Jahreszeit benahmen, wie die anderen, das ganze Jahr über bei uns bleibenden Vögel. Besonders bei den Schwalben und Störchen, diesen uns so lieb gewordenen Zugvögeln, tritt diese Unruhe beim Nahen der Wanderzeit lebhaft zutage. Öfter und öfter beginnen sie sich zu kleinen Gesellschaften zusammenzuscharen, immer fleißiger halten sie ihre Flugübungen, immer zahlreicher werden ihre Wanderscharen und Beratungssitzungen auf den Dächern, und auf einmal haben sie uns dann verlassen.

Seit Menschengedenken haben es unsere Zugvögel so gehalten, immer hat man ihren Abzug im Herbste und ihre Wiederkehr im Frühjahre mit warmem Interesse verfolgt. *Warum dann ist das Vogelziehen bis heute ein zum großen Teile ungelöstes Problem voll dunkler Fragen geblieben?* Es hat eben früher die einheitliche, planmäßige Beobachtung des Vogelzuges gefehlt, wie sie jetzt geübt wird. Jeder hat unabhängig in seiner Weise beobachtet, zog aus seinen lokalen Wahrnehmungen Folgerungen auf den Vogelzug überhaupt und kam so zu manchen Fehlschlüssen. Wenn z. B. ein Beobachter auf seiner Station im Hochgebirge die durchwandernden Zugvögel Jahr für Jahr ganz bestimmte Straßen einhalten, immer wieder die Gebirgspässe passieren sieht und nun darauf schwört, daß Zugvögel auf ganz bestimmten langen schmalen Zugstraßen dahinziehen, so irrt er da ebenso, wie der Beobachter in der weiten, gebirgslosen Ebene, der die Zugvögel in weiter, breiter Front dahinziehen sieht und daraufhin die Existenz bestimmter Vogelzugstraßen leugnet. Solchem Fehler ist auch in manchen Vogelzugfragen Heinrich Gätke, der so umsichtige und vielbewährte Vogelbeachter auf der Vogelwarte Helgoland, verfallen, indem er lokale Verhältnisse als allgemein gültige annahm.

Es ist ein dunkler, altererbter Drang, der den Zugvogel zur Wanderung bewegt. Treibt doch so manche Zugvogelarten nicht die Kälte, nicht der Nahrungsmangel fort. Wenn uns Kuckuck, Pirol, Segler, Turteltaube, Storch verlassen, ist es schönste, heiße Sommerszeit, ist der Tisch für sie noch reich gedeckt. Und weiß denn der junge Vogel gar zu einer Zeit, da er am besten genährt ist, etwas von Winterkälte, von Nahrungsmangel? Wie es da überhaupt zum Wandern der Vögel gekommen, denken wir uns so. Vor langen, langen Zeiten schon drängte Übervermehrung die Vögel, die ja viel früher als die Säugetiere in das Erdenleben eingetreten sind, nach neuen Nistgelegenheiten zu suchen. So rückten sie von ihren Stammgebieten nach allen Weltrichtungen hin vor. Die aber nach Norden sich gewendet hatten, wurden in jedem Jahre durch den Eintritt des Winters und seinen Nahrungsmangel nach dem Süden zurückgedrängt, wie andererseits die südlichen Vögel der heißen Länder zur Zeit der Sommerdürre gezwungen wurden, nordwärts vorzugehen. Das war so schon lange vor der Eiszeit, da in Europa noch tropisches und subtropisches Klima herrschte. Die später über Europa hereingebrochene Eiszeit hat diese Verhältnisse nur verschärft, und erst nach ihrem Rückgange konnten die aus dem Norden verdrängten Vögel sich wieder nordwärts wenden. So würden also die Zugvögel von heute uralte Wege wandern, wie sie sie schon zur Tertiärzeit beflogen haben.

Wir denken uns so die Vögel als ursprünglich seßhafte Standvögel, aus denen sich erst nach und nach die heutigen Zugvögel und Strichvögel herausgebildet haben. Vielleicht war aber das Umgekehrte der Fall? So

stellt C. Gräser die Hypothese auf, daß die Vögel ursprünglich Wandervögel waren und erst nach und nach, wo die Verhältnisse es gestatteten, zu Strichvögeln oder Standvögeln geworden sind. Wenn sich nun tatsächlich solcher Wandel auch heute vor unseren Augen vollzieht und wir in verschiedenen Erdgebieten Wandervögel allmählich zu seßhaften Vögeln werden sehen, so haben wir es da eben mit einem der vielen Fälle der Anpassung an geänderte Lebensverhältnisse zu tun. Aber anzunehmen, daß die Vögel gleich anfangs flugkräftige Wanderer gewesen seien, will uns sowohl in Hinblick auf den Bau der ältesten uns bekannten fossilen Vogelformen, als nach unseren ganzen stammesgeschichtlichen Anschauungen als sehr gewagt erscheinen.

Wie sich aus anfänglichem zeitweiligen Ausweichen vor ungünstigen Existenzverhältnissen und allmählichem Vorrücken das periodische Wandern auf weite Fernen hin herausgebildet haben mochte, das zeigen uns ja heute noch die Vogelzugsverhältnisse in Nordamerika, wo die Zugvögel eigentlich mehr unseren Strichvögeln gleichen, der Vogelzug sich räumlich und zeitlich viel einfacher abspielt, als bei uns, und die wandernden Vögel dem Winterwetter und Nahrungsmangel nach dem Süden nur so weit, als unbedingt notwendig ist, ausweichen und, dem Wiedereintritte milderen Frühlingswetters entsprechend, etappenweise wieder nach Norden vorrücken.

Bleibt es uns also noch immer unerklärlich, warum einzelne Vogelarten im Frühjahre so frühzeitig, oft genug vorzeitig, bei uns sich einstellen, im Herbste so spät fortziehen, während andere wieder sehr spät im Frühlinge erscheinen und schon im Beginne des August wieder abreisen, so erschließt sich uns da ein weiterer Beweis für die Annahme, daß das Wandern von heute eine uralte Flucht nördlicher Vögel vor dem Winter und seiner Not und andererseits ein Ausweichen südlicher Vögel vor der Tropendürre ist. Es sind eben nicht alle unsere Zugvögel bei uns heimisch und es ist die Frage, ob jeder Vogel dort zu Hause ist, wo er brütet. Jene Zugvögel, die sich im Frühjahre beeilen, wieder zu uns zurückzukommen, ihre Abreise bis in den späten Herbst hinein verschieben und es in milden Wintern immer wieder versuchen, bei uns zu überwintern, das sind bei uns alteingesessene Vogelarten, in der Fremde nur Wintergäste, die nur das Nahen des Winters von uns forttreibt; jene Vögel aber, die es mit der Abreise so eilig haben und sich mit dem Wiederkommen so Zeit lassen, sind bei uns nur Sommergäste, Fremdlinge, die nur der Wunsch, dem Brutgeschäfte bequemer obliegen zu können, zu uns bringt.

Sind wir so der Ansicht, daß es ein altererbter Wandertrieb ist, der die Zugvögel im Herbste von uns forttreibt, im Frühjahre wieder zurückdrängt, so liegt ja wohl nahe, anzunehmen, daß sich dieser Wanderinstinkt im Laufe der Jahrtausende immer mehr verstärkt hat und damit im Zusammenhange auch die Flugleistung, die Muskelkraft und die Orientierungsgabe der Zugvögel eine fortwährende Steigerung erfahren habe. Trotzdem bleibt es uns ein Rätsel, wie sich denn der Zugvogel auf der weiten Reise zu orientieren vermag. Sehen wir von den Hypothesen ab, nach welchen da magnetische Einflüsse, Lichtreize mitwirken sollen, so wird uns die Möglichkeit einer Orientierung noch am verständlichsten bei jenen Vogelarten sein, welche, wie die Störche, Kraniche, Gänse, Enten, Schwalben, in Gesellschaft ziehen. Hier können die alten erfahrenen Vögel die jungen führen, unterstützen, die tüchtigsten Flieger an der Spitze die Gesellschaft leiten, Kundschafter

vorausfliegen, die in großer Höhe ziehenden Wanderer an verschiedene Landmarken, Flüsse, Seen, Gebirge, Wälder, Küsten sich halten. Aber sehr viele Zugvögel wandern nicht in Gesellschaft, sondern einzeln, nicht in der Höhe, sondern am Boden hin, nicht am Tage, sondern in der Nacht. Nach Gätke eröffnen unter normalen Verhältnissen von den auf Helgoland vorkommenden Vogelarten (398), den Kuckuck ausgenommen, die jungen Vögel den Herbstzug, während die alten Vögel erst ein bis zwei Monate später die Reise antreten. Es wird dies zwar von anderen Beobachtern für einzelne Arten bestritten, immerhin würden aber bei vielen Zugvögeln die jungen Vögel, die doch sonst der sorgsamsten Betreuung seitens ihrer Mütter teilhaft werden, gerade auf ihrer weiten Wanderfahrt der Unterweisung seitens der Eltern entraten müssen, und bleibt es uns so erst recht rätselhaft, wie der junge Vogel einen Weg, den er noch gar nicht kennt, zu finden weiß.

Jedenfalls sprechen beim Ziehen der Vögel meteorologische Verhältnisse weit mehr mit, als man bisher zugeben wollte. Gewisse Luftströmungen dürften es sein, welche den Zugvogel zur Abreise und zur Rückkehr veranlassen und ihn seinem Ziele zuführen. Dem haben vor einigen Jahren die Gebrüder Müller, bestbekannte Vogelbeobachter, Ausdruck gegeben, indem sie sagen, daß die für Witterungsveränderungen sehr feinfühligen Vögel die Veränderungen in der Luft rasch wahrnehmen, sich im Herbste den wärmeren Luftschichten, welche vor den langsam vorrückenden Passatwinden in die Höhe gehen, überlassen, ihnen bis in den regelmäßigen Ostpassatwind unter dem Wendekreis des Krebses folgen und so während der stetigen Zunahme der Polarströmungen, für uns der Nordwest-, Nord- und Nordostströmungen, die ihnen zusagenden, für ihre Zugrichtung förderlichen Winde zu finden wissen. Im Frühjahre wieder sind es die vorherrschenden südlichen Winde, welche die Zugvögel zur Rückkehr bewegen und denen sie auf ihrem Zuge folgen. So erklären sich auch die in den verschiedenen Jahren oft um mehr als einen Monat differierenden Daten der Ankunft, wie dies z. B. die Massenbeobachtungen des Schwalben- und des Kuckuckszuges ergeben haben. Für das Ziehen der Waldschnepfe sagt Professor Marek, ein gründlicher Kenner dieser Vogelart, daß deren Herbstzug in innigem Zusammenhange mit dem Erscheinen von Gebieten hohen Luftdruckes steht und diese nicht nur als Veranlassung zum Beginn der Wanderung, sondern auch als Leiter und Führer bei ihrer Wanderung angesehen werden, genau so, wie es die Gebiete niedrigen Luftdruckes bei ihrer Frühjahrsreise sind.

Frühere Vogelzugbeobachter haben auch die Leistungsfähigkeit und Ausdauer der Zugvögel hoch überschätzt. Wenn z. B. Gätke behauptete, daß der virginische Regenpfeifer von Brasilien, wo er den Winter verbringt, nach Labrador, wo er brütet, in einem Fluge zu ziehen imstande sei, oder das rotsternige Blaukehlchen der nordischen Tundra von seinen Winterquartieren in Ägypten in einer Nacht nach Helgoland fliege, so stimmen solche Flugleistungen, welche die Schnelligkeit unserer Expreßzüge dreimal übertreffen würden, nicht mit den zahlreichen Versuchen, wie man sie hinsichtlich der Schnelligkeit des Fluges verschiedener Vögel angestellt hat, und auch nicht mit den Beobachtungen, welche auf Anregung von F. v. Lucanus von Luftschiffern der königl. preußischen und bayerischen Luftschifferabteilungen und meteorologischer Institute bezüglich der Höhe des Vogelfluges angestellt worden sind. Schon Dixon hat die Angaben Gätkes über die enorme Schnelligkeit einzelner Vogelarten lebhaft be-

stritten. Bezüglich der Schnelligkeit des Tundrablaukehlchens hat F. Helm darauf aufmerksam gemacht, daß dieses seinen Winteraufenthalt in Ägypten schon im Februar oder März verläßt, also ein bis zwei Monate Zeit habe, um auf Helgoland zu erscheinen, und so ein rasches Fliegen gar nicht nötig habe. Freilich bleibt es dann sehr auffallend, daß die Unmengen rotsterniger Blaukehlchen, wie sie sich auf Helgoland einfinden, auf ihrem Zuge so unbemerkt bleiben, denn bis jetzt ist es nur in kleinen Mengen neben dem weißsternigen Blaukehlchen gesehen worden. Während Gätke ganz bestimmt behauptet, daß viele Zugvögel bis zu Höhen über 10000 Meter in die Luft sich erheben, konnten die Luftschiffer nur über einige wenige Fälle berichten, in denen Vögel in Höhen über 1000 Meter gesehen wurden. Nach Untersuchungen von Paul Bert an Tieren unter der Luftpumpe würden die Vögel für einen längeren Aufenthalt in Höhen von 3000 bis 10000 Meter mit einer mittleren Temperatur von —7 bis —54 Grad physisch gar nicht geeignet sein. Wenn man so annimmt, daß sich der Vogelzug im allgemeinen noch innerhalb 1000 Meter relativer Höhe abspielt, so wird man eine solche Beschränkung wohl nicht für die besonders flugkräftigen Zugvögel, wie Störche, Kraniche, Wildgänse, verschiedene Raubvögel gelten lassen können, welche ausdauernden Flieger auch die Hochgebirge direkt zu überfliegen imstande sind. Es sei da nur einer Beobachtung des Grafen Konstantin Thun gedacht, der am 27. Oktober 1898 im Tiroler Hochlande auf der Mittagspitze (2336 Meter) einen aus etwa 150 Lachmöven bestehenden Vogelzug in der Richtung Nordsüd ziehen und auch jenseits des Inntales die gegenüberliegende Kette hart am Gipfel des Gilfert (2400 Meter) kreuzen sah.

Daß der Zugvogel für bestimmte Temperaturverhältnisse ein feines Gefühl haben muß, geht auch aus der Tatsache hervor, daß die verschiedenen Brutgebieten angehörigen Vögel einer und derselben Art nicht zu gleicher Zeit die Herbstreise und den Rückzug antreten. Die nördlicher wohnenden Vögel einer Art ziehen durch, ohne daß sich ihnen auch schon die Artangehörigen der Durchzugsgegend anschließen oder ihnen gleich nachfolgen würden. Wenn sich in Afrika die italienischen Schwalben auf ihre Frühlingsfahrt begeben, bleiben die deutschen und die nordischen Schwalben noch lange zurück, und wenn dann die deutschen Schwalben abreisen, folgen ihnen die nordischen Schwalben erst nach Wochen. Es geht daraus auch hervor, daß die Artangehörigen eines Brutgebietes beisammen bleiben, stammweise auf die Reise gehen, auch, wenn sie sich an benachbarte Wandergesellschaften anschließen, den Zusammenhalt nicht aufgeben, in den Winterquartieren der Landsmannschaft treu bleiben und ebenso wieder gemeinsam die Rückreise antreten. Das ist auch die Ursache, daß sich in der einen Gegend der Massenmord im Süden so bemerkbar macht, in einer anderen nicht, indem, wenn eine ganze solche Stammgesellschaft in einem italienischen Vogelherde erbeutet worden ist, im heimatlichen Dorfe dann im nächsten Frühjahre die Schwalbennester unbesiedelt bleiben.

Im Widerspruche mit dieser Feinfühligkeit der Zugvögel für die Veränderungen der Witterung, wie sie in der früheren oder späteren Rückkehr im Frühjahre zum Ausdrucke kommt, steht die Tatsache, daß Zugvögel im Frühjahre so oft viel zu früh zurückkehren und sich dann von harten Winterrückfällen überraschen lassen. Wohl treten in solchen Fällen noch auf dem Zuge begriffene Wandervögel den Rückweg an, reisen zuweilen auch schon eingetroffene wieder südwärts, in den weitaus meisten Fällen aber scheinen solche zu früh

angekommenen Vögel durch den Wetterrückfall ganz wehrlos gemacht und erliegen der Kälte und der Nahrungsnot zu vielen Tausenden.

Sehr gehen, wie schon eingangs angedeutet, die Ansichten der Ornithologen über die Vogelzugstraßen auseinander. Während u. a. besonders Palmén für die Existenz solcher bestimmter Zugstraßen eintrat und die Wege, welche von den Zugvögeln bestimmt eingehalten werden, in eigene Karten einzeichnete, und auch behauptet wurde, daß die Zugvögel auf der Herbstfahrt wie auf dem Frühjahrszuge denselben Weg einhalten, leugnen wieder andere Vogelkundige die Existenz solcher Zugstraßen. Letztere haben recht, wenn es sich um den Zug von Vögeln in weiten ebenen Gebieten handelt, denen hohe Gebirge, tief eingeschnittene Täler, ausgebreitete Wüstengebiete fehlen. In solchen Landstrichen wird sich der Vogelzug, besonders auf dem Herbstzuge, auf welchem die wandernden Vögel den Nahrungsgelegenheiten nachgehen, in weiter, breiter Front vollziehen. Wo er aber, wie in Zentraleuropa, im Kaukasus, in Turkestan durch die Unwirtlichkeit der zu durchfliegenden Gebiete gezwungen ist, sich an die Gebirgspässe zu halten, da wird man die Existenz schmaler, bestimmter Zugstraßen nicht leugnen können. Kennt sie ja in den Alpen der italienische Vogelsteller nur zu gut und weiß er ganz genau, wo er seine Vogelherde aufzustellen hat, um reichen Fanges sicher zu sein. Keinesfalls kann behauptet werden, daß alle Zugvögel auf der Frühlingsreise und dem Herbstzuge denselben Weg einschlagen. Ein lebhaftes Beispiel bietet da die Nebelkrähe. In zahllosen Scharen wandert dieser Vogel, der weit nach dem Osten hin bis an die Küsten des Stillen Ozeans brütet, auf seinem Herbstzuge über Helgoland und die Nordsee hin, um im östlichen und mittleren England zu überwintern. Aber nur wenige, wahrscheinlich bloß die, welche in England überwintert haben, kommen im Frühjahre auf demselben Wege wieder zurück; die große Mehrzahl wendet sich in direktem Fluge nach Nordosten.

Einen Beleg dafür, daß es lediglich Nist- und Nahrungsverhältnisse waren, die in längst vergangenen Zeiten zum Wandern der Vögel geführt haben, bietet die Tatsache, daß auch heute noch verschiedene Vogelarten im Vorrücken begriffen sind und daß da, wo sich die Existenzverhältnisse für einige unserer Zugvögel zum besseren gewendet haben, verschiedene Arten von Jahr zu Jahr den Versuch wiederholen, im Winter hier zu bleiben. Zu solchen zeitweiligen Überwinterern, wo ihnen dies möglich gemacht ist, gehören u. a. die Bachstelze, die Singdrossel, das Rotschwänzchen, der Star, der Turmfalk, der Sperber, der Hühnerhabicht, der Steinkauz, die Dohle, der gemeine Reiher. Man kann sagen, daß diese Zugvögel im Übergange von Zugvögeln zu Strich- und Standvögeln begriffen sind.

Auf alle diese nur flüchtig gestreiften Fragen und manche andere noch wird man immer bessere Antwort zu geben vermögen, wenn die seit etwa einem Vierteljahrhundert befolgte methodische Beobachtung des Vogelzuges sich über ein immer größeres Netz von Beobachtungsstationen ausgebreitet haben wird, und wenn an allen den für den Vogelzug besonders in Betracht kommenden Stationen des Mittelmeeres und Afrikas ständige Beobachter ihres Amtes walten werden.

Dr. Friedrich Knauer





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Im Zeitalter des Meineids

Gedanken und Vorschläge

Es lebte einst ein großer Meister, der sprach: „Ich sage euch aber, daß ihr allerdinge nicht schwören sollt. Eure Rede sei: Ja, ja! Nein, nein! Was darüber ist, das ist vom Übel."

Man hat ihn nicht gehört. Die Zungen des Meineids schlugen ihn als Unschuldigen ans Kreuz.

Und zwei Jahrtausende sind seit jenem furchtbaren Tage über die schuldbeladene Erde hingezogen, mit sich in die Untiefen der — menschlichen — Gerechtigkeit Tausende und Abertausende hinabreißend. — „Da traten falsche Zeugen auf": und der Körper eines Unschuldigen wird am Galgen vom Winde hin und her getrieben, oder: der Kopf eines Braven rollt in den Sand.

Justizmord! heißt's dann. Und immer noch vernimmt man nicht das Wort jenes Meisters: „Ich sage euch!" —

Aber all die Opfer schreien nach Erlösung! Wohl ist man peinlich sorgfältig in der Bewertung der Zeugenaussagen; das muß sowohl den Richtern wie auch den Schöffen und Geschworenen zum Ruhme gesagt werden.

Aber hier liegt eben der wunde Punkt. Wir sind mehr denn je auf dem Standpunkte angelangt, der es selbstverständlich findet, daß einerseits eine beeidete Aussage nicht bedingungslos entscheidend auf das Urteil einwirkt. Andrerseits wird es fast jedem Zeugen zur Pflicht gemacht, den Eid selbst über die nichtssagendsten Angaben abzulegen; an einem Vormittage wird vor einem und demselben Richter in meist mehr als hundert ganz verschiedenen Fällen ebensooft die Hand zum Schwur erhoben, meist weil ein Vermögensvorteil von der Annahme des Eides abhängt — bei beiden: beim Zeugen als streitender Partei und beim Rechtsanwalte durch mehrverdiente Gebühren. Wir befinden uns mitten im Zeitalter des Eides.

Auch des Gasseneides. Geht auf die Straßen und an die Zäune und lauscht den Kindern, die es den Erwachsenen nachtun in sinnlosem Spiel! Geht in die Häuser der Weinenden, der Denunzierten, der Verleumdeten! Dort hat der Gasseneid seine Opfer gefunden.

Geht aber auch in die Kneipen und Weinstuben, die in unmittelbarer Nähe der Gerichte sich befinden, und studiert die verschmitzt und verstohlen

grinsenden, schadenfrohen Gesichter, die sich am verschworenen Raube gütlich tun: wo der Teufel des Falscheids, des Meineids seine Gelage gibt, ohne daß der Nichteingeweihte eine Ahnung von dem allen hätte.

Geht in die Dörfer und kleinen Städte, wo oft ganze Sippschaften durch Meineid in ein dichtverschlungenes Netz von „Geheimnissen" verstrickt sind. Und was tut's, wenn die Gerichte von hundert Fällen einen aufdecken und sühnen? Neunundneunzig werden doch mit ins Grab genommen.

Und geht endlich zu den Unglücklichen, die aus Leichtsinn, Dummheit, Irrtum oder falscher Nächstenliebe hinter den Gittern büßen und sich trotz allem und allem für brave Menschen halten, die „das Unglück verfolgt" „bloß wegen des bißchen Eides".

Es läßt sich nicht mehr verheimlichen: der Ernst des Eides ist verloren gegangen. Nicht lange mehr, und wir sind im Zeitalter des Meineids. Predigt und entschuldigt man ihn nicht schon offen!?

Und sieht man sich die an, welche einen Eid ablegen müssen: entweder sind es Menschen, denen der Angstschweiß auf der Stirn steht, wenn sie Gott im Ernste anrufen: die würden auch ohne den Eid — der nicht mit ihrem Christentum übereinstimmt — die Wahrheit sagen; oder es sind Individuen, die „dreist und gottesfürchtig" sich der unbequemen Bürde so schnell wie möglich entledigen; oder aber: es sind vergeßliche Menschlein, die nie zusammenhängend denken, geschweige denn sprechen gelernt haben und deren Gedächtnis so schwach ist, daß sie nicht zwei Sätzchen festhalten können, so daß sie durch den Eindruck aller Vorgänge einen Seelendruck erleiden, der ihr Bewußtsein und ihre Verantwortlichkeit ausschließt.

Haben nach den Erfahrungen der Gerichte die Gewissenlosen nicht das größte Glück, obwohl man ihnen die Unwahrheit von der Stirn ablesen kann? Sie sagen trotz des Eides nicht die Wahrheit, sondern nur das, was ihnen nützt.

„Was ist Wahrheit?" ruft Pilatus aus. Und was ist „wider besseres Wissen"? „Ich sage euch," ruft Christus uns zu, „ihr sollt nicht schwören" nicht weil der Eid an sich — das Anrufen Gottes zum Zeugen — unchristlich wäre; nein: wegen der unerbittlichen Folgen eines Falscheides sollt ihr nicht schwören, und: um der Psychologie der Umstände willen, unter denen ein Eid abgegeben wird, soll man nicht zum Eide greifen; denn „bald ist ein böses Wort gesagt". Und das „Ehrgefühl", wohl auch der Selbsterhaltungstrieb, lassen es nun nicht mehr zu, die Unwahrheit zu bekennen.

Es geht auch ohne Eid. Ich denke etwa in folgender Weise: Der Zeuge tritt vor den Richtertisch. Kunstpause von entsprechender Dauer, damit Richter und Zeuge ihre Gedanken konzentrieren können. Kurze, klare Fragen des Richters in mildem Tonfall (größte Beherrschung selbst bei vermeintlicher Unwahrheit ist nötig!). Nach beendeter Vernehmung Vorhalt der entgegenstehenden Aussagen, bezw. Ergänzungsfragen. Schlußfrage: „Haben Sie sonst noch etwas in dieser Angelegenheit vorzubringen?" Auf das bestimmte (nicht schon auf das zögernde!) ‚Nein!' erhebt sich der Richter, blickt den Zeugen scharf an und sagt etwa: „Ich habe Sie nach dem Gesetze darauf aufmerksam zu machen, daß Sie verpflichtet sind, die reine Wahrheit zu sagen. Unwahre Angaben werden hart bestraft, unter Umständen mit langjährigem Zuchthaus ohne Ansehen der Person. Sie haben von heute ab dreimal drei Tage Zeit, Ihre soeben gemachten Angaben sich nochmals zu überlegen und das Unklare

oder etwaige Unwahre richtigzustellen. Sie bleiben vollständig straflos, wenn Sie dies innerhalb der ersten drei Tage tun. Sie können jetzt abtreten." —

Den weiteren Verlauf der Angelegenheit denke ich mir folgendermaßen: Noch am Tage der Zeugenvernehmung wird an die Adresse des Zeugen unter Zustellungsurkunde ein Formular gesandt ähnlichen Inhalts wie folgt:

Königliches usw. . . . . . Gericht zu N. N. . . . . .

Sie haben am Soundsovielten an unterzeichneter Gerichtsstelle Ihre Zeugenaussage in Sachen . . . . . abgegeben.

Unklare oder unwahre Angaben werden bestraft nach §§ Soundso R.Str.G.B.

Wenn Sie aber innerhalb dreier Tagen, also bis zum Soundsovielten mittags 12 Uhr, unklare oder unwahre Angaben persönlich an unterzeichneter Gerichtsstelle richtigstellen, so bleiben Sie straflos.

Nach dieser Zeit tritt Geldstrafe, Gefängnis- oder Zuchthausstrafe ein nach §§ Soundso R.St.G.B.

Usw.

Nach Ablauf von drei Tagen erfolgt neuerliche Zustellung verschärften Inhalts:

Sie haben am . . . . . an unterzeichneter Gerichtsstelle Ihre Zeugenaussage in Sachen . . . . . abgegeben.

Sie werden hierdurch zum zweiten Male aufgefordert, unklare oder unwahre Angaben zu berichtigen, und zwar bis spätestens . . . . . mittags 12 Uhr.

Nach dieser Zeit tritt Gefängnis- oder Zuchthausstrafe ein nach §§ . . . R.Str.G.B.

Usw.

Wiederum nach Ablauf von drei Tagen erfolgt letzte Zustellung:

Sie haben am . . . . . an unterzeichneter Gerichtsstelle Ihre Zeugenaussage in Sachen . . . . . abgegeben.

Sie werden hierdurch zum letzten Male aufgefordert, unklare oder unwahre Angaben zu berichtigen, und zwar bis längstens . . . . . mittags 12 Uhr.

Nach dieser Zeit tritt nur noch Zuchthausstrafe ein nach § . . . R.Str.-G.B. — Ebenso verwirken Sie alle politischen Rechte für Lebenszeit, den persönlichen Titel Herr (Frau), sowie das Recht der Begnadigung. —

Den Gerichten entsteht durch dieses Verfahren kaum mehr Arbeit und keine Kosten, da die Zustellungsgebühren den allgemeinen Prozeßgebühren zugerechnet werden.

Aber der nicht wegzuleugnende Fortschritt gegenüber dem bisherigen Verfahren ist wohl, daß das Gericht zum mahnenden und warnenden Gewissen wird, bevor es straft.

Auch der Richter muß jeden Eidfall psychologisch abwägen und, da er infolge der Häufung von Klagen und Eiden gar nicht in der Lage sein kann, dieser Forderung nachzukommen, so muß er schleunigst zu einem psychologischen Hilfsmittel greifen.

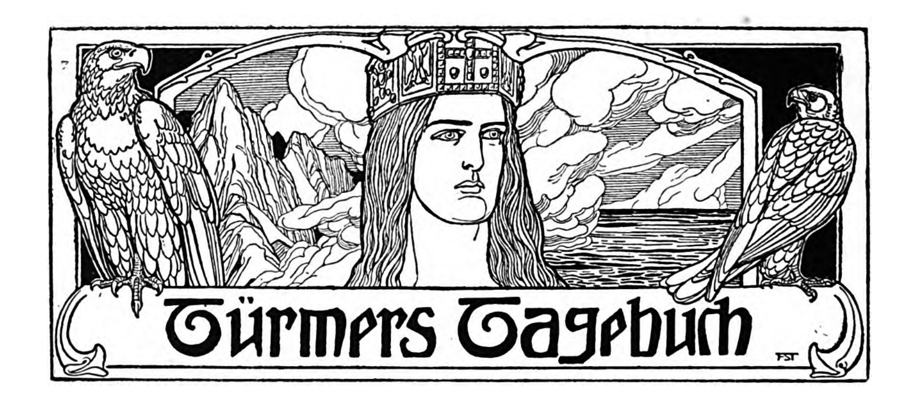
Die Zeit dazu drängt. Denn selbst in dem Falle, wo ein Zeuge sich bemüht, über das Objekt rein sachlich zu sprechen, wird doch der Kern der Sache oft verdeckt durch einen minder treffenden Ausdruck des Zeugen, der nicht sprachgewandt ist (und wer ist so schlagfertig, daß sich stets zum Gedanken das rechte Wort findet?). Es entsteht also oft genug Mißverständnis zwischen Richter und Zeugen, das bis zum vollständigen Irrtum leitet, geboren aus

Unachtsamkeit des Zeugen, oder Vergeßlichkeit, Unkenntnis der Sache oder Frageform oder sogar aus mangelhafter Bildung. Nicht wenig wird die Wahrheit auch ungewollt entstellt, wenn der Zeuge in Selbsttäuschung befangen ist, wenn er über starke Phantasiekraft verfügt und an Illusionen leidet, in deren Zustand er Gehörtes für Gesehenes ausgibt, Gelesenes für Erlebtes usw.

Wie aber dann, wenn der Zeuge offen oder versteckt Partei ist oder sich — wie es jedem andern Sterblichen einschließlich dem Richter geht — zu der einen oder anderen Partei hingezogen fühlt? Wie dann sogar, wenn man Zeugen vor sich hat, denen von Kindesbeinen an das Lügen als harmlose Spielerei, Neckerei, Schelmerei erscheint, denen es gewissermaßen „angeboren" ist? Sollten diese in einem einzigen Augenblicke so ernst und zuverlässig werden, wie es die bisherige Eidform fordert, und eine zeitlebens geübte laxe Auffassung von Wahrheitsliebe plötzlich über Bord werfen? O, die Unglücklichen, die doch mit sehenden Augen — wie die Nachtfliegen um das heiße Lampenlicht tanzend — ihrem Unglücke entgegengehen! Wahrheitsliebe muß angeboren, zum mindesten anerzogen sein. Oder auch all die Törichten, welche zur leichtfertigen Notlüge greifen! Und endlich die Fülle der Unverbesserlichen, die aus Charakterschwäche kindischen Unarten fröhnen, wie Rechthaberei, Eitelkeit, Prahlsucht, Klatschsucht, Hang zur Fälschung und Aufbauschung, oder die aus Trägheit, Feigheit, Schmeichelsucht, Heuchelei, falscher Scham und verborgenem Schuldbewußtsein handeln?

Muß um all dieser Unglücklichen willen, die nur zu bedauern sind, wenn sie einen Eid ablegen sollen, in einem christlichen Staate nicht endlich ein neues Mittel gefunden werden, um den harten, unerbittlichen Folgen des Meineids oder Falscheids vorzubeugen und jedermann Gelegenheit zu geben, nach reiflicher Überlegung zu handeln zu seinem eigenen und seiner Familie und des gesamten Vaterlandes Wohl? —





Nachklänge — Ein byzantinisches Potpourri — Der neue Adel — Religion, Brotkorb und Büttel — Moralische Eroberungen — Rechtsnöte — Was not tut — Der „Vorwärts" und seine Letten — Heimat

Maß zu halten im Urteil scheint uns modernen Deutschen nicht gegeben. Wir bewegen uns fast nur in Extremen. Schon unsere heutige Umgangs- und Zeitungssprache strotzt von Superlativen. Daß damit Wertunterschiede verwischt, die Werte selbst nivelliert, abgegriffene Scheidemünze werden, kommt diesen Marktschreiern nicht entfernt in den Sinn. Und wenn's das täte, wär's auch noch so.

Auch die Doppelfeier im kaiserlichen Hause am 27. Februar ds. Js. hat darunter leiden müssen. An der Silberhochzeit des kaiserlichen Paares hat wohl jeder nicht ganz verhetzte und verbockte Deutsche mit aufrichtiger menschlicher Sympathie teilgenommen. Aber auch hier wieder —: Wieviel falsche, krampfhafte Töne! Wieviel unnatürlicher, gemachter Überschwang! Was darin geleistet wurde, das schlug aller Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit ins Gesicht. Und zum sehr, sehr großen Teile war's einfach — Geschäft.

Da schickt mir „für Türmers Tagebuch der beglückte Adressat" (sic!) ein Kuvert, dessen Aufdruck schon allgemeines Schütteln des Kopfes erregen muß:

Ein Wunsch und Befehl Sr. Maj. des Kaisers!
betreffend die Verbreitung des kaiserlich. Familienbildes zur Silberhochzeit
Alleinige Briefadresse:
Dr. Gustav Schüler, Berlin W. 8, Leipziger Straße 111.

In dem eingeschlossenen Prospekt werden alle Register patriotischer und monarchischer Begeisterung aufgezogen, um den „beglückten Adressaten" zum Ankauf möglichst vieler Exemplare einer Volks- und einer Luxusausgabe des Familienbildes anzuspornen. Daß dabei mit dem „Wunsch und Befehl Sr. Majestät des Kaisers" nicht gekargt wird, bedarf keiner Ver-

sicherung. „Ganz vorzüglich eignet sich dieses Gemälde **zum Geschenk an Ihre würdigen Beamten und Arbeiter**, an Förster, kleine Landpächter, an alle treuen und verdienstvollen Personen Ihrer Umgebung, die Sie zum Gedächtnis an die Silberhochzeit unseres Kaiserpaares **besonders auszeichnen wollen.**" Preis: 10 Stück 18 Mark, 20 Stück 30 Mark usw.

Auch mit einer „Offiziellen Verlautbarung" (!) kann der — Manager des patriotischen Betriebes aufwarten. Es heißt darin: „Der Kaiser gab wiederholt seiner großen Zufriedenheit Ausdruck und befahl (?), das Bild durch Vervielfältigung mittelst der modernen graphischen Verfahren den weitesten Kreisen des Volkes zugänglich zu machen."

Ausschließlich auf die patriotische Begeisterung verläßt sich aber unser ebenso menschen- wie geschäftskundiger „Dr. jur." denn doch nicht. Es muß auch etwas „fürs Herz" geboten werden, und so gibt er dem „beglückten Adressaten" diesen vielverheißenden Wink: „NB. **Die Namen der P. P. Subskribenten werden am Tage der Silberhochzeit veröffentlicht**, falls keine gegenteilige Mitteilung erfolgt." Dieselbe Notiz findet sich auf den drei der Sendung beigefügten Bestellzetteln. Wie aus der bedauerlichen Tatsache, daß sie dem Tagebuchschreiber vorliegen, klärlich hervorgeht, hat der „beglückte Adressat" einen Gebrauch von ihnen gemacht, der den Erwartungen des Herrn „Dr. jur." zum mindesten nicht entsprechen möchte. Und dabei gehört der Einsender seiner Geburt und sozialen Stellung nach den ersten Gesellschaftskreisen an. Ich hoffe, daß die Mehrzahl seiner Standesgenossen sich von dieser „patriotischen" Anreißerei ebenso angewidert gefühlt hat.

* * *

Es fragt sich — oder fragt sich auch nicht —, wer den monarchischen Gedanken mehr schädigt: die Sozialdemokratie mit ihrer theoretischen Negierung des Königtums oder das byzantinische Lakaien- und Geschäftshubertum mit seiner praktischen Diskreditierung und Verekelung des monarchischen Empfindens und Denkens. Unbekümmert um alle Zeichen der Zeit, alles Erwachen aus atavistischen Träumen und verwunderte Kopfschütteln, schmettern die Fanfaren von Byzanz unverdrossen ihre Stöße ins Land. Die „Zukunft" hat dem Drange nicht widerstehen können, einige der Noten zusammenzustellen.

„Als in den Abendstunden des achten Juni 1905 die Trauerkunde durch Deutschland lief: Fürst Leopold von Hohenzollern ist verschieden, da erfaßte Tausende und aber Tausende ein überwältigender Schmerz, der die Lippen zucken machte und manches Auge, den Tränen fremd geworden, feucht werden ließ. Warum diese herbe Trauer? Weil niemand der leutseligen Liebenswürdigkeit des Fürsten, die ihm alle Herzen gewonnen, ohne tiefe Rührung gedenken konnte. Weil die Saat, die seine Güte und opferfreudige Nächstenliebe ausgestreut, nun so plötzlich schnittreif geworden. Weil alle sich bewußt waren, daß uns ein leuchtendes Beispiel genommen



in dem unvergeßlichen Fürsten, der, auf des Landes Wohlfahrt unablässig bedacht, allen Berufszweigen gern jede mögliche Förderung gewährte; der, für das Gute und Schöne warm empfindend, als ein werktätiger Gönner für Wissenschaft und Kunst sich erwies." (Aufruf zur Errichtung eines Denkmals.)

„Der Kronprinz hat neulich seine Gemahlin durch einen kleinen Scherz erschreckt. Auf der vor der Matrosenstation im Jungfernsee verankerten Fregatte wollte das junge Paar eine Segelfahrt auf der Havel unternehmen und ließ sich an das aufgekettete Schiff heranrudern. Die Kronprinzessin hatte bereits in diesem Platz genommen und der Kronprinz wollte eben übersteigen, als er scheinbar das Gleichgewicht verlor und kopfüber in die Havel stürzte. Erschreckt erhob sich die Kronprinzessin; aber ihr Schreck war unnötig, denn der Kronprinz, hell auflachend, schwamm drüber." (Kleine Presse.)

„Mit dem zwanzigsten September ist Kronprinzessin Cäcilie in ihr zwanzigstes Lebensjahr eingetreten. Fortan wird dieser Tag ein Merkstein im Jahresring für die deutsche Nation werden ... In einem Kreis, wo das Haupt der Familie noch vor wenigen Tagen einen so wunderbar tiefsinnigen Vergleich aufzustellen wußte zwischen dem deutschen Haus und der Stammburg Hohenzollern, da muß ein Geist des wärmsten gegenseitigen Verständnisses, einer durch lebendigen Glauben noch mehr verklärten Harmonie auch im Innern, im engen und engsten Verbande walten, da muß der schönste Edelstein im Diadem die Liebe sein ... Einen Sieg gewann die Kronprinzessin schon bei dem denkwürdigen Einzug in das rosenleuchtende Berlin durch ihre bestrickende Anmut. Alle Anzeichen deuten darauf, daß diese nur der Widerschein war einer reichen Seele und eines warmen Gemütes. Und die sind unbesiegbar." (Das Reich.)

„Prinz Eitel Friedrich ist der erklärte Liebling der Hofgesellschaft. Ein begabter Jüngling, in allen ritterlichen Künsten erfahren, genießt er den Ruf einer starken Initiative und Schwungkraft. Er hat seinen eigenen Willen und ist wenig zu beeinflussen. Aber auch die hohe Braut wird als eine Dame von selbständiger Auffassung angesprochen, die sich nicht leicht fremden Einflüssen beugt. Nichts Rührenderes kann es geben, als die zwischen ihr und ihrer Stiefmutter bestehende Freundschaft. Nicht nur für das Herz, sondern auch für die Lebensklugheit der fürstlichen Braut sprechen diese Beziehungen. Das nasse Milieu des Wassersports nimmt zwar im häuslichen Kreis das Interesse der oldenburgischen Herrschaften gefangen; es wird aber auch Musik dort gemacht. Der hohen Braut wird nachgerühmt, daß sie eine begeisterte Wagnerianerin sei, während der Bräutigam bei gutem Verständnis die vermittelnden Richtungen bevorzugt." (Berliner Lokalanzeiger.)

„Während er Modell stand, berührte Kaiser Wilhelm literarische und theatralische Themata. Er sprach sehr eingehend über französische Malerei der neueren Zeit und zeigte ein so sicheres Urteil und ein so her-

vorragendes Verständnis, als wäre er Maler von Beruf. Der Maler meinte, er könne mit seinem Werk zufrieden sein; der Kaiser aber hob drohend den Finger und sagte dann lächelnd: ‚Ei, ei, Meister, seien Sie nicht zu stolz! Wir werden Kritik daran üben.'" (Berliner Lokalanzeiger.)

„Während seiner siebenzehnjährigen Regierungszeit vollzog Kaiser Wilhelm rund 30000 Entscheidungen und vollzog rund 35000 Unterschriften. Zu bemerken ist, daß oft Hunderte von Ernennungen und Berichten durch eine einzige Unterschrift des Monarchen Rechtskraft erhalten. Bemerkt sei ferner, daß der Kaiser eine große Anzahl der ihm zum Vollzug der Unterschrift vorgelegten Schriftstücke trotz der verantwortlichen Gegenzeichnung gründlich durchliest. Auch ihm vorgelegte Pläne und Entwürfe studiert der Kaiser sehr oft gründlich. Tinte und Buntstift des Monarchen vernichtet dann oft eine Wochen oder Monate lange Arbeit mit einem Schlag. Neben dieser schriftlichen Regierungsarbeit darf auch die spezifisch-geistige und mündliche nicht vergessen werden." (Das Kleine Journal.)

„Die Strecke bei der Kaiserjagd in Pleß bestand aus 2842 Fasanen, 97 Hasen, 9 Kaninchen, 1 Huhn und 3 Nußhähern. Davon erlegte Kaiser Wilhelm 633 Fasanen, 5 Hasen, 1 Nußhäher, zusammen 639 Geschöpfe. Sonnabend jagte der Kaiser vormittags im Revier Eichwald, nachmittags im Revier Ponowietz." (Tägliche Rundschau.)

„Als der Kaiser zur Antrittsvorlesung des Professors Peabody erschien, wurde er mit achtungsvollem Schweigen und Entblößung der Köpfe empfangen. Er schien mehr erwartet zu haben, denn während er zuerst freundlich gegrüßt hatte, schritt er nun, ohne seitwärts zu blicken, auf die Flügeltür zu. Als die Feier zu Ende ging, trat einer der Hausbeamten aus der Aula und sagte mit gedämpfter, aber bis zu mir hin deutlich vernehmbarer Stimme zu uns auf Korridore und Treppen gedrängten Studenten: ‚Die Herren werden gebeten, wenn Seine Majestät die Aula verläßt, ein Hoch auszubringen.' Ich war einfach starr. Aber die Aufforderung war an die richtige Adresse gerichtet. Denn nachdem das übliche ‚Hoch' der in der Aula Versammelten verklungen war und der Kaiser hinaustrat, wurde er mit dreimaligem ‚Hurra' geehrt, das sich noch einmal wiederholte, als er auf der Treppe stehen geblieben war, um sich den oben vergessenen Mantel bringen zu lassen. Er war sichtlich erfreut über die Ovation; ob er's auch gewesen wäre, wenn er ihre Entstehung geahnt hätte? Vielleicht, wahrscheinlich wäre auch ohne die Aufforderung Hurra gerufen worden; daß es aber die Kommilitonen nach solcher Aufforderung zu tun vermochten, ist mir noch heute unbegreiflich." (Aus einem Studentenbrief.)

„Von seiner Mutter hat Wilhelm der Zweite die künstlerische Begabung geerbt, die ihn zu einem Künstler von großer Phantasie, wenn auch nicht von technischer Vollkommenheit machte. Das Erbteil ihres reichen Geistes ist auch die außerordentliche Beweglichkeit und Vielseitigkeit im Wissen des Kaisers, die ihn zu dem am meisten universal gebildeten und wohlunterrichteten Manne macht, den ich kenne. Er hat alle wichtigsten

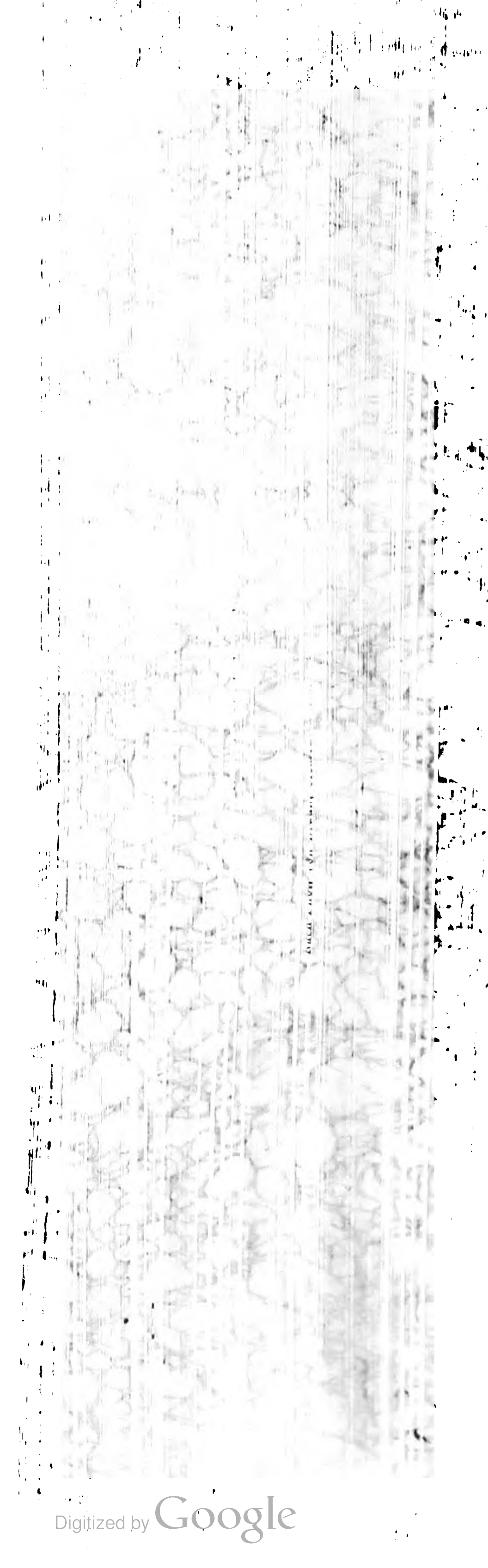


Werke gelesen. Sein bewundernswertes Gedächtnis befähigt ihn, aus diesem Schatz des Wissens nach seinem Belieben zu schöpfen, und dazu kommt noch, daß er die persönliche Bekanntschaft fast aller Männer genießt, die in irgend einem Teil der Welt den Fortschritt der Menschheit gefördert haben, und ebenso klar wie eindringlich über alle die Dinge reden kann, die für das Wohl der Menschheit von Nutzen sind. Er kennt die Einrichtung eines Kriegsschiffes ebensogut wie die Geheimnisse eines Kohlenbergwerkes; er kann mit derselben Geschicklichkeit eine Lokomotive führen wie eine Kavallerie-Division leiten. Er ist über die Produktivkraft jedes Landes genau unterrichtet und stellt in sich eine Enzyklopädie dar, der von der materiellen Lage seines Volkes nichts unbekannt ist. Von seinem Vater hat er die Gabe, durch ein liebenswürdiges Lächeln und ein freundliches Wort die Liebe aller zu gewinnen, denen er begegnet. Seinem Großvater ist er ähnlich in seiner soldatischen Einfachheit und der treuen Anhänglichkeit an die Traditionen seines Hauses. Er ist ein wirklicher Redner und kein Phrasenmacher. Bei den vielen Gelegenheiten, bei denen ich ihn reden hörte, war keine, bei der er nicht ebenso inhaltreiche Kenntnis wie dramatische Schlagkraft an den Tag gelegt hätte. Seine Vorliebe für militärische Übungen hat er mit fast allen seinen Vorfahren gemein; aber er ist im eigensten Sinne des Wortes der Führer seines Heeres, und er hat selbst sein Volk in dem Glauben befestigt, daß er, falls ein Krieg ausbrechen würde, als ein zweiter Friedrich der Große seine Armee persönlich führen würde. Während der Herbstmanöver 1888 gab er seinen Kriegern einen Vorgeschmack von dem, was unter seiner Führung geleistet werden solle, und das Resultat war, daß alle älteren Generale sich dazu unfähig zu fühlen anfingen. Der Kaiser, der von einem großen Stab höherer Offiziere umgeben war, durchbrach plötzlich den Kreis seiner Generale und stürmte im Galopp quer über das Feld bis zu einem bestimmten Punkt, wobei er die Gräben nicht scheute. Alle, die dabei tapfer mitkamen, mochten sich noch als kräftig zum Dienst fühlen. Die zurückblieben oder sich allzu angestrengt fühlten, wurden dadurch belehrt, daß sie für die Strapazen eines wirklichen Feldzuges nicht mehr kräftig genug seien." (Poultney Bigelow; in vielen deutschen Zeitungen veröffentlicht.)

„Nur Toren können leugnen, daß er ein selten begabter Fürst ist, beseelt von feuriger und kühner Willenskraft. Keine Stunde müßig ist er, fort und fort auf das Wohl der Gesamtheit bedacht. Nur was recht, was gut ist, darauf geht sein Sinn. Ingenieure und Architekten, die der Kaiser ins Privatgespräch zieht, staunen über die Vielseitigkeit seines Wissens. Durch die Gewalt geistreicher Worte, durch die Eigenart beredtesten Vortrages reißt er Tausende hin und begeistert sie. Ein besonderes Merkmal: seine durch und durch soldatische Natur. Er ist hart gegen sich selbst. Ein Feldherrntalent, eine Eroberernatur, die aber den Weltfrieden über alles schätzt und liebt. Ein Philosoph, der prüft und wägt, der durch nichts Äußeres sich imponieren läßt, weil das Edelmetall des inneren Wertes, der

wahren Hoheit ihm über alles geht. Wie oft hat sich gezeigt, daß unser Herrscher, weil er auf hoher Warte stehend, alles besser überschauend, zuletzt doch recht behalten hat, wenn er zuerst auch ganz vereinsamt stand!" (Stadtpfarrer Schiller in der Fränkischen Zeitung.)

„Ein Mann von seltener Befähigung steht an der Spitze Deutschlands. Seien wir dankbar dafür!" (Weser-Zeitung.) „Ängstliche Lobredner der alten Zeit haben die unausgesetzte, lebhafte und unmittelbare Berührung des Kaisers mit der Öffentlichkeit oft bedauert und für einen Rückschritt angesehen. Wir können ihnen nicht zustimmen. Zum Kaiser blicken wir in den jetzigen Zeiten innerer und äußerer Krisen mit dem besten Vertrauen auf, daß wir in diesem Zeichen, gegen wen es auch den Kampf gelten mag, siegen werden." (Berl. Neueste Nachrichten.) „Wilhelm dem Zweiten gilt das Wesen mehr als der Schein. Der Kaiser zeigt, wie man mit höchster Einfachheit feierlichsten Ernst verbindet: der geborene Monarch in unserer an den Säulen des Überkommenen rüttelnden Zeit." (Berliner Börsenzeitung.) „Mehr noch als im Vaterland, wo die Parteibrille leicht das Auge trübt, wird die große Persönlichkeit des Kaisers von den Deutschen in der Ferne erkannt und gewürdigt. Von ihm wird einst das Wort gelten: Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem; ihr werdet niemals seinesgleichen sehen." (Generalkonsul Biermann in Petersburg.) „Der englische Autor ist der Vielseitigkeit des Kaisers nicht annähernd gerecht geworden, da all die Anregungen fehlen, die der Kaiser der Religionsgeschichte, der Assyriologie, der Malerei, der Musik, der Wetterkunde, der Bildhauerkunst, der Erhaltung und Verbreitung des Volksliedes usw. gewidmet hat." (Tägliche Rundschau.) „Mit Stolz und Genugtuung erfüllt uns die Erfahrung, daß unsere Bewunderung für Euer Majestät Geistesgaben und Charaktergröße auf dem weiten Erdenrund allenthalben geteilt wird." (Adresse der Berliner Stadtverordneten.) „Wohl können wir dem Mann vertrauen, der unsres Reiches Zepter hält. Kraftvoll im Ernst, frisch, froh im Scherzen, ist unser Kaiser wohlbekannt und er erobert sich die Herzen überall im deutschen Land. Wir rufen, wenn heute wir die Becher heben: Wilhelm der Eroberer soll leben!" (Berliner Lokalanzeiger.) „Wer macht sich wohl in den breiten Schichten des Volkes einen Begriff von der Arbeitslast, die auf den Schultern des Monarchen ruht? Eine acht- oder zehnstündige Arbeitszeit gibt es da nicht; der ganze Tag ist mit Arbeit ausgefüllt. Aus dem letzten Lebensjahr unseres Kaisers entnehmen wir an besonderen Ereignissen: Ende Februar Ernennung zum Doctor juris der Universität Philadelphia. Am 27. Februar Einweihung des neuen Domes. Von Ende März an sechswöchige Mittelmeerreise. Im Mai Besuch in Karlsruhe. Im Juni Festlichkeiten bei der Vermählung des Kronprinzen. Im Juli Nordseereise; Zusammenkunft mit König Oskar, Kaiser Nikolaus und König Christian. Kurze Aufenthalte in Wilhelmshöhe und Rominten. Besuch in Hamburg. Vermählungsfeierlichkeiten in Glücksburg. Besuch in Dresden. Im November festlicher Empfang des Königs von Spanien und Denkmalsweihe in Nürnberg.



Möge unserem Kaiser die Frische erhalten bleiben, um für das Deutsche Reich erfolgreich wirken zu können!" (Berliner Lokalanzeiger.)

Sind das in gewissem Sinne nicht auch — Majestätsbeleidigungen?

* * *

Auch den Monarchisten von altem Schrot und Korn, den Anhängern eines mystischen Königtums von Gottes Gnaden gibt die neue Zeit und nicht zuletzt das moderne Königtum selbst manche harte Nuß zum Knacken. Manch einer schüttelt auf seinem Edelsitz in Ostpreußen oder Hinterpommern betrübt sein greises Haupt und „begreift die neue Zeit nicht mehr". Und doch sind das Stimmungen, die nicht etwa nur auf ostpreußischen oder hinterpommerischen Edelhöfen als Geister aus vergangenen Zeiten herumspuken; es sind Imponderabilien, die in einem großen Teile unseres von den Mächten der Zeit noch nicht entwurzelten Volkstums warm und lebendig sind.

Ist es nur ein sonderbarer, höchst sonderbarer Zufall, daß an dem Tage der kaiserlichen Silberhochzeit an die Geh. Kommerzienräte Dr. Caro und Fritz Friedländer der Adel verliehen, das Volk, wie die „Leipziger Neuesten Nachrichten" sich ausdrücken, nicht durch den Erlaß einer Amnestie, sondern dadurch erfreut wird, daß Herr Friedländer in Zukunft Herr von Friedländer, und Herr Caro Herr von Caro heißt? „Immer stärker erwacht das Gefühl, als sollte eine neue Zeit künstlich geschaffen werden, in der die alten Anschauungen schwinden und neue Werte Geltung gewinnen, Werte, die nicht mit dem Schwerte und auf dem Schlachtfeld, die auch nicht im Heim des Künstlers oder in der stillen Stube des Gelehrten errungen wurden, sondern die sich münzen und zahlen lassen, just wie die Scheine, die nach einer gelungenen Kohlenschwänze oder nach einer verschlagenen Spekulation in Petroleum oder Wolle in das Portefeuille gelegt werden. Ob solche Dinge dem monarchischen Bewußtsein zur Stärkung dienen? Ob es gut ist, daß immer wieder mit besonderem Nachdruck ein gewisser Kult der Millionen getrieben wird, wie ja schon in dem Verhalten zu Cecil Rhodes, zu Vanderbilt und Pierpont Morgan, zu Armour und all den Dollarkönigen aus dem Erdteil der Emporkömmlinge hervortrat? Mit höhnischem Zynismus schrieb vor wenigen Tagen in einem Artikel ‚Israel Triumphator' Herr Leo Leipziger, daß die Verbindung des Kaisers mit der Plutokratie eine natürliche Folge seiner Sportliebe und der Tatsache sei, daß ‚nur wenige unserer Adligen materiell sich in der glücklichen Lage befinden, eine Jacht oder ein Automobil ihr eigen zu nennen'. Es hat Zeiten gegeben, in denen nicht der Besitz, nicht der Verdienst, sondern das Verdienst entscheidend waren. Jetzt scheint der Platz frei zu werden für eine neue Aristokratie, für einen Adel, der das Geld anzusammeln verstand, der den Agrarstaat in einen Industriestaat und in unvermeidlicher Folge den Industriestaat in einen Handelsstaat verwandelt ..."

Was besagter Herr Leo Leipziger, der frühere Hofjournalist und Mirbachverehrer, in seinem „Roland von Berlin" zum besten gibt, zum

Teil aus der Schule schwatzt, wirft immerhin ein so bezeichnendes Licht auf gewisse Strömungen und Wandlungen, daß es als Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Tage auch hier nicht gut unterdrückt werden darf.

„Im Oberhofmarschallamt des königlichen Schlosses", erzählt das zu seinem nachträglichen, aber um so aufrichtigeren Bedauern christlich getaufte Enfant terrible von „Berlin W.", „ging es vor einigen Tagen ziemlich stürmisch zu. Erst um 1/24 Uhr nachmittags hatten Majestät ein kleines Herrendiner zu befehlen geruht, das bereits um 1/28 Uhr stattfinden sollte, und so wurden eilends Hoffuriere in die Stadt entsandt, um die Spuren der Eingeladenen zu ermitteln. Auch das Telephon trat in Aktion, und als der Zeiger auf die für die Tafel festgesetzte Stunde wies, rollten die Wagen der Befohlenen in das Schloß. Im ganzen zwölf Personen. Der Kaiser und acht Herren aus seiner Maison militaire. Ferner drei Zivilisten: Herr James Simon, Herr Dr. Paul Schwabach und Herr Isidor Löwe. Über den Zweck der Veranstaltung haben naturgemäß die Gäste strengste Diskretion gewahrt. Wir sind also auf Mutmaßungen angewiesen, und da ist es nicht unwahrscheinlich, daß es sich dabei um irgend einen kulturellen Zweck gehandelt hat, der gewiß in Beziehungen zu den Statuten des Wilhelms-Ordens steht.

„Herr Dr. Paul Schwabach ist bekanntlich der eigentliche Chef und Leiter des bekannten Welthauses S. Bleichröder, Herr Isidor Löwe der beliebte Großindustrielle und Herr James Simon ein Krösus der Baumwolle, die er niemals in den Ohren hat, wenn von maßgebender Seite an sein uneigennütziges Mäcenatentum appelliert wird. Erst vor einigen Wochen ist ferner die Tochter eines Berliner Bankdirektors bei der Defilierkur dem Kaiserpaar vorgestellt worden, und auch dieser Financier darf sein Geschlecht bis zu einem Ahnherrn zurückverfolgen, der an dem bekannten trockenen Fußbad im Roten Meere teilgenommen hat. Endlich aber hat der Kaiser jüngst einem Essen im kaiserlichen Automobilklub beigewohnt, zu dessen Teilnehmern die Herren Felix Simon, Bodenstein, James von Bleichröder, Dr. Levin-Stolping-Huldschinsky und Fritz Friedländer gehörten. Dieses Fest verlief in der schönsten Harmonie, und der Herr, der aller Etikette zum Trotz aus überquellendem patriotischen Gefühl beim Abschied die keuschen Lippen auf die Hand des Kaisers drückte, war zum Glück ein wackerer und ehrenhafter christlicher Mitbürger. Es ist außerordentlich amüsant, zu beobachten, wie dieser jüdischen Hofgemeinde, die sich in den Dienst der kaiserlichen Kunstideale stellt, eine jüdische Fronde gegenübersteht. Das ist das mosaische Fähnlein, das sich um den Klub der Sezession gruppiert und neuerdings wieder für seine Zwecke die Manen Heinrich Heines mobilisiert hat. Diese Clique gibt die künstlerische Parole aus für all die Weiblein, die im Berliner Westen an Halbbildung und Hysterie kranken — aber um den interkonfessionellen Charakter zu wahren, prunkt sie mit den beiden literarischen Ehrengojim: Gerhart Hauptmann und Richard Dehmel. Jede neue Ehrung von

James Simon oder Geheimrat Koppel führt ihr frische Anhänger zu. Denn der Mann aus der Viktoriastraße kann es auf den Tod nicht leiden, wenn der Nachbar aus der Tiergartenstraße mehr Ehrungen empfängt als er selber."

Darauf kommt's aber an: Ehrungen empfangen und Geld verdienen. Oder umgekehrt: Geld verdienen und Ehrungen empfangen. Denn ohne Geld keine Ehrungen. Also „Caro und Friedländer als Erzieher", — das ist allen Ernstes die Meinung der „Berliner Morgenpost". Im Zeitalter des Welthandels, des Weltverkehrs, der Weltpolitik müsse „der ostelbische Krautjunker wie eine vorsintflutliche Erscheinung wirken, wie ein Fossil in der Welt des Lebens. Man stelle ihn einmal neben einen der Industriekapitäne oder neben einen der Großen im Handel und vergleiche die beiden. Aufs engste begrenzt ist der Horizont des einen, über die Grenzen des Kreises, in welchen die von den Vätern ererbte Scholle liegt, geht kaum sein Blick, im besten Falle bis zu der Stadt, da der Junker in jungen Jahren einmal in Garnison gestanden hat. Über die Gesellschaftsschicht seiner ‚Standesgenossen' kommt er nicht hinaus, und da redet jeder dasselbe, was er redet, denkt jeder dasselbe, was er denkt. Von dem ‚hausbackenen preußischen Landadel' spricht Fürst Bismarck in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen', und niemand hat diesen Landadel in seiner Engherzigkeit trefflicher geschildert als er, der aus seinen Reihen hervorgegangen ist, der ihn besser kannte, als ihn sonst jemand gekannt hat. Und nun der andere, der Große in der Welt von Handel und Wandel: von Yokohama bis London, von Liverpool bis Neuyork, von Bergen bis zum Kap und von San Franzisko bis Sidney reicht sein Blick, die ganze Welt kennt er, den ganzen Erdball umspannt er mit seinen Interessen, gleich dem vielgewandten Odysseus sah er vieler Menschen Städte und erkannte ihren Sinn. Was muß er in der modernen Welt gelten neben dem Ritter aus Ostelbien! Der Kaiser wird als ein moderner Mensch gerühmt, und jedenfalls: er, der Mann der Weltpolitik und der Seegewalt muß die Industriekapitäne und die Finanzgewaltigen ganz anders einschätzen, als es die Barone neben seinem Throne tun, denen die Weltpolitik im Grund ihres Herzens eben so gräßlich ist wie die Flotte. Er muß sie anders einschätzen, und er schätzt sie anders ein: seine freundschaftliche Neigung für Simon und Jakob, und die Aufnahme Caros und Friedländers in die Reihen seines Adels beweisen das. Unseren Erb- und Schloßgesessenen sollte das Eindringen der alttestamentarischen Aristokratie in ihre Reihen doch zu denken geben als ein Symptom der modernen wirtschaftlichen Entwicklung. Mit Grollen und Schmollen halten sie den Strom nicht auf, und es nützt ihnen gar nichts, daß sie sich in die Muschelschalen ihrer aristokratischen Unnahbarkeit zurückziehen. Entweder sie schwimmen mit dem Strom, oder der Strom geht über sie hinweg. Vielleicht versuchen sie's einmal mit dem Schwimmen. Herr von Kardorff, der Fürst Henckel von Donnersmarck und andere aus ihren Kreisen haben ihnen ja gezeigt, daß man auch mit

dem blauesten Blute gute Geschäfte machen kann, und viele verkrachte Leutnants, die Kognakreisende und Versicherungsagenten werden müssen, zeigen's ihnen noch alle Tage: wenn der Junker erst gelernt hat, in Handel und Wandel die Ellenbogen zu rühren, dann kommt niemand so gut vorwärts wie er, denn das rücksichtslose Draufgehen, das auch sonst seiner Kaste eigentümlich ist, kommt ihm hier trefflich zustatten.

„Mögen also unsere Junker auf den Ballinismus nicht länger schelten, sondern mögen sie es ihm nachtun. Sie sollten die Herren Caro und Friedländer mit offenen Armen bei sich aufnehmen, denn sie können viel von ihnen lernen. Caro und Friedländer als Erzieher — das sei ihre Parole. Sie werden es zu etwas bringen, wenn sie ihr folgen."

Nun also! Nicht erst lange gefackelt, nicht erst peinlich geprüft, ob ein Geschäft sauber ist oder nicht, ob Tausende dabei ihre Spargroschen verlieren, elend zugrunde gehen. Non olet auf dem neu vergoldeten Wappenschilde, Friedländer und Caro allezeit im Herzen und vor Augen, und wenn's über Leichen geht: — „bringen" werdet ihr's zu was!

Nur sehr gedämpft, sehr temperiert sind die Erwiderungen der beteiligten Kreise auf diese immerhin ziemlich starken Anzapfungen. Und bisher sehr vereinzelt. Wehmütig sieht die „Deutsche Tageszeitung" eine „neue Zeit gekommen, die anders geartet ist, als die Zeit des ersten Kaisers, als diese Zeit der schlichten Sitten und der großen Erfolge. ‚Jachten und Automobile ihr eigen zu nennen, sind nur wenige unserer Adeligen in der Lage', so schmettert in freudigen Tönen der Künder der neuen Zeit. In der Tat, es treten andere das Erbe der Vergangenheit an. Sie werden freilich nicht an der Veroneserklause für ihren Kaiser bluten und vor Fehrbellin nicht den Tod Emanuel Frobens sterben. Weil der Boden, auf dem sie leben, nicht von ihrem Blut und auch nicht von ihrem Schweiß gedüngt ist, deshalb drohen sie schon in das Ausland zu wandern, wenn eine Börsensteuer ihre Millionen berührt. Ubi bene ibi patria. Hier heißen sie Jakob, dort James oder Jacques; hier auch Heinrich und dort Henri oder Harry. Wer über die Grenzen geht, der braucht nicht einmal die Merkzeichen in der Wäsche und auch nicht die Gesinnung zu wechseln. Auch das Haus Rothschild hat Jachten und Automobile, seine Gründer waren auf deutschem Boden geboren. Sie zogen fort über die Grenze, hierhin und dorthin, nach Frankreich, nach Österreich und nach England. Und sie wurden behende Franzosen, Österreicher und Engländer, denn ihre Gesinnung klebte nicht in ihrer Seele, sondern klebte an ihrem Kapital. Die Quitzows, die Köckeritz und Lüderitz, die Krachten und die Itzenplitz haben wohl einmal das Schwert gegen ihren Landesherrn erhoben, weil sie in ihm den Verderber ihrer Freiheiten und Rechte erblickten; aber deutsch sind sie alle geblieben, und deutsch sind auch ihre Enkel, die jetzt auf verschuldeten Gütern sitzen oder ihrem Kriegsherrn im Heere dienen, die aber nicht durch Jachten und Automobile und durch Millionenschenkungen für Museen und Liebhabereien sich Gunst zu erwerben vermögen. Ein anderes

Geschlecht dringt heran: ‚Die Kinder, sie hören's nicht gerne'. Und sie glauben, was Goethe sagt: ‚Man leugnete stets und man leugnet mit Recht, daß je sich der Adel erlerne'. Auch Rothschild, auch Bleichröder, auch Königswarter sind die Staffel emporgeklommen, die über den schlichten bürgerlichen Namen hinausführt. Sind sie darum adelig geworden? Wird aus ihnen und ihrem Samen ein Freiherr vom Stein, ein Marschall Blücher, ein Otto von Bismarck erstehen? Wer von ihnen mag jener Stimmung leben, die froh von den Taten der Väter und ihrer Größe den Hörer unterhält und still sich freuend ans Ende dieser Reihe sich geschlossen sieht? Helden werden nur von Helden gezeugt, sagt Horaz. Der neue Adel wurde nicht von Helden geboren. Nun mag auch im deutschen Lande das Denkmal Heines erstehen. Wozu noch es hindern? Wozu noch sich sträuben? Die Zeiten haben sich gewandelt, der Mammonismus und der Amerikanismus hat den Deutschen das Blut verdorben, die Überschätzung des Goldes dringt durch alle Klassen und macht uns materialistisch. So mag Herr Harry Heine sein Monument erhalten, und möge es dort stehen, wo jetzt der alte deutsche Roland sich erhebt. Denn an diesem Platz fahren sie alle vorüber, die Herren der Tiergartenstraße und des Börsenwestens, wenn sie zum Kaiserschloß wollen. Und dann mögen sie getrost und dankbar aufblicken zu dem Denkmal des Dichters, der wie kein anderer die Hohenzollern und das Preußenland schmähte, und sie mögen glücklich lächelnd mit Deborah und Barak dem Sohne Albinonams singen: ‚Lobet den Herrn, ihr von Israel! Höret zu, ihre Könige und merket auf, ihr Fürsten.'"

* * *

... Alle diese Erscheinungen, — was sind sie anderes, als Marksteine auf der Siegesbahn der materialistischen Weltanschauung? Und worin unterscheidet sich noch der Materialismus der modernen Staatsraison und bürgerlichen Moral, wie er hier zutage tritt, von dem sozialdemokratischen? Wird da nicht bloß eine andere Etikette auf dasselbe Ding geklebt? Und besteht nicht der einzige wesentliche Unterschied darin, daß der Materialismus der einen Seite ein uneingestandener, der anderen ein eingestandener ist? Solche Beobachtungen sollten uns lehren, wie wenig mit Schlagworten — sie sind eben auch nur Etiketten — auszurichten ist.

Verallgemeinern tut auch hier nicht gut. Es gibt auf beiden Seiten noch etliche Idealisten, soweit es die Unvollkommenheit menschlicher Kreatur zuläßt. Auch auf sozialdemokratischer, denn auch hier hat die Etikette wenig oder nichts zu bedeuten, und mancher, der sich fanatisch zur „materialistischen Geschichtsauffassung" bekennt, ist erst recht ein unverbesserlicher Ideologe oder, was dasselbe, ein — wenn auch irrender — Idealist.

Nun ist es ein ganz eigentümliches Schauspiel, wie mit dieser fortschreitenden Vermaterialisierung, dieser innerlichen Abkehr von christlicher Weltanschauung und Ethik die äußerlichen Verfrommungsbestrebungen friedlich Hand in Hand gehen, als sei das eine das notwen-

dige Korrelat des andern. Und sollte es am Ende nicht auch so sein? Im religiösen Sinne natürlich nicht, aber mit wahrer Religion haben ja diese Bestrebungen so gut wie nichts zu tun. Um so mehr mit der Politik. Vom politischen Standpunkt aus betrachtet, löst sich der Widerspruch sofort in Wohlgefallen auf. Wer dem Wesen der Religion als solcher, der Religion als eines Selbstzweckes und innerlichen Besitztums entfremdet ist, kann in ihr auch nichts mehr sehen, als ein Mittel zu andern, höchst irdischen Zwecken. Und es ist — immer vom gegebenen Standpunkte aus — nur folgerichtig, wenn sie in den Dienst dieser Zwecke gestellt wird, um so eifriger, je äußerlicher auf der einen Seite das Verhältnis zu ihr ist und je mehr auf der andern die praktische Beeinflussung der breiten Massen durch die Religion zu klassenstaatlichen und dynastischen Opportunitätszwecken schwindet. Ob die Rechnung stimmt, das ist freilich eine ganz andere Frage.

Seien wir ehrlich: hat die neue preußische Schulvorlage in der Hauptsache einen andern Zweck? Kann sie einen andern Zweck haben? Glaubt man wirklich, wahre religiöse Gesinnung dadurch im Volke züchten zu können, daß man eine Lehrerschaft, die vielleicht bis zu 95% nicht dogmengläubig im Sinne der Schulvorlage ist, durch die Rücksicht auf den Brotkorb zwingen will, zu lehren, was sie selber nicht glaubt?

Bei diesem Gesetzentwurf hat nicht nur nicht die Religion Pate gestanden, sondern auch, wie Ludwig Gurlitt im „Volkserzieher" ausführt, nicht einmal die Pädagogik. „Allein die Politik und noch dazu eine höchst einseitige und fehlerhafte Politik. Die Schule schon deshalb nicht, weil man die Schulmänner selbst nicht zu Rate gezogen hat. Braucht man Agrargesetze, so fragt man den Landwirt; braucht man Schiffe, so fragt man die Admirale; braucht man Kanonen, so fragt man die Herren vom Generalstab um Rat. Folglich sollte man die Herrn von der Schule fragen, wenn man an der Schule eingreifend ändern will; denn sie sind die Sachverständigen. Aber daran denkt man nicht: man übergeht sie und übergeht auch im wesentlichen die Eltern der Kinder, die mit der neuen Schule beglückt werden sollen; denn es sind ja jährlich mindestens 10 Millionen Kinder unserer sozialdemokratisch gesinnten Mitbürger, die schon jetzt zum Trotz ihrer Eltern konservativ und kirchlich orthodox erzogen werden; ebenso geht's gegen den Willen der jüdischen Eltern, deren Kinder besonders schlecht behandelt werden sollen; ebenso gegen den Willen der Millionen Eltern des freien Gelehrten- und aufgeklärten Bürgerstandes, die schon jetzt die Schulen ihrer Kinder als rückständig beklagen und sich kaum vorstellen können, wie man noch konservativer, noch kirchlicher erziehen will und kann. Alle diese vielen Millionen, die mit zu leiden haben werden, kommen im preußischen Landtage leider fast nicht zu Worte. Aber, wie gesagt, selbst die vorwiegend, ja allein Sachverständigen, die deutschen Lehrer, etwa 150000 Mann, behandelt man als quantité négligeable. . . .

„Glaubt unsere Regierung und glaubt der preußische Landtag, dessen Mitglieder sich zumeist aus Männern bilden, die den Aufgaben der Schule völlig fremd gegenüberstehen und die an gesellschaftlicher Politur bedeutend, an tiefer geistiger Bildung aber nur vereinzelt unseren Volksschullehrern überlegen sind, glauben diese Männer, daß sie unsere 150000 deutschen Lehrer in ihre konfessionell entstellten, ja entarteten Schulen abkommandieren können, wie die adligen Gutsherrn die Bauernkinder zum Rübenstecken oder zum Hasentreiben, oder wie die Landkaplane die Kuhmagd zur Messe schicken? Ich staune über die Kurzsichtigkeit der Männer, die diesen Entwurf ausgearbeitet haben, staune vor allem über den Mangel an Einblick in die bewegenden geistigen Kräfte unserer Tage. Ein übertrieben kirchlich-patriotischer Schulbetrieb hat jetzt schon unsere Leute der ärmeren Stände aus der Kirche und fast schon aus dem Staate hinausgetrieben. Unsere Lehrer erklären offen und ehrlich, daß sie der Kirche in gesteigertem Maße zu dienen unfähig sind, weil es ihnen gegen die Überzeugung und gegen das Gewissen geht; so die Herren Wolgast, Kopsch, Tews, Pautsch, Otto. Viele, ja fast alle bekennen, daß sie schon ihre hochkonservativ-orthodoxe Seminar-Erziehung mit Erbitterung gegen eine völlige veraltete, nicht mehr haltbare Glaubens- und Bildungsform erfüllt habe, daß sie es schon jetzt als eine unberechtigte Herabsetzung empfinden, wenn ihre Tätigkeit der Kritik und dem Einflusse von Geistlichen unterstellt wird, die sie als Sachverständige nicht anerkennen können, die aber ihre Macht oft — wie im Falle Pötter — in rücksichtsloser Weise ausnutzen. Dem deutschen Lehrerstande rühmt man nach, daß er Sadowa und doch wohl auch Sedan geschlagen habe; man möchte ihn aber trotzdem wie den Paria der Gesellschaft und des Staates behandeln und ihm jede Möglichkeit einer freien Meinungsäußerung und einer persönlichen Selbstentfaltung dadurch abschneiden, daß man ihn völlig der niederbeugenden und alles nivellierenden Zucht einer kirchlichen und staatlichen Kontrolle unterwirft. Daran muß der Lehrerstand innerlich zugrunde gehen.

„‚Einerlei!' denkt der adlige Gutsherr und der juristisch geschulte Bureaumensch: ‚Der Glaube' muß dem Volke erhalten bleiben, und dazu ist die Schule da. Ja, weshalb machen sich denn die ostelbischen Gutsherrn so große Sorge um das Seelenheil der Kinder? Damit sie weniger Kartoffel stehlen? Das nicht, denn die frömmsten katholischen Kinder stehlen bekanntlich am meisten. Damit sie in den Himmel kommen? Das ist jenen Herrn gewiß auch nicht erwünscht; denn sie würden ihnen dort wieder begegnen und von ihnen recht unangenehme Vorwürfe zu hören bekommen. Ja, weshalb denn? Damit es nicht an Stützen von Thron und Altar fehle; das heißt zunächst doch wohl: an konservativen Wählern, die für die Agrar-Schulgesetzgebung stimmen, und das schöne preußische Landtags-Wahlgesetz unberührt lassen, das einem Gutsherrn ebensoviel Macht gibt wie 1000 kleinen Beamten und Arbeitern zusammengenommen. Diesen Herren ist die Steinsche Verfassung ein Dorn im Auge, durch die der

Bauer der Leibeigenschaft ledig wurde, die zwar Preußen und damit Deutschland retten und schaffen half, durch die er aber auch aufhörte, nur nach der Flöte der großen Gutsherrn zu tanzen. Ihnen ist der gebildete Lehrer nicht minder unbequem, der beansprucht, wie ein anständiger Mensch behandelt zu werden, und sich erlaubt, über Glauben und Politik eine eigene Meinung zu haben. Das gehört sich nicht. Die einzig verbindliche Meinung haben der Ortsgeistliche und der Gutsherr — verstanden? Deshalb muß der Glaube erhalten bleiben.

„Wir fragen weiter: ‚Welcher Glaube?‘ Die Herren der Regierung tun immer so, als ob es nur einen Glauben gäbe, nämlich den gerade von ihnen vertretenen. Wir fragen weiter: ‚Was ist denn da noch zu erhalten?‘ Drei Millionen Wähler sagen uns doch, wie völlig unsere kirchlich-konservative Schulerziehung versagt hat. Hat denn Artur Bonus, hat A. Kalthoff, Gustav Frenssen, haben die liberalen Theologen, wie Harnack, von Soden, O. Baumgarten e tutti quanti, haben diese Blätter jahrein jahraus vergeblich gesprochen? Will man wirklich in einem protestantischen Laude die Lehrer zum Heucheln zwingen? Erhofft man davon eine Stärkung des Glaubens, einen Segen für die Jugend, fürs Vaterland?

„Dieser neue Schulgesetzentwurf ist reaktionär im schlimmsten Sinne und führt uns in eine neue Ära Wöllner zurück. Ich sehe darin eine schwere Gefahr für Deutschlands Kultur und Zukunft. Er würde unsere Schule der Hierarchie beider Bekenntnisse und der Bureaukratie völlig preisgeben und jedes Wachstum freier männlicher Gesinnung unmöglich machen; er würde Preußen bei den deutschen Bundesstaaten noch mehr in den Ruf und Verruf des Reaktionsstaates bringen und dadurch trennend wirken: was um so ängstlicher zu meiden ist, da Preußen an sich wenig werbende Kraft hat und schwer zu halten vermag, was es sich mit Waffengewalt und in Bündnissen angegliedert hat. Dieses Schulgesetz würde uns auch dem Auslande verdächtig machen, zumal dem geistig freieren England und Nordamerika, würde diesen Ländern kampflos die geistige Führung auf Erden preisgeben und uns um die Früchte all der schweren Geisteskämpfe bringen, durch die unsere größten Männer von Luther und Friedrich dem Großen bis zu Lessing, Goethe, Schiller und zu den Freidenkern unserer Tage den deutschen Namen zu Ansehen und Ehre gebracht haben.

„Das Abgeordnetenhaus vertritt nicht Preußens Kultur, sondern vertritt nur dessen schlechteren Teil: seinen materiellen Besitz, und steht gegenwärtig unter dem Drucke einer geistigen Fremdherrschaft. Dieses Haus wird vielleicht aus Angst vor der Sozialdemokratie, aus Sorge für den Geldbeutel der Begüterten, aus Liebedienerei gegen das Zentrum, dessen Stimmen man für deutschen Schiffsbau und Kanonenerwerb nötig hat, wird aus all solchen Gründen, die mit unserer Jugenderziehung und mit unserer Schule nichts zu schaffen haben, die deutsche Schule und damit unsere geistige Kultur verschachern.

„Die Rechte der Gemeinden auf Selbstverwaltung werden durch den neuen Volksschulgesetz-Entwurf geradezu aufgehoben. Wir Preußen sollten uns doch daran erinnern, daß unser schwer heimgesuchtes Land vor 100 Jahren durch die weisen Berater König Friedrich Wilhelms III. von innen heraus neu belebt und gekräftigt wurde, und zwar durch Reformen, welche eine freie Selbstbetätigung der Gemeinden und dadurch eine neue Kraftentfaltung jedes einzelnen Bürgers ermöglichten. Mit der Zeit ist leider vieles, was damals jung und lebendig war, wieder erstarrt und in zähen Formalismus verfallen. Statt aber nach dieser Richtung jetzt freiere Bahn zu schaffen, plant der Entwurf gerade das Gegenteil:

„Die Schuldeputationen sollen gebildet werden von drei Magistratsmitgliedern und einem Geistlichen, dazu sollen kommen drei Stadtverordnete und drei Bürgerdeputierte; diese sechs Mann bedürfen aber einer obendrein widerruflichen Bestätigung. Unbequeme Mitglieder kann also die Regierung jederzeit unschädlich machen.

„Der Schulvorstand besteht aus dem Ortsschulinspektor, das heißt zumeist auf gut Deutsch: aus dem Geistlichen. Die anderen Mitglieder bedürfen auch einer obendrein widerruflichen Bestätigung. Der Entwurf unterscheidet Gemeinden mit 25 Lehrkräften (10 000 Seelen) von solchen, die weniger Einwohner aufweisen. Die Lehrerstellen in den kleineren Gemeinden besetzt die Regierung. Diese Gemeinden werden nur — ‚gehört'. Größere Städte haben allerdings das — ‚Vorschlagsrecht'. Für Lehrer, die etwa von der Regierung abgelehnt werden, steht den Gemeinden nochmals ein Vorschlagsrecht zu. Dann aber bestimmt auch hier die Regierung! Zahlen dürfen die Gemeinden prompt.

„Wie steht es nun mit den Rektoren, den wichtigen Mittlern zwischen Schule und Haus? Die werden auch von der Regierung bestimmt! Mit Recht fragt Rektor Kopsch, der sich in Protestversammlungen gegen diesen Entwurf mit beredtem Eifer aussprach: ‚Welches Interesse sollen die Gemeinden an den Schulen noch haben, wenn ihnen die Wahl der Lehrer genommen wird?' Aber sicher sei eben der freie Lehrerstand vielen ein Dorn im Auge. Dieser Gesetzentwurf bilde den Schlußstein in der jetzt maßgebenden Schulrichtung, welche jede freie Geistesregung im Lehrerstande unterdrücke und die Schule ganz der kirchlichen Aufsicht ausliefern wolle."

Religiöse Zwangserziehung in einer Zeit, wo das Mißtrauen in breiten Schichten des Volkes gegen alles Religiöse und Kirchliche schon gerade stark genug ist, wo es des zartesten Taktes, des liebevollsten Verständnisses für die freiwilligen Regungen der Volksseele bedürfte, um eine Wiedererweckung ihrer natürlichen religiösen Bedürfnisse herbeizuführen! Früher schickte man den Renitenten Dragonaden und Seligmacher ins Haus, heute sucht man das selbe durch „Schulgesetze" zu erreichen. Nur die Formen haben gewechselt, der Geist, ach, „der" Geist ist uns geblieben! Welche Begriffe vom Wesen der Religion müssen die Herren haben, die sich von solchen bureaukratischen Maßnahmen religiöse Bekehrung versprechen? Und

auch ihre politische Rechnung wird nicht stimmen, das Geschäft nicht gemacht werden, der lachende Erbe dieses galvanisierten Leichnams aus dem Mittelalter ganz sicher die Sozialdemokratie sein. Die schon jetzt merkbar zunehmenden Austritte aus der Kirche werden sich unheimlich mehren, die Kirche selbst das meiste Leid tragen. Wer es mit der Religion, wohlgemerkt: der Religion, nicht der fälschlich so benamseten Magd staatlicher und sozialer Opportunitätszwecke, ernst und ehrlich meint, muß alle irgendwie gearteten Maßnahmen, Religion durch Brotkorb und Büttel — denn darauf läuft's am letzten Ende hinaus — zu erzwingen, grundsätzlich ablehnen. Müßten nicht die Diener am Wort in ihrem und ihrer Kirche wohlverstandenem Interesse die ersten sein, sich solche Liebesdienste des Staates zu verbitten und „Seelen" aus dem Hause des Herrn zu weisen, die nicht aus innerem, freiem Bedürfnisse zu ihnen kommen, — die ihnen Brotkorb und Büttel zuführen?

* * *

Auch ein Beispiel, wie Preußen seine berühmten „moralischen Eroberungen" macht, diese Schulvorlage. „Jubelnd sei's der Welt verkündet: Nicht mehr scheidet uns der Main!" — so erscholl es während des deutsch-französischen Krieges. Jetzt ist es schon dahin gekommen, daß von einer „neuen Mainlinie" gesprochen wird. Die Verstimmung in Mittel- und Süddeutschland gegen den deutschen Norden äußert sich immer öfter und schärfer. Und wenn man Stimmen hört, wie deren eine sich erst kürzlich in der Zeitschrift „Das freie Wort" (Frankfurt a. M.) vernehmen ließ, so muß das doch — bei allem Vorbehalt — auf die Dauer immerhin zu denken geben.

„... Schlimm ist, daß in Berlin ein ungeheueres Quantum von dem Geiste zu finden ist, der sich für die kulturelle Entwickelung Deutschlands immer mehr als mörderisch erweist. Das Junkertum mit seinen agrarisch-reaktionären Bestrebungen, die protestantische Orthodoxie, der klerikale Reichstagspräsident mit seinem Anhang und die ganze Reihe von Tendenzen, denen das Volksschulgesetz, die handel- und industriefeindlichen Handelsverträge, die Fleischnot und viele andere Nöte ihren Ursprung verdanken. Ein Reformblatt wie das ‚Freie Wort' würde in einem solchen Milieu gar nicht Luft und Licht finden, um sich auszuleben. Sehen wir doch beispielsweise, daß die Berliner Hochschullehrer nicht einmal ein Wort der Mißbilligung gegen das famose Volksschulgesetz finden, während in Marburg und Königsberg die Professorenschaft gegen den Entwurf Front macht!

„Wer heute die ernste Absicht ab, dem erzreaktionären System entgegenzutreten, das speziell in Preußen und Sachsen eben die Macht in Händen hat, der muß suchen, einen archimedischen Punkt außerhalb dieser Gebiete zu finden, von dem aus er die norddeutsche Reaktion aus ihren Angeln heben kann. Für den, der die Augen aufmachen will, ist dieser archimedische Punkt im heutigen Deutschland unschwer zu finden. Die süddeutschen Staaten haben die kulturelle Führung ener-

gisch an sich gerissen, und staunend und mißmutig stehen die Lohgerber in Ostelbien da und sehen, wie ihnen die Felle fortschwimmen. Sie hatten geglaubt, daß Preußen auch die kulturelle (besser unkulturelle) Führung selbstverständlich haben werde in dem neuen Deutschen Reiche, in dem es durch seine militärische Übermacht die politische Hegemonie erringen konnte. Das alte Wort, wonach Bajonette zu vielen Dingen gut sind, daß man sich aber nicht darauf setzen könne, hat sich an Preußen in seltsamer Weise bewahrheitet. Ganz unmerklich hat es in den Kulturfragen die führende Stellung in Deutschland eingebüßt, und es geht ein Raunen von der neuen Mainlinie, das nicht verstummen will.

„Baden, Württemberg und Bayern haben ihr Wahlrecht in freiheitlichem Sinne umgestaltet, und die Wirkung ist an dem neuen Leben zu spüren, das diese Länder durchströmt. Unbekümmert um den Süden halten Preußen und Sachsen an ihrem veralteten Wahlrecht fest, und die beneidenswerten Völker müssen die Zeche dafür bezahlen. In Baden hat sich der Traum aller freiheitlichen Elemente Deutschlands zum ersten Male verwirklicht: die Zentrumsmacht ist durch das Zusammenhalten aller linksstehenden Parteien, von den Sozialisten bis zu den Nationalliberalen, niedergeschmettert worden. Der bayerische Thronerbe hat sich offen für das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht ausgesprochen und hat dafür ein für allemal die Hoffnungen der Feinde des Reichstagswahlrechts zuschanden werden lassen. In Hessen regt sich ein neues Kunstleben, und ‚Darmstadt' hat im Kunstgewerbe schon im Ausland seinen besonderen Klang. Ohne große Prophetengabe zu besitzen, kann man voraussagen, daß der Süden in der nächsten Zeit die Führung in den deutschen Kulturfragen haben wird. Man wird gut tun, raschest den schlesischen Dialekt wieder zu verlernen und sich darum zu kümmern, wie die Menschen in Karlsruhe und in Stuttgart sprechen. Auch der Reaktion auf dem Schulgebiet wird vom Süden ein Damm entgegengestellt werden. Die Massenkundgebung in Frankfurt, wo zum ersten Male gewissermaßen offiziell unter dem Jubel von mehr als fünftausend Deutschen der laute Ruf ertönte, die preußische Schulreaktion mit dem Massenaustritt aus den Kirchen zu beantworten, würde den Regierenden in Berlin noch anders in die Ohren dröhnen, wenn sie ahnten, welche Erbitterung gegen das preußische Regierungssystem in Süddeutschland herrscht.

„Unmerklich hat sich der Süden von dem Geiste der Bismarckschen Ära emanzipiert; zunächst galt es, richtige Volkskammern zu schaffen. Nachdem hier die schwerste Arbeit geleistet ist, wird das Tempo der Emanzipation jetzt noch rascher werden. In vielen Dingen ist der Gegensatz zu Preußen schon stark zu spüren. In Baden, Hessen und Württemberg hat sich beispielsweise die Feuerbestattung als vortreffliche Einrichtung bewährt — Preußen verbietet weiter seinen Bürgern, ihren Leichnam auf preußischem Gebiete einäschern zu lassen. Während Preußen und Sachsen die Sozialdemokratie als Ausgeburt der Hölle verfolgen, verbündet sich das

Zentrum höchst gemütlich mit ihr in Bayern und ebenso die nationalliberale Partei in Baden, während die Sozialdemokratie in Hessen quasi hoffähig ist. In der ‚Deutsches Reich' benannten Ehe zwischen Nord- und Süddeutschland ist eine große Veränderung eingetreten. Die preußischen Erfolge hatten der südlichen Ehehälfte so sehr imponiert, daß sie sich viele Jahre stumm von dem rauhbeinigen Genossen kommandieren ließ. Jetzt hat sie sich aber kräftigst emanzipiert und wendet sich von ihm ab. Man dachte wohl in Preußen, es werde so gehen, wie einst Daudet in seinem Roman ‚Nouma Roumestan' von Frankreich gesagt hat: ‚Zum zweiten Male haben die Römer Gallien erobert.' Das ist glücklicherweise nicht zur Wahrheit geworden, und auf die politische Eroberung des Südens folgt die ‚kulturelle' nicht. Im Gegenteil: der deutsche Süden ist offenbar dazu berufen, Ostelbien zu kultivieren.

„Die ‚neue Mainlinie' ist da: möge sich bald ein echter Staatsmann finden, der sie durch eine vaterländische, freiheitliche Politik wieder überbrückt."

Im vaterländischen Interesse wollen wir hoffen, daß der Verfasser zu schwarz sieht, und was er als vollendete Tatsache hinstellt, zunächst nur eine Gefahr ist. Daß die aber im Verzuge, wird sich kaum bestreiten lassen. Jedenfalls täte man im Norden wohl daran, solche Stimmungen ernstlich zu beachten, statt sie, wie es noch immer häufig geschieht, hochmütig auf die leichte Achsel zu nehmen. Daß Mittel- und Süddeutschland den Rückzug antreten, wo ihnen der Fortschritt so außerordentlich gut bekommt — viel besser als Preußen seine kurzsichtige, man kann schon sagen: kurzgestirnte Rückwärtserei —, läßt sich schwerlich erwarten, schlechterdings nicht verlangen.

* * *

Nirgend in Deutschland werden die Vertreter des freien Wortes so scheel angesehen, wie in Preußen. Schon daß in Süddeutschland der Preßsünder vor das Schwurgericht, in Preußen aber vor die Strafkammer gestellt wird, kann in gewissem Sinne auch als „Mainlinie" gelten. So sind denn dort die politischen, insbesondere die Preßprozesse unvergleichlich seltener als in Preußen. Die Anklagebehörde weiß eben, daß die Geschworenen nicht geneigt sind, einen Ehrenmann, der das Beste gewollt hat, um irgend eines Quarks willen, einer geringfügigen Entgleisung im Ausdrucke oder dergleichen ins Gefängnis zu werfen. Sie urteilen als freie Männer, die es lediglich mit der einzelnen Persönlichkeit und der einzelnen Handlung zu tun haben, während manche Berufsrichter meinen, die ganze Bürde des zu erhaltenden Staates nebst Religion, Sitte und Ordnung auf ihre armen Schultern packen zu müssen. Womit freilich nicht bestritten werden soll, daß mancher Schwurgerichtsspruch anfechtbarer ist als manches Urteil eines gelehrten Gerichts.

Leidet nun aber Süddeutschland unter seinem Mangel an politischen Prozessen? Oder hat Preußen einen Vorteil von seinem Überfluß? Tat-

sache ist, daß die sozialen Verhältnisse in Süddeutschland viel gesündere, die Klassengegensätze dort viel ausgeglichener sind, die Sozialdemokratie selbst viel umgänglicher und verständiger ist als in Preußen. Bei der vernünftigen Behandlung, die sie dort erfährt, ist es sehr wohl möglich, daß sie sich zu einer demokratischen Volkspartei entwickelt, mit der sich leidlich leben und regieren ließe. Blutrünstige Rosas und Konsorten hätten dort gar bald ausgespielt, wenn sie überhaupt hochgekommen wären, was aber so ziemlich ausgeschlossen ist. Schon um solche Erscheinungen ernst zu nehmen, hat der Süddeutsche zuviel angeborenen — Humor.

Auch Rosaliens wahlverwandten Freund Stadthagen hätten die süddeutschen Sozialdemokraten nicht leicht als einen ihrer Parteiredner zum Justizetat in den Reichstag geschickt. Nun hat ja besonders unsere Strafjustiz leider so viele Gebrechen, daß es auch Stadthagen bei all seinen maßlosen Übertreibungen und Verallgemeinerungen nicht ganz fehlen konnte. An den vorgebrachten Tatsachen, so wenig sie auch zu den allgemeinen Behauptungen Stadthagens berechtigten, ließ sich wenig rütteln. Und schließlich wurde der Staatssekretär Dr. Nieberding von anderen Rednern derart in die Enge getrieben, daß er sich zu dem Ersuchen an die deutschen Richter herbeiließ, „alles zu vermeiden, was mißdeutet werden kann".

Wie weit die Unzufriedenheit, ja die Erbitterung über eine gewisse Gerichtspraxis um sich gefressen hat, davon legt selbst ein so regierungsfreundliches Blatt, wie die „Tägliche Rundschau", der man doch wahrlich nicht die beliebten und bequemen „umstürzlerischen Tendenzen" unterstellen kann, eindringliches Zeugnis ab. „Mit allgemeinen Behauptungen," so der Herausgeber Heinrich Rippler, „wie sie dieser Tage ein konservatives Blatt wagte, daß das Vertrauen in die deutsche Rechtspflege nur in den sozialdemokratischen und gewissen durch ihr Vorleben direkt interessierten Kreisen gemindert sei, ist nichts getan; denn jeder, der im praktischen Leben steht, kann sich von ihrer völligen Haltlosigkeit und Unwahrheit leicht überzeugen. Tatsächlich hat sich in weiten, sonst durchaus loyalen Kreisen ein wahrer Haß gegen unsere Justiz eingefressen, der sich am deutlichsten in dem immer wieder gehörten Wunsche ‚unter keinen Umständen mit den Gerichten etwas zu tun zu haben' äußert. Eine solche weitverbreitete Abneigung, ein so vielfach zutage tretendes Mißtrauen muß aber doch wohl seine *Gründe* haben. Es ist falsch, gegenüber allen Beschwerden nur immer auf die Würde des deutschen Richterstandes hinzuweisen, die keine Abwehr und keine Verteidigung nötig habe, statt ehrlich zu bekennen, *daß unsere Rechtspflege an sehr erheblichen Mängeln krankt* und daß unter unserem Richterstande, dessen Unantastbarkeit und Gewissenhaftigkeit wir uns mit Stolz rühmen wollen, doch auch Elemente sind, die mehr Unzufriedenheit und Erbitterung züchten, als die aufreizendsten sozialdemokratischen Agitatoren. Wenn ehrenhafte Männer die Erfahrung machen müssen, daß ihre Ehre gewissen Staatsanwälten und Richtern als Bagatelle gilt, weil bei ihnen der wirkliche Ehrenschutz erst beim beamteten Manne

anfängt, wenn ergraute, in bürgerlichen Ehren stehende Männer von jungen Amtsrichtern angeschnauzt werden, als wären sie verbrecherische Straßenjungen, wenn Zeugen, gleich als wären sie Heloten, nutzlos ihrer Zeit beraubt oder gar noch überdies beleidigt werden, wenn Prozesse in die Länge gezogen werden, daß ihr Erleben eine besondere Gnade des Schicksals ist, wenn bei manchen Gerichtsverhandlungen und Untersuchungen sich vor die Gleichheit vor dem Gesetz ein dichter Nebel zog und das Geld und immer wieder das Geld als der Hebel der Rechtspflege erscheint, so sind solche Erfahrungen leicht geeignet, Leute von nicht gefestigter Staatsanschauung in das Lager der Unzufriedenen zu treiben. Justizirrtümer und Mißgriffe in der Rechtspflege wird es immer geben, denn auch die Richter sind Menschen, und auch von ihnen ist nur reines Wollen und genügende Bildung zu verlangen; aber der Justizkuriosa sind doch in den letzten Jahren auffallend viele geworden, und besonders viele der Art, daß man dem urteilenden Richter soziales Verständnis, die Fühlung mit dem praktischen Leben absprechen mußte. Zwischen juristischem Urteilen und volklichem, gesundem Rechtsempfinden klaffen oft tiefe Gegensätze, an denen meist unsere Gesetze, nicht unsere Richter schuldig sind; aber ist es nötig, diesem natürlichen Rechtsempfinden mit einer gewissen Absichtlichkeit Schläge ins Gesicht zu versetzen, nur um dem Buchstaben ganz getreu zu bleiben?

„Hier liegen Mängel zutage und sind tiefgreifende Reformen nötig. Das wird auch in juristischen Kreisen offen zugegeben; aber wenn es öffentlich gesagt wird, fühlen sich manche Juristen nur noch als Beschützer eines unantastbaren Palladiums, und die Strafen wegen Beamtenbeleidigung treffen mit einer Schärfe und namentlich mit einer Sicherheit, wie kaum bei Majestätsbeleidigungen. Und doch meinen es solche Kritiker ehrlicher mit dem höchsten Rechtsgute der Nation, der Unantastbarkeit unserer Rechtspflege, als jene, die schweigen und murren und die Kritik der Sozialdemokratie überlassen, die durch sie neue Anhängerscharen gewinnt. Nichts wäre verhängnisvoller für die Justiz, wie für das Reich, als wenn die bürgerlichen Parteien und die bürgerliche Presse, gereizt durch die agitatorische und unehrliche Hetze der Sozialdemokratie sich auf die Abwehr der Beschuldigungen und die bloße Verteidigung der deutschen Rechtspflege beschränkten, wie es bei der Etatsdebatte im Reichstage teilweise geschehen ist, statt selbst positive Reformen anzubahnen und zu fordern, wie es namentlich der Abgeordnete Bassermann in verschiedenen Reden getan hat. Die Sozialdemokratie künstlich zum alleinigen Anwalt der Mißstimmung gegen einzelne Übelstände in unserer Rechtspflege zu machen, heißt sie mehr stärken, als sie es je aus eigener Kraft zu tun vermöchte. Hier muß die freie bürgerliche Kritik einsetzen und der Justizminister wie der Staatssekretär sollten die Gerichte anweisen, die bisher oft beobachtete seltsame Nervosität und Härte gegen solche Kritik einzudämmen. Das justitia fundamentum regnorum gilt bis

an der Zeiten Ende. Ein Staat, besonders aber ein deutscher Staat, ohne volles Vertrauen zu der Erhabenheit und Verläßlichkeit seiner Rechtspflege ist undenkbar; aber eben deswegen müssen wir alle und nicht bloß der Richter eifersüchtig wachen, daß kein Flecken auf ihrem sonnenhellen Schilde zu sehen sei. Die Richter aber, die auf so hohen Posten im Staate gestellt sind, die eine so ungeheure Verantwortung tragen, sollten mehr denn je bedenken — was manche von ihnen nicht zu tun scheinen —, daß heute etwaige Mißgriffe nicht nur rechtlich, sondern auch politisch schwer wiegen, und daß die Staatsordnung, die gedeihliche innere Entwicklung, die Zeche für die Fehler des einzelnen bezahlt. Deswegen wiederholen wir die ernste, inhaltsschwere Bitte des Staatssekretärs Nieberding an die deutschen Richter: alles zu vermeiden, was mißdeutet werden kann."

Die „Justizkuriosa" hören auf „Kuriosa" zu sein, sobald sie gar zu häufig vorkommen. Und erst recht, wenn sie nebenbei noch einen peinlichen Beigeschmack haben. Wenn z. B. ein Mädchen deshalb ins Irrenhaus gesperrt wird, weil sie von gar zu großer Liebe zur Uniform heimgesucht wird, so hat das für mich — namentlich in Anbetracht der besonderen Umstände — einen sehr peinlichen Beigeschmack. Ein Fräulein Hedwig A. war der Beleidigung eines früheren Offiziers angeklagt, weil sie mit einer für den Herrn sehr unbequemen Hartnäckigkeit Schadenersatzansprüche gegen ihn geltend machte, die aus einem früheren Verhältnis mit ihm herrühren sollten. Zu ihrer Entlastung bekundete ihre Schwester, daß sie an dem sogenannten Uniformkoller leide, der bei ihr die seltsamsten Erscheinungen annehme. Ein Zivilist, selbst der reichste und schönste, interessiere sie nicht, dagegen sei sie wie närrisch hinter den Trägern von Offiziers-Uniformen her. Wiederholt sei sie auf der Straße von der Seite der Schwester verschwunden und wie von der Tarantel gestochen Offizieren nachgelaufen. Diese Verrücktheit hatte freilich gar keinen Zusammenhang mit dem Gegenstand des Prozesses. Der Kläger hatte längst die Uniform ausgezogen, als die Angeklagte ihn immer noch mit ihren Ansprüchen bedrängte. Die Bekundung der Schwester genügte aber, um dem sachverständigen Gerichtsarzt Dr. Strauch Gelegenheit zu einer kühnen Diagnose auf — gemeingefährliche Geisteskrankheit zu geben. Der Uniformkoller, wie er hier sich offenbart, sei imstande großen Schaden anzurichten, Ehen zu zerstören und sonst Unheil zu stiften. Die Angeklagte bat inständig, ihr den Weg ins Irrenhaus zu ersparen, und versprach hoch und heilig, niemand mehr belästigen zu wollen. Der Gerichtshof hielt es dennoch für geboten, dem Antrage des Sachverständigen zu folgen, und beschloß, die Angeklagte auf die Dauer von 6 Wochen einer öffentlichen Irrenanstalt zu überweisen.

„Um vielleicht dann zum Schutz der Herren Offiziere dauernd darin interniert zu werden", bemerkt die „W. a. M." und fährt dann fort: „Das heißt wahrhaftig salomonisch urteilen! Die Belästigung der Offiziere durch ihre früheren Verhältnisse wird nun endlich aufhören. Denn wie Hedwig A. haben Tausende gehandelt und Tausende werden noch so handeln.

Alle Tage kann man davon lesen. ‚Was willst du von mir? Noch ein Wort und ich werde dich wegen Uniformkoller einsperren lassen!‘ — Die kühne Diagnose ist auch eine nachträgliche Kritik an allen unseren Offiziersdramen der letzten Zeit. Hartleben hätte seinen ‚Rosenmontag‘, Beyerlein seinen ‚Zapfenstreich‘ kaum geschrieben, wenn das Dr. Strauchsche Gutachten ein paar Jahre früher abgegeben wäre. Auch ‚Käthchen von Heilbronn‘ findet nunmehr eine plausible Erklärung. Es geht doch nichts über ärztliche Wissenschaft.“

Jedenfalls eröffnet der Spruch ganz ungeahnte Perspektiven. Welche Seelenqualen tausender und aber tausender zarter Mädchenherzen, die nun ihre brünstige Liebe zum zweierlei Tuch heroisch niederkämpfen müssen, weil sie andernfalls Gefahr laufen, ins Irrenhaus zu kommen? Sollte das aber am letzten Ende nicht auch eine Schädigung — des Militärstandes bedeuten? —

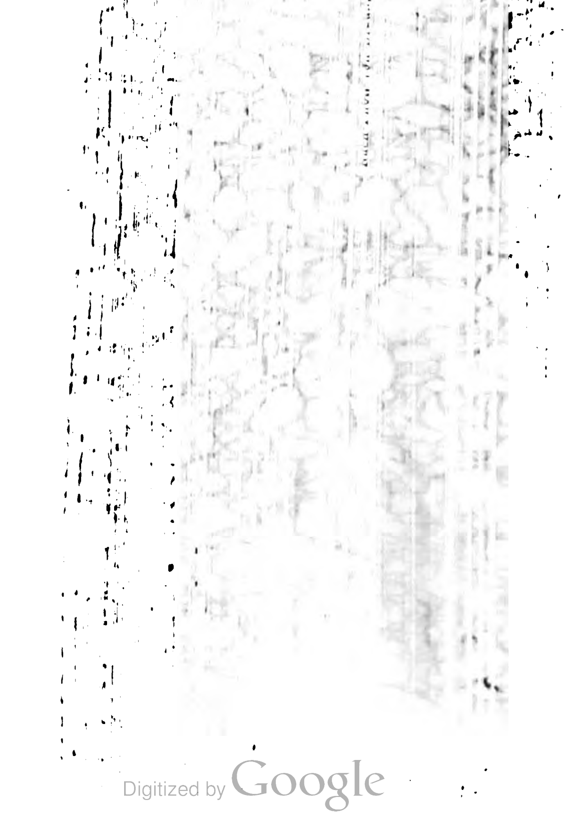
Mit Recht wird über die Überbürdung der Richter geklagt. Womit werden sie nicht aber auch ganz unnütz behelligt! Standen da zwei kleine arme Schulmädchen, die dreizehn Jahre alte Babette Sch. und ihr zwölfjähriges Schwesterchen Dorothea vor dem Nürnberger Schöffengerichte. Mit blassen Gesichtchen und Tränen in den Augen sahen die eingeschüchterten Kinder auf den Amtsanwalt, der ihnen mit strenger Amtsmiene eröffnete, daß sie sich wegen Diebstahls zu verantworten hätten.

Vorsitzender: Also: Ihr habt gehört, wessen ihr beschuldigt seid; ihr habt in der Nähe des Ostbahnhofs Kohlen gestohlen? — Die dreizehnjährige Babette: Die Kohlen sind auf der Straße gelegen; sie fielen von dem Wagen herunter, als er abgeladen wurde. — Vors.: Das hat nichts zu sagen! — Habt ihr in der Schule nicht gehört, daß man nicht stehlen darf? — Die Kinder, schluchzend: Wir wußten nicht, daß man sie nicht nehmen durfte. — Vors. zu der kleinen Dorothea: Du auch nicht? — Das Kind schüttelt energisch das Blondköpfchen. — Vors.: Für wen habt ihr die Kohlen geholt? — Babette: Für die Mutter! — Vors., wichtigtuend: Aha, die hat euch wohl geschickt? — Die Mädchen, heftig schluchzend: Nein!

Nun wird der Schutzmann, welcher die Anzeige erstattete, in den Saal gerufen. Er sieht im Vergleiche zu den beiden Kindern wie ein Riese aus und wirft ihnen vernichtende Blicke zu.

Vors.: Sie haben diese beiden bei dem Kohlendiebstahl betroffen; nahmen sie solche auch von dem Wagen? — Schutzmann: Nein! — Vors.: Waren es denn viele? — Schutzmann: Einige Schürzen voll! — Vors.: Sie haben die Mädchen verhaftet und auf die Wache gebracht? — Schutzmann: Gewiß, sie gaben eine falsche Adresse an. — Die dreizehnjährige Babette: Das haben wir nicht getan!

Der Hüter des Gesetzes wirft dem Kinde einen zornigen Blick zu: Gewiß, das habt ihr getan, sonst hätte ich euch nicht auf die Wache gebracht!



Vors.: Nun, sie werden sich in der Aufregung wohl geirrt haben? — Schutzmann, der nebenbei bemerkt selbst verheiratet und Familienvater ist: Das glaube ich nicht! — Vors.: Was sind die Eltern der Kinder? — Schutzmann: Der Vater ist Fabrikarbeiter, die Mutter trägt Zeitungen aus. — Vors. (zu den Kindern): Seid ihr schon einmal bestraft? (!) — Die Kleinen, heftig schluchzend: Nein!

Die Beweisaufnahme ist nun geschlossen. Der Amtsanwalt stellt großmütig den Antrag, die „Angeklagten" freizusprechen, dem nach erfolgter Beratung auch stattgegeben wird. Erleichtert atmen die beiden Kinder auf, als der Vorsitzende ihnen bedeutet, sie könnten sich entfernen.

War das nötig? —

Auch der Fall Bachstein gehört hierher. Denn daß das Zentrum ein Parteiinteresse daran hat, den Fall nicht zur Ruhe kommen zu lassen, vermag noch keineswegs die Tatsache zu erschüttern, daß es sich hier um eine Belästigung der Gerichte handelt, aus der weder für den Staat noch die Rechtsprechung irgend ein Nutzen herausspringt. Die „Tägl. Rundschau" berichtet darüber: „Nachdem der Divisionspfarrer Bachstein in Osnabrück wegen seines Vortrages im Osnabrücker Zweigverein des Evangelischen Bundes, in dem er sich einer Herabsetzung des Papsttums, des Marienkultus und der ‚heiligen Messe' schuldig gemacht haben soll, vom Divisionsgericht (23. Mai 1905), vom Oberkriegsgericht Münster (26. Juni 1905) und, nach Aufhebung des Urteils durch das Reichsmilitärgericht, nochmals vom Oberkriegsgericht Münster (14. November) freigesprochen worden ist, hat nunmehr das Reichsmilitärgericht das Urteil des Oberkriegsgerichts in Münster zum zweiten Male aufgehoben und zur anderweitigen Verhandlung an die Vorinstanz zurückgewiesen. Der dreimal freigesprochene Herr Divisionspfarrer Bachstein wird sich also zum sechsten Male vor dem Gerichte verantworten müssen und das Zentrum darf erneut hoffen, daß nun endlich die vom Gerichtsherrn so unerbittlich verlangte und von seiner Presse von Anfang an als gesichert bezeichnete Verurteilung erfolgt. Aber selbst, wenn Divisionspfarrer Bachstein zum vierten Male freigesprochen werden sollte, ist dafür gesorgt, daß seine Gegnerschaft gegen den Ultramontanismus fürchterlich geahndet wird. Wie man uns mitteilt, ist Herrn Divisionspfarrer Bachstein von einem Vorgesetzten nahegelegt worden, sein Amt niederzulegen, da sonst der betreffenden Stelle bei den Machtverhältnissen des Zentrums (!) ungeheure Schwierigkeiten entständen. Herr Divisionspfarrer Bachstein hat sich zu diesem Verzicht auf sein Amt in liebevollem Mitleid mit dem Bedrängnisse seiner Vorgesetzten auch schon im November bereit erklärt und als Termin der Einreichung seines Entlassungsgesuches die Beendigung seiner Prozesse festgesetzt. Herr Divisionspfarrer Bachstein verliert also wegen eines dem Zentrum unangenehmen Vortrages, an dem drei preußische Gerichte kein Fehl finden konnten, sein Amt, wird wirtschaftlich durch die Prozeßkosten ruiniert, wahrscheinlich auch noch verurteilt, und hat die Aufregungen und Mühen von 6 Gerichtsverhandlungen als Dreingabe!"

Und das alles „auf Wunsch und Befehl“ einer politischen Partei! Wie muß ein solches Beispiel auf schwächere evangelische Charaktere in abhängiger Staatsstellung wirken! Wenn sie sehen, wie Meinungsäußerungen, an denen drei preußische Gerichte keine Schuld finden konnten, doch genügen, den Verwegenen unweigerlich zur Strecke zu bringen, der sich erkühnte, die unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geist der Zentrumspartei zu begehen. Ein wahrhaft christliches Verfahren beiläufig, diese unversöhnliche Rachsucht, die nimmer vergeben und vergessen kann. In alttestamentarischem Sinne wahrhaft vorbildlich! —

Wohl die häßlichste Erscheinung in unserer Rechtspflege ist der gegen Redakteure ausgeübte Zeugniszwang in Verbindung mit der Zeugniszwangshaft. Die häßlichste, weil kaum ein anderes Verfahren sich in so schroffen, unversöhnlichen Gegensatz zu den elementarsten Begriffen bürgerlicher Anständigkeit und Ehrenhaftigkeit stellt. Und es ist um so verwerflicher, als es sich als eine ganz unnütze, zwecklose Tortur erweist, weil sie bisher noch keines ihrer Opfer verleitet hat, schmählichen Vertrauensbruch wider Treu und Glauben zu begehen. Aber man beschränkt sich nicht mehr nur auf Redakteure, kürzlich hat man sogar vier Setzer (!) in Zeugniszwangshaft genommen. Diese einfachen Arbeiter hatten indessen eine höhere Moral im Leibe, als die inquisitorische Staatsgewalt. Sie wurden, nachdem man sich von der Unerschütterlichkeit ihres Ehrgefühls überzeugt hatte, aus der Haft entlassen. In diesem Falle hatte die Staatsgewalt von den Leuten sogar eine Handlung verlangt, die sie selbst mit schweren Strafen bedroht: nämlich den Verrat von Geschäftsgeheimnissen. Die ganze Praxis ist nur durch künstliche Interpretation des Strafgesetzes möglich, da dieses ausdrücklich als verantwortliche Person den verantwortlich zeichnenden Redakteur vorgesehen hat. Es ist ein Ehrenzeichen im Schilde des deutschen Publizistenstandes, daß seine Mitglieder lieber die Behandlung gemeiner Verbrecher über sich ergehen lassen, als daß sie schnöden Vertrauensbruch verüben. Das hat sogar — wie rühmend erwähnt werden mag — ein Staatsanwalt vor der Strafkammer in Rudolstadt offen anerkannt: er müsse es als eine anständige Handlungsweise bezeichnen, daß der angeklagte Redakteur es ablehne, den Verfasser des inkriminierten Artikels zu nennen. Ich meine, im Grunde seines Herzens müßte jeder Staatsanwalt so denken.

Und nun noch der Gewissenszwang bei der gerichtlichen Eidesformel. Ist sie schon für viele überzeugte Christen eine wahre Pein, so gestaltet sie sich im Munde des Nichtgläubigen, der dabei doch ehrlicher Mensch sein und religiöses Gewissen haben kann, zur bewußten, wenn auch erzwungenen Lüge, ja zum Meineid. Als der bekannte Züricher Professor Forel im Thoma-Prozeß in München als Sachverständiger schwören mußte und dem Gericht bemerkte, daß er an einen persönlichen Gott nicht glaube, fühlte sich der Herr Staatsanwalt zu dem harten Schluß bewogen, daß Forel dann über Sittlichkeit nicht urteilen könne. Daraufhin hat nun der Gelehrte erklärt:

„In der Schweiz ist die religiöse Eidesformel vor Gericht meist abgeschafft oder wenigstens nicht obligatorisch, so daß ich bisher nie in den Fall kam, vor Gericht einen religiösen Eid leisten zu müssen. Als ich nun in München beim Eid die Worte nachsprechen mußte, ‚so wahr mir Gott helfe‘ usw., habe ich es für ein Gebot der Ehrlichkeit, mir selbst und den anderen gegenüber, gehalten, dem Vorsitzenden zu erklären, ‚daß ich den Begriff Gottes dabei nicht persönlich nehme.‘ Das ist wörtlich meine bezügliche Aussage.

„Ich denke doch, daß man beim Eidschwören selbst keinen Meineid leisten darf. Es wäre aber ein Meineid, zu schwören: ‚so wahr mir Gott helfe‘, ohne zugleich zu protestieren, wenn man nicht an einen persönlichen Gott glaubt. Zwingt man also Menschen, die an eine persönliche Beschaffenheit Gottes nicht glauben können, auf seine persönliche Hilfe hin zu schwören, so zwingt man sie gesetzlich zum Meineid. Oder man drückt die Augen zu, gibt aber, wie es der Münchener Staatsanwalt in seiner Anklagerede tut, unzweideutig zu verstehen, daß man solchen Menschen quasi das gesellschaftliche Daseinsrecht abspricht oder sie wenigstens für Bürger sehr minderer Güte hält. Wohl aus diesem Grunde pflegen darum die Leute, die nicht an einen persönlichen Gott glauben, dennoch auf ihn zu schwören. Ich frage nun diejenigen Gläubigen, welchen es mit ihrem Glauben und mit der Religion überhaupt ernst ist, und die nicht nur Gaukelspiel damit treiben, ob die formelle Heuchelei, die mit solchem Zwang großgezogen wird, einer loyalen christlichen oder sonstigen Nächstenliebe und Gerechtigkeit würdig ist? Sie werden mir gewiß mit nein antworten und mir recht geben, wenn ich eine Eidformel ablehne oder korrigiere, die meinem Glauben zuwiderläuft. Wollte man konsequent sein, so sollte man alle ‚Andersgläubigen‘ oder alle Freidenker aus dem Lande verbannen oder wenigstens als out-laws (außerhalb des Gesetzes stehend) erklären. Wenn nicht, so muß man den religiösen Eid für fakultativ erklären und ihn für die Leute, die nicht den Glauben der offiziellen Kirche teilen, durch eine religiös völlig neutrale Formel ersetzen."

Eine Erfahrung, die der Rentner Wilhelm Schellenberg in einer Versammlung in Wiesbaden kürzlich erzählte, beleuchtet dieselbe Not:

Er glaube nicht an einen persönlichen Gott; er sei daher mit sich zu Rate gegangen, ob er es vor seinem Gewissen wohl rechtfertigen könne, den den Geschworenen abzunehmenden Eid, dessen Schlußformel lautet: so wahr mir Gott helfe, zu leisten. Er sei endlich zur Verneinung der Frage gekommen und habe sich auch alsbald zum Staatsanwalt begeben, um diesem seine Bedenken vorzubringen. Dort sei er recht freundlich empfangen worden, ebenso bei dem Präsidenten des Schwurgerichts, dem er dann zugeführt worden sei. Man habe ihm gesagt, daß es ja auch unter den Richtern Leute gebe, die seinen Standpunkt teilten, und der Erfolg dieser Besprechung sei der gewesen, daß er, ohne direkt einen derartigen Antrag gestellt zu haben, von seinem Geschworenen-Amte dispensiert worden sei.

Doch auch nur ein Notbehelf, keine Abhilfe. Nur das Gesetz der Trägheit und die unsägliche Langsamkeit unserer gesetzgebenden Faktoren läßt Zustände fortdauern, die von allen, die sich auch nur ernstlich mit ihnen beschäftigt haben, innerlich längst überwunden sind.

* * *

Es ist schon viel gewonnen, wenn man die Dinge erkennt. Und deshalb ist die Aufklärungsarbeit allemal die wichtigste, weil grundlegende. Wer sich ihr widmet, muß freilich auf schnelle Erfolge verzichten, die Mitwelt flicht ihm selten Kränze. Dafür hat er aber das erhebende und anfeuernde Bewußtsein des endlichen Erfolges: es wird nicht heute und auch nicht morgen, aber es wird! Von keinem Zukunftsstaat haben wir das Heil zu erwarten. Es gibt keinen gröberen Volksbetrug, als die Vorspiegelung, daß durch irgend eine Staatsform die Wohlfahrt der Völker mit einem Ruck auf eine noch nie dagewesene Stufe gehoben werden könnte. Erst müssen wir besser werden — im weitesten ethischen und intellektuellen Sinne —, damit der bessere Staat werden kann.

Die größte Schwierigkeit liegt in uns selbst. Schwer ist's, die eigenen Fehler und Versäumnisse zu erkennen, noch schwerer, sie einzugestehen. Und doch ist es die unerläßliche Bedingung jeden Fortschrittes und Erfolges. Erst als Preußen unter der Franzosenfuchtel seine Fehler erkannt und abgestellt, ja einen ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen hatte, erst da konnte es das Joch abschütteln und den Gipfel seiner Macht erklimmen. Und welches Geschrei hätten alle wackeren altpreußischen Patrioten erhoben, wenn ihnen vor dem so eindringlichen Geschichtsunterricht durch Napoleon zugemutet worden wäre, die Steinschen Reformen durchzuführen. Und sie waren doch die einzige Rettung!

Betrachtungen dieser Art löste ein in Jena gehaltener Vortrag des früheren preußischen Handelsministers Freiherrn v. Berlepsch in mir aus. Seine Ausführungen werden ja lange nicht allen gefallen: „Es lebt nicht mehr als ein Drittel der gewerblichen Arbeiter in befriedigenden Auskommensverhältnissen; die Hälfte kann zur Not auskommen, ist jedoch durch Krankheit und Arbeitslosigkeit äußerst gefährdet; der übrige Teil lebt unter Verhältnissen, die als völlig ungenügend anzusehen, für den Unterhalt einer Familie zur kräftigen Ernährung und hinreichenden Wohnung unzulänglich sind. Die Arbeitszeit ist auch nicht als befriedigend anzusehen, weder für Männer, noch für Frauen, jugendliche Arbeiter oder Kinder. Die rechtliche Lage der gewerblichen Lohnarbeiter hinsichtlich des Koalitionsrechts, der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, der Handhabung der einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen durch die Gerichte und Verwaltungsbehörden ist gleichfalls unbefriedigend. Die Teilnahme der gewerblichen Lohnarbeiter an öffentlich-rechtlichen Einrichtungen, an der Gesetzgebung und Verwaltung, an der Interessenvertretung für die Berufsstände steht teils überall, teils in großen Teilen des Reiches hinter den anderen Klassen der Bevölkerung zurück. Daher muß die Frage,

ob die Lage der Gruppe der Lohnarbeiter, ihre Stellung in der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung den Ansprüchen genügt, welche Gerechtigkeit und Billigkeit in der Gegenwart in einem kulturell so hoch entwickelten Staatswesen, wie das Deutsche Reich ist, ihr zuweisen müßte, *verneint* werden. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wenn das Evangelium des großen Propheten des Sozialismus, Karl Marx, in die Köpfe und Herzen der großen Masse der gewerblichen Lohnarbeiter Eingang gefunden und sie jedes Interesse an der Aufrechterhaltung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung verloren hat. Darin aber besteht die große Gefahr. Die *Schuld*, daß es so weit gekommen ist, liegt in der Hauptsache *an den bürgerlichen Parteien und an der Regierung.* Die bürgerlichen Parteien haben den Bedürfnissen der aufsteigenden Arbeiterklasse *kein Verständnis entgegengebracht*, und die Regierung hat durch *verfehlte* Maßnahmen, wie das Sozialistengesetz, die Wasser nicht beseitigt, sondern nur gestaut. Bismarck hat das Arbeiterproblem wohl erkannt, in seinen positiven Maßnahmen ist er aber über die Arbeiterversicherungsgesetze nicht hinausgekommen. Heute steht der Staat vor einem außerordentlich schweren Dilemma. *Ohne* daß die Arbeiter in der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung *als vollberechtigte Bürger* angesehen und behandelt werden, wird es *nicht möglich* sein, dem Vaterlande *den inneren Frieden zu erhalten.*" Die Regierung, wie die gebildeten und die besitzenden Klassen müßten sich ständig vor Augen halten, daß nichts bedenklicher ist für die ruhige Fortentwicklung des Staatswesens und der Zivilisation, als wenn sie *versäumen*, die Überlieferungen der Vergangenheit rechtzeitig mit den *Bedürfnissen der Gegenwart* in Einklang zu bringen. „Ihr könnt das sozialistische Ideal, welches sich der Arbeiter bemächtigt hat, nicht zerstören, wenn Ihr ihnen nicht ein *anderes* gebt!"

Nun werden gewiß manche sagen, mit solchen „Zugeständnissen" komme man nur der Sozialdemokratie entgegen. Die so urteilen, bedenken nicht, daß sie sich desselben Fehlers schuldig machen, den Frhr. v. Berlepsch den bürgerlichen Parteien und der Regierung von damals mit Recht vorhält, und der als solcher heute wohl auch ziemlich allgemein anerkannt wird. Denn es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß rechtzeitiges sozialreformatorisches Eingreifen ein Anschwellen der Partei bis zu drei Millionen Wahlstimmen ausgeschlossen hätte. Der verhängnisvolle Fehler wird ja schon dadurch zur Evidenz erwiesen, daß man *später* unter dem Drucke dieser Bewegung sich *doch* zu den sozialen Reformen entschließen *mußte*, die man *freiwillig* mit mehr Erfolg und mehr Aussicht auf die jetzt so überaus schmerzlich vermißte „Dankbarkeit" ins Werk hätte setzen können und sollen.

* * *

Inzwischen blamieren sich die neuen Männer und — Frauen der Partei, so gut sie können. Ketzergerichte und kein Ende. So wird kein

Verbrecher von der Polizei auf Waffen oder gefährliche Werkzeuge „abgesucht", wie der „Genosse" nach nicht ganz reiner „Parteiwäsche" durch den „Genossen". Das Berliner Droschkenreglement mit seinen — ich glaube 72? — Paragraphen ist ein Muster von Einfachheit und freiem Gewährenlassen gegen die Glaubenssätze im Parteikatechismus des vereideten Genossen. Sogar sein privater Verkehr unterliegt dem parteipolizeilichen Reglement.

Auch der Redaktion des „Vorwärts" ist der neue Kurs nur zu deutlich anzumerken. Solche nicht nur nationalen, sondern auch rein menschlichen Entblößungen, wie sie der „Vorwärts" mit seinen unerhörten Verleumdungen des baltischen Deutschtums sich geleistet hat und fort und fort noch leistet, wären unter der Leitung der so schmählich Hinausgeworfenen und zu Kreuze Gekrochenen immerhin kaum möglich gewesen. Hatte doch das „Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands" nichts Geringeres in die Welt gesetzt, als die — dem Verfasser jedenfalls bewußte — öffentliche Verleumdung, die baltisch-deutschen Gutsbesitzer hätten ihre eingeäscherten Häuser selbst in Brand gesteckt, „um dadurch aus den Kassen der Versicherungsgesellschaften große Summen zu erhalten und alles auf die Revolutionäre wälzen zu können!" Die Einäscherung „einiger Güter" — es sind in Wirklichkeit 243! — sei die Tat „einzelner gepeinigter" oder „böswilliger Individuen" gewesen, „mit denen die Revolution und das Volk im allgemeinen nichts zu schaffen hat." Demgegenüber wird in der „Tägl. Rundschau" ruhig, wie es solchen pöbelhaften Anwürfen gebührt, festgestellt, „daß die baltischen Deutschen niemand peinigen konnten, weil weder Recht noch physische Macht sie hierzu in den Stand gesetzt hätte. Die 243 Güter sind aber nicht durch einzelne Bösewichte heimlich angezündet — dagegen hätte man sich meist schützen können — sondern von großen Volkshaufen nach Vertreibung der Gutsbesitzer gewaltsam niedergebrannt worden. Diese gewaltsamen Einäscherungen haben stattgefunden, bevor irgendwelche militärische Strafexpedition stattfand. Die Gutsgebäude sind oft gar nicht versichert gewesen. Waren die Gutsgebäude aber auch versichert, so konnte auf eine Entschädigungszahlung nicht gerechnet werden, da die Versicherungsgesellschaft der Gutsbesitzer auf Gegenseitigkeit beruht, die Mittel zur Entschädigung von Massenbrandstiftungen entweder nicht besaß oder von den Gutsbesitzern selbst hätte aufbringen müssen. Die anderen russischen Versicherungsaktiengesellschaften aber sind statutenmäßig zur Entschädigung in Revolutionszeiten nicht verpflichtet. Wenn der ‚Vorwärts' seine Leser zu überzeugen versucht, daß die Gutsbesitzer ihr Eigentum selbst zerstört haben, um dadurch gegen die Revolutionäre aufzureizen, so könnte man mit dem gleichen Rechte behaupten, die an den deutschen Gutsbesitzern, Pfarrern, Ärzten, Gewerbetreibenden usw. ausgeführten Mordtaten seien Selbstmorde gewesen."

So beschaffen ist also die „Wahrheit" des „Vorwärts" über die baltische Revolution. Sie hat sich selbst gezeichnet.

Wie die Dinge in Wirklichkeit lagen und liegen, schildert anschaulich und wahrheitgemäß ein Artikel der „Zukunft“, der die ganze lettische Revolution sehr glücklich als „lettische Psychose“ zusammenfaßt.

„Bewaffnete Haufen lettischer Proletarier fahren aus der Stadt aufs Land hinaus, reißen die Prediger vor den Augen der Gemeinde von der Kanzel und hausen überall als Räuber und Meuchelmörder. Die staatlichen Gewalthaber sehen tatlos zu, vielleicht weil sie machtlos, vielleicht weil sie zufrieden sind, der Volksleidenschaft ein Ventil geöffnet zu sehen und selbst in Ruhe wohnen zu können. Oben Untätigkeit und schweigende Duldung, unten das Gefühl innerer Mitschuld, das täglich erneuerte böse Beispiel und der Blutdunst, der die Hirne umnebelt: ist's da ein Wunder, daß die Zahl der Verbrechen wächst und der Höllenwirbel immer weitere Kreise zieht? Gewiß nicht. Aber auch die Furcht ruft noch zu den Waffen. Der Deutsche, so heult's durch alle Gassen, macht sich bei nächtlicher Weile auf, rottet sich zu schwarzen Haufen und mäht unser Volk, wie zur Erntezeit der Schnitter die Garben! Ist's noch nicht genug? Noch immer nicht genug der Schmach deutscher Herrschaft? Das Volk steht auf. Der große Tag ist endlich angebrochen! Nieder mit allen Zeichen unserer uralten Schande! Nieder! Vieh und Pferde der Gutsbesitzer werden erschossen, ihr Hausrat wird zerschlagen, die Gutshäuser werden niedergebrannt, auch die Wirtschaftsgebäude und Knechtswohnungen, denn es gibt keine Knechte und keine Gutswirtschaft mehr: das lettische Volk hat sein Eigentum zurückerobert. Staunend blickt das Volk um sich und sieht den Traum zur Wirklichkeit geworden. Flammen überall, Flammen und Rauch; und die deutschen Herren fliehen mit Weib und Kind, ohne Habe, ohne Zehrpfennig sogar, wie sie gehen und stehen. Einzelne Deutsche werden auf der Flucht gegriffen: und das Volk führt sie im Triumph mit sich, spielt mit ihnen, verurteilt sie heute und begnadigt sie morgen, nimmt die Begnadigung zurück und verurteilt sie abermals zum Tod. Das kann es; denn der deutsche Herr ist jetzt ja ein willenloses Spielzeug in der Hand des mächtigen, souveränen Volkes. Manche Gefangene werden erschossen, andere entlassen und aus dem Lande verbannt. Die alten Gemeindeverwaltungen werden aufgelöst und durch Exekutivkomitees ersetzt; in allen Gemeinden wird geschwind die lettische Republik proklamiert; sechstausend lettische Bauern brechen ins litauische Gebiet ein, um den Teil Litauens, der in alten Zeiten von Letten bewohnt war, der neuen Republik einzuverleiben. Wer nicht fliehen will, wird niedergemacht; auf dem Boden, der einst Letten gehörte, soll kein Fremder mehr hausen. Wir sind das große, das auserwählte Volk und haben das Recht, den lange ersehnten Triumph in heißem Rausch bis auf die Neige zu schlürfen. Noch einmal will ich die ‚Arbeiterlieder‘ zitieren: ‚Sieh, wie wächst mit jedem Augenblick die Schar der Freiheitkämpfer! In ihren Augen blitzt das heilige Feuer, in ihren Händen liegt das Gewicht der Welt! Dies ist die Donnerstimme, die zu uns spricht: Keine Herren sind mehr, weder hohe noch niedrige! Dieser Sturmwind

wird die Sklavennacht enden, wird mit Donnergebraus allen Sklaven die Kette lösen!'

„Ganz so ist es nicht gekommen. Als das Land in hellen Flammen stand, bequemten die Petersburger Machthaber sich endlich, uns Hilfe zu senden. Lange genug hatten sie gezögert. Und was hatten wir inzwischen erlebt! Selbst von Schwarzsehern war eine so jähe Entwicklung der Psychose nicht für möglich gehalten worden. Wie Hunnenhorden zogen die Bauern durchs Land. Hunderte von Gutshäusern wurden verbrannt, die Felder verwüstet, der Viehstand und alle mobile Habe vernichtet. Nicht Raubgier setzte die Scharen in Bewegung, sondern blinde Lust an der Zerstörung. In Allasch, dicht bei Riga, wurden Bilder von Lenbach und anderen Meistern von den Wänden gerissen, zu Stößen geschichtet, mit Petroleum begossen und in Brand gesteckt. Und dieser Vorgang blieb nicht etwa vereinzelt. Überall raste die Wut, bis alles ihrer Pranke Erreichbare in Trümmern lag. Von allen Seiten strömten und schlichen vernichtete Existenzen in die Städte: Gutsbesitzer, Beamte, Pastoren, Lehrer. Menschen, die in kurzen Stunden alles Ererbte und in mühsamer Lebensarbeit Erworbene verloren hatten. Von ihnen erfuhren wir erst die Einzelheiten dessen, was draußen geschehen war. Man hatte die Gesetze aufgehoben, die Beamten weggejagt, die Behörden zum Kinderspott gemacht. Kein Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes galt mehr; keiner. Hebammen und Prostituierte saßen im Gemeinderat. Ein Haufe kleiner, voneinander unabhängiger Republiken war ringsum entstanden, Recht und Gesetz der Verachtung, dem Hohn preisgegeben, von gewissenhafter Arbeit, von Treue, Pflicht und Glauben nicht mehr die Rede. Männer, denen die Rottenführer eben erst feierlich Leben und Freiheit zugesichert hatten, wurden wenige Minuten danach aus dem Hinterhalt niedergeschossen. Das zu dieser Greuelwirtschaft nötige Geld wurde erpreßt, geraubt, zum großen Teil auch von ausländischen Verbündeten den Revolutionären geliefert. Der schwärzeste Tag in dieser dunklen Zeit war der, wo wir vernahmen, daß der Kriegsschatz, mit dem der Vandalenfeldzug gegen uns geführt wurde, aus den Ersparnissen deutscher Menschen stamme. Die lettischen Mordbrenner rühmten sich selbst ja laut, die deutsche Sozialdemokratie habe ihnen Hunderttausende zur Verfügung gestellt; und alle Erkundigungen bestätigten die Tatsache, daß wirklich große Summen aus Deutschland ins Lager der Aufständischen geflossen waren. Mancher von uns hatte vorher seine Sympathie mit den mutigen Versuchen einer sozialen Hebung und Befreiung der Massen nicht ängstlich verborgen. Nun wurden die Spargroschen deutscher Arbeiter bewilligt und benutzt, um uns, die Pioniere deutscher Kultur in Feindesland, zu vernichten. Können im Vaterland unseres Stammes die Führer der Bewegung das verantworten? Haben die Männer, deren Interesse sie doch vertreten wollen, sich die Pfennige vom Mund abgedarbt, damit im Osten hier deutsche

Landwirte, Lehrer, Pfarrer heimlos ins Elend hinabsinken? Und glauben sie wirklich, den ‚Zarismus‘ dadurch zu schwächen, daß sie dem deutschen Element in den Ostseeprovinzen die Lebenskraft lähmen und den Größenwahn der Letten nähren? Um mit diesem Gewimmel böser Narren fertig zu werden, ist auch heute noch Nikolai Alexandrowitsch stark genug.

„Das hat sich deutlich gezeigt: als, nach allzu langem Zaudern, aus Petersburg der Befehl gekommen war, Leben und Eigentum der Deutschen zu schützen, war die Wildheit des Aufruhrs bald gebrochen. Uns hätte man übrigens vielleicht noch länger unserem Schicksal überlassen; die selbstherrlichen Republiken aber, die lettische und die estnische Anarchie, konnte man nicht ruhig dulden. Sollen wir nun getröstet aufatmen? Können wirs? Ich will gar nicht von dem furchtbaren Elend reden, dessen Schauplatz unser unglückliches Land seit Monden geworden ist. Nicht davon, daß noch jetzt Räuberbanden bis an die Stadtmauern streifen, niemand seines Lebens für den nächsten Morgen sicher ist und aus den glimmenden Funken über Nacht ein neuer Brand aufflackern kann. Auch bei den Lügen will ich mich nicht aufhalten, die leider sogar bis in deutsche Blätter den Weg gefunden haben und so alberne Märchen verbreiten wie das, die ‚deutschen Barone‘ seien Leuteschinder gewesen und hätten selbst ihre Gutshöfe angezündet. Wir kennen die Schächer, die solche Gerüchte ins Ausland schmuggeln (das jüdische Element war auch hier an der Organisation des Aufstandes stark beteiligt), und wissen, was wir von ihnen zu erwarten haben. Seit Monaten weiß jeder von uns, daß er sich nur auf seine Waffe verlassen darf, hat jeder, sobald er das Haus verläßt, die Hand am Revolver, fühlt jeder, daß ihm beim Aufgang der neuen Sonne beschieden sein kann, als ein Opfer blind wütenden Deutschenhasses sein Blut zu lassen. Nicht vor dem Tod zittern wir. Wie aber sollen wir, auf die auch so viele Russen mit scheelem Blick sehen, unter einem Volk weiterleben, das uns diesen Anblick geboten hat? Wie soll, selbst wenn das Land äußerlich wieder zur Ruhe kommt, zwischen Deutschen und Letten je wieder ein erträgliches Verhältnis entstehen? Können wir, können unsere Söhne vergessen, was den Deutschen hier angetan wird, die sich redlich bemüht hatten, Ordnung zu schaffen und den Wirtschaftsertrag des Landes zu heben? Dieses Fragezeichen quält uns mehr als alle Nöte der Stunde. Wir wollen uns nicht mit Scheinheiligkeit putzen. Wie überall, sind auch hier in der Behandlung der Landproletarier Fehler gemacht worden. Sicher nicht mehr als in der deutschen Heimat; die Behauptung, die lettischen Barone seien Blutsauger und grausame Bedrücker, ist, wie jeder Kenner des Landes und seiner Menschen weiß, töricht erfunden. Die weit überwiegende Mehrheit unserer Leute wurde so bezahlt, genährt und behandelt, daß sie es dabei gut aushalten konnte. Redlich haben wir uns bemüht, sie zu kultivieren. (Nicht, wie in Petersburg gelogen wird, zu germanisieren. Das wäre auch gar nicht möglich gewesen.) Hatten die Zaren nicht feierlich gelobt, die Selbständigkeit Livlands für ewige Zeit zu achten, den Gerichten das deutsche Recht,

Kirchen und Schulen die evangelische Religion zu erhalten? Haben unsere Väter sich gesträubt, als die Leibeigenschaft aufgehoben, der Bauer zum Hofbesitzer wurde? An eine Germanisierung ward nie gedacht; davor warnte schon die Furcht, die deutsche Herrschaft zu gefährden. Deshalb hielt man die Letten und Esten den neuen Volksschulen fern. Nur offen bekämpft, nur verächtlich gemacht sollte das Deutschtum nicht werden, das in Jahrhunderten mühvoller Kulturarbeit diesen Boden erobert hat. Doch da kam zuerst das russische Gesetzbuch, dann die russische Amtssprache und endlich die griechisch-orthodoxe Religion. Die Panslawisten jubelten, als die Zahl der Konvertiten so gewaltig anschwoll; noch lauter, als sie schon unter Alexander dem Zweiten durchgesetzt hatten, daß die Sonderrechte der Ostseeprovinzen nicht mehr anerkannt wurden. Da fing es an, das falsche Spiel! Die Letten und Esten wurden gegen die Deutschen gehetzt, Manassein rief den Schwarm russischer Beamten und Popen ins Land, der Bau griechischer Kirchen wurde patronisiert, das Vermögen der lutherischen Landeskirche unter russische Verwaltung gestellt, und unsere Konsistorien mußten den Weisungen des Heiligen Synods gehorchen. Machtlos sah die Ritterschaft dem Treiben zu. Und mancher von uns gab unter vier Augen den Russen noch recht. Mancher sprach seufzend: Sie handeln, wie sie müssen; ihr Cäsaropapismus kann sich nicht halten, wenn er nicht in seinem Bereich alles russifiziert. Die Kurzsicht solcher Auffassung hat sich jetzt nur allzu deutlich gezeigt. Die zarische Politik hat auch hier für die Revolution gearbeitet. Wenn die deutsche Kulturarbeit still und emsig fortgewährt und, ohne von der Regierung brutal gestört zu werden, die Massen zu vernünftiger Erkenntnis realer Kraftverhältnisse erzogen hätte, dann wären die wüsten Greuel der letzten Zeit unmöglich gewesen. Die Russifizierung hat den Zustand geschaffen, der zur Psychose führte; hat einen Volksstamm, der durch feige Meuchelmorde und barbarische Zerstörungslust bewiesen hat, wie unwürdig er wahrer Freiheit noch ist, in Größenwahn und blinde Raserei getrieben. Wie sollen wir, deren ganze Existenz nun einmal im Baltenland wurzelt, mit diesen Menschen fortan weiterleben? Und die Krisis ist noch nicht überstanden. In heimlich verbreiteten Proklamationen wird die Mordlust gegen die Deutschen gestachelt, und schon kommt wieder die Kunde von Raub und Mord. Auf den Trümmern selbst gönnt man uns keine Ruhe. Was bleibt zu hoffen? Erfahrene Ärzte wissen, daß so schwere Psychosen unheilbar sind."

Und doch heißt es: Arbeiten und nicht verzweifeln.

* * *

Meine stolze, arme baltische Heimat! ... Kindheitserinnerungen süß und weh, Jahrhunderte deutschen Kampfes, deutscher Kultur gleiten dem sinnenden Auge vorüber — —

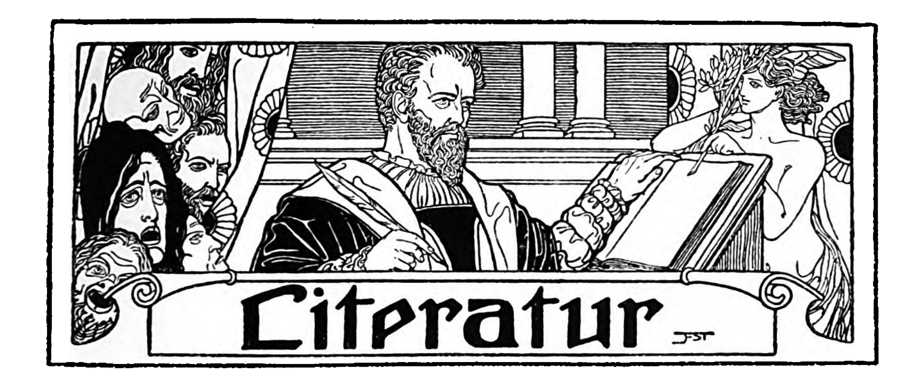
Und da wogt es plötzlich in wildem Chor
Und ballt sich zu Nebelgestalten:

Aus ihren Gräbern steigen empor
Die Väter, die hohen, die alten!
Die Fahne voran mit dem Kreuzesbild,
Die Speere krachen und schwirren,
In der Sonne glänzen Brünne und Schild,
Und die Schwerter blitzen und klirren!

Und es tauchen herauf aus dem Nebeldampf
Die Städte mit Mauern und Zinnen —
Nicht scheuen um heiliges Recht den Kampf
Die wackeren Bürger darinnen!
Und fließen seh' ich den goldenen Wein,
Und Lieder ertönen zum Mahle
In der Gildenstube im trauten Verein,
Und es kreisen die hohen Pokale! — —

... Und ich sinne in weite Fernen hinaus,
Und so heimlich wird mir, so milde —:
Ich sitz' mit den Lieben am Vaterhaus,
Und der Abend sinkt aufs Gefilde.
Tief unter mir seh' ich die silberne Flut
Durch sanfte Ufer sich winden,
Ein Kirchlein glänzt in der Abendglut,
Und es duften so süß die Linden ...





„Hilligenlei" und — ein Ende

Ein Stück Literatur-Psychologie

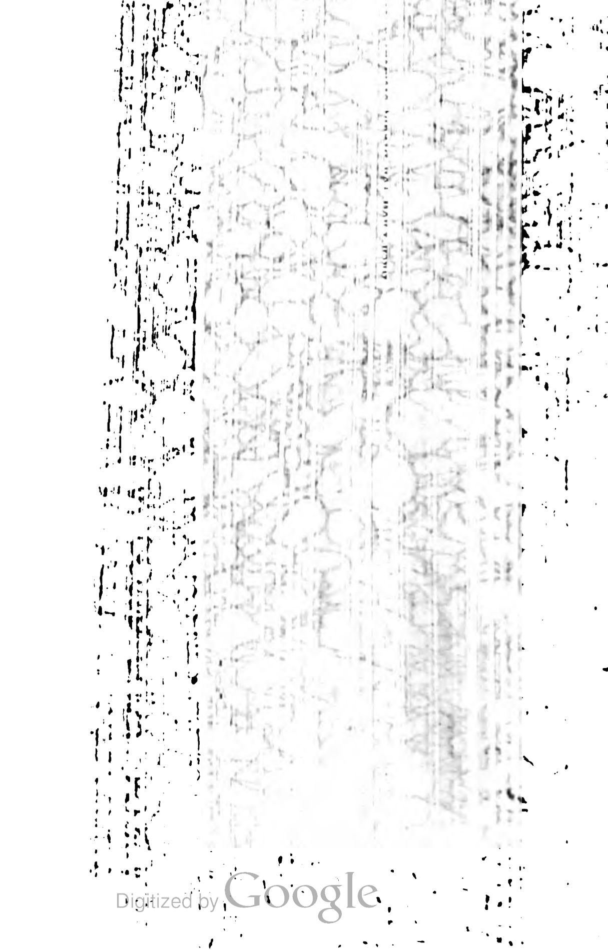
Von

Dr. Karl Storck

Nur ungern ergreife ich jetzt noch das Wort über „Hilligenlei". Es ist ja so viel, viel zu viel über das Buch geschrieben worden. Über das Buch? Eigentlich schon nicht mehr. Viel mehr über den Verfasser, viel mehr über die Fragen selbst, die — leider! — als Kernpunkt des Buches erscheinen, während sie künstlerisch genommen nur Episoden sind.

Auch unsere Leser haben im „Türmer" zwei schroff entgegengesetzte Meinungsäußerungen gelesen. Karl Josts Artikel in der „Offenen Halle" des Märzheftes sagt im Grunde nichts über das Buch, richtet sich mehr persönlich gegen J. Höffner, den Verfasser der Kritik im Januarheft. Jost nimmt bezeichnenderweise nicht etwa den künstlerischen Wert des Buches in Schutz, sondern tritt seinerseits für die Auffassung Christi und des Christentums ein, wie sie Frenssen verkündete. Höffner, der unsern Lesern ja aus vielen feinsinnigen Arbeiten bekannt ist, ging sicher zunächst von ganz künstlerischen Gesichtspunkten aus an die Beurteilung des Werkes, fand aber nachher für seine Weltanschauung in dem Buch einen so scharfen Gegensatz, daß er natürlich hauptsächlich diesen fühlte und nun so gegen das Buch eingenommen wurde, daß ihm auch alles Künstlerische im ungünstigsten Lichte erscheinen mußte.

Es liegt mir nichts ferner, als diesen beiden Mitarbeitern irgend einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie bei der Bewertung des Buches so stark mit ihrer Weltanschauung in den Vordergrund getreten sind. Ich habe immer das l'art pour l'art bekämpft, und der Mensch ist immer wichtiger als der Künstler. Ich fühle auch keineswegs mich nun etwa als so etwas wie erhabenen Schiedsrichter. Es kommt auch hier nur eine dritte Meinung zu zwei bereits vorgetragenen. Ich habe seinerzeit absichtlich nicht sofort hinter Höffners Kritik her meine vielfach abweichende Ansicht vertreten, weil der Aufsatz Höffners in sich völlig geschlossen ist, weil jeder Leser spüren muß: hier spricht eine klare Weltanschauung. Die entgegengesetzte hat nun auch gesprochen. Ich rede nun, weil ich bei der Lektüre des Buches in dieser Hinsicht weniger berührt wurde und von Anfang zu Ende dem Buch gegenüber ruhig künstlerisch eingestimmt



blieb, trotzdem oder genauer weil ich das Handschrift-Kapitel mir nicht zu eigen mache. Wohlverstanden, ich spreche nicht von den in der „Handschrift“ ausgesprochenen Meinungen; das ganze Kapitel an sich wirkte auf mich so als Fremdkörper innerhalb des Buches, daß ich etwa die Empfindung hatte: das Buch enthält zwei verschiedene Werke, die getrennt zu beurteilen sind, trotzdem sie durch einen groben Fehler des Verfassers als ein Werk vor uns treten.

Die Tätigkeit des Literaturkritikers erscheint mir der des reproduzierenden Musikers etwas wesensverwandt. Der Kritiker strebt mit allen seinen dafür besonders geeigneten — in diesem Geeignetsein liegt sein Talent, sein Beruf — Kräften, ein Kunstwerk sich zum Erlebnis zu machen, dadurch, daß er in dieses Kunstwerk tief eindringt. Dann lebt er seinen Eindruck von dem Kunstwerk anderen vor, indem er ein Bekenntnis dieses Erlebens ablegt. Es erscheint in der Regel als Urteil und dessen Begründung. Schon daraus ergibt sich, daß der Kritiker nicht, wie man allzuoft annimmt, hauptsächlich den Schwächen eines Kunstwerks nachspürt, sondern seinen Werten. Es bleibt natürlich ein hohes Verdienst, Falsches entlarvt, Unechtes gestürzt, Wertloses vernichtet zu haben. Das Höhere der wirklich fruchtbaren Kritik bleibt indessen immer die Entdeckung von Werten, das Hinführen zu ihnen. Nur sie vermögen künstlerischen Genuß zu bereiten. Das Verlangen nach diesem Genusse schützt den Kritiker vor blindem Taumel; Schwächen des Kunstwerkes stören oder vernichten den Genuß. Ja, das Gefühl, das Empfinden, das hierbei als entscheidender Faktor in Betracht kommt, ist ein viel feinerer und lebhafterer Gradmesser als der Verstand, der nunmehr hinzutritt, um zu begründen, weshalb der Genuß sich nicht eingestellt hat, der also das Amt übt, das man gemeinhin als Kritik bezeichnet. Mit dem Verstand hat es nämlich in Kunstdingen eine eigene Bewandtnis. Er ist durchaus Diener des Gefühls, leistet Vorzügliches, wenn er ein richtiges Fühlen zu begründen hat, tut aber ebenso ausgedehnten Dienst im Gegenteil. Unlängst brachte eine französische Zeitschrift einen langen Aufsatz, in dem die dichterische Überlegenheit des Operntextes zu Gounods „Margarete“ über Goethes „Faust“ bewiesen war. Der Aufsatz war unleugbar sehr geistreich, zeugte in seiner scharfen Logik von lebhaftem Verstand — und kam zu einem verrückten Ergebnis, weil das Gefühl falsch eingestellt war.

Diese Abschweifung habe ich gemacht, weil nach meiner Meinung Frenssens „Hilligenlei“ gegenüber von vorneherein in weitesten Kreisen das Gefühl falsch eingestellt war. Ganz naiv und vorurteilslos ist dem Buche fast nirgendwo gegenübergetreten worden.

Man wirft ein: In der Tat; das Buch war von vornherein eines schier beispiellosen Erfolges sicher, wie ja auch der Umstand beweist, daß der Verleger dafür ein sonst in Deutschland unerhörtes Honorar ausgeworfen hat.

Gemach! Zweifellos waren die buchhändlerischen Aussichten für den buchhändlerischen Erfolg von Frenssens „Hilligenlei“ die denkbar günstigsten.

Ganz anders dagegen stand es in künstlerischer Hinsicht. Hier war alles eher ungünstig für das Buch.

Ungünstig eingestimmt war zunächst die Kritik. Nach Gedenkfeiertagen eines großen Künstlers pflegt sich immer ein Katzenjammer einzustellen. Selbst nach der Schillerfeier ist er nicht ausgeblieben. Viel gründlicher und berechtigter war dieser Zustand bei der Kritik nach ihrem sinnlosen Verhimmeln des „Jörn Uhl“. Auch die Kritik holt sich gelegentlich einen ge-

hörigen Rausch, und wenn der Wein dann nicht ganz so edel und gehaltreich war, wie man ihn erst einschätzte, stellen sich unangenehme Folgen ein. Auch bei einer solchen Feier der Kritik über ein Kunstwerk ist sehr viel Taumel, sehr viel Mode, oft wohl auch Heuchelei und jedenfalls eine ganze Masse Geschäft. Man muß sich vorstellen, wie derartiges entsteht. Ein neu erschienenes Buch weckt in einem Kritiker so starke Begeisterung, daß dieser alle Hebel in Bewegung setzt, dem Buch Beachtung zu verschaffen. Das ist durchaus edel und des Kritikers Pflicht. Durch diese Kritiken werden in der Regel zunächst vor allem — andere Kritiker auf das Buch aufmerksam. Sie verschaffen sich ein Rezensionsexemplar und schreiben. Nun ist die Lawine im Rollen, bald hat sich das kleinste Winkelblättchen darauf besonnen, daß es auch einen Faden ins große Literaturgewebe einzuschlagen hat, und bringt ein Feuilleton über das Buch. Das alles ist an sich nicht schlimm, wenn das Buch überhaupt einen Wert darstellt. (Bei wertlosen Büchern, wie dem „Tagebuch einer Verlorenen“ stellt sich der Katzenjammer sehr schnell ein.)

Eine solche Einmütigkeit, ein solches Massenaufgebot der Kritik hat immer Erfolg. Um nur ein Beispiel anzuführen: Es sind infolge der zahllosen Jubiläumsartikel zu Raabes 70. Geburtstag mehr Bände Raabescher Werke verkauft worden als während der vorangehenden vierzig Jahre, in denen Raabe schriftstellerisch tätig gewesen war. In all dieser Zeit war Raabe sehr oft hoch gewertet worden, aber immer nur von vereinzelten Stimmen. Es bedarf zum Erfolg eben des Massenchors der Kritik. Dieser stellt sich ein an Gedenktagen oder einer Neuerscheinung gegenüber. Das letztere ist zu beachten. Beim „Jörn Uhl“ erstand ein zuvor in Deutschland unerhörter Bucherfolg. Es würde zu weit führen, gehört auch nicht hierher, die Ursachen für diese Erscheinung zu untersuchen. Die Tatsache, daß ähnliche Erfolge sich auch bei „Götz Krafft“, beim „Tagebuch einer Verlorenen“ und, wenn auch in geringerem Maße, bei „Peter Camenzind“, „Briefe, die ihn nicht erreichten“ usw. einstellten, beweist, daß die Ursachen für den Erfolg nicht im Buch, sondern fast ausschließlich in äußeren Umständen (Zeitstimmung, Buchhandel usw.) liegen. Ich hebe diese unwiderlegliche Tatsache hervor, weil man vielfach nachher den Massenerfolg, der immer etwas Unfeines und Unangenehmes hat, aus unfeinen oder sensationellen Eigenschaften des Buches zu erklären sucht. Das geschah ja auch dem „Jörn Uhl“ gegenüber.

Doch damit stehen wir bereits im 2. Akt dieses Dramas eines Buches und Schriftstellers.

Auch in diesem Akte ist der Hauptspieler die Kritik; der Verfasser des Buches aber wird aus dem gefeierten Helden zum literatur-psychologischen Problem. Die Kritikertruppe nämlich, die jetzt ins Feld tritt, sieht vor allem die Tatsache des Erfolges an und — macht das Buch für diesen Erfolg verantwortlich. Man muß sich schon so ausdrücken. Das Buch wird jetzt geradezu zum Angeklagten. Wie kann sich dieses Werk erlauben, einen solchen Erfolg zu haben? Und nun weist man nach, daß das Buch überschätzt worden sei. Das ist in der Tat der Fall gewesen und somit doppelt leicht. Dann betont man alle auffindbaren Schwächen. Dann weist man auf geistesverwandte Werke hin, die wertvoller seien, es vielleicht auch sind mit der Frage: warum haben diese Bücher nicht diesen Erfolg? (Bei Frenssen wurde besonders auf Raabe, auch Storm verwiesen.) Schließlich kommt man wohl dahin, daß man geradezu in den Mängeln, in den Schwächen des Buches die Ursachen dafür

sieht, daß es einen so großen Erfolg gehabt. (Die misera plebs hatte natürlich den schlechten Geschmack.) Es hat Leute gegeben, die beim „Jörn Uhl“ auf die freie Auffassung in geschlechtlichen Dingen als eine Erfolgsursache hinwiesen. Dann bleibt nur noch der letzte Schritt, daß man aus Erfolgs u r s a c h e n Erfolgs m i t t e l macht, d. h. daß man sagt, der Verfasser hat mit den und den Mitteln auf die Sensationssucht, die Lüsternheit usw. des Publikums (man sagt jetzt „Pöbel“) spekuliert.

So hat sich von Schritt zu Schritt alles gewandelt. Es könnte das nicht so leicht geschehen, diese Gruppe B der Kritik würde nun nicht so sehr das Übergewicht erhalten, wenn nicht die Gruppe A, wenn nicht das liebe Publikum — Katzenjammer hätte. Die ursprünglich so begeisterten Kritiker müssen zugeben, daß sie die und die Schwächen übersehen haben; sie müssen zugeben, daß dieser Erfolg in keinem Verhältnis (nicht zum Wert des Buches, sondern) zum Erfolge anderer wertvollerer Bücher stehe. Das Publikum aber ärgert sich, daß es so dumm war, sich rückhaltlos zu begeistern oder Begeisterung zu heucheln, wo das Gegenteil viel „moderner“ gewesen wäre.

Das ist der etwas drastisch dargestellte Verlauf derartiger „Fälle“ im literarischen Leben.

Am Ende ist nun die Lage so, daß a l l e W e l t g e s p a n n t ist auf das nächste Buch des gleichen Verfassers. Dieses Buch wird in j e d e m F a l l e so etwas wie eine S e n s a t i o n. Der b u c h h ä n d l e r i s c h e E r f o l g ist also in jedem Falle unbedingt sicher. Aber das darf uns nicht darüber täuschen, daß in Wirklichkeit die Aussichten des Buches auf eine g e r e c h t e , v o r u r t e i l s l o s e W ü r d i g u n g s e h r g e r i n g sind. Das Buch hat fast alles gegen sich. Die Gruppe B der Kritik, die schon das erste Buch verurteilte, wartet natürlich nur darauf zu zeigen: „Seht, jetzt zeigt es sich, wie wenig er kann.“ Die ehedem so begeisterte Gruppe A der Kritik hat in keinem Fall die Freudigkeit wie beim ersten Male. Sie wird sich „Reserve“ auferlegen. Das Publikum endlich steht nun auf der Höhe der kritischen Warte.

In keinem Falle hat das Buch eine u n b e f a n g e n künstlerische Würdigung zu erwarten; immer spielen so und so viele andere Gesichtspunkte mit hinein.

* * *

Wie benahm sich nun Frenssen in dieser unleugbar sehr schweren Lage?

Ich für meine Person habe nie zu den unbedingten Bewunderern des „Jörn Uhl“ gehört; meinem alemannischen Naturell kam diese Art ja nicht gerade sehr entgegen. Und wenn und weil ich mich in den mir zunächst ja auch fremden Raabe zu hoher Liebe hineingelesen habe, fand ich diese Liebe zu Frenssen nicht, da er mir natürlich viel schwächer als Raabe erschien.

Aber vor dem M e n s c h e n Frenssen habe ich die h ö c h s t e A c h t u n g gewonnen aus der Art, wie er sich all diesen Verhältnissen gegenüber verhielt.

Ich erinnere, um einen Maßstab zu haben, an zwei ganz Große: Goethe und Schiller. Nach „Götz“ und „Werther“ konnte Goethe es niemand mehr recht machen, fand er nie die unbefangene Beurteilung, die er suchte. Schiller ging es so, nachdem er mit dem „Don Carlos“ einen anderen Weg betreten als den, auf dem die Jugendwerke entstanden waren. Die Spannung, in die die Dichter zu Kritik und Publikum geraten waren, entlud sich dann in den „X e n i e n“. Nun, nachdem sie sich Luft gemacht, fühlten sie sich frei und machten sich wieder an die Arbeit. Ins erhabene Deutsch der beiden Geistes-

heroen übertragen, lautete das so, daß beide Dichter nach Goethes Worten die Pflicht fühlten, „sich fortan bloß großer und würdiger Kunstwerke zu befleißigen und ihre proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umzuwandeln."

Frenssen ist kein Goethe oder Schiller; er ist überhaupt aus ganz anderem Holze. Er ist eine weiche Natur. Darum hat er das ganze Hin und Her um seine Person und sein Werk natürlich nicht weniger stark empfunden. Frenssen kämpfte nicht, sondern schwieg und arbeitete.

Man beachte und würdige genau und vorurteilslos Frenssens Verhalten nach dem Riesenerfolg seines Buches. Der Mann hat doch dasselbe Recht wie jeder Mensch, der sich noch nicht als unanständig gezeigt hat. Bevor man Vorwürfe gegen ihn richtet, muß man prüfen, ob Tatsachen oder wenigstens der psychologische Untergrund dafür da ist, daß man ihn als unlautern Mann und unehrlichen Künstler behandeln darf. Beides ist nämlich seit dem Erscheinen von „Hilligenlei" sehr oft geschehen.

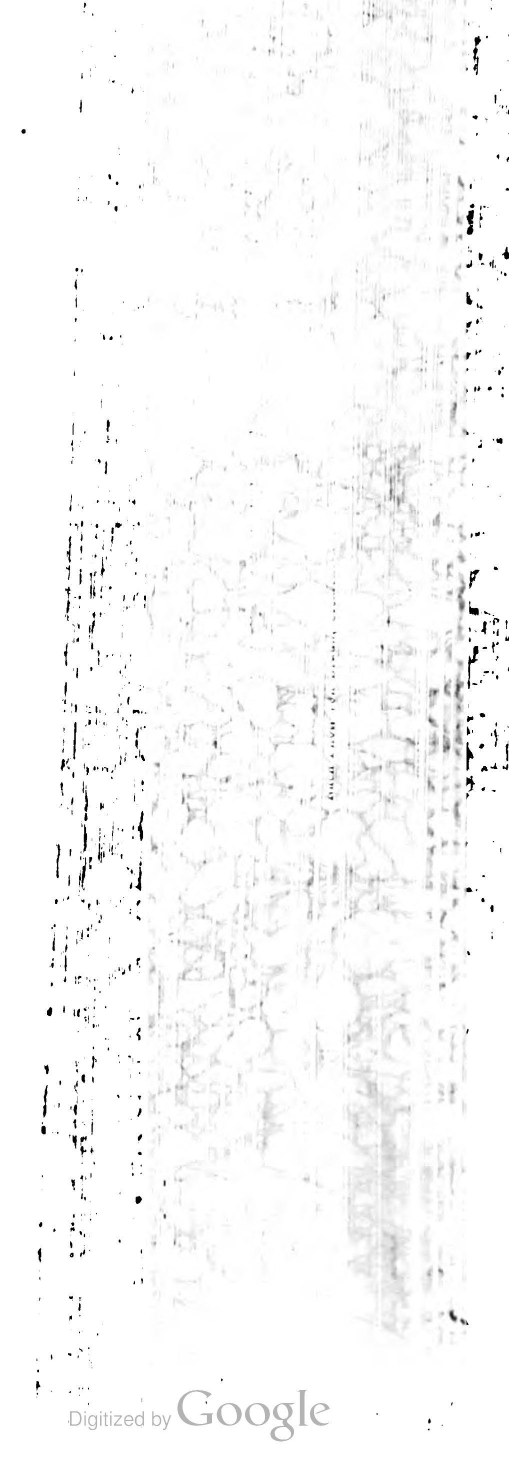
Ich habe zahlreiche Wendungen folgender Art gelesen: „Judas hat seinen Herrn um dreißig Silberlinge verraten, Frenssen hat seinen Glauben um 200 000 Mark verkauft." Also eine Beleidigung so ungeheuerlicher Art, daß sie von Mensch zu Mensch kaum denkbar ist. Einem Schriftsteller macht man sie vor der größten und breitesten Öffentlichkeit.

Die Milderen schoben ihm unter, daß er aus grober Sensationssucht das Handschriftkapitel in den Roman aufgenommen habe. Sensationssucht ist überhaupt der häufigste Vorwurf. Er zieht dabei stark die künstlerische Seite in Betracht. Höffner drückt es noch sehr milde und unpersönlich aus (Januarheft S. 546); er rügt übrigens schon am „Jörn Uhl" „das fatale Haschen nach Aktuellität".

Die dritte Gruppe schwerer Vorwürfe ist zusammenzufassen als Spekulation auf die Lüsternheit.

Wohlverstanden, es ist etwas ganz anderes, ob man sagt: „In dem Buche sind lüsterne Szenen", oder ob man den Vorwurf erhebt: „Der Verfasser spekuliert durch Lüsternheit auf die gemeinen Instinkte der Leserschaft." Im letztern Falle ist der Verfasser ein gemeiner, berechnender Mensch; im ersteren braucht der Verfasser im schlimmsten Falle selber lüsternen Stimmungen zugänglich zu sein. Lüstern ist ja auch ein sehr dehnbarer Begriff. Dem einen Menschen kann etwas als sinnlich (gesund) erscheinen, was dem andern als krankhaft oder lüstern erscheint. Ich kenne Leute, die allen Ernstes Goethes „römische Elegien" oder „das Tagebuch" als lüstern bezeichnen; für mich sind die ersten voll herrlicher, kraftvoll gesunder Sinnlichkeit, und das „Tagebuch" erscheint mir gar als fast bewußt „moralisch" im erzieherischen Sinne. Daß ich trotzdem diese Gedichte nicht in den Händen unreifer Leute wissen möchte, ist klar. Man müßte sich aber klar werden, daß auch in der Kunst, ja in ihr erst recht, Sinnlichkeit ein relativer Begriff ist; daß diese Relativität nicht nur zwischen Kunstwerk und Schöpfer, sondern auch zwischen Kunstwerk und Genießer, ja zwischen Kunstwerk und Ort oder Zeit des Kunstgenusses liegt. Man kann manche herrliche Shakespearestelle unter Umständen vortragen, daß sie als gemeine Zote wirken muß.

Was Frenssen betrifft, so gefällt mir die Art dieser Sinnlichkeit nicht; ich gebe zu, daß sie leicht als lüstern wirken kann, obwohl ich nicht diese Empfindung hatte, sondern eher die einer gewissen weibischen Schwäche. Aber die Hand



lege ich dafür ins Feuer, daß Frenssen selbst diese Stellen nicht als lüstern empfindet, und den Kopf setze ich zum Pfande, daß er auf keinen Fall mit diesen Szenen spekuliert. Ich kenne Frenssen persönlich nicht, habe ihn nie gesehen und kaum einen Menschen gesprochen, der ihn kennt. Aber bei ruhiger Prüfung spricht alles gegen die Annahme. Da bewußte Lüsternheit schon Spekulation ist, wo sie nicht als Charakterisierungsmittel auftritt, geht beides zusammen.

Zunächst frage ich: Warum hätte Frenssen spekulieren sollen? Cui bono? die alte Rechtsfrage steht auch diesem Angeklagten zu. Wenn jemand, so war er nach der Aufnahme des „Jörn Uhl" für sein zweites Buch eines Bombenerfolges sicher. Ein Spekulant hätte sich nach dem ersten Buch gefragt: „Was hast du noch zu tun, um auch dem letzten Widerstreit gegen dich zu entgehen, auf daß du ganz sicher gehst?" Bei dieser Spekulantenfrage wäre Frenssen gleich bei dem Kapitel Sinnlichkeit angelangt. Die wenigen in Frage kommenden Stellen im „Jörn Uhl" sind fast überall zur Sprache gekommen. Viele Kritiker haben Frenssen für diese freie Art, das Geschlechtliche zu behandeln, gelobt. Schon manche von diesen meinten, die Form hätte vorsichtiger sein können. Sehr viele meinten, derartige Szenen machten das Buch als Hauslektüre und für die Hände der Jugend ungeeignet. Endlich gab es manche, die Frenssen dieser Stellen wegen schroff angriffen.

Frenssen mußte es aus alledem klar werden: hier ist eine gefährliche Klippe. Die ganze Art und Anlage seiner Bücher rechnet doch mit den anständigen und gebildeten Kreisen Deutschlands als Leserschaft. Da mußte sich jeder Mensch, der auch nur etwas berechnend ist, sagen: Wenn du auf diesem Gebiete weitergehst, als im „Jörn Uhl", so gefährdest du den Erfolg, vor allem den Absatz deiner künftigen Bücher. Wenn in Deutschland ein Autor als „bedenklich" für heranwachsende Töchter verschrien ist, so ist der Absatz seiner Bücher immer gefährdet. Hintertreppen gibt's auch in den vornehmsten Häusern; aber es sind Leute und Bücher von ganz andrem Schlag, als die Frenssens, die auf Hintertreppen ins Haus kommen.

Spekulation heißt Berechnung. Alle Berechnung mußte Frenssen dahin bringen, in der Behandlung des Geschlechtlichen sehr vorsichtig zu sein, falls er seinen Erfolg nicht verscherzen wollte. Man vergleiche doch nur, wie jene Romanschriftsteller oder Epiker, die Publikumserfolge haben wollen, derartige Dinge behandeln.

Frenssen hat dagegen in „Hilligenlei" der Erotik eine viel größere Rolle zugewiesen als im „Jörn Uhl". Nach meinem Gefühl lag die Veranlassung dazu lediglich im Stoff. Sollte aber doch eine Überlegung dabei mitgewirkt haben, so wäre sie psychologisch von gerade entgegengesetzter Seite her zu erklären. Ich kann mir sehr leicht denken, daß gerade ein Pastor, der einen so starken Einblick in das geschlechtliche Leben — zumal in die Verirrungen — des Volkes gewinnt, zu derselben Überzeugung kommt wie Schopenhauer: „daß es sonderbar und kurzsichtig ist, die wichtigste Frage im menschlichen Leben, die Geschlechtsfrage, so erstaunlich nebensächlich zu behandeln". Frenssens Handwerkszeug, mit dem er wirken muß, ist jetzt noch mehr als früher die Kunst. Die Tatsache, daß unsere Romanliteratur, die im Grunde doch immer den Verkehr der Geschlechter zum Gegenstande hat, gegenüber dem ausgesprochen Sexuellen einen Klapperstorch-Standpunkt hat, wird von den meisten ehrlichen Literatur- und Volksfreunden ebenso beklagt wie von den

Ärzten. Daß der Romandichter, wenn er nun Geschlechtliches behandelt, jedesmal gleichzeitig moralisierender Richter sei, wird kein künstlerisch Empfindender verlangen.

So fasse ich zusammen: Man mag die Art der Behandlung des Sexuellen bei Frenssen ablehnen, dazu hat jeder das Recht. Frenssen für diese Art der Behandlung aber unlautere Motive irgend welcher Weise unterzuschieben, liegt keinerlei Grund vor, und keiner hat das Recht dazu, einen Mann — und sei es auch ein Künstler — als unehrenhaft zu bezeichnen, solange er seine Behauptung nicht beweisen kann.

Kürzer kann ich mich gegen den Vorwurf der Sensationshascherei fassen. Wenn man sagt, daß in Frenssens „Hilligenlei" allerlei Dinge drinstehen, die man nicht vermutet, die streng genommen nicht zur Sache gehören, so ist dieser Vorwurf vollauf berechtigt. Wenn man dagegen sagt: „Frenssen hasche nach Aktuellität", so schließt das den Vorwurf der Sensationssucht ein, d. h. Frenssen bringe die und die Dinge in den Roman nicht aus für ihn innerlich künstlerischen Gründen, nicht in künstlerischer Absicht, sondern weil er sich davon eine Wirkung mehr verspricht. Dieser Vorwurf bleibt mehr innerhalb des künstlerischen Gebietes, wenn er natürlich auch, da Künstler und Mensch nicht zu trennen, auf den Charakter des letzteren ein schlechtes Licht wirft.

Der Vorwurf ist dem verwandt, der dem Dramatiker Effekthascherei, dem Erzähler unkünstlerische Stoffhäufung vorwirft; er ist insofern schlimmer, als in beiden Fällen Effekt und Stoffmenge aus dem einmal erwählten Gebiet hervorwachsen, während Frenssen ganz Fremdes, Unzugehöriges hineinziehe.

Ich will nun keineswegs die einzelnen Episoden und die Einbeziehung des Neuesten an sich verteidigen. Darauf kommt es auch nicht an, sondern darauf, ob Frenssen bewußt unkünstlerisch handelt, ob er sensationssüchtig ist, wenn er so verfährt.

Aber nein! Darin offenbart sich vielmehr Frenssens künstlerische Art am allerdeutlichsten. Man mag diese Art ablehnen, aber man darf dem betreffenden Künstler keinen Vorwurf daraus machen, wenn er nach seiner Art schafft.

Höffner spricht im Eingang seiner Kritik von der „starken Wildheit dieses ursprünglichen Talents", nennt Frenssen einen „künstlerisch undisziplinierten Dilettanten", gesteht ihm aber eine sehr fruchtbare Phantasie zu, die im Hervorbringen von Motiven Hervorragendes leistet, nicht aber im Gestalten. — Ich halte diese Kritik für zutreffend und mache sie mir mit etlichen Tonveränderungen — c'est le ton qui fait la musique — zu eigen. Dilettant z. B. lasse ich nur fürs Handwerkliche gelten; Frenssen ist im Können Dilettant, im Künstlerischen d. i. im Schöpferisch-sein keineswegs. Frenssen ist, um ein Wort Nietzsches aufzugreifen, als Künstler eine durchaus dionysische Natur, ihm fehlt dagegen das Apollinische. Er produziert sehr viel, eigentlich ist immer alles im Fluß; viel schwächer ist schon seine Gestaltungskraft, die nur ruck- und stoßweise zu schaffen vermag, deshalb für Episoden und Nebencharaktere ausreicht, die schneller zu bändigen sind, der weiter Gedehntes dagegen aus den Händen gleitet. Daraus folgt dann, daß ihm alle Kompositionskraft, die Anordnung und Gliederung des Ganzen fehlt. Er hat keine Übersicht über das Riesenmaterial, und da ihn bei seiner stets regen Phantasietätigkeit immer gerade der kleine Ausschnitt, mit dem er sich beschäftigt, voll in Anspruch nimmt, verliert er die Hauptsache aus dem Gesicht, vermag also auch nicht das Kleine

und Nebensächliche den Leitgedanken unterzuordnen. Aus dieser stets regen Phantasie erklärt sich aber auch das Hineinziehen alles dessen, was den Tag bewegt, dieses sogenannte „fatale Haschen nach Aktuellität". Frenssens Phantasie sucht eben alles, was der Tag an ihn heranbringt, sofort zu verarbeiten. Bei der Ungeschlossenheit seines Gestaltens mengt sich jeder neue Eindruck sofort ein und wird mit hineingeknetet.

Es ist keinen Augenblick zweifelhaft, daß hier ein gewaltiger künstlerischer Mangel vorliegt, daß Frenssen, falls es ihm nicht gelingt, sich zu zügeln und in harte Selbstzucht zu nehmen, niemals ein vollendetes Meisterwerk vollbringen wird. Übrigens hat Jean Paul, hat auch Wilhelm Raabe schwer gegen diese Art zu kämpfen gehabt. Als Raabe einmal einsah, daß in dem betreffenden Falle alle Mühe des Eindämmens umsonst sei, nannte er das so entstandene Werk „Stopfkuchen". Er lehnte also jede Forderung nach Komposition bereits im Titel ab und sagte: In dieses Buch habe ich alles hineingestopft, was ich an bunten Lappen und sonstigem wertvollen Kleinzeug erraffen konnte.

So wenig ich nun Frenssens künstlerische Kraft der Raabes oder Jean Pauls gleichstellen möchte, so scheint mir doch sicher, daß Frenssen selber fühlt, wo seine Schwäche liegt, ebenso daß er nach deren Überwindung strebt.

Er würde sicher nicht so die Öffentlichkeit, das persönliche Hinaustreten auf den Markt meiden, wenn er nicht fühlte, daß ihm diese Öffentlichkeit mit ihren Eindrücken gefährlich ist, ihn ablenkt. Das Streben nach Überwindung der Schwäche bezeugt mir das Nacheinander der drei Werke „Sandgräfin", „Die drei Getreuen" und „Jörn Uhl". Alle drei Werke bedeuten den Angriff auf denselben Stoff, der im „Jörn Uhl" dann so weit gemeistert ist, wie Frenssen es damals eben vermochte. Die beiden ersten Werke sind Vorbereitungen des letztgenannten, und zugegeben, daß in den „drei Getreuen" die Stimmungskraft stärker ist als im „Jörn Uhl", so eignet diesem die stärkere Ausarbeitung der Entwicklung eines bedeutenden Menschen. — Wenn nun demgegenüber „Hilligenlei" wieder völlig ungeordnet ist und in der Hinsicht etwa auf der Stufe der „Sandgräfin" steht, so erklärt sich das einfach daraus, daß hier eine völlig neue Stoffwelt sich auftut, mit der Frenssen selber noch schwer ringt.

Doch davon zum Schluß. Zuvor noch einige Worte wegen des religiösen Gehalts von „Hilligenlei". Zunächst wieder das die Person Frenssens Betreffende. Es gehört eine eigene Anlage dazu, einem Manne, der frei und offen ein Bekenntnis ablegt, zu sagen: Du begehst einen Verrat, einen Treubruch. Es gibt hier nur einen Treubruch und der läge darin, daß der Betreffende gegen seine Überzeugung und wider besseres Wissen handelte. Solange man Frenssen das nicht nachweisen kann, hat man sein Bekenntnis als offen und wahrhaftig anzunehmen.

Eine andere Frage ist dieses Bekenntnis selbst. Ich werde mich hüten, hier auf theologisches Gebiet überzugehen. Aber das muß ich sagen: der Wissenschaftler Frenssen, der Religionspsychologe macht mir nur geringen Eindruck.

Auch eine Frage des Taktes ist hier. War es angebracht in einem Roman, von dem Frenssen wußte, daß ihn Hunderttausende lesen würden, eine so wichtige Frage anzuschneiden? Es ist lediglich eine Taktfrage. Denn da Frenssen von der Wahrheit seiner Überzeugung durchdrungen ist, ist es eigentlich natürlich, daß er für seine Ansicht wirkt. Aber nicht jede Umgebung ist für ein Religionsgespräch geeignet; in einen Roman gehört nach meiner Ansicht ein Evangelium nicht hinein.

Endlich bleibt die für eine künstlerische Würdigung wichtigste Frage nach dem künstlerischen Werte dieses Teiles, und zwar an sich, wie innerhalb des Ganzen. In beider Hinsicht empfinde ich diesen Abschnitt, der vom Dichter als Mittel- und Höhepunkt des Ganzen gedacht ist, als das Schwächste. Eine Konkurrenz mit den Evangelien ist ja auch in künstlerischer Hinsicht sehr schwer. Dann aber ist dieser Teil mit dem übrigen durchaus nicht organisch verwachsen. Frenssen fällt völlig aus der Rolle. Er, der sich zuvor sicher nicht mit Kai Jans gleichstellt, schiebt ihn jetzt völlig beiseite, springt aber in seine Kleider und schmuggelt eine eigene wissenschaftliche Arbeit ein, in der der ehemalige Pastor Frenssen auf seine Weise bekennt, weshalb er nicht mehr Pastor ist. Kai Jans wäre, so wie er vor uns steht, niemals zu dieser Ansicht gekommen, jedenfalls fehlt dann der wichtigste Teil in der Schilderung von Kai Jans Entwicklung.

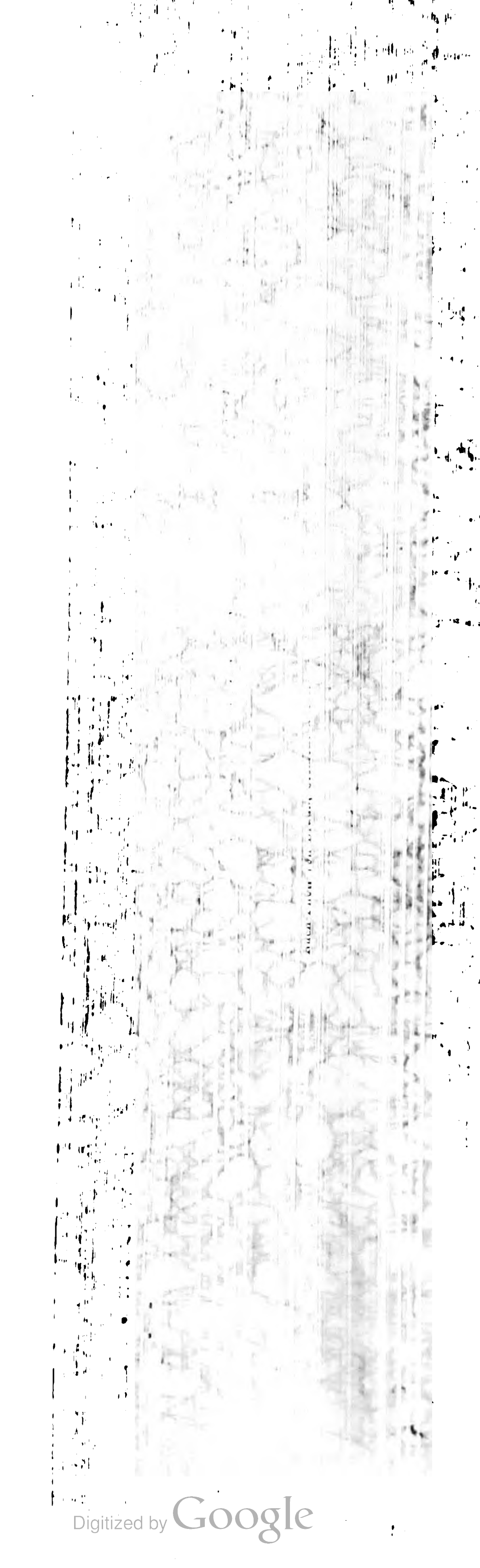
Also: ich achte diese „Handschrift“ als das ehrliche Bekenntnis eines Mannes, der für seine im Grunde lediglich aus Gemütsgründen erfolgte religiöse Wandlung eine verstandesmäßige Begründung beizubringen sucht. Wissenschaftlich erscheint mir diese Begründung schwach künstlerisch ebenso — sie ist halt ein Zwitterding. In den Roman gehört sie auf diese Weise weder psychologisch noch kompositorisch hinein. Sie zerstört am allermeisten das Werk als Ganzes und gehört als Einzelheit künstlerisch zu den schwächsten Teilen des Werkes.

Dennoch nimmt mich die Veröffentlichung an dieser Stelle für Frenssen als Mensch eher ein. Wenn etwas, beweist sie, welch naiver, ganz und gar nicht berechnender Künstler Frenssen ist. Was ich oben über seine künstlerische Art gesagt habe, erfährt hier die beste Bestätigung. Es ist ja natürlich, daß Frenssen von seiner persönlichen religiösen Entwicklung ganz erfüllt war. Diesem Phantasiemenschen vermischt sich nun dieses eigene innere Erleben ganz mit dem der Gestalten, die ihm das äußere Erleben vor Augen führt. Als für Frenssen der Augenblick der höchsten Spannung gekommen ist, da fügt er, wie sonst eine alte Ballade, Anekdote, Naturschilderung — hier eine wissenschaftliche Arbeit ein. Kindlich, wie er ist, sagt er mit entwaffnender Offenheit: Der hier schreibt, der das erlebt, bin ich; na ja, Kai Jans, gewiß, er ist ein Stück von mir; ich habe mir's auch sauer werden lassen und sehr viel studiert (darum führt er die Quellen an).

Wer gegenüber einer solchen künstlerischen und menschlichen Naivität von Spekulation, Sensationssucht oder Unwahrhaftigkeit redet, muß ein schlechter Psychologe sein. —

Auf dieses Plaidoyer für den Menschen Frenssen und die Ehrlichkeit seiner Kunst kam es mir an. Nachdem ich die Schwächen von „Hilligenlei“ zugegeben, könnte man einwerfen, es habe sich wohl eine so lange Auseinandersetzung nicht gelohnt. Aber der Fall Frenssen ist gerade in den Grundzügen des Verhaltens von Kritik und Öffentlichkeit zum Künstler typisch. Im übrigen bekenne ich zum Schluß, daß mir für die Entwicklung des Künstlers Frenssen dieses als Ganzes schwache, in Einzelheiten allerdings prächtige Buch „Hilligenlei“ viel wert- und verheißungsvoller ist, als es ein anderer „Jörn Uhl“ geworden wäre.

Frenssen hat hiermit gezeigt, daß er weiter will und — bei allen Mängeln — daß er weiter kann. Seine ersten Bücher erzählten wieder, was die Welt um ihn dem Dichter zeigte; mit „Hilligenlei“ beginnt er von eigenem inneren Erleben zu künden. Er hat bis zum „Jörn Uhl“ drei Bücher gebraucht; viel-



leicht braucht er drei weitere zu einem „Kai Jans“, einem Buche, das uns die religiöse Entwicklung eines stillen Menschen aus der Einsamkeit des kleinen Lebens durch die Kämpfe des großen Lebens unserer Zeit vorführt. So wenig also „Hilligenlei“ die Erfüllung eines Großen sein mag, so darf man doch darin die Verheißung einer neuen Höhe seines Verfassers erblicken.



Zu Friedrich Halms 100. Geburtstag

Die Öffentlichkeit wird sich kaum viel um diesen Tag (den 2. April) bekümmern. Vielleicht, daß ein größeres Theater eines der an abgelegenen Orten oder auf Vorstadtbühnen immer noch gelegentlich auftauchenden, einst so viel gespielten Dramen Friedrich Halms wieder einmal vor ein anspruchsvolles Publikum stellt. Da wir heute literargeschichtlich so gut geschult sind, wird man sich vorher in einer Literaturgeschichte oder im Konversationslexikon umsehen, und also mit hartem Herzen der übertriebenen Empfindsamkeit und schwülen Sinnlichkeit entgegentreten können, das kalte Berechnen des Effekts aber vornehm ablehnen.

Das ist die strenge Vergeltung, die die Richterin Zeit nirgendwo wuchtiger ausübt, als in der Kunst. Denn hier büßt man nicht nur für begangene Schuld, sondern der Künstler büßt mit für die Schuld, die seine Zeit auf sich lud, wenn sie ihn überschätzte, wenn sie um seinetwillen Größere und Edlere verkannte. Von Hebbel stammt das bittere Epigramm:

„Jedem Heroen stellt sich ein winziger Affe zur Seite,
Der sich die Kränze erschnappt, welche der andre verdient.“

Vielleicht hätte nur einer dieses Wort auf Halm angewendet, und der war verbittert: Grillparzer. Er hat Halm ins Grab hinein den Vorwurf nachgeschickt:

„Du bist mir in allen Beförderungen zuvorgekommen,
Selbst im Tod, den ich für mich in Anspruch genommen.“

Grillparzers Ingrimm denkt in diesem Falle daran, daß Friedrich Halm, d. i. — in diesem Falle verwenden wir besser den wirklichen Namen — Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen die Stellung des Kustos an der Wiener Hofbibliothek erhielt, um die sich Grillparzer beim Kaiser Ferdinand mit dem stolzen Schreiben beworben hatte: „Die Vorzüge und wohl auch die Mängel des Unterzeichneten sind jedem Gebildeten bekannt, so daß er Eure Majestät zu beleidigen glaubte, wenn er erstere hier weitläufig auseinandersetzen wollte.“

Berechtigter, als hier, war Grillparzers Groll auf Halm in künstlerischer Hinsicht. Denn darüber ist kein Zweifel, daß Halms Werke denen Grillparzers den Weg zum Erfolg verlegt haben. Der am 2. April 1806 zu Krakau geborene Freiherr von Münch war ein Ehrenmann, dem es niemals eingefallen ist, gegen einen Mitbewerber um ein Amt zu intrigieren. Die Stellung als Kustos der Hofbibliothek, wie später die als Intendant — auch sie ist ihm viel verübelt worden, weil dadurch Laube verdrängt wurde — errang er eigentlich in ganz regelmäßiger Beamtenlaufbahn, insofern man im Österreich der hier in Frage kommenden Jahrzehnte für derartige Stellungen einen

Juristen aus altem Adel um so lieber einem gewöhnlichen Plebejer vorzog, wenn er wirklich hervorragende künstlerische Fähigkeiten besaß.

Diese aber wird dem Dichter Friedrich Halm niemand abstreiten. In seinen Adern lief echtes Theaterblut; das Gefühl für den Effekt auf der Bühne hatte er noch durch ein genaues Studium der spanischen Dichter geschärft. Außerdem besaß er ein starkes Empfinden für die Situation und hohe Sprachbeherrschung; für diesen an Stahl erinnernden Glanz sorgsam geglätteter Verse waren die mittleren Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts sehr dankbar. Halm ist nun keineswegs auf dem Theater ein gemeiner Erfolghascher gewesen. Seine Auffassung vom Drama bekannte er in dem Satze: „Ich suche die sittliche Weltordnung darzustellen, wie ein Individuum dagegen ankämpft, und weil es sich vermessen darüber stellt, tragisch untergehen muß.“ Die Gesinnung dieser Auffassung bleibt zu loben, auch wenn sich daraus künstlerisch ergibt, daß Halm in seinen Dramen „nie vom Charakter ausgegangen ist, sondern stets von einem Problem, einer Aufgabe“ (Schönbach). Darin liegt zutiefst der Grund dafür, daß wir heute zu Halm kein Verhältnis mehr finden. Die Erfassung der künstlerischen Aufgabe war ihm lediglich Verstandessache; deshalb übernahm er auch so gern fertige Stoffe. Die Phantasie trat erst nachher gestaltend dazu. Daher kommt ferner sein Verhältnis zu den Zeitgedanken, eigentlich zu den Ideen des jungen Deutschlands. Er nahm sie auf und verlegte sie in vergangene Zeiten. So in „Griseldis“ das Recht der Frau gegenüber dem Mann, im „Adept“ den Fluch des Goldes, im „Sohn der Wildnis“ das Recht der Natur, im „Fechter von Ravenna“ die Vaterlandsidee.

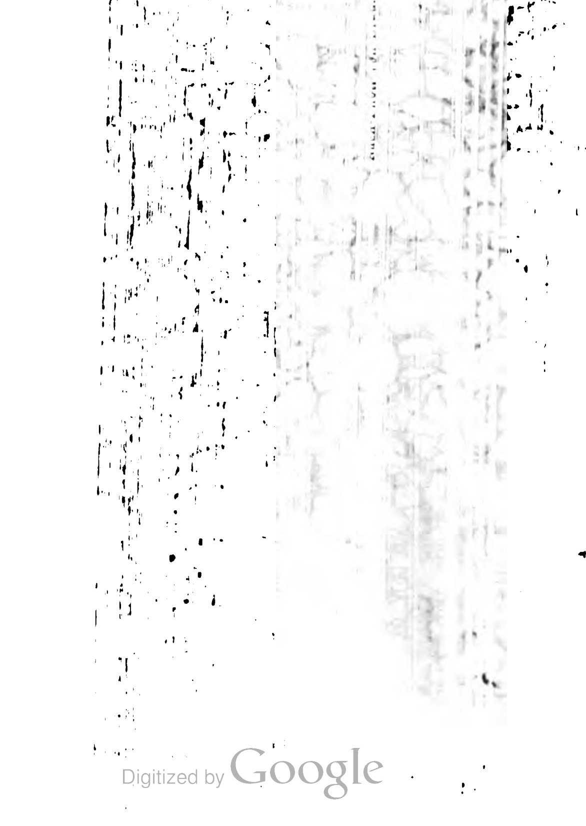
Wessen Schaffen in seinen Ursprüngen so vom Verstand beherrscht ist, der verwendet nachher, wenn er überhaupt Phantasie und Empfinden besitzt, in der Regel zu scharfe Ingredienzien, um den unkünstlerischen Ursprung zu verdecken. So entsteht bei Halm eine „eigentümliche Mischung von Kälte und warmer Sinnlichkeit, von Romantik und einem scharfen, ja bittern Realismus, von ungesunder, weicher, traumseliger Sentimentalität und psychologischem Raffinement, von künstlerischem Feingefühl und grellem Ungeschmack“ (Stern), die wir schlechterdings nicht mehr vertragen.

Das heißt, nur, wenn es sich um „historische Größen“ handelt. Denn in Wirklichkeit tragen auch heute die Halm immer den Sieg über die Grillparzer davon. Für den letztern haben wir allerdings das Gegenstück nicht, für Halm um so mehr, am schärfsten in Sudermann. An ihm gemessen ist Halm bei wohl gleichwertiger Begabung doch viel ernster und voll eines weit künstlerischeren Strebens. Dieses Ergebnis ist, wenn es uns zur Einkehr mahnt, immerhin eine wertvolle Gabe des Gedenktages an einen sonst nicht mehr lebensfähigen und auch nicht lebenswerten Dichter. St.



Wiener Schicksalsdramen

Schicksalsgewebe von sehr verschiedener Art spannen zwei Wiener Dichter. Hugo von Hofmannsthal griff Fäden der antiken Sage auf, Kulturreliquien vergangener Kunst, und trieb mit ihnen nervöse Einbildungsspiele: Artur Schnitzler, wißbegieriger auf die Geheimnisse lebender Seelen, wählte eine bewegte Handlung aus österreichischen Kriegszeiten um die Mitte des



vorigen Jahrhunderts und suchte in nicht ganz gelungenem Bemühn sein künstlerisches Ziel darin, durch äußere Sensationen und Katastrophen hindurch bedeutungsvolle, nachdenkliche Geschicksverknüpfungen und Lebensführungen sichtbar zu machen.

Hofmannsthal geht von Vorstellungen aus und vom Bildnerischen; Schnitzler vom Menschen.

Wieder hat Hofmannsthal, wie in der Elektra, sich einen altgriechischen Stoff genommen und mit den schärfsten Reizen der Einbildungskraft seine Nerven zucken gemacht. Es ist, wenn man in der Hofmannsthalschen, immer krampfiger sich gebärdenden Art sprechen wollte, etwas Vampyrisches in diesem Dichter; er treibt Buhlschaft mit den Schatten alter Sagen, er wühlt sich in sie ein, um seine unfruchtbaren Träume zu beleben.

In dem Elektrastoff waren noch Elemente von zwingender, anteilschaffender Kraft. Das Los dieses Mädchens, das, als Kind durch das Miterleben der Greuel voll Mord und Wollust seelisch vergiftet, nicht leben und nicht sterben kann und eine tragisch-zwitterhafte Existenz führt, wurde in tiefen Ausschöpfungen sichtbar gemacht, und alle jene Phantasiebrünste und aufgestachelten Visionen, an denen Hofmannsthal sich so gern erhitzt, waren hier doch nicht nur Ausschweifung, sondern sie dienten charakterisierend einer geschlossenen, innerlich logisch gebundenen seelischen Handlung.

Diesmal ist das anders. Der Ödipusstoff mit dem Inzestmotiv bleibt unserem Gefühl an sich schon fremd, und der Schicksalsbegriff ist hier nicht, wie in der Elektra, zu einer inneren Dämonie geworden, zu einer Besessenheit, die vom Menschen Besitz ergreift, in sein Blut sich einschleicht, daß er aus Trieb handeln muß, sondern er ist hier mehr eine Art Regie, die äußerliche Situationen herbeiführt und die Geschöpfe an der Leine hierhin und dorthin zieht, daß sie als Puppen Dinge tun, die nicht Handlungen ihres Wesens sind, sondern Launen übernatürlicher Mächte.

Aus der Ödipussage wählte Hofmannsthal die Vorgeschichte. Alles das, was im Sophokleischen Drama allmählich aus der Vergangenheit an dem katastrophischen Enthüllungstage ans Licht kommt, wird hier als Gegenwartshandlung gegeben. Und ihr Träger ist der junge Ödipus, der als Pflegesohn beim König Polybos von Korinth aufgewachsen, aus seiner Unbewußtheit durch die Schmähung, daß er ein Findling sei, aufgestört wird; der vom delphischen Orakel erkenntnissuchend die Antwort erhält, er werde seinen Vater töten und seine Mutter freien; der, entsetzt aus Korinth fliehend, am Kreuzweg einen Mann erschlägt, Lajos den König von Theben, seinen wirklichen Vater; dann die Stadt Theben von der Würgeplage der Sphinx erlöst und zum Lohn die Hand der Königswitwe, der Jocaste — die in Wahrheit seine Mutter ist — und mit ihr die Herrschaft erwirbt — und der so das Orakel erfüllt. Das sind die Konturen, die die Antike dem modernen Dichter lieh. Ihn reizte nun bei ihrer Ausfüllung besonders die Ausmalung ekstatischer Zwischenzustände zwischen Wachen und Wahnsinnsträumen, krampfgeschüttelte Visionen, die Flagellantismen der Phantasie. In seelischen Epilepsien wird dabei gewühlt, Blut und Dunkel werden zu einem rauchenden, schwelenden Chaos gemischt und daraus monströse Gesichte geballt. An die Maßlosigkeiten der Opiumträume wird man erinnert und an korybantische Kulte voll Raserei und Blutrausch.

Im ersten Akt sind diese Mittel noch organisch verwendet, sie dienen dazu, einen traditionell gewordenen Begriff, das antike Orakel, mit starken

Schauern uns ins Bewußtsein zu rufen. Das Orakel wird hier kühn und beschwörungsvoll als seelisches Erlebnis über die Grenzen hinaus dargestellt.

Ödipus erzählt entsetzengeschüttelt von den Wundern der Nacht im Heiligtum zu Delphi; und Hofmannsthal findet für diese „Trance"-Stimmung Worte voll Dumpfheit und Geheimnisklang, voll Aufschrei und voll verzückten Stammelns, und seine Phantasie holt sich aus mythischen Urgründen Vorstellungen, die die Seele mit Schicksalsflügelschlag überschauern; Vorstellungen von einem hellsichtigen Ewigkeitsmoment, in dem ein Wesen aus seiner Bewußtseinssphäre heraus und in einen dröhnenden Einklangsrapport mit Vergangenheiten und Zukünften seines ganzen Geschlechts tritt und im Kreisen seines Blutes die ganze Lebenserbschaft seiner Ahnen wirksam fühlt.

Das zum Ausdruck zu bringen gelang, und daraus kam dann auch ein tragisches Gefühl: man sah einen Jüngling, der eben noch unbewußt gewesen, jäh durch den Anblick eines schlangenknotigen Medusenhaupts erstarren und für immer gezeichnet werden.

Aber die seelischen Ausnahmezustände, die im ersten Akte ebenso wie in der Elektra für die dramatische Ökonomie wichtig und wesentlich waren, werden im weiteren Verlauf, ohne solche dramatische Notwendigkeit, wiederholend gehäuft. Hofmannsthal geißelt und stachelt die Einbildungskraft so, daß er sie schließlich abstumpft. Ein seelisches Überschreien herrscht, die verzerrten Konvulsionen kommen immer wieder und ermüden uns in ihrer süchtigen, brünstigen Gewolltheit unangenehm.

Sie tobt sich vor allem im zweiten Akte aus, und sie dient hier nur ihrem Selbstzweck. Der Akt ist ein Stück für sich und in seiner breiten Ausmalung eines hysterischen Charakters, der in dem dramatischen Gefüge nur eine Nebenrolle zu spielen hat, sehr bezeichnend für den Dichter. Er benutzt hier die Figur des Kreon, des Bruders der Königin Jocaste, um eine Variation des Typus, der ihn oft schon quälerisch beschäftigt, zu geben. Dieser Typus — im Geretteten Venedig hieß er Jaffier und ich charakterisierte ihn damals schon — ist der ohnmächtige, lebens- und tatunfähige Schattenmensch, dessen Energien durch Einbildungen geschwächt sind, der sich an Vorstellungen aufreizt, sich an der Lüge des eigenen Wesens berauscht, ein hochmütiger Schauspieler seiner selbstgeschaffenen Träume, doch erbärmlich und selbstverachtungsvoll im Wachen und vor der Wirklichkeit.

Wie der Dichter die reizbare Schwäche solcher Figuren mit allem Aufgebot der Pathologien spiegelt; wie er Ohnmacht und stärkste Stimulanzen mischt, das hat etwas sehr Nachdenkliches. Für die Psychologie seines Interessenkreises sind diese Stellen sehr aufschlußreich, für dieses Drama aber werden sie nicht fruchtbar.

Die menschliche Anteilnahme bleibt auch in den folgenden Akten, die Ödipus nach Theben führen, ihn die Sphinx überwinden und ihn durch die Hand der Jocaste, orakelerfüllend, König werden lassen, kühl und fern. In einer Szene fühlt man vielleicht nähere Distanz, in der Zwiesprache zwischen der uralten Königsahne Antiope und der Königinwitwe Jokaste. Wie hier in der greisen Königsmutter das Nornenhafte, das Ewigragende des Königsgedankens ausgesprochen wird, und ihr gegenüber Jocaste steht in der Schmerzensscheu eines leidenden Menschenwesens, das ist voll echten Gefühls. Aus der Welt des Grenzenlosen, Riesenstarrenden, aus finsteren, blutgetränkten Mythen wächst ein verwunschenes Geschöpf mit seinem Lieben und Leiden in mensch-

liche Bereiche. Die Szenen aber mit Ödipus blieben, trotz aller Holdheit der Sorma, fremd und schief für das Gefühl.

So kühl und gleichgültig der Gesamteindruck des Dramas war, so stark war die bildnerische Verkörperung auf Reinhardts Bühne.

Reinhardt hat diesmal zum dekorativen Instrumentator den Wiener Professor Alfred Roller gewonnen.

Roller strebt ähnlich wie der englische Bühnenreformator Gordon Craigh nicht nach einem die Wirklichkeit kleinlich nachahmenden und mit seinen unvollkommenen Täuschungsversuchen doch meist versagenden Naturalismus, sondern nach einer Stilisierung, die phantasieerregend, suggestiv wirkt, die Assoziationen erweckt, komplementäre Wirkungen, und die Zuschauer in eine illusionsförderliche Mitschwingung versetzt.

Die Volksszene des dritten Aktes, da sich die Menge, von der Sphinxplage geängstet, hilfeheischend vor dem Königspalast drängt, liefert ein besonders charakteristisches Beispiel solcher fruchtbar-andeutenden Dekoration.

Am äußersten linken Bühnenrand die ragenden zyklopischen Mauern der Königsburg, am rechten, gleichsam auch eine Mauer, die grünschwarz geballte Masse eines Zypressenhains, und zwischen beiden eine dritte, lebendige Mauer, die gedrängte Fülle des Volkes, die geduckt sich gegen die Tore vorschiebt — und diese rhythmische Einheit abgehoben von der brennenden Helle des gespannten Himmelshorizontes.

Dazu die akustische Wirkung des Chors. Als ein Orchester war hier der menschliche Stimmzusammenklang behandelt, nach dunklen und lichten Tönen abschattiert, und das symphonische Brausen war voll erregender, elementarer Gewalt.

* * *

Artur Schnitzlers Drama „Der Ruf des Lebens", das wie sein „Zwischenspiel" im Lessingtheater aufgeführt wurde, überraschte durch die bewegte, an Eruptionen und Katastrophen reiche Szene. Während das „Zwischenspiel" ganz in den heimlichsten Sphären des Gefühls sich begab und komplizierte Innerlichkeiten dialogisierte, geschehen hier auf der Bühne Gewalttaten leidenschaftlichster Erregung. Mord und wilde, triebhafte Liebe erfüllen sich in enger Nachbarschaft. Dinge begeben sich, die Knalleffekten oder Kolportagemotiven ähnlich sehen. Und es ist nicht gezögert worden, sie als solche Schnitzler anzurechnen. Das scheint aber ein ungerechter Vorwurf. Kolportagemäßig ist doch wohl nicht das effektvolle Ereignis an sich, sondern die Art seiner Verwendung. Ist der Effekt, die Explosion Selbstzweck, so haben wir freilich Hintertreppen-Niveau, ist aber eine solche erregte Entladungssituation im dramatisch-psychologischen Gefüge begründet oder dient sie, was noch wichtiger, dazu, besondere verhängnisvolle innere, seelische Konstellationen zu schaffen, die dann zur Hauptsache werden, so kann auch Mord und Totschlag ein durchaus zweckgeheiligtes Kunstmittel sein.

Für die Novelle zeigte das letztens Jakob Wassermann, der Kriminalgeschichtsstoffe in eine visionäre, unheimliche Zusammenhänge bloßlegende Schicksalsbeleuchtung stellte.

Solche Schicksalsbeleuchtung und solch Verknüpfen unheimlichen Zusammenhangs erstrebte natürlich auch Schnitzler. Eine Fülle voll Menschengeschicken ließ er nebeneinander weben, führte bestimmungsvolle gegenseitige Einschläge herbei und er wollte, daß wir diese Einzelgeschicke, die der Erlebende in der

Gebundenheit seines Seins nur unvollkommen erkennt, von einer freieren, überschauenden Warte zusammenfassend ansehen sollten.

Diese Absicht wird klar, man gelangt auch zu solchem Anschaun, man fühlt deutlich, wie für Schnitzler sein letzter Akt die Hauptsache ist, in dem all das wilde, wüste Geschehen, die dunklen Abenteuer dumpfer Jugend fern liegen, und in Waldstille ein Nachdenklicher ein verstörtes Menschenwesen zu einem neuen Leben auferwecken will: „Wer weiß, ob Ihnen nicht später aus einem Tag wie der heutige der Ruf des Lebens viel reiner und tiefer in die Seele klingen wird, als aus jenem anderen, an dem Sie Dinge erlebt haben, die so furchtbare und glühende Namen tragen wie Mord und Liebe."

Aber die Menschen, die diese Dinge mit den furchtbaren und glühenden Namen erlebten, sind leider alle nur allgemein skizziert. Schnitzler hat so viel Schicksale hier hineingestopft, daß für das einzelne wenig Raum bleibt; dadurch kann sich ein engeres Miterleben nicht entwickeln, und so ziehen die Geschehnisse unseren Augen und Ohr wohl nah, dem Gefühl aber nur fern vorüber.

Hier ereignen sich ganz dicht nebeneinander die Katastrophen mehrerer Dramen. Eine Tochter, Marie Moser, vergiftet ihren Vater mit den Schlaftropfen, der, unheilbar krank, mit quälerischer Grausamkeit ihre Jugend an sein Lager fesselt und sie aus Argwohn, daß sie ihn verläßt, eingesperrt hält. Marie vergiftet den Vater, um einmal zu dem Mann zu kommen, den sie, ohne daß er es weiß, liebt, und der am nächsten Tag in den sicheren Tod gehen wird. Dieser Mann ist ein Leutnant von den blauen Kürassieren, dem Regiment, das geschworen, sich in dem Krieg bis auf den letzten Mann aufzuopfern, um eine Schande des gleichen Regiments, die schmachvolle Flucht in einem früheren Krieg wieder gut zu machen.

Zu diesem Todgezeichneten kommt die Lebenshungrige nun selbst wie ein Ruf des Lebens. Und sie kommt, um ungesehen Zeuge einer anderen Katastrophe zu werden. Sie muß versteckt mit ansehen, wie der Oberst seine Frau, die er bei ihrem letzten Abschied von dem Offizier überrascht, erschießt und den Mann verachtend leben läßt.

Hier ist schon eine Zusammendrängung dramatischer Komplikationen, die sich gegenseitig den Atem benehmen. Dies Drama zwischen dem jungen Leutnant, der Oberstenfrau und dem Obersten ist nur in äußersten Umrissen gezeichnet. Nur angedeutet wird, wie der junge Offizier die reif überlegene Persönlichkeit des Obersten verehrt und wie er unter seinem Treubruch gegen diesen Mann leidet. Die Frau ist bequem nach dem Verführerinnen-Schema skizziert. Die fesselndste Figur bleibt der Obrist, den man gern nicht nur als Nebenperson, sondern in einem eigenen Drama als Hauptperson gesehen. Er ist ein Verwandter des Herrn von Sala aus dem „Einsamen Weg", ein ironisch-melancholischer Lebenszuschauer, geistig überlegen, ein Epigrammatiker der Situation, voll heimlicher Romantik dabei, voll Überdruß am trägen Einerlei und voll Leidenschaft für das Ungewöhnliche, die er aus Mangel an Besserem mit Paradoxien befriedigt. Der Einfall und die gelungene Geste werden sein letzter Lebensgenuß. Und schließlich wird deutlich, wie die phantastische Eroika des Todesrittes der blauen Kürassiere im letzten Grunde durch eine ungeheuerliche egoistisch-ästhetische Idee dieses Mannes zustande kam, der in Menschenhaß und Verachtung und einem cäsarischen Überlegenheitsfanatismus sich für den gegen ihn begangenen Verrat seiner Ehe und Ehre eine riesenhafte Genugtuung geschaffen, eine Apotheose des Untergangs.

Das, was so nur in weiter Distanz erscheint, wäre für die Psychologie Schnitzlers eigentlich ein originelleres, an geistigen Besonderheiten reicheres Thema zur Ausgestaltung gewesen als das hier im Vordergrund stehende Thema des lebenshungrigen Mädchens Marie Moser.

Diese Marie ist für die sonst so subtile und nuancierte Erotik Schnitzlers allzu monoton und einseitig nur auf den „Trieb an sich" gestellt. Wir wissen von ihr nur die Abenteuer dieser Nacht, als sie von einem Mord, einem Toten kommend, den Mann, dessen Liebe sie sucht, bei einer Toten findet, und sich in seine Arme wirft, trotzdem sie weiß, daß er vor Morgengrauen sich neben der toten Frau erschießen muß, um dem Obersten die letzte Genugtuung zu geben. Wir wissen das von ihr, und das ist viel und wenig zugleich. Ungeheuerliche äußere Reflexe, aber eigentlich kein deutender Einblick in das Seelengeäder dieses Wesens.

Die gewisse Passivität dieser Figur ist gewiß von Schnitzler beabsichtigt, er will mit ihr seine Vorstellung exemplifizieren, daß kein Mensch eines anderen Schicksal ist, sondern immer nur das Mittel, dessen sich das Schicksal bedient. Aber die Figur kommt durch die Art, wie sie einseitig eingestellt wird, in eine dramatisch sehr ungünstige Situation.

Sie muß in ihrem Sein und Tun uns fremd bleiben; etwas Begriffliches, Unmenschliches haftet ihr an. Und so ist auch der Ausklang für uns nicht mitklingend.

Schnitzler selbst findet aus der Gewalttat und dem Entsetzen, mit dem er die Figur der Marie so einseitig belastet hatte, ohne durch lebendig-fruchtbare Ergänzungszüge sie in einen menschlicheren Rapport zu setzen, sich nur mühsam heraus. Die Auflösung der wilden Dissonanzen durch die Idylle des dritten Aktes, in dem der menschenfreundliche Arzt Marie ermutigt, wirklich wieder aufzuleben, da sie nun doch einmal lebt, wirkt nicht überzeugend. Schnitzler wollte die starke, elementare Lebenskraft verkünden, die über Schuld und Graun in neuem Sonnenschein herauswächst. Das sollte den wahren Ruf des Lebens bedeuten, aber Marie ist dafür das ungeeignetste Objekt.

Sie bleibt nach ihren eigenen Worten ein Gespenst ihrer selbst, das ist ihre einzige Wahrheit. Und auch Schnitzlers Geist macht das Gespenst nicht lebendig.

Felix Poppenberg

Neue Bücher

Eine vorzügliche Mörikeausgabe bietet der Verlag von Max Hesse in Leipzig, der ja jetzt in der Veranstaltung billiger Klassikerausgaben die Spitze behauptet. Die sechs Bände sind in zwei geschmackvolle Leinwandbände gebunden und kosten nur 5 Mk. Herausgeber ist der unseren Lesern wohlbekannte Stuttgarter Archivrat Rudolf Krauß, der zu den gediegensten Mörikekennern gehört, mit der eindringlichen Kenntnis des Lebenswerkes, der Briefliteratur und der gesamten rasch beträchtlich angewachsenen Mörikeliteratur aber auch noch einen sehr feinen und vornehmen Kunstgeschmack verbindet. So war er der berufene Herausgeber, der philologische Gründlichkeit in der Behandlung des Textes mit feinsinniger ästhetischer Würdigung des dichterischen Vermögens und tiefdringender psychologischer Erkenntnis des Menschen Mörike

zu vereinen verstand. Die Biographie, die er der Ausgabe voranschickt, ist ein Buch für sich und umfaßt 260 Seiten. Sie ist mit vier Bildnissen, zwei Schattenrissen und einer Handschriftprobe geschmückt. Diese Neuausgabe bedeutet zunächst eine ganz starke Vermehrung unseres literarischen Besitzes; denn Krauß hat zu der allgemein bekannten ursprünglichen Gedichtausgabe zwei neue, beinah gleich umfangreiche lyrische Sammlungen hinzugefügt. Das kleine Prosadrama „Spillner" ist überhaupt zum erstenmal veröffentlicht, anderes, längst Verschollenes wieder zugänglich gemacht. Bedauern muß ich, daß vom „Maler Nolten" nicht wenigstens ein größerer Teil in der ursprünglichen Fassung abgedruckt worden ist. Denn jene Ausgabe ist eine so große bibliographische Seltenheit, daß man auch bei bedeutenden Bibliotheken sich umsonst um sie bemüht. Dabei hat diese erste Ausgabe gegenüber der zweiten in der gesamten Art der Erzählung und der behaglichen Stimmung zweifellos große Vorzüge, die durch die Umarbeitung nicht wettgemacht worden sind. In der Biographie hat Krauß es mit großem Geschick verstanden, Mörike und seine Freunde vor allem selber sprechen zu lassen. Dabei sind wir ihm besonderen Dank schuldig, daß er bei den hier ausgewählten Briefen nach Möglichkeit solche benützt, die in der bekannten von ihm und Karl Fischer veröffentlichten Briefsammlung (2 Bände 1903/04) noch nicht mitgeteilt worden sind. Auch hier erhalten wir also nicht nur Gutes, sondern zum Teil auch Neues.

Außer dieser Gesamtausgabe in zwei Bänden hat der Verlag den größten Teil der Werke Mörikes in seine Volksbücherei aufgenommen. Auch hier sind die Einleitungen von Rudolf Krauß beibehalten. Da kosten dann die Gedichte ganze 80 Pfg. Das ist ein Band von mehr als 250 Seiten Umfang, zu denen noch ein Bogen biographischer Einleitung kommt. Ein anderer, noch stattlicherer Band für 1 Mk. bietet den „Maler Nolten"; die Novellen und Märchen und das „Stuttgarter Hutzelmännlein" füllen zwei Hefte zu je 40 Pf., die herrliche Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", die in dieser Zeit des Mozartjubiläums jedermann nochmals lesen sollte, ist gar schon für 20 Pf. zu haben. Druck und Papier lassen bekanntlich bei Hesses Klassikerausgaben keine berechtigten Wünsche unbefriedigt. — —

Die obigen Zeilen waren bereits im Druck, als mir die soeben erschienenen Mörike-Ausgaben der Cottaischen Handbibliothek (Stuttgart) zu Gesichte kamen. Hier findet nun der oben geäußerte Wunsch Erfüllung. Der „Maler Nolten" liegt nun in der ursprünglichen Fassung von 1832 jedermann zugänglich vor (Nr. 129 der Bibl. Preis Mk. 1.—). Gegen die Umarbeitung, ohne die Mörike sein Jugendwerk nicht zum zweiten Male in die Welt gehen lassen wollte, die er aber nicht vollenden konnte, hatten sich Heyse, Freiligrath, Auerbach, vor allem aber Storm ausgesprochen. Der letztere meinte in einem Briefe an den Dichter: auch gewisse Schwächen der Dichtung „hängen so eng mit der Tiefe und eigentümlichen Schönheit des Werkes zusammen, daß mir in der Tat mitunter ist, als hätten Sie es eben um dieser willen geschrieben."

Von anderen Werken Mörikes liegen in der gleichen, durch Sorgfalt und Klarheit des Druckes, Gediegenheit der Ausstattung und Billigkeit ausgezeichneten Ausgabe die „Gedichte" und „Erzählungen" vor (je 70 Pfg.). Für die Möglichkeit, sich mit dem prächtigen Schwaben bekanntzumachen, ist also hinlänglich gesorgt. —k





Von Dingen, die man nicht bauen kann

Von

H. Walling

Von Dingen, die man nicht bauen kann, aber dennoch baut, zu bauen vermeint, kann erst seit dem Zusammenbruche der natürlichen Kunstentwickelung im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts geredet werden, seit in der Kunst die Identität des Leistens mit dem Vorstellen des möglichen Inhaltes verloren gegangen ist und Vorstellungen, die außerhalb der Kunstübung aus Gedankenkreisen der allgemeinen Bildung entsprangen, zu Aufgaben der Kunst gewählt wurden.

Ein jedes Bauwerk hat einen Zweck, der den Grund seines Daseins und seinen Sinn ausmacht und dem es völlig und adäquat genügen muß, anderenfalls es unzweckmäßig oder sinnlos ist. In einem Wohnhause wird gewohnt; in einem Tempel wird von Gläubigen das Göttliche verehrt; eine Denksäule zeigt, was sie zeigen soll.

So war es bis dahin, und das hatte aufgehört. Der erste, der aus dem neuen Zwittergeiste große Werke schuf, die etwas — Gegenstände — sind und doch nichts sind, war Ludwig I. von Bayern.

Da führen vom Strome gewaltige Treppen den Berg hinan zu einem hellleuchtenden dorischen Marmortempel, der weit umher im Lande gesehen wird: die Walhalla. Wo sind die festlichen Scharen, die sie brauchen, die auf Schiffen anlangen, hinaufwallen und da oben im Tempel etwas Ernstliches tun? Wir treten ein. Was ist da? Nichts! Ein großer, leerer Raum. Was wird da getan? Nichts! An einem Teile der vier kahlen Wände sind, winzig anzuschauen, einige Hunderte numerierter kleiner Büsten von Männern angebracht, welche damit geehrt werden sollen. Aber tut denn das ein großer, leerer Raum? Was hat sein Begriff mit dem der Schätzung zu tun? Anders wäre es, wenn ihre Volksgenossen mit würdigem, feierlichem Tun sie dort verehren wollten; aber daran denken sie gar nicht, noch hat der Erbauer daran gedacht.

Das gleiche ist es mit der Befreiungshalle; und jammerschade ist es um den schönen karrarischen Marmor, der zu den 34 Stück langweiligen, so gelangweilt und überflüssig, wie es Figuren nur irgend möglich ist, um eine nichtige Leere herumstehenden Viktorien verbraucht wurde.

Reine und edle vaterländische Gedanken wollte König Ludwig in diese Werke fassen. Später kam der französische Krieg, und nach ihm wollte das wohlhabend gewordene Volk selbst der Gründung und den Gründern des neuen Reiches Denkmäler setzen, die im Verhältnis der größeren Bedeutung der Aufgabe frühere überbieten, ja „die Landschaft beherrschen" sollten, in die man sie stellte. Aber wie kann denn überhaupt ein vernünftiges Werk von Menschenhänden in einer großen Landschaft eine beherrschende Rolle wie ein Berg oder ein Strom spielen wollen? Das Wesen seiner Formen hat doch einzig Relation zum Menschen, der sie vorstellt, und kann also auch nur solche zur menschlichen Kultur oder Auffassung der Landschaft gewinnen; und ist nun nicht auch jene Idee unsäglich viel größer als die Vorstellung eines Bruchstückes des Landes? Kurz, da geht nichts zusammen, es ist künstlerisch unmöglich.

Die erste Aufgabe dieser Art war das Nationaldenkmal auf dem Niederwalde. Bei der Preisbewerbung versagte die Architektur völlig mit den hergebrachten Formen und den vorhandenen Talenten, und die Kunst des siegenden Bildhauers versagte vor der Aufgabe und der Wirklichkeit; wie beides nicht anders sein konnte.

In dieser Verlegenheit, da noch mehrere dergleichen Aufgaben kamen, trat ein Architekt von großem, frischem Talente auf — Bruno Schmitz — und brach den Bann, den wirklichen der konventionellen Bauformen, aber auch den scheinbaren der Grenzen seiner Kunst. Mit befreiter Phantasie schuf er in seinen Denkmalsbauten kolossale architektonische Gebilde als Hintergrund oder Rahmen der Kaiserbilder, so kolossal und ausgedehnt, wie der jeweilige Platz zuließ. Die Beschauer kriechen an ihnen klein wie Ameisen herum; die Brüstungen werden von gewaltigen Steinblöcken gebildet, als müßten sie anstemmenden Zyklopen standhalten, usf.; nur die Treppenstufen haben das gewöhnliche Maß, denn leider wachsen die Beine nicht mit den großartigen Vorstellungen. Aber ist da nicht ein großer Aufwand um nichts vertan? Ist das alles nicht auch völlig leer an jenem Inhalt und Sinn, mit dem die Architektur allein vernünftig da ist? Der völlige Mangel eines gesetzgebenden, die Gebilde logisch *bestimmenden Inhaltes* offenbart sich auch in den arg unschönen, weil eben durch nichts begründeten Willkürlichkeiten, z. B. in dem kalkofenförmigen Hintergrundsbau des Kyffhäuserdenkmals, überhaupt in allem; worüber noch manches zu sagen wäre. Das gesuchte Arbeiten auf Originalität und Kolossalität in allen Teilen ist auch nicht Kunst, sondern Manier, nicht weniger als etwa die unendlich zerknitterten Gewänder der spätgotischen und die gebauschten der barocken Figuren Manier waren; man hatte eben da wie hier am Maß und an der Einfachheit des Natürlichen nicht genug.

Schmitz machte Schule oder in ihm erschien zuerst, was zum Wirklichwerden reif war: seine Art erfüllte auch mit ihren Fehlern ein Bedürfnis der Zeit, willfahrte ihrem Geiste, und wird mit ihm vergehen.

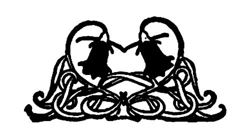
Denn ein übler Auswuchs und ein Armutszeugnis unseres derzeitigen Kulturstandes, eine bloße, geistesfaule Mode ist die Denkmalssucht, der solche Kunst dient. Sie ist dem Ansichtspostkartenschreiben ohne Zweifel wesensverwandt. Wem dieses Urteil zu hart scheint, sei an den ernstlich betriebenen Plan erinnert, der Lorelei auf ihrem Felsen ein Denkmal zu setzen, und an die Denkmalsbauten für Gestalten der Sage auf dem Harze und dem Riesengebirge, gegen Eintrittsgeld zu besehen.

Diese drei garstigen Fälle zeigen wohl klar die Grenzen, über die man die bildenden Künste nicht in ein fremdes Gebiet hineinziehen soll. Jedes feinere, aufrichtige Gefühl will ungestört mit seinem Objekt, rein wie es ist, allein sein, um es im Auffassen selbst zu produzieren, will sich nicht durch andere darauf stoßen und in seinen Vorstellungen durch fremde Willkür bestimmen lassen. Wer das Lechfeld sieht oder den Trasimenischen See, hat diese ungestörte Freiheit des Vorstellens; wer möchte sie sich da wohl durch einen solchen ungeheuerlichen Bau stören lassen, wie er jetzt bei Leipzig aufgeführt wird, und den man mit Gewalt ignorieren muß, wenn es einem ehrlich und ernstlich um die Sache zu tun ist? Auf dem Schlachtfelde von Lützen erinnert ein unscheinbarer Stein an die Stelle von Gustav Adolfs Tod: das Objekt ist nicht gestört. Wie konnte man auf dem früheren, einsamen, verwachsenen Kyffhäuser, wo jeder Stein echt war, in Ruhe tief in die Vergangenheit hineinschauen; das ist dahin, und wer da mal gelegen und geträumt hat, geht jetzt nicht mehr hinauf. Freilich, was war anderes von einem Zeitalter zu erwarten, in welchem, wohl nur mal zur Abwechselung, der deutsche Philister mit seiner Majorität an die Reihe gekommen ist, in die Kunstgeschichte sich einzuschreiben.

In gleichem Sinne gibt es für große Ideen und große Menschen keine höhere, für jene eigentlich gar keine andere Ehrung, als sie in sich lebendig sein zu lassen. Ob und wie man ein Denkmal setzt, dazu gehört viel mehr Takt, als die üblichen Komitees ahnen (vgl. das Shakespearedenkmal in Weimar).

Ich möchte hiebei noch eine andere, in moderner Zeit beliebte Art der Ehrungen erwähnen, z. B.: Goethe hat in Weimar sein Lebenlang am „Frauenplan“ gewohnt und den Platz nur unter diesem Namen genannt und gekannt; meinem Gefühle ist es das Gegenteil von Pietät, ihn in „Goetheplatz“ umzutaufen.

Gebt den Ideen, was der Ideen ist, und der Kunst, was der Kunst ist; dann wird es beiden besser gehen.



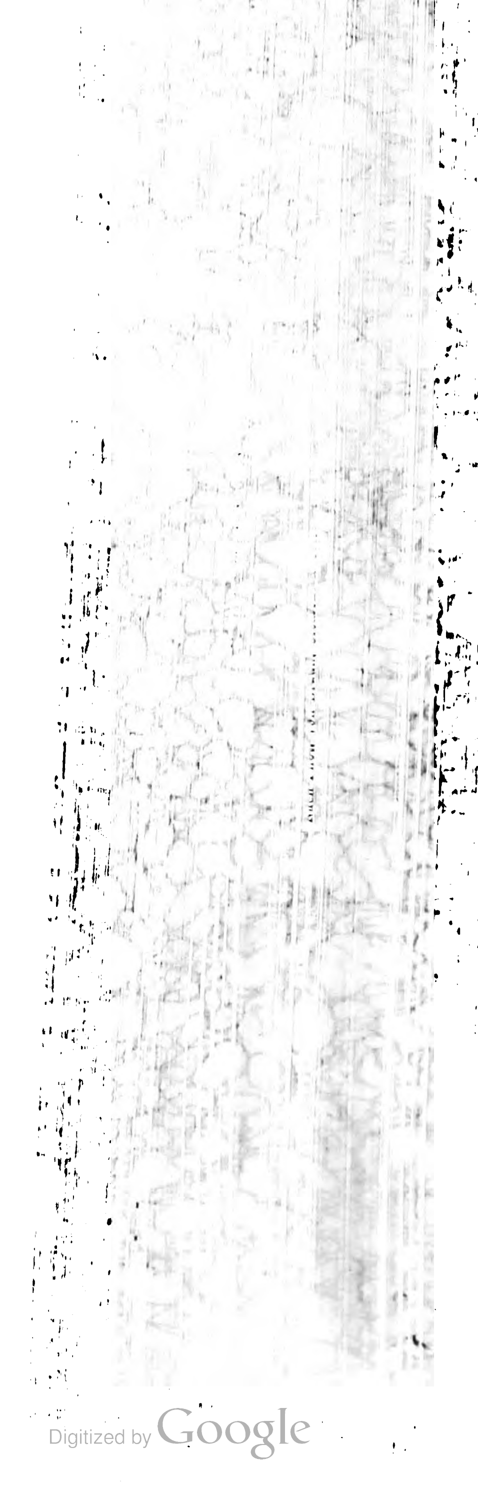
Kunst und Sittlichkeit

1. Nachklänge zu Henry Thodes Vortrag in der Berliner Singakademie

„Die Kunst hat keine sittlichen Zwecke, aber sie hat sittliche Wirkungen. Dies gilt nicht nur von der großen Kunst, sondern auch von der kleinen. Auch ein holländisches Stilleben hat eine sittliche Wirkung." Das war die These, die H. Thode gleich zu Anfang seiner Darlegungen aufstellte ... Daß die große Kunst sittliche Wirkungen haben kann und auch hat, bestreitet wohl niemand. Mit der Ausdehnung dieser These auf die kleine Kunst aber hapert es gar sehr. Thode brachte nur die Behauptung, aber nicht den Beweis. Thode stützte sich hierbei scheinbar auf die Ästhetiker des vorigen Jahrhunderts, vor allem auf Schiller. Ich sage nur scheinbar, denn Schiller hat nie behauptet, daß die Kunst überall direkt sittliche Wirkungen habe. Er hat nur behauptet, daß die Erziehung durch die Kunst, die eine harmonische Ausbildung unseres „Empfindungsvermögens" bewirkt, den Menschen fähig macht zum sittlichen Handeln (Briefe über die ästhetische Erziehung). Also erst durch den Umweg über die Kunst kommen wir leichter zur Sittlichkeit. Man kann also doch wohl einem holländischen Stilleben keine sittliche Wirkung zuschreiben. Es scheint nun aber trotzdem Thode, selbst wenn er es nicht direkt betonte, die sittlichen Wirkungen etwa gleich zu setzen mit den geistigen.

Das führt uns vor allem zu der Frage der Bedeutung des Gegenständlichen in der Kunst. Thode wandte sich in scharfer Polemik gegen die moderne ästhetische Theorie, daß das Gegenständliche für die Kunst gleichgültig sei. Und das mit Recht. Die Konsequenz dieser These würde zu den größten Ungeheuerlichkeiten führen. Es wird dies besonders klar, wenn man sie betrachtet bei dem sexuellen Gegenständlichen in der Kunst. Es wird da nämlich einfach die Voraussetzung gemacht, daß die starken, ja überstarken Wirkungen, die das sexuelle Gegenständliche schon an sich auf den Beschauer oder Hörer hat, und zwar ohne viel individuelle Unterschiede, einfach gegenüber dem „Wie", der ganzen Behandlungsart, zurücktreten.

Wir wollen einmal in roher Weise die Behandlungsart des Gegenständlichen als die „Form" bezeichnen. Es liegt dann das Wesentliche des Kunstwerkes in der Relation zwischen dem Gegenständlichen und der Form. Nach Thode ist dann die Form die Art, wie der Gefühlscharakter des Kunstwerkes zum Ausdruck gebracht wird. Nach Thode nun soll die Form — da der Mensch eben vorwiegend ein geistiges Wesen ist — den Stoff vergeistigen, ihm eben das Stoffliche nehmen. Das führt nun aber zu einem zweiten Punkte, dem Thode nicht die gebührende Beachtung gezollt hat. Es ist nämlich das Verhältnis zwischen dem Gegenständlichen und der Form gar kein absolutes. Während man sagen kann, daß das Stoffliche, das Gegenständliche, seiner Qualität nach im allgemeinen gleich wirkt auf die verschiedensten Individuen, ist die Form, d. h. wie uns ein Kunstwerk erscheint, den allergrößten subjektiven Schwankungen unterworfen. Sie hängt vor allem ab — ganz allgemein gesagt — von der ästhetischen Bildung des Beschauers oder Hörers. Es ist also ganz klar, daß je nach dieser ästhetischen Bildung ein Beschauer oder Hörer mehr oder weniger Stoffliches in einem Kunstwerk bewältigen kann. Selbst die größten Kunstwerke wirken auf den ungeübten Beschauer eben unsittlich,



weil das Kunstwerk auf ihn wegen seiner mangelnden ästhetischen Bildung nicht oder fast nur als Stoffliches wirkt. Das begegnet uns alle Tage, und eigentlich darf man all diesen Leuten einen Vorwurf nicht machen. So haben also die Geistlichen, die in Mainz Reproduktionen u. a. berühmter Antiken aus einem Schaufenster entfernen ließen, nicht den Vorwurf der Rigorosität verdient, sondern nur den einer höchst mangelhaften ästhetischen Bildung. Welcher von diesen Vorwürfen der schmeichelhaftere ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die Behandlungsart des Stofflichen in der Kunst kann nun aber auf zweierlei Weise geschehen, und damit kommen wir auf die zwei einander gegenüberstehenden Richtungen in der Kunst. Ich möchte die eine, die vorwiegend die vergangene Kunst beherrscht, die extensive, und die andere, in der modernen Kunst besonders stark hervortretende, die intensive Behandlungsart des Stoffes nennen. Die erste Richtung will — und das meint Thode mit dem geistigen Vertiefen des Stoffes — durch eine idealistische Behandlungsart oder durch Zugrundelegen einer Idee den Stoff über sich selbst hinausführen, so daß er nicht mehr Selbstzweck ist, und somit auch einen Teil seiner rein stofflichen Wirkung verliert. Die zweite moderne Richtung will mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der Technik und der Naturtreue den Stoff eben nur als Stoff zur Wirkung bringen. Diese Richtung wuchs hervor aus der übertriebenen Wertschätzung des Könnens, das sich in einem Kunstwerke offenbart. Mit dieser übertriebenen Wertschätzung geht dann die Erscheinung parallel, daß man auch den ästhetischen Wert eines Kunstwerkes nach dem Grade des Könnens, das es zeigt, bemißt. In einem gewissen Sinne ist dies auch richtig, und es ergibt sich die Tatsache, daß ein Kunstwerk auch vergeistigt werden kann dadurch, daß das Können, das sich in der rein stofflichen Behandlung eines Kunstwerkes offenbart, auf den Betrachter dominierend wirkt. Die Freude an einem solchen Können ist zweifellos auch eine ästhetische, und kann auch ebenso wie die andere idealistische Behandlungsart das rein Stoffliche eines Kunstwerkes verschwinden lassen. Es zeigt sich aber, daß dieser Richtung der Kunst hinsichtlich ihres Gegenständlichen viel engere Grenzen gesetzt sind, als der ersteren, und daß das Gegenständliche eben nicht gleichgültig ist. Es ist nämlich ganz klar, daß die Wirkung, die das zum Ausdruck kommende „Können" auf den Beschauer übt, schon an sich bei weitem keine so starke ist, wie die der idealistischen Richtung. Sie hängt vor allem viel stärker ab von der ästhetischen Bildung in dem Sinne, daß immer ein hohes Maß von technischem Wissen und Beobachtungsgabe nötig ist, damit überhaupt erst das Können zum Bewußtsein kommt.

Das zeigt sich nun sehr deutlich bei dem sexuellen Gegenständlichen, auch wenn es ein großes Können zum Ausdruck bringt. Denn die rein stofflichen Wirkungen des Sexuellen sind an sich schon sehr stark, und nur ein ganz gewaltiges Können vermag sich neben der Wirkung des Sexuellen dominierend durchzusetzen. Man kann sich das gut klar machen an der Behandlungsart des Nackten. Thode sagt, daß der nackte Körper schon an sich ein Ideal sei und deshalb nur eine ideale Behandlungsart vertrüge. Das hat viel Richtiges und trifft auch zu bei der idealistischen Behandlungsart. Man kann z. B. nicht, wie es manche Moderne lieben, einen idealen Vorgang — etwa aus der Mythologie oder der Bibel — mit bloßen Akten darstellen. Anders verhält es sich aber da, wo eben der Akt nichts weiter als ein Akt, d. h. Selbstzweck sein soll.

Da kann doch eine meisterhafte technische Behandlungsart einen Körper, der an sich rein realistisch ist, ästhetisch erscheinen lassen. Es gibt aber wenige, die dies fertig bringen, und noch wenigere, die ein solches Werk aus den oben angedeuteten Gründen ästhetisch genießen können.

Wenn man also die Wirkungen dieser beiden Kunstrichtungen, vor allem da, wo sie das Sexuelle behandeln, auf die breiteren Schichten betrachtet, so können wir Thode, der ja diese praktischen Wirkungen im Auge hat, beistimmen, wenn er sagt, daß die moderne Richtung unsittlich wirke, aber nur insoweit, daß sie unsittlicher wirke als die andere Richtung. Ob die breiten Massen einen großen Unterschied zwischen beiden machen, ist wohl fraglich. Ich glaube, daß eine „Io" von Correggio ebenso unsittlich auf die breiten Schichten, und die gehen bis hoch in die „Gebildeten" hinein, wirkt wie manche der von Thode verdammten Modernen.

Damit komme ich nun zu dem von Thode so sehr betonten verderblichen Einfluß dieser modernen Richtung auf die Kunstentwicklung. Da muß man sagen, daß Thode seine Gegner hinsichtlich ihrer Fähigkeit, weiter zu wirken, bedeutend überschätzt. Wenn wir die gesamte Kunstgeschichte betrachten, so finden wir, daß nur diejenige Richtung einen breiteren Einfluß ausgeübt hat, die in sich hatte die größere Fähigkeit der Weiterentwicklung. Eine so engbegrenzte Richtung wie die ist, gegen die Thode sich wendet, ermüdet, wenn die wenigen Variationen erschöpft sind, ganz von selbst und geht an sich selbst zugrunde. Wir haben diese Richtung, wenigstens in der Wortkunst, in vollkommener Ausbildung schon bei den Franzosen gehabt. Dort ist sie mit innerer Notwendigkeit aus den Kunstströmungen hervorgegangen und hat wirkliche Meisterwerke hervorgebracht. Viele unserer Modernen haben ihnen nachgestrebt, und man kann ihnen diese Gerechtigkeit nicht versagen, mit ernster Bemühung, aber sie scheiterten daran, daß diese Kunst etwas dem deutschen Wesen völlig Fremdes ist. Im großen ganzen besitzen sie nicht dieses einseitige Können der Gallier, werden deshalb des Stoffes nicht Herr und erzielen meist nur grobe, sinnliche Wirkungen.

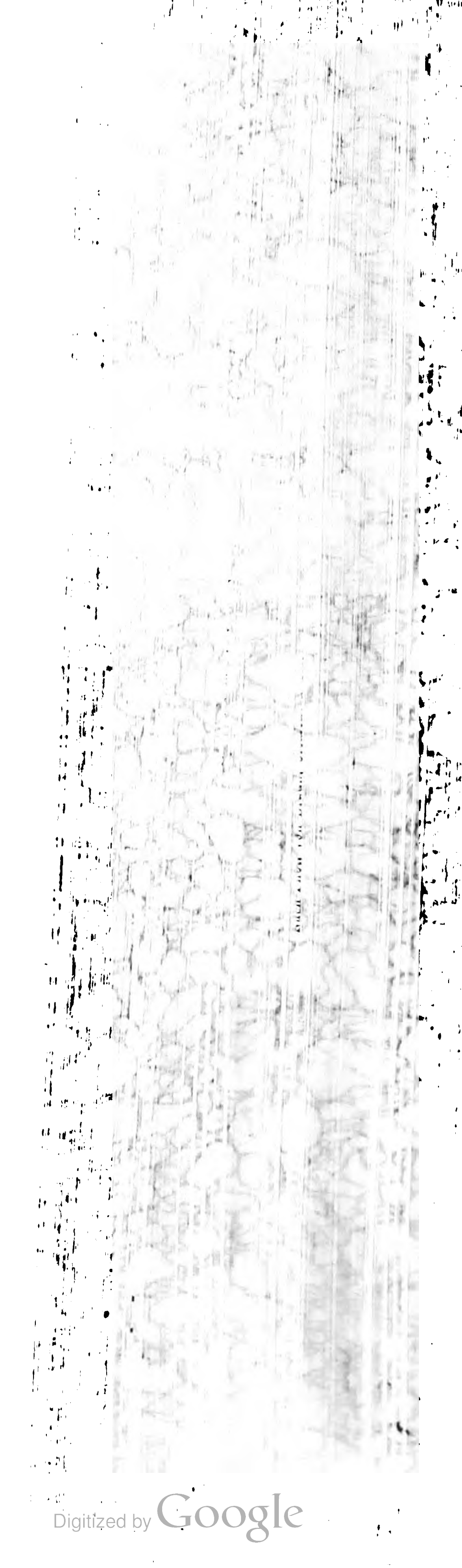
Walter Poppelreuter



2. Eine Rede von Hans Thoma

Wenige Tage nachdem Henry Thode in Berlin trotz seiner glänzenden Beredsamkeit den Eindruck nicht ganz hatte verwischen können, daß er die wichtige Frage „Kunst und Sittlichkeit" allzusehr von akademischer Theorie aus behandle, sprach Hans Thoma, der treffliche Altmeister, in der badischen „Ersten Kammer" zu derselben Frage einfache, aber wahrhaft goldene Worte. Der Künstler, der von deutscher Kunst das treffende Wort geprägt, daß sie uns weniger Lebensschmuck als Herzenssache sei, hat damit gezeigt, daß ihm selber die geistige und sittliche Volksgesundheit vor allem am Herzen liege. Wir wollen an unserem Teil beitragen, die Rede aus dem rasch vorübergehenden Lärm des Tages in die Stille ruhiger Zeitbetrachtung zu retten, und teilen deshalb an dieser Stelle ihren Wortlaut mit:

„Es ist wohl das erstemal, daß einem Maler, einem Vertreter der bildenden Künste, die hohe Ehre zuteil geworden ist, von so hervorragender öffent-



licher Stelle sprechen zu dürfen. Es ist für mich kein kleines Wagnis, das Wort zu ergreifen, da ich kein Redner bin, und ich bitte zum voraus um die Nachsicht des hohen Hauses.

„Den Künstlern, wenn sie von einer Lex Heinze oder von obrigkeitlichen Einschränkungen und strengerer Handhabung bestehender Gesetze gegen die überhandnehmenden Erzeugnisse unsittlicher Machwerke hören, ist es mindestens so zumute, wie den Besitzern von Automobilen, wenn ihnen Einschränkungen von Staats wegen auferlegt werden; beide hören, daß die Gemeinschaft vor Ausschreitungen und Entgleisungen derselben geschützt werden müsse. Und doch ist das Automobil für den Besitzer ein idealeres Fortbewegungsmittel, er kennt keine Entfernung mehr. Durch den Raum zu rasen, muß ein Hochgefühl besonderer Art sein — es ist vielleicht etwas ähnliches, wie wenn die künstlerische Phantasie, unbehindert durch die Schranken der Materie, ihren Flug nimmt. Beide denken gewiß nicht daran und haben wohl noch weniger die Absicht, den ruhig hinwandernden Menschen Schaden zufügen zu wollen.

„Ich will den hinkenden Vergleich aber nicht fortsetzen, aber ich möchte bei Gelegenheit dieser Justizdebatte von der Stelle aus, die ich in diesem hohen Hause nun einzunehmen die Ehre habe, es aussprechen, daß die wahre wirkliche Kunst auch von strenger Anwendung der bestehenden, gegen Verbreitung unsittlicher Erzeugnisse gerichteten Gesetze nichts zu befürchten hat. Denn die wahre Kunst beruht doch gerade auf höchster Sittlichkeit, indem sie mit berufen ist, das menschliche Fühlen aus den dumpfen Trieben des Begehrens zu höherer Form zu erheben — und Formgebung in diesem Sinne ist auch immer zugleich Veredlung oder Klärung. Die Kunst muß und wird sittlich sein, und wenn sie es nicht ist, so verliert sie schon von selbst das Recht zu bestehen. Ich erinnere hier an das hohe Wort, das Schiller an die Künstler gerichtet hat: ‚Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, wahret sie, mit euch fällt sie, mit euch wird sie sich heben.‘ Die Künstler möchte ich an dieses Wort erinnern, und sie werden gewiß davor bewahrt werden, Schaden anzurichten im allgemeinen Volksgefühl, und sie werden dann auch vor strengen Sittengesetzen bestehen können. Es ist ja möglich, daß solche Gesetze auch da und dort bedenkliche Entgleisungen treffen, aber doch in den weitaus meisten Fällen willkürliche Entgleisungen, die unter dem Scheine der Kunst aus nicht lauteren Absichten gemacht werden. Das sittliche Gefühl unseres Volkes ist gewiß noch gesund genug, hierüber zu entscheiden. Mißgriffe der Polizei werden wohl vorkommen, aber man dürfte sie nicht allzu tragisch nehmen, wie es gar häufig in den Zeitungen geschieht. Und wenn auch einmal z. B. Michelangelo arretiert wird — ich meine natürlich im Schaufenster —, so wird ihm das weiter auch nichts schaden.

„Wenn die Künstler sich ihres hohen Berufes, wie etwa Schiller ihn aufgefaßt hat, bewußt sind, wird das ominöse Zusammennennen von Kunst und Unsittlichkeit von selbst aufhören. Freilich gehört auch Talent dazu, etwas Unsittliches machen zu können — und wenn man Kunst nur von können ableitet, so könnte man nicht viel sagen — aber zur eigentlichen Kunst gehört eben doch der ganze Mensch und vor allem auch sein Wille — und der Wille eines jeden Menschen, wenn er sich über das Tierische erhebt, kann nur ein sittlicher Wille sein — der Menschenwille, ein geistiges Eigentum, das ihn zum Menschen macht. Man hat freilich schon gesagt, was kann in bezug auf künstlerische Erzeugnisse ein Gendarm wissen, er wird da in bezug auf bildende Kunst doch nur sagen, was nackt ist und was verkleidet ist — Mißgriffe können da freilich

vorkommen — aber dann gibt es doch auch höhere Instanzen. Die Bildung in bezug auf künstlerische Dinge ist doch jetzt auf einem hohen Standpunkt — ja man hat auch Sachverständige.

„Zum Schlusse mache ich aber noch ein Geständnis, das man mir vielleicht übelnehmen wird — ich würde nämlich in Gerichtssachen, welche Unsittlichkeitsfragen betreffen, keine Schriftsteller, keine Künstler und keine Ärzte berufen als Sachverständige — die gehen vielleicht doch von anderen Voraussetzungen aus, als die sind, um die es sich handelt. — Mir scheint, daß eine Art von Volksgefühl über das, was zulässig ist, was sich schickt, doch noch das Richtigere treffen würde; wo das Volksgefühl ist und wer das hat, das ist freilich schwer zu sagen. — Wenn ich nun noch etwas zu sagen wage, was nach dieser Richtung, die ich ja doch nur andeuten kann, hinweist, so muß ich mich schon hinter die Worte eines gewiß anerkannten freien Dichters verschanzen, Goethe hat gesagt: ‚Willst du wissen, was sich schickt, so frag' bei edeln Frauen an.'

„Ich meine etwa so, das Gefühl für Frauen, für unsere Mütter, Gattinnen, Schwestern, Töchter, das in unserem deutschen Volke von jeher so lebendig war und hoffentlich immer lebendig bleiben wird, ist ein edles Gut, das Tacitus schon bei den alten Germanen anerkannt hat. — Dieses deutsche Volksgefühl, meine ich, es wird wie kein anderes uns zu leiten vermögen, wenn wir urteilen sollen, was in Kunst und Leben sittlich und schicklich ist."



Ein Denkmal für Wilhelm Steinhausen

Es ist bereits errichtet, noch zu Lebzeiten des Künstlers und ist nur wenige Tage nach seinem 60. Geburtstage der Welt enthüllt worden. Ein Denkmal, beredter als Erz und Stein, auch ein lebendigeres Zeugnis der Liebe und Wirkung des Mannes, dem es errichtet ist, als die Geldspenden es wären, mit denen ein ehernes Bild sich hätte errichten lassen. Im Verlag von Karl Hirsch in Konstanz ist ein „Gedenkbuch zu Wilhelm Steinhausens sechzigstem Geburtstage" erschienen, das den Anspruch erheben darf, ein Ehrendenkmal des großen Künstlers zu sein. Über 30 Männer und Frauen haben sich hier vereinigt, um von den Wirkungen, die Steinhausens Kunst auf sie geübt, zu sprechen, bald in freudigem persönlichem Genußbekenntnis, dann wieder in ästhetischen Untersuchungen der Kunst Steinhausens oder auch in der Betrachtung jener großen Fragen des Kunstlebens, zu deren Klärung das Schaffen des Meisters beigetragen hat. Dazu kommen dann 20 Bilderbeiträge geistesverwandter Künstler, die auf ihre Art dem verehrten Genossen huldigen. Das ganze, sehr schön ausgestattete Buch kostet nur 6 Mk. Es ist darum wohl geeignet, eine größere Verbreitung zu erhalten und für die Weiterwirkung des Mannes in weitesten Volkskreisen Wirkung zu üben. Damit diese eine vollkommene und starke würde, dazu bedürfte es freilich einer Ergänzung. In gleichem Format und gleicher Ausstattung sollte eine Auswahl aus Steinhausens Werken erscheinen. Diese würden dann mit der Wirkung auf die Sinne und auf das Gemüt am kräftigsten und wertvollsten unterstützen, was



jetzt die Feder begeisterter Verehrer verkündet. Ein kleines Teilchen hat Steinhausen in diesem Buche ja auch bereits mitgewirkt. Aus seinen verschiedenen Schriften hat Karl Röhrig Aussprüche zusammengestellt, die so etwas wie ein persönliches Selbstporträt ergeben. Von diesen Aussprüchen des verehrten Meisters seien hier einige angeschlossen.

„Wie es der Phantasie des Kindes möglich ist, Bilder, Szenen, Figuren zu sehen, wo der Erwachsene nur Holzspäne und Grashalme sieht, so sieht auch der schaffende Künstler mehr, als ihm die Natur zeigt. Er will die Natur bloß nachahmen; aber seine Fähigkeiten, seine Hönde und seine Farbtöpfe lassen das gar nicht zu; — er überlasse sich all diesem unwillkürlich, und es wird etwas ganz anderes als das Vorbild, — ein Kunstwerk.

* * *

Schweift unser Verlangen und unser Geist ins Unendliche, so sucht er dann desto lieber in der Enge wieder seine Ruhe. Und welche Enge umfängt ihn lieber als die Enge und Stille des Hauses? Hier im Leben mit seiner Familie, in seinem Heim, hat der Deutsche immer wieder Kraft zu neuem Wirken nach außen gefunden. Nach dem Ideal seines Familienlebens wurde er in der Fremde beurteilt, um das wurde er beneidet. Auf dies durfte er stolz sein, und wieder und wieder haben auch die deutschen Maler versucht, dieses Glück des Lebens in ihren Bildern festzuhalten.

* * *

Alle Kunst, wenn sie mehr will, als nur dem Augenblick dienen, wie alle Religion, wird aus Sehnsucht geboren.

Die Grundstimmung aller Kunst ist Sehnsucht.

* * *

Die Liebe zum Kleinen ist der Schlüssel zum Großen, und nur wer das Große kennt, weiß auch das Kleine zu lieben.

* * *

Das ist ein Kennzeichen großer Kunst: sie offenbart ihre große Gewalt vom ersten Augenblick an. Ein Geheimnis fesselt uns gleich an sie. Das ist ihre Macht. Ohne dieses Geheimnis ist das Kunstwerk wertlos. Ohne das Unergründliche würde die Kunst nicht bestehen.

* * *

Die Malerei ist die Aufzeichnung eines Wechselgesprächs zwischen der Seele und der Natur. Sie ist ein Versuch, sich mit der Natur zu verständigen, ihre Sprache zu verstehen. In jeder Form, in jedem Dinge liegt ein Geist verborgen, der mit uns zu reden verlangt. Das ist der notwendige Inhalt des Kunstwerks.

* * *

Den Augenblick müssen wir festhalten. Das Bild muß schweben, daß man Angst hat, es verändere sich. — Ich habe die verhüllte Stimmung gerne. Etwas Verborgenes, Geheimnisvolles bricht durch.

* * *

Der Naturalismus muß etwas Einfaches und Großes zugleich sein. Und heute, nachdem das naturalistische Prinzip der modernen Kunst so viel genützt hat, ist es wieder an der Zeit, von Naturbeseelung und Poesie zu reden. Und das ist die Domäne der Deutschen. Wasser und Wellen sind wahr gemalt, nicht wenn ihre Farbe getroffen ist, sondern wenn wir ihr Rauschen im Bilde

vernehmen. Der rötliche Herbstbaum ist wahr gemalt, wenn er vom Scheiden spricht und von der Schönheit im Scheiden.

Es ist unglaublich, wie Maler Pessimisten sein können. Da hat die moderne Philosophie unglücklich für die Kunst gewirkt. Die ganze Kunst soll ja doch die Freude an allem Geschaffenen sein.

* * *

Welche Fülle der lieblichsten Gegenstände jedem zur Freude an Form und Farbe! Wie schön geschmückt ist die Erde mit ihren Blumen, ihren Quellen! Jeder Schmetterling offenbart eine Schönheit, und aus jedem Tierlein spricht sie und aus jedem Gestein. Und wie nun, wenn du den Menschen ansiehst! Wir brauchen nicht zu klagen, uns ist viel zu unserer Freude gegeben. Das unersättliche Auge, es findet genug.

* * *

So ist kein Zweifel, Religion und Kunst werden sich immer suchen, sich finden, sie werden nicht voneinander lassen können. Über den Eingangspforten in ihre Reiche steht das gleiche Wort: Sehnsucht, — schwächer glänzend das Wort Hoffnung.

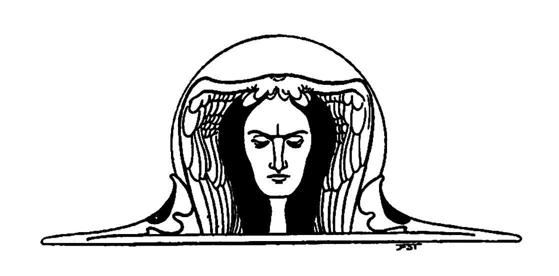
* * *

Und noch etwas steht groß vor der Seele des Künstlers: Nichts kannst du verbergen; eine Sache wird in deinem Bilde, deinem Werke verhandelt, darum aber, um dich selbst geben zu können, ohne einer Anklage gewärtig zu sein, mußt du selbst dich rein fühlen, deiner Verantwortung bewußt. Denn jeder Künstler ist entweder ein Wohltäter oder ein Verführer des Volkes.

* * *

In einer Zeit, welche dem Verstande, den sogenannten exakten Wissenschaften, dem Rechenexempel, dem Experiment so viel Macht einräumt, ist, wie es scheint, das Begehren unserer Seele, ihre ungestillte Sehnsucht um so größer, sich den Geheimnissen der Kunst hinzugeben.

Ohne Zweifel ist die heutzutage oft so leidenschaftlich sich äußernde Kunstliebe aus solcher Quelle zu erklären. Und wie eigentümlich, — gerade die schweigsame Malerei scheint jetzt in der lärmenden Zeit eine um so größere Anziehungskraft auszuüben.





Die Stellung der Musik im Gesamtbereich der Kunst

Von

William Wolf

Wir entnehmen die folgenden Darlegungen mit Genehmigung des Verlags von Karl Grüninger, Stuttgart, dem soeben erschienenen Werke „Musik-Ästhetik in kurzer, gemeinfaßlicher Darstellung mit zahlreichen Notenbeispielen von William Wolf" (Preis Mk. 7.20). Dieser Abdruck soll eine Empfehlung des guten Buches an unsere Leser sein. Eine nähere Besprechung und Stellungnahme zu diesen Fragen, mit denen sich auch der Musikliebhaber viel mehr beschäftigen müßte, behalten wir uns noch vor.

* * *

Ein vergleichender Blick auf die fünf hohen Künste: auf die Baukunst, Skulptur, Malerei, Musik und Dichtkunst, zeigt uns dieselben vor allem *darin* unterschieden, daß sie in den drei verschiedenen Hauptgebieten des Daseins walten: daß die drei ersteren, die sog. bildenden Künste, sich in der Welt des Stoffes und der sichtbaren Gegenstände bewegen, die Musik in der Welt des Gemütes ihre Domäne hat, die Dichtkunst die Welt des denkenden Geistes beherrscht.

Aus dieser Dreiteilung der Gebiete ergibt sich jedoch nicht einfach eine entsprechende Dreiteilung der *Aufgaben* oder der *Inhalte*. Es erscheint so naheliegend, daß Inhalt und Beruf der bildenden Künste in der Abschilderung der sinnlichen Welt, sowie derjenige der Poesie in der Wiedergabe der Geisteswelt bestehen müsse. Dies aber wäre ein irriger, an der Oberfläche der Erscheinung haftender Schluß; in Wahrheit streben vielmehr sämtliche Künste nach einem *gemeinsamen höchsten Punkte*, als dem Kern und Endziel ihrer Schöpfungen, und dieser ist die Darstellung der *Gemütswelt*.

Für den Beruf der Kunst, d. i. für Herstellung des Vollendet-Schönen, war die erste und höchste Forderung: Geistig-Schönes als Inhalt, in sinnlich-

schöner Erscheinung dargestellt. Denn nur im Geiste ist wahrhaftes Leben, während das Sinnenbereich an sich ein totes ist, und nur im geistigen Inhalt ist wirklicher Gehalt. Andererseits erblicken wir aber innerhalb der geistigen Welt selbst eine Spaltung, einen Unterschied des Wesens und des Wertes. Die höchste Daseinsform, das wahrhafte, volle Leben, finden wir nicht im Intellekt, in der Sphäre des bloß neutralen Bewußtseins und der Gedankenschöpfung, sondern im Gemüte, der Sphäre der Gefühle und Willensstrebungen, die unser eigentliches Ich bewegen; und so erweist sich auch der Inhalt des Intellekts nicht an sich als gehaltvoll, sondern erst die Beziehung zum Gemüt, die den gedachten Inhalt zugleich zum empfundenen werden läßt, verleiht demselben Wert.

Aus der Gemütswelt mithin, als dem höchststehenden unter den drei Gebieten des Universums, als dem Bereich des eigentlichsten Lebens und Gehaltes, schöpft die Kunst, die Kunst überhaupt, also auch jede Art der Kunst, ihren Inhalt. Die Gemütswelt ist in einer jeden Kunst das eigentliche, das zentrale Gebiet, und für die bildenden Künste und die Poesie, welche sich in der sichtbaren Welt und der Gedankenwelt bewegen, sind diese Welten nur die Eingangspforten, um zu jenem Zentralgebiete zu gelangen. Mit anderen Worten: Poesie und bildende Künste wollen durch ihr Sichtbares oder Gedankenhaftes einen Gemütsinhalt darbieten.

Am liebsten bietet uns die Kunst den Gemütsinhalt direkt, d. i. sie schildert das Gemüt selbst. Das Gemüt aber existiert nur innerhalb des Menschen (— außerdem nur noch embryonisch im Tiere —), daher ist die Schilderung des Menschen die nächste, am liebsten ergriffene Aufgabe der Kunst und diejenige, die das Ziel des Kunstbestrebens am unmittelbarsten erreicht. Bereits von der Skulptur an, welche sich gänzlich auf die Wiedergabe des Menschen (oder menschenähnlich gedachter Wesen) konzentriert, durch Malerei und Musik bis hin zur Dichtkunst sehen wir die Darstellung des Menschen nach seiner Eigenart und seinem inneren Leben, als Charakter, als Persönlichkeit und in seinem Gemütswalten, seinen Freuden und Schmerzen, seinen Neigungen, Leidenschaften und Betätigungen seines Willens im Vordergrunde aller künstlerischen Vorlagen stehen. Einzig die Architektur hat nicht den Menschen zu ihrem Gegenstande, aber sie gibt das, was größer ist als der Mensch, sie veranschaulicht den Allgeist, von dem der Mensch erst eine Emanation ist. Der Allgeist, die Quelle, aus der das menschliche Gemüt stammt, wird vom religiösen Menschen selbst als Gemüt gedacht, als höchste Form des Gemütes, reine und allumfassende Liebe; hierzu tritt die Vorstellung der Erhabenheit Gottes als des Weltschöpfers und Weltbeherrschers, und aus dem Zusammenfluß von beidem die Vorstellung der alles Irdische überragenden, unnahbaren Hoheit, welche wir „Heiligkeit" nennen. In den letzteren beiden Momenten hauptsächlich findet die Architektur ihre Aufgabe, indem sie uns durch ihre großartigen, wunderbaren und eine überirdische Hoheit aussprechenden Formengebilde das Wesen und Walten des Weltgeistes fühlen läßt.



Während so die Architektur das Gemütswalten, wie es in der Gottheit, dem universalen Wesen gedacht wird, veranschaulicht, stellt die Skulptur das individuelle gemütbegabte Wesen, den Menschen dar, und zwar diesen nur noch allgemein, als Einzelerscheinung, ohne die Umgebung der übrigen Welt. — Beide Künste, Baukunst und Plastik, entfalten ihre Schöpfungen im Bereich der sichtbaren Formen. Da der Form eine gewisse abstrakte Natur eigen ist, so suchen die Formenkünste ein Gegengewicht durch einen kräftigen realen Untergrund, sie stellen ihre Formen an dem konkreten, wirklichen Stoffe dar; die Baukunst konstruiert ihre ideenreichen Kombinationen an der sicht- und greifbaren, schweren Materie, und die Plastik gibt ihr Abbild des Menschen nicht als bloße Linie oder Fläche, sondern ebenfalls am realen Stoffe, als den vollen raumerfüllenden Körper des Menschen.

Die Malerei sieht von der kompakten Körperlichkeit ab, sie vergeistigt die Form zur bloßen Linien- und Flächenerscheinung, und hebt sich so völlig aus der materiellen Masse heraus. Was sie hierdurch an konkreter Sinnlichkeit verliert, ersetzt sie von anderer Seite in überreicher Fülle; nicht nur indem sie den Schein der Körperlichkeit, vermittelst der Schattierung, vollkommen herstellt, sondern noch wesentlicher durch die Farbe, welche den Anblick der sichtbaren Dinge in aller Vollständigkeit wiedergibt, uns die Erscheinung ihrer vollen Wirklichkeit und Lebendigkeit vor die Sinne führt. — Die Malerei ist die erste Kunst, welche ein volles Weltbild gibt. In der Plastik tritt der Mensch, oder eine Gruppe von wenigen Menschen, isoliert auf; ebenso isoliert tritt in der Architektur der makrokosmische Geist in die Erscheinung. Die Malerei aber stellt den Menschen in und mit der Welt dar, die gesamte Fülle irdischer Erscheinungen ist ihr als Schilderungsbereich gegeben. Dadurch kann sie nun auch den Menschen in der Vollständigkeit seines Wesens, nach allen Seiten seines Lebens schildern; indem sie ihn eingereiht in die Umgebung von Mitmenschen, verbunden mit der Natur und mit dem vollen Leben der Wirklichkeit hinstellt, vermag sie uns die tausendfältigen seelischen Situationen zu eröffnen, welche sich aus diesen mannigfaltigen äußerlichen Beziehungen ergeben. Die Malerei gibt von diesen Situationen nur die sichtbare Erscheinungsseite, aber wir schauen durch dieselbe hindurch klar in das Innere. Wir blicken in die bestimmten Lebensverhältnisse und Schicksalslagen der Menschen, und nehmen sowohl ihre allgemeinen Charaktere wie die besonderen, im vorliegenden Augenblick in ihnen waltenden Gemütsbewegungen und Gedanken wahr. So gibt die Malerei ein allseitiges Weltbild, den Inhalt aller drei Sphären, der Außenwelt, der Gemütswelt und der Denkwelt, vereint, so wie dies in der Wirklichkeit der Fall ist, in dieser Vereinigung aber bildet den Kerngehalt das Innerste des Menschen: sein Charakter und sein Gemütsleben. — Auch wo die Malerei nicht direkt den Menschen darstellt, ist es ihr doch um einen Gemütsinhalt zu tun: in der Landschaftsmalerei, in welcher sich, durch Eindrücke der Natur, Stimmungen projizieren.

Ebenfalls ein volles Weltbild gibt die Dichtkunst, jedoch, entgegengesetzt der Malerei, von der Seite des Geistes. Im Geiste des Menschen bildet sich alles, jegliches Objekt der sinnlichen Welt und jedes Moment der Gemütswelt ab, beide Sphären häufen hier ihren Inhalt als Vorstellungen auf, zu denen noch die Erzeugnisse der Denksphäre selbst, die Begriffe, Gedanken, Schlüsse, Erkenntnisse hinzutreten. Der Ausdruck dieses gesamten Geistesinhalts ist die Sprache. Durch die Sprache vermag daher der Dichter die ganze Welt in der Phantasie des Hörers oder Lesers aufleben zu lassen. Wieder aber ist es innerhalb dieses allseitigen Lebensbildes die zentrale Welt, das Gemüt, auf welche das Interesse des Poeten sich konzentriert und auf welche er das Interesse derer, welche seine Mitteilungen empfangen, wesentlich hinlenkt. — In der Poesie ist die Weltschilderung, da sie nur mittels der Sprache bewirkt wird, im höchsten Grade vergeistigt. Gleichwohl wird die fortfallende Sinnlichkeit vollkommen dadurch ersetzt, daß die Sinnenwelt sich in unserem Innern, eben als Phantasie-Vorstellung, wiederaufbaut; ferner dadurch, daß die sprachliche Darstellung selbst uns lebensvoll anmutet, weil sie den Inhalt als ein bewegtes, wechselndes Nacheinander in der Zeit entfaltet, und weil sie die Form der direkten persönlichen Äußerung an sich trägt. Dazu kommt schließlich ein unmittelbar-sinnliches Element, das Wort als ein Tönendes und Rhythmisches, das an den Sinn des Gehörs appelliert.

Die Musik endlich gibt die Darstellung jener zentralen Welt unmittelbar. Sie aber gibt kein volles Weltbild, sie hebt nur die Gemütswelt heraus. Sie verkörpert diesen rein geistigen Inhalt in einer lebens- und schönheitsreichen Sinnenwelt, aber nicht in derjenigen der Wirklichkeit, sondern in einer selbstgeschaffenen Sinnenwelt, der Tonwelt. — Diese Isolierung entsteht, weil die Musik in sich selbst nur fähig ist, die Prozesse des Gemüts darzustellen, nicht aber die Inhalte der Außenwelt und der Denkwelt wiederzugeben. (Die Tonmalerei, welche dies, übrigens nur teilweise und andeutend tut, tritt erst in Funktion, wenn das Wort hinzukommt, also der Kreis der reinen Musik verlassen wird.) Die Musik muß jene beiden Welten nicht nur aus äußerer Nötigung, sondern auch aus inneren Gründen negieren: würde sie die Gefühle in der Verflechtung mit der Außenwelt und der Begriffswelt, wie sie im wirklichen Leben vorkommen, darstellen, so würde sie ein völlig zusammenhangloses Stückwerk liefern; sie muß daher das Leben des Gefühls darstellen, wie es lediglich nach seinen eigenen Lebensgesetzen sich entwickelt. Dies hat zugleich den ungemein wertvollen Erfolg, daß in der Musik das Gefühl in seinem eigensten Wesen sich uns auftut, voll und klar ohne alle jene Einschränkungen und Beeinflussungen, welche es im wirklichen Leben erfährt. Jetzt aber erst, nach gewonnener Erkenntnis von der zentralen Bedeutung der Gemütswelt, erschließt sich uns die ganze künstlerische Notwendigkeit und die ganze künstlerische Hoheit, welche dieser Isolierung innewohnt: die Gemütswelt, die Kern-Welt unter den Daseinsgebieten, soll

in einer der hohen Künste rein, von allen Hüllen befreit, hervortreten; sie, das Hauptgebiet, verlangt der Kunstgeist irgendwo in absoluter Form, in seiner eigensten, unangetasteten Erscheinung dargestellt zu sehen. Diese hohe Aufgabe fällt der Musik zu.

Hierin beruht nun auch der tiefste Grund dafür, daß die reine Musik, trotz ihrer Abgeschiedenheit von Außenwelt und Begriffswelt, uns eine durchaus volle Befriedigung bietet, eine Befriedigung, derjenigen gleich, welche Poesie und Malerei, die alle Sphären des Daseins umspannen, in uns erzeugen. Die Musik gibt den Kerngehalt aller Kunst. Sie gibt nur diesen, aber eben um ihn rein und voll zu geben. —

Aber wiewohl die reinen Gefühlsbilder, welche die Musik bietet, eine volle Befriedigung gewähren, so existiert doch in der menschlichen Natur das Verlangen, daneben auch Gefühlsbilder von der Art zu besitzen, wie sie das Leben enthält, wo alle inneren und äußeren Sphären des Daseins beisammen sind.

Das Interesse der menschlichen Natur an der Gegenstandswelt, die ihn umgibt, und an der Gedankenwelt, die er in seinem Innern aufbaut, ist ein zu großes, ein zu ursprüngliches, tiefes und lebhaftes, als daß nicht das Bedürfnis nach einer Musikart entstehen sollte, welche in die Darstellung des Kerngebietes diejenigen der anderen Gebiete mithineinzieht, und so wiederum ein volles Weltbild gibt, wie dies Malerei und Dichtkunst tun. Zwar ersetzt die reine Musik in gewisser Weise das Fehlende, indem sie eine Art Abglanz der sichtbaren Welt und der Geisteswelt in sich selbst erzeugt, und dieser Ersatz genügt vollkommen, sobald das Bestreben waltet, sich auf die Betrachtung der Gemütswelt zu konzentrieren; aber neben dem künstlerischen Verlangen nach Konzentration auf das Innerste und Eigentlichste besteht in der Menschennatur auch das gegenteilige Verlangen nach Expansion, nach Allseitigkeit und Ganzheit. Daher bildeten sich neben der reinen Musik die „gemischten" Musikgattungen, welche zum Gefühlsleben die ursprünglich mit ihm verbundenen Vorstellungskreise der Sinne und des Geistes wieder hinzubringen.

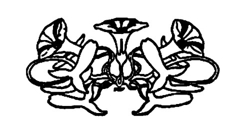
Beide Vorstellungskreise werden der Musik vermittelt durch das Element der Dichtkunst: durch die Sprache. Denn die Sprache vermag sowohl reine Gedanken mitzuteilen, als auch die äußeren Dinge zu „schildern", d. i. durch Nennung dieser Dinge ihr Bild in uns wachzurufen. Somit ist es ein Anschluß an die Poesie, welcher die Musik das gewünschte Ziel erreichen läßt.

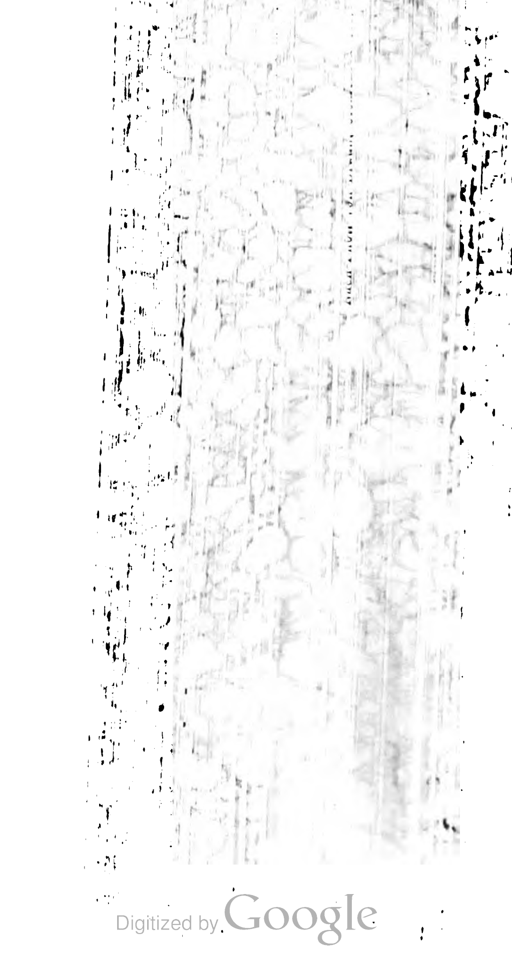
Die Musik macht nicht etwa den Versuch, sich die Sinnenwelt von der Malerei, statt von der Dichtkunst, zu erborgen. Man sollte meinen, daß dieses Mittel das näherliegende und bessere sei, da ja in der Malerei die sinnliche Welt unmittelbar und in voller Lebendigkeit zur Erscheinung gelangt. Aber Malerei und Musik amalgamieren sich in keiner Weise. Jene gibt eine starr feststehende Kunsterscheinung, die Musik hingegen eine flüssige, ein vollströmendes und wechselndes Leben; und gerade die direkt-

sinnliche, realistische Natur des malerischen Bildes vermag sich mit der verklärten und andersgearteten Sinnlichkeit der Musik (der Sinnenwelt des Gehörs), aus welcher der Gemütsinhalt unmittelbar hervordringt, nicht innig zu vermischen. Das Wort der Poesie hingegen ist selbst ein innerliches und verklärtes Element: in ihm idealisieren sich die sinnlichen Erscheinungen zu Vorstellungen unseres Geistes. Wird es in der Vokal-Musik als ausgesprochenes Wort, als Text, hereingezogen, so ist seine Verbindung auch mit der Tonwelt eine höchst vollkommene: die Worte breiten sich gleich den Tönen in der Zeit aus, fließen mit diesen vereint dahin, und es sind dieselben Lautorgane des Menschen, welche den Gesangton und das Textwort in harmonischer Verschmelzung erklingen lassen. Wird das Wort für die Programm-Musik, nur als Überschriftswort verwendet, so bleibt es vollends innerlich, unausgesprochen, und die Vorstellungen, die es erweckt, breiten sich in uns nur als Hintergrund des Musikstücks aus.

In diesen gemischten Gattungen reiht sich mithin die Musik den beiden Künsten an, welche Gesamtbilder des Lebens geben. Diese Gesamtbilder nehmen in jedem der drei Fälle eine wesentlich andere Form an. In der Malerei erhalten wir die Welt von der Sinnenseite dargestellt, durch welche die inneren Sphären hindurchscheinen; von der Dichtkunst wird uns der Inhalt sämtlicher drei Sphären in der Form des Gedankens und der inneren Vorstellung gereicht; die Musik endlich, indem sie sich mit dem Wort verschwistert, schildert vor allem und unmittelbar die Gemütswelt, und läßt die Inhalte des Denk- und des Sinnengebietes, letzteren nur als geistige Vorstellungen, mithindurchwirken. So wird in jeder dieser Künste eine andere der drei Hauptsphären in den Vordergrund gestellt.

Das Weltbild der Musik unterscheidet sich aber, wenn wir genauer prüfen, noch in einem bedeutsamen Punkte von beiden anderen: das musikalische Weltbild hat nicht die Form der Wirklichkeit. In der Wirklichkeit drückt sich das Gefühl nicht in Tönen aus, sondern begnügt sich mit den Andeutungen der Sprache, Miene und Gebärde. Hier aber wird das Gefühl aus seiner Verborgenheit herausgehoben, und wird ihm eine eigene und vollkommene körperliche Erscheinung gegeben. Auf diese Weise wird hier die Wirklichkeit korrigiert, erhöht. Im wirklichen Sein hat die Kernwelt, das Gemüt, wie eben jeder Kern, eine Schale, eine Hülle, die hier nie völlig gesprengt wird. Die Musik aber, als Vokal- oder Programm-Musik, verändert die Mischung der Elemente, sie läßt das Wertvollste derselben, die Sphäre des Gemüts, auch am vollkommensten in die Erscheinung treten und gibt ihm damit im Gesamtbilde die gebührende herrschende Stellung.





Eine Stunde Gesang

In wenigen Wochen wird in Berlin der 3. musikpädagogische Kongreß stattfinden. Die Verhandlungen werden sich zum großen Teil mit der Frage des Schulgesangs beschäftigen. Zunächst hauptsächlich mit der Volksschule. Es wird da ein heftiges Hin und Her der Reden und Meinungen entstehen, und ich möchte an dieser Stelle nicht vorgreifen, sondern den Verlauf abwarten, um dann zusammenfassend die Frage insoweit zu behandeln, als sie auch jeden Nichtfachmusiker angeht. So viel kann man aber doch schon sagen. Allgemein ist die Ansicht, daß die Schule für den Gesang jetzt nicht genug leistet, daß jedenfalls die Ergebnisse der Schulgesangspflege nicht befriedigen können. Allgemein ist ferner die Einsicht, daß die Musik ein so hervorragendes Volkserziehungsmittel ist, daß wir alles mögliche tun wollen, sie stärker für die ethische Volkskultur fruchtbar zu machen, als es in den letzten Jahrzehnten geschehen ist.

Die Teilnahme, die die Behörden dem erwähnten Kongreß entgegenbringen, beweist, daß auch hier diese Einsicht und der Wille zu bessern vorhanden ist. Um so merkwürdiger berührt es, daß bei der Fertigstellung der Lehrpläne für das Mädchenlyzeum der Gesang in unerhörter Weise an die Wand gedrückt worden ist. Ein Schulmann, Direktor Blümlein, macht dazu im „Tag" folgende beachtenswerten Ausführungen.

„Bisher waren dem Gesang auf der hohen Mädchenschule in allen Klassen je zwei Wochenstunden zugeteilt, und die Teilnahme war für alle Schülerinnen verbindlich. Nach dem neuen Lehrplan ist dem Gesang nur eine Stunde zugewiesen, und die Teilnahme steht im Belieben der Schülerinnen.

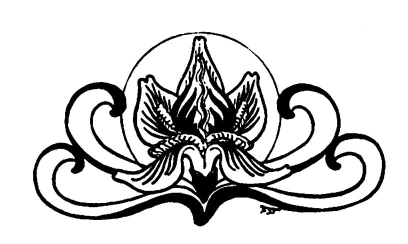
„Daß mit einer Wochenstunde fakultativen Unterrichts im Singen gar nichts erreicht werden kann, wird auch dem Nichtfachmann klar sein. Die melodischen und rhythmischen Übungen, die Ausbildung des Gehörs, die Mundstellung, die Tonbildung, die reine Aussprache, die doch auch dem deutschen Unterricht sehr zustatten kommt, das alles wird künftighin vernachlässigt werden müssen; der Lehrer wird froh sein, wenn er ein paar leichte Lieder notdürftig wird einüben können. Von der Aneignung auch des kleinsten Kanons, von Chorälen, vaterländischen und Volksliedern wird nicht mehr die Rede sein können, noch weniger von mehrstimmigen Gesängen. Des ganzen reichen Schatzes von Liedern, den bisher die Schülerin nach neun, bzw. zehn Jahren mit von der Schule ins Leben nehmen konnte, wird die künftige Lyzealschülerin bar sein; nüchtern, prosaisch wird sie durch das schon so nüchterne Dasein hinwandeln, und wenn sie einst als Ehefrau ein Kindlein auf den Knien wiegt, wird sie ihm kein Liedlein singen können. ‚Ihr Kinderlein, kommet', ‚Soviel Stern' am Himmel stehen', ‚Der Mai ist gekommen' sind für sie fremde Klänge!

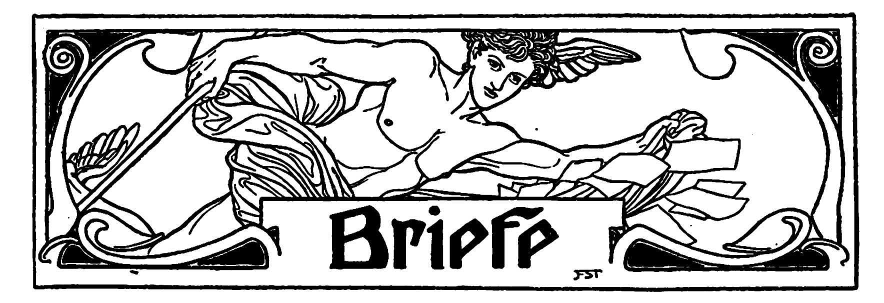
„Und dabei heißt es noch in den letzten behördlichen Bestimmungen: Mädchen und Frauen sind von alters die berufenen Hüterinnen des dichterischen Gutes, das im Volksliede ruht. Die Mädchenschule hat die Pflicht, mit dafür zu sorgen, daß der gemeinsame Haus- und Familiengesang wieder zu Ehren komme, indem sie vorzugsweise solche geistlichen und weltlichen Lieder übt, die nach Wort und Weise wert sind, ein Lebensgut der Schülerin zu werden. Und hat nicht der Kaiser gerade in den letzten Jahren immer wieder auf die

Pflege des Liedes hingewiesen? Ist er nicht selbst nach Kassel und Frankfurt a. M. zu den Sängerfesten geeilt, um sein hohes Interesse daran zu bekunden? Und ist nicht eben die Kommission in seinem Auftrage an der Arbeit, Lieder fürs deutsche Volk zu sammeln? Wahrlich, nichts spricht diesen von allen Volksschichten mit Freude anerkannten Bestrebungen so sehr Hohn als das neue Lyzeum, das der Schule die zwei Stunden — das Mindestmaß! — obligatorischen Singens nehmen will. Daß dies auch nicht der Wille der Kaiserin ist, sondern nur der Reformerinnen, für die Haus- und Familiengesang ebenso gleichgültig sind wie Haus und Familie selbst, das bezeugt ein Wort der Herrscherin selbst, die, als die Rede auf den Gesang der Mädchen kam, aussprach: ‚Jede Frau muß einen rechten Schatz von Liedern besitzen!‘“

Es ist diesen Ausführungen nur der Wunsch hinzuzufügen, daß noch gebessert wird, bevor es zu spät ist.

Ein anderes aber habe ich bei der Gelegenheit zu erwähnen. In den letzten Wochen fand im Zirkus Busch in Gegenwart des Kaiserpaares ein Konzert von 2000 Kindern der Berliner Gemeindeschulen statt. Alle, die dem Konzerte beiwohnten, waren einig im Lobe dieser Leistungen. Gerade weil wir nun so dringend nach Besserung der Schulgesangsverhältnisse auch in den Volksschulen verlangen, muß scharf hervorgehoben werden, daß jeder Schluß von diesem Konzert auf die Gesangsleistungen in den Volksschulen unberechtigt ist: 1. waren für dieses Konzert aus jeder der hundert Berliner Gemeindeschulen die besten Sänger ausgewählt; 2. waren für dieses Konzert viele Sonderproben abgehalten worden, und zwar ohne jede Schonung des übrigen Unterrichts. Das letztere betone ich nur, weil sonst immer von Schulmännern auf diesen Unterricht verwiesen wird, wenn etwas für Gesang verlangt wird. — Also! man lasse sich keinen Sand in die Augen streuen!





M. C., B. — K. B., F. — C. S., H.-O. — K. B., D. — K. K., L. b. T. — F. B., B. — A. K., M. (L. W.) — F. H., M. — R. B., B.-F. — F. Rh., M. b. H., S. — B. R., P. b. H. — F. H. M. — F. G. B. — F. G., W.-M. — F. K., K. — L. R. in H. — A. K., K. i. Pr. — G. R., R.-R. — G. S., L. b. D. — E. W. v. St., B. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

R. K., B. Die Proben genügen unseren Ansprüchen leider nicht. Das im einzelnen zu begründen, ist bei der Fülle von Einsendungen völlig unmöglich.

H., Ch. „Die Geiger“ kämen vielleicht in Betracht.

L. M., B. A. Für eine Monatsschrift längst post festum.

R. B., D. Mit den Beilagen, die ausschließlich Verlagsangelegenheiten sind, hat die Redaktion nichts zu tun.

L., R., H. Geben Sie uns Ihre Adresse, auf daß wir Ihnen die Skizze „Ein Begräbnis“ zuschicken können. Sie ist für den T. nicht geeignet, für eine Tageszeitung aber wohl verwertbar.

E. H., B. b. D. Bei stärkerer Zusammendrängung Ihrer Kräfte würden Sie wohl Brauchbares schaffen können; so zerfließt alles.

L. B., Lpz. Bei Ihnen ist es das Übermaß der Empfindung, das Sie nicht zur Gestaltung kommen läßt. Alles in allem zeugen die Dichtungen für kräftige Leidenschaft und echt dichterisches Schauen. Aber jede vierte, fünfte Zeile versagt völlig, ist bloßes Füllsel oder reine Rhethorik.

H. Sch., R.-B. Einige der Ritornelle kommen in die engere Auswahl.

R. H., B. — O. E., M. u. a. Wenn Sie ahnten, welche Fülle redaktioneller Arbeit zu erledigen ist, würden Sie nicht, trotz unserer ständigen Ankündigung, daß uns auf Gedichte briefliche Antwort unmöglich ist, solche verlangen.

K. H. L. Ihre Gedichte bekunden Begabung, sind aber ohne Eigenart. In der Sprache zu viele feststehende Klischee-Formeln, in der Empfindung zu wenig Gedrungenheit.

W. L., Ch. — M. K., S. b. B. — E. J., A. — O. A., W. — O. W, St. Nachdem nun auch die Gegenstimme zu Wort gekommen ist, sei's genug damit. Wie der Leiter unserer literarischen Abteilung denkt, erfahren Sie aus diesem Heft.

A. W., U. a. D. Ihr Protest gegen die Preiskrönung von Hauptmanns „Rose Bernd“ ist jedenfalls energisch genug, wenn Sie dichten:

Gemeinheit ist es, die Sünde im Leib	Und wie kann erst der Goethebund
Durch schnöde Heirat zu decken:	Sich selber so verhöhnen,
Wie aber kann in solchem Weib	Mit welchem, welchem, welchem Grund,
Ein Dichter die Heldin entdecken??	Solch Dichterstück zu krönen???

E. M. H. — E. Chr. i. B. Wirklich noch recht unreif. In ein paar Jahren klopfen Sie wieder an.

J. Grf. R. Verbindlichsten Dank! Wie Sie sehen, im Tagebuch verwendet.

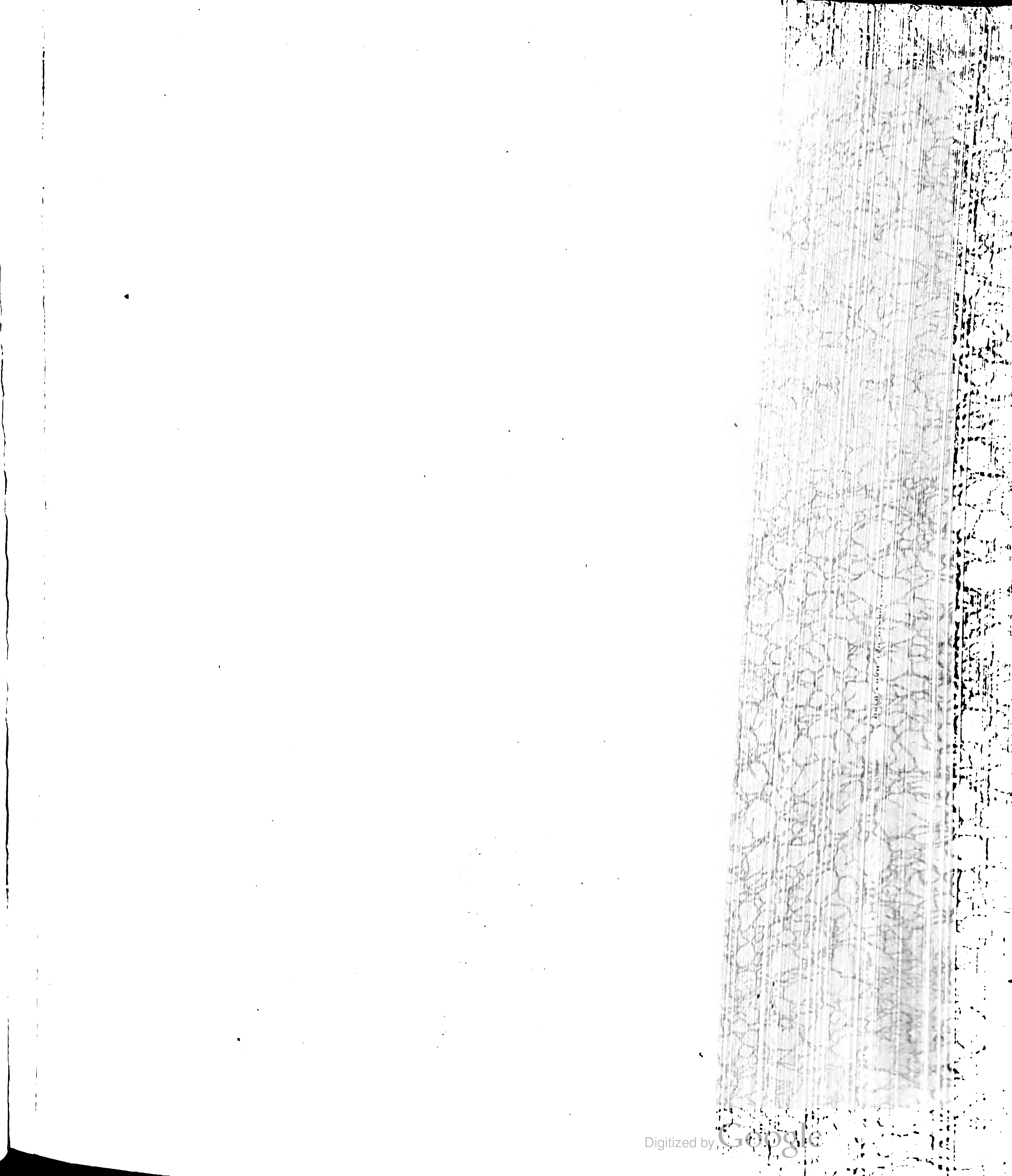
H. S., L. Lassen Sie uns diese „Sprüchlein“ noch getrost der Ofenflamme überantworten; ans Tageslicht muß Besseres.

E. R., G.-K. b B., Schl. Für die frdl. Zeilen Dank und Gruß! „Nach heiligem Lande“ kommt vielleicht in Betracht.

J. K., D. Die Mühe, ein ganzes Heftchen mit Beschwerden vollzuschreiben, verdient zum mindesten Dank. Hat Ihnen die Niederschrift geholfen, sofern sie Ihrem Gemüt Erleichterung verschafft hat, so hat sie uns nichts geschadet.

H. O. Inwieweit es möglich sein wird, die Erfüllung Ihres Wunsches in Erwägung zu ziehen, können wir jetzt noch nicht übersehen; jedenfalls danken wir Ihnen für die Anregung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Viktor Müller

Mezzotinto Bruckmann



SCHNEEWITTCHEN MIT DEN SIEBEN ZWERGEN



VIII. Jahrg. Mai 1906 Heft 8

Des Kanzlers Probestück

Von

Dr. Paul Harms

Seit acht Jahren leitet Bernhard von Bülow verantwortlich die auswärtige Politik des Deutschen Reiches. Der Staatssekretär ward Kanzler, der Kanzler ward Graf, der Graf ward Fürst — ohne daß die öffentliche Meinung ein sicheres Urteil über Charakter und Fähigkeiten des Mannes hätte gewinnen können. Geblendet vom sichern und gewandten Auftreten des Neulings, hat sie seiner ersten Erhöhung rückhaltlos zugestimmt; als der müde Grandseigneur Chlodwig Hohenlohe die Bürde des Kanzleramtes ablegte, da wird es in Deutschland nicht allzuviele gegeben haben, die nicht damit einverstanden gewesen wären, daß der junge, frische Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sein Nachfolger wurde. In der Tat, unter all den braven Verwaltungsbeamten wirkte Herr Bernhard, der sich in der Welt umgetan hatte und weltmännische Formen mitbrachte, ungemein jung und frisch. Von dem Manne mit dem silberglänzenden Scheitel, der am 5. April wachsbleich und sterbensmatt im Kanzlerstuhle des Reichstages lag, wird man das nicht mehr behaupten können, auch wenn er — was man ihm und uns von Herzen wünschen darf — sich rasch und völlig erholen sollte. An jenem Tage hatte er dem Reichstage Bericht erstattet vom vorläufigen Abschlusse des Marokko-Handels — den man als sein Probestück bezeichnen darf. Denn zum ersten Male hat hier der Kanzler,

soweit wir unterrichtet sind, das Reichsschiff in kritischer Zeit selbständig gesteuert. Offenbar hat er dabei auch Rücksicht walten lassen auf die Sonderart des Kaisers, der sein eigner Kanzler sein will; der aber scheint zwar viel gefragt und getrieben, sich im ganzen aber doch der Führung des Kanzlers anvertraut, oder wenn man lieber will, ihm freie Hand gelassen zu haben. So wird der Marokko-Handel von ungeahnter Bedeutung, nicht nur für Deutschlands Weltstellung, sondern auch für das Urteil, das der Deutsche sich über die dermaligen Leiter unsrer Politik zu bilden verpflichtet ist. Man kann nunmehr vergleichen und messen und einschätzen, nach den Maßstäben, die der größte Meister der Staatskunst im 19. Jahrhundert seinem Volke hinterlassen hat; denn man hat in gewissem Sinne Abgeschlossenes vor sich.

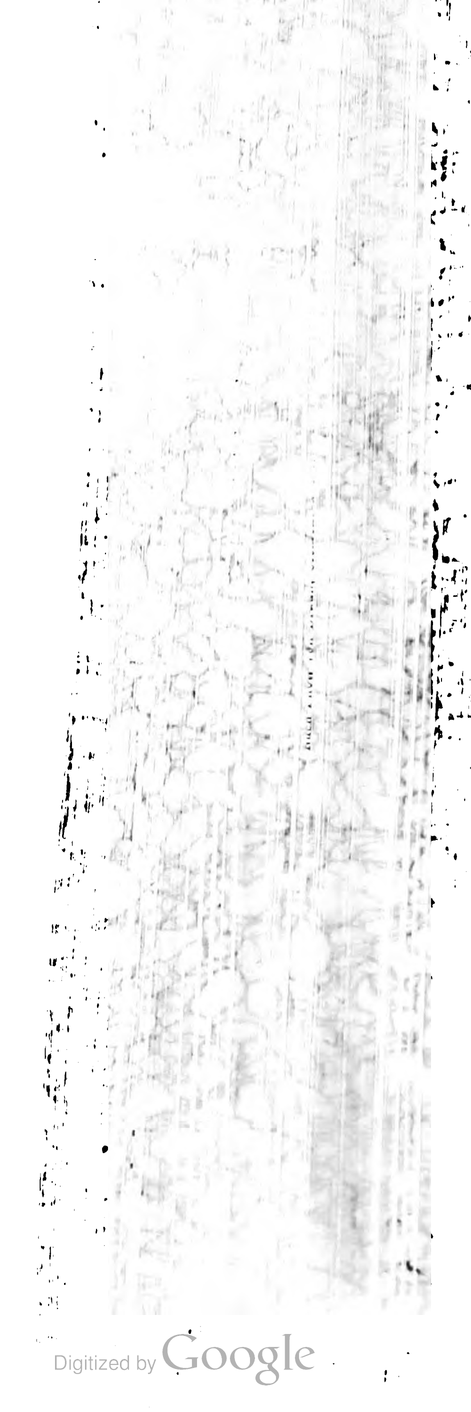
Von vornherein ist dabei festzuhalten, daß sich in der Gesamtheit politischer Erscheinungen, die wir kurz die marokkanische Frage nennen, eigentlich zwei Fragen, sehr verschieden an Umfang und fortwirkender Bedeutung, unaufhörlich mit einander verschlingen und verquicken; nämlich eine örtlich umgrenzte Frage widerstreitender Wirtschaftsinteressen, und eine allgemeine Frage politischer Kräfteverteilung. Die zweite Frage ist seit Bismarcks Rücktritt noch nie völlig zur Ruhe gekommen, aber erst am glimmenden Feuer des Zankes um Marokko hat sie sich mit einer Lebhaftigkeit entzündet, die die alten Gegner von 1870 bis hart an die Schwelle des Krieges trieb. Wie war das möglich? Bedeutet Marokko so viel, und was bedeutet es uns? Denn um Kleinigkeiten kann das europäische Gleichgewicht heute nicht wohl mehr aus den Fugen gehn!

Marokko ist der letzte Ausläufer der Eroberung Nordafrikas durch die Araber und den Islam. Die eingeborenen Berberstämme nahmen den Islam an, und nun konnte er, an der schmalsten Stelle zwischen Ceuta und Gibraltar, das Mittelmeer überfluten und nach Europa vordringen; Tarik, der Feldherr der Mauren, hat der Stätte, da sein Fuß zuerst europäischen Boden betrat, bis auf den heutigen Tag seinen Namen gelassen. Als der Strom der Eindringlinge nach harten Kämpfen endlich zurückebbte, drangen die Sieger nach: der marokkanische Wüstensand hat viel edles spanisches und portugiesisches Blut getrunken. Sonst führte Marokko, wie die andern Berberstaaten auch, in die der arabische Besitz an der afrikanischen Nordküste zerfiel, ein unabhängiges Dasein, das auf Seeraub gegründet war; die Beziehungen zum Nachfolger der Kalifen, dem Padischah in Konstantinopel, waren stets locker. Aber auch nach Süden, auf den westlichen Sudan, griff im 16. Jahrhundert die kriegerische Macht Marokkos über, und ein blühender Karawanenhandel verband das Scherifenreich mit Timbuktu, der Königin der Wüste am mittleren Niger. Während in der Folgezeit aber die europäische Kultur mit Riesenschritten dem „Zeichen des Verkehrs" zustrebte, sank die Welt des Islams in Schlummer und blieb mehr und mehr zurück. In ihren Kämpfen um den Welthandel gegen Spanier und Franzosen entdeckten die Engländer das Mittelmeer aufs neue für die Weltgeschichte und setzten sich in Gibraltar und Malta fest. Napoleons

ägyptischer Zug blieb Episode, aber schon bald nach dem Sturze des Korsen erinnerten sich die Franzosen, daß sie doch auch eine Mittelmeer-Macht seien, und Louis Philippe vollendete die Eroberung Algiers. Schon dies Unternehmen wollte nach Marokko übergreifen, zuckte aber vor dem Widerspruch Englands zurück. All dies blieben vereinzelte koloniale Unternehmungen einzelner Völker, die damals nimmermehr, auch nur vorübergehend, zum Mittelpunkte der hohen Politik hätten werden können. Erst als Lesseps die Landenge von Suez durchstochen und das Mittelmeer dem Weltverkehre voll eingefügt hatte, konnte es eine „marokkanische Frage“ geben. Vorerst freilich gab es eine ägyptische. Weil die Franzosen wie gebannt in das Vogesenloch stierten, ging ihnen Ägypten verloren. Die herbe Lehre rüttelte sie auf: mit keckem Griffe schnappte Jules Ferry den Italienern Tunis weg — und seitdem traut in Nordafrika da, wo die Besitzverhältnisse noch nicht endgültig entschieden sind, keiner dem andern mehr über den Weg; die Frage, wer am ursprünglichen Zugange des Mittelmeeres neben England der Herr sein sollte, mußte früher oder später brennend werden.

In dieser Fragestellung ist zum Teil schon die Antwort darauf gegeben, was Marokko für uns bedeute. Deutsch sind die beiden größten Reedereien der Welt, und wenn wir's schon nicht mehr hindern können, daß England das Land des Suez-Kanals an sich gerissen hat und englische Kanonen die Nordseite der Straße von Gibraltar beherrschen, so kann's uns eben darum nicht mehr gleichgültig sein, wer seine Hand auf die Südseite legt. Zu tief sind wir selbst in den Weltverkehr hineingewachsen und mit den Interessen der Welthandelsstraßen verknüpft! Dazu kommt das Interesse am Lande selbst. England und Frankreich haben in Afrika riesige Kolonialreiche zusammengeballt, Deutschland hat mit Müh' und Not ein paar übriggebliebene Brocken errafft, leistete sich zudem den Schwabenstreich, den besten davon, die Insel Sansibar, an England zu verschleudern. Hier ist nun noch ein Stück unabhängigen afrikanischen Bodens, nach dem Urteile deutscher Forscher zukunftsreich, sowohl für den Handel wie für die unmittelbare Bewirtschaftung. Die Südwestecke besonders, das Vorland des Atlasgebirges, gilt als sehr geeignet für den Weizenbau. Der Hebung harren noch die Bodenschätze der Berge. Mandeln, Datteln, Wachs, Gummi, Wolle kaufen wir schon jetzt in Marokko für 7½ Millionen, und für 4 Millionen Waren führen wir ein. Außerdem arbeitet beträchtliches deutsches Kapital im Lande, 21 Millionen Mark haben wir dem Sultan bar geliehen, der mit dem Maghzen, einer Art von Notabeln-Vertretung, die Zentralgewalt ausübt, soweit sie ihm nicht von unabhängigen oder aufrührerischen Räuberstämmen bestritten wird. Sollen wir, die Hände in den Taschen, daneben stehn und zusehn, wie das kinderarme Frankreich sich auch in diesem noch freien Stück Afrikas häuslich einrichtet, um dann uns die Türe vor der Nase zuzuschlagen? Das ist für uns der marokkanischen Frage besonderer Teil.

Er hatte deutsche Forscher und Politiker schon lange beschäftigt, bevor er von der Regierung des Herrn von Bülow amtlicher Aufmerksamkeit



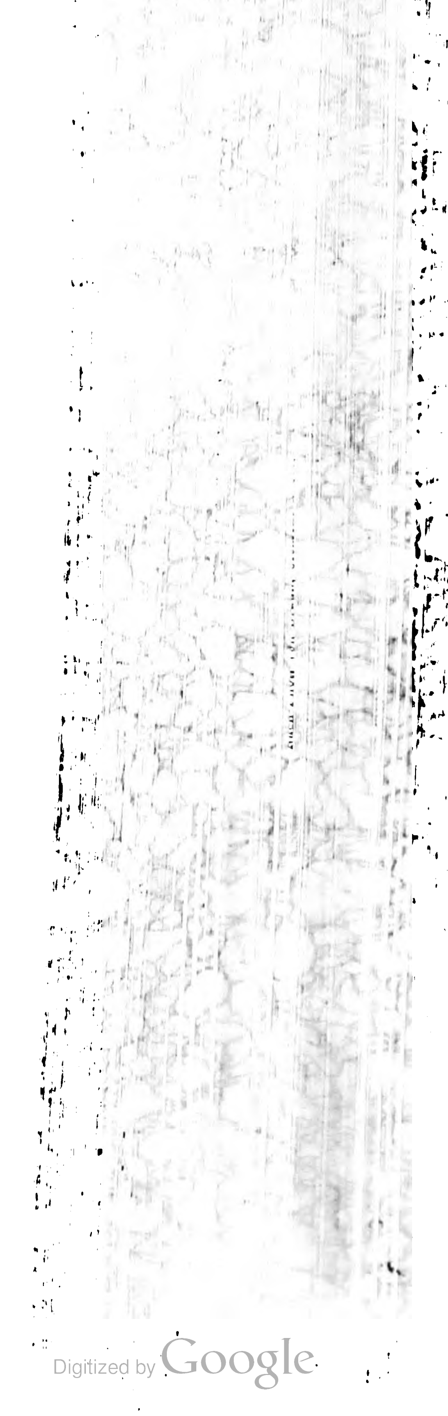
gewürdigt wurde. Die Geheimen Räte am grünen Tische hatten sich wohl schon längst der bequemen Gewohnheit hingegeben, die marokkanische Frage unter das Rubrum der „alldeutschen Schwärmereien und Phantastereien“ einzureihen; als des Kanzlers Aufmerksamkeit von anderer Seite her darauf gelenkt wurde. Mit Unbehagen mußte die deutsche Regierung wahrnehmen, wie das Streben der französischen Politik, mit wachsender Sicherheit, auf die völlige Vereinsamung Deutschlands in Europa ausging. Die gegebene Grundlage für dieses Streben war das Bündnis mit Rußland, das Deutschland zwischen zwei Feuer nahm. Es mußte sich da um so hilfloser schmoren lassen, als es sich, in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit, von den Verbündeten hatte verführen lassen, nach dem Frieden von Shimonoseki Japan vor den Kopf zu stoßen und sich so der einzigen Möglichkeit zu berauben, auch Rußland zwischen zwei Feuer zu setzen. Aber die rührigen Japaner zündeten den Russen das Feuer im Osten auf eigene Faust an, und der „große Verbündete“ ward in einer Weise lahmgelegt, die sich niemand in Frankreich, leider auch niemand im amtlichen Deutschland hatte träumen lassen. Dieser Zusammenbruch des absolutistischen Rußlands begann zur selben Zeit, als Delcassé seinem Gebäude der Vereinsamung Deutschlands den Schlußstein einfügen wollte, in Gestalt des englisch-französischen Abkommens über Nordafrika vom 8. April 1904. Darin verzichtete Frankreich endgültig auf Ägypten, das England tatsächlich längst besitzt, und England überließ dafür an Frankreich Marokko, das weder England noch Frankreich besitzt. Frankreich mußte allerdings versprechen, dem — englischen? — Handel für die nächsten 30 Jahre offene Türe zu verbürgen. Über Marokko aber besteht ein älteres Madrider Abkommen vom Jahre 1880, das auch Deutschland unterzeichnet hat und worin allen Unterzeichnern die Meistbegünstigung, ohne zeitliche Einschränkung, zugesichert ist. Hier bot sich also, wie immer die geheimen Abmachungen zwischen Frankreich und England lauten mögen, eine Handhabe zum Eingreifen, und da man sicher sein konnte, durch Rußlands Niederlagen den Rücken dauernd frei zu behalten, so beschloß Bülow, jetzt oder nie den Ring der Delcasséschen Vereinsamungs-Politik zu sprengen.

Längere Zeit sind die Fäden ungesehn geflossen, der Kanonendonner im fernen Osten nahm die Aufmerksamkeit des europäischen Publikums gefangen. Was es dann aber, nach Jahresfrist etwa, vom Marokko-Handel zu sehn bekam, war deutlich: am 31. März 1905 ging Wilhelm II., der auf seiner Fahrt ins Mittelmeer begriffen war, in Tanger ans Land. Das hieß: Ich, der deutsche Kaiser, betrachte den Sultan von Marokko als Meinesgleichen und Marokko als ein unabhängiges Land. Nun wußten die Franzosen, daß sie beim Versuche der „friedlichen Durchdringung“ auf den bekannten Kürassierstiefel stoßen würden. Dem Sultan war natürlich gewaltig der Nacken gesteift, er setzte den dringendsten Forderungen des französischen Gesandten unbeugsamen Widerstand entgegen. Es war ein kühnes Spiel, das Deutschland spielte, und daß der Kaiser, der es eingeleitet hatte, seine Spazierfahrt gelassen fortsetzte, mag auf die Franzosen

tiefer gewirkt haben, als wir ahnen. Unerhört in der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen seit 1871 war jedenfalls der Gewinn: der französische Minister des Auswärtigen blieb auf der Strecke!

Es war ein verblüffender Erfolg. Hat Deutschland verstanden, ihn festzuhalten? Sehn wir zu, was weiter geschah. In den ersten Junitagen von 1905 trat Delcassé, unser schärfster Widersacher, vom Schauplatze zurück, seitdem verbiß sich Bülow fest und immer fester in den Gedanken einer internationalen Konferenz. Ein volles halbes Jahr hatte die deutsche Diplomatie zäh und hartnäckig daran zu arbeiten, um diesen Gedanken allen beteiligten Mächten annehmbar zu machen und seine Ausführung sicherzustellen. Vielleicht hat uns auch hier Roosevelt einen jener Liebesdienste erwiesen, die ihn nichts kosten und uns stets aufs neue entzücken. Erleichternd wirkte jedenfalls der Sturz des Tory-Kabinetts anfangs Dezember, wenn er auch an der Haltung Englands in der Sache selbst so wenig änderte, wie der Regierungswechsel, der in Frankreich während der Konferenz eintrat. Am Jahrestage des Kaiserbesuches in Tanger, am 31. März 1906, hatte diese ihre Arbeiten, nach zehnwöchentlicher Dauer, sachlich beendet, eine Woche später konnte auch der förmliche Abschluß folgen. Und was ist das Ergebnis? Vor allem erhält Marokko eine, mit internationalem Kapital ausgestattete und mit einer internationalen Verwaltung versehene Staatsbank, die in das gesamte Finanzwesen des Landes Ordnung und Stetigkeit bringen soll. Wie die Bank ihre Aufgabe erfüllt, muß cura posterior bleiben, es ist ja auch in der Politik genug, daß jeder Tag seine eigene Sorge habe. Frankreich hat in der Bank zwar den Vorrang, aber doch nicht ganz den, den es erstrebte. Und Deutschland hat, neben anderen Staaten, seine Hand im Wirtschaftsleben Marokkos und kann dafür sorgen, daß es gestärkt und dadurch das Land widerstandsfähig gemacht werde gegen französische Durchdringungsgelüste. All dies von Rechts wegen. Das ist ohne Frage wieder ein großer Erfolg. Aber auch Frankreich hat seinen Erfolg. Es organisiert in jedem Hafen, gemeinsam mit dem von ihm abhängigen Spanien, eine Polizeimacht, die jedem, der das Land von der Küste her „friedlich durchdringen" möchte, bös auf die Finger sehen wird. Auch von Rechts wegen. Dann ist da noch der schweizerische Generalinspekteur mit dem Rechte der Kontrolle über die acht Polizeitruppen. Der kann, wenn er das Zeug dazu hat, zweifellos dazu beitragen, daß in Marokko bald wieder alles drunter und drüber geht. Will er irgendwo und irgendwie Ordnung stiften, so wird er sich hinter eine der in Tanger vertretenen Mächte stecken müssen, da seine eigene Macht nur auf dem Papiere steht. Unter solchen Umständen ist das Wahrscheinlichste, daß er sich darauf beschränken wird, mit oder ohne Geist und Grazie sein Gehalt zu verzehren.

Das ist, nüchtern betrachtet und von nebensächlichem Kleinkram abgesehen, das Ergebnis der zehnwöchigen Diplomatenarbeit in Algeciras; alles weitere ist dekorative Phrase. Der „große Grundsatz der offenen



Türe" beispielsweise, den Bülow noch in seiner letzten Reichstagsrede pries, was hat der mit den Ergebnissen der Konferenz zu tun? Auch für uns ist die Tür in Marokko dermalen noch offen, nicht weil die Konferenz getagt hat, sondern weil hinter unserem Gesandten in Tanger und hinter unseren Kaufleuten immer noch ein paar Millionen Soldaten und — leider erst! — ein Dutzend Panzerschiffe stehen. Wär' es nicht so, dann wären wir Deutschen wohl die ersten, denen die französischen Polizeioffiziere die „offene Türe" durch endlose Schikanen verleiden würden.

So also, auf die neuen Möglichkeiten zurückgeführt, die sie praktischer Betätigung schaffen, wollen die Ergebnisse von Algeciras gewürdigt sein; bevor man der Frage näher treten kann, ob das Erreichte im richtigen Einklange zu den aufgewandten Mitteln stand, oder ob es auf anderem Wege vielleicht billiger wäre zu erreichen gewesen.

Dazu gehört freilich noch die Vorfrage, ob denn auch alle richtigen Mittel angewandt worden seien, um das Mittel der Konferenz für uns so wirksam wie möglich zu machen. In der Bismarck-Zeit wäre das die überflüssigste Frage von der Welt gewesen, heute aber ist unsere Diplomatie nicht mehr die erste der Welt, und darum ist diese Frage so berechtigt, — wie sie im allgemeinen schwer zu beantworten ist. Die Diplomatie läßt sich nicht leicht hinter ihre Kulissen gucken. Was man aber durch den Rückschluß von der Wirkung auf die Ursachen ermitteln kann, rechtfertigt vollkommen die Behauptung: so erbärmlich wie die Marokko-Konferenz müsse lange kein diplomatisches Unternehmen des Reiches mehr vorbereitet worden sein. In dialektisch verklausulierter Form hat das Bülow ja selbst zugegeben, wenn er am 5. April im Reichstage sagte: „Unser Vertrauen in die Stärke, die ein fester Rechtsboden verleiht, war so groß, daß wir auf die Konferenz drangen, obwohl jedermann wußte, daß drei Großmächte durch Sonderabmachungen an Frankreich gebunden und eine vierte ihr Alliierter ist, wir also unsere Forderungen auf der Konferenz gegen eine Mehrheit der Großmächte durchzusetzen hatten." Ein solches Vertrauen ehrt den Vorsteher einer Kleinkinderschule, auf dem Platz aber, wo ein Bismarck gestanden hat, wird es zu sträflicher Vertrauensseligkeit. Bismarck schrieb schon 1857 an Gerlach: „Mein Ideal für auswärtige Politiker ist die Vorurteilsfreiheit", und daß er dabei auch das Vertrauen zu den Vorurteilen rechnete, beweist der fernere Satz: „Ich glaube, daß niemand etwas für uns tun wird, der nicht zugleich sein Interesse dabei findet." Das „sein" hat Bismarck gesperrt setzen lassen. Dieser Grundsatz enthält die Quintessenz aller Realpolitik. Ihm folgend hat Bismarck das Reich geeint und ihm 20 Jahre lang einen Frieden mit Ehren und steigendem Ansehen erhalten. Daß schon sein vierter Nachfolger für die auswärtige Politik wieder den schwächlichen Grundsatz des Vertrauens auf „unser gutes Recht" verkünden darf, den Bismarck in seiner voramtlichen Zeit bis aufs Blut bekämpft hatte; daß er ihn offen im Reichstage verkünden darf, ohne daß ihm von den Bänken der M. d. R. ein Sturm des

Unwillens entgegenbraust, das beweist am Ende freilich nur — wie sehr Realpolitik Sache der Einzelpersönlichkeit ist und wie schwer sie Gemeingut einer Körperschaft wird.

Das entlastet aber den derzeit Verantwortlichen nicht. Was ist vor der Konferenz geschehen, um einen Teil jener Mehrheit auf unsere Seite zu ziehen? Gar nichts. Was hätte geschehen können und folglich müssen? Nun, Spanien — das der höfliche Bülow noch als Großmacht gelten läßt — ist wohl zu abhängig von Frankreich, um für unsere Zwecke in Betracht zu kommen. Aber Italien, dem Frankreich einst Tunis unter den Händen weggerissen hatte, wie es ihm und uns und andern jetzt Marokko wegreißen wollte! Italien, das sozusagen doch noch immer mit uns verbündete, sollte nicht beizeiten zu überzeugen gewesen sein, daß sein Interesse bei uns besser aufgehoben war? England war schwerlich zu bekehren, denn da es Marokko an Frankreich geschenkt hatte, ohne im Besitze des Verfügungsrechts zu sein, so mußte es allermindestens doch die Ansprüche Frankreichs unterstützen, wollte es dort nicht einen antienglischen Umschlag der Volksstimmung heraufbeschwören. Aber hinwiederum Rußland! Das zu bekehren gab's doch wohl ein drastisches Mittel. In seinem klassischen Rückblick auf die preußische Politik vor seinem Amtsantritte verurteilt Bismarck scharf und unzweideutig die verpaßten Gelegenheiten, wo Preußen dem Zarenreiche seine Hilfe oder seine wohlwollende Neutralität „gratis" geleistet habe. Heute können wir auf eine verpaßte Gelegenheit mehr zurückblicken. Während des japanischen Krieges haben wir die wohlwollendste Neutralität beobachtet, die Rußland je vom Deutschen Reich erfahren hat. Wenn wir aber schon damals darauf verzichteten, uns vom unerträglichen Drucke des Zweibundes gewaltsam frei zu machen: haben wir uns denn nicht wenigstens die gleiche „wohlwollende Neutralität" von Rußland für die Aufrollung des Marokkohandels zusichern lassen? Wenn das zur gegebenen Zeit versäumt wurde, dann können wir uns eigentlich über die moralische Ohrfeige nicht beklagen, die Rußland uns erteilte, als es in offner Runddepesche auf Frankreichs Seite trat.

Wenn aber die Gelegenheit, wenigstens Italien und Rußland an unser Interesse zu binden, einmal versäumt war: war es dann — so muß man angesichts der tatsächlichen Ergebnisse doch fragen — wirklich noch zweckmäßig, auf der Konferenz zu bestehn? Wozu hat uns denn unsere nach Bülow so unvergleichlich starke „Rechtsstellung" verholfen? Zunächst einmal zu einer europäischen Gesamtquittung über den Zickzackkurs der letzten 16 Jahre, die wir, wenn wir nicht von allen guten Geistern verlassen sind, uns lieber nicht in einen der beliebten, billigen Erfolge umdeuten sollten. Trotzdem wir — so lautet wohl die richtigere Lesart — die Interessen und in Gottes Namen auch das Recht von ganz Europa gegen Frankreich verfochten, hat Europa Wert darauf gelegt, uns zunächst einmal so tief in die Patsche geraten zu lassen, daß die Konferenz als gescheitert gelten konnte. Das kann nur bedeuten, daß wir mit unsrer Politik der Allerwelts-



freundschaft und des „Hans Dampf in allen Gassen"-Spielens, mit der Depesche an Krüger und der Ehrung für Lord Roberts, mit dem Weltmarschall für China und dem Alten Fritzen für Washington, mit dem Gruß an den „Admiral des Stillen Ozeans" und dem Pour le mérite für Stössel und Nogi, mit all den großen Worten und halben Taten daheim nichts weiter erreicht haben, als daß uns niemand mehr traut. Oder daß man uns alles zutraut, was auf dasselbe hinauskommt. Unsrer Würde wär' es gewiß angemessener gewesen, die Konferenz zu verlassen, nachdem uns die stillschweigende Absicht dieser Lehre deutlich geworden war. Ob unsere Vereinsamung dadurch nicht noch vollständiger und noch offenkundiger geworden wäre, ob nicht der Krieg gegen Frankreich und England, mit einer halbfertigen Flotte auf unsrer Seite, die rasche Folge davon gewesen wäre, mag dahingestellt bleiben. Tatsache ist ja, daß uns Österreich, mit anerkennenswerter Bundestreue, aus der Patsche half, und daß wir unsern Willen durchsetzten, in Marokko als wirtschaftlicher Mitbewerber international anerkannt zu werden. Freilich nur um den Preis, daß Frankreich das Recht zugesprochen wurde, auch über den Teil des internationalen Verkehrs, der nicht über die algerische Grenze geht, eine gewisse Aufsicht auszuüben. Wenn nun diese beiden Vorrechte einmal feindselig aufeinander stoßen, was dann? Sind wir dann nicht genau so weit wie vor der Konferenz? Und hat nicht vielmehr die Konferenz die Gefahr eines solchen Zusammenstoßes der Wirklichkeit näher gebracht, als sie vorher war?

Das eben ist die bedenkliche Schwäche aller Konferenzen, daß sie Machtfragen nach dem Schema des privaten Rechtes regeln sollen und doch die letzte Instanz nicht schaffen können, die — wie die Staatsgewalt über das Privatrecht — ihre schützende Hand über die mühsam gefundenen Rechtsformeln hielte. Darum war Bismarck kein Freund von Konferenzen, abgesehn etwa davon, wenn es sich darum handelte, einen Schwachen Mores zu lehren. Von seiner Rolle des ehrlichen Maklers, auf dem Berliner Kongresse, dachte er später nicht sonderlich hoch. Und der ganze Kongreß konnte es zu seinem Scheinerfolge auch nur deshalb bringen, weil die Machtfrage im voraus entschieden worden war: Rußland hatte sich tot gesiegt, und England stand gerüstet da. Ob es unsers Amtes war, die Entwicklung Rußlands um 25 Jahre aufhalten zu helfen, darüber mag man jetzt wohl anders denken. Als 20 Jahre vor dem Berliner Kongreß der Minister v. Manteuffel so lange gefleht und gebettelt hatte, bis Preußen zu den Pariser Konferenzen zugelassen war, da empfand Bismarck das als eine Schmach und eine Torheit dazu. Gewehr bei Fuß hätte Preußen stehn bleiben müssen, dann hätte man sich wohl beeilt, der gerüsteten Großmacht die Rücksicht angedeihen zu lassen, die man der an Recht und Billigkeit bescheiden erinnernden nur widerwillig gewährte. Sollte man aus dieser historischen Erinnerung nicht den Fingerzeig entnehmen können, wie wir den Marokkohandel hätten betreiben müssen, um billiger zu bessern Zielen zu kommen?

Als Machtfrage haben wir ihn bis zum Juni 1905 behandelt, und sind von Erfolg zu Erfolg geschritten. Man hat das Einsetzen der Person des deutschen Kaisers getadelt; nun, es wäre nicht gut, wenn sich dies Verfahren einbürgerte. Aber es geht wohl für einmal, besonders, da dies eine Mal den Erfolg auf seiner Seite hatte. Solange wir als Großmacht zur Großmacht sprachen, haben wir „unser Recht" gegen Frankreich behauptet, das ihm schließlich sogar seinen Minister opferte. Da waren wir auf der Höhe. Da scheint uns ein wenig schwindlig geworden zu sein, und wir verkrochen uns hinter das „Prinzip der Internationalität" —: sogleich begann man, mit uns „Schindluderchen" zu spielen! Uns haben wir mit diesem Prinzipe die Hände gebunden; niemand in der Welt braucht mehr zu fürchten, wir könnten uns in Marokko unser Recht nehmen, falls man es uns weigern sollte; wir werden folgerichtig immer wieder an das dreimal heilige Prinzip der Internationalität appellieren müssen, das wir einmal angerufen und — wie wir behaupten — sogar mit Erfolg angerufen haben. Wenn sich aber Frankreich ein zweites Mal noch weniger um dies Prinzip kümmern sollte? Anerkannt hat die Konferenz ja das Prinzip, aber was hat sie getan, um es zu schützen? Man hat nichts davon gehört, daß seine Sonderabkommen mit Spanien, Italien und England durch die Konferenz aufgehoben wären, im Gegenteil. Wie, wenn Frankreich darauf und auf das russische Bündnis baute und gelassen fortführe, Marokko friedlich zu durchdringen? Dann haben wir jetzt wohl den Vorteil, daß wir rascher als seither etwas von seinen Praktiken erfahren können; wenn wir sie aber hindern wollen, wird uns schließlich wohl nichts anders übrig bleiben, als hinter das verkörperte Prinzip, den Strohmann von Generalinspekteur, die Macht des Deutschen Reiches zu stellen. Und dann wären wir ja glücklich wieder so weit, wie im Jahre 1905, bevor wir es ablehnten, ferner von Macht zu Macht zu verhandeln, und uns in die dämmrige Kühle unsrer vortrefflichen „Rechtsstellung" zurückzogen.

Verträge zwischen gleichberechtigten Mächten sind stärkere „Realitäten" als Konferenzbeschlüsse; die Erfahrung hat die konferenzwütige deutsche Politik doch rasch genug machen müssen. Während Frankreichs Sonderabkommen ruhig weiter bestehn, riß Amerika in die Konferenzakte sofort ein Loch, indem es erklärte, es übernehme keinerlei Gemeinbürgschaft für ihre Durchführung! Es ist zu fürchten, daß die überhaupt niemand übernehmen will, wenn man sie gerade am nötigsten hätte. Wegen dieser innern Schwäche der Konferenzbeschlüsse hätte man doch versuchen sollen, Prinzip Prinzip sein zu lassen und Frankreich in einem Sonderabkommen dahin zu bringen, unsre Interessen in Marokko anzuerkennen, und nicht nur die Interessen selbst, sondern auch das Interesse an ihrer örtlichen Unterlage. Ein solches Abkommen wäre nicht zu haben gewesen, deutete der Kanzler ab. Nun, dann nicht! Dann hätten wir den Rat Bismarcks vom Jahre 1856 befolgen sollen und Gewehr bei Fuß stehn bleiben, was — mutatis mutandis



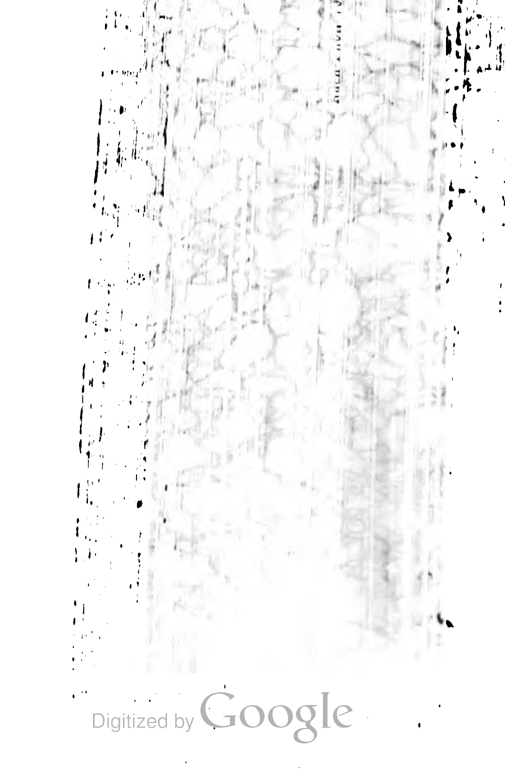
auf Marokko angewandt — bedeutet hätte: wir fahren, unbekümmert um die Abmachungen dritter, ruhig fort, Marokko als „unabhängigen Staat" zu behandeln und uns da so häuslich einzurichten wie möglich. Die Franzosen wären uns binnen kurzem von selbst gekommen, einfach weil sie uns hätten kommen müssen.

Oder es hätte Krieg gegeben! — rufen ängstliche Philister. Ganz recht, obwohl die Franzosen dann eigentlich Herrn Delcassé nicht hätten zu opfern brauchen. Aber die Kriegsgefahr schwebt, wenn man's recht betrachtet, über jeder Politik. Selbst Bismarcks spätere bewußte Friedenspolitik war ein paarmal hart am Kriege. Unter Wilhelm II. haben wir der Reihe nach zu Frankreich, zu Rußland, zu England, endlich zu England und Frankreich bedenklich schlechte Beziehungen gehabt. Und wer weiß, ob uns aus der Konferenz von Algeciras nicht die größte Kriegsgefahr von allen erwächst, weil wir da den Glauben erweckt haben, uns könne man schon sehr viel bieten, ehe wir wirklich vom Leder ziehn. Ein Teil der deutschen Presse, der der Konferenz nichts Besseres nachzurühmen weiß, als daß wir dort einmal wieder unsre Friedensliebe über jeden Zweifel hätten leuchten lassen, scheint allerdings auch nicht zu ahnen, welch schlechten Dienst er dem Deutschen Reiche damit erweist. Um unsre Friedensliebe zu bekunden, bedurfte es eines so schwerfälligen Apparates kaum; dazu hätte es genügt, daß wir Herrn Delcassé freie Hand gelassen hätten. Aber — es soll und muß eben um jeden Preis ein Erfolg herausgerechnet werden! Auch um den Preis des Selbstbetrugs. Und nicht nur in den Zeitungen soll er herausgerechnet, auch in den Staatskanzleien soll er herausgewirtschaftet werden, rasch, endgültig, damit man die dekorativen Zutaten erledigen kann — die uns meistens sogar die Hauptsache sind — und zu etwas anderm übergehen. Uns fehlt zu jener Politik nach Bismarckschen Grundsätzen, die nach Delcassés Sturze abgewartet und die Dinge hätte an sich herankommen lassen, das erste Erfordernis: Geduld. Warten können, diese nach Beaconsfield größte Tugend eines Staatsmannes, wer hat sie bei uns? Wer — darf sie haben? Bezeichnend für den neuen Kurs ist seine erste, ungeheure Selbsttäuschung geblieben, da er meinte, mit ein paar Erlassen und einer Konferenz die soziale Frage lösen zu können. In jenem Sturmschritte, der damals Bismarck erschreckte, soll noch heute alles erledigt werden, was uns gerade zumeist beschäftigt. Darin nicht allein, aber mit darin ist der Grund zu suchen, daß die verhältnismäßig einfache und durchsichtige Marokkofrage unsre Staatsmänner so hergenommen hat, daß Richthofen zusammenbrach und Bülow eine ernste Erschütterung fühlte. Wohl war der Marokkohandel ein kritischer Fall, aber durch wieviel schwerere Krisen haben der alte Kaiser und Bismarck Preußen und das Reich gesteuert, ohne zusammenzubrechen! Auch Bismarck bekam gelegentlich seinen Weinkrampf, dann war der Anlaß aber auch darnach. Bülow ist, soviel man sehn kann, von Haus aus sanguinisch-phlegmatischen Temperaments, vielleicht hätte er sich nur seinem Temperamente zu überlassen

brauchen, um auch den zweiten Teil der Krise, langsamer zwar als den ersten, aber nicht minder glücklich abzuwickeln. Aber er fühlte die Hetzpeitsche hinter sich, das bekam ihm schlecht und bekam unsrer Politik noch schlechter. Man wollte ein Ende sehn, und so forcierte man das Tempo, wo man es hätte dämpfen müssen, und man begnügte sich nach ungeduldigem Jagen und Treiben mit papiernen Erfolgen, wo man — nach Jahren, Jahrzehnten vielleicht erst — goldne Früchte hätte pflücken können. Marokko wird — wenn nicht alles täuscht — für unsere Politik eine Episode bleiben, wie sie sich ja seit 1890 aus lauter losen Episoden zusammensetzt. Wenn trotzdem Marokko für uns nicht verloren gehn soll, so wird der deutsche Kaufmann in die Bresche treten müssen, die die deutsche Diplomatie nicht hat schließen können.

So also sieht des Kanzlers Probestück aus, im Lichte jener Lehrsätze des Handwerks, die uns ein bisher unübertroffner Meister hinterlassen hat. Ein glücklicher Anlauf, verpfuscht durch eine überstürzte Bastelei, um nur rechtzeitig etwas zustande gebracht zu haben. Unsere Politik ist nicht mehr Kunst des Möglichen, die entschlossen zugreift, wo etwas zu holen ist, und geduldig reifen läßt, was seine Zeit haben will; unsre Politik ist längst zur Improvisation geworden, die Halbfertiges mit schönem Schein zu einem Zwitterdasein aufputzt, Rohbauten ohne Dach und Fenster mit Gips, Pappe und Leinewand zu scheinbar wohnlichen Häusern herrichtet, um sie — nachdem alle Welt das Pseudo-Kunstwerk eine Weile bestaunt und beklatscht hat — im Sturm und Regen verkommen zu lassen. Ernste Fragen des Völkerlebens behandelt diese Politik nicht selten so erschreckend spielerisch, daß man blutige Tränen weinen möchte; nur für „Prinzipien" und andere luftige Gebilde ficht sie mit einem Feuereifer, daß es denen, die die Hauptarbeit zu leisten haben, ans Leben geht. Den Mann aber, der alles das mit seinem Namen deckt, den mag man kritisieren, weil man muß; aber man soll nicht vergessen, daß auch er einem harten Muß unterliegt, wenn er Wasser ins lecke Faß der Danaiden schöpft. Es macht einen ärgerlichen Eindruck, wenn man Herrn Bernhard von Bülow, der die deutsche Politik noch mit keinem Zukunftsgedanken befruchtet hat, im Reichstage mit pastoralem Pathos und einer Rhetorik von gestern gegen den Sozialismus fechten sieht. Aber der 5. April löscht manchen frühern Eindruck aus. Da hat man den Beweis erhalten, daß auch dies scheinbar so glückhafte Kanzlerleben seine heimliche Tragik birgt; eine Tragik, woran eine staatsmännische Vollnatur zehnmal gescheitert wäre. Das sollten auch die bedenken, die in verärgerter Stimmung gern nach einem Bismarck rufen. Haben sie sich wohl klar gemacht, daß ein Bismarck heute wie in den neunziger Jahren, nur in der Opposition möglich wäre? Uns sollt' er auch da willkommen sein, aber gerade da — möchten ihn jene doch wohl nicht!







Leibeigen

Eine Kolonialnovelle aus der Gegenwart

Von

Hanna Christaller

(Fortsetzung)

Frau Helene führte ihren Gast in das Gemach, das sie den beiden Bräuten eingeräumt hatte. Dort standen, mit blendend weißem Linnen überzogen, zwei schmale eiserne Bettstellen. Einige Weidenmöbel vervollständigten die Einrichtung. Durch die offenstehende Tür aber sah man ins Palmengrün, zwischen dem das blaue Meer hindurchschimmerte.

„Jetzt sind Sie nur noch zwei Stunden von Ihrer Missionsstation entfernt, aber hoffentlich darf ich Sie ein paar Tage hier behalten", plauderte Frau Romund.

Maria legte ihren Hut ab. Wie erschöpft sie aussah!

„Hier!" sagte ihre sorgliche Wirtin und goß aus einem auf dem Tisch stehenden Krug frisches Wasser in ein Becken. „Hier haben Sie Kühlung — und dann!" — — sie lachte.

Das Mädchen kämpfte einen Augenblick mit sich selbst; dann sank sie auf einen Stuhl und brach in heftiges Schluchzen aus.

„Aber, liebes Fräulein!" tröstete Helene und streichelte ihr das Haar.

Da umklammerte Maria mit beiden Armen Frau Romunds Hals. „Ich bin ja so verlassen!"

„Nicht doch! Gleich am Ufer fanden Sie einen Bekannten."

„Bekannte stehen einem oft ferner als Fremde", sagte Maria mit Anstrengung.

Die junge Frau fühlte der Braut das Peinliche der Situation nach. „Es wird alles gut werden. Sie sind ermüdet und aufgeregt." Sanft drückte sie den bebenden Körper an sich.

„Herr Calwer soll nicht kommen — nur noch eine Viertelstunde soll er warten!" bat die Weinende. „Ich muß mich erst sammeln."

Sie horchte auf.

Von draußen her vernahm man das Gespräch zweier Männer, die freundlich klingende Stimme Romunds und eine schwächere, alles langsam akzentuierende.

„Ist er es, welcher mit Ihrem Herrn Gemahl redet?" forschte Maria, durch den Tränenguß etwas erleichtert. „Er spricht angenehm."

„Selbstverständlich ist er es", bestätigte Helene gutmütig. „Er beißt auch nicht," lachte sie; „nein, er ist ein lieber, grundehrlicher Mensch. Man darf wahrhaftig froh sein, wenn man einen so braven Mann bekommt. Was gibt's für Männer! Hu!"

„Grundehrlich!" sagte Maria rasch. „Ja, das spricht aus seinen Briefen, — den drei, vier, die er mir schrieb —. Ehrlich — und gut — was hilft alles andere?"

„Gar nichts!" stimmte Helene, innerlich aufatmend, zu. „Seien Sie nur gleich recht lieb und nett mit ihm! Er verdient's."

Einigermaßen beruhigt löste Maria die Arme von Helenens Nacken. „Ich komme bald. Wollen Sie's ihm sagen?"

Die junge Frau eilte hinaus.

„Was treibt ihr, wo steckt ihr?" fragte draußen Romund.

Helene machte ein verlegenes Gesicht.

„A bah, Mädchenziererereien!" tröstete der Hausherr den niedergeschlagen dreinschauenden Freier. Dieser fühlte sich noch recht schwach. Er faßte nach einer Stuhllehne.

„O weh! Was ist Ihnen?" rief Romund besorgt. „Nach dem schweren Fieber ist es für Sie schon zu viel Aufregung." Er führte den Fröstelnden zu einer Chaiselongue, drückte ihn sanft nieder und deckte ein Plaid auf ihn.

Geduldig lehnte Christoph den Kopf zurück und schloß die Augen. Ihm war so müde, so traurig zumute. Es war ihm, als weiche das beglückende Gefühl hoffnungsvollen Ausschauens in die Zukunft, das ihn bisher beherrscht hatte, von ihm. Öd' und kalt legte sich's ihm auf die Seele. — — —

Ging nicht eine Tür? Nahte sich nicht etwas? Rauschte nicht ein Gewand? Stand es nicht dicht neben ihm? O, etwas ganz anderes, als ihm bisher je genaht! Seine Pulse flogen. Es fror ihn, und zugleich durchfuhr es ihn heiß. Er biß die Zähne zusammen und hielt die Augen geschlossen. Wenn sie es war? So sollte sie ihn nicht sehen. Eine kleine Weile — und er fühlte sich wieder Herr seiner selbst. Er blickte auf — vor ihm stand ein schönes, schlankes Weib, das halb scheu, halb mitleidig zu ihm niederschaute.

„Maria!" In seiner Stimme zitterte tiefe Erregung.

Sie sah ihn vor sich, den kranken Mann mit dem Ausdruck des Entbehrens und Entsagens im blassen Angesicht.

„Er bedarf meiner!" Der Gedanke schlug alle anderen Regungen in ihr nieder.

Beruhigend drückte sie seine Hände in den ihren. Er aber, nicht geübt in artiger Rede schönen Frauen gegenüber, sagte nur immer wieder: „Wie danke ich dir, daß du gekommen bist!"

* * *



Der Stabsarzt hatte eine Wohnung im Hospital inne.

„Adevi!“ rief Gabriele und trat in das geräumige Speisezimmer. „Bringe die Flaschen wieder in den Getränkekühler!“ beauftragte sie den dahereilenden Hausburschen. „Unsere Gäste kommen nicht. Dort sehe ich sie eben“ — sie spähte durchs Fenster — „zu Romunds gehen.“

Mit einem bedauernden Abschiedsblick auf die einladenden Speisen führte der schwarze Diener den erhaltenen Auftrag aus. Gabriele aber goß Wasser in ein Glas und stellte die freundlichen Sträußchen hinein, mit denen sie die Gedecke geschmückt hatte. Dann trat sie unter die Tür, welche in das Arbeitszimmer des Doktors führte.

Nahe am Fenster stand der Schreibtisch, und alles vor und auf den Regalen war peinlich geordnet. Wie oft in dem altertümlich geschnitzten Armstuhl saß der arbeitsame Mann, in seine Bücher vertieft und Rustan zu seinen Füßen.

Manchmal hatte Gabriele ihn aber auch aufgeschreckt aus der Betrachtung des meisterhaft ausgeführten Ölgemäldes drüben an der Wand, das ein sinnendes, liebreizendes Mädchengesicht darstellte.

„Die Ähnlichkeit ist wirklich frappant!“ dachte die Schwester, und ihr Auge brütete nachdenklich über dem Kunstwerk — — —

Sie fuhr zusammen; denn die Tür wurde ungestüm aufgerissen. Verstört erschien der Stabsarzt auf der Schwelle.

„Da stehen Sie nun vor dem Bilde“, sprach er sie barsch an. „Warum haben Sie vorhin gerätselt statt zu reden?“

„Um alles in der Welt, was ist Ihnen, Doktor? Was sagen Sie da? Was hätte ich denn reden sollen? Ich konnte ja nur orakeln wie eine Pythia, verführt durch die Ähnlichkeit der Photographie seiner Braut, die Bruder Christoph mir zeigte, mit dem Bilde hier — — —“

„Ja so!“ besann sich der Stabsarzt. „Jetzt fange ich an zu verstehen — — —“

„Ach, Doktor, warum konnte ich nicht ahnen — ahnen, daß, was mir als ein ergötzliches Spiel des Zufalls erschien, Sie dermaßen — — —“

„Schon gut!“ lenkte er ein.

„Wie konnte ich ahnen, mein Scherz werde Sie dermaßen aus dem Konzept bringen, daß Sie kaum wieder zu erkennen sind. Fast möchte meine Dummheit Sie um Verzeihung bitten — — —“

„Ihre Güte entwaffnet mich vollständig“, gab er sich gefangen. „Ich gehöre eben zu den unglückseligen Naturen, die dazu bestimmt scheinen, Disharmonie zu bringen, wohin sie nur kommen.“

Gabriele lachte. „Wenn alle Leute jede kleine Aufwallung so schnell bereuen würden wie Sie, dann müßte mit jedermann auszukommen sein.“

„Ich weiß nicht, ob Sie das noch sagen würden, wenn Sie mich ganz kennten, mein Leben und mich selbst.“

Erregt schritt er im Zimmer hin und her.

Die Schwester blieb eine Weile unschlüssig stehen; dann ging sie leise dem Ausgang zu.

„Warum wollen Sie gehen? Natürlich, ich bin langweilig. Aber Ihre Nähe tut mir wohl. Es ist so fürchterlich, immer mißverstanden zu werden. Sie nehmen mich, wie ich bin. Bei Ihnen habe ich das Gefühl, daß ich mich nicht erst in eine gewünschte Form zu legen brauche. — — Wollen Sie mir etwas Gesellschaft leisten? Heute paart sich ja alles: die herrnhuterischen Redensarten Bruder Johannes' finden ein wohltönendes Echo im Herzen seiner Braut, und bei Romunds drüben —" Er stöhnte qualvoll auf und sank auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch nieder. „Es ist ja zum Tollwerden!"

Gabriele hörte ihn geduldig an. „Nun, so beichten Sie mal die ganze Geschichte! Worte erleichtern wie Tränen." Sie ließ sich an der Schmalseite des Tisches nieder. „In der Regel ist es nur ein Rattenkönig von Einbildungen und Vorurteilen, was die Leute auf die Idee bringt, sich unglücklich zu fühlen. Ich meine immer, zum Unglücklichsein, was doch weiter nichts ist als Mißvergnügen darüber, daß der Eigensinn, will sagen: der eigene Sinn nicht das erreicht, was er will — ich meine, dazu ist unser bißchen Leben denn doch zu kurz. Was liegt daran, wenn's auch einmal nicht nach unserem Kopf geht? Bietet sich mir rechts keine schöne Aussicht, so schaue ich links und entdecke wohl auch etwas Nettes —"

„Sie reden wie ein Weib", fiel er ihr ins Wort. „Ihnen steht diese Fügsamkeit ganz recht an." Er nahm ein schmales elfenbeinernes Papiermesser, das vor ihm lag, vom Tisch und spielte nervös damit. „Aber den Mann, der so leicht einen durchkreuzten Wunsch fallen läßt, würden Sie ihn nicht einen Schwächling nennen? Das ist es ja, warum ich die Zähne zusammenbeiße vor Zorn über mich selbst — Zorn, daß ich damals nicht widerstandsfähig genug war und heute sehen muß, wie das Weib, das ich liebe, einem andern sich — —" Er warf das Instrument heftig auf den Tisch.

„Das arme Ding! Was hat es Ihnen getan?" Gabriele griff nach dem Papiermesser und hielt die bis zur Durchsichtigkeit feingeschliffene Fläche gegen das Licht. „Da —! Es hat richtig einen kleinen Riß bekommen. Hoffentlich sind Sie ein ebenso schuldloses Opfer der Verhältnisse wie dieses Messer."

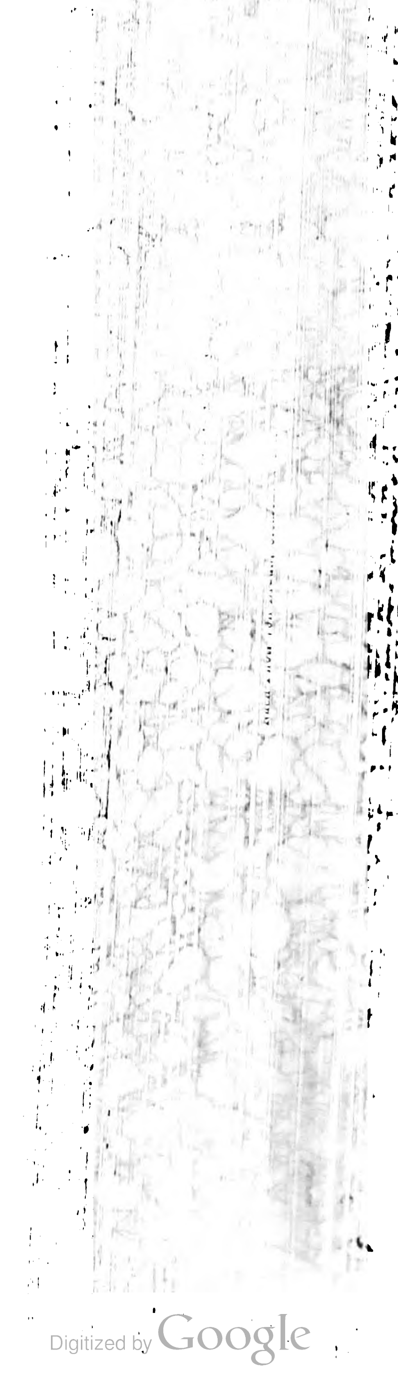
Martini ergriff lebhaft ihre Hand. „Ich habe nie an eine Freundschaft zwischen Mann und Weib geglaubt. Aber seit ich Sie kenne, denke ich anders darüber."

„Wirklich?" fragte sie aufleuchtend. „Also, ich schlage ein auf gute Kameradschaft."

Er hörte kaum auf ihre Worte. „Es muß etwas geschehen", sagte er, bald unstet seinen Schnurrbart über dem feingeschnittenen Mund zwirbelnd, bald grüblerisch ins Leere starrend. „Schwester, wollen Sie meine Verbündete sein?"

Sie stutzte.

„Hören Sie, wie die Sache zusammenhängt!" begann er die Freundin einzuweihen: „Einer hat die urteilslose Wahl seiner Jugend folgendermaßen



charakterisiert: ‚Ich sah eine Schar Tauben auffliegen; ich schoß hinein, und die, welche ich traf, war mir recht!‘ Ebenso könnte ich von mir sagen. Als Student schon gab ich mein Wort der Tochter eines meiner Familie befreundeten kleinstädtischen Bürgermeisters, dessen väterliches Wohlwollen mich in die Lage versetzte, mich ganz und gar meinen Studien hingeben zu können. — Im Hause meines zukünftigen Schwiegervaters herrschten strenge Sitten und jene Unselbständigkeit des Denkens, die niemals unbefangen urteilt, sondern nur fragt: Was werden die Leute sagen? Diese engherzige Art behagte mir von Jahr zu Jahr weniger. Aber eine, ich muß wohl sagen schwächliche Rücksicht auf die nun einmal vorhandenen Verhältnisse einerseits, aufrichtige Dankbarkeit andererseits, hielten mich gebannt. So vergingen vier, fünf Jahre! Kurz vor meiner definitiven Anstellung, nach der ich die Heirat nicht mehr länger hinausschieben konnte, wollte ich noch einmal meine Freiheit kosten und nahm einen Erholungsurlaub in die Schweiz. — Hoch oben am Waldrand fand ich auf meinen planlosen Streifzügen eines Tages ein kleines, freundliches Gasthaus. Dort machte ich die Bekanntschaft eines Malers und seiner Schwester. — — Und nun sehen Sie sich noch einmal dieses Bild hier über meinem Schreibtisch an und denken Sie sich neben diesem süßen, fesselnden Gesicht das ins Männliche übersetzte Ebenbild! Ich meine, Sie werden begreifen, daß diese beiden schlanken, schönen Geschöpfe mich interessieren und bei näherer Bekanntschaft bezaubern mußten.“ Martini schaute in Gedanken versunken vor sich hin. „Herrgott, war das schön! Nach all den Masken endlich zwei Menschen!“

Nach kurzem Zaudern zog er eine Schublade seines Schreibtisches auf und entnahm ihr ein paar Blätter. „Ich besitze noch einiges aus jener Zeit. Schlecht genug werde ich Ihnen erscheinen im Spiegel dieser Briefe. Aber lesen Sie! Das war meine Maria!“

„Vertrauen Sie mir nicht zu viel an?“ fragte Gabriele beklommen und streckte abwehrend die Hand aus.

„Nein“, sagte er kurz. Er stand auf und ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab, während die Schwester las:

„Einziger!

Acht Tage sind wir getrennt — eine Ewigkeit! Auf Schritt und Tritt werde ich an Dich erinnert. Ich bin den ganzen Tag bei Dir. Habe ich aber abends mein Kämmerlein betreten und ist der Riegel vorgeschoben, dann, wenn die kleine, rötliche Kerzenflamme flackert und die alte Uhr an der Wand tickt, dann, liebe Seele, nestelt Deine Maria das goldene Kettchen vom Hals, löst den Ring, der daran hängt, ihr heimlich gehütetes Kleinod, los und steckt ihn als trauten Nachtgenossen an den Finger, Deinen Ring mit den schillernden Steinen und den zarten Perlen. Er erzählt mir ein Märchen von Gnomen tief im Bergesinnern und von Nixen weit unten am Meeresgrund und von einem Wanderer, der in seliger Stunde als Unterpfand der Treue den Ring mir gereicht. Lange sind die Edelsteine und die Perlen durch die Hände feilschender Krämer gegangen, die ihre

holde, stumme Sprache nicht verstanden. Lange ist der Wanderer umhergeirrt, unverstanden und heimatlos.

Noch sehe ich Dich, wie Du den steilen Bergpfad niederstiegst, sonnendurchglüht, mit staubbedeckten Schuhen. Otto und ich saßen im Schatten der alten Buchen hinter unserem Gasthaus. Ein staunend grüßender Blick hinüber und herüber — und zarter als ein Sonnenstrahl wob sich's von mir zu Dir. Du zogst nicht weiter —

Einige Tage — gab es wirklich eine Zeit, da wir einander fremd waren? Wie belebte sich Dein ernstes Gesicht, als Du im Bruder den erkanntest, der gleich Dir nicht die platten Fußstapfen gedankenarmer Gewohnheit nachtritt! Wie Funken und Blitze sprühen, wenn schwüle Atmosphäre sich endlich entladet, so brach's aus Dir hervor mit Worten, blendenden, hinreißenden, verwegenen.

Wie aufleuchtende Wetterstrahlen fuhr es in das Grau, das mich bisher überdämmert hatte. Großes, Unendliches ahnte ich, die ich bisher nur das Nächstliegende geschaut. Und nun kamen lichte Tage. Weit die Erde, blumig das Feld und klar der Himmel. Ein seliges Wandern Seite an Seite, ein wunschloses Ruhen Auge in Auge. Unzertrennlich waren wir drei, und doch gehörten Du und ich nur uns allein; denn Otto schwelgte, blind für die übrige Welt, in Farben und Linien und suchte sie mit Pinsel und Stift festzuhalten.

Erst als der Bruder auf Dein Drängen mein Bild zu malen begann, und Du stürmisch kritisiertest, wenn nur eine winzige Linie mir nicht glich, da erst begann er zu ahnen, wie es um uns stand. Zartfühlend überließ er mir das erste Wort darüber, aber sein still fragender Blick heischt noch bis heute vergeblich Antwort von mir.

Wenige Stunden vor Deiner Abreise sprachst Du das entscheidende Wort: Nur Äußerlichkeiten seien noch zu beseitigen; ob ich Geduld haben könne, ob ich so lange unser Geheimnis bewahren wolle?

Ob ich könne? Ob ich wolle? Alles kann ich, alles will ich, was Du verlangst, mein Liebster. Eine Stunde Dich zu beglücken, ist mein ganzes Leben wert.

In Treue

Deine Maria."

Gabriele zog die Augenbrauen hoch und griff hastig nach dem zweiten Brief.

„Du!

Es ist doch recht schwer, zu lieben und zu schweigen. Grausamer Lohengrin, auch durch meine Tage zittert die Melodie: ‚Nie sollst du mich befragen.' Warum eigentlich so geheimnisvoll? Welche Äußerlichkeit ist so mächtig, uns nun schon so viele Tage den Mund zu verschließen? Ich stimme Dir ja bei, daß das Verhältnis zweier Menschen den zartesten Duft verliert, sobald andere hineinschauen, und Du sprachst von dringenden Verbindlichkeiten, die Du erst lösen wollest, ehe Du als freier Mann Deinen

eigenen Herd gründest. Gewiß, nur auf geordneter materieller Basis kann ideales Glück gedeihen."

Gabriele hörte auf zu lesen.

„Sie schreibt hier von materieller Basis. Was heißt das? Doktor, warum haben Sie dem armen Mädchen nicht gleich von Ihrer Verlobung gesprochen? Das zu verschweigen, war nicht recht von Ihnen."

Martini war dicht an sie herangetreten.

„Das ist es ja eben", sagte er niedergeschlagen. „Ich sehe wohl ein, welchen Fehler ich damals beging. In jenen Tagen redete ich mir ein, ich wolle Maria schonen, ihr die Widerwärtigkeiten ersparen, welche der Bruch des alten Verhältnisses mit sich bringen würde — — —"

„Et cetera, et cetera!" murrte Gabriele, „das kennt man ja. Aber weiter im Text!" Sie sah in den Brief: „Basis — — gedeihen." Sie fuhr fort zu lesen:

„Und doch ist so wahr, was Sokrates sagt: ‚Nichts bedürfen ist göttlich; wenig bedürfen bringt uns der Gottheit am nächsten.' Preist wohl Jesus deshalb die Armen selig, weil sie diesem Zustand am nächsten sind? Aber wer begreift solche Weisheit, wer erstrebt sie? Gierig strecken die Menschen die Hände aus nach dem Golde, mit dem sie sich wohl Erdenballast erschachern und zugleich die Sorge und die Angst um den Ballast — aber nicht das Glück und die Freiheit!

Wir jedoch — wissen wir's nicht besser, Herzlieb? Denkst Du noch daran, wie der gefällte Baumstamm am Waldrand uns ein angenehmerer Sitz deuchte als weichgepolsterte Stühle? Wie der saftig grüne Rasen unsere Schritte so lind aufnahm, als wäre er ein schwellender Teppich? Wie unser Reichtum uns blendete, als aus jedem Blumenkelch uns ein Diamant entgegenschimmerte und den Himmel Ströme von Gold überfluteten? So viel lichtes, warmes Gold, das einen verklärenden Widerschein über Dich ausgoß!

Wie selten werden die Menschen des Reichtums inne, der ihnen allüberall entgegenquillt! Wenn sie in dumpfen Häusern ihr hartes, gelbes, kaltes Metall durch die Finger rinnen lassen, das ihre Gesichter so hart, so gelb, so kalt macht, dann denken sie, sie sind reich.

Also mache Dir keine vergeblichen Sorgen! Und nicht wahr, ich brauche nicht mehr Versteck zu spielen mit der Welt? Denn klar und licht muß sein, wer sich des Lichtes freuen will. Leb wohl und schreibe bald

Deiner Getreuen."

Nachdenklich fächelte Gabriele mit dem Briefe ihr Gesicht. „Ich weiß nicht, soll ich mich glücklich schätzen oder beklagen, daß ich für derartige Schwärmereien gar kein Verständnis habe? Jedenfalls bedauere ich das Mädchen bei dieser Gemütsart um so mehr; denn bekanntlich ist die Ehe der schlechteste Nährboden für lyrische Stimmungen. Warum blieb sie übrigens nach dem Fall Martini nicht bei ihrem Bruder?"

Schweigend reichte ihr der Stabsarzt ein anderes Blatt.

„Teurer Freund!

Von vielen Tränen fast verwischt sind die lieben Worte, welche Du mir geschrieben hast. Wie ist es nur möglich? Mitten aus frohestem Schaffen hat meinen geliebten Bruder das Geschick gerissen. Es ist leider so, wie der Zeitungsbericht, von dem Du schriebst, Dir's erzählt hat. Otto ging am Fluß entlang, wo Knaben auf dem morschen Eis sich tummelten. Sie brachen ein. Otto — natürlich! — stürzt zu ihrer Hilfe herbei — umsonst! Drei blühende Leben sind im Sturm dahingerafft, die Knaben und mein einziger Bruder. Wahnsinniges Geschick, das den Retter zum Opfer macht! — Doch nein, mir darf nicht bange sein um den Teuren. Reicheren Stoff wird sein suchender Geist finden. Wer hier redlich seine Pflicht getan hat, wie sollte der verdammt sein, entwicklungs- und tatenlos ein anderes Leben zu leben?

Aber was rede ich da?! Nun, ich rede es ja zu Dir. Meinen Angehörigen gegenüber dürfte ich es nicht. Wir verstehen uns nicht mehr. Anders bin ich heimgekommen als ich ging. Ich staune, weil ich denke, wo ich früher bloß gedankenlos zustimmte; ich staune über die sichere Kenntnis, welche diese bibelgläubigen Seelen vom Diesseits und Jenseits haben. Ein Verbrecher, wer ihre Anschauungen nicht teilt! Ich gestehe Dir, ich bin zu traurig, um mich mit ihnen auseinanderzusetzen. Indessen beneide ich sie beinahe um den Glauben, mit dem sie sich alles so beruhigend zurechtzulegen verstehen. Es ist so bequem, zu glauben; denn denken heißt vergleichen, arbeiten, kämpfen. Ich bin wohl durch Dich und Otto religiösen Anschauungen gegenüber etwas kritischer geworden. Aber ich bin keine Kämpfernatur. Ich bedarf im Kampfe der Anlehnung. Wenn ich Dich nicht hätte, wie verlassen stünde ich da! Schwerlich könnte ich mich aus eigener Kraft von dem anerzogenen Gehorsam gegenüber gewohnter Überlieferung lösen, der mir gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Ich beginne zu ahnen, was ein Märtyrer ist: Einer, der es vermag, einer erkämpften Erkenntnis unbedingt alles aufzuopfern. Alles gegenüber allen! Dieser Mut, diese Kraft ist nicht in mir. Aber angefeuert von Dir, will ich weiter lernen, weiter streben und mir eine eigene Weltanschauung erringen.

Auf Dich vertraut

Deine Maria."

Behutsam schob Gabriele die Briefe ineinander. Beinahe gegen ihren Willen hatte sie einen Blick in ein Verhältnis getan, das ihr unvermutet ihren Hausgenossen in ein ganz neues Licht rückte. Wie ein kalter Guß wirkte die gemachte Erfahrung auf sie. Der Doktor tat ihr leid, weil sie ihn nicht mehr bewundern *konnte*. Und sie selbst tat sich leid, weil sie ihn nicht mehr bewundern *durfte*.

Mit Spannung beobachtete Martini den Wechsel von Teilnahme und Enttäuschung in ihrem ausdrucksvollen Gesicht.

„Was sagen Sie zu alledem, Schwester? Können Sie mir das



Rätsel lösen, wie es möglich ist, dieselbe Maria, welche diese Briefe geschrieben hat, nun hier zu sehen — hier und so?"

Gabriele zuckte die Achsel. „Nichts leichter als das! Es ist eben die alte, die alte Geschichte: Ein schwärmerisches, junges Mädchen wird in seiner ersten Liebe getäuscht. Das Luftschloß ist eingestürzt, und nüchtern und vernünftig sucht sie nach einem soliden, zuverlässigen Unterschlupf. Ist es doch das Schicksal gerade des weiblichsten Weibes, daß es, wenn es sich auf dem ersten Adlerflug verflogen hat, erschrocken und entmutigt zurückflüchtet, wo dann, nebenbei gesagt, das entrüstet gackernde Nutzgeflügel eifrig bemüht ist, ihm die verhängnisvollen Schwungfedern auszupicken."

„Sie reden wie ein Buch", meinte der Doktor.

„Nein, ich rede wie das Leben", sagte sie trocken. „Ich kenne nicht wenig Mädchen, die mit sechzehn Jahren Illustrationen waren zu Chamissos ‚Frauenliebe und -Leben' und mit sechsundzwanzig Liebe und Leben bloß als ein vernünftiges Rechenexempel betrachten. Übrigens, Verehrter, wieviel Schuld fällt dabei auf das sogenannte stärkere Geschlecht! Das Tändeln der Männer verdirbt den Charakter der Weiber!"

„Tändeln?" fuhr der Stabsarzt auf. „Meine erste Wahl war eine Mißwahl, und wer sich unverstanden fühlt, ist um so geneigter, sich an ein gleichgestimmtes Wesen anzuschließen. Ich fand endlich den Mut, meiner Braut die Sachlage offen mitzuteilen, stieß aber bei ihr und ihrer Familie auf den heftigsten Widerspruch. Man klatschte, zischelte, intrigierte und wußte Marien die Situation in einem so traurigen Lichte darzustellen, daß das verschüchterte Kind, ohne eine Rechtfertigung von mir hören zu wollen, mit mir brach. Das Ende vom Liede war, daß die Ehre meines Fräulein Braut dadurch gerettet wurde, daß sie meine Frau Gemahlin wurde. Pflicht! So nennt es die Welt. Was mich trieb, den nicht endenwollenden Szenen und allseitigen Vorwürfen ein Ende zu machen, war Trotz und Verzweiflung. — Und nun wissen Sie auch, warum ich hier bin und — allein!"

„Und jetzt?" fragte die Schwester, „was jetzt?"

„Jetzt sollen Sie mir helfen, daß Mariens Ehe nicht zustande kommt." Seine Augen flackerten.

Draußen bellte Rustan. Durchs Fenster fiel ein Schatten.

„Bruder Johannes!" unterbrach Gabriele das Gespräch. „Er kommt mit seiner Dame."

Der Stabsarzt steckte die Briefe in die Brusttasche und wandte sich mit einer gewissen Hast zum Gehen.

„Doktor" — sie vertrat ihm den Weg —, „das war Ihnen doch nicht ernst, was Sie eben sagten?"

„Verteufelt ernst! — Aber ich bin jetzt wirklich nicht in der Verfassung, den Wirt zu machen; ich habe Nötigeres zu tun." Er griff nach seinem Tropenhelm.

„Sie wollen doch nicht zu Romunds?" fragte Gabriele erschrocken.

„Wohin denn sonst?“ Eine trotzige Entschlossenheit lag in seinem Gesichte.

„Aber was wollen Sie denn? Sie, ein verheirateter Mann?“

Er lachte kurz und hart auf und eilte davon.

Als er sich dem Nachbarhause näherte, standen abgewandt Christoph und Maria auf der Veranda. Fast um Kopfeshöhe überragte die Braut den Bräutigam. Sie lehnte am Geländer und hörte ihm gesenkten Hauptes zu. Jetzt legte Christoph schüchtern und ungeschickt den Arm um ihre Taille. Sie duldete es.

Dem Stabsarzt flimmerte es vor den Augen. Stier sah er auf das Paar da oben.

„Was wollen Sie denn? Sie, ein verheirateter Mann?“ klang's ihm wie Hohngelächter im Ohr.

Christoph, kühner geworden, zog die Braut näher an sich — und sie duldete es.

Martini knirschte mit den Zähnen. Eine Hölle jagte durch sein Blut.

Ja, was wollte er denn? Verletzt wandte er sich ab. Ein geschlagener Mann, ging er von dannen. — — Am Strande flatterte die Seebrise. Lange wanderte Martini auf der Düne hin. Ihr tolles Spiel trieben die Wogen. Hier hatten sie tiefe Buchten in den Sand gewühlt, dort ihn so hoch getrieben, daß Hügel entstanden waren, die zuweilen den Ausblick verdeckten. Gleich weißgebleichten Knochen lagen die länglichen Schalen von Tintenfischen über der Sandöde ausgestreut. Langbeinige Krabben und graugelbe Seespinnen aber flohen vor dem Schritt des Wanderers blitzschnell in ihre Löcher zurück.

Der Stabsarzt zog Mariens Briefe hervor. Die schäumende Brandung bespülte seine Füße. Blatt um Blatt zerriß er die Zeugnisse einer vergangenen Zeit und schleuderte die Fetzen ins Meer. Sie schwebten — sie schwammen; einzelne flatterten zurück ans Ufer. Mit der Fußspitze schob er sie vollends in den Bereich der daherrieselnden Wellen. Da, noch das letzte — es zitterte auf einer Muschel. Wie hilflos es winkte! Schon bereute er sein vorschnelles Tun. Er blickte umher — ja, es war das letzte. Er griff danach und las: „Eine Stunde Dich zu beglücken, ist mein ganzes Leben wert.“

Namenloses Sehnen wollte ihm die Brust zersprengen. „Schwachheit! Lüge! Komödie!“ schrie er wild hinaus. Seine Stimme verhallte im Meeresrauschen. Glitzernd und schillernd wogte und wiegte sich die Flut, ein großes, erhabenes Lächeln über den winzigen Menschenwitz.

* * *

Abendnebel verschleierten den Mond. Von den nächtlichen Feuern der Höfe beleuchtet, zeichneten sich hier und da die stumpfen Strohdächer des Negerdorfes in scharfen Konturen ab.

In der Gegend des Hospitals lag schon alles in tiefster Ruhe. Nur von Romunds Haus her schimmerte noch ein rötlicher Flecken durch den grauen Dunst — das helle Fenster der beiden Bräute.



Pauline kniete vor ihrem Koffer. Zwischen Kleidern und Wäsche heraus nahm sie ein Gebetbuch. Sie schlug es auf, setzte sich damit auf den Rand ihres Bettes und versuchte zu lesen. Dann und wann schaute sie zu Marien hinüber, die auf ihrem Lager regungslos ausgestreckt ruhte. Pauline erschrak. Wie totenbleich die Schlummernde aussah! Warf das Licht solch gespenstischen Schein? Prüfend näherte sie ihre eigene Hand der Flamme. Nein! Rosigbräunlich schimmerte ihre Haut. „Maria!“ rief sie leise mit einem Anflug von Sorge. Keine Antwort! Sie überflog eine halbe Seite ihres Buches und träumte vor sich hin. Sie betrachtete ihren Verlobungsring und lächelte zufrieden. Dann aber las sie mit halben Gedanken ihr tägliches Kapitel zu Ende. Sie löschte das Licht und entkleidete sich züchtiglich. Einmal horchte sie wieder auf. Hatte es nicht geklungen wie unterdrücktes Stöhnen? „Vielleicht träumt sie?“ sagte sie zu sich selbst. „Maria!“ rief sie noch einmal — und wieder keine Antwort! Beruhigt legte sie sich nieder. Nach kurzer Zeit atmete sie tief — sie schlief.

Nur darauf hatte die andere gewartet. Sie richtete sich auf; jetzt brauchte sie nicht mehr die furchtbare Gespanntheit ihres Innern zu verbergen. Das Blut hämmerte in ihren Schläfen; eine ungeheure Angst und Bangigkeit lag über ihr. Sie sah ganz klar — ja, sie wollte ihr Leben an das eines Menschen knüpfen, der wohl ihr Mitgefühl und ihre Achtung hatte, dem aber in ihr kein Puls entgegenschlug. So mußte es dem Verbrecher zumute sein, welcher sich sagt: „Morgen schließen sich hinter dir die Tore der Freiheit für immer.“ Aber hatte sie nicht selbst gewollt, was nun so nahe vor ihr stand? Ihre Gedanken fingen an sich zu verwirren. Ihr Herz schlug so heftig, daß sie unwillkürlich beide Hände darauf preßte — und da fühlte sie die schwellende Rundung ihres Busens. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie ins Dunkel. „Lieber Gott, du hast mich so geschaffen, wie ich bin; du hast ein Weib aus mir gemacht. Hilf mir!“ Tränen rannen über ihre Wangen — sie trocknete sie nicht. Die Nacht war mitleidig, die Nacht war gut; die Nacht nahm alle gleißnerischen Hüllen hinweg und schloß verschwiegen die Augen — die Nacht!

Wie schwül es im Zimmer war! Maria streifte die dünne wollene Decke, unter welcher sie ruhte, zurück. Aus dem offenbar noch ungebrauchten Gewebe stieg ein matter Naphtalingeruch auf. So duftete es daheim in den Kleiderschränken. Braun und altertümlich standen sie in dem großen, weißgetünchten Korridor, und einer der Schreine hatte solch einen schweren, verschnörkelten Schlüssel, beinahe so groß wie der Sakristeischlüssel, den der Kirchendiener nebst den klappernden Opferbüchsen jeden Sonntag dem Vater ablieferte. „Heim, heim! Vater, guter Vater!“ schluchzte sie leise. Weh, lauter Weh brannte in ihr. „Ach, du liegst ja im Grabe, Vater“, besann sie sich auf sich selbst. „Im Elternhause wohnen andere Menschen, und der gute, alte Schrank ist verkauft worden, weil in der engen Mietswohnung kein Raum für ihn war.“ Die Gesichter ihrer zwei Schwestern tauchten

vor ihr auf, diese alternden, beherrschten Pfarrerstöchtergesichter. Und leibhaftig vor ihren Augen stand der bejahrte Hausfreund mit dem Patriarchenbart, welcher den drei verwaisten Mädchen mit Rat und Tat beigestanden. Er war es ja, auf dessen Rat sie nach Afrika gegangen war, um die Gefährtin Christophs, seines Neffen, zu werden.

„Nimm ihn!" hatten die Schwestern der Nachgeborenen geraten. „Er ist brav, er ist solid — es kommen Zeiten, wo man bereut, wenn man zu wählerisch war. O!" — — Dieses O! Was enthüllte es nicht alles! Reue, Enttäuschung und die Sorge ums tägliche Auskommen! Wie ein unheilverkündender Unkenruf klang dieses O! Und Maria ergab sich damals, und allmählich träumte sie sich in den Gedanken hinein, in Afrika werde ihrem leeren Herzen ein befriedigender Wirkungskreis winken nach der langen verbitternden Zeit, welche den sonnigen Tagen ihrer jubelnden Liebe gefolgt war. Ergeben und wunschlos hatte sie sich leiten lassen — und jetzt? Warum störte der Betörer aufs neue ihren Frieden? Warum mußte ihr neben Martinis bestrickender Persönlichkeit ihr Verlobter so kümmerlich, so unbeholfen erscheinen? Was war das für eine Zeit gewesen, in der sie gezittert und geglüht hatte, wenn nur von ferne Herberts Schritte ihr entgegenklangen, wenn nur seine Hand sie berührte! Welche Schauer des Entzückens! Und jetzt? Tun — oder lassen — alles einerlei! Sie preßte die Hände ineinander — sie waren kalt. Und nun sollte Hochzeit sein. Ach, diese schreckliche Bangigkeit! Und es war doch alles einerlei. —

Sie konnte es nicht länger ertragen, so ruhig zu liegen. Leise schlüpfte sie aus dem Bett und schlich durchs Zimmer. Die aufgelösten schwarzen Flechten fielen ihr über die Schultern, als sie krampfhaft behutsam die niedrig sitzende Türklinke herabdrückte.

Draußen auf der Veranda blies die Seebrise durch Mariens langes Nachtgewand — frisch legte es sich auf ihren Körper. Die Nebel waren gesunken, und am südlichen Firmament stand licht und groß der Mond. Fast taghell vor dem Hause der Hof, die Düne, das Meer! Die Palmen rauschten, und von fern herüber tönten fremd und ungewohnt einförmige Negermelodien ans Ohr der Lauschenden.

Sie breitete die Arme dem Meer entgegen, und ihre Seele weitete sich beim Anblick der Sterne. Hier war die Freiheit! Die Freiheit? Ja, und die Erhabenheit auch, und in der Erhabenheit die Versöhnung — Versöhnung für den, der die rechte Demut hat im Anschauen der großen, unendlichen Gottesnatur. „Was liegt an mir?" fragte sich Maria. „Nichts dauert ja lange."

An Ländern und Städten war sie vorübergefahren, an Städten voll wimmelnder Menschen. Und sie wußte es wohl: überall regieren die Starken und leben eine kurze Weile im Munde der Welt — die Schwachen aber gehen dahin ohne Spur, und Millionen sehen ihre Träume welken und können Verwelktes nicht wieder blühen machen, mögen sie nun grollen oder seufzen, toben oder sich bescheiden. Und was liegt daran, ob man der Ob-



siegenden einer ist oder einer von denen, die unterliegen? Nichts dauert ja lange!

Resigniert schmiegte sie sich in die Polster desselben Weidensofas, auf dem Christoph heute geruht, als sie zuerst an ihn herangetreten war. Sie zog ein dort liegendes Plaid über sich und sank allmählich in einen leichten Schlaf. Manchmal wachte sie auf — — wieder an jener Bangigkeit — es sollte ja Hochzeit sein — und dann murmelte sie im Halbtraum: „Nichts dauert ja lange."

Als der Morgen zu grauen begann, fuhr sie auf; denn drüben am Hospital riefen zwei Männerstimmen nach dem Doktor. Rede und Gegenrede hallten durch die stille Nacht. Ein Türriegel wurde laut zurückgeschoben, und Pferdegewieher begrüßte den nahenden Tag. Im Hof wurde ein Roß gesattelt. Mit mächtigen Sätzen sprang Rustan herbei, und nun kam im blendend weißen Anzug er selbst daher, der Stabsarzt. Kosend streichelte er sein Tier, das ihm zutraulich den Hals entgegenbog. Er klopfte Rustan, der sich schmeichelnd an seine Seite drängte, den glatten Hals. Ja, so war er! An keiner Kreatur konnte er ohne Teilnahme vorübergehen. Er mußte lieben und wurde wieder geliebt. Aber diese gefühlsbewegliche Art, war sie nicht gerade sein Verhängnis? Wo sollte er sich hinretten mit diesem eindrucksfähigen Gemüt? Damals war sie seinem bestrickenden Wesen zum Opfer gefallen; sie hatte vertraut und war getäuscht worden. Wieder hatte sie nun die Macht seiner Persönlichkeit empfunden — aber es war ihr eine innere Genugtuung, sich ihm gegenüber behauptet zu haben. Selbstzufrieden, mit einem leisen Triumphgefühl schaute sie ihm nach, wie er landeinwärts davonritt. Und als er verschwunden war, da glühten golden die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne herauf. Hochzeit — —! Aber Maria sprach tapfer vor sich hin: „Nichts dauert ja lange!"

(Fortsetzung folgt)



Unvergessen

Von

Otto Thörner

Ich sehne mich so sehr nach dir.
Die Sonne sinkt. Die Sonne sinkt.
Und in dem Dämmer scheint es mir,
Als ob von fern dein Goldhaar blinkt.

Wo gingst du hin? Dein Schritt verscholl,
Dein weicher Schritt, schon längst im Raum —
Und dennoch ist noch immer voll
Von deinem Glanze Tag und Traum . . .





Eine Naturgeschichte der Soldaten-mißhandlungen

Bei den jüngsten Beratungen des Militäretats im Reichstage wurde natürlich auch das heillose Kapitel der Soldatenmißhandlungen aufgerollt. Was der Kriegsminister von Einem auf die Beschwerden des Abgeordneten Dr. Müller-Meiningen erwiderte, kann man nur mit einem heitern, einem nassen Auge lesen: „Ich muß sagen, die Stunden, in denen mir diese Vorkommnisse in der Armee hier vorgetragen werden, sind mit die schwersten, und ich fühle die ganze Demütigung, die darin liegt, daß in der Armee derartig schwere und auf keine Weise zu entschuldigende Mißhandlungen vorkommen ... Ich glaube, daß die Neigung zu Mißhandlungen durch die Leute nicht in der Kaserne erzeugt, sondern vielfach in die Kaserne hineingetragen wird. Allerdings findet diese sadistische Richtung durch die Einrichtungen des militärischen Lebens einen gewissen Nährboden. Sie wissen alle, daß wir in die Armee rohe und ungesittete Elemente, die schon vielfach vorbestraft sind, hineinbekommen, die im Umgang mit anderen Menschen eine gewisse hypnotische, dämonische Kraft zu haben scheinen, welche jeden Widerstand unterdrückt. Solche Fälle sind häufig vorgekommen, und ich glaube, es ist niemals möglich, sie aus der Armee vollständig herauszubringen. Sie finden sich beinahe in jedem Internat." Solche Fälle würden immer vorkommen, wo junge Leute zusammenleben, und namentlich wo eine gewisse Disziplin herrsche, die natürlich auch dahin wirke, daß der Untergebene sich scheue, gegen den Vorgesetzten mit Beschwerden vorzurücken.

Weiter versuchte der Kriegsminister den statistischen „Nachweis", daß die Zahl der Mißhandlungen in den letzten Jahren erheblich zurückgegangen sei. Auch die vom Abg. Müller-Meiningen vorgebrachten Fälle stellte er in milderem Lichte dar. Nichtsdestoweniger erklärte er, wie schon 1903: „Wenn auch nur 100 Leute in der Armee mißhandelt werden, dann sind es noch immer hundert zu viel. Wir werden mit diesen Mißhandlungen zu Rande kommen müssen und wir werden auch mit ihnen zu Rande kommen. Ich glaube, in dieser Richtung wird mich die Armee nicht im Stiche lassen."

Das letzte ist es aber, was bei allem guten Willen des Kriegsministers füglich bezweifelt werden darf. Man muß, um die Berechtigung dieses



Zweifels zu verstehen, nicht nur die Meinungen und Erfahrungen der höheren Vorgesetzten hören, sondern auch die des gemeinen Mannes, wie sie uns Artur Nowakowski in seiner (bei Schröter in Zürich erschienenen) Broschüre vorführt: „Wie läßt sich die jährliche Zahl der 14000 Bestrafungen mit Zuchthaus und Gefängnis in der deutschen Armee gewaltig vermindern?" Die Erfahrung aktiver oder pensionierter Offiziere sei in diesen Dingen unmaßgeblich, weil einseitig. „Sie stützt sich eben nur auf das Übermittelte, das Gehörte, aber nicht auf das selbst Erlebte und selbst Erlittene. Der gemeine Mann dagegen, sei er nun ein mehr oder weniger empfindlicher Mensch, der ununterbrochen in der Kaserne gelebt, hat allen jenen Erscheinungen unmittelbar gegenübergestanden und mußte alles Bittere am eigenen Leibe erfahren und willenlos über sich ergehen lassen. Daher sollten Ratschläge eines gemeinen Mannes ... die größte Beachtung finden.

„Der Offizier bleibt eben Offizier auch dann noch, wenn er die Uniform abgelegt hat, und nicht mehr ‚zu Befehl' zu sagen braucht. In beiden Fällen vermag er sich ebensowenig in die Lage des ‚Gemeinen' zu versetzen, wie der von Geburt reiche Mann in den Hunger und in das Elend der darbenden Klassen. Der Offizier hat eben niemals zwei Jahre als wehrloser Rekrut hinter Kasernenmauern verbracht. Ratschläge der Offiziere sollten nur dann Beachtung finden, wenn bei neuen Maßnahmen ihre Autorität darunter leiden, oder ihre militärische Tätigkeit beschränkt werden könnte. Zudem sollte berücksichtigt werden, daß beiden Teilen, Offizieren und Rekruten, ganz verschiedene Ansichten über den militärischen Dienst eigen sind. Der Offizier ist aus Liebe zum Beruf Soldat geworden, der gemeine Soldat dagegen einer gesetzlichen Verpflichtung nachgekommen, die er je nach gegebenen Umständen freudig oder gezwungen erfüllt.

„Das Offizierkorps bildet für sich einen eigenen Stand ... Wir können jedoch nicht umhin, zu bemerken, daß der Offizier in der Front sich bei vorkommenden Mißhandlungen der Soldaten von Unteroffizieren möglichst passiv verhält ... Der sich über Mißhandlungen beschwerende Soldat ist für ihn ein Denunziant, der nur schadet ..."

Es muß nun von vornherein bemerkt werden, daß der Verfasser mit seiner Darstellung der von ihm beobachteten Fälle keineswegs in der Weise verallgemeinern will, als ob nun die Gesamtheit oder die Mehrzahl der Vorgesetzten, insbesondere der Offiziere, sich dergleichen zuschulden kommen ließe. Mit Schriften solcher Tendenz würde ich meine Leser nicht behelligen, da ich sie selbst nicht ernst nehmen könnte. Dazu habe ich schon persönlich zuviel Offiziere kennen gelernt, die meine Ansichten über das Kapitel durchaus teilen. Unser „Gemeiner" ist aber ein Mann, dem nichts ferner liegt, als irgendwelche Verunglimpfung oder Schädigung der deutschen Armee. Man fühlt es im Gegenteil seiner ganzen Darstellung an, daß er von der ehrlichen Absicht beseelt ist, — auch durch positive Vorschläge — zur Heilung von Schäden beizutragen, die sich weder totschweigen noch verkleistern lassen, andererseits aber geeignet sind, unserem Volke das Teuerste

und Heiligste zu untergraben: die Achtung vor der eigenen Würde und Ehre. Denn dies ist wohl die empfindlichste und schmachvollste Schädigung, die einem ehrliebenden und mannhaften Volke zugefügt werden kann.

Der Verfasser geht bei seinen Schilderungen — ich möchte fast sagen — wissenschaftlich zu Werke. Es ist eine förmliche Naturgeschichte der Soldatenmißhandlungen, was uns diese persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen eines „Gemeinen" vorführen. Wie die Saat des Übels aufgeht, wie sie ihre giftigen Blüten und Früchte zeitigt, um dann immer wieder neues Unheil auszusäen, das wird hier mit anspruchsloser Naturtreue dargelegt. Schritt für Schritt verfolgen wir die Einzelheiten des Dienstes, insoweit sie mehr oder minder „günstige" Gelegenheiten zu Mißhandlungen bieten.

„Beim Antreten kann der Unteroffizier viele Dinge am Anzuge des Untergebenen rügen, die eigentlich nicht zu rügen wären. Er sagt ‚Unvorschriftsmäßig' und schlägt dabei dem Soldaten mit der Faust oder Hand ins Gesicht. Es kann ihm der Putz des Helmes nicht gefallen; er faßt ihn bei der Spitze, schlägt fortwährend mit der ganzen Kraft den schweren Helm dem Soldaten auf den Kopf und gibt ihm zum Schluß noch ein paar Ohrfeigen. — Gefällt ihm der Putz der Stiefel nicht, so tritt er mit den Füßen und Absätzen dem Soldaten auf die Zehen, daß dieser sich vor Schmerz krümmt, oder er nimmt sein Gewehr und stößt ihm mit dem Kolben auf die Füße oder schlägt damit gegen das Schienbein. — Wenn er findet, daß ein Knopf nicht blank genug ist, reißt er so lange an dem Manne herum, bis die Knöpfe aus dem Futter gerissen sind. — Durch solche Vornahmen der Musterung kann er den Mann samt seiner Ausrüstung derart verunstalten, daß, wenn der Hauptmann kommt, die mißhandelten Leute ihm sofort auffallen. — Der Hauptmann rügt den Unteroffizier, daß er mit so unvorschriftsmäßig angezogenen Leuten zum Dienste kommt; der Unteroffizier meldet dem Chef, daß der betreffende Mann noch schlimmer zum Dienste herausgetreten sei und sich das Instandsetzen der Sachen nicht mehr habe vornehmen lassen, da die Zeit eine zu kurze war. Der Hauptmann bekommt dadurch eine Wut auf den Mann (weil er die falsche Aussage des Unteroffiziers weder prüfen kann, noch will). Der Soldat bekommt Strafexerzieren, Arrest oder Rapport zudiktiert und hernach, weil er nicht vorschriftsmäßig zum Dienste gekommen ist, vom Unteroffizier noch eine gehörige Tracht Prügel, damit er merkt, daß die Strafe des Unteroffiziers eine viel härtere und seine Dienstgewalt eine viel größere sei als die des Herrn Hauptmanns."

Das Einzelexerzieren setzt ein. Der Unteroffizier beobachtet nun den Soldaten fortwährend. „Sobald er findet, daß der Rekrut nicht nach seinem Geschmacke exerziert, schlägt er ihn mit der Hand oder mit der Faust, und zwar so, daß diese Mißhandlung von dem vielleicht anwesenden Vorgesetzten (Offizier) nicht gesehen wird. Der letzte will natürlich keine Mißhandlungen sehen und sieht sie einfach nicht —!



„Glaubt nun aber der Unteroffizier, daß ihm der Offizier zur Zeit, wo er den Rekruten mißhandelt, nicht besonders gewogen ist, so greift er zu einem anderen Mittel. Wenn der Rekrut exerziert, läuft er direkt hinter ihm her, aber im entgegengesetzten Schritte. So tritt er dem Exerzierenden fortwährend auf die Hacken oder stößt ihm die Spitzen seiner Stiefel gegen das Fußgelenk. Die Folge davon ist, daß der Rekrut, dessen Füße durch das Exerzieren so wie so überangestrengt und in Schweiß gebadet sind, fußkrank wird. Der Staub, der in die Stiefel dringt, und der Schweiß an den Füßen fressen sich in die Wunden ein. Diese entzünden sich heftig, denn bei dem fortwährenden täglichen Exerzieren und Marschieren kann der Heilungsprozeß nicht vor sich gehen. Das Ende davon ist, daß der Mann zu lahmen anfängt, was doch schließlich auffallen muß. Unterbleibt das Lahmen selbst nach Schimpfen und Drohungen des Unteroffiziers nicht, so geht dieser zum Feldwebel, der doch so viel wie nur möglich in einer Kompagnie unterdrücken soll, und meldet ihm: ‚Rekrut X kann nicht exerzieren.' Darauf wird der Soldat bei dem Exerzieren oder Ausmarsch zu einer Arbeit in der Kaserne kommandiert. Werden die Entzündungen trotzdem immer heftiger, so daß er zur Krankmeldung schreitet (was ihm allerdings sehr hart nachgetragen wird), so kommt er vor den Arzt, dem er den wahren Sachverhalt nicht vortragen darf, den er anlügen muß, indem er ihm angibt, die Wunden rührten vom Exerzieren her. Der Arzt natürlich schimpft und schnauzt den Mann an, daß er nicht zeitiger die Wunden gemeldet habe, da die Fußkrankheit schon zu weit vorgeschritten sei, um schnell geheilt zu werden. Der Arzt beklagt sich bei dem Hauptmanne der Kompagnie, welcher der fußkranke Soldat angehört. Natürlich bekommt der Rekrut nun neue und noch schlimmere Vorwürfe und zwar in der Art: ‚Wenn der Kerl wieder Dienst tut, so erhält er drei Stunden Strafexerzieren.' Daß diese drei Stunden Strafexerzieren einem Fußkranken zudiktiert werden, ist ja Wurscht. Der Mann muß eben bestraft werden. Der Feldwebel tut es dem Hauptmanne nach und schimpft den Soldaten, der schließlich ganz verzweifelt ist, ebenfalls tüchtig aus. Drei bis vier Tage vom Dienst entbunden zu werden, täglich in der Revierstube zum Verbinden der Wunden zu erscheinen und, wenn es nötig ist, noch ein paar Tage vom Exerzieren und von Märschen fortzulassen, ist dann der Schluß. — Wie viele aber laufen nun nicht mit ihren Wunden herum, bis diese sich an das Marschieren gewöhnt (!) haben, vereitern und schließlich chronisch werden?"

Beim Turnen: „Tritt der Rekrut an das Gerät, z. B. das Reck, und ist nicht imstande, sogleich die Übung zu machen, so wird er mißhandelt. Wenn er in die Höhe springt und es ihm vielleicht mißlingt, die Stange zu ergreifen, so kneift ihn der Unteroffizier beim nächsten Versuche mit den Fingernägeln ins Gesäß. Natürlich wird der Übende nun schon eingeschüchtert. Sein Gedanke ist jetzt nur noch der, er werde bei weiterem Mißlingen noch viel ärger gekniffen und geschlagen werden. Seine Aufmerksamkeit wird abgelenkt, und ein Mißlingen ist sicher ... Ein altes Ver-

fahren, um die Zahl der Klimmzüge recht hoch zu treiben, ist folgendes: Hat der Soldat vier bis fünf dieser Übungen gemacht, so nimmt der Unteroffizier eine Steck- oder Nähnadel und sticht sie dem Turnenden beim Anziehen ins Gesäß, wobei dieser natürlich zusammenzuckt und unter Anspannung aller Kräfte vielleicht sich bis zur Hälfte noch emporzieht; ein zweiter, etwas stärkerer Nadelstich erfolgt, dies bringt den Rekruten selten ganz in die Höhe, wohl aber läßt er die Stange los und fällt herunter. Natürlich beginnt dann die Übung von neuem, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Unteroffizier jedesmal gleich zweimal kurz hintereinander recht kräftig mit der Nadel zusticht . . ."

Nur bei den Schießübungen werde nicht mißhandelt, weil sie keine günstige Gelegenheit dazu böten oder, wenn doch, ein Gewehr sich leicht — selbst entladen möchte.

Beim Appell selbst könne keine Mißhandlung vorkommen, wohl aber vorher und nachher. „Nach dem Kommando ‚Raustreten' ist der Hauptmann noch nicht anwesend. Während nun die Leute ihre Sachen für den Appell ordnen, unterzieht der Unteroffizier sie noch einer kurzen Kritik. Natürlich findet er niemals alles zu seiner Zufriedenheit; er schlägt dafür den Leuten ins Gesicht oder stößt sie mit der Faust. Wenn der Hauptmann dann die Sachen besichtigt und etwas findet, was nicht nach seinem Geschmacke ist, fragt er den Unteroffizier: ‚Haben Sie das gesehen?' ‚Zu Befehl!' lautet die Antwort. Trotzdem war es den Augen des Unteroffiziers sowie denjenigen des Rekruten entgangen. ‚Haben Sie den Mann darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht richtig ist?' ‚Zu Befehl!' ‚Na, dann kriegt der Mann drei Tage Arrest!' sagt der Hauptmann. Daß der Rekrut außer den vom Hauptmann zudiktierten drei Tagen Arrest von seinem Unteroffizier außerdem noch Prügel erhält, davon erfährt der Herr Kompanieführer natürlich nichts."

Wenn nun noch die Quälereien mit den Dienststunden ihr Ende erreichten! Aber weit gefehlt! Außerhalb des Dienstes setzt die Schinderei oft erst recht ein. Die famosen nächtlichen Übungen im Hemde vor dem glühenden Ofen, die außerordentlich hygienische und appetitliche Verwendung der Zahnbürsten zum Dielescheuern und all die andern harmlosen Scherze sind ja männiglich bekannt. Ein besonders trauriger Fall, der aber keineswegs vereinzelt vorkommt, ist dem Verfasser noch lebhaft im Gedächtnis. „Der Chef hatte während des Exerzierens einen Mann, der beim langsamen Schritt durch Drill es nicht fertig bringen konnte, seine Fußspitzen trotz größten Schreiens und Schimpfens beim Vorwerfen der Beine hinunterzudrücken, dem Unteroffizier zur besonderen Behandlung nach dem Exerzieren empfohlen. Der Kamerad flüsterte mir beim Wegtreten tränenden Auges ins Ohr: ‚Jetzt möchte ich lieber im Zuchthaus sein.' Am selbigen Abend stand der Mann feldmarschmäßig angezogen, während die anderen Kameraden ihr Abendbrot einnahmen, vor zwei unter sich befreundeten Unteroffizieren, wobei der eine kommandierte und der andere mit dem Ge-



wehrkolben dem Ärmsten auf den Fuß stieß. Aber es mißlang ihnen, den Füßen des Soldaten eine schönere, nach unten gebogene Lage beizubringen. Die Füße waren infolge ihrer natürlichen Form hierzu nicht geeignet. Zudem glichen die großen Stiefel des Mannes eher einem Halbmonde, als einem Paar vorschriftsmäßiger Marschstiefel. — Derartige Früchte zeitigen die Hinterstuben der Kasernements, wenn den Soldatenschindern ... Vorschub zu ferneren Mißhandlungen geleistet wird ..."

Und nun noch die Zärtlichkeiten der älteren „Kameraden", der lieben Stammleute! „Man ist der Ansicht, daß ein Zusammenleben der Rekruten mit den Stammleuten für jene sehr förderlich sei. Deshalb werden die Rekruten sowie die Stammleute aus ihren bisherigen Wohnungen herausgenommen, untereinander vermischt und als neugebildete Korporalschaften auf die verschiedenen Stuben verteilt, d. h. jede Korporalschaft erhält ihr bestimmtes Zimmer, in dem ungefähr die eine Hälfte Rekruten und die andere Hälfte Stammleute sind ...

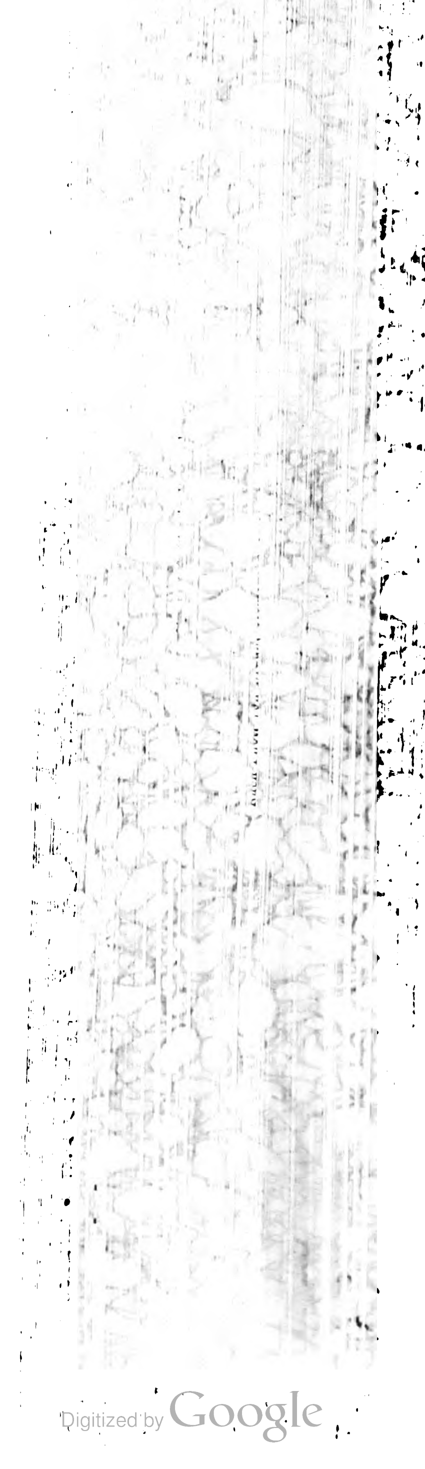
„Dieses Zusammenwohnen und -leben soll den Zweck haben, daß die Rekruten von den Stammleuten etwas lernen! Die Absicht ist sehr gut. Aber sie trägt in Wirklichkeit nur immer schlechte Früchte ... Ein Stammmann wird sich niemals die geringste Mühe geben, einen Rekruten über dienstliche Dinge aufzuklären und zu unterrichten. Damit käme ein Rekrut bei dem Stammann schön an. Der lebt im Traume schon als Reservemann und hütet sich, seine einstigen Schinder in der Weiterbildung der ‚Hammel' zu unterstützen. Im Gegenteil, er versucht dem Unteroffizier einen Streich zu spielen und ihm das Leben so schwer als möglich zu machen. Das sind aber alles nur die Früchte, zu denen der Keim im ersten Jahre der Rekrutenzeit gelegt wurde, weil eins auf das andere verderblich gewirkt hat. Der Glaube an den Vorteil des Zusammenlebens beider Jahrgänge ist nur ein gewaltiger Irrtum aller derer, die niemals gemeiner Soldat gewesen sind und nie als Rekrut oder Stammann in der Kaserne gelebt haben.

„Wenn der Rekrut mit dem Stammann zusammenkommt, ist er für ihn der sogenannte Hammel (Dummkopf) und bleibt es auch bis zur Entlassung der Stammleute. Steht nun der beste und tüchtigste Rekrut dem schlechtesten und unfähigsten Stammann gegenüber (diese zwei sind gewöhnlich die ärgsten Feinde), so muß der Rekrut sich von diesem ins Gesicht schlagen lassen, ohne einen Laut von sich zu geben. Das ist so alter Brauch und Sitte in der deutschen Armee. Wehrt sich der Rekrut dagegen, wenn der Stammann ihn schlägt, auch nur dadurch, daß er es sich verbittet, so holt der Stammann gleich eine Rotte von 15—20 Kameraden seines Jahrganges, und diese Leute wollen dann die Richter spielen. Sie fragen nicht, ob der Stammann einen Grund zum Prügeln hatte, d. h. ob der Rekrut etwas versehen habe; er wird einfach verurteilt, *weil er sich nicht vom Stammmanne prügeln lassen will*. Diese Stammleute bearbeiten den Rekruten mit Säbel- und Tornisterriemen, bis er fast bewußtlos ist und sich kaum

noch rühren kann. Des Abends muß er zu den Stammleuten auf die verschiedenen Stuben kommen, an der Türe vor dem Eintreten vorsichtig anklopfen, sie bescheiden öffnen mit dem alten Spruche: ‚Alte Knochen, es kommt ein dummer Hammel angekrochen!‘ und bescheiden um Eintritt bitten. Zuerst fliegen ihm ein paar Holzschemel an den Kopf. Retiriert er, gibt es von neuem Hiebe. Er muß an der Tür stehen bleiben und die Schemel abwehren, damit sie ihn nicht verletzen. Hierauf muß er sie vom Boden aufheben, an die Tische stellen, zu den Stammleuten gehen und fragen, ob sie für ihn Arbeit hätten. Darauf erhält er von jedem Stammann zwei Paar langschäftige Stiefel zum Reinigen und Putzen, womöglich auch ein paar Röcke dazu. Zusammen sind es dann gewöhnlich 20—30 Paar Stiefel, mit denen er abzieht. Beim Verlassen des Zimmers erhält er noch ein paar Fußtritte mit der Mahnung, die Stiefel sehr bald, sauber geputzt, wieder zu bringen." Natürlich muß er dabei seine eigenen Sachen zum nächsten Dienste vernachlässigen, wenn ihm nicht etwa mitleidige Seelen unter den Rekruten helfen. Er bekommt wieder Prügel vom Unteroffizier, Schimpfe vom Hauptmann. „Verrät er dem Unteroffizier, daß er für die Stammleute 20—30 Paar Stiefel putzen mußte, dann rächen sich diese Leute wieder, und wenn der Unteroffizier auch die Namen der Stammleute weiß, so richtet er doch allein gegen 15—20 Stammleute in solchem Falle mit Gewalt nichts aus. Einer oder der andere der Stammleute spielt ihm dafür einen ärgeren Streich. Gelangt aber die Sache zur Kenntnis des Hauptmanns, so straft er die Leute höchstens mit einer Warnung oder einer halben Stunde Nachexerzieren!"

Der Stammann gebietet über die Rekruten wie ein souveräner Herr. „Er übt an ihnen Handlungen aus, die im öffentlichen Leben aufs strengste bestraft werden, nämlich neben dem Prügeln — das Stehlen!...

„Es ist eine wahre Freude, in den Schrank des Rekruten einen Blick hineinzuwerfen zu der Zeit, wo er nur mit den Rekruten zusammenwohnt. Sowie er aber mit den Stammleuten zusammenlebt, beginnt alsbald eine kleine Unordnung, die immer mehr zunimmt. Bald fehlt ihm eine Bürste, bald ein Handtuch oder die Seife, bald die Handschuhe, Mütze, Stiefelwichse, das Gewehröl. So geht es langsam hintereinander fort; eins löst das andere ab. Anfänglich, solange sein Geld ausreicht, kauft er immer die Effekten nach. Bald aber wird er gewahr, wohin sie kommen, nämlich zu den Stammleuten, die natürlich, wenn der Rekrut seine Sachen wiedererkennt und zurückfordert, ihn beschimpfen und bedrohen, daß sie ihn wegen gemeiner Beschuldigungen durch andere Stammleute vornehmen lassen würden. Der Rekrut ärgert sich, schweigt und nimmt sich vor, künftig besser aufzupassen. Daß trotzdem die Diebstähle fortgesetzt und raffinierter ausgeführt werden, weiß er natürlich nicht. Hat er vielleicht das Drillichzeug gewaschen und zum Trocknen aufgehängt, so wird er von einem Stammann gerufen, damit er ihm etwas aus der Kantine hole. Während sich nun der Rekrut in der Kantine befindet, die natürlich überfüllt ist, so daß er warten



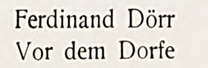
muß, geht der Stammann und stiehlt ihm das Drillichzeug. Er vertauscht es zugleich mit dem eines Diebsgenossen. Wenn der Rekrut dann zurückkommt, empört es ihn, und er wirft dem Stammann den Diebstahl womöglich vor. Nun fängt der Dieb an, auf ihn zu hetzen, er kann frech behaupten und beweisen, daß er die Sachen nicht besitze. Vor allem trachtet er darnach, den Rekruten mundtot zu machen. Er verabredet mit einigen Genossen, als ‚heiliger Geist' bei ihm zu erscheinen. Mitten in der Nacht, wenn alles schläft, kommen 4—6 Mann, mit Riemen und Kleiderpeitschen versehen, in die Stube des Rekruten hereingeschlichen. Mit einem Ruck reißen zwei dem Schlafenden die Bettdecken über den Kopf und ziehen sie mit aller Kraft nach unten, so daß der Kopf fest eingeschlossen ist. Die übrigen beginnen nun mit ihren Peitschen und Riemen auf den nackten Körper des Schlafenden loszupeitschen und zu prügeln, als wenn es Steine hageln würde. Glauben sie, daß sie genug ihre Macht als ‚alte Knochen' ausgeübt haben, so schleichen sie sich wieder still davon. Ist ein Spitzbube dabei, so hat er dem Geprügelten noch den Brustbeutel, worin sich das Geld befindet, vom Halse bei den Mißhandlungen weggerissen. — — — Das ist die böse, bitterböse Saat vom ersten Jahre, die dann im zweiten diese Früchte trägt. Das ist das Resultat des Zusammenlebens der Rekruten mit den Stammleuten. Dies ist der Nährboden, auf dem die ärgsten Vergehen und Verbrechen gedeihen ...

„Schweigt aber der Rekrut über den Diebstahl, was dann!? Braucht er einen Drillichanzug oder einen der ihm gestohlenen Gegenstände unbedingt zum Dienste und siegt über ihn die Dienstpflicht, erscheint ihm diese heiliger als das reine Gewissen, dann kommt er in die Versuchung und wird hinabgeschleudert und zum Spitzbuben gemacht. Er stiehlt schon aus Geldnot und Dienstpflicht den ihm fehlenden Gegenstand bei einem anderen. Er weiß aber nicht, daß er ihn umtauschen muß, weil er keine Diebsgenossen hat. Er wird erwischt, vor den Richter gestellt, als Spitzbube verurteilt und wandert ins Gefängnis ..."

Die Meldung, daß ihm etwas gestohlen sei, bringt dem Rekruten nur den Vorwurf vom Vorgesetzten ein, „er passe nicht ordentlich auf seine Sachen auf und sei ein liederliches Schwein".

Was sind das nun aber für Stammleute? „Bauernburschen, Dorfburschen, Kleinstädter, Vorstädter, Leute, die bis zu ihrer Militärzeit existenzlos herumvagierten, Zuhälter und Landstreicher waren. Wenn diese Leute im Rekrutenjahre sich vom Unteroffizier gehörig prügeln ließen und hernach von den Stammleuten lernten, wie man mit den Rekruten verfährt, wie man es macht, sich als Stammann das Leben zu erleichtern, dann ist die Saat für die bösen Handlungen im zweiten Jahre gelegt. Diese Leute verstehen es, die Vorgesetzten zu ärgern, indem sie sich einfach dumm stellen. Sie genießen Branntwein, gehen auf Tanzböden und kommen des Sonntags betrunken nach Hause. Sie schlagen auf die Rekruten los oder bleiben





Ferdinand Dörr
Vor dem Dorfe

über den Urlaub aus. Um ihre Effekten für den nächsten Dienst kümmern sie sich nicht, die sind ja in guten Händen, in den der Rekruten. Kommt solch betrunkener Soldat nach Hause, und steht ein Rekrut auf Posten, so rempelt er ihn an. Dennoch wird der Rekrut nicht wagen, ihn zu arretieren. Jener geht in betrunkenem Zustande mit dem blanken Seitengewehr auf die Wache los ...

Kaum ein Prozent von dem, was beim Militär vorgeht, komme zur gerichtlichen Verhandlung. Eine große Zahl von „Taten" werde, sowie sie der Kompaniechef erfahre, durch das Disziplinarverfahren geahndet. Und doch, meint der Verfasser, könnten sie alle durch einen Beschluß beseitigt werden! „Dieser Beschluß darf natürlich nicht hindernd auf das System oder auf die Ausbildung der Rekruten wirken. Er darf nicht die Offiziere und Unteroffiziere beeinträchtigen, noch eine Verlängerung der Dienstzeit erfordern. Er soll darin bestehen, daß die verschiedenen Jahrgänge vollständig voneinander getrennt leben. Dadurch würden Diebstähle, Mißhandlungen, Verbrechen und Vergehen beseitigt werden, die vielen Bestrafungen mit Zuchthaus und Gefängnis wegfallen. Der Rekrut würde die rohe Natur des Stammannes und dessen brutale Untaten und das dreiste Benehmen gegen Vorgesetzte nicht erben. Er würde so diensteifrig und ehrlich, wie er erzogen ist, auch im zweiten Jahre als Stammann bleiben und jeden Befehl mehr respektieren als jetzt ...

„Die Formierung der Kompanie könnte trotzdem ohne Benachteiligung vor sich gehen; die beiden Jahrgänge würden genau wie jetzt die Dienste gemeinsam verrichten und sicher in der Disziplin, weil keine störenden Elemente vorhanden sind, bei weitem mehr leisten. Und zudem, wenn der Ausbildner seine Leute länger behielte, würden sie sich besser kennen lernen und der Unteroffizier mit seiner Korporalschaft inniger verwachsen. Jetzt muß der Rekrutenunteroffizier seine Leute, nachdem er sich mit ihnen vier Monate abgeplagt hat, auf einmal einem andern überlassen. Gerade die Leute aber, die er sich so mühsam abgerichtet hat, wird er ungerne entbehren.

„Der neue Unteroffizier dagegen kennt die ihm zugeführten Leute fast gar nicht, und es kostet wieder Prügel, ehe er sich an sie und sie an ihn sich gewöhnt haben. Auch hierdurch würde den Mißhandlungen der Rekruten von Vorgesetzten ein neuer, großer Damm gesetzt werden. Bliebe sie beim alten, so würde jeder Unteroffizier seine Korporalschaft schützen und mit Ehrgeiz daran arbeiten, daß sie das Beste leistet ..."

Daß Vergehen Vorgesetzter gegen Untergebene milder geahndet werden, als die umgekehrten Fälle, liegt einmal im ganzen System des Militarismus und der militärischen „Disziplin". Muß aber die Kluft zwischen den Strafen für beiderlei Vergehen, auch von diesem Standpunkte aus, eine so abgründige sein, wie sie sich in der militärischen Strafgesetzgebung und Rechtsprechung vor uns auftut? Man halte die Maximal-

strafen für Vergehen der ersten Art gegen die Minimalstrafen für die der zweiten. Was steht den ungeheuerlichen angedrohten und vollzogenen Strafen für diese auf der anderen Seite gegenüber? Nur der § 122 des Militärstrafgesetzes: Wer vorsätzlich einen Untergebenen stößt oder schlägt oder auf andere Weise körperlich mißhandelt oder an der Gesundheit beschädigt, wird mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu 3 Jahren bestraft. In minder schweren Fällen (!) kann die Strafe bis auf eine Woche Arrest ermäßigt werden. Auch kann (im wiederholten Rückfalle muß neben Gefängnis- oder Festungshaft) auf Dienstentlassung oder Degradation erkannt werden. „Mithin", bemerkt Nowakowsky, „fallen die tätlichen Übergriffe der Vorgesetzten bei der Aburteilung zumeist unter § 122 des Militärstrafgesetzes, unter den Begriff ‚Mißbrauch der Dienstgewalt'. Dennoch werden diese Delikte fast immer als ‚minder schwere Fälle' angesehen und mit 8—14 Tagen Mittelarrest bestraft. Sei die Zahl der verübten Mißhandlungen eine noch so umfangreiche, nur die Schwere der Taten kann die Strafe erhöhen, z. B. im Falle, daß mit der Dienstwaffe mißhandelt wurde, eine schwere Verletzung eines Gliedes und dessen zeitweilige Unbrauchbarmachung vorgekommen ist."

Nur ein strenges Gesetz, das dem Vorgesetzen verbietet, den Soldaten überhaupt anzutasten oder durch andere antasten zu lassen, könnte die volkentehrende Schmach der Soldatenmißhandlungen an der Wurzel treffen. „Höchstens dürfte der Unteroffizier berechtigt sein, dem Rekruten einen anderen Rekruten (nicht Stammann) zuzuteilen, falls jener einer Hilfe zum raschen Ankleiden oder Umhängen des Tornisters bedarf. Ebenso könnte auf ganz besondere Veranlassung des Kompaniechefs oder dessen Vertreters (der aber immer ein Offizier sein muß), wenn es unbedingt erforderlich ist, ein Berühren des Mannes gestattet sein, vielleicht dessen Zurechtstellung im Gliede in Anwesenheit des Offiziers."

Sicheren Erfolg würde aber ein solches Gesetz auch nur dann verbürgen, wenn gleichzeitig die Meldepflicht der Rekruten einträte. „Ist doch der Vorgesetzte verpflichtet, wenn er von Untergebenen angegriffen wird, sofort Meldung zu machen. So könnte die Verpflichtung des Soldaten, wenn er vom Offizier herab bis zum Stammann von einer dieser Personen angetastet wird, unbedingte Meldung davon zu machen, bessere Früchte tragen, als wenn, wie heute, nichts dagegen geschieht und immer nur Klagen um Klagen gehört werden, die schließlich in bittere Vergällung übergehen. Noch ist es Zeit, diesem Treiben einen Damm zu setzen. Ein solcher würde auf die Autorität der Vorgesetzten nicht den geringsten Nachteil ausüben, im Gegenteil die Kapitulationslust bei den Soldaten eher steigern, und so mancher gutgeartete und gesittete Bürgersohn die Lust in sich verspüren, beim Militär zu bleiben. Es wird wohl jeder zugeben, daß die meisten Söhne durch die brutale Behandlung der Rekruten von den Unteroffizieren einen Ekel vor dem Kapitulantenleben haben, weil sie sich sagen: ‚Solch einem Menschendresseur-

und Peinigerleben, täglich Prügel auszuteilen, sollst du die schönsten Jahre opfern? Du hast als Unteroffizier eine beschränkte Freiheit und noch dazu furchtbar ungebildete und rohe Gesellen als Kameraden, die wehrlose Leute prügeln!' Gerade daran liegt es, daß die Zahl der Kapitulanten immer geringer wird." Der Abscheu, 12 Jahre lang Menschendresseur und Prügelmeister sein zu müssen, ließe die Mehrzahl der jungen Leute von der Kapitulation zurückschrecken. „Sehr bezeichnend dafür ist das Erlebnis eines kürzlich gegangenen Unteroffiziers, der seine Leute nie schlug und seine Kameraden ermahnte, ihm nachzuahmen. Die Mehrzahl der Unteroffiziere in seiner Kompanie waren Bauernburschen und Unteroffiziersschüler gewesen, dumm und dreist, sie fingen an, ihren humanen und anständigen Kameraden zu schneiden und über ihn zu schimpfen, ihm vorzuwerfen, er halte es mit den Rekruten. Folge davon war, daß dieser Unteroffizier und ein Freund von ihm, mit dem er zusammen kapituliert hatte, sich nicht weiter verpflichteten und den Soldatenrock auszogen." —

Ein verhängnisvolles Übel, das auch von militärischer Seite immer mehr zugestanden wird und mit furchtbarer Notwendigkeit fortzeugend Böses gebiert, ist die geistige Minderwertigkeit so vieler Rekruten. Oder richtiger: die Nichtberücksichtigung dieses Defekts bei der Aushebung und Behandlung solcher Personen. Sind sie nicht schon „gestraft" genug, diese Bedauernswerten, an denen doch meist nur die Sünden der Väter heimgesucht werden? Und doch kennt das Militärstrafgesetzbuch auch für sie weder den Begriff der verminderten Zurechnungsfähigkeit, noch den der mildernden Umstände überhaupt. Das militärische Gesetz kennt nur den Begriff der „minder schweren Fälle" (§§ 58, 97, 122, 123, 129, 140). „Der Unterschied dieser beiden im Militärstrafgesetzbuch enthaltenen Begriffe ist nach allgemein anerkannter juristischer Definition der, daß die mildernden Umstände subjektiver Natur und in der Seele des Täters zu suchen sind, die minder schweren Fälle aber objektiv durch die Form der Straftat bedingt sind. Auf diesem gleichen Standpunkt standen zweifellos auch die Gesetzgeber des Militärstrafgesetzbuches, denn es heißt in den ‚Motiven' ausdrücklich: ‚Das Gesetz ... versteht nach Vorgang des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich unter minder schweren Fällen objektiv leichtere, nicht auch subjektiv leichtere Fälle.' Trotzdem hat die Praxis den Begriff der minder schweren Fälle oft auch subjektiv aufgefaßt und ist demgemäß entschieden worden."

Immerhin bleibt die untere Strafgrenze, die Minimalstrafe, auch für den wohlwollendsten Ankläger und Richter bestehen, ein Gewissenszwang, der von beiden Seiten auch öfter ausdrücklich beklagt worden ist. Sollte nun aber wirklich das Vaterland in Gefahr geraten, aller Zucht und Disziplin in unserer „herrlichen Armee" das Todesglöcklein läuten, wenn man die untere Strafgrenze überhaupt fallen ließe? Sollte es wohl einen zurechnungsfähigen Bürger im deutschen Vaterlande geben, der da befürchtete, daß die Militärrichter ohne solchen Zwang sträfliche Milde



und Nachsicht gegen Vergehen wider die heilige Disziplin würden walten lassen? Das einzig Richtige wäre freilich, daß sie gar nicht in die Lage gerieten, über Leute mit abnorm minderwertigen Geisteskräften aburteilen zu müssen, daß man solche Leute überhaupt nicht aushöbe und die ärztliche Untersuchung des Rekruten nicht auf den körperlichen Zustand beschränkte. Damit würde man auch sonst manchen Quell des Ärgernisses verstopfen, da es bekanntlich nicht selten diese minderwertigen Elemente sind, die auch den besser gearteten, aber nicht genügend urteilsfähigen Unteroffizier zum Äußersten reizen. Die Soldatenschinder aus Passion würden sich natürlich auch dann schadlos zu halten wissen. Moralische Kretins gehören aber ebensowenig in die deutsche Volkswehr wie intellektuelle.

Die landeskundige Behandlung des Rekruten durch gewisse Vorgesetzte könnte allerdings zu dem Urteil berechtigen, daß an ihn alle anderen Ansprüche gestellt werden, nur nicht der, irgend eine Art von moralischer oder intellektueller Persönlichkeit vorzustellen. Ja, gibt es für ihn ein schlimmeres Übel, als solche erbliche Belastung? Wieviel leichter und schöner hat es der Schlaukopf, der bei seinem Eintritt ins Militär auf alle und jede Persönlichkeit von vornherein freudig verzichtet, um sie dann später als „alter Knochen" oder Vorgesetzter den jüngeren Jahrgängen desto ausgiebiger zu Gemüte zu führen!

Erfolgreiche, berühmte Tierbändiger sind schon längst zu der Erkenntnis gelangt, daß die Dressur mit brutalen Gewaltmitteln eine verfehlte sei, daß Güte die Tiere viel willfähriger mache als körperliche Mißhandlung. Es scheint, daß es Deutsche gibt, die ihre eigene Rasse und Nation nicht so hoch einschätzen wie das Tier, da sie bei ihrer Dressur auf körperliche Mißhandlung nicht glauben verzichten zu dürfen. Und dabei — sollen wir doch „Gottes Ebenbilder", soll der Unteroffizier „Gottes Stellvertreter" und „höchstes Glück der Erdenkinder" die „Persönlichkeit" sein? Ist das nicht sonderbar?

J. E. Frhr. v. G.

Mein Ahne

Von

Adolf Reuter

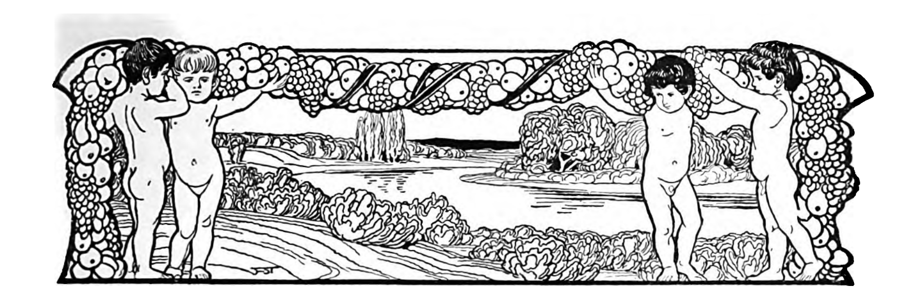
Ich weiß nicht, wann er lebte,
Und weiß nicht, wie er hieß,
Ob einst er schwang die Sense,
Ob Hammer oder Spieß.

Gelebt hat er ganz sicher,
Sonst wär' ich heut' nicht da.
Doch ist nicht überliefert,
Was sonst mit ihm geschah.

Es wird in Chronikbüchern
Kein Wort von ihm gesagt,
Doch mein' ich, er war immer
Fromm, ehrlich, unverzagt.

Mir ist, er sei gewesen
Ein frisch und fröhlich Blut.
Ich weiß mir nicht zu helfen:
Ich bin ihm heut' noch gut.





Neues vom alten Mark Twain

Von

Dr. Benno Diederich

Den Lesern des Türmers ist Mark Twain kein Unbekannter. Vor einiger Zeit (Juliheft 1903) hat der Verfasser dieser Zeilen in einem Aufsatz über Mark Twain und den amerikanischen Humor das Leben des Dichters skizziert und an mancherlei Proben, teils aus ihm, teils aus andern Humoristen unter seinen Landsleuten, nachzuweisen versucht, welches die eigentümliche Note dieser Spielart der humoristischen Literatur ist und worin das Liebenswürdige und Zündende ihrer Capriccios besteht.

Nun feierte Mark Twain am 30. November 1905 in seinem Heim in der Nähe Neuyorks seinen 70. Geburtstag. Verändert hat sich natürlich die Physiognomie des Schriftstellers nicht weiter. Bei Spezialisten eines bestimmten Stils, auf den schließlich der amerikanische Humor herauskommt, kann zudem von einer Weiterentwicklung kaum die Rede sein; es gibt hier nur eine größere oder geringere Fähigkeit, mit Worten und Begriffen zu jonglieren. Mark Twain ist aber in der Kunst, das Überraschende mit der gleichmütigsten Miene auszusprechen, der große Virtuose nicht nur unter den Amerikanern, sondern wohl überhaupt in der Weltliteratur. Darum bleibt es immer erfreulich, gelegentlich zu ihm zurückzukehren und sich mit ihm über eine kleine halbe Stunde hinwegzulachen. Außerdem ist von der deutschen Mark-Twain-Ausgabe (bei Robert Lutz in Stuttgart) seit 1903 eine neue Folge erschienen. Darum hofft der Verfasser dieser Zeilen, daß ihm die zahlreichen Freunde Mark Twains Dank wissen, wenn er statt einer neuen ästhetischen Untersuchung ein verhältnismäßig unbekanntes Capriccio des Dichters eben aus jener neuen Folge, wenn auch in wesentlich gekürzter Gestalt, mitteilt. Die Leser werden in ihm all die Eigenschaften finden, die sie sonst bei Mark Twain schätzen gelernt haben, und vielleicht, wenn die Saltomortales seiner Einfälle nicht mehr gar so halsbrecherisch sind, daran denken, daß derjenige, der sie geschrieben, jetzt ein Siebziger ist.

Mark Twain hat das Tagebuch des ersten Menschen aufgefunden; er hat Adams Hieroglyphen entziffert und glaubt, daß „dieser nachgerade als öffentlicher Charakter eine genügende Bedeutung besitzt, um die Herausgabe des Tagebuchs zu rechtfertigen“. Somit veröffentlicht er:

Adams Tagebuch

Montag. Dieses neue Geschöpf mit dem langen Haar fängt an, mir sehr im Wege zu sein. Es ist immer hinter mir her und lungert beständig um mich herum. Ich mag das nicht; ich bin nicht an Gesellschaft gewöhnt. Ich wünschte, es bliebe bei den übrigen Tieren ... Es ist heute umwölkt, denke, wir werden Regen haben.

Dienstag. Habe den großen Wasserfall untersucht. Er ist das Beste auf dem ganzen Grundstück. Das neue Geschöpf nennt ihn „Niagarafall". Das neue Geschöpf tauft alles, was uns gerade in die Quere kommt. Und das immer unter dem Vorwand, daß es so „aussehe".

Mittwoch. Habe mir einen Unterschlupf gegen den Regen gebaut. Aber ich konnte ihn nicht friedlich für mich behalten. Das neue Geschöpf war gleichfalls sofort drinnen. Als ich es hinauszudrängen versuchte, vergoß es Wasser aus den beiden Löchern, mit welchen es sieht, wischte es mit dem Rücken seiner Pfoten fort und gab dabei Töne von sich, wie verschiedene der anderen Tiere, sobald ihnen etwas weh tut oder sie sich fürchten.

Freitag. Das Benennen geht unaufhaltsam weiter. Ich hatte für das große Grundstück hier einen sehr guten Namen erfunden — Garten von Eden. Ich gebrauche den Namen jetzt noch, aber nur verstohlen. Das neue Geschöpf sagt, man sehe in der ganzen Landschaft nur Wald, Felsen und Wasser; sie erinnere nicht im mindesten an einen Garten, sondern sehe aus wie ein Park. So hat es ihm denn, ohne mich weiter zu fragen, den Namen Niagarafall-Park gegeben.

Mein Leben ist nicht mehr so glücklich wie früher.

Samstag. Das neue Geschöpf ißt zuviel Früchte. Wir werden wahrscheinlich bald Mangel daran haben ... Ziemlich nebelig heute früh. Ich selbst gehe nicht in den Nebel hinaus. Aber das neue Geschöpf tut es. Es geht in allen Wettern aus und kommt dann mit schmutzigen Füßen wieder hereingestampft. Dabei spricht es fortwährend, und früher war es hier so angenehm und ruhig.

Sonntag. Hab' ihn glücklich hinter mir. Dieser Tag wird immer ermüdender. Der Sonntag wurde im letzten November zum Ruhetag gewählt und abgesondert. Früher hatte ich in jeder Woche schon sechs solche Tage. Und heute? Heute morgen fand ich das neue Geschöpf, wie es mit Erdklumpen nach dem verbotenen Baum warf, um die Äpfel herunterzuholen.

Montag. Das neue Geschöpf sagt: sein Name sei Eva. Es sagt, der Name sei dazu da, damit ich es rufen könne, wenn ich es bei mir zu haben wünsche. Darauf erwiderte ich, daß der Name dann überflüssig sei. Dies Wort hob mich augenscheinlich in der Achtung des neuen Geschöpfes. Darauf sagte mir das Geschöpf, daß es gar kein „Es", sondern eine „Sie" sei. Mir ist's einerlei; sie mag sein, was sie will, wenn sie nur ihrer Wege gehen und nicht beständig reden wollte!

Freitag. Sie hat es für gut befunden, mich zu bitten, nicht mehr über den Wasserfall zu gehen, wie ich es mir angewöhnt hatte. Ich möchte nur wissen, warum? Ich habe es immer getan, seit ich hier bin. Bin darauf in einem Faß über den Fall hinuntergesegelt, — auch das war nicht nach ihrem Geschmack. Dann in einer Waschbutte, — sie war noch immer nicht zufrieden. Ich fühle mich hier von allen Seiten eingeengt. Ein Ortswechsel wird mir gut tun.

Samstag. Bin durchgebrannt und habe mir, nachdem ich zwei Tage darauf losgewandert war, einen neuen Unterschlupf gebaut, an einer abgelegenen Stelle. Aber sie hat mich aufgespürt; sie stürzte plötzlich zu mir herein und machte wieder das klägliche Geräusch, das ich nicht hören mag, und ließ das Wasser aus den beiden Löchern, mit denen sie sieht, herausschießen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit ihr zurückzugehen, — aber ich werde sofort wieder ausreißen, wenn sich die Gelegenheit bietet.

Sonntag. Habe ihn glücklich hinter mir.

Montag. Ich habe Eva schon wieder an dem verbotenen Baum erwischt. Sie war hinaufgeklettert, und ich warf mit Erdklumpen nach ihr, bis sie herunterkam und sagte, es hätte's ja niemand gesehen. Ich glaube, sie hält das für eine genügende Rechtfertigung, um die gefährlichsten Dinge zu tun.

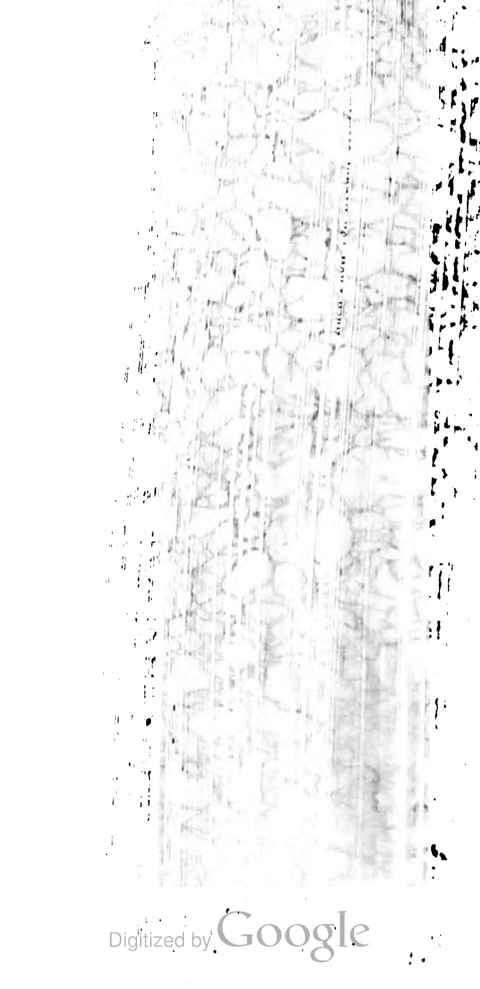
Dienstag. Das Neueste, was sie mir gesagt hat, ist, daß sie aus einer von meinem Körper genommenen Rippe gemacht sei. Das scheint mir eine gewagte Behauptung. Mir hat noch nie eine Rippe gefehlt!

Samstag. Gestern fiel sie in den Teich, als sie sich zu weit vorbog, um sich im Wasser zu betrachten. Sie tut das immer, sobald sie an einen Teich kommt, nur ist sie bis jetzt noch nicht hineingefallen. Sie hat so viel Wasser geschluckt, daß sie beinahe erstickte. Das sei ein höchst unbehagliches Gefühl, erklärte sie, als sie wieder draußen war. Es machte sie auch traurig wegen der Geschöpfe, welche im Wasser leben müssen, und die sie Fische nennt. Die Folge war, daß sie gestern abend eine ganze Menge Fische einfing, hereinbrachte und, damit sie warm werden möchten, in mein Bett tat. Aber ich habe sie beobachtet und die Wahrnehmung gemacht, daß sie durchaus nicht glücklicher schienen als vordem. Nur viel stiller sind sie den ganzen Tag gewesen. Und wenn es wieder Nacht wird, werde ich sie einfach vor die Türe werfen und nicht wieder mit ihnen schlafen, denn sie sind unangenehm schleimig und naßkalt, und das Liegen zwischen ihnen ist unbehaglich.

Sonntag. Habe ihn glücklich hinter mir.

Dienstag. Jetzt hat sie sich mit einer Schlange eingelassen. Die anderen Tiere sind froh, weil sie beständig an ihnen herumhantierte und sie nicht in Ruhe ließ.

Freitag. Sie sagt mir, die Schlange habe ihr geraten, die Frucht von dem Baum zu kosten, und ihr versprochen, daß das Ergebnis eine große, schöne und edle Fortentwicklung sein werde. Ich riet ihr, von dem



Baum fortzubleiben. Sie sagte, sie wolle es nicht. Ich sehe allerlei Unannehmlichkeiten voraus und denke wieder ans Auswandern.

Mittwoch. Ich habe eine bunte Zeit hinter mir. An jenem Abend bin ich ausgerissen und die ganze Nacht hindurch geritten, so schnell mein Pferd laufen konnte. Ich befand mich auf einer grasigen Ebene, auf der Tausende von Tieren versammelt waren, teils schlafend, teils miteinander spielend, wie das bei Tieren Brauch ist. Aber plötzlich stießen sie allesamt ein entsetzliches Gebrüll und Geheul aus, und schon im nächsten Augenblick lief auf der ganzen Ebene alles wirr durcheinander. Wie rasend fielen die Tiere übereinander her und zerfleischten sich gegenseitig. Ich hätte so etwas nie für möglich gehalten, doch wußte ich sofort, was es zu bedeuten hatte — Eva hatte von der verbotenen Frucht gegessen! Tiger stürzten sich auf mein Pferd und zerrissen es, sie würden mich selber gefressen haben, hätte ich mich nicht schnell aus dem Staube gemacht. Jenseits der Grenze des Parks fand ich diesen Platz, und hier habe ich mich seitdem ein paar Tage äußerst behaglich befunden, bis — sie mich auch hier entdeckt hatte und plötzlich vor mir stand. Das Merkwürdigste dabei war, daß mir das eigentlich gar nicht so unangenehm schien. Auch fand sie den Platz gar nicht übel und hatte natürlich sofort einen Namen für ihn, — weil er gerade so aussah. Schließlich war ich sogar ganz froh, daß sie mich aufgefunden hatte, da es hier herum weder Früchte noch Beeren gab, wie drüben im Park, und sie ein paar von den Äpfeln des verbotenen Baumes mitgebracht hatte. Ich war so hungrig, daß ich mich genötigt sah, sie zu verspeisen. Eigentlich ging es gegen meine Grundsätze. Auch etwas Neues habe ich an ihr entdeckt. Sie kam in einer Art Umhüllung von Zweigen und Laubgewinden, und als ich sie fragte, was dieser neue Unsinn bedeuten solle, und ihr das grüne Zeug herunterriß, da zitterte sie an allen Gliedern und wurde rot im Gesicht. Ich hatte noch nie jemand zittern und rot werden sehen, es schien mir nicht nur unschön, sondern geradezu blödsinnig. Sie sagte aber auf meine Frage nur: ich würde das bald an mir selbst erfahren. Und darin hatte sie recht. Denn trotz meines Hungers legte ich den Apfel halb angebissen beiseite — es war obendrein der feinste, den ich je gekostet habe, noch dazu bei so vorgeschrittener Jahreszeit — und fing an, mich selber mit dem Grünzeug zu behängen, das ich ihr eben vom Leibe gerissen hatte. Dann sah ich sie an, wie sie so dastand, und befahl ihr mit Entrüstung, noch mehr Zweige und Blätter zu holen, weil es sonst ein wahrer Skandal sei. Sie gehorchte mir mit Eifer, und dann schlichen wir beide nach dem Platze zurück, wo die wilden Tiere vorhin die Vernichtungsschlacht gekämpft hatten, und sammelten einige von den Fellen. Ich befahl ihr, daraus für uns ein paar Anzüge zusammenzunähen, in denen wir uns öffentlich zeigen könnten.

Nächstes Jahr. Wir haben es Kain getauft, sie hat es eingefangen, während ich weiter draußen im Land war, um zu jagen und Fallen zu stellen. Sie fing es im Tannengehölz, ein paar Meilen südlich von der

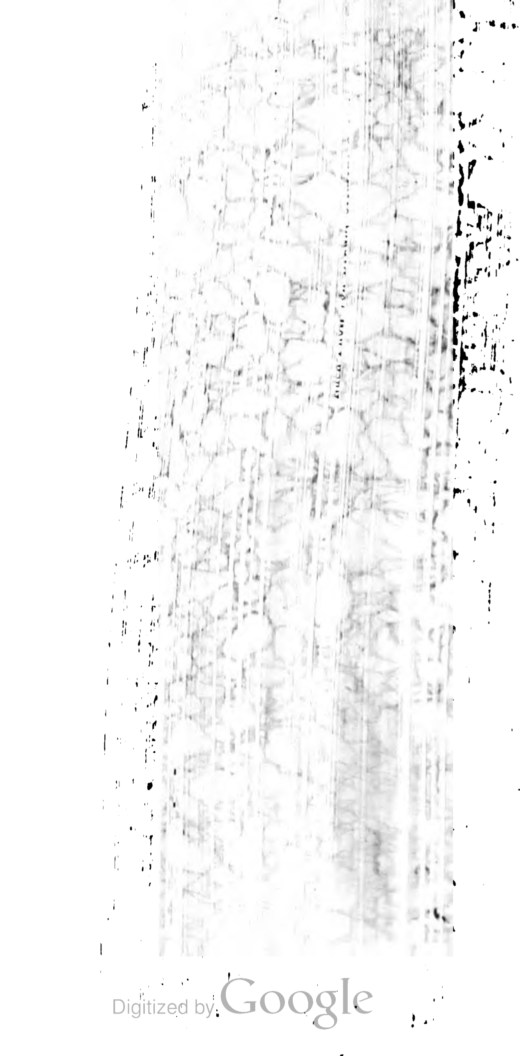
Erdwohnung, die wir uns angelegt haben. Es ist vielleicht irgendwie mit uns verwandt. Wenigstens glaubt dies Eva, aber meiner Meinung nach ist es ein Irrtum. Der Unterschied in der Größe rechtfertigt schon die Annahme, daß es nur eine andere, noch neue Art Tier ist, vielleicht ein Fisch. Als ich es aber ins Wasser warf, um mir Gewißheit zu verschaffen, sank es sofort unter, worauf sie ihm nachsprang und es herauszog, ohne mir Zeit zu lassen, die Sache durch meinen Versuch zu entscheiden. Ich bin aber noch immer der Überzeugung, daß es ein Fisch ist, während es ihr gleichgültig zu sein scheint, was es ist. Mir ist an ihr neuerdings überhaupt mancherlei unverständlich. Sie hat noch nie auf ein Tier große Stücke gehalten, wie auf dieses, doch weiß sie mir keinen Grund dafür anzugeben. Ich glaube wirklich, sie hat ihre fünf Sinne nicht mehr beisammen. Bisweilen trägt sie den Fisch halbe Nächte lang auf ihren Armen umher, wenn er jammert und winselt, weil er ins Wasser will, und wenn ich ihn dann nach dem nächsten Teich tragen und hineinwerfen möchte, so wehrt sie sich dagegen. Sie drückt den Fisch an ihre Brust, klopft ihm leise auf den Rücken und macht mit ihrem Munde allerlei Töne, die ihn beruhigen sollen.

Sonntag. Am Sonntag scheint sie sich's zur Regel zu machen, nicht zu arbeiten, sondern ganz erschöpft von der Wochenarbeit dazuliegen und den Fisch auf sich herumkriechen zu lassen. Sie steckt sich auch seine kleinen Pfoten oder Vorderflossen in den Mund, und er fängt an zu lachen. Mein Lebtag habe ich noch keinen Fisch lachen sehen, und dabei kommen mir allerlei Zweifel.

Mittwoch. Es ist kein Fisch. Das weiß ich jetzt — aber darum kann ich noch lange nicht begreifen, was es eigentlich ist. Wenn Eva es nicht auf den Armen hat, liegt es meist am Boden auf dem Rücken und streckt die Füße in die Luft. Das habe ich noch bei keinem Tier gesehen. Ich glaube, es muß ein Riesenkäfer sein. Wenn es stirbt, will ich es auseinandernehmen, um seine innere Einrichtung zu untersuchen.

Drei Monate später. Die Geschichte wird immer rätselhafter. Das Geschöpf liegt nicht mehr am Boden, sondern kriecht auf seinen vier Füßen herum. Die Kürze der Vorder- und die Länge der Hinterbeine deuten darauf hin, daß es aus einer Känguruhfamilie stammt. Es muß eine Abart sein, die bisher noch nicht katalogisiert ist. Ich habe es Kængurum Adamiensis getauft. Es muß ein ganz junges Exemplar gewesen sein, als Eva es in dem Tannengehölz fing, denn es ist seitdem beständig gewachsen. Jetzt ist es wohl fünfmal so groß wie damals, und wenn es etwas haben will und es nicht gleich bekommt, macht es dreißigmal mehr Lärm als früher. Zwang und Gewalt machen die Sache nur schlimmer. Sie besänftigt es immer mit Zureden und Schöntun und meistens damit, daß sie ihm alles gibt, was sie ihm zuerst rundweg abgeschlagen hat.

Drei Monate später. Unser adamitisches Känguruh wächst noch immer fort. Ich habe noch nie gesehen, daß ein Känguruh so lange braucht, um seine volle Größe zu erreichen. Es hat jetzt einen Pelz auf dem Kopf.



Könnte ich nur ein zweites fangen — doch das ist eine ganz vergebliche Hoffnung. Es ist eine neue Art, und von dieser das einzige Exemplar, — so viel steht jetzt fest. Seit gestern ist mir auch noch der letzte Zweifel geschwunden. Ich hatte ein wirkliches Känguruh gefangen und mit nach Hause gebracht, in dem Gedanken, daß das unserige in seiner Einsamkeit froh sein würde, wenigstens einem ihm einigermaßen verwandtes Tier zu begegnen. Aber es fiel bei dem bloßen Anblick in solche Krämpfe, daß ich sofort wußte, es habe noch kein derartiges Geschöpf gesehen.

Fünf Monate später. Es ist kein Känguruh! Es kann sich seit wenigen Tagen selbst auf den Hinterbeinen aufrecht erhalten, wenn es sich gleichzeitig mit einer seiner Vorderpfoten an ihrem hingestreckten Finger festhält. Über ein paar Schritte kommt es dabei freilich nicht hinaus, sondern fällt jedesmal wieder auf alle Viere zurück. Viel wahrscheinlicher, daß es eine Art Bär ist.

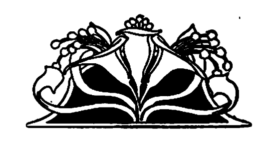
Vier Monate später. Ich bin wieder auf einem längeren Jagdausflug fortgewesen. In der Zwischenzeit hatte der Bär gelernt, sich ohne Hilfe und auf den Hinterbeinen allein fortzuhelfen und etwas, das wie „Poppa" und „Mamma" klang, zu sagen. Ich beabsichtige, seinetwegen auf eine neue Forschungsexpedition auszugehen und die großen Wälder weiter im Norden nach einem zweiten Exemplar zu durchsuchen.

Drei Monate später. Es war ein langer und langweiliger Jagdausflug. Aber er war ganz und gar erfolglos. Und was hat sie in der Zwischenzeit getan? Ohne sich vom Platze zu rühren und sich im mindesten anzustrengen, hat sie unterdessen gerade auf dem neuen Grundstück ein zweites Exemplar eingefangen! Hat man je von solchem Glück gehört?

Tags darauf. Ich habe das neue Geschöpf genau mit dem alten verglichen, und es ist gar kein Zweifel, daß sie vom gleichen Schlage sind. Ich äußerte den Wunsch, eines für meine Sammlung auszustopfen. Aber sie wollte nichts davon wissen. Das neue ist gerade so häßlich, wie das andere zuerst war. Sie hat ihm auch schon einen Namen gegeben — Abel.

Zehn Jahre später. Es sind Jungens! Wir wissen das jetzt schon seit geraumer Zeit. Nur ihre anfängliche Winzigkeit und Gestaltlosigkeit hat uns so lange irregeführt. Wir hatten es noch nicht erlebt, daher unsere lange Ungewißheit. Jetzt haben wir uns bereits daran gewöhnt, — auch ein paar Mädel sind schon angekommen.

Abel ist ein guter Junge. Aber wenn Kain ein Bär geblieben wäre, so würde das besser für ihn gewesen sein.





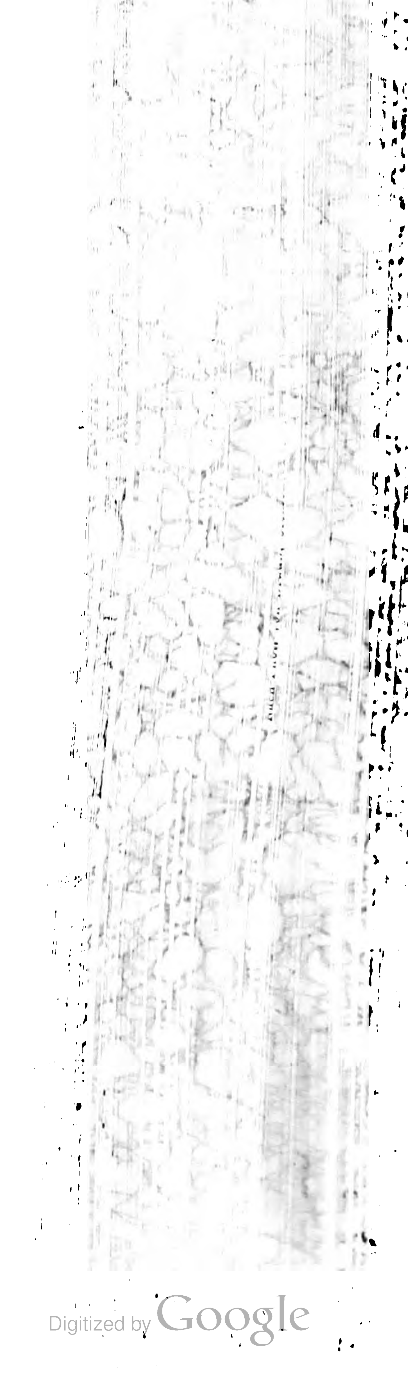
Das Duell im Lichte der Wissenschaft

Der ehemalige Minister a. D. Stanislaus Ritter von Madeyski trägt in der Wiener „Österreichischen Rundschau" so beachtenswerte Gedanken zur Duellfrage vor, daß ihre Würdigung auch im Reiche nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ist die Strafgesetzgebung aller Kulturstaaten mit der Bekämpfung des Duells beschäftigt. „Als Waffe dient ihr dabei das gesetzliche Duellverbot. Interessant ist die Auffassung des ersten englischen Strafgesetzes gegen unbefugte Duelle. Es wird darin Totschlag und Majestätsbeleidigung erblickt — eine Auffassung, welche dem konstitutionellen Sinne der Engländer entspricht. Das Duell ist nämlich eine Selbsthilfe, somit ein Eingriff in die Staatsgewalt, somit eine Verletzung der Majestät des Königs, da dieser die Staatsgewalt repräsentiert. Sonst wird das Duell in der Regel als ein Sonderdelikt qualifiziert und bald mit zu großer Strenge, bald mit zu großer Milde geahndet.

„Während dieser langen Epoche von über vier Jahrhunderten gab es Zeiten, in welchen eine ausgiebige Wirkung des gesetzlichen Duellverbotes zu verzeichnen war. Leider bestand sie in einer so bedeutenden Zunahme der Duelle, daß damals füglich von der Blütezeit derselben gesprochen werden konnte. Es war das im 17. und 18. Jahrhundert, als namentlich in Frankreich, aber auch teilweise in Deutschland die übertriebene Strenge der Strafandrohung und das damit verbundene Märtyrertum der Ehre die Ritterlichkeit zum Trotze reizte. Von einer Überwindung des Duells durch das gesetzliche Verbot weiß die Geschichte nichts zu erzählen.

Wenn von Überwindung gesprochen wird, so darf man wohl nicht an ein Ausrotten mit Stumpf und Stiel denken. Ein solches ist bei keinem Delikte möglich. Sagt doch ein geistreiches Scherzwort, das Strafgesetz lebe vom Verbrechen. Was aber dem Mißerfolge des Duellverbotes den eigentümlichen Charakter aufprägt, das liegt darin, daß dem Gesetzeszwange ein anderer Zwang siegreich sich entgegenstellt, nämlich ein Zwang, der in den Empfindungen und Begriffen der Gesellschaft wurzelt. Man leugnet gar nicht, daß das Duell die Rechtsordnung verletzt und deshalb strafwürdig ist. Man verweigert nur im vorhinein dem Gesetze den Gehorsam, weil man sich von der herrschenden Meinung zu der Übertretung des Gesetzes gezwungen fühlt. Dieser Zwang



übt seine Wirkungen derart, daß ihm großenteils auch der richterliche Spruch und die Gnade der Monarchen weichen, so daß das Gesetz, welches das Duell verbietet, fast gar nicht zur Ausführung gelangt.

Angesichts einer solchen Ohnmacht des Gesetzes gegenüber dem Leben muß doch für den Gesetzgeber die Frage entstehen, ob es denn mit den Zwecken des Staates vereinbar sei, die Majestät des Gesetzes und die Autorität des Richters der dauernden Gefahr einer Erschütterung auszusetzen, und zwar einzig und allein dem doktrinären Prinzipe zuliebe, daß jede strafwürdige Handlung auch gesetzlich verboten und gerichtlich geahndet sein soll?

Ich stehe nicht an, diese Frage unter den gegebenen Verhältnissen zu verneinen. Und von den gegebenen Verhältnissen scheint mir nicht zuletzt jene Strömung der Gegenwart Berücksichtigung zu verdienen, die stets bereit ist, sich rücksichtslos gegen jede Autorität zu kehren, sofern es gilt, das Individuum von den Banden der Rechtsordnung zu befreien.

Diese Strömung verfügt heute schon über eine fast künstlerisch ausgebildete Auflehnungstechnik, welche eine weite Skala von systematisch gegliederten Abstufungen umfaßt, von den schwächsten Gestalten einer passiven Resistenz bis zu den schärfsten Formen aktiver Eingriffe in die Privat- und Staatswirtschaft, Staatsverwaltung und Staatsmaschine. Einer solchen Strömung, die nicht ohne Erfolg die sozialen und staatlichen Bande der Gesellschaft bedroht, von Gesetzes wegen dadurch Nahrung zuzuführen, daß Gesetze einer sicheren Mißachtung preisgegeben werden, halte ich in hohem Maße für bedenklich."

Gibt es nun ein Mittel, der Justiz diese ohnmächtige und demütigende Rolle zu ersparen? Doch! Es besteht einfach darin, daß man von der Erlassung eines besonderen gesetzlichen Duellverbots Abstand nimmt.

„Man bestrafe nicht das Duell als ein vornehmes, privilegiertes Sonderdelikt, sondern die Folgen des Duells als gewöhnliches Verbrechen gegen die körperliche Sicherheit. Dadurch entgeht man einer Mißachtung des Gesetzes, man trifft das Duell in seinen Folgen und bietet dem Richter die Möglichkeit, je nach der Sachlage besser zu individualisieren, als dies bei dem gegenwärtigen Standpunkte des Gesetzes möglich ist. So konnte ich, um nur ein Beispiel anzuführen, niemals begreifen, worin der Unterschied zwischen einer vorsätzlichen Tötung im Duell und dem Morde bestehen sollte, der eine ungleiche Behandlung der zwei Fälle rechtfertigen würde.

In dem Umstande ist er doch gewiß nicht zu finden, daß der Mord, wenn auch nicht immer, doch sehr häufig im Momente des aufwallenden Affektes sofort ausgeführt wird, während die Tötung im Duell stets nur mit Überlegung erfolgt. Denn vorher muß doch das gewisse Zeremoniell des Duellkodex mit peinlicher Korrektheit beobachtet werden — dieses nimmt aber jedenfalls etwas Zeit in Anspruch.

Wenn ferner behauptet wird, der Getötete habe im voraus seine Einwilligung in die eventuelle Tötung freiwillig gegeben, so ist das doch eine inhaltslose Phrase. Ist es richtig, daß der Duellant unter dem Zwange der herrschenden Meinung handle, so ist auch seine Einwilligung überhaupt keine freiwillige: d. h. sie ist eine fingierte oder sie besteht nicht.

Endlich kann auch der Umstand nicht imponieren, daß der Tötende im Duell auch sein eigenes Leben aufs Spiel setzt. Er ist juristisch ganz gleich-

gültig und verdoppelt die sittliche Verwerflichkeit dadurch, daß zugleich zwei Menschenleben riskiert werden ...

Über die Entstehung des Duells gehen bekanntlich die Ansichten der Historiker auseinander. Mag nun der Zweikampf aus dem deutschen Fehderechte oder aus dem irrenden Rittertum der Romanen seinen Ursprung ableiten, unter allen Umständen ist er auf dem Boden ständischer Ungleichheit, unter dem Einflusse ritterlichen Geistes zu einer vornehmen Sitte des Adels herangewachsen, welche, genährt von dem Standesvorurteile und von den Mächtigen beschützt, jahrhundertelang der Majestät der Gesetze und der Macht der Staatsgewalten trotzte.

In seiner Blütezeit schied das Duell die Gesellschaft in zwei eigene Welten, welche von verschiedenen Anschauungen über die Ehre und verschiedenen Behandlungsarten derselben beherrscht waren. Die Standesangehörigkeit und die dadurch bedingte Satisfaktionsfähigkeit eröffneten den Zutritt in das Mysterium der Standesgemäßheit, die in dem Ehren- und Duellkodex ihren letzten Ausdruck fand. Was sich außerhalb des Mysteriums befand, das war nur einfacher Mensch, der nicht beleidigen, nicht beleidigt werden konnte. Das Duell war ein Vorrecht der höheren Stände.

Allein der rastlose Fortschritt der Kultur mußte auch bei dem einfachen Menschen das Selbstbewußtsein wecken. In den großen Kämpfen, welche um die Menschenrechte ausgefochten wurden, meldete sich auch die Idee der Gleichheit, um zunächst in den Verfassungen der Staaten rechtliche Anerkennung zu erringen, dann aber, auf diese gestützt und gepaart mit der rasch fortschreitenden Verbreiterung und Vertiefung der Bildung, unser soziales Leben immer mehr zu durchsetzen.

Die nächste Folge war die Aufhebung der Stände. Diese bezog sich allerdings auf die rechtliche und politische Stellung, sie machte aber auch eine soziale Reinhaltung der Stände nicht mehr möglich.

Schon die große französische Revolution durchbrach die adelige Exklusivität des Duells. Bürgerliche strömten sofort massenhaft hinein, um ihre lang zurückgehaltene Eitelkeit durch den Genuß des vornehmen Vorzugs der Adeligen zu befriedigen. Als eine Errungenschaft der Revolution stellte sich eine plötzliche und bedeutende Zunahme der Duelle ein, welche nach der Julirevolution in einen förmlichen Aufschwung ausartete. Das Kontingent stellten die Bürgerlichen bei. Doch ging die Kinderkrankheit vorüber, eine Einwirkung auf das Duell mußte aber zurückbleiben.

Vergebens sieht man seither einer genauen Beantwortung jener Fragen entgegen, die sich um das Wesen der Duellsitte drehen; der Fragen nämlich:

Wer ist heute satisfaktionsfähig, wer ist es nicht?

Was ist heute standesgemäß, was ist es nicht?

Man glaubt in den modernen Gesellschaftsklassen die Fortsetzung der alten Stände zu finden. Das trifft jedoch zumindest in Ansehung des Duells gewiß nicht zu. Die Kriterien liegen in ganz anderen Momenten und sind nicht mit der Genauigkeit festzustellen, wie sie bei den Ständen waren.

Wenn daher die Satisfaktionsfähigkeit des heutigen Duells an die ‚gebildeten Stände', ‚akademischen Berufszweige', ‚höheren Gesellschaftsklassen', oder ‚an Menschen von Erziehung' geknüpft werden will, so ist diese Grenzbezeichnung ebenso willkürlich wie nichtssagend.

Im folgenden gipfelt die Rückwirkung der Idee der Gleichheit auf das Duell:

Das Duell hat als Sitte seine scharfen Konturen und seine Präzision eingebüßt. Seine innere Konsistenz wurde erschüttert, die äußeren Grenzen bis zur Unkenntlichkeit verwischt, das ganze Wesen hat sich verflacht!

Aber auch ein anderes Moment kommt in Betracht, nämlich der persönliche Mut, dem das Vorurteil der Duellsitte die Zauberkraft verlieh, nicht bloß beschädigte Ehre zu reparieren, sondern auch Ehrendefekte — wenn es auch ruchlose Taten wären — mit seinem Nimbus zu decken. Wie ist es unter dem Einflusse des Zeitgeistes um diesen bestellt?

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich vorher noch die Frage stelle, worin eigentlich der Mut beim Duell besteht?

Ich stelle die Frage lediglich zu dem Zwecke, um auf jenen Mut aufmerksam zu machen, den man beim Duell in der Regel vergißt, der aber alle anderen Momente des Duells derart in den Schatten stellt, daß bei einer ruhigen, ernsten Betrachtung eigentlich nur er allein sofort in die Augen springen sollte. Ich meine den Mut, das Leben eines Menschen, entweder ein fremdes oder das eigene, auf sein Gewissen zu nehmen. Das ist ein so trauriger, verantwortungsvoller, ein das Gewissen so schwer bedrückender Mut, daß eine auch ganz flüchtige Betrachtung genügt, um in jedem Menschen ein Gefühl des Abscheues vor der sittlichen Verwerflichkeit desselben hervorzurufen. Darum pflegen Duellfreunde bei diesem Mute sich nicht aufzuhalten. Poetischer ist ihnen der Todesmut, der Entschluß, freiwillig dem Tode ins Antlitz zu schauen, furchtlos in den Tod zu gehen.

Allein auch in diesem Mute ist seither eine wesentliche Wandlung eingetreten. Hervorgerufen hat sie die große Umwälzung, welche die Aufhebung der Söldnerheere und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nach sich gezogen hatte.

Der Mut ist von den selbstsüchtigen Zwecken des Individuums abgelenkt und in den Dienst der Gesamtheit gestellt worden. In dieser Veredlung wird die Bereitschaft, jederzeit fürs Vaterland in den Tod zu gehen, jedem wehrfähigen Manne schon in früher Jugend als eine der erhabensten staatsbürgerlichen Pflichten anerzogen. Der Mut hat aufgehört, ein Privileg irgend eines Standes zu sein, er ist Gemeingut aller wehrhaften Männer geworden. Der Mut ist heute nicht mehr so selten, die Feigheit oder Furchtsamkeit nicht mehr so häufig wie ehedem. Sie haben beide ihre gegensätzlichen Endpole verlassen und sich einander genähert.

Und wenn dem gegenüber jene in erschreckender Weise sich mehrenden Fälle betrachtet werden, in welchen Menschen freiwillig in den Tod gehen, weil ihnen der Mut zum Leben fehlt, so muß man zu der Einsicht gelangen, daß der strahlende Glanz des Mutes, der einst dem Duell seinen Reiz und seine Anziehungskraft verlieh, seither bedeutend verblaßte!

Endlich ist von den Erscheinungen der Gegenwart noch eine hervorzuheben, die für unsere Frage von besonderer Bedeutung ist.

Vergebens suchen nämlich die Historiker nach einem allgemeinen Gesetze, welchem die Einwirkung der Zivilisation auf die Religion und Moral unterliegt. Ob sie das Gesetz finden, wer kann das voraussehen? Allein ein anderes Gesetz steht fest, welches auch das soziale Leben beherrscht, und zwar das Gesetz, daß jede Bewegung eine Gegenbewegung, jeder Angriff eine Abwehr her-

vorruft. Diesem Gesetze unterliegt auch Religion und Moral in ihrer Beziehung zur Zivilisation. Nun hat es die moderne Zeitrichtung mit sich gebracht, daß positive Religion und mit ihr die Moral neuerdings Gegenstand einer prinzipiellen und heftigen Bekämpfung geworden ist. Im Wege natürlicher Reaktion mußte in den betroffenen Kreisen, welchen die Pflege dieser höchsten Güter Lebensbedürfnis ist, die Religiosität erstarken. Das Gewissen und das ethische Pflichtgefühl schärfen ihre Energie ein, um ihre Macht über den Willen des Menschen in vollem Maße auszuüben.

Diese Erscheinung ist dem Duelle nicht günstig. Wir finden darin die Erklärung, warum in jenen Gesellschaftskreisen, welche für satisfaktionsfähig und satisfaktionspflichtig angesehen werden, die Fälle sich mehren, daß Herausforderungen zum Duell, entgegen dem Ehrenkodex, abgelehnt werden; warum solche Ablehnungen, entgegen dem Ehrenkodex, gesellschaftlich nicht geächtet werden; warum endlich Verbindungen und Versammlungen angesehner Männer, entgegen dem Ehrenkodex, Beschlüsse fassen und propagieren, daß eine Ablehnung der Herausforderung aus prinzipiellen Gründen keine unehrenhafte Handlung sei.

Es empört sich das Gewissen gegen die sittliche Verwerflichkeit des Duells und stachelt den Willen auf, dem konventionellen Zwange zu widerstehen!

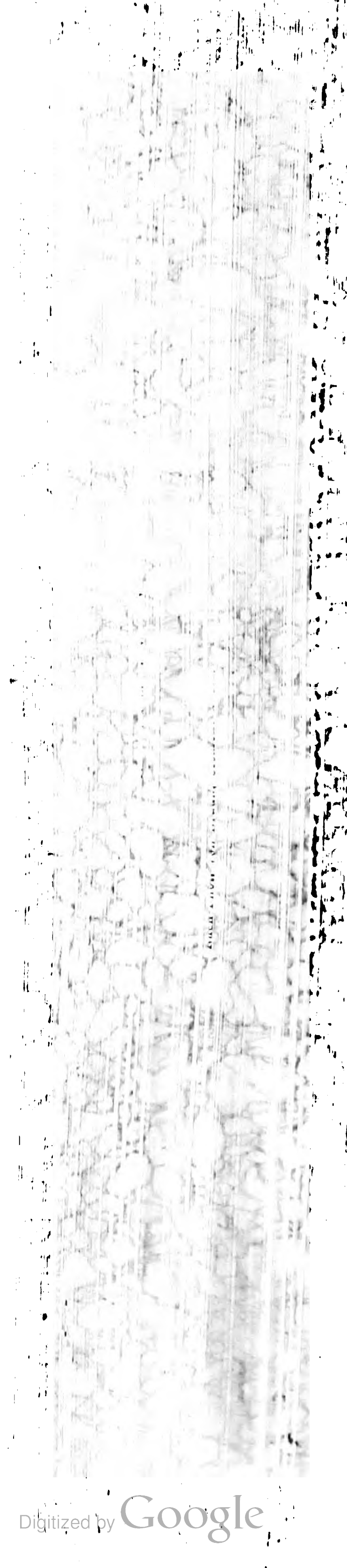
So hat der Geist der Zeit dem Duell den Lebensfaden unterbunden. Als Standessitte ist es unhaltbar geworden, als allgemein soziales Vorurteil fristet es sein innerlich schwächliches, weil von Religion und Moral immer mehr geschwächtes Dasein, bis ihm das Licht der Aufklärung ein Ende bereitet. Und dieses Licht kommt uns von der Wissenschaft! Denn auch in ihrem Reiche hat sich manches geändert. Gefallen ist vor allem die Scheidewand, welche einst die Wissenschaft von der Laienwelt abschloß. Sie wendet ihr Augenmerk auch Laienfragen zu und sorgt selbst dafür, daß Ergebnisse ihrer Forschung im Laientum Verbreitung finden. So ist auch das Duell zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung geworden. Zwar beklagt sich die Wissenschaft über die Hartnäckigkeit der Duellmystik, allein sie hat doch an ihrem Gewebe arge Verwüstungen angerichtet.

Bewiesen hat sie vor allem, daß dem Duell jede Eignung fehlt, jene Zwecke zu erreichen, welchen es zu dienen bestimmt ist. Auch mußte die Legende von der ehrerzeugenden Kraft des Mutes an der einfachen Konstatierung zerschellen, daß der tatsächliche Zustand der Ehre oder Unehre der Duellanten nach dem Duell ganz derselbe bleibt, wie er vor dem Duell war.

Um der Wucht der Vernunftsgründe der Wissenschaft zu entgehen, hat das Duell seine Zuflucht zu der force majeure des Gesellschaftszwanges genommen. Aus ihr leitet es in dem bescheidenen Gewande eines ‚unvermeidlichen Übels' oder ‚einer erlaubten Sünde' eine Rechtfertigung ab. Allein auch diese Position ist nicht uneinnehmbar. Dem Ansturme der Wissenschaft gegen diese Position verdanken wir die Klärung desjenigen Punktes, welcher den Kern unserer Frage bildet, nämlich die Klärung des Begriffes der Ehre.

An die Spitze ihres Räsonnements stellen die Duellanhänger den Satz, die Ehre gehöre dem Gefühlsleben an.

So sehr man auch geneigt wäre, in der Bekämpfung des Duells seine Traditionen zu schonen, so müssen doch dabei jene Grenzen eingehalten werden, die sich aus den Geboten der Gerechtigkeit ergeben. Denn das Duell trifft das



soziale Leben; dieses steht aber unter der Herrschaft des Rechtes, in welcher die Gerechtigkeit waltet.

Soferne das Duell Zwecke verfolgt, welche der Gerechtigkeit entsprechen, ist es nicht denkbar, daß sich auf dem Boden des Rechtes nicht Mittel finden sollten, welche die Bedürfnisse zu befriedigen vermögen. Denn dazu ist ja das Recht da. Nur darf man nicht verlangen, daß Momente der Gefühlswelt den Ausschlag geben, denn das innere Leben des Menschen ist der menschlichen Gerechtigkeit unzugänglich.

Das Gefühl des eigenen Wertes, das Ehrgefühl, ist, soferne sich sein Maß dem Werte genau anpaßt, ein löbliches Gefühl.

Auf dem Bewußtsein des eigenen Wertes beruht die eigene Würde, eine der schönsten Zierden des Menschen, die ihm überdies den eigenen Seelenfrieden bedingt.

Wenn jedoch das Ehrgefühl entweder gar nicht oder nicht ganz fundiert ist, das heißt, wenn ein Wert gefühlt wird, welcher gar nicht oder nicht in dem Maße besteht, dann kann man von der Gerechtigkeit nicht verlangen, daß sie das überreizte Ehrgefühl nur deswegen in Schutz nehme, weil es eine Kränkung empfunden hat.

Höher als das Ehrgefühl ist der innere Wert des Menschen einzuschätzen, das heißt, der Wert der ethischen Elemente, aus welchen sich der Charakter zusammensetzt. Und doch muß sich die Gerechtigkeit versagen, den menschlichen Charakteren die verdiente Anerkennung zu zoaen, denn das innere Seelenleben entzieht sich der irdischen Gerechtigkeit — da wollten ganz andere Mächte.

Aber auch in dem Ansehen, in dem Urteile anderer von unserem Werte findet der Ehrschutz keine verläßliche Stütze.

Das Ansehen ist ein kostbares Gut. Seinem Träger gegenüber ist es gleichsam ein Lohn für die Selbstüberwindung, welche erforderlich war, um seinen Charakter ethisch zu gestalten. Es verschafft Befriedigung und spornt zum Verharren in der Ehre an. Das Ansehen ist außerdem ein Moment, welches das Fortkommen des Menschen und seine soziale Stellung in hohem Maße beeinflußt. Darum verdient es, vom Rechte geschützt zu werden. Allein es ist doch nur ein Abglanz, der sich von unserem Werte reflektiert, es ist ein Abglanz der Ehre, aber nicht die Ehre selbst. Darum hat es mit dem Ehrgefühl, diesem Selbstspiegel des Wertes das gemein, daß sie beide erst einer Fundierung bedürfen. Anderseits wäre das eine jämmerliche Ehre, die so rein nur von der Gnade der Mitmenschen abhängig sein sollte.

Die Ehre — so lehrt die Wissenschaft — setzt sich aus zwei verschiedenen Bestandteilen zusammen. Der eine Bestandteil beruht auf der dem Menschen angeborenen und dank dem Christentum bei allen Menschen als gleich anerkannten Menschenwürde, welche den Anspruch begründet, daß man als Mensch und nicht als Tier oder als leblose Sache behandelt werde. Diesen Anspruch kann ein dritter verletzen, die Ehre selbst bringt der Mensch mit sich zur Welt und nimmt sie ins Grab mit. Ein dritter kann sie weder nehmen noch mindern.

Der zweite Bestandteil liegt darin, was der Mensch der Gesellschaft wert ist. Er liegt in den Handlungen des Menschen, aus welchen objektiv zu erkennen ist, daß er die ihm obliegenden sittlichen und rechtlichen Pflichten erfüllt hat. Die Wissenschaft nennt den Wert den Verkehrs- oder Sozialwert eines Menschen. Dieser Wert begründet den Anspruch, daß man nicht so be-

handelt werde, als ob man unehrenhaft wäre. Der Anspruch auf verdiente Behandlung kann von einem dritten verletzt werden. Die Ehre selbst ist aber aus dritter Hand unverletzbar. Mindern kann sie nur ihr Träger selbst, wenn er durch Handlungen oder Unterlassungen beweist, daß er seine Pflichten nicht erfüllt.

In dieser Errungenschaft der Wissenschaft finden wir die alte Wahrheit wieder, die zu den fundamentalsten Grundsätzen der Moral gehört, und die uns in den Verirrungen des sozialen Lebens abhanden gekommen war. Sie ist geeignet, uns die ursprüngliche Frische der Empfindungen zurückzugeben, die wir an dem klassischen Altertum bewundern, und die manche Völker der Neuzeit, die Engländer voran, sich längst schon wieder zu erlangen verstanden haben.

Tragen wir diese Wahrheit in die weitesten Kreise der Gesellschaft, auf daß sie die Gemüter durchdringe, die innere Ruhe festige und den Mut der Überzeugung stärke, den Mut, das, was als Wahrheit anerkannt wurde, offen zu bekennen und dafür einzustehen, den Mut, der als falsch erwiesenen Meinung anderer zu widerstehen.

Und wenn uns eingewendet werden wollte, alles das sei Theorie, welche das wirkliche Leben verleugne, so antworten wir darauf:

In das öffentliche Leben ist die Unsitte eingerissen, daß wirkliche oder vermeintliche Widersacher nicht mit sachlichen Argumenten, sondern mit persönlichen Invektiven, Beleidigungen und Verleumdungen bekämpft werden. Die Reihe derjenigen Männer, welche das Fegefeuer solcher Angriffe überstanden, ist groß, sie wächst von Tag zu Tag und reicht sehr hoch hinauf. Keiner von ihnen hat sich geschlagen, und keiner hat an seiner Ehre auch das Geringste eingebüßt. Im Gegenteil, die Unehre der ungerechtfertigten Angriffe fällt unter allgemeiner Entrüstung auf die Beleidiger zurück. Jedes Opfer dieser modernen Kampfesart ist eine lebende Fackel, welche die Wahrheit der Unverletzbarkeit der Ehre weithin bezeugt und beleuchtet! Und je höher das Opfer, desto weiter die Kreise, bis zu welchen das Licht der Wahrheit dringt. Je erhabener die Tugenden der angegriffenen Persönlichkeit, desto niedriger die Unehre des Angriffs, desto plastischer aber auch die Wahrheit, daß die Ehre durch dritte Hand unverletzbar ist!" —

Wann endlich werden sich die hochgemuten Inhaber der verschiedenen patentierten und privilegierten Standes-, Kasten-, Klassen- und Cliquen-„Ehren" zu der Höhe dieser im Grunde doch so einfachen Erkenntnis aufschwingen? Quousque tandem, o Catilina? Eine Ehrenreinigung, die durch Mord und Totschlag und nur durch diese erzielt werden kann, sollte man billig katilinarischen Existenzen überlassen. Wenn die sich gegenseitig aus dem Wege räumen, so können Staat und Gesellschaft das schließlich verschmerzen. G.



Das Innere der Erde

Die furchtbaren Katastrophen in Italien und Nordamerika haben einen lebhaften Meinungsaustausch über den Vulkanismus veranlaßt. Dabei ist natürlich auch die Annahme eines feuerflüssigen Erdinnern erörtert worden. Nun hat sich der Universitätslehrer und Senator Blaserna, wohl der bedeu-

tendste Physiker Italiens, darüber ausgesprochen und zwar in so gemeinverständlichen und bestimmten Worten, daß auch der Laie sich eine Meinung darnach bilden kann.

„Niemand leugnet", schreibt er im „Popolo Romano", „die Hitze des Erdinnern. Der Gegensatz zwischen Physikern und Geologen besteht nur darin, daß den ersteren die Erde als eine durch und durch feste Kugel von äußerst hoher Hitze gilt, die im eiskalten Weltraume sich langsam von außen nach innen abkühlt, während sie nach den Geologen nur eine feste Rinde besitzt, im Innern aber noch feuerflüssig ist. Die Physiker haben die Annahme von dem feuerflüssigen Innern seit geraumer Zeit aufgegeben. Schon Lord Kelvin (William Thomson) war auf Grund seiner gründlichen und ausgezeichneten Untersuchungen zu dem Ergebnis gekommen, daß die Erde als eine durchaus feste Kugel zu betrachten sei. Er wies nach, daß die festen Körper, wenn sie hinreichende Dehnbarkeit besitzen, bei hinreichend schneller Umdrehung sich an den Polen abplatten. Falls z. B. eine Kugel aus Glas oder Stahl von der Größe der Erde sich mit der Geschwindigkeit der letzteren drehte, würde ihre Abplattung, wie zu berechnen ist, ungefähr dieselbe sein, die die Erde hat (1/289 des Halbmessers). Wäre die Erde innen feuerflüssig, so müßte unbedingt die Abplattung an 40 Male stärker, also ganz gewaltig sein. Professor Tuccimei hat berechnet, daß der Vesuv Millionen von Raummetern Lava auswirft. Die Zahl erreicht noch lange nicht einen einzigen Raumkilometer. Hätte die Erde ein feuerflüssiges Inneres, so würde sie mindestens eine Billion Raumkilometer enthalten. Aber auch bei den stärksten Ätnaausbrüchen, z. B. 1865, als sieben Kraterschlünde vier bis fünf Monate lang tätig waren, habe ich die ausgeworfene Lava nur auf ein Raumkilometer berechnet, und diese Beobachtung war es in erster Linie, die mir Zweifel an dem Vorhandensein des feuerflüssigen Erdinnern erregte. Denn ich sagte mir, daß, wenn wirklich der Vulkan mit dem Erdinnern in Verbindung stände, ganz ungleich größere Massen ausfließen müßten. Als Vergleich führt Blaserna an, daß niemand an einen Kanal zwischen dem Fluß und der hinter der Ufermauer liegenden Straße glauben würde, nur weil er ein Liter oder ein Raummeter Wasser in der letzteren sähe. Aus diesen und anderen Gründen sei die Annahme von dem feuerflüssigen Erdinnern unhaltbar; denn unmöglich könne eine Theorie physikalisch falsch und geologisch richtig sein. Übrigens sage ich nichts Neues; ich lehre es seit 30 Jahren. Bis heute gibt es keine vollständige Erklärung des Vulkanismus; aber es gibt mehrere festgelegte Punkte, auf denen die künftige Erklärung aufzubauen ist. Es sind diese:

1) Das Erdinnere ist völlig fest und besitzt sehr hohe Hitze, immerhin wahrscheinlich nicht über 1000 Grad.

2) Alle tätigen Vulkane liegen in der Nähe des Meeres.

3) Die Vulkane sind als örtliche Erscheinungen zu betrachten, und ihre Tätigkeit ist an die Mitwirkung des Wassers gebunden; der Wasserdampf dient als bewegende Kraft, und die nebensächlichen Stoffe kommen vielfach aus dem Meere.

4) Zur Bildung der Lava bedarf es einer erhöhten Hitze, die wahrscheinlich von chemischen Vorgängen herrührt."



Seestern

Man kann den Frieden auf mancherlei Weise predigen. Einige suchen den guten Zweck dadurch zu erreichen, daß sie die Greuel des Kriegs möglichst unverhüllt dem Leser vor Augen führen, um dadurch abschreckend zu wirken. Andere malen das goldene Land des Friedens im vollen Sonnenlicht, um dadurch anzuziehen. Etliche erzählen Feldzugserinnerungen und knüpfen daran den frommen Wunsch: Möge es das letztemal gewesen sein! Andere zeichnen den Zukunftskrieg und lassen uns die zermalmenden Donnerschläge dieses welterschütternden Gewitters ahnen. Zu dieser letzten Klasse gehört „Seestern, 1906, der Zusammenbruch der alten Welt" (bei Dietrich in Leipzig). Wer das Buch geschrieben hat? Die Frage ist oft ventiliert worden. Bis zum Kaiser hinauf hat man geraten. Aus der völligen Beherrschung der technischen vom Marinewesen hergenommenen Ausdrücke wollte man auf einen Marineoffizier schließen; an den politischen Redakteur der Leipziger Neuesten Nachrichten, Dr. Ferdinand Grautoff, hatte man am allerwenigsten gedacht. Der Standpunkt des Verfassers ist zunächst der national-deutsche, aber sein Blick ist weit genug, um ihn über die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle hinüberzutragen. Er weitet sich aus zu einer fast prophetischen Fernsicht. Nicht alles was der Verfasser über die Gruppierung der europäischen Mächte im „Zukunftskrieg" sagt, halte ich für zutreffend. Aber der von ihm vorgezeichnete Gang der Ereignisse entbehrt nicht einer gewissen Wahrscheinlichkeit, wenn man einmal die Voraussetzungen, von denen er ausgeht, gelten läßt. Was aber schwerer wiegt als alle Zukunftsphantasien: unser Autor ist Realist: er zeichnet den Krieg bei aller Anerkennung der Mannestugenden, die er wecken mag, bei allem fachmännischen Interesse, das er den kriegerischen Operationen entgegenbringt, in seiner ganzen Scheußlichkeit, und mehr als einmal glaubt man den erbarmungslosen nackten Würger auf starkknochigem Roß — so wie ihn Stuck gezeichnet hat — über die Verwundeten hinreiten zu sehen. Die beiden Seelen freilich, die in der Brust des Verfassers wohnen, sind nicht zur völligen Harmonie verschmolzen.

Dem Friedensfreund klingt noch zu oft das Wort in den Ohren: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", und man meint dabei noch etwas von dem wollüstigen Grausen des Naturmenschen herauszufühlen, der dazu geneigt ist, sich's kannibalisch wohl sein zu lassen, wenn's einmal recht schweinemäßig zugeht. Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, wenn er die deutschen Seeleute vor Samoa auf einem schlecht armierten Schiff in den sicheren Tod gehen läßt und sich an dieser nutzlosen Opferung zu weiden scheint; dem Dichter muß es erlaubt sein, den Heldentod der Spartaner unter Leonidas einmal zur Abwechslung auch ins Marinedeutsch zu übertragen. Schon schlimmer aber ist es, wenn er nach Waldersee die deutsche Kavallerie „herrliche Tage" erleben läßt. Die Ehrenrettung, die er diesem mittelalterlichen Institut angedeihen lassen will, wird wohl auch von Fachmännern für verfehlt erachtet werden. Noch verfehlter aber finden wir es, daß er den Ausbruch des europäischen Kriegs als unvermeidlich darstellt. Wie sehr er mit dieser Eventualität vertraut ist, das geht u. a. besonders daraus hervor, daß er mit den tatsächlich vorhandenen Befestigungen, Schiffsarmierungen und Panzertürmen rechnet, als wären wir schon mitten in der Hölle, die man Krieg zu nennen pflegt. Es ist dabei sehr

beachtenswert, daß „Seestern“ voll von guten Räten ist für die Ausgestaltung unsrer Marine und unsres Küstenschutzes. Eine deutsche Niederlage zur See soll nach der Absicht unsres Dichters bestätigen, daß die überlegene, niedrige Bauart der englischen Panzerschiffe praktischer für den Kampf sei, als die deutschen mit ihren hohen, dem Feinde ein gutes Zielobjekt liefernden Aufbauten über Deck. Eine Befestigung des Kieler Hafens nach der Landseite hin soll eine unumgänglich notwendige Forderung sein, da eine Überrumpelung Kiels, so wie die Dinge liegen, nicht ausgeschlossen sei. Die fingierte Vernichtung der deutschen Flotte bei Helgoland soll denen eine furchtbare Lehre geben, die sich einer Vermehrung unsrer Kriegsschiffe gegenüber ablehnend verhalten haben. „Daß unsre Linienschiffe zu klein waren, daß 11—13000 Tonnen nicht den 15000 und 16000 der Feinde gewachsen sind, daß die 24 cm Geschütze nicht so weit schießen wie 30,5 cm, — das hätte man zum voraus wissen können.“ Mit derartigen Tiraden wird die Mühle des Flottenvereins in Gang gesetzt. Daß aber auch eine stärkere deutsche Flotte keine Garantie gegen das Schicksal der Vernichtung in sich trägt, daß überhaupt das deutsche Volk keine Flotte bauen kann, die den vereinigten französisch-englischen Geschwadern die Stange halten, die eine Blockade der deutschen Küsten verhindern und die deutschen Kolonien gegen jeden Angriff von außen schützen könnte, — das muß ein Mann von der Begabung „Seesterns“ wissen.

Wenn „Seestern“ die Einigung der europäischen Völker predigen will, — eine Absicht, an der wir nicht zweifeln können, wenn wir die Überschrift „Zusammenbruch der alten Welt“, die Einleitung und den Schluß vergleichen, so wäre es vielleicht besser gewesen, wenn er die Gefahr, die der Krieg besonders für unser deutsches Volk mit sich bringen müßte, noch deutlicher gezeichnet hätte. Es ist schwer glaublich, daß Italien, das von England nach „Seestern“ mit der sicheren Vernichtung seiner Flotte bedroht ist, sich anhänglich an den Dreibund erweist, während Rußland den Bund mit Frankreich bricht und eine für uns wohlwollende Neutralität bewahrt. Wir haben in Wahrheit keinen einzigen zuverlässigen Freund. Nicht einmal Österreich kann angesichts der tschechischen und magyarischen Treibereien als solcher betrachtet werden. Kommt der europäische Krieg, so haben wir wenigstens mit drei Feinden, mit Rußland, Frankreich und England zu rechnen. Daß wir dann zur See vernichtet werden, ist mathematisch sicher. Ob wir zu Lande siegen, ist bei der großen Übermacht der Gegner unwahrscheinlich.

Daß der Krieg ungeheuer verlustreich wäre, das wird auch von unserem trefflichen Gewährsmann mehr als einmal hervorgehoben. Dabei ist es ihm als Verdienst anzurechnen, daß er die Schrecken des Kriegs nicht verschweigt. Er spricht ganz unverhohlen von dem Eindruck, der so äußerst deprimierend auf den Soldaten wirkt, wenn er noch vor dem Kampf die stöhnenden Opfer der Schlacht und ihre blutenden Glieder vor Augen bekommt. Er läßt den Leser den furchtbaren Verzweiflungsschrei der Verwundeten vernehmen, die in brennenden Häusern rettungslos dem Flammentode preisgegeben sind. Er zeigt, wie der Wahnsinn einen Offizier ergreift, der vergeblich versucht hat, den verwundeten Sohn aus dem Feuer zu retten. Er weiß, wie es „daheim“ aussieht in der Zeit des Kriegs und wie es den Handelsschiffen auf dem Meere geht. „Fast ein Drittel des schwimmenden Nationalvermögens des deutschen Volks“, heißt es S. 141, „befindet sich als Kriegsbeute in den Händen des Feindes, der Handel ist gänzlich lahmgelegt.“ Und welcher Jammer in den

Familien! Die Kinder fragen: „Kommt Vater nie wieder zurück?“ Und welch ein Schicksal liegt in dem Wort „Nie wieder“. Der Verfasser weiß, daß der Krieg die wildesten Leidenschaften entfacht, daß er die tierischen Instinkte aufpeitscht, wenn der Soldat die Waffe auf einen Gegner richtet, der ihm persönlich nichts zuleide getan, der ihm unbekannt und gleichgültig ist, — auch ein Mensch, um dessen Leben Weib und Kinder zittern ...

Er kennt aber auch die ganze Schwere der außerhalb Europas drohenden Gefahr; er sieht den vom islamischen Fanatismus entfachten heiligen Krieg aufflammen; er sieht. wie die Chinesen unter blutigen Greueln die Europäer vertreiben, wie die Schwarzen mit satanischer Grausamkeit in den Eingeweiden der Weißen wühlen, wie sie, während Europa in furchtbaren Zuckungen liegt, die Herrschaft abschütteln, die bisher eine Handvoll Weißer über sie ausübte. Und was ist dann der europäische Krieg anders als die Selbstzerfleischung, ja Selbstvernichtung der europäischen Kulturnationen? Und wer hat den Nutzen davon? Niemand anders als die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der „Seestern“ läßt uns darüber nicht im Zweifel. „Wo die deutsche Flagge im überseeischen Handelsverkehr verschwunden war, war sie überall durch das Sternenbanner ersetzt worden.“ Aber auch England und Frankreich hätten unter dem europäischen Krieg furchtbar zu leiden. Man kann zwar berechtigte Zweifel darüber hegen, ob die Schwächung Englands, wie „Seestern“ will, tatsächlich so groß wäre, daß daraus ein Verlust der englischen Seeherrschaft — zugunsten des lachenden Bruder Jonathan herzuleiten wäre. Aber darin hat er sicher recht, wenn er den Glauben verwirft, wonach die Welt zu klein wäre, als daß auf ihr nicht zwei große Völker nebeneinander bestehen könnten, und der Beifall aller Edeldenkenden ist ihm gewiß, wenn er gegen die „Unverantwortlichen“ eifert, die den Völkerhaß schüren, die da meinen, ein Waffengang zwischen Deutschland und England werde wie ein Gewitter die Luft reinigen, die nicht bedenken wollten, daß ein europäischer Krieg bei den tausendfältigen Beziehungen zu den überseeischen Neuländern notwendig die Welt in Flammen setzen müsse. Und ein lebenskräftiges Zukunftsprogramm liegt in den Worten, daß den andern Weltteilen gegenüber denn doch die europäischen Interessen solidarisch seien, daß die europäischen Staaten sich dazu entschließen sollten, die ihnen von Afrika und Asien her drohende Gefahr gemeinsam zu bekämpfen.

Bei aller Anerkennung dieser europäisierenden Tendenz, die wie Frühlingskraft unter der Eisdecke nationalistischer Gesinnung durchbricht, hätten wir doch gewünscht, daß das Buch einheitlicher gestaltet gewesen wäre. Der Verfasser verfährt noch zu sehr nach dem Schillerschen Rezept:

> Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
> Malet die Wollust, nur — malet den Teufel dazu.

„Seestern“ gefällt den Nationalisten, weil er das Laster des Kriegs wie ein Brillantfeuerwerk mit hellem Funkensprühen malt, und er gefällt den Friedensfreunden, weil er den Teufel, der die kriegführenden Parteien holt, dazu malt. Das Laster ist uns Friedensfreunden immer noch zu schön geraten. Und dennoch, wer die Predigt versteht, auf die „Seestern“ vielleicht halb wider Willen hinausgedrängt wurde, der wird mit uns für ein einiges Europa kämpfen.

O. Umfrid



Sizilien

Sizilien! Ein Sehnen zieht bei dem Klange dieses Wortes durch die Brust des Hörers, ein Sehnen, das in dem leisen Wunsche verklingt, es selbst zu sehen, dieses Sonnenland, das noch heute als ein Eiland abseits vom Wege des brandenden Völkerlebens inmitten des blauenden Meeres dahinträumt und noch wenig weiß von dem Hasten und Drängen, dem Eilen und Stürzen, das unserem Leben seinen Stempel aufprägt. Selten findet eine Kunde von dem Leben auf „Trinacria“ ihren Weg bis zu uns herauf, wenig wissen wir von dem Leben seiner Bewohner, seiner Kultur und Volkswirtschaft, nur von Zeit zu Zeit wirft eine erschütternde Schilderung der entsetzlichen Verhältnisse in der Hölle der Schwefelbergwerke ein grelles Streiflicht auf das Elend der Kinderarbeit in Sizilien, ruft ein neuer Streich der legendenumwobenen Mafia für einen Augenblick ein neugieriges Interesse wach.

Und doch, welche Fülle farbenreicher Bilder entrollt sich vor dem Auge des Beschauers, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, Land und Leute auf Sizilien näher zu betrachten. Wer sich in Georg Wermerts neu erschienenes Werk über die Insel Sizilien (Dr. Georg Wermert: Die Insel Sizilien in volkswirtschaftlicher, kultureller und sozialer Beziehung. Berlin 1905. Dietrich Reimer [Ernst Vohsen]) versenkt, in dem der Verfasser die Ergebnisse mehrjähriger persönlicher Studien des Landes und seiner Bewohner niederlegt, wird zu seinem Erstaunen finden, wie sich hier in einem Teile Europas ein Stück Leben und Wirtschaft erhalten hat, das in mancher Beziehung aus dem Mittelalter in die moderne Zeit versetzt zu sein scheint. Dabei handelt es sich nicht um eine lederne, trocken geschriebene Länderbeschreibung. Die glänzende Sprache, die vielfach geradezu plastische Form des Ausdrucks tragen dazu bei, dieses Werk gediegenen Wissens zu einer genußreichen Lektüre zu machen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen und bezeichnend für den Charakter der kulturellen Zustände auf der Insel ist die sog. Mafia. Während im übrigen Italien räuberische Überfälle und Entführungen zur Erpressung hoher Lösegelder dank energischer polizeilicher Maßnahmen so gut wie ausgerottet sind, stehen sie auf Sizilien durch die Mafia noch in hoher Blüte. Allein in der Provinz Palermo, dem Hauptsitz der Mafia, kamen im Jahre 1898 noch 178, im Jahre 1900 112 mal derartige Überfälle und Entführungen vor. Eine Bande von Mafioten brachte durch die Erpressung von Lösegeldern von Entführten in weniger als einem Jahre die hübsche Summe von rund 400 000 Lire zusammen.

Die Spuren der Mafia lassen sich bis ins 18. Jahrhundert hinein verfolgen, hatten aber damals andere Wurzeln als heute, wo es sich um nicht viel mehr als Räuber- und Erpresserbanden handelt. Im 18. Jahrhundert hatte die Mafia etwas Verwandtes mit der niederdeutschen heiligen Feme. Ihre Mitglieder kamen zusammen, um räuberische Adelige und verrottete Magistratsmitglieder abzuurteilen und umzubringen. Sie waren Genossenschaften der Verteidigung und der Abwehr und bildeten sich später wahrscheinlich zu solchen des Angriffs und des Überfalles heraus. Die heutige Mafia trägt einen anderen Charakter. Sie ist keine einheitliche, über ganz Sizilien ausgebreitete Sekte, deren Mitglieder sich durch ein Zeichen oder Kennwort sofort verständigen, aber sie bildet dennoch eine mehr oder minder feste Vereinigung von Personen, welche sich entweder dauernd oder zu einem vorübergehenden Zwecke in einer Stadt oder einer Gegend zusammenfinden. Die einzelnen Teilnehmer ent-

stammen den verschiedensten Volksschichten, vom niedrigsten Zuhälter bis zum einflußreichen Abgeordneten, der dank der Macht seiner Genossen nach dem Monte Citorio in Rom entsandt worden ist und hier mit dem Minister verkehrt, der vielleicht seiner eigenen Partei angehört. Infolge ihrer Verzweigung durch alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft Siziliens, bis hinab zu den zweifelhaftesten Existenzen, für die ein Meineid, ein Mord nichts Abschreckendes hat, besitzt die Mafia einen unheimlich weitreichenden Einfluß in den Staats-, Provinzial- und Gemeindewahlen, in der Handhabung der Rechtspflege, in allen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. In bezug auf die Befreiung eines Genossen im Strafprozeß hat die Mafia es in Palermo so weit gebracht, daß die großen Prozesse der Mafia, so in neuerer Zeit noch der Prozeß Palizzolo überhaupt nicht in Palermo oder Sizilien verhandelt werden konnten, sondern nach dem nördlichen Italien verlegt werden mußten, wo ihr Einfluß nicht hinreichte. In ihrer Einflußsphäre werden die Zeugen beeinflußt und falsche Zeugen bestellt, welche mit eiserner Stirn ihre vorher genau festgestellten Aussagen abgeben und sich durch kein Kreuzverhör beirren lassen; auch auf das Gericht, namentlich aber auf die Geschworenen sucht man durch Drohbriefe, durch falsche Darstellungen in ergebenen Blättern und sonstige Mittel einzuwirken, um eine Freisprechung auch bei bewiesener Schuld herbeizuführen.

Die Mittel, um Geld zu erhalten, sind einmal Erpressungsbriefe, ferner der bereits erwähnte Loskauf aus der Gefangenschaft, Ricatto genannt, der am einträglichsten ist, endlich ausgedehnter Viehraub. Die Erpressungsbriefe werden vom Capo Mafia, d. h. dem Anführer einer Mafiaabteilung, geschrieben und an einen reichen Grundbesitzer versandt, der meistens nicht wagt, sich auf seinem Grund und Boden blicken zu lassen. In dem Brief wird eine Summe verlangt, welche an einen durch ein Kennwort legitimierten Empfänger an einem bestimmten Orte zu zahlen ist. Für den Fall der Nichtaushändigung oder Benachrichtigung der Polizei wird Verwüstung des Besitztums oder direkt Mord angedroht. In vielen Fällen wird die erpreßte Summe gezahlt, weil der Aufgeforderte weiß, daß es mit den Drohungen blutiger Ernst ist, und er die Ohnmacht der Polizei kennt.

Ein Teil der Erklärung für das Räuberunwesen, das die Mafia darstellt, liegt in dem unglaublichen Elend und der Verrottung, in welcher der sizilianische Bauer und Arbeiter lebt. Der Grundbesitz befindet sich in den Händen einiger großer Adeligen, die sich um ihr Eigentum nicht kümmern, sondern, in Rom oder im Auslande lebend, dieses in Pacht geben. Der Pächter verpachtet es weiter an verschiedene Unterpächter, diese wieder weiter, bis es schließlich in kleinen Parzellen in die Hände der Bauern gelangt. „Geplagt und geschunden ärger als das Lastvieh; wenn das Jahr um ist, nichts verdient, die Nahrung jämmerlich, die Kleidung gänzlich unzulänglich, ohne jegliche geistige und sittliche Erhebung über das Lastviehdasein, muß der Bauer sich abmühen für den Eigentümer oder Großpächter, von dem er wie das Herdenvieh behandelt und für welchen er lediglich zur Fruktifizierung benützt wird. Was der Gabellotto (Pächter) ihm noch gelassen, muß er zum Wucherer tragen; denn er steckt meistens in Schulden und bedarf des Vorschusses für seine Arbeit, weil er von irgend etwas sein Leben fristen muß. Ist es nun ein Wunder, wenn die Entschlossensten und Intelligentesten unter ihnen den Gedanken der Selbsthilfe ergreifen und mit eigener Kraft dasjenige wieder zu erpressen suchen, was man ihnen entzogen hat?"

Zu der Armut tritt grenzenlose Unwissenheit und Unbildung. Im Jahre 1896 hatte Sizilien noch 67% Analphabeten. Selbst Rußland besaß im Jahre 1898 nur 61,7%, Deutschland (1901) 0,19%. Schuld an der Unwissenheit ist naturgemäß der Rückstand des Unterrichtswesens. Schulpflicht und Schulbesuch dauern nur bis zum zehnten Jahre. Diese völlig ungenügende Zeit kann noch verkürzt werden, wenn die Kinder ein gutes Examen bestehen. Sie werden dann bereits mit dem achten Jahre entlassen. Außerdem ist der Schulbesuch ein sehr unregelmäßiger. Unter hundert eingeschriebenen Schulpflichtigen schwänzen die Schule 27,38. Zu dem ungenügenden Schulbesuch tritt die Unzulänglichkeit der Kräfte. Solange man noch Lehrer mit einem täglichen Gehalte von 1 Lira anstellt, einem Lohn, wie ihn z. B. der Briefbote in kleinen Städten auch erhält, ist ein wesentlicher Fortschritt nicht möglich. Einem Lehrer von höherem Grade werden auf dem Lande Jahresgehalte von 440 Lire und wenn es hoch kommt 660 Lire, also im Höchstfalle noch nicht 2 Lire für den Tag geboten.

In einem Lande mit solcher Schulbildung finden Aberglaube, Lüge, Unsittlichkeit guten Nährboden. „Haufenweise laufen die Leute in ihrem Wahne des Aberglaubens zu Hexen und Hexenmeistern, um ihr Leben zu verlängern, den günstigen Ausgang einer Unternehmung durch übernatürliche Kräfte herbeizuführen oder um einen Schatz zu heben und auf irgend eine andere Weise Reichtümer zu erlangen, wobei man sich in angenehmen Illusionen wiegt." Die Zahl der abergläubischen Bräuche ist Legion. Das Volk glaubt an das Schicksal, an Zauber, böse und gute Geister, an Gespenster, welche die Nächte hindurch umherschweifen. Die Viehkrankheiten werden durchweg auf Hexerei zurückgeführt. Der Glaube an Zeichendeuterei, bösen Blick, Teufelserscheinungen und dergleichen ist allgemein verbreitet. Morde aus Aberglauben, etwa um einen Schatz zu heben oder die Untreue der Geliebten festzustellen, sind an der Tagesordnung. Das spurlose Verschwinden von Personen wird nicht auf Verbrechen, sondern vielfach auf übernatürliche Kräfte zurückgeführt. Daß der Komet einen bevorstehenden Krieg ankündigt und Gewitter und Erdbeben Erscheinungen des Zornes und der Rache der Gottheit sind, ist selbstverständlich.

Mit Armut, Aberglauben, Unkultur ist ein außerordentlich tiefes Niveau des Sittlichkeitsstandpunktes verbunden. Der Verfasser entrollt hier ein Bild ungeschminkter Wahrheit, das erschütternd wirkt.

Über diesem menschlichen Elend in krassester Form blaut ein fast immer lachender Himmel, entfaltet sich eine Natur von paradiesischer Schönheit, von tropischer Fruchtbarkeit. Mildes Frühlings- oder heißes Sommerklima herrscht wenigstens in den Küstendistrikten und den fruchtbaren Ebenen während des größten Teiles des Jahres. „Nachtfrost kennt man dort nicht, und es macht für den Neuankommenden, der sich aus nordischen Eis- und Schneewüsten etwa um Neujahr nach dem sonnigen Süden gerettet hat, einen eigenartigen Eindruck, dort neben blühenden Rosen Kapuzinerkresse in voller Blüte oder Georginen lustig knospend und blütentreibend zu erblicken, welche bei dem leisesten Frost sofort zusammenfallen. Zauberisch schön ist es, aus einem Felde von blühenden und grünenden Mandelbäumen die schneeschimmernde, im goldenen Sonnenschein glitzernde und funkelnde Pyramide des Ätna, etwa von Taormina aus, zum blauen Himmelszelte emporragen zu sehen und sich dabei von der Sonne die Glieder wohlig durchwärmen zu lassen, während in Deutschland das holde Himmelslicht oft wochenlang sein Antlitz schmollend ver-

hüllt, das Firmament sich in graue Nebeltücher einwickelt und höchstens die Jugend auf dem Eise des Griesgrames spottet. Dann glänzen die Goldorangen bei Catania und Lentini in fabelhafter Fülle aus dunklem Laube, als wäre der Sonnenstrahl des letzten Sommers in verzehrender Glut daran hängen geblieben, und die Zitronen blühen und duften in wohliger Luft, auf eine volle Ladung der würzigen Frucht bald eine neue zeitigend. Leise flüstern die silbernen Blätter des Ölbaumes im Winde, der Johannisbrotbeerbaum entfaltet seine wunderlichen, unscheinbaren Blüten direkt aus den dicken Ästen und dem Stamme, der mit seiner schönen ledergrünen Belaubung den zarten Vorgang schützt, und die riesige indische Feige starrt, als wäre sie aus Gußeisen gefertigt, protzig in die Lande hinaus. Dabei sind die Grasflächen mit mannigfaltigen Blumen bedeckt, welche von Schmetterlingen umgaukelt werden, und die dicken schwarzen Käfer schwirren umher wie im nördlichen Deutschland an den Augustabenden. Schlanke grüne Eidechsen huschen über das von der Sonne beschienene Gestein und schauen mit ihren listigen Äuglein um sich, ob nicht irgend ein Insekt zum Imbiß zu erhaschen ist."

Allerdings nicht überall herrscht dieser ewige Frühling. In den höher gelegenen Landesteilen fällt während der Wintermonate Schnee, wie auch Frost und empfindliche Kälte in den Gegenden eintreten können, die 650 m übersteigen. Nach den Wärmeverhältnissen richtet sich der Pflanzenwuchs. Die Palme steigt etwa bis zur Höhe von 500, an den südlichen Abhängen bis 950 m, während die Ölbäume bis 1000, der Weinstock bis 1100 m am Abhange des Ätna emporklettert. Darüber hinaus reicht bis zu 2200 m das Gebiet des Waldes, der z. T. aus mächtigen Eichen tausendjährigen Alters, daneben aus Buchen, Birken, Vogelbeerbäumen, Kiefern, Kastanien, Pappeln usw. besteht. Jenseits der Waldzone folgt die letzte Zone, in der noch Pflanzenwuchs gedeiht bis zu 2600 m. Aber kaum mehr als Gräser und Farren finden hier, in der Regione deserta, wie sie der Italiener bezeichnend nennt, noch genügende Lebenskraft. Darüber hinaus hört jeder Pflanzenwuchs auf, aber noch 300 m ragt der höchste Kegel des Ätna in den blauen Äther hinein. Während an der Südseite der Schnee im Sommer durch die heftige Einwirkung der Sonnenstrahlen allmählich ganz verschwindet, befinden sich an den übrigen Seiten Gletscher, Eis und ewiger Schnee.

Die Haupterwerbsquellen der Insel bilden Ackerbau und Viehzucht. Schon im Altertum war sie die Kornkammer Roms. Auf diesem Gebiete ist sie zwar inzwischen von anderen Ländern längst abgelöst worden, dafür aber ist die Obstkultur zu hoher Entfaltung gebracht worden, und hier wieder steht der Agrumenbau (Agrumen ist Gesamtname für Zitronen, Pomeranzen und die Früchte anderer Orangengewächse) an erster Stelle. Ein reicher Kranz von Agrumengärten umgürtet die ganze Insel, namentlich an der nördlichen und östlichen Seite, und läßt sie als Garten Eden erscheinen. Palermo liegt inmitten eines ungeheuren Zitronenhaines, der viele Quadratkilometer groß ist. In der Provinz Palermo befinden sich 3 905 000 Agrumenbäume, d. h. fast soviel wie auf der ganzen Apenninhalbinsel zusammengenommen. Dann geht der Agrumenbau an der ganzen Nordküste entlang, überall wohin man blickt, befinden sich Agrumengärten, abwechselnd mit Ölbäumen, Mandelanlagen und dichten Anpflanzungen von indischen Feigen. Die fruchtbarsten Anlagen liegen um Lentini, in der Provinz Syrakus. Ein Orangenbaum trägt daselbst jährlich etwa 500—700, ein Zitronenbaum 800—1200, eine Bergamotte 200—300 Früchte. Die Anzahl

der Orangenbäume kann gegenwärtig auf $4^1/_2$ Millionen, der Limonenbäume auf $6^1/_2$ Millionen, der Mandarinen, Bergamotten und Zedernbäume auf 350000 geschätzt werden, so daß auf der ganzen Insel die einschlägige Kultur auf $11^1/_3$ Millionen Bäume zu veranschlagen ist, während zu gleicher Zeit die Halbinsel Italien und die Insel Sardinien noch nicht ganz 6 Millionen Bäume besitzen. Die Einnahme aus den Agrumenkulturen in Sizilien kann im Durchschnitt auf mindestens 34 Millionen Lire, bei voller Ernte und guten Preisen auf 50—60 Millionen Lire veranschlagt werden.

Der Getreidebau nimmt für Sizilien, wie bereits kurz angedeutet wurde, in keiner Weise mehr die Bedeutung ein, die er im Altertum besaß. Zum Teil auf die äußerst ungünstige Verteilung des Grund und Bodens, zum Teil auf die Rückständigkeit der Bewirtschaftung, die in den allerprimitivsten Formen vor sich geht, ist es zurückzuführen, wenn Sizilien heute nicht einmal soviel Getreide produziert, wie es zur Ernährung seiner Bewohner bedarf, und noch Brotfrüchte einführen muß. Trotz der natürlichen Fruchtbarkeit der Ackerkrume werden vom Hektar im Mittel nur 10,26 hl Getreide geerntet, das sind noch 0,50 hl weniger als im Durchschnitt des ganzen Königreichs Italien. Die Gesamternte an Getreide belief sich im Jahre 1898/99 auf 5200000 hl gegen 48,4 Millionen im ganzen Italien.

Bis vor kurzem war der Wein noch eine der hauptsächlichsten Quellen des Reichtums der Insel, der in neuester Zeit durch das verheerende Auftreten der Phylloxera aber harte Schläge erhalten hat. Auch bei der Weinerzeugung macht sich wie beim Getreidebau die wirtschaftliche Rückständigkeit, die Unkenntnis der rationellen Herstellungsmethoden störend bemerkbar. „Man besitzt in Sizilien die herrlichsten Trauben, welche an Süße und Aroma nichts zu wünschen übrig lassen, aber die Güte des Weines ist den Eigenschaften der Trauben in keiner Weise entsprechend. Methoden sind im Schwange, welche vielleicht mehr als 1000 Jahre zählen." Namentlich die Unsitte des Gipsens besteht in Sizilien noch an den meisten Orten. An manchen wird sogar eine mehrmalige Gipsung vorgenommen. Die Menge der in Sizilien kultivierten Weinsorten ist eine außerordentlich mannigfaltige. In der Provinz Trapani, woselbst sich die weltberühmte Weinkultur von Marsala befindet, werden einige 40 verschiedene Sorten angebaut. Von den besseren Weinsorten, die hergestellt werden, und die auch fast immer gut sind, sind Marsala, Moscato, Malvasia und Lacrimæ Christi zu nennen. Der Malvasia von Lipari hat einen vorzüglichen Ruf, man stellt von ihm zwei Sorten her, eine süße und eine trockene, die sich durch ihren Zuckergehalt unterscheiden. Auch liefert die Insel Lipari einen Weißwein, der wegen seiner sammetartigen Weiche sehr geschätzt ist. Die Bereitung von Marsala, der ein Mischprodukt ist und sich einen Weltruf erworben hat, erfolgt in der gleichnamigen Stadt durch zwei englische und eine palermitanische Firma. Neben den genannten schweren Weinen werden meistens nur geringere Sorten erzielt, die aber, wie der Verfasser betont, immer noch bei weitem besser sind, als die neapolitanischen Tischweine.

Das Werk bietet noch eine Fülle weiteren reichen Inhalts. Aber schon das Gegebene dürfte wenigstens andeuten, wieviel Interessantes, von dem übrigen europäischen Leben Abweichendes Kultur und Volkswirtschaft auf Sizilien darstellen.

Dr. Georg Sydow



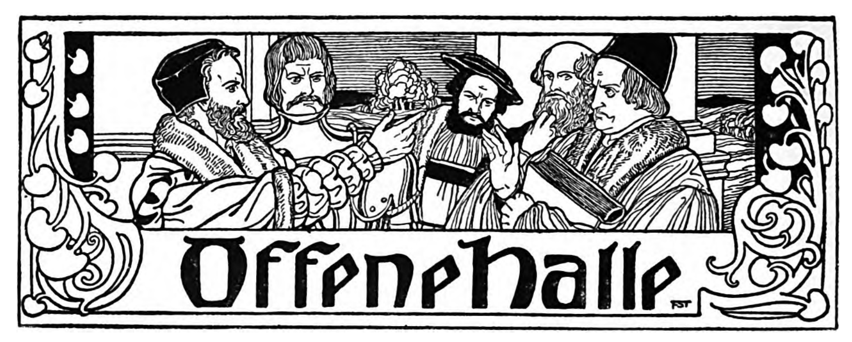
Demokratischer Hofstaat

Auch das geistliche Gewand schützt nicht vor gar weltlichem Sehnen nach irdisch-eitelm Tand, auch Demokraten dünkt byzantinischer Weihrauch gar fein und lieblich, allwo die eigene werte Nase ihn einziehen darf. „In Bayern," so lesen wir in den „Leipziger Neuesten Nachrichten", „wo der Demos im klerikalen Gewande seine Herrschaft etabliert hat, hält er für seine Auserwählten einen Troß von Bedienten und Würdenträgern, wie man ihn sonst wohl in keinem bundesstaatlichen Parlamente kennt. Eine Menge von uniformierten Kammerboten hält sich in geschäftigem Müßiggang bereit, um den Herren Deputierten ihre Dienste zu weihen. Das Herbeischaffen von Bier, Weißwürsten und Rettichen, den Schmalzler nicht zu vergessen, spielt dabei eine große Rolle. Die Kammerboten in ihren blausilbernen Uniformen mit Stulpenstiefeln und etwas verbeulten, borstigen, troddelgeschmückten Angströhren sind im gewöhnlichen Leben Eckensteher, Wirtshauskolporteure, Teppichklopfer oder Gemüsehöker, bis ihnen die Eröffnung des Landtages zu der glänzenden Metamorphose verhilft. Die bedeutendste Figur unter dem Hofstaat, mit dem sich der königlich bayerische Landtag umgibt, ist der Landtagsportier. Er steckt in einem ungeheuren, über und über bordierten Rock mit kästellersgroßen Knöpfen, trägt ein ungeheures, kumtartiges Bandelier mit einem lächerlich kleinen Degen um seine walzenförmige Gestalt und hat auf der Herrgottssonnenwelt nichts weiteres zu tun, als am reservierten Aufgang für die Landboten zu stehen und jeden der Herren Deputierten mit einer sinnig kombinierten Ehrenbezeugung zu begrüßen. Er greift gravitätisch an den Zweimaster und stößt zugleich mit seinem ungeheuren Stock zum Gruß auf ein Stück Blech, das eigens zu diesem Zweck auf dem Boden angenagelt ist. Um die Wonnen dieser Begrüßung „voll und ganz" auszukosten, schleicht mancher Neuling unter den Landboten die Hintertreppe hinab, um noch einmal vorbeizukommen und sich's noch einmal eiskalt den Buckel hinauf- und herunterlaufen zu lassen, wenn der prächtige Portier z. B. ihn, Seine illustre Herrlichkeit, den Hinterhubernazi von Feldmoching, in der vorerwähnten feierlichen Weise salutiert. Außer den zehn Mark Diäten und dem Bewußtsein des reservierten Zimmers im Hofbräuhaus ist das so ziemlich das höchste der Gefühle für einen Landboten in Bayern.

„Aber auch eine Ehrenwache hat der hohe Landtag, einen Posten vor dem Haus mit der Sargdeckelfassade und eine ganze Abteilung Soldaten in diesem Haus, wahrscheinlich deshalb, weil das Ministerium meint, der Landtag könne ihm gestohlen werden. Tag und Nacht müssen die Soldaten Wachen brennen, und den wachhabenden Offizier verdammt überdies sein Geschick dazu, auf der Tribüne der Dunkelkammer, die — lucus a non lucendo — fortwährend ‚tagt', die weisen Reden der Auserwählten des Landes mit anhören zu müssen."







Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

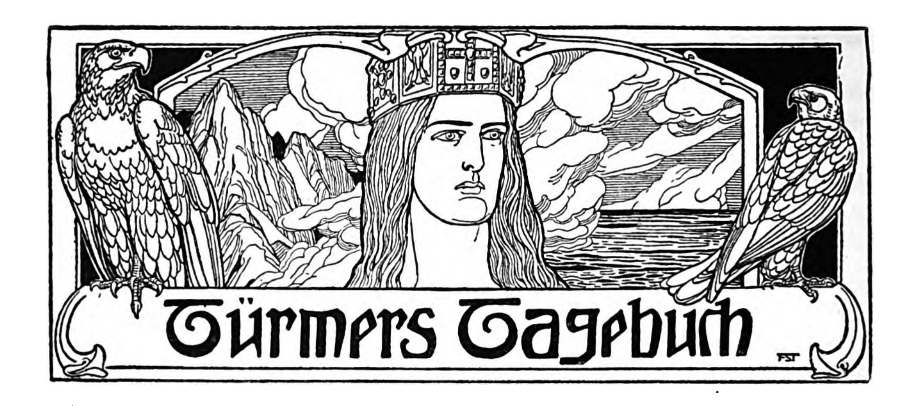
Motorschrittmacher

Wie lange wird das gänzlich unsportmäßige Fahren mit Motorschrittmachern auf den deutschen Radrennbahnen noch dauern? Sind diesem wahnsinnigen Sport nicht schon Menschenleben genug zum Opfer gefallen? Es sei nur an Braunschweig und Leipzig erinnert, ganz abgesehen von den zahlreichen Fällen, die vertuscht oder ganz totgeschwiegen wurden, weil es keine Leichen gab. Was hat das Schrittmachen durch Motore überhaupt mit dem Radrennsport zu tun? Jeder Sport soll die persönliche Kraft, Geschicklichkeit und Geistesgegenwart der Ausübenden betätigen, und zwar möglichst frei von jeder künstlichen Unterstützung, soweit es sich nicht um die direkt benutzten Geräte, wie Auto, Ruder- oder Segelboot, Rad, Schläger, Bälle usw. handelt, auch unter Verhältnissen ausgeübt bzw. vorgeführt werden, die der alltäglichen Wirklichkeit so weit wie möglich entsprechen. Noch vor einigen Jahren war das auch beim Radrennsport der Fall, bis die Zweiradmotoren auftauchten. Der Hauptwiderstand, mit dem der Radfahrer auf glatter Rennbahn zu kämpfen hat, ist der Luftwiderstand. Wird dieser durch Motorschrittmacher herabgemindert oder nahezu ganz beseitigt, so kann der Fahrer natürlich viel schneller vorwärts kommen, größere Strecken in kürzerer Zeit zurücklegen und auch das Fahren selbst längere Zeit aushalten, da der Motor, wenn er sonst gut konstruiert ist, keine Ermüdung kennt und bedeutend schneller fahren kann als der gewandteste Radfahrer. Natürlich spielt bei der Verwendung eines Schrittmachers auch die Geschicklichkeit des Radfahrers eine große Rolle, da er zunächst Anschluß an seinen Motor gewinnen und diesen in allen Lagen des Kampfes aufrecht erhalten muß, ganz besonders bei dem gefährlichen Überholen in den Kurven, wo die geringste Unvorsichtigkeit oder Böswilligkeit — auch das kommt vor! — alle Beteiligten in Lebensgefahr bringen kann. Ob diese Geschicklichkeit des Rennfahrers sportlich so hoch eingeschätzt werden kann, wie die ausdauernde Kraftanstrengung zur Überwindung des Luftwiderstandes ohne Schrittmacher, ist eine große Frage. Freilich gestaltet sich so ein Rennen mit schneidigen Motorschrittmachern für die Zuschauer durch das rasende Fahren, das fortwährende Geknatter und vor allem die erhöhte Unfallgefahr viel aufregender, auch das Bild wird wechselvoller und belebter, als wenn die Fahrer allein über die Bahn fliegen. Man muß es sehen, wie 5—8000 junge Leute gleich einer Mauer Kopf an Kopf fünf Stunden lang die Rennbahn umstehen,

dem stärksten Regen und Sturm, den glühendsten Sonnenstrahlen trotzend, man muß es hören, mit welchen Zurufen Schrittmacher und Fahrer zu immer größeren Anstrengungen angestachelt werden, man muß das Gestikulieren, die vor Aufregung glühenden Köpfe betrachten, um zu begreifen, wie der Schnelligkeitskoller heute einen großen Teil des jüngeren Geschlechts beherrscht. Das Rad, dies nötige und fast unersetzliche Beförderungsmittel der Neuzeit, hat heute Hausrecht in den meisten Familien, fast könnte man sagen, die Jungen bringen das Rad mit auf die Welt. Zwischen acht und zehn Jahren beginnen ihre Wettfahrten auf Straßen und öffentlichen Plätzen, nicht zur Freude der Passanten; dann werden die Radrennen, mit und ohne Eltern, besucht, der Beitritt zu einem Radfahrervereine folgt, und bald spricht und träumt der junge Mann nur noch von Geschwindigkeiten, Rekorden usw. Alle Vorstellungen, das Radfahren sei der Gesundheit schädlich, sobald eine gewisse Geschwindigkeit überschritten werde, sind umsonst. Die Spazierfahrten der Vereine arten teilweise in Wettrennen aus, und einzelne Radfahrer halten selbst die Hauptverkehrsadern der Großstädte für Rennbahnen. Vom Rade geht's auf den Motor und von da, sobald das nötige Geld vorhanden, ins Auto. Wie kann man sich da wundern, wenn ein Fahrer den andern zu übertrumpfen sucht und die Mehrzahl der Fahrer zu Rad, auf dem Motor und im Auto dahinrasen, als ob die Straßen ihnen allein gehörten? Das sind die Folgen der „Erziehung zur Schnelligkeit"!

In unsrer mit Dampf und Elektrizität dahinstürmenden Zeit, in der Vergnügungen und Schaustellungen um so besser ziehen, je mehr sie dem Bedürfnisse des großen Publikums nach Aufregung und Nervenkitzel entgegenkommen, mag die Verwendung von Schrittmachern und das Auspumpen des Fahrers bis auf den letzten Atemzug dort angebracht sein, wo um jeden Preis Geld gemacht werden soll. Aber dort, wo nach den öffentlichen Anzeigen unter der Sportflagge gefahren und der Sport in den Vordergrund gestellt wird, da sollte man auch die natürlichen Gesetze des Sports berücksichtigen und alle künstlichen Hilfsmittel ausschließen. Was würden Fachleute und Zuschauer wohl sagen, wenn bei Regatten die Ruder-, Segel- und Motorboote jeweilig einen kleinen Dampfer vor sich herfahren ließen, um in dessen Kielwasser schneller vorwärts zu kommen? Wie würde es aussehen, wenn jeder Rennreiter beim Flachrennen ein mit Windschirm versehenes Auto als Schrittmacher benutzte? Genau so unberechtigt ist vom sportlichen Standpunkte aus der Motorschrittmacher beim Radrennen. Sind doch schon in Sportskreisen die schwierigen Fragen erörtert: „Wie groß und dick darf der Schrittmacher sein? muß er enganliegende Kleidung tragen oder ist eine aufgebauschte, steife, die den Mann breiter und als Windfang geeigneter macht, zulässig?" Sachverständigen sind diese Dinge durchaus nicht unbekannt, es besteht aber eine gewisse Scheu, ihnen näher zu treten, um nicht die große Menge als Zuschauer zu verlieren. Im Interesse des wirklichen Radfahrersports dürfte es liegen, wenn die Frage der Motorschrittmacher von berufener Seite einmal gründlich, auch nach vorstehenden Gesichtspunkten, geprüft und rein sachlich entschieden würde. Nicht die Polizei hat hier einzuschreiten, sondern der gesunde Menschenverstand, wenn auch erstere ein Wort mitzusprechen hat, da bei den Unfällen im Motorrennen nicht nur diejenigen, die mit vollem Bewußtsein der Gefahr ihre Haut zu Markte tragen, gefährdet sind, sondern auch die Zuschauer, die in ihrer Mehrzahl von der ihnen drohenden Gefahr keine Ahnung haben.

J. L. Algermissen, Köln-Riehl



Nörgler und Brüller — Simplizissimus-Stimmung und Heilige Hermandad — Recht und Rechtsprechung — Kant im preußischen Landtag — Stiefkinder der Gesellschaft — Und nochmals Kant

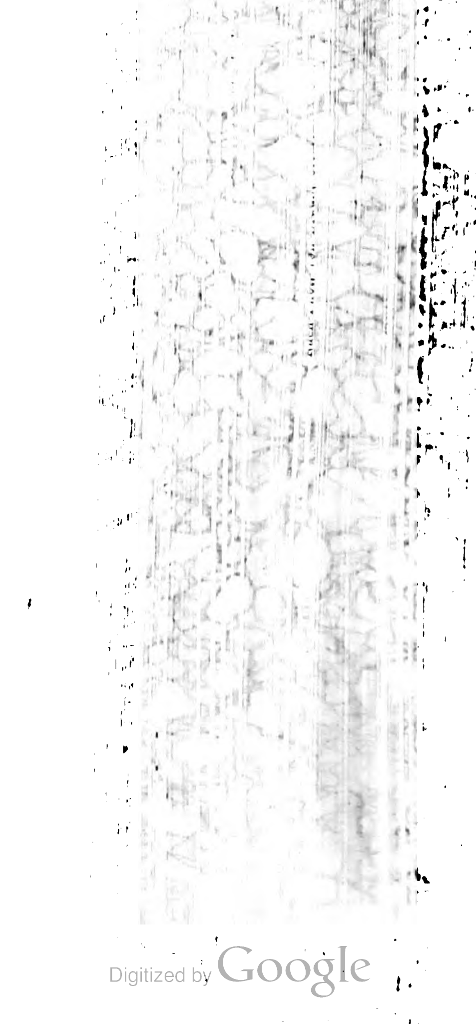
Wenn alle Nörgler im deutschen Vaterlande den Staub von ihren Pantoffeln schütteln und den geliebten heimatlichen Triften Valet sagen wollten, wie ihnen das einstmals von sehr hoher Stelle nahegelegt wurde, — wie viele Kindlein wohl würde dann Mutter Germania noch am treuen Busen wiegen? Es wäre die reine Völkerwanderung! Denn ach, es ist längst nicht mehr nur die böse, böse rote Rotte, die unsere herrlichen Tage schnöde begeifert und ihre Rattenzähne an den Marksteinen der Weltgeschichte wetzt. Erschröcklich Erdreusten geht durch deutsche Lande, löst alle Bande frommer Scheu. So recht behaglich fühlt man sich wohl auf keiner Seite, auch wo man's noch für opportun hält, „so zu tun". Der Marokkohandel hat die „patriotische" Begeisterung so manchen loyalen Bürgers merklich abgekühlt. Und es muß immerhin gesagt werden, daß er sich nicht nur über die erlittene Geschäftsstörung durch die andauernde Unsicherheit der politischen Lage bitter beklagt, sondern auch ein lebhaftes Gefühl für die internationale Bloßstellung der deutschen Reichspolitik bekundet. Wenn man die sozialdemokratische Kritik unserer auswärtigen Geschäftsgebarung mit einer Handbewegung abzutun pflegt und, soweit sie nicht der Liebe zu Volk und Vaterland entspringt, mit einigem Recht, so ist ein solches Verfahren Kreisen gegenüber, wie sie z. B. der — „Reichsbote" vertritt, einfach lächerlich. Man darf ihm nachrühmen, daß er zuweilen ausspricht, was andere in demselben Lager auch denken, aber nicht von sich zu geben wagen. Unbeirrt durch allen offiziösen Weihrauchnebel und die in den Vorzimmern der Ministerialbureaus präparierten Siegespalmen, urteilt das auch am Hofe gelesene Blatt:

„Wie unsere Diplomatie vor Ausbruch des ostasiatischen Krieges einen Hereinfall ohnegleichen erlebte, so hat sie sich auch nach Be-

endigung dieses Krieges in sehr großem Umfange eitlen Hoffnungen hingegeben. Unser früherer Botschafter in Petersburg, der noch wenige Tage vor Ausbruch der Feindseligkeiten nach Berlin zu berichten wußte, es werde keinen Krieg in Ostasien geben, ist inzwischen durch Herrn von Schoen ersetzt worden; wir haben aber noch nichts davon gehört, daß die Hoffnungen, welche auf Rußland gesetzt wurden, irgendwie in Erfüllung gegangen wären. Das ist nun noch das wenigste; aber entschieden muß danach Nachfrage gehalten werden, wie unsere Reichsregierung zu dem Glauben gelangen konnte, eine neue Marokkokonferenz werde eine Mehrheit für Deutschland und demgemäß einen Erfolg herbeiführen. Ehe Deutschland diese Konferenz anregte, müssen die leitenden Männer doch bei den Botschaftern und Gesandten in den Konferenzstaaten angefragt haben, wie die fremden Regierungen zum Marokkostreite ständen. Wären die leitenden Stellen in Berlin zuverlässig bedient worden, hätten sie insbesondere gewußt, daß auf Italien kein Verlaß sein würde, daß die Vereinigten Staaten nicht die mindeste Neigung hätten, sich auf Deutschlands Seite zu stellen, daß Spanien entschieden zu Frankreich neige, dann wäre der Konferenzgedanke wahrscheinlich gar nicht hervorgetreten. Wir können also nur annehmen, daß es um die Information wieder einmal sehr mangelhaft bestellt gewesen ist.

„Es wird zwar immer versucht, unsere gegenwärtigen Schwierigkeiten als die Folge früherer Fehler hinzustellen; aber Fürst Bülow leitet nun 5½ Jahre die Politik des Reiches; da müßte man doch schließlich auch die Folgen seiner Methode sehen. Wenn er nach 5½ Jahren noch immer unter Fehlern der Vorgänger zu leiden hat und es ihm in dieser Zeit nicht möglich gewesen sein sollte, ihre Wirkungen zum großen Teile zu beseitigen, dann erhebt sich die Frage, ob er das überhaupt kann. Es gibt sogar Leute, welche die jetzige Lage als die Folge seiner Politik der fröhlichen Selbsttäuschungen und Täuschungen über andere ansehen.

„Auch der Hinweis auf den neuen Herrn in England ist keine Entschuldigung. Gewiß, mit der alten Königin Viktoria hatte unsere Diplomatie ein bequemeres Auskommen als mit ihrem Nachfolger; aber Dämonisches hat König Eduard sicher nicht an sich, und er ist kein Rattenfänger von Hameln, daß unsere früheren Freunde und Fahrtgenossen dem Klange seiner Pfeife nachlaufen müßten. Wenn sie das trotzdem tun, und es um uns einsamer wird, so hat das nicht zum wenigsten seinen Grund darin, daß unsere Diplomatie wahrscheinlich dem König von England selber die Trümpfe in die Hände spielt, mit denen er uns schlägt, und unsere Diplomatie zu spät über seine Unterhandlungen mit anderen Mächten unterrichtet und also nicht in der Lage war, ihm das Spiel zu verderben. Daß Italien sich andere Freunde suchen und uns in der Tinte sitzen lassen werde, haben wir schon vor Jahr und Tag gesagt. Unsere Offiziösen, die trotz aller Fehlschläge immer auf sehr hohem Roß sitzen, wollten das natürlich besser wissen und versicherten, daß unsere unter dem Fürsten Bülow immer stärker zutage tretende Hinneigung zum Vatikan auf Italien keine Rückwirkung üben



werde; heute dürften sie wohl eines andern belehrt sein. Dies ist eine sehr große Täuschung, welche dem Reichskanzler auf sein Konto zu setzen ist; was andere Fehlschläge betrifft, namentlich den mit der Marokkokonferenz, so scheinen uns da Unzulänglichkeiten unserer diplomatischen Vertretungen im Auslande vorzuliegen. Darüber ist nun bereits genug geschrieben worden, und es ist Zeit, daß die Reichsboten den leitenden Männern sehr dringend eine gründliche Reform, namentlich eine Personalreform der Diplomatie nahelegen, bei der die Tatsache Beachtung findet, daß die Vertretungen der anderen Regierungen mit Advokaten, Journalisten, Ärzten und anderen aus den Kreisen des Bürgertums hervorgegangenen Männern besetzt sind, während unsere Diplomaten ausschließlich sehr exklusiven Kreisen angehören, und sich auch nur in exklusiven Kreisen im Auslande bewegen, infolgedessen nicht erfahren, was in den Ländern, wo die öffentliche Meinung und die Presse eine so große Rolle spielt, vor sich geht. In früheren Zeiten mögen solche exklusiven Persönlichkeiten am Platze gewesen sein, aber jetzt, wo sich die Verhältnisse in jenen Ländern total geändert haben, ist das im allgemeinen nicht mehr der Fall. Als Sinekuren dürfen diese Stellen nicht angesehen werden. Dazu sind sie viel zu wichtig. Wie viele Hunderte von Millionen hat das deutsche Volk an den auswärtigen Anleihen — Portugal, Griechenland, Buenos Aires — verloren, was nicht geschehen wäre, wenn unsere dortigen Vertreter dem deutschen Volk klaren Wein über die finanziellen Verhältnisse dieser Länder eingeschenkt hätten."

Es ist eben lange nicht alles gut, was früher einmal gut war. Wenn Anatole France für das republikanische Frankreich feststellen wollte, daß die Gewohnheiten der französischen Diplomatie sich seit Ludwig XV. nicht geändert hätten, daß Herr von Choiseul, wenn er in diesem Jahre als Minister des Auswärtigen auferstände, in den Bureaus alles so wiederfände, wie er es 1764 verlassen hat, so können sich ahnungsvolle Gemüter vielleicht eine annähernde Vorstellung davon machen, wie es erst in Preußen-Deutschland mit dem Fortschritt der diplomatischen Gepflogenheiten aussehen mag, zumal, wenn sie sich deren praktische „Erfolge" vor Augen halten. Nun sind es aber die auswärtigen Vertreter, von deren persönlichen Informationen und geheimen Mitteilungen an den verantwortlichen Staatsmann oder das Staatsoberhaupt Krieg und Frieden, das Wohl und Wehe, die politische Existenz des Volkes abhängen. Man muß sich diese Lage der Dinge in ihrer ganzen Folgenschwere vergegenwärtigen, um die verhängnisvollen Möglichkeiten zu ermessen, die weitere Wiederholungen solcher Überraschungen, wie sie unsere Diplomatie beim Ausbruch des russisch-japanischen Krieges, in Algeciras usw. erlebte, auf die Dauer nach sich ziehen müßten. Nach den bisherigen Erfahrungen täten wir auf alle Fälle gut, uns nur auf unsere eigene Kraft zu verlassen und bei künftigen internationalen Verwicklungen das Streitobjekt genau darauf zu prüfen, ob es den vollen Einsatz dieser Kraft und unserer ganzen nationalen Existenz ohne jede andere Hilfe auch wirklich lohnt.

Auf eine wesentliche Wendung dieses Standes der Dinge zum Besseren will ich zwar von ganzem Herzen hoffen, an sie zu glauben fällt mir äußerst schwer. Es sind hier besondere Imponderabilien im Spiele, deren Einfluß sich der nüchtern-sachlichen Berechnung entzieht, und denen andererseits die verantwortlichen Persönlichkeiten, die von Amtes wegen dazu berufen wären, nicht das genügende Gegengewicht halten. Was haben wir mit all unseren Friedens- und Freundschaftsversicherungen erreicht, wen mit den gleichmäßig auf alle Staaten und Völker unparteiisch verteilten Strahlen unserer Huld erwärmt? Welchen Nutzen aus den uns so oft wie unverdient gebotenen günstigen Gelegenheiten gezogen?

„Im Jahre 1901", erzählt William Thomas Stead, der bekannte deutschfreundliche Publizist im „Anglo-German-Courier", „frühstückte ich mit meinem lieben alten Freunde M. Lessar, dem damaligen zweiten Haupte der russischen Botschaft, im Travellers' Klub. Nach dem Frühstück geriet M. Lessar in eine nachdenkliche Stimmung und bemerkte: Was ihr euch nicht klar zu machen scheint, ist, daß der Kaiser mehr als einmal zwischen euch und einer europäischen Koalition gestanden hat. Ganz allein tat er das, und dazu noch angesichts der leidenschaftlichen Begeisterung für die Buren auf seiten seines eigenen Volkes! ‚Ich kann Sie versichern,' sagte M. Lessar, ‚ich habe niemals ein Volk einem anderen gegenüber so tief verpflichtet gesehen, wie es England dem Deutschen Reiche gegenüber während dieses Krieges geworden ist. Und da die Deutschen niemals etwas umsonst tun (?! D. T.), so bin ich gespannt, welchen Preis der Kaiser fordern wird.' M. Lessar ging nach Peking und starb, ohne dies Geheimnis zu lösen. Aber Erkundigungen an anderen Stellen überzeugten mich, daß die russischen Diplomaten nicht reden, ohne Beweise an der Hand zu haben. Die Intrige wurde vom Grafen Murawiew ohne Wissen des Zaren fortgesponnen, wenn nicht ausgesonnen. Aber sie scheiterte an der absoluten Weigerung des Kaisers, irgend etwas damit zu tun zu haben. Zu jener Zeit hatten wir kaum eine Patrone in unseren Arsenalen oder einen Soldaten im Vereinigten Königreich. Wir hatten keinen Freund in Europa außer dem Kaiser. Unsere eigene Regierung, vom König bis zum letzten Mitglied des Ministeriums, schreckte natürlich davor zurück, zuzugeben, daß sie dem Kaiser so viel schuldete. Anderseits wünschte der Kaiser nicht, sein eigenes Blut dadurch zu verletzen, daß er bekannt mache, wie er das nationale Gefühl zugunsten der Buren unbeachtet ließ, um England von seinen Feinden zu befreien."

Und der englische Dank? Wer lacht da? Wer aber dürfte auch in der Politik auf Dankbarkeit rechnen, Gefühlswallungen überhaupt seinen politischen Karten beimengen?

„In den heutigen Zeitläuften", schreibt Ajax in der „Gegenwart", „kann die erbliche Monarchie mit konstitutionellem Beigeschmack im allgemeinen wohl noch als die zweckmäßigste Regierungsform gelten. Trotzdem



lassen sich die großen Nachteile nicht verkennen, die mit ihr in Kauf genommen werden müssen. Läuft es eigentlich nicht aller Logik zuwider, daß von dem Willen eines einzelnen das Schicksal vieler Millionen abhängt, die ganz die Fähigkeiten haben, ihr Schicksal selber zu bestimmen, und daß dieser einzelne seiner Entwicklung und seinen Lebensverhältnissen nach außerstande ist, die Existenzbedingungen der von ihm Regierten kennen zu lernen und dem seine Entschließungen anzupassen? Abgesondert vom Volke wird der angehende Herrscher erzogen. Hat er aber den Thron bestiegen, sieht er sich von einer Mauer umstellt, die Diener, Schmeichler und Streber bilden, und die ihm von den Vorgängen draußen in der Welt nur so viel mitteilen, als es ihnen selber gut dünkt. Hieran ändert sich auch nichts, wenn der Monarch beständig im Automobil oder im Eisenbahnwagen sitzt und sein Reich bereist. Denn die Mauer, die ihn zu schauen hindert, nimmt er immer mit sich; und wenn er sie einmal zu Hause lassen wollte, so würde er in der Provinz doch auch nur auf Schmeichler und Streber stoßen. Überall bleibt ihm die Wahrheit verschlossen. Streng genommen ist also der so aufgewachsene und in solchem Milieu lebende Fürst die zum Herrschen ungeeignetste Persönlichkeit. Um so wichtiger ist daher die Wahl seiner Ratgeber. Deren Vorzüge und Tugenden müssen die der erblichen Monarchie anhaftenden Nachteile einigermaßen wett machen, wenn nicht ein Genie, das alles aus sich selber weiß und versteht, ein geborener König auf dem Thron sitzt. Außer einer genauen Kenntnis der Zustände im Reiche und im besonderen ihres Ressorts ist bei ihnen namentlich eine große Uneigennützigkeit vorauszusetzen, vermöge deren sie das allgemeine Wohl über das eigene zu stellen imstande sind. Solche Ratgeber des Monarchen sind aber in Preußen-Deutschland schon seit langer Zeit nicht mehr anzutreffen. Fast alle den Herrscher beratenden Herren geben der Vermutung Raum, daß sie Bedenken gegen dessen Pläne, Absichten und Entschlüsse nicht auszusprechen wagen, weil sie fürchten, damit anzustoßen und ihrer einflußreichen Stellung zu schaden ... Uneigennützigkeit zu üben, d. h. in diesem Falle dem Monarchen Dinge zu sagen, die er nicht gern hört, ist eben heute nicht jedermanns Sache, vollends nicht der Ratgeber der Krone. Zum allgemeinen Wohle einmal, wie der Berliner sagt, eine Lippe zu riskieren, das überlassen sie gern denen, die keine einflußreiche Stellung zu verlieren haben ..."

Das Automobil, das den Kaiser an irgend einen Ort im deutschen Vaterlande brächte, wo er nicht von einer mit Fäusten und Ellenbogen patriotisch wetteifernden Menge, fälschlich „Volk" genannt, mit brutaler Neugier angestarrt, mit der bekannten „nichtendenwollenden jubelnden Begeisterung" angebrüllt würde, — dies märchenhafte Gefährt müßte erst erfunden werden. Die Provinz kann sich da dreist neben der Reichshauptstadt sehen lassen, wie der „Einzug" des Kaisers in Krefeld mit den rühmlichst bekannten „Tanzhusaren" kürzlich wieder einmal urbi et orbi demonstriert hat. Und doch hat der natürlich herrliche Aufzug bei dem Berichterstatter der

„Frankf. Zeitung" nicht ausgerechnet diejenigen Empfindungen ausgelöst, die man von einem loyalen und patriotischen Zeitungsmanne — als solchen gibt sich der Berichterstatter zu erkennen — füglich erwarten sollte. Sogar — man denke! — das „sogenannte Hohenzollernwetter" begrüßt er nur „mit sehr gemischten Gefühlen", denn sie seien ein Produkt der Erfahrung: „Der Gedanke nämlich, daß alles, was Beine und etwas Kleingeld hat, bei Glanz und Sonnenschein erst recht dem Brennpunkte des allgemeinen Interesses zustrebt, verleidet mir mit der Zeit das patriotische Empfinden bis zur Simplizissimus-Stimmung. Ein gnädiger Regen gestaltet die Aussicht erträglicher.

„Aber trotz des herrlichen Wetters geriet ich in eine glückliche Gedankensphäre hinein. Unter den Mitreisenden unseres Wagens befanden sich einige übermütige, dem Backfischalter eben entronnene hübsche Mädchen. Wie schwärmten sie für die ‚Tanzhusaren', und wie lachten sie so unnachahmlich über die neuesten Leistungen des die Gesellschaft erheiternden ‚Simplizissimus', der den seiltanzenden Husaren und den Oberstleutnant mit dem unglücklich gewählten Familiennamen, so — na, so ‚schändlich und niederträchtig' wiedergibt ...

„Ich sah den wahrhaft prachtvollen Schmuck Krefelds von der Kehrseite, und diese Tatsache gestaltete sich mir zu einem Symbol für so manche andere Erscheinung des ‚unvergeßlichen' Tages. Welch trauriger Anblick, dieser Schmuck von der Rückseite! Die schönen Illusionen zerrinnen. Dem Schmuck, unecht und vergänglich, wie er ist, entspricht der an solchen Tagen sich breitmachende Hurrapatriotismus ... Gustav Freytag hat irgendwo gesagt, in den Volksmassen müsse die Überzeugung entfacht werden, wie unwürdig es eines freien Mannes sei, sich als Straßendekoration bei Fürstenempfängen verwenden zu lassen. Es scheint, als wenn unser Volk mehr und mehr das Gefühl für die Wahrheit dieser Worte verliert. Krefeld wenigstens lieferte sprechende Beweise für diese politische Rückständigkeit der Massen. Man kann es schließlich verstehen, wenn einer von dem Wunsch erfüllt wird, den Herrscher des Landes sehen zu dürfen. Das ist aber heutzutage für den gewöhnlichen Sterblichen kaum anders möglich, als auf dem Wege zahlreicher Demütigungen und Schikanierungen. Alle diese ‚hochpatriotischen' Veranstaltungen stehen heute unter dem Zeichen des Polizeitones, der dem Pöbel bietet, was er gerade will. Kaum eine Achtung vor der freien Persönlichkeit! Schnauzen, Schimpfen und rücksichtsloses Vorgehen gegen die Massen wird zur Parole. Es ist nicht so sehr der einzelne Mann des Sicherheitsdienstes, der dies verschuldet, sondern es liegt am System. Das Treten nach unten und das Verschwindenlassen der eigenen Person nach oben — wer begegnet dieser Praxis nicht auf Schritt und Tritt! Ein in der Nähe meines Standortes postierter berittener Polizist erfüllte seine Dienstobliegenheiten mit besonderem Eifer, und zwar gegenüber einer sich hübsch ruhig verhaltenden Menge. Sie kam mit seinem Gaul so oft und gründlich in sehr un-

sanfte Berührung, daß sie schließlich eine drohende Haltung annahm, wodurch das Verhältnis ein äußerst gespanntes wurde. Der Unmut der Menge ob solcher Behandlung war es wohl, der das Hurra auf den vorbeireitenden Kaiser hier dünner als anderswo ausfallen ließ. Der Schutzmann, dieses bemerkend, brach in ein pausenloses Hurrarufen aus, um so seine Schutzbefohlenen zur Nacheiferung anzuspornen. Offenbar mochte er mit seiner Truppe an Patriotismus nicht zurückstehen. Dieselben Bürger, die der Polizist fortwährend recht unbürgerlich behandelte, suchte er nachher zum Hurrarufen anzuspornen.

„Wozu ist denn das große Publikum auch da? Die Kraft seiner Stimme soll darüber hinwegtäuschen, daß in der Gegend Tausende und Abertausende von Sozialdemokraten sitzen! Der Schein muß gerettet sein; er bewahrt vor der schrecklich dräuenden Ungnade! Und das Volk läßt sich als Mittel zum Zweck gebrauchen! Ohne das Volk vermögen die gesellschaftlichen und behördlichen Korporationen keine Figur zu machen, die imponieren könnte. Sie imponiert ja ohnehin kaum! Man denke nur an die schwülstigen, alles Maß übersteigenden byzantinischen Begrüßungsansprachen, die bei solchen Gelegenheiten gehalten werden! Es ist für den geistigen Standpunkt der Presse ein erfreuliches Zeichen, daß sie diese Reden, die ihr, bevor sie gehalten sind, ausgehändigt werden, nur selten druckreif findet. Die führende Presse wenigstens legt die saft-, kraft- und charakterlosen Redeprodukte einfach beiseite.

„Man hat die Presse an den Kaisertagen sehr nötig! Aber ihre Vertreter duldet man nur, weil's nicht anders geht. Das Gefühl drängte sich auch den Herren auf, die im Schweiße ihres Angesichtes in Krefeld ihrer Berufspflicht nachgingen. Bescheiden standen sie da, fast mehr als bescheiden, als der die Ordnung präsentierende Offizier ihnen in barschem Tone bedeutete, sie dürften sich nicht an die Stadtverordneten herandrängen, sondern müßten zurück und sich wegen ihrer Stellung mit den Kriegervereinen ins Einvernehmen setzen. Natürlich, mit den Kriegervereinen! Liebevoll und freundlich bat derselbe Offizier einige hochstehende Beamten, ihrerseits auch etwas zurückzutreten. Ich zog es vor, angesichts dieser ungleichen Behandlung dem Machtbereich des betreffenden Offiziers zu entrinnen und mich unter andere Obhut zu begeben. Der Anblick der 1400 Schulkinder tat meiner Seele wohl. Es verärgerte mich aber ein Gespräch, dessen unfreiwilliger Zeuge ich war. Ein Mann erzählte einem geduldig ausharrenden alten Mütterchen ein Stückchen von der Freigebigkeit der Stadt Krefeld. Sie hat sich die Ausschmückung Unsummen kosten lassen, scheint aber doch bei aller Freigebigkeit geizig und hartherzig zu sein. Der Mann erzählte, ein Lehrer sei bei der Stadtverordnetenversammlung dahin vorstellig geworden, sie möge zehn Kindern seiner Klasse, die nur Holzschuhe besäßen, Lederschuhe anweisen. Die Stadtväter hätten das Gesuch mit der Begründung abgelehnt, für derlei Zwecke sei kein Fonds da!

„Die Ankunft des Kaisers, der Gesang der Kinder, das Hurra der

Massen — alles das packt für den Augenblick. Ich sah Sanguiniker, denen die dicken Tränen aus dem Kopfe quollen. ‚Da ist er! Da ist er! Da ist er! Der auf dem Braunweißen!' rief ein Alter aus, und er umarmte, so gut das Gedränge es erlaubte, seine Alte minnig und innig. Diese Armseligkeit, so naiv und unverdorben wie sie auch war, ließ mich an das Rom der Kaiserzeit denken. Dort war der Imperator schon bei Lebzeiten gleichsam den irdischen Sphären entrückt, und nach seinem Tode versetzte man ihn gar unter die Götter. So finden wir auch lange Zeit hindurch die deutschen Kaiser von einem Glorienschein umgeben. Unsere moderne Auffassung hat ihn hinweggetan — wahrlich nicht zum Schaden der Fürsten und der Völker. Man hat eingesehen, daß die gekrönten Häupter Fleisch vom Fleische des Volkes sind. ‚Die steile Höh', wo Fürsten stehn,' ist in der Auffassung des Volkes sehr wesentlich niedriger geworden. Wie gering aber dieses Selbstbewußtsein in manchen Schichten leider doch noch ist, bewies der Krefelder Kaisertag, und es ist zweifellos, daß solche Tage insofern nicht harmlos sind, als sie hier und da eine weitere Degeneration des politischen Empfindens verschulden.

„Die Herrlichkeit ist vertrocknet und verdorrt, die für einen Tag und für einen Mann aufgehäuft war, obwohl Krefeld doch, wie es selbst stets bekennt, eine arme Stadt ist. Und trotzdem diese förmliche Verschwendung! Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß man einem gekrönten Gast ein Lied singt und eine Fahne flattern läßt, wie es vor hundert und mehr Jahren der Fall war. Damals kam der Herrscher mit seinem Volk in Berührung. Auch der einfachste Mann hatte Gelegenheit, sein Anliegen vorzubringen. War dieses Vertrauen kein Schmuck, tausendmal herrlicher als aller Flirt und Tand unserer Tage? Heute sperrt man das ‚Volk' hinter Spaliere und Stricke, und es reden und handeln ‚im Namen des Volkes' Leute, die von der Volksmeinung kaum etwas wissen und sie auch nie achten. Ein System heuchlerischer Schaustellungen und leerer Formalitäten ist im Schwung und täuscht die Monarchen über die Wirklichkeit hinweg."

Nun, hast du noch nichts gemerkt, lieber Leser? Sieh dir doch einmal die Hurrabrüller von heute an: sind es nicht die Nörgler von gestern? Sind es nicht dieselben treuen Seelen, die sich morgen wieder zu Wasser und zu Lande mit derselben Opferfreudigkeit zusammenfinden, um vor einem — Hennig Spalier zu bilden, stunden- und stundenlang mit knurrendem Magen auszuharren, bei strömendem Regen, bitterer Kälte oder sengender Glut die festliche „Einholung" des populären Raubmörders brünstig herbeizusehnen?

„Ich bezweifle," philosophiert Dr. Hans Fischer in der von ihm herausgegebenen Berliner Wochenschrift „Die Funken", „daß Details aus dem Leben irgend eines Herrschers brennendere Neugier entfesselt haben als Hennigs Lebenslauf. Hat sich nicht ein Reporter selbst zu dem ehrlichen und gänzlich unbescholtenen Vater des Mörders aufgemacht, um

Genealogie zu treiben und die Quellen des Hennigschen Daseins aufzugraben? Hat er nicht sogar den Stuhl beschnüffelt, auf dem Hennig vor Monaten saß, obwohl anzunehmen ist, daß sich nach so langer Frist der letzte Rest seines spezifischen Leibesduftes bereits verflüchtigt hatte? Der junge Mann des ‚Lokalanzeigers' berichtete, daß bei der Nachricht von Hennigs Ergreifung auf der Leipziger Straße eine Erregung geherrscht habe, wie kaum bei einem politischen Ereignis der letzten Jahre. Was will er andres damit sagen, als daß sie sich höchstens dem Getümmel bei höfischen Festen vergleichen ließ? Wenn jetzt ein spekulativer Kopf auf den Gedanken käme, ein Hennig-Museum aufzumachen, in dem die grünen Filzpantinen, die Fußlappen, ein gefälschter Pfandschein des Mörders vorgewiesen würden nebst der Patronenhülse, aus der die erste Kugel auf die Berliner Kriminalbeamteu platzte, der Mann würde mindestens ein so gutes Geschäft machen, als wenn er ein dynastisches Raritätenkabinett in Entreprise nähme.

„Wäre Hennigs Reise von Stettin nach Potsdam amtlich publiziert worden: wahrlich, sie hätte einem Triumphzuge geglichen. Schon so, auf das bloße Gerücht hin, sammelten sich die Menschen auf den größeren Stationen und verrenkten sich die Hälse mit derselben Beflissenheit, wie nur je nach einem Hofzuge. Ankunft auf dem Stettiner Bahnhofe Donnerstag, den 15. März, abends 6 Uhr 17 Minuten. ‚Eine riesige Menschenmasse erwartete die Einfahrt des Schnellzuges, um den Langgesuchten zu sehen. Eine polizeiliche Absperrung des Bahnhofs war nicht erfolgt, doch hielten Dutzende von Kriminalbeamten und Schutzleuten die Perrons besetzt.' Papierblumen waren nicht aufgehängt, auch fehlte die dienernde Amtsperson; aber das äußere Bild der harrenden Menge ist dir von andern Gelegenheiten her geläufig. In Potsdam entrollt sich derselbe Prospekt. Doch wurde der Trubel hier so groß, daß sich etwas ereignete, was nur bei besonders riesigen Empfangsfestlichkeiten programmatisch zu sein pflegt: es verunglückte einer tödlich. Herz, was willst du mehr? Weiter kann das Interesse doch kaum mehr getrieben werden. Oder am Ende doch? Sehen wir zu.

„Wen ein Fürst mit der Fingerspitze anrührt, der beginnt plötzlich von inwendig heraus zu leuchten und zu glühen; es geht mit ihm ähnlich wie mit dem künstlich illuminierten Kamel im Wintergarten, das dem Tanze der Saharet zusieht; er lenkt die Blicke der gesamten Bevölkerung auf sich. Auch von Hennigs vortrefflicher Person fällt ein reichlicher Nimbus auf die, die mit ihm in Berührung kamen. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß der Kriminalschutzmann Jöks und der Wächter Haase tüchtige Männer sind, die ihre Steuern stets zur richtigen Zeit bezahlten, nie in Kollision mit den Behörden kamen und immer zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten arbeiteten, und ich gönne ihnen von Herzen die Prämie, die sie gänzlich ahnungslos fischten. (Wäre es nicht eine Pflicht der Dankbarkeit, das Fahrrad, das eigentlich zur Entdeckung Hennigs führte, zur Belohnung mit Goldbronze anzupinseln?) Aber, aufrichtig gestanden, als ich

sie porträtiert sah: den Kriminalschutzmann mit rundem und biederem Kopfe, den ein abwärts gekrümmter Schnurrbart ziert und ein bürstenförmig emporgekämmter Schopf krönt, und den fixen Wächter, der schneidig die deutsche Barttracht erkor und das gelockte Haupthaar unter Anwendung einiger Pomade sorgsam scheitelt — da war ich zunächst überrascht. Nicht lange. Denn ich erinnerte mich, Gesichter von ähnlicher Dutzendprägung häufig abgebildet gesehen zu haben, etwa wenn neue Hofchargen ernannt wurden. Es fällt mir nicht ein, die Presse deswegen zu schelten. Schließlich ist sie dazu da, die vorhandenen Instinkte des Publikums zu nähren, und was nützt der Kuh Muskate? Die will Heu!

„Wäre ich aber ein Fürst — worauf ich entschieden noch weniger Anwartschaft habe als auf den Raubmörder —, so würde ich gelegentlich zwischen Festen und Apotheosen folgendem Gedankengange nachhängen: All diese Leute da, die sich um meine Equipagen und Aufzüge drängen, daß sie ohne Überwachung der Polizei zwischen die Beine der Pferde purzeln und die Räder meines Wagens mit ihren Köpfen beschädigen würden; diese Leute, die so laut schreien, daß man eine Distanz von vier bis fünf Metern halten muß, um sein Trommelfell nicht ernstlich zu gefährden; diese Leute, die sich seit drei Stunden die Beine in den Leib stehen, um meinen Federbusch vorbeiflirren zu sehen: sie würden mit derselben schamlosen Neugier stehen, sich drängen und glotzen, wenn hier eine Prozession vorbeikäme, die einen armen Sünder zum Schafott geleitet. Diese Dame, die einen Tribünenplatz für fünfzig Mark gekauft hat, um mich und die Meinen anzustarren, sie würde mit Freuden hundert ausgeben, um der Hinrichtung eines Mörders beizuwohnen. Den öden Burschen, die sich um einen von mir ausgespuckten Zigarrenstummel balgen — sollte ihnen nicht auch der Knopf einer Mörderhose eine schätzbare Rarität dünken? Als Cromwell unter dem Jubel der Tausende in London einzog, sagte er zu seinen Begleitern: ‚Dieselben Menschen würden sich um mich drängen, wenn man mich zum Tode führte.‘ Er hat sich außerordentlich überschätzt. Sie würden auch mitgegangen sein, wenn man einen ganz gemeinen Hammeldieb aufknüpfen wollte. Aufregung ist das einzige Ziel der beweglichen Masse; für das Gefühl beweist die Aufstauung gaffender Müßiggänger nichts, rein nichts."

Jede, auch die anspruchsloseste, die beiläufigste Bemerkung des Kaisers wird zu einer Sentenz, einem Bonmot auffrisiert. Mit gravitätischem Ernste wußten Organe freien Männerstolzes vor Königsthronen brühwarm ihren Lesern aufzutischen, Kaiser Wilhelm habe eine interessante Äußerung getan, die wörtlich (!) lautete: „Seitdem ich das Automobil zu meinen Fahrten in Berlin und Potsdam benutze, gewinne ich sehr viel Zeit; das neue Gefährt ist doch ungemein praktisch." Diese Veröffentlichung ist denn doch schon geradezu kindisch! Welche sehr berechtigten Betrachtungen über die Geistesverfassung des ehrsamen Zeitungsschreibers würde der Kaiser wohl anstellen, wenn er seine nebensächliche Bemerkung als interessante Äuße-

rung, ja als Offenbarung einer überraschend neuen Entdeckung gedruckt vor sich sähe.

Daß dieser Byzantinismus in seiner an Blödsinn streifenden Gedankenlosigkeit leicht beleidigend werden kann, liegt in seiner Art. Vor einiger Zeit wurde in der Presse eine Äußerung kolportiert, die der Kaiser an den jetzigen Chef des Generalstabes gerichtet haben sollte. Als der die Berufung auf den Posten zuerst erschreckt abgelehnt, weil er sich den Aufgaben dieses Amtes ganz und gar nicht gewachsen fühle, habe ihn der Kaiser mit den Worten beruhigt: „Im Kriege bin ich mein eigener Generalstabschef, und das bißchen Friedensarbeit müßten Sie doch bewältigen können." Diese „Äußerung" ging durch die gesamte Presse und wurde von ihr — das ist eben das Bezeichnende — mehr kommentiert als bestritten. Ja, es fanden sich eifrige Verfechter des darin vertretenen „Standpunktes". Endlich nach vielem Für und Wider wurde der bitterernste Entschluß gefaßt, das schwerste offiziöse Geschütz auffahren und die Norddeutsche Allgemeine ein Dementi abprotzen zu lassen, das verheerend in die Reihen der Freunde und Feinde schlug. Tiefster moralischer Entrüstung voll erklärte das norddeutsche ganz allgemeine Blatt auf Grund besonderer Ermächtigung, an der Geschichte sei überhaupt kein wahres Wort, die angebliche Äußerung vielmehr eine „groteske Erfindung von A bis Z". Nun, die Erfindung war weniger grotesk als ihre willige Aufnahme und Behandlung bei Presse und Publikum. Denn der Humor von der Geschichte ist, daß sie tatsächlich und buchstäblich aus einer älteren Nummer des — nein, ich bringe es kaum über die Feder — des Simplizissimus stammte!!

„Es wird in weiten Kreisen und am meisten in gewissen politischen und gesellschaftlichen Schichten, auch in sog. hochstehenden der Reichshauptstadt, bei den verschiedensten Gelegenheiten mit pointierten Äußerungen des Kaisers als letztem Beweismittel für sehr überraschende Vorgänge, unerwartete Ereignisse und kühne Behauptungen seit Jahren vielfach operiert, und es ist allmählich recht schwer geworden und erfordert eine gewisse Kennerschaft, das Wahre vom Erfundenen zu unterscheiden. Auf welchem Boden die Möglichkeit zu einer nicht nur für die Beurteilung unserer Verhältnisse im Innern, sondern auch in der Wirkung nach außen hin oft sehr bedenklichen Legendenbildung gewachsen ist und wodurch dieser Boden von Zeit zu Zeit wieder von neuem gedüngt wird, ist hinlänglich bekannt. Es rächt sich da die aus den besonderen Charaktereigenschaften und dem lebhaften Temperament des Kaisers entsprungene Gepflogenheit, daß er persönlich, in früheren Jahren noch mehr als in den letzten, durch mündliche und schriftliche Kundgebungen zu vielen auf den verschiedensten Gebieten unseres öffentlichen Lebens spielenden Fragen von der hohen Politik bis zur Kunstpflege in sehr markanter Weise Stellung genommen hat. Man hat sich allmählich gewöhnt, leider alles zu glauben, und im Auslande, namentlich im überseeischen, bilden angebliche Äußerungen des Kaisers und Pläne, die man ihm unterschiebt, in weitem Umfange eine oft mit nieder-

trächtiger Geschicklichkeit ausgenützte Unterlage für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Deutschland und über die Absichten der deutschen Politik. Es ist für den, der sich mit diesen Dingen einigermaßen beschäftigt hat, gar nicht schwer, mit Zuhilfenahme berühmt gewordener Muster so ziemlich für jede Angelegenheit des öffentlichen Lebens oder auch für ausländische Vorgänge eine sensationelle Äußerung des Kaisers zu erfinden, die dann als willkommene Neuigkeit ihren Weg in die internationale Presse findet und dort die Anschauungen über Deutschlands Politik mehr beeinflußt, als durch nachträgliche Erklärungen und verständige Artikel der großen deutschen Blätter wieder gut gemacht werden kann. Auf diese Weise kann man auch Unsinniges, namentlich im Auslande, glaubhaft machen, und es ist beinahe auffällig, daß sich noch nicht witzige Köpfe gefunden haben, die dem Kaiser Eroberungsabsichten auf die russischen Ostseeprovinzen oder auf Polen in Form historisch-romantisch geprägter Aussprüche untergeschoben haben ..."

Diese Betrachtungen der „Frankfurter Zeitung" bezeugen eigentlich nur, daß die Simplizissimus-Stimmung schon in Kreisen um sich gegriffen hat, die selbst keine Ahnung davon haben.

* * *

Es geschieht eben in Wirklichkeit so manches, was von Rechts wegen in den Simplizissimus gehörte. Darin haben wir auch die Erklärung für die Leichtgläubigkeit, mit der saftige Späße des Münchener Witzblattes für bare Münze genommen und allen Ernstes diskutiert werden können. Manches tatsächliche Ereignis würde, wenn es als Witz im Simplizissimus stände, von „Gutgesinnten" als „frecher Zynismus" und „schamlose Verhöhnung unserer heiligsten Güter" gebrandmarkt werden. Geschieht es aber in Wirklichkeit — welch plötzlich verändertes Bild! Da ist die Sache mit einmal gar nicht so arg, daß davon groß Aufhebens gemacht werden dürfe, derlei sei eben nur menschlich und könne jedem mal passieren. Kein Lappen in deutschen Landen ist so schmutzig, daß nicht eifrige Mohrenwäsche an ihm vorgenommen würde. Davon haben wir ja im Reichstage erst kürzlich unsere blauen Wunder erlebt.

Wenn es z. B. dem „Simplizissimus" einfiele, eine „Hebung" des monarchischen Gefühls durch polizeiliche Entziehung der — Sitzgelegenheit und dadurch bewirkte „Hebung" eines gewissen Körperteils mit dem Stift zu veranschaulichen, — wäre das nicht ein ganz artiges Bild? Und wenn es die von jedem „Untertan" vorschriftsmäßig zu prästierende Loyalität von der Polizei mit dem Zentimetermaß abmessen und — sagen wir — auf genau 200 Zentimeter Distanz von der Person des Monarchen festsetzen ließe, wäre das nicht auch ein ganz netter Witz?

Ein Mitarbeiter schreibt an die „Volkszeitung": „Heute früh 9¼ Uhr ging ich die Straße Unter den Linden entlang. Um ein wenig zu ruhen, nahm ich auf einer der berühmten Bänke ohne Lehne Platz, wo schon mehrere andere Passanten saßen. Alsbald trat der in der Nähe der Bank

stehende Schutzmann herzu und forderte mich nebst den anderen Bankbenutzern auf, aufzustehen und zwei Meter zurückzutreten. Auf die Frage nach dem Warum dieser Anordnung entgegnete der Schutzmann: Weil Seine Majestät kommen. Kurz darauf passierte der Kaiser zu Pferde mit Gefolge den Reitweg der Straße in der Richtung nach dem Schlosse. In dem ganzen Straßenzuge, soweit er mit Bänken bestellt ist, war an jeder Bank ein Schutzmann in Uniform postiert. Überall erging von diesem aus an die auf den Bänken Sitzenden beim Herannahen des Kaisers der Wunsch (oder der Befehl?) sich zu erheben und sich zwei Meter rückwärts zu konzentrieren. Auf meine Frage an einen Mann, den ich für einen Geheimpolizisten hielt, was zu dieser neuen Polizeitaktik Anlaß gäbe, wurde mir erwidert: Da wiederholt Personen, vermutlich Sozialdemokraten, bei der Annäherung des Kaisers sitzen geblieben seien, so werde die gegenwärtige Praxis befolgt ..."

„Ohne Zweifel", bemerkt die „Volkszeitung", „wird durch dieses Eingreifen der Polizei in die Technik der Loyalitätsbezeugung der Bevölkerung das Eine bewirkt, daß das Publikum beim Vorbeireiten oder Vorbeifahren des Kaisers einen tadellos loyalen Eindruck macht. Allerdings erwächst der riesigen Anzahl von uniformierten und geheimen Schutzleuten, die bei der ‚Streckenbesetzung' Unter den Linden und im Tiergarten bei Ausritten des Kaisers aufgeboten wird, durch die Durchführung der Maßregel ‚Aufstehen, zwei Meter zurück' eine vermehrte Arbeit. Aber es wird dadurch auch unter die harmlosen Spaziergänger ein militärischer Zug gebracht, der immerhin eine gewisse Gleichartigkeit des polizeilich überwachten Ovationsverfahrens verbürgt. Doch gestatten wir uns einen leisen Zweifel daran, daß es nur Sozialdemokraten waren, die den Platz, den sie einmal eingenommen hatten, besetzt hielten, auch wenn plötzlich der Kaiser vorüberritt. Denn es gibt in Berlin eine ganze Menge von Menschen, die, wenn sie sich Unter den Linden einen Augenblick zur Ruhe niederlassen, nicht wissen, ob und wann der Kaiser vorüberkommt, die auch den Kaiser nicht erkennen, wenn er in einer Gruppe von mehreren anderen Offizieren herangeritten kommt. Es ist nicht immer demonstrativer Republikanismus oder böser Wille, wenn ein Einheimischer oder ein Fremder nicht sofort aufspringt und den Hut abnimmt, sobald der Kaiser vorbeisprengt oder vorbeifährt. Im allgemeinen bedarf es in Berlin gegenüber den Loyalitätsbezeugungen des Publikums keinerlei Nachhilfe durch die Polizei. Oft wird in Berlin von einem Teile der Bevölkerung sogar lieber eine leere Hofequipage mit größtem Respekt begrüßt, ehe man riskiert, irgend ein Mitglied des königlichen Hauses nicht zu grüßen, das zufällig in der Kutsche sitzen könnte.

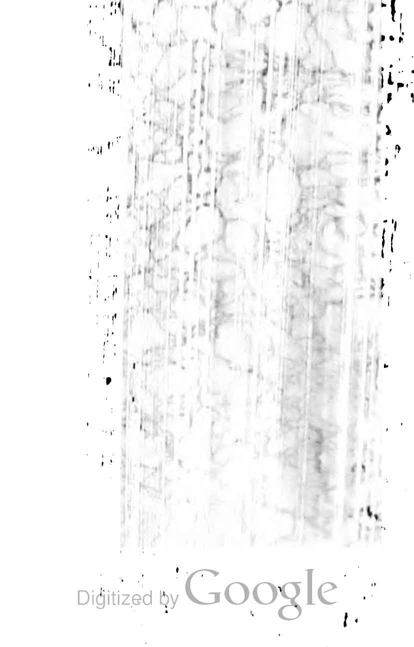
„Jedenfalls wollen wir der Berliner Bevölkerung von dem neuesten umsichtigen Eingreifen der Polizeiorgane in die Privatrechtssphäre der Lindenpassanten und Bankbenutzer hierdurch Mitteilung machen, damit jedermann weiß, wie er sich in Bedarfsfällen zu verhalten hat. Möge

jeder, damit er allen möglichen Weiterungen aus dem Wege gehe, dem polizeilichen Wunsche ‚zwei Schritt zurück‘ möglichst prompt nachkommen. Denn vor Gericht würde dieser Wunsch wahrscheinlich als polizeilicher ‚Befehl‘ charakterisiert werden, der im Interesse der Verkehrssicherheit erteilt worden sei. Solchen Anordnungen aber hat ein guter Staatsbürger allemal unweigerlich nachzukommen. Zwei Meter sind ja auch keine nennenswerte Entfernung. Zurück zur Bank sind es auch nur wieder 200 Zentimeter. Vier Meter aber kann jeder Spaziergänger Unter den Linden mehr zurücklegen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, wenn er dadurch den Berliner Schutzleuten die Ausübung ihres Amts erleichtert und außerdem in hervorragender Weise zur einheitlichen Durchführung des Loyalitäts- und Verkehrsreglements auf der Mittelpromenade Unter den Linden beiträgt.“

Die Simplizissimus-Stimmung steckt an. Nur der „Vorwärts“ versteht keinen Spaß. Auch was Geschriebenes fordert der Pedant: „Unseres Erachtens ist die Polizei nicht berechtigt, eine Aufforderung wie die oben erwähnte ergehen zu lassen, und es dürfte ihr verteufelt schwer fallen, irgend eine Bestimmung herauszufinden, auf Grund deren sie solches Recht herleiten könnte. Die Städteordnung gibt jedem Einwohner das Recht, die Einrichtungen des Stadt, einschließlich der Straßen zu benützen. Der leider vom Kammergericht — insbesondere Streikposten gegenüber — oft betätigte Rechtsirrtum, ein Schutzmann und seine selbst irrige Ansicht stehen höher als Richter und Gesetz, muß allerdings dazu gelangen, unter Umständen alle Einrichtungen der Stadt ihrem Zweck zu entziehen.

„Wenn das Sitzenbleiben etwa eine Achtungsverletzung oder gar eine Beleidigung des Monarchen sein soll, so ist schlechterdings nicht zu verstehen, wie in dem (erzwungenen) Aufstehen oder Zurücktreten eine Achtung oder eine Ehrung erblickt werden kann.“

Mit der Behauptung, daß die Rechtsprechung des Kammergerichts Gericht und Gesetz der Autorität des Schutzmanns unterordne, hat der „Vorwärts“ leider nur zu recht. Das preußische Kammergericht hat sich grundsätzlich auf den Standpunkt gestellt, daß jedem Befehle des Schutzmanns „im Interesse der Verkehrssicherheit“ unbedingt Folge zu leisten und das Gericht nicht zuständig sei, zu prüfen, ob der Befehl des Schutzmanns berechtigt oder nicht berechtigt war. Es genügt also das subjektive, keiner Begründung bedürftige Ermessen des Schutzmanns. Ob sein Befehl notwendig ist, ob dabei wirklich ein öffentliches Verkehrsinteresse vorliegt oder vielleicht das Gegenteil, ist völlig belanglos. Der Schutzmann kann die willkürlichsten, ungesetzlichsten Befehle „im Interesse der Verkehrssicherheit“ erteilen, und das Publikum hat unbedingt und ohne zu mucken Ordre zu parieren, mag der Befehl noch so unvernünftig sein, noch so sehr gegen die gesetzlich verbürgten Rechte des Staatsbürgers verstoßen. Was können auch gegen eine allmächtige Polizei Gesetz und Ver-



fassung noch in einem Staate bedeuten, dessen Gerichte sich selbst für unzuständig erklären, die Gesetzlichkeit polizeilicher „Maßnahmen" auch nur zu prüfen?

Ein englisches Blatt behauptete einmal, vor preußischen Gerichten gelte erst die Aussage von 12 bis 15 Zivilpersonen so viel wie die eines einzigen Schutzmannes. So ist es nun in der Tat nicht, wohl aber zeigen preußische Gerichte häufig eine unverkennbare Neigung, dem Zeugnis von Polizeibeamten mehr Glauben zu schenken, als dem unbescholtener Bürger. Auch die Vergehen und Verbrechen von Schutzleuten finden zuweilen eine erstaunlich milde Beurteilung vor Gericht.

In Oschersleben hatte sich der Stadtverordnete und Verleger des dortigen „General-Anzeigers", Hermann Stoeter, wegen Beleidigung dreier Polizeisergeanten zu verantworten. Schon so manches Idyll hatte er mit der heiligen Hermandad seines teuren Städtchens erlebt. Nach einer Verhandlung im September vorigen Jahres vor dem Landgericht in Halberstadt äußerte Stoeter im Eisenbahnabteil über die Polizeisergeanten Wiedenbach, Lange und Franke, daß sie gemeingefährliche Leute seien und von rechtswegen ins Zuchthaus gehörten. Wegen dieser Beleidigung wurde er angeklagt. Er gibt zu, es gesagt zu haben, aber in folgender Form: Wiedenbach, Lange und Franke sind Leute, die mich morden wollen, das sind gemeingefährliche Leute, die gehören ins Zuchthaus. Polizeisergeant Wiedenbach erscheint noch als Nebenkläger. Er verdächtigt gleich den Gerichtshof, daß die Akten gefälscht (!) seien mit Hilfe eines Rechtsanwalts. Der Verhandlungsleiter sucht Wiedenbach von der Grundlosigkeit seiner Verdächtigungen zu überzeugen, das fruchtet nichts. 37 Zeugen werden vernommen. Es entrollt sich folgendes Bild: Dem Polizeisergeanten Franke wird nachgewiesen, daß er seinen Kollegen, den Polizeisergeanten Röper, verleumdet und dafür vom hiesigen Schöffengericht bestraft worden ist. Mehrere Zeugen bekunden, daß er auf der Wache erzählt habe, wenn er wolle, risse er auch die Amtsrichter rein. In Hötensleben hätte er den Amtsrichter so weit gehabt, daß dieser Kniefälle vor ihm gemacht habe. Verschiedene Zeugen sagen aus, daß Franke bei dem Restaurateur Benecke eine Mark von einem Spielteller gestohlen. Polizeisekretär Briehm, daß Franke ihn verschiedentlich angelogen habe. Polizeisergeant Lange verweigert die Aussage, als ihm vorgehalten wird, daß er in der Kaiserstraße ohne jede Ursache dreimal auf den Arbeiter Tomalla geschossen habe, worauf ihm der Revolver abgenommen worden sei. Polizeisergeant Wiedenbach hat in der Kesselschen Gaststube erzählt, daß Franke, wenn's mal paßte, Stoeter eines Abends niederschießen oder wegknipsen werde; das bezeugt unter Eid die Frau Witwe Kessel. Wiedenbach bestreitet die Wahrheit der eidlichen Zeugenaussagen in allem, was gegen ihn gesagt wird. Rechtsanwalt Otto Schrader bekundet, daß Wiedenbach vor etwa einem halben Jahre in der Halberstädterstraße zu ihm gesagt habe: „Du Lump, du Vagabund, dich Krüppel müßte ich hier gleich auf der Straße totschießen." Wiedenbach habe zu ihm gesagt, er habe

einen längeren Arm als die Bürger hier; wenn er Anzeige mache, fielen diese immer rein. Die Ehefrau des Polizeisergeanten Röper bekundet, daß Polizeisergeant Wiedenbach öfter in der Wohnung des Kommissars Hänsch gewesen, trotzdem den Polizeisergeanten vom Bürgermeister Becker ausdrücklich untersagt war, mit dem vom Dienste suspendierten Polizeikommissar zu sprechen. Polizeisergeant Röper habe sich auch überzeugt, daß er falsche Eintragungen in dem Wachtbuche gemacht habe. Polizeisergeant Röper bekundet, daß er auf ihn, da er in der Tür der Wachtstube gestanden habe, zugegangen sei und gesagt habe: Sie wollen wir hier schon fortkriegen, wir wollen Sie schon hinkriegen, wo Sie hingehören. Zeuge Rodenbeck bekundet, daß Wiedenbach ihn habe hineinlegen wollen, weil er sich mißliebig über ihn bei dem letzten Termin, der gegen Stoeter anstand, ausgesprochen habe.

Ähnlich belastend waren eine ganze Reihe anderer Aussagen. Der Gerichtshof sah trotzdem den Wahrheitsbeweis nicht im allgemeinen als geführt an; er sei nicht zur Überzeugung gekommen, daß die Polizeisergeanten gemeingefährlich im landläufigen Sinne seien. Doch wurde wegen der einen drohenden Äußerung Frankes nur auf 100 Mk. Geldstrafe gegen Stoeter erkannt.

Wenn Sicherheitsbeamte, denen Verleumdung, Diebstahl, Revolverschüsse auf friedliche Bürger, Bedrohung jeder Art, Fälschung usw. nachgewiesen werden, „nicht gemeingefährlich“ sind, wer, hoher Gerichtshof, ist es dann? Typisch an diesem Falle ist wieder, daß nicht die Schuldigen sich zu verantworten haben und bestraft werden, sondern der mit erweislich wahren Beschuldigungen vorgehende, sich bedroht fühlende Ankläger! Aus dem Bericht geht leider nicht hervor, ob die Braven noch fürder über die Sicherheit der guten Stadt Oschersleben und ihrer Bürger wachen werden. Verwunderlich wär's nach mancherlei anderen Erfahrungen nicht. —

Daß die Polizei gewisse Vorfälle, die für sie einen peinlichen Beigeschmack haben, nicht gern aufgefrischt sieht, kann man ihr vom reinmenschlichen Standpunkte aus nicht verdenken. Ob sie aber das Recht hat, solche Auffrischungen ohne triftigen gesetzlichen Grund einfach zu verbieten, ist eine andere Frage. Nun zählt ja die Flucht des bereits von ihr ergriffen gewesenen Raubmörders Hennig gewiß nicht zu den erbaulichsten Erinnerungen und Ruhmestaten der Berliner Polizei. Aber ob sie gesetzlich berechtigt war, die (inzwischen wieder erlaubte) kinematographische Darstellung ihrer Aventiuren mit Hennig zu verbieten, erscheint mir denn doch zweifelhaft. An sich wäre es ja nur wünschenswert, wenn derartiger Unfug überhaupt eingeschränkt würde. Aber es werden viel schlimmere Schaustellungen geduldet und der rohen Sensationslust des gebildeten und ungebildeten Pöbels die weitestgehenden Zugeständnisse gemacht. Warum also erstreckt sich der löbliche Eifer ausgerechnet nur auf diesen Fall, wo doch nicht nur auf „künstlerischem“ Gebiete, nein, in der nacktesten, schamlosesten Öffentlichkeit

Auswüchse wuchern, gegen die sich der anständige Bürger vergeblich nach polizeilichem Schutze umsieht, gegen die sein Hilferuf nach dem behelmten Manne trostlos verhallt wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Mitten im fashionabelsten Berlin herrschen Zustände, die in einem „Stimmungsbilde" der Berliner „Wahrheit" nicht zu kraß geschildert werden.

„Jeder Berliner ist ab und zu gezwungen, die Kranzler-Ecke bei Nacht zu passieren. Auch wird es zuweilen nicht möglich sein, verheiratete Frauen oder Töchter anständiger Familien davor zu bewahren. Schon die Passage der Friedrichstraße zu nachtschlafender Zeit ist nun wirklich kein Vergnügen. Jede anständige Frau muß sich hier gefallen lassen, von Dirnen bespöttelt zu werden, jeder Mann in ihrer Begleitung ist den gröblichsten Insulten ausgesetzt, ohne sich dagegen irgendwie wehren zu können. Wehrt sich so ein Armer wirklich einmal, verbittet er sich die infamen Pöbeleien des Schmutzes — dann gnade Gott ihm! Von allen Seiten strömt das weibliche Laster und sein männlicher Anhang hinzu, und der Passant kann zufrieden sein, wenn er sein bißchen Leben rettet, sein Hut ganz blieb und sein Rock nicht zerrissen wurde. Rufe einer da einmal nach der Polizei! Er wird seine helle Freude haben!

„Trotzdem ist das Leben der nächtigen Friedrichstraße noch harmlos im Vergleiche zum Treiben an der Kranzler-Ecke. Daß hier allnächtlich hundert Dirnen ihren ‚Wechsel' haben, nur nebenbei. Aber man sehe sich nur einmal die männlichen Gestalten an, die hier ihr Wesen treiben! Dutzende von Zuhältern ‚wackeln' hier ihre ‚Tillen' ab, Dutzende von ‚Wonneknaben' lauern hier auf Fang. Diesen Ort des ordinärsten Großstadtlasters passiert kein einziger, ohne irgendwie belästigt zu werden. Kaum hat man den Würstchen-Max, der zur Erheiterung dieser Sorte von Gesindel nicht wenig beiträgt, glücklich hinter sich, naht sich die Dirne mit ihrem verlockenden Angebot, und zehn Schritt weiter steht ihr Zuhälter und lauert mit gierigem Auge auf den Gimpel, der durch schmutzigen Bettzins die Kosten zweier Unterhalte bestreiten soll. Dankt man höflichst für die Offerte, folgt gemeinste Schimpfrede unmittelbar. Wagt man es aber gar, darauf irgendwie zu reagieren, steht sofort eine Bassermannsche Gestalt neben einem und ‚erledigt' die Konsequenzen solcher Beleidigung eines ‚ehrbaren' Gewerbes. In letzter Zeit erst wieder sind uns geradezu skandalöse Vorkommnisse berichtet worden, die gewöhnlich dadurch ihr Ende fanden, daß der betreffende Herr in einem Wagen schleunigst das Weite suchte. Versucht man es mit Hilfe eines Schutzmanns, sich Recht zu verschaffen, muß man zunächst mit zur Wache steigen. Dort stehen sämtliche Zeugenaussagen gegen den Kläger, denn Dirnen, Zuhälter und männliche Prostituierte halten dem Passanten gegenüber fest zusammen. Selbstverständlich ist das, ganz abgesehen vom Zeitverlust, das Gegenteil eines Genusses, und der anständige Mann wird den Gang zum Kadi schon deshalb meist vermeiden.

„Aber sollte es denn gar keine Möglichkeit geben, diesem Treiben ein Ziel zu setzen? Kann man den Herrschaften der Kranzler-Ecke nicht

eine andere Herberge verschaffen als die auf dem Trottoir einer unserer zur Nachtzeit sicherlich belebtesten Straßen? Wir sollten meinen, es bedürfe nur eines Winkes und die skandalöse Betriebsamkeit der Kranzler-Ecke hätte mit einem Male ein Ende. Was nützt uns der § 175, wenn wir dulden, daß die Bengels der Kranzler-Ecke und der Passage mit frecher Stirn ihr schmutziges Gewerbe treiben, leiden, daß sie jeden Vorübergehenden mit ihren Anerbietungen behelligen?! Vieles mag sich im Riesenverkehr einer Großstadt nicht ändern lassen: — das Zuhälterwesen und die männliche Prostitution an einer der Hauptverkehrsadern Berlins, das sind aber denn doch Erscheinungen, denen gegenüber es das Wort ‚unmöglich‘ nicht geben sollte.“

Als sich endlich einmal die Gelegenheit bot, gegen das Zuhältertum die Schärfe des Gesetzes zu schleifen, — was ward daraus? Ein Gesetz gegen die Kunst! Lex Heintze . . .

Und warum ist die Polizei so furchtbar empfindlich? Wo doch das Publikum sich so viel von ihr gefallen lassen muß und wirklich oft auch mit Humor gefallen läßt. Aber davon scheint die Polizei sogar in den heiteren Rheinlanden wenig übrig zu haben. Sang dort das fröhliche Völkchen in aller Harmlosigkeit das ebenso sinnreiche wie volkstümliche Karnevalslied: „Alle Leute saufen, alle Leute saufen, nur die Schutzleut’ saufen nicht.“ Nun ist doch für jeden Verständigen und gerecht Denkenden ohne weiteres klar, daß darin nur ein Lob für die Schutzleute liegen kann, indem ihrer Nüchternheit ein glänzendes Zeugnis ausgestellt wird. Was das bei den Versuchungen und Verführungen, denen sie gerade in den rebengesegneten Rheinlanden so vielfach ausgesetzt sind, zu bedeuten hat, wird gleichfalls jedem Einsichtigen sofort einleuchten. Welche spartanische Enthaltsamkeit, welche eiserne Manneszucht! Aber der Polizei wollte eine solche, wenn auch noch so rühmliche Ausnahmestellung nicht behagen, sie wollte sich nicht so hoch über ihre Mitbürger erheben, fühlte sich in ihrer Bescheidenheit „beleidigt“, ging hin und klagte. Und als man nun die „beleidigenden“ Sangesbrüder beisammen zu haben glaubte, siehe, da waren ihrer einhundertundzweiundvierzig, die sämtlich in Anklagezustand versetzt wurden und nun secundum ordinem abgeurteilt werden. Also ein Monstreprozeß! Einer ist bereits der rächenden Nemesis zum Opfer gefallen. Eine Beleidigung zwar konnte das Gericht in seinem Unterfangen nicht finden, wohl aber den mit Recht so beliebten „groben Unfug“. Und so mußte der Attentäter mit etlichen Märkern in die Kanne steigen. Und das von Rechts wegen. Vivant sequentes!

* * *

. . . Auch in anderer Richtung, die nicht nur die Interessensphäre der Arbeiterschaft (vgl. Koalitionsrecht, Streikpostenstehen 2c.) berührt, sondern auch tief in die der bürgerlichen Gesellschaft schneidet, läßt sich eine bedenkliche Neigung der kammergerichtlichen Urteile beobachten, die Zuständigkeit der Gerichte gegenüber den „Maßnahmen“ und „Verfügungen“ der Verwaltungsbeamten einzuschränken. Doktor Jaspis zu Groß-Lichterfelde

hatte seinen schulpflichtigen Sohn nicht zur Schule geschickt, sondern ihn ein Jahr lang im eigenen Heim unterrichten lassen. Auf Grund der Regierungs-Polizeiverordnung vom 14. April 1900 wurde J. wegen nicht genügend entschuldigter Schulversäumnis des Knaben angeklagt. Das Landgericht Berlin II sprach ihn jedoch mit folgender Begründung frei: Es wäre erwiesen, daß der Hausunterricht durch den staatlich geprüften Volksschullehrer im fraglichen Jahre gleichwertig gewesen sei dem, den der Junge in dem Jahre in der Volksschule erhalten hätte. Der Knabe sei genügend in der Bildung gefördert worden. Der Angeklagte könne darum nicht als säumiger Vater im Sinne des Allgemeinen Landrechts (§ 46 II. 12) gelten und somit auch nicht auf Grund der angezogenen Regierungspolizeiverordnung bestraft werden.

Die Staatsanwaltschaft legte Revision ein und erzielte, daß das landgerichtliche Urteil aufgehoben und die Sache noch einmal an die Vorinstanz zurückverwiesen wurde. Der erste Strafsenat des Kammergerichts führte in der Begründung aus: Nach § 43 II. 12 des Allgemeinen Landrechts habe jeder Einwohner, der den nötigen Unterricht für seine Kinder in seinem Hause nicht besorgen könne, seine Kinder nach zurückgelegtem fünften Lebensjahre in die Schule zu schicken. Die Ausnahme sei die, daß er den nötigen Unterricht in seinem Hause beschaffen könne. Die Frage, was der nötige Unterricht sei, könne natürlich nicht der Willkür dessen zur Entscheidung überlassen werden, der sein Kind nicht in die Schule schicken wolle. Der Staat habe die allgemeine Bildung im Sinne der Elementarschulbildung als Norm hingestellt. Das gehe aus der Verfassung hervor. Bei der Feststellung, ob ein Kind zu Hause den nötigen Unterricht erhält, seien als Maßstab die in der Volksschule gelehrten Fächer anzulegen, und die Art, wie sie gelehrt würden. — Es sei ein Fehler, wenn der Vorderrichter meine, über die Frage nach Erteilung des nötigen Unterrichts im Hause habe der Richter zu entscheiden. Mindestens sei es nicht im vollen Umfange richtig. Ob der im Hause erteilte Unterricht den schultechnischen Prinzipien des Staates entspreche, könne nur von der Schulaufsichtsbehörde nachgeprüft werden. Dagegen sei es Sache des Richters, nachzuprüfen, ob der betreffende Vater, der beim Hausunterricht des Kindes das nicht erreichte, was die Schulbehörde als nötig ansehe, „säumig" verfahren sei im Sinne des § 46 II. 12 des Allgemeinen Landrechts und darum auf Grund der Strafvorschriften der Regierungs-Polizeiverordnung zu bestrafen sei oder nicht. Unter Berücksichtigung der vom Senat aufgestellten Grundsätze bezüglich der Aufgaben von Schulbehörde und Richter müsse das Landgericht den Tatbestand noch einmal nachprüfen.

Nach dieser Rechtsprechung würde auch ein Vater zu bestrafen sein, der seinem Kinde einen besseren Unterricht als den in der Schule erteilen läßt, sofern nur nach Ansicht der Schulaufsichtsbehörde nicht die „nötige" Methode angewendet wird. „Ganz wie beim Streikpostenrecht," bemerkt

der „Vorwärts“, „wo das Kammergericht dem Richter das Recht nimmt, festzustellen, daß der Angeklagte der Sicherheit des Verkehrs nicht im Wege gestanden hat.“

Man sieht, wie wenig Gesetz und Rechtsprechung Parteisache, wie solidarisch die Interessen aller Klassen daran beteiligt sind, wie was die eine trifft, auch die andere treffen kann. Mit der mehr leichtfertigen als optimistischen Auffassung, daß allein die Sozialdemokratie ein Interesse an der Kritik unsrer Rechtszustände habe und darum betätige, erteilt man ihr nur ein unverdientes Lob. Denn auch der bekannte und — man kann sagen — als glänzender Jurist berühmte sozialdemokratische Abgeordnete Wolfgang Heine gesteht unumwunden zu, daß seine Partei solch ausschließliches Verdienst nicht für sich in Anspruch nehmen könne. In einem Aufsatz der vom Ehepaar Dr. Braun herausgegebenen „Neuen Gesellschaft“ knüpft Heine an einen Vortrag des Professors Giercke, den dieser im Hause des preußischen Justizministers vor geladenen Gästen und, wie es scheint, auch in Anwesenheit des Kaisers gehalten hat, Betrachtungen, die darum in ihrer maßvollen Kritik nicht minder beherzigenswert sind, weil sie einen sozialdemokratischen Volksvertreter zum Urheber haben. Giercke hatte von der deutschen Rechtsprechung u. a. gesagt:

„So darf sie auch keinen Schritt zurückweichen vor dem neuerdings immer lauter erschallenden und sogar im Reichstage sich immer kühner hervorwagenden Vorwurf, die heutige deutsche Rechtspflege sei Klassenjustiz! Wer erhebt diesen Vorwurf? Die Sozialdemokratie! Er ist die Antwort auf gerechte Verurteilungen sozialdemokratischer Friedensstörer. Aber er wird verallgemeinert und so hartnäckig wiederholt, daß er leider auch in weiteren Kreisen nicht ohne Eindruck bleibt. Einzelne Mißgriffe, die nie ausbleiben können, werden maßlos übertrieben, andere durchaus unantastbare Vorgänge werden tendenziös entstellt, ein reichliches Maß von Verleumdung und Lüge wird beigemischt. Der ganze Vorwurf ist nichts als ein hetzerischer Versuch, an einer besonders bedrohlichen Stelle unseren Staatsbau zu unterhöhlen. Der leidenschaftliche Eifer, mit dem er erhoben wird, liefert nur — ganz ähnlich wie bei den Angriffen auf das Heer — den schlagenden Beweis dafür, wie klar man im Lager der Feinde der heutigen Staatsordnung erkennt, welches feste Bollwerk gegen ihre Bestrebungen unsere Justiz bildet. Die deutsche Justiz kann die in Wahrheit durchaus grundlose Verdächtigung mit stolzer Verachtung zurückweisen.“

„Herr Giercke“, erwidert darauf Heine, „spricht davon, daß den Angriffen gegen die Rechtspflege ein reichliches Maß von Verleumdung und Lüge beigemischt wäre. Er hätte besser getan, seine Wissenschaft davon, was von dem im Reichstage Vorgebrachten unwahr wäre, zum Besten zu geben, damit sein Gönner und Gastgeber Herr Beseler ... die sozialdemokratischen Angriffe widerlegen könnte. Nun, es würde ihm so wenig glücken, wie Herrn Dr. Nieberding, der sich auch auf gereizte Rekriminationen beschränken mußte, aber die Richtigkeit des Behaupteten nicht widerlegen konnte. Solange

Herr Gierke nicht einen Versuch macht, die angeblichen Unwahrheiten nachzuweisen, bleibt seine Behauptung selbst eine Unwahrheit.

„Ebenso unwahr ist es, wenn er den Schein zu erwecken sucht, als ob die Angriffe gegen die Rechtspflege nur von Sozialdemokraten ausgingen, die den Vorwurf der ‚Klassenjustiz' erhöben ‚als Antwort auf gerechte Verurteilungen sozialdemokratischer Friedensstörer'. Er verschweigt dabei, daß die Klagen über das Schwinden des Vertrauens in die deutsche Rechtspflege ganz allgemein sind und von den verschiedensten Seiten erhoben werden, überall natürlich unter dem Gesichtspunkt, der den Betreffenden am nächsten liegt. Die Klagen der Zentrumspartei über gekünstelte, nicht mit gleichem Maße messende und harte politische Verurteilungen aus der Kulturkampfszeit sind noch nicht vergessen. Welfen, Polen, Dänen, Elsässer, selbst Deutschfreisinnige wissen auch davon zu erzählen, kurz jede politische Richtung, solange sie in der Opposition ist. Selbst so harmlose Opponenten wie der alte Trojan vom Kladderadatsch und der Privatdozent Dr. Förster, die ihre unentwegte Feindschaft gegen die Sozialdemokratie zu betonen nicht unterließen, sind wegen Majestätsbeleidigung eingesperrt worden. Bis ins Lächerliche verlieren sich die unzähligen Strafprozesse wegen der geringfügigsten Beamtenbeleidigungen, wegen groben Unfuges, wegen Versammlungen, Vereinsbildungen, Tanzvergnügen und Konzerte oppositioneller Staatsbürger, mit denen die Justiz ständig zu tun hat. In den Geheimbundsprozessen gegen Schulknaben und andere halbe Kinder bekommt das Komische freilich einen sehr bitteren Beigeschmack.

„Es ist die anscheinend nicht zu überwindende, unedle und auch unkluge Tradition deutscher Regierungsweisheit, die Rechtspflege als Werkzeug zu benutzen, um die Aussprache und Verbreitung der Überzeugungen politischer Gegner zu bekämpfen. Zum Teil dient dazu schon die verfehlte Gesetzgebung, aber es ist nicht zu verkennen, daß auch die Rechtsprechung diesen Bestrebungen weit mehr entgegengekommen ist, als sie nach Lage der Gesetzgebung nötig gehabt hätte. Ja, die Interpretationen, namentlich auch mancher höheren Gerichte, haben vielfach erst den Fingerzeig für solche Verfolgungen gegeben. Wo untere Instanzen ernsthaften Widerstand geleistet haben, ist er meist an den Korrekturen durch die oberen Kollegien erlahmt.

„Neben den eigentlichen politischen Prozessen stehen die gewerkschaftlichen, die mit der Sozialdemokratie nicht das geringste zu tun haben, und denen christliche Gewerkschaftsführer genau so zum Opfer fallen, wie Sozialdemokraten; ja kürzlich ist sogar ein bürgerlicher Berichterstatter in solchem Streikpostenprozeß zur Strecke gebracht worden.

„Dann die Religionsanklagen! Evangelische Geistliche sind neuerdings wegen Religionsbeschimpfung vor Gericht gestellt worden, früher geschah es katholischen Rednern und Schriftstellern. Gerade auch aus der Geistlichkeit wird jetzt der Ruf laut, diese Rechtsprechung, die zu einer Bedrückung der Gewissen wird, durch Beseitigung der ganzen Gesetzbestimmung unmöglich

zu machen. Und all diese Vorstöße gegen die Freiheit von Kunst und Wissenschaft, die neuerdings meist mit Hilfe der Unsittlichkeitsparagraphen versucht werden, und auf die sich ein wesentlicher Teil der im Reichstag vorgebrachten Kritik bezog! Stand da die Sozialdemokratie allein als Ankläger? —

„Und wie war es mit den seit Jahren wiederkehrenden Beschwerden über den Zeugniszwang, die Engherzigkeit in der Entschädigung der unschuldig Verurteilten und Verhafteten, die Handhabung des Begnadigungsrechts, die juristischen Eingriffe in die Erziehungs- und Unterrichtsrechte der Eltern und unzählige andere mit der sozialdemokratischen Politik absolut nicht zusammenhängende Dinge? So stolz die Sozialdemokratie darauf sein kann, daß sie auch bei diesen Kämpfen an der Spitze ficht, so unwahr ist es, wenn man die Bedeutung der Beschwerden dadurch einzuschränken sucht, daß man behauptet, sie gingen nur von der Sozialdemokratie aus. Wenn der Kaiser aus dem Vortrag das Bild einer von allen ‚Gutdenkenden' bewunderten und unangefochtenen, nur von der Sozialdemokratie angegriffenen Justiz heimgenommen haben sollte, so ist es ein Potemkinsches Dorf gewesen, das der Redner ihm vorgeführt hat.

„Das Wort ‚Klassenjustiz' gebrauchen allerdings vornehmlich Sozialdemokraten, wobei sie von dem Rechte Gebrauch machen, ein Ding nach der für sie selbst wichtigsten, sie am meisten interessierenden Eigenschaft zu bezeichnen, aber Herr Giercke, der in demselben Vortrag von einem Zwiespalt zwischen dem Juristenbewußtsein und dem Rechtsbewußtsein des Volkes — freilich nur für die Vergangenheit — spricht, hätte doch wohl den inneren Zusammenhang zwischen den Klagen der Sozialdemokratie und der Kritik, die andere Parteien üben, finden sollen.

„Unsere Rechtspflege ist zunächst juristischer und bureaukratischer Natur. Vom Juristentum stammt die Neigung, die Begriffe und Worte des Rechts, die unentbehrliche Mittel und Werkzeuge sind, zu Herren des Rechts zu machen, und aus ihnen Konsequenzen abzuleiten, die oft dem Willen des Gesetzgebers widersprechen und zu unerträglichen Folgen führen. Spezifisch bureaukratisch ist die besondere Art von Überspannung der Staatsidee, die unter derselben Verwechselung von Zweck und Mittel die Staatsmaschinerie wie den Staat selbst betrachtet, und die Staatsbürger vornehmlich als Objekte, nicht als Träger der staatlichen Tätigkeit behandelt. Dies äußert sich unter anderem in der abgöttischen Ehrfurcht vor dem Fetisch des Instanzenzugs und dem Widerwillen gegen jede Art freier Kritik und Selbsthilfe, sowie der Tendenz zur Steigerung der äußeren Autorität aller Behörden, insbesondere auch der Justiz selbst. Unterstützt wird dieser bureaukratische Charakterzug durch die Freiheit der Justizbureaukratie von jeder wirksamen rechtlichen und moralischen Verantwortungspflicht, einem Mangel, der nicht bei allen Persönlichkeiten in genügendem Maße durch ein gesteigertes Gefühl der Verantwortlichkeit vor sich selbst ersetzt wird. So wird die Freiheit der Beweiswürdigung, so notwendig ihre Ein-

führung war, zum Teil in einer sehr wenig zu billigenden Weise angewendet; dasselbe gilt von der durch die dehnbare Fassung vieler Gesetze begünstigten und durch das BGB. stellenweis zum Prinzip erhobenen Freiheit der richterlichen Beurteilung überhaupt.

„Steht demnach die Justiz schon durch ihren juristischen und bureaukratischen Charakter in gewissem Gegensatze zum allgemeinen Volksempfinden, so ergibt sich noch ein besonderer Gegensatz daraus, daß die Mehrzahl der Justizbeamten in immer steigendem Maße den besitzenden und herrschenden Volksschichten entnommen und durch die Art der Ausbildung und durch Standesanschauungen noch mehr gehindert wird, für die besonderen Verhältnisse der erwerbenden Klassen volles Verständnis zu gewinnen. Wenn man es als ‚Klassenjustiz' bezeichnet, daß die Gerichte oft sehr milde Strafen über die Ausschreitungen Vermögender und Gebildeter verhängen, und sehr harte über die von Arbeitern, so liegt darin nicht, daß sie aus böser Absicht den Arbeiter höher bestraften als ihren Standesgenossen, sondern daß sie mehr Verständnis für die zerstörenden Wirkungen einer Gefängnisstrafe bei einem Angeklagten haben, der ihnen näher steht, als bei einem Angehörigen eines anderen Standes.

„Diese Entfernung des Richterstandes von den breiten Volksmassen muß aber ganz besonders dann ihre Wirkungen äußern, wenn die Rechtsprechung die Gebiete berührt, auf denen der Kampf wogt zwischen den aufwärts strebenden und den heut herrschenden Klassen. Als ‚Klassenjustiz' wird die Rechtsprechung auch empfunden, wenn sie dabei, sei es mehr oder weniger unbewußt, die Interessen der Herrschenden als die des Rechtes und des Gemeinwesens selbst betrachtet, den Interessen der um Besserung ihrer Lage ringenden Klassen aber fremd und verständnislos gegenübersteht. Dabei handelt es sich in erster Reihe noch nicht einmal so sehr um wirtschaftliche Interessen, etwa die Versuche des Proletariats, sich bessere Löhne zu erkämpfen, sondern weit mehr um die Ansprüche der aufstrebenden Schichten auf Freiheit und Selbstbestimmung. Wenn bei Streiks die Rechtsprechung sich so häufig der Arbeitgeber und der Streikbrecher aufs wärmste annimmt, so denkt sie meines Erachtens dabei kaum an die pekuniären Interessen der Kapitalisten, ja sie würde vielleicht den Arbeitern Lohnaufbesserungen gönnen; aber der Streik selbst als Akt der Selbsthilfe, als Verletzung der Autorität des Arbeitgebers ist ihr unsympathisch, und das formale Recht des Streikbrechers, zu arbeiten, steht ihr höher als sein moralisches Unrecht gegen die Bestrebungen seiner Berufsgenossen, sich durch eigene Kraft vorwärts zu bringen. Auf demselben Grunde beruht meines Erachtens auch die mißtrauische Haltung, die die Justiz gegen die von Arbeitgebern und Arbeitern vereinbarten Tarifverträge vielfach und neuerdings immer mehr einnimmt.

„Unzweifelhaft gibt es sehr viele Richter, die ihre angeborenen oder anerzogenen Klassenvorurteile zu überwinden und auch das politische und soziale Streben anderer Klassen zu würdigen verstehen. Anzuerkennen ist

namentlich das soziale Verständnis eines großen Teils der richterlich vorgebildeten Beamten, die die Rechtsprechung der Gewerbegerichte zu leiten haben. Aber gerade dies ist ein Beweis, daß es wohl möglich ist, sich aus den Banden der Klassenüberlieferung zu befreien. Denen aber gegenüber, die sich nicht davon frei zu machen wissen, sondern einseitig und ungerecht über Bestrebungen der arbeitenden Klassen urteilen, soll das Wort ‚Klassenjustiz' auch nicht bedeuten, daß sie dabei das Bewußtsein hätten, im Interesse ihrer Klasse wider Recht und Gesetz zu verfahren. Ohne weiteres wird man zugeben müssen, daß so krasse Rechtsbeugungen seltene Fälle sind. Aber daß es vielfach an dem nötigen Verständnis für die Verhältnisse und Bestrebungen anderer Klassen fehlt, daß politische Leidenschaften und soziale Vorurteile oft genug auch am Richtertische nicht schweigen, ist unsere auf Erfahrungen gegründete Überzeugung. Beläge dafür sind in den öffentlichen Erörterungen der letzten Jahre genügend angeführt worden ...

„Man mache es sich nicht so leicht, darüber von obenherab, als über das ‚alltägliche Geschrei gekränkter Interessen' und den ‚Schaum, der an der Oberfläche aufspritzt', abzusprechen. Es sind ernste, unser Volk, unser Vaterland, unsere nationale Ehre liebende Männer, dazu Männer aus den verschiedensten Parteien, die mit gewissen Erscheinungen der deutschen Rechtsprechung nicht einverstanden sind. Daß daneben weite Gebiete der Rechtspflege liegen, die von dieser Kritik nicht betroffen werden, sondern sich berechtigten Lobes erfreuen, daß auch der deutsche Richterstand in seinem Durchschnitt eine Menge guter Eigenschaften und tüchtiger Leistungen aufweist, vermag nichts daran zu ändern, daß auf anderen Gebieten das Vertrauen zur Rechtspflege erschüttert ist ..."

Könnte der größte Teil dieser Ausführungen nicht ebensogut aus bürgerlicher Feder stammen? Ich möchte wetten: wenn der Verfasser und das Blatt nicht genannt wären, würde niemand als Autor einen Sozialdemokraten vermuten. Und sollte auf solcher Grundlage eine Verständigung nicht möglich sein? Wird hier nicht von einem Sozialdemokraten dargelegt, was objektiv denkende Vaterlandsfreunde aus dem bürgerlichen Lager längst erkannt und peinlich empfunden, vielfach auch offen ausgesprochen haben?

Was soll man zu einer Rechtsprechung sagen, bei der, wie mehrfach nachgewiesen wurde, Richter ihre Urteile vor Beginn der mündlichen Verhandlung bereits fix und fertig haben, während diese doch nach dem Gesetz die allein entscheidende sein soll? Oder zu dem unversöhnlichen Gegensatz zwischen den Urteilen verschiedener Gerichte? Da wird einer in Leipzig zu eindreiviertel Jahren Gefängnis auf Grund desselben „Crimens" verurteilt, von dem ein anderer in Berlin völlig freigesprochen wird! Ähnliche Fälle sind gerade in letzter Zeit durchaus nicht vereinzelt vorgekommen, und alle die auseinanderklaffenden Urteile erfolgen „von Rechtes wegen". Was ist nun „Recht"? Die Freisprechung oder die hohe Gefängnisstrafe?

Das Zeugniszwangsverfahren gegen Redakteure, diese aus den Zeiten der heiligen Inquisition in das zwanzigste Jahrhundert hinübergeschmuggelte moderne Tortur, steht alleweil noch in voller Blüte. Trotz der Bestimmung, daß von dem Verfahren nur Gebrauch gemacht werden kann, nicht muß; trotz des offiziellen Versprechens im Parlament, es nur im Notfall anwenden zu wollen. Erst kürzlich wieder ist ein Redakteur nach mehrmonatlicher Haft mit völlig zerrütteter Gesundheit aus dem Gefängnis entlassen worden. Selbstverständlich, wie immer, ohne den geringsten Erfolg für die inquisitorische Staatsgewalt, es sei denn, daß sie in der schweren gesundheitlichen Schädigung ihres Opfers einen „Erfolg" sähe. So wird aus dem Ermittelungsverfahren eine Strafe, das Mittel zum Zweck. Und wer wollte behaupten, daß dies die Absicht des Gesetzgebers gewesen, der Zweck des Gesetzes sei? Zweck kann doch nur sein, die gesuchte Person zu ermitteln. Verfehlt das Mittel der Zwangshaft in der Praxis seinen Zweck, wie es bisher ohne Ausnahme der Fall war, so darf ein solches unzweckmäßiges Mittel nach dem Sinne des Gesetzes nicht angewandt werden, da das Gesetz die Zwangshaft nicht befiehlt, sondern nur zuläßt. Und das letzte nach allen Regeln der Logik doch nur für den Fall, daß das Mittel mit einiger Wahrscheinlichkeit seinen Zweck erfüllt. Nun frage ich aber die Herren Staatsanwälte und Richter auf Ehre und Gewissen: Haben Sie, verehrte Herren, auch jetzt, nach all den gemachten Erfahrungen, noch immer die ehrliche Überzeugung, daß „einige Wahrscheinlichkeit" vorhanden ist, deutsche Redakteure durch die Zeugniszwangshaft zum Bruch des ihnen geschenkten Vertrauens zu bewegen, zur Verletzung des Amts- und Berufsgeheimnisses, das diesen Männern auch ohne Diensteid ebenso heilig ist, wie Ihnen das Ihrige? Sie können diese Frage nach Ihrem Ermessen beantworten. Wenn Sie aber jene Überzeugung nicht haben, wie wollen Sie es dann vor sich, Ihrem Amte und den Ihrer diskretionären Gewalt unterstellten Männern noch fürder rechtfertigen, ein Zwangsmittel anzuwenden, das Sie selbst nicht für zweckmäßig halten? Und haben Sie nicht die doppelte Pflicht, die Zweckmäßigkeit des Mittels auf das ernstlichste zu prüfen, da doch das Gesetz die Anwendung oder Nichtanwendung vertrauensvoll in Ihre Hände legt, die Frage also für Sie zur peinlichsten Gewissensfrage macht?

Es ist dahin gekommen, daß die Presse schon längst Schutz für ihren eigenen Schutzparagraphen verlangen muß! Bei den heute herrschenden Tendenzen natürlich mit völlig negativem Erfolge. „Ein sehr schöner Paragraph", schreibt die Berliner „Volkszeitung", „steht im Deutschen Reichsstrafgesetzbuch. Er ist fast zu schön für diese Welt. Der wunderschöne Paragraph beruht auf einer sehr richtigen Auffassung von dem Wesen und den Aufgaben des Staatsbürgers und der Presse. Er sichert dem verantwortlichen Redakteur Straflosigkeit zu, wenn dieser in seiner journalistischen Tätigkeit bei Besprechung öffentlicher Übelstände, tadelnswerter Übergriffe usw. ‚berechtigte Interessen wahrgenommen' hat. Ein sehr verstän-

diger Gedanke und eine sehr gerechte Maßnahme! Denn die Presse — natürlich nur die unabhängige, die sich den Behörden gegenüber in jeder Beziehung frei weiß — die unabhängige Presse erblickt gerade in der Wahrnehmung und Vertretung berechtigter Interessen der Allgemeinheit, der Interessen des Volkes ihre schönste Aufgabe. Die Verfasser des Paragraphen mit dem gemeinnützigen Grundgedanken haben als ‚berechtigtes' Interesse jedes Interesse angesehen, das aus ethischen, aus sittlichen Gründen dem einzelnen und der Allgemeinheit zugute kommt. Schon in seiner Eigenschaft als Staatsbürger hat jeder anständige Mensch die Pflicht, sich der Interessen der Allgemeinheit anzunehmen....

„Manchen Redakteur hat der Gedanke allein, daß er mit seinen Artikeln für das bedrohte oder verletzte Interesse der Gesamtheit eintrete, dazu getrieben, in scharfer Kritik schlimme Übelstände des Staatslebens zur Sprache zu bringen. Das Publikum seinerseits weiß genau, daß viele Schäden des Staates erst dann geheilt werden, wenn sich die unabhängige Presse der Dinge bemächtigt und die vielfach bemerkbare Indolenz der Bureaukratie kraftvoll bricht. Aus diesem Grunde ist die unabhängige Presse die erfolgreiche Fürsprecherin des Publikums geworden; aus diesem Grunde genießt die unabhängige Presse bei dem Publikum ein Vertrauen, wie es zahlreiche Behörden bei der Bevölkerung nie besessen haben. Es ist nur ein sichtbarer Ausdruck der moralischen und der Kulturbedeutung der unabhängigen Presse, daß der § 193 des Deutschen Strafgesetzbuches den strafrechtlichen Schutz desjenigen Redakteurs verbürgt, der in einem inkriminierten Artikel ‚berechtigte Interessen wahrgenommen' hat.

Aber dieser Paragraph ist, weil er durchaus vernünftig gedacht ist, für diese Welt zu schön gewesen. Wenn im Vertrauen darauf, daß das, was im Deutschen Strafgesetzbuch steht, nun auch Gültigkeit habe, ein Redakteur berechtigte Interessen wahrnahm und bei einer trotzdem anhängig gemachten Anklage den Schutz des § 193 für sich reklamierte, dann kam ein sehr schlauer Richter, dann noch ein sehr schlauer Richter, dann kamen immer mehr sehr schlaue und daneben sehr preßfeindliche Richter. Denn viele Richter bilden sich ein, eine möglichst geringschätzige Meinung von der Presse sei das Kennzeichen einer tüchtigen, staatserhaltenden Gesinnung und einer ausnehmend juristischen Begabung. Und diese klugen und braven Richter machten dem Zeitungsschreiber klar, daß unter den ‚berechtigten Interessen', die er nach § 193 wahrnehmen dürfe, nicht die Interessen der Allgemeinheit zu verstehen seien. Die gingen ihn, den Redakteur, so pflegte es in der unergründlichen Richterweisheit zu heißen, nicht das geringste an. Nur wenn es sich um seine eigenen Interessen handele, dann könne er frei von der Leber weg reden! Und was das Traurigste an der Sache ist: das Reichsgericht, das schon so manche Unbegreiflichkeit geleistet hat, stellte sich in jahrelang praktizierter Judikatur gleichfalls auf den Standpunkt der Vernichtung des einst so schön und gut und wahr und kulturfreundlich empfundenen § 193. Berechtigte Interessen der Allgemeinheit? Unsinn!

Die hat ein einzelner nicht zu vertreten. Nur wenn ein Redakteur selbst einmal Unbill erfahren, wenn er selbst unter einem behördlichen Mißgriff gelitten hat, wenn er selbst durch eine Steuerpolitik, die er bekämpft, sich persönlich geschädigt fühlt, nur dann nimmt er ‚berechtigte Interessen' wahr! Tiefer konnte die Mission, der Beruf, die Würde eines unabhängigen Redakteurs nicht herabgedrückt werden, als durch die Belehrung, daß die schönste Seite seines Berufes — für die Interessen der Gesamtheit, des Volkes einzutreten — für ihn in die Karikatur der Selbstlosigkeit verkehrt sei. Daß er nur, wenn er für sein eigenes Interesse, für seine eigene Person, eintrete, Gnade finde vor der Madame Justitia!

„Den Richtern, die durch diese märchenhaft scharfsinnige ‚Auslegung' des Paragraphen 193 diesen Schutzapparat für die Presse einfach in die Rumpelkammer geworfen haben, ist offenbar noch niemals der Gedanke gekommen, daß, je anständiger, vornehmer, sittlicher ein Redakteur denkt, je höher er seinen Beruf auffaßt, er um so weniger seine eigenen, persönlichen Interessen in der Presse verfolgt! Wir sollten meinen, es wäre nicht allzu schwer für einen preußischen oder deutschen Richter, sich in diese Anschauungsweise hineinzuversetzen und vor ihr diejenige Achtung zu hegen, die der Richter seinerseits vom Publikum für sich verlangt, wenn er sein Amt gewissenhaft und uneigennützig ausübt."

Grotesker konnte wohl der Sinn des § 193 nicht „ausgelegt" werden, als daß von den Interessen, die der Redakteur und Publizist in der Presse vertritt, nur seine rein persönlichen, materiellen berechtigt seien, die idealen, ethischen, auf das Wohl der Gesamtheit gerichteten aber nicht berechtigt. Wer also in der deutschen Presse ohne persönlichen Nutzen und aus reiner christlichen Nächstenliebe sich der Unterdrückten, Armen und Elenden annimmt, vertritt kein berechtigtes Interesse. Wohl aber der seinen Gelderwerb, seinen schmutzigen Profit den Interessen der Gesamtheit voranstellt. Und wenn's auch aus unlauteren Motiven geschieht, — er vertritt „berechtigte Interessen", ihm steht der § 193 als Schutzengel zur Seite! Und das in einem sein „Christentum" mit so himmelblauem Augenaufschlag markierenden Staate, im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte, im Lande der Denker und Dichter. Der Niederschlag einer wahrhaft erhabenen ethischen Weltanschauung, des reinsten apostolischen Christentums. Und wie singt doch einer dieser deutschen Dichter?

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
Sind ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Nun, deutscher Sinn, bade dich einmal jung in der Sternglut der Ideale dieser modernen Staatsmoral!

Endlich nimmt sich nun auch ein hervorragender Rechtsgelehrter jener Presse an, die es noch immer nicht begreifen kann, daß sie über den ge-

meinen Geschäftsbetrieb nicht hinausstreben darf. Professor Kohler betont in einem Aufsatz „Ehre und Beleidigung“ im „Archiv für Strafrecht“ sehr treffend, daß die Presse ebenso wie der Lehrer und der Anwalt ihren Beruf hat, und daß es zu diesem Beruf gehört, Mißstände zu rügen, das Volk vor Irrgängen zu warnen und auf die zum Heil und Gedeihen führenden Wege hinzuweisen. Er wendet sich gegen die Versagung des Schutzes des § 193 Strafgesetzbuchs (Wahrnehmung berechtigter Interessen) durch das Reichsgericht und gegen die Argumentation von „vermeintlichen Übelständen, die den Redakteur selbst gar nicht berührten“. Sie berührten ihn ebenso wie etwa den Syndikus eines Vereins Dinge, die den Verein schmälern, wenn sie auch den Syndikus nicht weiter persönlich betreffen. Es gebe eben auch Berufstätigkeiten, die auf freier Initiative beruhen, bei der die Pflicht der Berufserfüllung mehr durch moralische, als durch rechtliche Gebote geregelt ist, und dazu gehört der Beruf der Presse:

„Welchen anderen Beruf sollte sonst die Presse haben? Etwa die Neugierde zu befriedigen, etwa zu unterhalten, etwa theoretische Ansichten zu vertreten? Nein, die Presse hat den Beruf, die praktischen Interessen der Nation und damit der Menschheit nach allen Richtungen hin zu fördern, Mißstände hervorzukehren und Ideen zu verbreiten, welche die Welt in ihrer Kulturarbeit fördern sollen ... Der Beruf der Presse wird vom Reichsgericht verkannt, wenn es annimmt, das Recht der Presse sei nichts anderes, als das Recht der freien Äußerung. Ebensogut könnte man sagen, das Recht des Anwalts sei nichts anderes als das Recht der freien Aussprache; in der Tat handelt es sich um Zweck und Ziel der Äußerung, und dieses ist im einen Falle ebenso berechtigt wie im anderen. Dazu kommt, daß die Tätigkeit der Presse ebenfalls beruflich ausgeübt wird, also nicht etwa gelegentlich, in vereinzelten Fällen, sondern in regelmäßiger, zielbewußter Arbeit, welche ein ganzes Menschenleben ausfüllen kann, und den Mann der Presse zwingt, Stellung zu nehmen und auch da tätig zu sein, wo etwa Neigung und persönliches Behagen schweigen müssen. Dazu kommt ferner, daß die Presse eine vom Staat anerkannte Institution ist, deren Dienste der Staat auf Schritt und Tritt bedarf, wenn er offizielle Blätter herausgibt, wenn er seine Bekanntmachungen auf dem Wege der Presse erläßt, wenn er Mißverständnisse des Publikums auf dem Wege der Presse berichtigt.“

Es soll der Verdienstlichkeit dieser Ausführungen keinen Abbruch tun, aber —: mußte, um das darzulegen, erst ein Professor, ein Rechtsgelehrter kommen? Es scheint wirklich, daß wir in der „frommen“ Kinderstube Deutschland wieder mit dem ABC und Einmaleins sittlicher und rechtlicher Begriffe werden anfangen müssen.

Nur unter dem vollen Schutz des § 193, wiederholt Kohler zum Schluß, kann die gute Presse gedeihen. Und nach seinen Ausführungen ist gerade unter der guten Presse diejenige zu verstehen, die nicht bloß die Neugier des Publikums befriedigen will, wie die „unpolitische“ Klatsch-

presse, sondern die Presse, die ihren Beruf in etwas Höherem sieht: in der Belehrung und Aufklärung, in der politischen und kulturellen Hebung des Publikums, in der Bekämpfung aller öffentlichen Mißstände, die der Kulturidee des Staates widersprechen! Also gerade die Dinge, bemerkt die Volkszeitung, die nach einer unbegreiflich kurzsichtigen Rechtsprechung den Redakteur „nichts angehen", sie sind es, die er unter dem Schutz des § 193 von sittlichen Gesichtspunkten aus behandelt!

* * *

So ungern ich das Wort anwende, da es ein viel mißbrauchtes Schlagwort ist: — alle diese Erscheinungen haben doch eine fatale Familienähnlichkeit, allen ist ein gemeinsamer Stempel aufgedrückt, der der Reaktion. Und zwar Reaktion mit modernem Aufputz und kecken Zwangsanleihen bei den Großen unserer Vergangenheit, bei Dichtern und Philosophen, die sich zu solch erzwungener Dienstleistung eignen wie der Igel zum Mundwischen. Bülow, der Geistreiche, des Reiches Zentral- oder, wenn man will, Zentrumssonne, hat den Anfang gemacht. Und wo hätte er ein besseres Vorbild finden können, als bei der römischen Weltmacht, deren Erbweisheit es so meisterhaft versteht, alle Metamorphosen der Zeit in ihrer äußeren Gewandung mitzumachen, ohne doch ein Jota von dem altererbten Besitz preiszugeben. Aber der — sonst bisher nicht unsympathische — preußische Minister des Innern, Herr von Bethmann-Hollweg, hat den Reichskanzler noch übertrumpft und im preußischen Abgeordnetenhause wohl die verwegenste Attacke geritten, die je auf einem fahlen Pferde unternommen ward. Denn keinen Geringeren als ausgerechnet Immanuel Kant hatte er unter seine Schenkel gezwungen, um nicht nur die reine und praktische Vernunft, sondern auch den blöden Michel in Grund und Boden zu reiten. Und — allerhand Hochachtung vor unserer gebildeten öffentlichen Meinung und den noch gebildeteren preußischen „Volksvertretern"! — das Reiterstücklein gelang, gelang vortrefflich! Ich traute meinen Augen und Ohren nicht, als sonst ganz verständige Leute auf den Zauber glatt hereinfielen. Ja, wenn man dem Michel „gebildet" kommt, und noch gar von „oben", womit man ihn, wie's scheint, keineswegs verwöhnt hat. Wenn man sich auf Kant beruft, kann man sogar, ohne erheblichen Widerspruch bei den „Gebildeten", dreist und gottesfürchtig behaupten, das plutokratische preußische Landtagswahlrecht, bei dem bekanntlich einzig und allein der Umfang des Geldbeutels entscheidet, erziele eine Auslese der Nation, mache „die besten und edelsten Kräfte, die ein Volk und darüber hinaus die Menschheit zu produzieren vermag, zu Führern des Lebens"!

„Lebhafte Zustimmung" verzeichnet bei diesen Worten des Ministers der parlamentarische Bericht. Sachte, es kommt noch viel schöner. „Das", also doch diese ideale Wirkung der Geldbeutelauslese, der Auslese nach der letzten Steuerquittung, „sollten auch diejenigen bedenken, die so ungestüm nach einem neuen Wahlrecht rufen und die sich in erster Linie als die Vertreter der modernen Entwicklung bezeichnen. Ich habe in diesen beiden letzten Wochen

einen Ausdruck gebraucht, von dem ich weiß, daß er gefährlich ist und vielfach mißbraucht wird. Wohin streben die Kräfte? Wenn man lediglich auf die Stimmen hört, die in der Öffentlichkeit hervortreten, dann müßte man vielleicht glauben, daß wir einer allmählichen Nivellierung rettungslos entgegeneilen. Aber das ist ja gerade das Charakteristische, daß diejenigen Kräfte, welche die Produzenten unserer materiellen und geistigen Güter sind, die Kräfte, die vielleicht auch der Dichter im Auge hatte, wenn er von ihnen sagte, daß sie der Gottheit lebendiges Kleid wären, daß das, was diese Kräfte wollen und was sie erstreben, durchaus nicht etwas Demokratisches ist. Die Erfindungen auf dem Gebiete der Chemie und der Physik, der erobernde Fleiß unseres Kaufmanns, die Entwicklung unserer Landwirtschaft und, so paradox es klingen mag, der gewaltige Ansturm unserer Arbeiterschaft, was sind diese anders als ein Zeichen dafür, daß Triebkräfte in unserem Volke arbeiten, welche nicht nivellierend sind, welche nicht gleichmachen wollen, welche höher hinaus wollen? Es mag sehr schwer sein, in einer Zeit der Gärung, wie der unserigen, Prognosen stellen zu wollen; sie werden immer subjektiv gefärbt sein. Aber wenn man nach einer Erklärung trachtet, warum denn die religiösen Dinge unsere Zeit so innerlich aufregen, wenn man sieht, wie unsere Philosophie langsam, aber allmählich den großen Aristokraten des Geistes, Kant, erkannt hat, wie auch unsere Naturphilosophie in dem Kern dessen, was sie lehrt, weniger Wert zu legen beginnt auf den Anfangspunkt als auf die Gewißheit, daß man immer wieder zum Höheren aufsteigen muß, — ist es dann wirklich ein Zeichen von Schwärmerei, wenn man sagt, daß die Kräfte, welche für unsere Nation bestimmend sind, nicht die Höhe gleichmachen, sondern zu immer Höherem hinaufsteigen?"

Sehr schön, sehr wahr, zwar keineswegs neu, im Gegenteil: eher mit einem bescheidenen Stich ins Gemeinplätzliche. Aber — wie ist mir denn? Alle diese schönen Dinge sollen durch das ausschließende preußische Wahlrecht bewirkt werden? Dies Wahlrecht, das jeden, der nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Eltern oder von besonderen Glückszufällen begünstigt war, einfach ausmerzt, den politischen Wettbewerb auf eine kleine Anzahl glücklich Besitzender beschränkt, ausgerechnet dieses Wahlrecht soll „die besten und edelsten Kräfte zu Führern des Lebens" machen. Beste und edelste Kräfte des preußischen Volkes sind also nach Ansicht des Herrn Ministers Persönlichkeiten wie etwa der Wursthoflieferant Hefter oder der Fettpuderfabrikant Leichner usw. in Berlin? Ich will der bürgerlichen Honorigkeit der Herren keineswegs zu nahe treten, aber dafür, daß sie die geistige Elite des Preußenvolkes verkörpern, müßte mir der Herr Minister erst einige entsprechende Leistungen nachweisen. Auch bei der großen Mehrzahl der preußischen Herren Abgeordneten müßte ich unbedingt darauf bestehen.

Der holde Rausch hätte schon verfliegen, die buntschillernde oratorische Seifenblase zerplatzen müssen, als der Abgeordnete Oeser die nüchterne Frage ins Haus warf, durch welche geheimnisvollen Fäden denn eigentlich

die Steuerleistung mit dem ethischen Wert zusammenhänge? Und ebenso ernüchternd hätte der Hinweis des Abgeordneten Brömel wirken müssen, daß ohne das allgemeine Wahlrecht die soziale Gesetzgebung und die Koalitionsfreiheit des Reiches nie und nimmer zustande gekommen wären. Aber die Weihrauchwolke, in die man sich hüllte, duftete gar zu süß ...

„Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!" wird der Minister sich bald seufzend eingestehen müssen. Man beschwört nicht ungestraft Geister wie Kant zur Unzeit. Und so muß sich's der Herr Minister schon gefallen lassen, daß der wirkliche Kant nicht nur gegen ihn Zeugnis ablege, sondern auch gegen das ganze System, in dem sich die Maßgebenden von heute so behaglich sonnen. Kant war nichts weniger als ein Volksverächter oder gar Anhänger einer plutokratischen Herrenmoral. Er sagt:

„Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, aber auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren und würde mich viel unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Wert geben könne, die Rechte der Menschheit herzustellen."

„Fontenelle sagt: Vor einem Vornehmen bücke ich mich, aber mein Geist bückt sich nicht. Ich kann hinzusetzen: Vor einem niedrigen, bürgerlich gemeinen Mann, an dem ich eine Rechtschaffenheit des Charakters in einem gewissen Maße, als ich von mir selbst nicht bewußt bin, wahrnehme, bückt sich mein Geist, ich mag wollen oder nicht und den Kopf noch so hoch tragen, um ihn meinen Vorrang nicht übersehen zu lassen."

Die dem Gesetz Gehorchenden sollen nach Kant „auch zugleich vereinigt gesetzgebend sein. Es ist Pflicht, solche Verfassung herbeizuführen, vorläufig aber Pflicht der Monarchen, republikanisch zu regieren, d. i. das Volk nach Prinzipien zu behandeln, die dem Geist der Freiheitsgesetze (wie ein Volk mit reifer Vernunft sie sich selbst vorschreiben würde) gemäß sind."

Gegen den beliebten Einwand, daß das „niedere Volk" für die politische Freiheit „nicht reif" sei, wendet er sich mit Schärfe: „Es zum Grundsatz zu machen, daß denen, die ihnen einmal unterworfen sind, überhaupt die Freiheit nicht tauge, und daß man berechtigt sei, sie jederzeit davon zu entfernen, ist ein Eingriff in die Regalien der Gottheit selbst, die den Menschen zur Freiheit schuf. Bequemer ist es freilich, in Staat, Haus und Kirche zu herrschen, wenn man einen solchen Grundsatz durchzusetzen vermag. Aber auch gerechter?"

Aber er geht noch weiter, viel weiter, als denen, die seinen Schatten heraufbeschworen haben, lieb sein wird. Ihm genügt nicht einmal die sogenannte gemischte Staatsverfassung, die konstitutionelle Monarchie:

„Der Souverän verfährt alsdann durch seinen Minister zugleich als Regent, mithin despotisch, und das Blendwerk, das Volk durch die Deputierten desselben die einschränkende Gewalt vorstellen zu lassen (da es eigentlich nur die gesetzgebende hat), kann die Despotie nicht so verstecken, daß sie aus den Mitteln, deren sich der Minister bedient, nicht hervorblickte. Das Volk, das durch seine Deputierten (im Parlament) repräsentiert wird, hat an diesen Gewährsmännern seiner Freiheit und Rechte Leute, die für sich und ihre Familien, und dieser ihre vom Minister abhängige Versorgung, in Armeen, Flotte und Zivilämtern lebhaft interessiert sind, und die (statt des Widerstandes gegen die Anmaßung der Regierung, dessen öffentliche Ankündigung ohnedem eine dazu schon vorbereitete Einhelligkeit im Volke bedarf, die aber im Frieden nicht erlaubt sein kann) vielmehr immer bereit sind, sich selbst die Regierung in die Hände zu spielen. Also ist die sogenannte gemäßigte Staatsverfassung, als Konstitution des inneren Rechts des Staats, ein Unding und, anstatt zum Recht zu gehören, nur ein Klugheitsprinzip, um, so viel als möglich, dem mächtigen Übertreter der Volksrechte seine willkürlichen Einflüsse auf die Regierung nicht zu erschweren, sondern unter dem Schein einer dem Volke verstatteten Opposition zu bemänteln."

Kant schwebte überhaupt eine demokratische — bitte, nicht „sozialdemokratische" — Republik als Ideal vor. Auf diese Republik müßten alle Bestrebungen abzielen, daß „jene alten empirischen (statutarischen) Formen, welche bloß die Untertänigkeit des Volkes zu bewirken dienten, sich in die ursprüngliche rationale auflösen, welche allen die Freiheit zum Prinzip, ja zur Bedingung alles Zwanges macht, der zu einer rechtlichen Verfassung im eigentlichen Sinne des Staates erforderlich ist, und dahin auch dem Buchstaben nach endlich führen wird. Dies ist die einzige bleibende Staatsverfassung, wo das Gesetz selbstherrschend ist und an keiner besonderen Person hängt."

„Das", bemerkt Kurt Eisner in der „Neuen Gesellschaft", „war die Art, wie er die Menschheit lehrte, ihre Kräfte nach oben zu treiben." — Über die „eingeschränkte" Verfassung, die dem Volke durch seine Vertreter im Parlament wenigstens den passiven Widerstand gestattet, urteilt Kant noch:

„In einer Staatsverfassung, die so beschaffen ist, daß das Volk durch seine Repräsentanten (im Parlament) jener (der souveränen Gewalt) und dem Repräsentanten derselben (dem Minister) gesetzlich widerstehen kann — welche dann eine eingeschränkte Verfassung heißt — ist ... nur ein negativer Widerstand, d. i. Weigerung des Volks (im Parlament), und erlaubt jener, in den Forderungen, die sie zur Staatsverwaltung nötig zu haben vorgibt, nicht immer zu willfahren; vielmehr wenn das letztere geschähe, so wäre es ein sicheres Zeichen, daß das Volk verderbt, seine Repräsentanten erkäuflich, und das Oberhaupt in der Regierung durch seinen Minister despotisch, dieser selbst aber ein Verräter des Volkes sei."

Man sieht, der dicke Wilhelm — Verzeihung, Friedrich Wilhelm II.

schätzte den Königsberger Weisen von seinem Standpunkte aus viel richtiger ein, als der Minister seines Nachfahren, wenn er Kant für einen ganz gefährlichen Burschen hielt und an Wöllner schrieb, daß es „mit Kantens schädlichen Schriften nicht länger fortgehen“ dürfe. „Diesem Unwesen muß absolut gesteuert werden, eher werden wir nicht wieder gute Freunde.“ Wöllner erließ denn auch daraufhin das bekannte, höchst lächerliche Sendschreiben an den „würdigen, hochgelahrten lieben Getreuen“, das auf ein Verbot weiteren unbefugten Denkens hinauslief und Übertretungen mit Strafe bedrohte.

* * *

Betrachten wir uns doch einmal die Früchte, die an dem Baume des preußischen und der ihm wahlverwandten „Wahlrechte“ reifen. Kann dort, wo ein Aufsteigen zu einer höheren Bildungs- und Kulturstufe in den meisten Fällen ausgeschlossen ist, von einem Wettbewerb, einer Auslese der Kräfte noch die Rede sein? Einen, wenn nicht den wesentlichen Teil der Bevölkerung dieser Gebiete bildet das Landproletariat. Und nun höre man, wie eine konservative Landedelfrau, Elisabeth von Oertzen, in der „Deutschen Monatsschrift“ über das Los dieser Stiefkinder der Gesellschaft und die so herzzerreißende Klage der „Landflucht“ urteilt:

„Auf dem Dorfe ist der Landarbeiter die unterste Stufe der Bevölkerung, er ist es jahraus, jahrein, Sonntag wie Alltag. Im Gefühl der Dienstbarkeit zieht er den Hut vor der Herrschaft, grüßt er den Inspektor; in ruhiger Würde blickt der Bauer auf ihn herab, derselbe, mit dem er eine Schulbank drückte, der damals vielleicht für einfältiger galt als er und der seither auch nichts dazu gelernt hat. In der Kirche haben die Herrschaft, die Pastor- und Lehrerfamilie ihren besonderen ‚Stand‘, die ersten Bänke nehmen die Bauersleute ein und das eben eingesegnete Bauernmädchen, das gestern noch mit aufs allgemeine Kirchenchor gehörte, rauscht heute an der alten Tagelöhnermutter vorbei und zieht den Mund gar schief, wenn diese sich wegen Platzmangels in einen der vorderen Sitze drängen muß.

„‚Hübsch hinten, ihr Tagelöhner, immer hübsch hinten! Da gehört ihr hin!‘

„Derselbe schroffe Kastengeist drückt sich überall und fortwährend aus, bei Tanzvergnügen, Familienfesten, Schützenfesten, im Gasthausleben und in der Gemeindeverwaltung. Kein öffentliches Amt wird vom Tagelöhner bekleidet, keinem Verein gehört er an außer hier und da dem Kriegerverein, keine wesentliche Veränderung und Verbesserung ist für ihn oder für seine Kinder in Aussicht, wenn er sie das Selbe werden läßt, was er ist. Wenn er es zum mitarbeitenden Aufseher über die anderen, zum Hofmeister oder Vorknecht bringt, so hat er das Äußerste erreicht, was sich erreichen läßt, und das weiß er von vornherein. Der Lauf seines Lebens liegt gleich aufgezeichnet vor ihm, ängstlich warten die Eltern darauf, daß er eingesegnet werde, um mitverdienen zu können, dann kommen einige Jahre als Hofgänger oder Knecht, eine meist frühe Heirat, kleine Kinder, nun seiner-

seits ein ängstliches Warten auf ihr Heranwachsen — dann fühlt auch er schon die Kräfte sinken — er gehört bald zu den Alten, die mit einer Rente als Zugabe, und soweit sie sich nützlich machen können, ganz gern in der Familie gesehen werden, im übrigen zum alten Eisen rechnen, das besser aus dem Wege geräumt ist. Wie oft hört man: ‚Hei is all ult, veel kann hei nich mihr daun, da lohnt kein Doktern.' So geht das Leben dahin, unter Arbeit, ‚Sorgen und Särgen', wie Frenssen sagt, unter dem stets gleichbleibenden Einerlei — wie ermüdend das wirkt, das zeigt die gleichmütige, ja stumpfe Ergebung dem Tode gegenüber, die oft etwas schmerzlich Ergreifendes hat.

„Auch unter stets gleicher Beobachtung bringt der Tagelöhner sein Dasein zu. Selbst das beliebte Wechseln und Herumziehen von einem Dorf zum andern ändert daran nichts. Jedermann kennt jedermann, überall Bekannte und Verwandte, der Mann, der gesessen hat, die Frau, die in ihrer Jugend liederlich war — sie werden ihre Vergangenheit nie wieder los. Denn jedes interessante Detail in dem Leben jedes einzelnen bildet anregenden Gesprächsstoff weit in der Runde, und nie wird das alles so gänzlich vergessen, daß es nicht gelegentlich wieder in Erinnerung gebracht würde, auch wenn Jahre und Jahrzehnte darüber hingingen und alles sich geändert hat, was damit zusammenhing.

„Und nicht allein die eigenen Arbeits- und Standesgenossen sind gut orientiert, auch der Gutsherr, der Pastor usw. wissen genau Bescheid. Das ganze Verhalten des Tagelöhners ist einer strengen Kritik unterworfen, und wenn er bei der Arbeit nüchtern ist, sich aber Sonntags betrinkt, sich im Dienst fleißig und tüchtig zeigt, in seinen eigenen Verhältnissen aber nicht vorwärts kommt, so entgeht das dem Arbeitgeber nicht, und er bildet sich sein Urteil danach, das er natürlich weitergibt, wenn die Gelegenheit es mit sich bringt. Überall Kontrolle, nie wird das Dienstverhältnis völlig abgeschüttelt.

„Eine ganze Gedankenreihe erweckte mir neulich ein kleiner Vorgang. Im Hause eines außerordentlich wohlwollenden, allgemein beliebten Gutsbesitzers wartete ich auf einen Tagelöhner namens Böder, mit dem ich etwas zu besprechen hatte. Schritte auf der Treppe —, der Hausherr im Nebenzimmer öffnet die Tür nach dem Flur. ‚Wer ist da?' — dann in jovialem Ton: ‚Ach Sie, Böder — na, wie geht's Ihnen? Was bringen Sie Guts? Kommen Sie doch herein.' — Fußtritte nebenan. — ‚Hier — setzen Sie sich.' Ich hatte erst aufstehen und auch in das Nebenzimmer gehen wollen, aber: ‚Das ist nicht der Böder, den ich erwarte', sagte ich mir ganz instinktiv. Ich hatte recht, es war kein Tagelöhner, ein Bauer war's, der mit Sie angeredet, eilfertig ins Zimmer genötigt, nach seinem Ergehen befragt, zum Sitzen aufgefordert wurde. Der bloße Ton der Stimme sagte mir das.

„Sogar auf der Lokalbahn und in der kleinen Stadt, die der Tagelöhner zu Besorgungen aufsucht, sind die Landarbeiter als solche bekannt,

selbst wenn ihre Kleidung sie nicht auszeichnet, auch hier werden sie mit dem etwas geringschätzigen, patronisierenden Wohlwollen behandelt, das sich schon beim Sprechen in der Klangfarbe kundgibt. Welch Unterschied im Leben des städtischen Arbeiters! Wenn in seinem vielleicht erbärmlichen Heim die ganze Woche gedarbt, wohl gar gehungert wurde, so verläßt er es Sonntags — ein guter Familienvater — mit den Seinen, im städtischen Aufputz, der alle gleich macht, nimmt seinen Platz ein neben dem Offizier, neben der eleganten Modedame, ohne sich dadurch im mindesten bedrückt zu fühlen, wird in der Destille genau so prompt bedient, wie jeder andere — wie sollte er da nicht das Bewußtsein seiner Abhängigkeit, der Gedrücktheit seiner Lebenslage verlieren: ‚Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!'

„Es wird oft ausgesprochen: Auf dem Lande habe das einstige patriarchalische Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ein Ende, es sei unwiederbringlich für alle Zeiten dahin. Das ist nur teilweise wahr. Übrig geblieben ist alles Drückende des engen Zusammenlebens, des familienhaften Verbandes, die Fesseln, die Belästigungen, die Demütigungen. Die Äquivalente dafür aber fehlen mehr und mehr, und hierin liegt es, daß das Leben auf dem Lande so unbefriedigend wirkt. Hier muß wieder eingesetzt werden, hier sind Versäumnisse nachzuholen und neue Werte zu schaffen. Also fort mit der verhängnisvollen, bequemen Autosuggestion der Besitzer: ‚Da ist nichts mehr zu machen.'

„Immer, solange es Menschen gibt, werden sie dazu neigen, sich in Gruppen zusammen zu tun, um bald ein kriegerisches, bald ein friedliches Schutz- und Trutzbündnis miteinander zu schließen, immer wird das wahrhaft Familienhafte seine hohe Anziehungskraft, — ja, die höchste Anziehungskraft behalten. Man hat es, als Neuerungen und Schwierigkeiten eintraten, zu leichten Kaufs aufgegeben, und erst wenn es in zeitgemäßen Formen wieder hergestellt ist, werden die Verhältnisse auf dem Lande für die abhängigen Arbeiter erfreulich werden.

„Diesen Stand zu heben, ihm ein bescheidenes S t a n d e s bewußtsein zu verleihen, des einzelnen S e l b st bewußtsein zu erhöhen, die ganze Lebenshaltung in Wohnung, Kleidung, Nahrung, Vergnügen, Bildung zu bessern, muß vom Arbeitgeber nicht nur nicht verhindert, sondern angestrebt werden.

„Leider ist oft das Gegenteil der Fall. Die nähmen noch mehr Lohn und dabei haben sie schon Geld auf der Sparkasse. — Was wollen die mit einem Sofa! — Was brauchen die einen Kinderwagen! — So was fiel den Leuten früher gar nicht ein! — das sind Redewendungen, die man oft hört. Unsern Ahnen fiel auch manches ‚nicht ein', was uns jetzt unentbehrlich scheint. Es ist das gute Recht aller Stände, höher zu streben, der vierte Stand aber, als der besitzloseste, hat das meiste Recht dazu. Daß dies Recht in seinem vollen Umfang anerkannt wird, ist die erste Grundlage zu einem neuen, ersprießlichen Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter auf dem Lande ...

„Ja, man kann sagen: Auf dem großen sozialen Arbeitsgebiet Deutschlands ist kein Feld so wenig bebaut und bietet keines zugleich die Möglichkeit so lockender, lohnender und freudebringender Tätigkeit, wie die Wohlfahrtspflege auf dem Lande. Wie viele Dorfbewohner gibt es noch, an die kein geistiges Interesse außerhalb des religiösen, kein edles, anregendes Vergnügen, keine Ahnung eines Kunstgenusses, keine Gelegenheit der Fortbildung über den dürftigen Massenunterricht der einklassigen Schule hinaus herantreten, solange er lebt! Und doch fängt auch im schwerfälligen hinterpommerschen Hofgänger, im schweigsamen ostpreußischen Scharwerker, im mecklenburgischen Tagelöhner der moderne Mensch an sich zu regen, dem der fast tierisch stumpfe Wechsel zwischen mehr oder minder auskömmlichem Broterwerb und mehr oder minder befriedigendem Familienleben nicht mehr genügt. Die wenigen Gebildeten auf den Dörfern haben deshalb die unabweisbare Pflicht, das Empfangene weiterzugeben, mit jeder Gabe, jedem Talent zu wuchern, die Träger des gesamten geistigen Lebens in ihrem Bereich zu sein.

„Unter den Landgeistlichen fassen verhältnismäßig wenige ihren Beruf in diesem weitherzigen Sinne auf, immerhin sind Hunderte bei der Verwaltung von Darlehnskassen, an Gemeindeabenden, in Jünglings-, Jungfrauen-, Gesangvereinen usw. tätig. Die Zahl aber der ähnlich gemeinnützig, in erster Linie für ihre Arbeiter wirkenden Gutsbesitzer ist so verschwindend gering, daß man nur von Ausnahmen von der Regel sprechen kann. Es bedarf gemeinsamer Arbeit, des Zusammenschlusses aller Gebildeten auf dem Lande, mehr wie sonst irgendwo. Auch die weiblichen Kräfte müssen in ganz anderem Umfang in den Dienst der Allgemeinheit treten ...

„Das Dasein im öden Häusergewirr der Stadt, herausgerissen aus dem belebenden Zusammenhang mit der freien herrlichen Gottesschöpfung draußen, wird auch im besten Fall etwas Ermüdendes, Naturwidriges, Gezwungenes behalten. Vom Landleben aber sagt Gustav Freytag wahr und schön: Alles, was den Menschen stark und gesund macht, das ist dem Landwirt zuteil geworden. Ihm stählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, welcher Beständigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere nützliche Tätigkeiten veralten, die seine ist so ewig wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeiten den Menschen in enge Mauern einschließen, in die Tiefen der Erde, oder zwischen die Holzplanken eines Schiffes — sein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel, unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens, denn was sein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Tier, das wächst unter seiner Hand zum eignen frohen Leben auf: die tägliche Arbeit ist sein Genuß, und in diesem Genuß wächst seine Kraft.

„Auf dieser Grundlage gesunder Lebensbedingungen, deren köstlicher

Früchte auch der teilhaftig werden kann, der eine fremde Scholle bebaut, lassen sich trotz des einschränkenden Rahmens irdischer Unzulänglichkeiten bescheidene Idealexistenzen schaffen, durch den Ring gemeinsamer Interessen und froh verlebter Mußestunden, gemeinsamen Vorwärtsstrebens zu einem harmonischen Ganzen vereint, in dessen Dienst jeder freudig seine Kräfte stellt. Ist dies der Grundton der Gesinnung, so werden sich die einzelnen Stimmführungen bald von selbst finden. Neue Bahnen werden sich öffnen, ungeahnte Gaben hervortreten in beglückendem Wettbewerb. Es heißt nur die Brücken betreten, die den Menschen mit dem Menschen verbinden, dann tritt die Wandlung ein; der enge äußere Zusammenhang verliert das Drückende, er wird zum segensreichen Halt, die genaue Kenntnis der gegenseitigen Lebensumstände macht es leicht, den Hebel recht einzusetzen, um sie günstig zu gestalten, der kleine Kreis, auf den wir uns zu beschränken haben, ermöglicht es, unsere kurz gesteckten Ziele auch wirklich zu erreichen. Für die Großgrundbesitzer bleibt die Lage nach wie vor ernst. Nur eine befriedigende Lösung der Arbeiterfrage kann ihnen die Zukunft sichern, findet sich diese Lösung nicht, so geht die Zeitwoge erbarmungslos über den Großgrundbesitz hinweg ..."

Hier weist uns eine edeldenkende Frau den Weg, den wir einschlagen müssen, um — wenn auch noch lange nicht zum Ziele, so doch ein Stück weiter zu kommen. Nicht nur mit der kalten berechnenden Vernunft, viel mehr noch mit dem Herzen müssen wir, ein jeder an seinem Teile, an unsere soziale Arbeit gehen.

* * *

Und vergessen wir auch nie, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, daß wir die Gemüter noch nicht gewonnen haben, wenn wir den Körper gesättigt. Erst wenn wir die Menschenwürde unserer elenden und enterbten Brüder höher achten, als es jetzt noch vielfach geschieht, nicht zuletzt aus purer Gedankenlosigkeit und überkommenen Vorurteilen, wenn wir sie als freie und gleichberechtigte Persönlichkeiten anerkennen, wird den sozialen Kämpfen der giftige Stachel genommen werden, ein freudiger, nicht mehr durch Haß und Neid verpesteter Wettbewerb unsere Kräfte steigern und unserem ganzen Leben einen höheren Inhalt geben.

Ohne ein gewisses Maß von Freiheit und Unabhängigkeit ist aber kein Aufstieg möglich und sinkt der Mensch unter das Tier oder, wie Kant sich ausdrückt, zum „Hausgerät" herab.

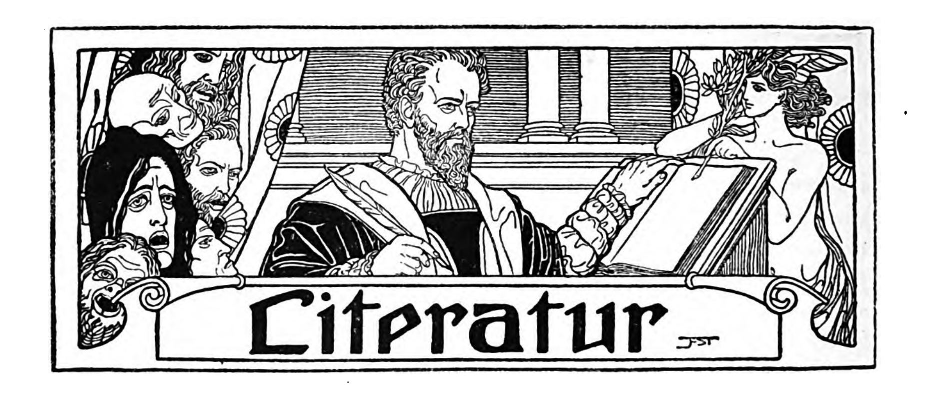
„Der Mensch hat seine eigenen Neigungen, und vermöge seiner Willkür einen Willen der Natur, in seinen Handlungen diesem zu folgen, diesen zu richten. Es kann nun nichts entsetzlicher sein, als daß die Handlungen eines Menschen unter dem Willen eines anderen stehen sollen. Daher kann kein Abscheu natürlicher sein, als den ein Mensch gegen die Knechtschaft hat. Um desgleichen weint und erbittert sich ein Kind, wenn es das tun soll, was andere wollen, ohne daß man sich bemüht hat, es ihm beliebt

zu machen. Und es wünscht nur bald ein Mann zu sein, um nach seinem Willen zu schalten. — —

„Es ist in der Unterwürfigkeit nicht allein etwas äußerst Gefährliches, sondern auch eine gewisse Häßlichkeit und ein Widerspruch, der zugleich seine Unrechtmäßigkeit anzeigt. Ein Tier ist noch nicht ein komplettes Wesen, weil es sich seiner selbst nicht bewußt ist, und seinen Trieben und Neigungen mag nun durch einen anderen widerstanden werden oder nicht, so empfindet es wohl sein Übel, aber es ist jeden Augenblick für dasselbe verschwunden, und es weiß nicht von seinem eigenen Dasein. Daß der Mensch aber gleichsam keiner Seele bedürfen und keinen eigenen Willen haben soll, und daß eine andere Seele meine Gliedmaßen beugen soll, das ist ungereimt und verkehrt. Auch in unserer Verfassung ist uns ein jeder Mensch verächtlich, der in einem großen Grade unterworfen ist. Anstatt daß die Freiheit mich über das Tier zu erheben scheint, so setzt sie mich noch unter dasselbe; denn ich kann besser gezwungen werden. Ein solcher Mensch ist gleichsam für sich nichts als ein Hausgerät eines anderen. Der Mensch, der abhängt, ist nicht mehr ein Mensch; er hat diesen Rang verloren, er ist nichts als ein Zubehör eines anderen Menschen."

Daß ein Geist, der so tiefe Blicke in den Zusammenhang der Dinge getan, auch deren Bedingtheit voneinander zu würdigen gewußt hat, und daß er nicht diese notwendige und selbstverständliche Abhängigkeit auch der Menschen voneinander aus der Welt schaffen will, braucht wohl kaum weiter ausgeführt zu werden. Wie müssen wir doch erst in die Anschauungen unserer Großen hineinwachsen, die uns prophetisch lange vor uns die Wege wiesen, die wir wandeln sollen, und von deren Zielen wir noch so ferne sind. Wir, die wir's doch so herrlich weit gebracht!





Gedenkfeiertage und Kalendertyrannei

Von

Dr. Reinh. Volker

Bei uns daheim, im Weinland, gilt die Regel, daß man sich in echtem, reinem Wein schon einmal einen ganz gehörigen Rausch kaufen könne, ohne darum einen Katzenjammer befürchten zu müssen. Ja, es gilt der Brauch: je besser der Wein, um so gründlicher vielleicht der Rausch, um so grundloser jedenfalls die Angst vor dem nachherigen Jammer. Ich möchte nicht zu tief in den Schatz intimerer heimatlicher Erinnerungen greifen und will nicht etwa eigene Erfahrungen zu diesem „gehaltreichen" Kapitel zum besten geben, zumal ja nicht nur der Wein eine edle Gottesgabe ist, sondern auch die Fähigkeit, ein gehöriges Maß zu vertragen.

Aber ich mußte immer an dieses Verhältnis von Rausch und Katzenjammer denken, als ich in der letzten Zeit wiederholt zum Teil recht katzenjämmerliche Betrachtungen über — den vorangehenden Rausch bei künstlerischen Festen gelesen habe. „Leute," dachte ich bei mir, „ihr müßt einen gefälschten Wein da getrunken haben, oder ihr seid überhaupt wohl etwas schwach im Magen, so daß ihr nicht viel vertragen könnt, — sonst würdet ihr euch nicht so ärgern, weil ihr und andere einen Rausch gehabt. Selbst wenn ihr in selbigem Rausche etwas über die Stränge geschlagen oder etliche Dummheiten gemacht, — du lieber Gott, man hat ja gemerkt, daß ihr einen Rausch gehabt."

Aus der großen Zahl dieser Erscheinungen der letzten Zeit greife ich einen Aufsatz von Oskar Bulle, der in der von ihm geleiteten „Beilage zur Allg. Zeitung" mit der an ihm oft gerühmten Ruhe und Umsicht über die Frage „Gedenktage und Kalenderherrschaft" spricht, dabei aber doch nach meinem Gefühl zu — nachräuschlich sieht.

„Noch umrauschen uns die Klänge der letzten großen Mozartfeier — da wird ein Wort gegen solche Gedenktage wohl manchem wie ein Frevel erscheinen. Und doch muß dieses Wort endlich einmal auch in der Öffent-

lichkeit ausgesprochen werden. Im Meinungsaustausche von Mund zu Mund hört man es schon oft genug, und zwar nicht nur von mißmutigen und galligen Eigenbrödlern, die ja über alles, was nach Massenbetrieb schmeckt, von vornherein zu brummen haben. Auch auf solche, die der Meinung sind, daß das Volk in allen seinen Schichten nicht genug von und über Mozart hören kann, hat doch die Art, in der seine letzte Gedenkfeier betrieben wurde, vielfach verstimmend gewirkt. Ebenso wie das Übermaß von Stimmungsheuchelei, das bei der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag im vorigen Mai sich breitmachte. Die Art der öffentlichen Veranstaltungen, der fast geschäftsmäßige Betrieb solcher Gedenkfeiern ist es, der jeden feineren Sinn verletzt und abstößt. Weil eine laute Begeisterung künstlich gemacht wird, und zwar oft genug von solchen, die selbst am wenigsten begeistert sind, wendet sich die stille und tiefgehende Verehrung für die gefeierte Persönlichkeit unwillig von dem Lärm ab, der an den Gedenktagen ihren Namen umbraust. Eine Profanation dünkt mit Recht die oft sinnlose Verherrlichung des großen Mannes, die bei solchen Gelegenheiten zutage tritt, dem wahren Begreifer und Bewunderer seiner Größe. So erscheinen denn die Rollen geradezu ausgetauscht: die eigentlichen Enthusiasten, die nie aufgehört haben, den Gegenstand der Gedenkfeier in ihrem Herzen hochzuhalten und sein Andenken in Wort und Tat zu pflegen, halten sich still beiseite, und eine nur für diesen Tag mit dem Thyrsos bewaffnete Korybantenschar umjauchzt in tollem Jubel das von ihr kaum verstandene Bild des Heros.

„Man kann diesen Rollenaustausch wohl verstehen, wenn man sich gegenwärtig hält, wie heute die Gedenkfeiern und die mit ihnen verknüpfte laute und künstlich gemachte Begeisterung gemeiniglich ins Leben treten. Sie werden nicht durch ein spontan und mit uneindämmbarer Gewalt sich regendes Bedürfnis in der Volksseele hervorgerufen, sondern hängen meist nur von einem aufmerksamen Studium des Kalenders und der in ihm verzeichneten historischen Erinnerungstage ab. Was hat aber der Kalender im Grunde mit der Begeisterung zu tun? Der Zufall kann es ja geben, daß der hundertjährige Geburts- oder Todestag eines dem ganzen Volke teuren großen Mannes mit einer Stimmung in der Seele dieses Volkes zusammenfällt, die die Erneuerung seines Andenkens mit impulsiver Kraft heraufbeschwört und in solcher begeisterungsvollen Erneuerung einen notwendigen Ausbruch innersten Empfindens findet. Das war bei der Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstags Schillers im Jahre 1859 entschieden der Fall. Aber noch öfter wird ein kalendarisch verzeichneter Erinnerungstag mit einer tiefgehenden Feierstimmung in der Volksseele nicht zusammentreffen. Wir sahen das im vorigen Jahre bei der Wiederkehr des Todestages desselben deutschen Dichters. Dann kann es nicht ausbleiben, daß die Feierstimmung und Begeisterung gleichsam künstlich hervorgerufen werden müssen, daß nur durch einmütiges Zusammenwirken der in der Literatur wie in der Presse mit Reminiszenzen beschäftigten Fak-

toren, der sich amtlich hierzu verpflichtet fühlenden Behörden und Gesellschaften, der im Geistesleben des Volkes eine offizielle Rolle spielenden Persönlichkeiten und der vielen anderen, die überall mittun müssen, ein allgemeines Gedenkfest zustande kommt. Solche Gedenkfeiern aber tragen immer, mögen sie infolge des großen gegenwärtigen Zuges nach breitester und lautester Öffentlichkeit auch einen noch so gewaltigen Umfang annehmen, einen mehr oder weniger unfreiwilligen Charakter an sich. Sie erfolgen auf Kommando, und deshalb stoßen sie alle Gemüter ab, die sich von vornherein nicht gern kommandieren lassen."

* * *

Im allgemeinen wird man diesen Ausführungen vollständig zustimmen. Erst recht erfolgt diese Zustimmung, wenn der Verfasser nachher ausführt, wie geschäftsmäßig alle Gedenktage ausgeschlachtet werden, wie man es sich längst nicht mehr an den Hundertjahrtagen genügen läßt, sondern das 50., 25., ja das 10. „Jubiläum" feiert. Desgleichen ist sicher der Kreis zu weit gezogen. Scherl, der diese „Volksseele" so genau kennt, hat seit einiger Zeit eine Erweiterung des „Lokal-Anzeigers" vorgenommen, in der er jetzt verzeichnet, wenn ein Berliner Dienstmädchen das zehnjährige Fest seines Dienstes bei einer Herrschaft begeht, wenn Herr X. die Glückwünsche und Verehrung der Öffentlichkeit erwartet, weil er seit 25 Jahren bei derselben Familie als — Chambregarnist wohnt. Tatsache ist es auch, daß das Ausschlachten von allerlei Jubiläen längst ein besonderer Beruf des Journalismus ist. Das weiß jede Redaktion.

Also darin sind wir wohl alle einig, daß das viele „Jubilieren", das Feiern von Gedenktagen aller Art einen lächerlichen Umfang angenommen hat. Es ist dabei mehr Temperamentssache, ob man über diese Erscheinung sich ärgert oder lacht. Ich neige zum letzteren, wenigstens soweit diese Feierei von künstlerischen Gedenktagen in Betracht kommt. Ich glaube zu diesem Lachen um so mehr berechtigt zu sein, weil schließlich mehr Gutes als Schlechtes herauskommt.

Denn zugegeben, daß bei Gelegenheiten wie Schiller- oder Mozartfeier unendlich viel Begeisterungs- und Bildungsheuchelei getrieben wird, — sehen wir doch genauer zu, wer davon Schaden leidet, und ob nicht bei alledem ein Nutzen herausschaut. Zunächst ist festzuhalten, daß nur bei *wirklich großen Künstlern und Menschen* der Versuch unternommen wird, eine große allgemeine Feier zu inszenieren. Man braucht nur zu überlegen, wie kläglich im Grunde doch das *Heine-Jubiläum* der letzten Wochen war, in seiner Geschraubtheit und Gezwungenheit gekrönt durch Alfred Kerrs Aufruf zum Heinedenkmal. Zugegeben nun, daß die Begeisterung bei der Schillerfeier künstlich angefacht war, daß so und so viele Festkomitees und Festredner ihre Begeisterung heuchelten, daß zahllose Feste und Unternehmungen vom Geschäftsgeist unternommen wurden. Getue ist so schrecklich viel im Leben. Geheuchelt wird immer. *Es heuchelt aber kein Wahrhafter*, um des Geschäftes willen feiert *kein* Edler. Darauf

kommt es an. Diejenigen unter den „Gebildeten“, die geheuchelt haben, haben nur sich geschädigt. Und um diese Leute ist es nicht schade.

Kein einziger, der seinen Schiller schon vorher im Herzen trug, hat sich durch den Humbug, der mit Schiller getrieben wurde, seinen Schiller verleiden lassen. Er hat einfach nicht mitgefeiert. Aber es ist nicht zu leugnen, daß doch Tausende, und sei es noch so oft auch nur aus Neugier und Mode, sich mit Schiller beschäftigt haben, die es sonst nicht getan hätten. War nun in ihnen der Boden vorhanden, in dem die edle Saat aufgehen kann, die Schillers Werke auch dann bergen, wenn die Hand, die sie aussät, unedel ist, so ist sie aufgegangen, auch wenn das ursprüngliche Gefühl, aus dem sie zu Schiller griffen, nicht echt oder edel war. Und dann wurden Tausende zur Anschaffung der Werke Schillers angeregt, Tausenden wurden Bücher geschenkt, Tausenden Vorstellungen Schillerscher Werke zugänglich gemacht. Mögen die äußeren Lorbeeren, der Beifall, der Dank der Veranstalter, die Ordensauszeichnungen, der Geldgewinn bei der Schillerfeier noch so oft an Heuchler und Komödianten gelangt sein — Schiller selbst kam dadurch zu den Rechten. Und darauf kommt es an. Diejenigen, die bei einer solchen Gelegenheit lügenhaft sind, sind es immer. Aber bei diesen Gelegenheiten wird ihre unreine Kraft, die nur Böses (d. i. Selbstsüchtiges) will, das Gute schaffen müssen, weil sie sich indirekt in den Dienst eines Guten stellt.

Man wirft ein: es ist aber doch furchtbar äußerlich, sich nun durch ein an sich ganz gleichgültiges Datum, das mit der Sache selbst gar nichts zu tun hat, zu dieser Feier bestimmen zu lassen. Gewiß ist das eigentlich äußerlich. Gewiß bot an sich die Stimmung des deutschen Volkes im Frühjahr 1905 nicht die Momente, die eine Schillerbegeisterung natürlich hätte entstehen lassen. Aber, wie vieles ist äußerlich, was doch in hohem Maße innerlich fruchtbar gemacht werden kann. Der Sonntag an sich ist etwas Äußerliches. Daß just sieben Tage um sind, ist kein Grund, „sonntäglich“ gestimmt zu sein. Nein, aber eine vorzügliche Gelegenheit, mich in diese Stimmung zu versetzen. Wenn mich diese Stimmung sonst überkommt, werde ich von mir aus alles aufwenden, um ihr innerlich zu dienen. Aber warum soll ich darum den äußeren Anlaß, den das Eintreffen des Tages bietet, schelten; liegt nicht darin auch eine suggestive Kraft, die mir hilft, jene wertvolle Sonntagsfeierlichkeit meiner Seele zu erreichen. Wie äußerlich sind Geburtstage, Neujahrstage u. dgl. Wer aber hätte es noch nicht erfahren, daß er an solchen Tagen tieferdringenden Überlegungen über sein bisheriges Leben, guten Vorsätzen für die Zukunft zugänglicher ist als sonst?! Wer hätte vor allem nicht erfahren, daß auch Menschen, die sonst ernsteren Mahnungen nicht leicht Gehör schenken, an solchen Tagen ihres Lebens solchen zugänglicher sind.

Derartigen Tagen im Leben des einzelnen entsprechen die Gedenktage im Leben des Volkes.

Ja, wirft man ein, es taugt aber auch nichts, wenn im Leben des einzelnen, in der Familie zu viele Feste gefeiert werden.



Gewiß, man darf eben den Maßstab nicht verlieren. Es ist zweiundfünfzigmal Sonntag im Jahr, aber nur einmal Ostern. Sollen wir darum nun die Sonntage gar nicht feiern, weil sie so häufig sind? — Dann noch eins. Es gibt Gedenktage, die wir nicht feiern im Sinn von freudigem Begehen, an denen wir vielmehr ernst, wohl gar traurig sind. Das kirchliche Leben kennt Bußtage, Totengedenktage; begeht anders den Karfreitag als Ostern. In der Familie gedenken wir Verstorbener; dem einzelnen ruft sein Gewissen eine unschöne Tat, das Unterlassen eines Guten deutlich und rechtzeitig ins Gedächtnis.

So auch soll das Begehen der Gedenktage in der Öffentlichkeit sein. Man darf den 100. Todestag Kotzebues nicht so feiern wie den Schillers. Man sollte den ersteren vielmehr als eine Art Bußtag begehen, als Jubiläum des niedrigen und schlechten Geschmacks, der noch immer in Blüte steht. Die Kotzebues gibt es noch immer, sie heißen nur anders. Die Schiller gibt es nicht, auch nicht unter anderm Namen. Warum gibt es noch die Kotzebues, warum gibt's ihrer so viele? Weil wir das Publikum für die Kotzebues haben. Wären wir dagegen ein besseres oder ebenso gutes Publikum für einen Schiller, wenn er hier wäre? Wie verhalten wir uns denn gegenüber den starken und ernsten Künstlererscheinungen unserer Tage?

O, ich glaube nicht, daß eine derartige Kotzebue-„Gedenkfeier" uns schaden könnte!

Es kommt also nur darauf an, daß wir die Gedenktage *richtig* begehen! Wir sollen diese Tage als ernste Menschen begehen, nicht als äußerliche Hurra- und Hochschreier! Darauf kommt es an. Gedenktage sind vor allem Tage der *Gewissenserforschung*. Wohl uns, wenn wir dann mit gutem Gewissen fröhlich feiern dürfen.

Ich halte auf allen Gebieten, zumal aber auf den künstlerischen, ein aufmerksames Begehen der Gedenktage für durchaus fruchtbar, wenn wir den Gedenktag nicht von vorneherein als Fest-, Trink- und Hurratag auffassen, sondern eben als Gedenktag.

1. Durch die Ausdehnung der Presse, die Peinlichkeit, mit der sie jedes Ereignis verzeichnet; die Bedeutung, die für sie als *Tages*übersicht auch an sich geringere Erscheinungen gewinnen — müssen uns die Leistungen des Tages viel bedeutsamer erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Eine *Überschätzung* unserer Zeit, unserer Leistungen, unserer selbst ist davon die Folge.

Es ist das natürlichste Gegengewicht, wenn dagegen der Blick immer wieder auf das Vergangene hingewiesen wird, wenn wir unsere Leistungen an denen der Vergangenheit messen.

2. Die Beschäftigung mit der Zeitung ist für Millionen die einzige geistige Nahrung. Dadurch, daß die Zeitung dem, was der Tag bringt, naturgemäß eine große Aufmerksamkeit schenkt, wird der Geist dieser Millionen nur mit den Werten des Tages erfüllt.

Es ist dem gegenüber ein wahres Glück, wenn diese gleiche Presse durch das Begehen der Gedenktage die Werte der Vergangenheit, das Historische ins geistige Leben dieser Millionen hineinbringt.

3. Auch nach der anderen Richtung wirkt das Begehen der Gedenktage heilsam. Unsere Erziehung arbeitet sehr viel mit historischen Werten. Prüfe sich doch jeder, z. B. gerade auf künstlerischem Gebiete, wie viele seiner Werturteile nicht aus einem persönlichen Verhältnis zu den betreffenden Künstlern und Werken, sondern aus Literatur-, Kunst- und Musikgeschichte geschöpft sind. Was für jeden Gebildeten gilt, gilt auch für die Geschichte selbst. Auch der Historiker ist nicht imstande, jedesmal alle überkommenen Werturteile von neuem auf ihre Berechtigung nachzuprüfen. Abgesehen davon bekommt der Historiker, selbst wenn er die Prüfung vornimmt, zu leicht ein einseitig, von geschichtlichen Gesichtspunkten aus gefälltes Urteil. Solche Gedenktage erheischen eine Nachprüfung jener Urteile und fordern diese vom Gegenwartsstandpunkt. Was haben wir noch an diesem Künstler, dieser Kunst? Wie oft fanden wir auf diese Weise wieder Werte, wo wir keine mehr vermuteten? Wie oft umgekehrt erkannten wir, daß hier etwas preisgegeben werden konnte und mußte, was man bislang mitgeschleppt.

Wenn wir so die Gedenktage richtig begehen, sind sie von höchstem Werte auch für unser Gegenwartsleben. Sie sind dann Tage der Gewissenserforschung. Wohl uns, wenn wir sie freudig feiern können; wohl uns, wenn wir dadurch zur Einkehr gemahnt werden; wohl uns auch dann, wenn wir etwas als für uns wertlos erkennen müssen, was wir aus bloß geschichtlicher Überlieferung schätzten.



Cäsaren-Komödie

In der modernen englischen Dramatik, die sich fast ausschließlich im Ausstattungs-, Spektakel- und Exzentrikstück betätigt, erscheint die Physiognomie eines Menschen von besonderem Schnitt. Mephistophelisch scheinen die Züge, und um den ironischen Mund zucken boshaft züngelnde Schlangen. Wenn dieser Mund sich öffnet, so scheint er wie Friedrich Schlegel zu sagen: „Ich bin des Witzes lieber Sohn.“ Im Zickzack spielender Einfälle werden die Übereinkünfte der menschlichen Gesellschaft beleuchtet, die Kulissen des sorgsam aufgebauten „moralischen Puppenspiels“ drehen sich unter diesem Kreuzfeuer und zeigen die denkwürdigsten Kehrseiten. Im infernalischen Schwefellicht, unter höhnischem Gelächter enthüllt sich die Unsicherheit, das Schwankende aller Konventionen, und die solidesten Standpunkte geraten ins Wanken.

Das ist Bernard Shaw, der Ire, der in London nicht aufgeführt wird, und dem wir auf Berliner Theatern in der verdienstlichen Übersetzung von Trebitsch nun schon öfter angeregt begegnet sind.



Was an dieser Persönlichkeit interessiert, ist aber nicht so sehr der Witz, als seine ganze Lebenseinstellung überhaupt.

Von ihm kann man mit einer Variation des berühmten Wortes „das Moralische versteht sich von selbst“ sagen: der Ernst versteht sich von selbst. Er haßt es, mit der Feierlichkeitsmiene positive Verkündigungen zu geben, er spottet in der erprobten Erkenntnis des Relativen aller Dinge über die ahnungslose Sicherheit derer, die an die Lebenserscheinungen mit festen Regeln und Tabulaturparagraphen herantreten. Es reizt ihn, in diese „prästabilierte Harmonie“ eine Bombe zu werfen, den Schrecken des Zweifels zu erwecken, daß sich die Sicheren und Selbstgerechten die Trümmer und Fetzen ihrer Weltanschauung mühsam wieder zusammensuchen müssen.

Doch ist das nicht Spott und Selbstzweck. Das Leben wird von diesem Ironiker vielleicht viel ernster und tiefer genommen als von denen, die den Ernst breit und selbstgefällig auf den Lippen tragen. Zweifellos ist in Shaws Komödien ein viel größeres Wissen um das Leben und die „Lebenssachen“ als in mancher spreizigen Tragödie.

Er hat vor allem die spürende Erkenntnis für die widerspruchsvollen Mischungen, und es reizt ihn, in seinen Darstellungen kritisch bloßzulegen, wie hinter den glatten, restlos präzisierten und meist hochtönenden Etiketten für Taten und Menschen ein sehr kompliziertes Räderwerk verschiedenfältigster, mit- und gegeneinander wirkender Eigenschaften steckt.

In dieser Abneigung gegen das Denkfaule, das die Dinge mit einem „Entweder—oder“ beurteilt, das sie „klipp und klar“ einteilt und rubriziert, ist die Shawsche Art mit ihrer großen Wißbegierde auf die Vielfältigkeiten der Menschennatur, ernst und wahrheitssuchend, wenn sie auch, vielleicht aus seelischer Verschämtheit, die Maske des Narren und das spaßende Epigramm als Form und Ausdruck wählt.

Shaws besonderer Trieb ist es, die festgelegten registrierten Begriffe und Titel mit völliger Voraussetzungslosigkeit sich anzusehen und ihnen ihr wirkliches Wesen abzufragen. Vor allem hat er solche Recherchen an dem Begriffe des Heldentums geübt.

In diesem Tun mag Shaw zunächst als ein verneinender, zerstörender Geist erscheinen.

Um auf den Grund zu gelangen, muß freilich manche Nimbushülle fallen, und bei der scharfen Scheinwerferbeleuchtung wird manch schwache Stelle etwas lächerlich illuminiert. Doch nie wird es ein billig-dankbarer Endzweck, durch solche Beleuchtungskunststücke ein einseitig-erhaben stilisiertes Heroenmonument zu einer nicht weniger einseitig auf das Komische stilisierten Karikatur zu machen, statt der Epopöe eine Farce aufzuführen.

Zur Natur der Erscheinung in der Allseitigkeit ihrer Eigenschaften, mit dem Durcheinander von Menschlichkeiten und genialen Intuitionen will Shaw durchdringen, und es wird ihm ein reifes Intellektvergnügen, den lebendig wirksamen, verästelten Kreislauf, den beseelten Reigen, in einer originellen, komplizierten Persönlichkeit darzustellen. Das ist seine Komödie, und da ist er nun wirklich der weise Narr, der seinem „Helden“ auch gern den Spiegel der lächerlichen Wahrheit vorhält, nicht aus der Thersites-Monomanie oder der Philistergenugtuung, sondern aus der Freude am bunt facettierten menschlichen Phänomen.

Das wird vor allem deutlich in der historischen Komödie „Cäsar und

Kleopatra", die, lang versprochen, jetzt von Reinhardt im Neuen Theater aufgeführt wurde. (Buch bei S. Fischer, Berlin.)

Wie Shaw im Schlachtenlenker das Thema Napoleon freilich nur in einer leichten Vorspiel-Etüde versucht, so zieht er hier Napoleons antikes Vorbild in die menschliche Distanz.

Und der Stoff dieses Cäsarspiels ist nicht das einseitige und auf der Bühne überzeugend kaum darstellbare Thema vom Feldherrn und Welteroberer, sondern die kriegerische Erobereigenschaft wird nur als ein Teil der gesamten Menschen-Eroberer-Natur Cäsars gefaßt.

In kühn und geistreich ausgespielten Bildern voll Einbildungskraft stellt sich diese Cäsarnatur dar, in all den Reizen überlegenen Temperaments.

Künstlerisch ist das Temperament dieses Shawschen Cäsar, von einem intuitiven „Dämonion" getrieben; voll Freude am Einfall, voll Lust am Spiel mit der Welt und den Menschen, momentan, eindrucksempfänglich, immer auf das „göttlich Unverhoffte", „le divin imprévu", aus; dabei ist er als Lebenskenner und Menschenverächter nicht ohne Schauspielerei, wenn es die Wirkung gilt. Und ein Charmeur, der seine eigene graziöse Laune liebt, das Gaukelspiel pointierter, scherzender Liebenswürdigkeiten, das er über Gerechte und Ungerechte leuchten läßt. Er kann sich das leisten, da er im Grunde sich niemanden gibt, niemand haßt, niemand liebt, und im tiefsten einsam bleibt.

Es ist die Art der Lebensepigrammatiker, wie sie Artur Schnitzler in moderner Gestaltung im Sala des „Einsamen Weges" und in dem Oberst der weißen Kürassiere seines letzten Stückes charakterisierte. In ihnen eint sich Skepsis und Resignation mit einer heimlichen Liebe zum Romantischen, zu Phantasiereizen und Illusionsgenüssen. Und hierin sind sie Künstler und Strategen.

Das wird nun hier in Handlung umgesetzt. Und eine sehr fruchtbare Situation ergibt sich: Cäsar in Ägypten und die Begegnung mit der sechzehnjährigen Kleopatra. Diese Berührung der urbanen römischen Kultur mit den dumpfen, seltsamen Mysterien des finsteren Totenlandes, seinen monströsen Mythen, den Märchenseltsamkeiten der Sphinxe und Memnonssäulen, dem Blut- und Mordgeruch, der um die kindlichen Kronprätendenten Kleopatra und ihren kleinen Bruder Ptolemäus schwelt, wird anschauungsvoll dargestellt.

Kleopatra ist noch ein junges Kätzchen, in der Mischung des Kindlichen, der Kleinmädchenangst vor der Tyrannei der grotesk-dämonischen „Reichsamme", und den sich jäh regenden lauernden Wildheitsinstinkten und den grausam-bizarren Launen — ein Kätzchen, in dem sich die künftige Tigerin regt.

Shaw hat mit feiner psychologischer Kunst all jene Keime, aus denen die schicksalsreife Kleopatra Shakespeares erwächst, hier in halb kindliche Maße transponiert.

Ihrer „Milchzeit, als ihr Verstand noch grün," gedenkt Kleopatra bei Shakespeare und sie spricht dem Boten, der ihr die Hand küßt, vom großen Cäsar, „dem Vater eures Cäsar, der oft, wenn er auf Sturz der Könige sann, auf den unwürd'gen Fleck den Mund gedrückt mit tausend Küssen".

Die wilden, sprunghaften Launen, die jäh sich hetzenden Gegensatzwünsche, die einer den anderen töten wollen; die Wutausbrüche — „ich möchte gleich dich schlagen, eh' du sprichst" —; dies Eruptive allen Gefühls, um nicht an der inneren Raserei zu ersticken, dieser blindwütende Wirbelwind in Lieben und Hassen; dies „Zigeunerische" oder Tierhafte, das Verrat und Untreue in vollkommener

Unschuld als Naturtrieb übt — all diese Züge der spätern Kleopatra, „des kaltgewordenen Bissen auf Cäsars Teller", hat die Shawsche halbflügge Kleopatra in einem ihrer Situation und ihrem Alter akklimatisierten Grade.

Und eine besondere ursprungserhellende Beleuchtung wird diesem Wesen gegeben: diese Kindheit ist von den Blutgreueln der Palastmorde und von den grotesk-mythischen Abstammungs-Vorstellungen aus Götter-, Dämonen-, Fabeltierbuhlschaften umwittert. Der römischen kühlen, kultivierten Intelligenz steht sie so wie ein Elementarwesen aus einem nächtlichen Zwischenreich gegenüber: triebhaft, ein Instinktgeschöpf, selbst ein junges, halb wildes, tückisches, halb schmeichlerisches Raubtier.

Sie wird das reizende Spielzeug des alten Eroberers, sein letztes Erlebnis. Shaw läßt dabei das Sinnlich-Erotische im Hintergrund, es ist ihm bei diesem Thema das Nebensächliche. Seinen Esprit reizte es vielmehr, wie Cäsar den so eigenen, ihn durch seine Fremdheit und Wildheit fesselnden Wesensstoff dieses Kind-Weibes in seine bildnerischen Hände nimmt, sie erweckt, ihr sein Gepräge gibt, daß sie nun ganz sein Geschöpf ist, daß sie aus dieser Hand zur Königin von Ägypten wird.

Für dieses feinschmeckerische, geistige Genießertum, das erlesenstes Raffinement in der souveränen Herrschaft über Seelen und Schicksale sucht, für dieses Genießertum — dessen Psychologie übrigens am hellsichtigsten von Kierkegaard im „Tagebuch eines Verführers" analysiert wurde — findet Shaw zwingende Vergegenwärtigung. Jener vorhin charakterisierte heimliche Hang skeptischer Naturen zum Phantastischen ist dabei sehr bestimmend.

Und gleich das Vorspiel des Kleopatra-Intermezzos bringt Cäsar in jenes geliebte Fluidum des Unverhofften und Ungewöhnlichen, der sensation nouvelle.

Das ist die genial erfundene Szene in der Wüste vor der Sphinx, zwischen deren Tatzen sich Kleopatra, in der Römerangst aus dem Palast flüchtend, ein Nest gesucht und wo sie nun in der Mondnacht den einsamen Cäsar — der psychologisch echt vor den Menschen ein Blagueur, in der Stille aber ein in sich Gekehrter ist — aus seinen Eroberergedanken schelmisch aufstört. In diesem Nachtdialog spielt eine Poesie voll Ironie und Grazie und heiter tiefen Lebenssinns, das Märchenhafte wird wirklich und das Wirkliche märchenhaft — Träumerei und Lächeln verschwebt in Schleiergebilden.

Mit leichter Hand nur wie zum Spiel ist das alles hingestreut, als romantisch-ironische Ergötzlichkeit, doch indirekt kommt dabei manch Lebensnachdenkliches und viel Wissen um Menschendinge heraus. Narrheit und Erkenntnis berühren sich, und mit Ibsenversen kann man sagen: In diesem Reich ist Pathos und Gelächter gleich.

Unendlich fein ist, wie Shaw durch das schillernde Gewebe dieser Cäsarischen Causerien die heimliche Trauer der großen Einsamen hindurchscheinen läßt, die ihr Wissen und ihre Einsicht mit ihrer inneren Vereinsamung erkauft haben.

Er verlangt und erwartet nichts von den Menschen, er kennt ihre Natur, er benutzt sie, soweit es geht, und er sieht in allem, auch in Verrat und Untreue elementare Ereignisse, die man abwehren, vor denen man sich hüten muß, aber denen man nicht die Ehre des Hasses oder einer persönlichen Affektreaktion erweist.

Als ihm jemand von Rache für Feindschaften spricht, erwidert er: „Was habe ich mit Rache zu thun, räche ich mich am Winde, wenn er mich durchfröstelt?"

Und als Kleopatra ihm schreckhaft, mit der leichtfertigen Schwurbereitschaft des Weibes sagt: Ich habe dich nicht verraten, Cäsar, ich schwöre es, erwidert er ihr unbeweglich: „Das weiß ich; ich habe dir ja nicht vertraut."

Dieser zivilisierte Geist voll Noblesse und Geschmack verschmäht Menschenopfer, und als ihm die Grausamkeiten in den gallischen Kriegen vorgeworfen werden, sagt er die bitteren Worte von der „Staatsräson" und von dem Götzenbilde und dem Fetischdienst des „Rechts", das, von der anderen Seite gesehen, ebensogut Unrecht sein kann. Und auch jene Souveränität des Freien, sich selbst zu ironisieren und selbsterkenntnisvoll die eigenen Schwächen zu glossieren, teils aus Laune, teils in einer instinktiven sicher und gefahrlos beherrschten Diplomatie der Aufrichtigkeit fehlt der Shawschen Cäsargestalt nicht.

Und mit scherzenden Worten, die gleichzeitig welthistorische Schicksalszukunft bergen, schließt die Komödie. Cäsars ägyptische Mission ist beendet, seine Flugbahn reißt ihn weiter. Er verläßt das Land und er verläßt auch das Kleopatra-Spielkätzchen, dem die „männermordenden Krallen" inzwischen reif gewachsen. Und zum Abschied — Kleopatra kommt, ihn zu nehmen, Cäsars Gedanken sind schon viel weiter fort — verspricht er ihr ein schönes Geschenk aus Rom zu senden: einen munteren jungen Mann statt seines Alters, und sein Name ist: Mark Anton.

Es ist nun recht interessant, daß dies glitzernde Charaktermosaikwerk, das wie ein paradoxenfrohes jeu d'esprit wirkt, der historischen Cäsar-Wahrheit eigentlich sehr nahe verwandt ist, viel näher jedenfalls als das Shakespearesche Cäsar-Porträt.

Georg Brandes vergleicht den Shakespeare-Cäsar mit dem Plutarch-Cäsar. Aus der Charakteristik des antiken Schriftstellers hebt er als bezeichnende Züge Cäsars die bezaubernde Umgangskunst, seine Höflichkeit und seine Anmut hervor; seine Freiheit von toter Würde, seine Weltmanns-Eleganz, die sich auch einen gewissen Dandismus leisten konnte, da er mit der gleichen Leichtigkeit, mit der er in der Hauptstadt der erste Gentleman von Rom war, im Lager Strapazen und Ungepflegtheiten auf sich nahm.

Aus dem Plutarch wird auch das Urbane Cäsars betont, der gegenüber dem, wie Shaw sagt, „langweilig brutalen Leben der Tat" die geistigen Kulturen schätzte: „Die Schranken des Geisteslebens zu erweitern ist mehr wert als die Grenzen des Reichs auszudehnen", schrieb der Welteroberer huldigend an Cicero. Sein Lager war wie eine Akademie zwischen den Schlachten, „reich an feinen und klugen Leuten, jungen Schriftstellern und Poeten, witzigen und geistreichen Männern", und Causerie, Grazie und Courtoisie des Einfalls galt viel. Im Plutarch steht auch der Zug, daß Cäsar seinem Wesen nach voll Nachsicht und Milde war, daß Grausamkeiten und Strafen gegen die Veneter und Vercingetorix nicht Affekttaten waren, sondern aus einer Erkenntnis unabänderlicher Notwendigkeit gerade solcher Abschreckungsmittel kamen. Brandes stellt diesem Bild die Shakespearesche Fassung gegenüber, und konstatiert, daß Shakespeare, der aus Unkenntnis die Partei des römischen Puritanismus ergriff, dadurch außerstand gesetzt wurde, „aus der reichen Mine Cäsars all das darin geborgene Gold an den Tag zu fördern".

Bernard Shaw aber ist aus der Expedition in die Mine einer reichen Menschennatur mit bunter Beute beladen zurückgekommen. Der Begriff Cäsar ist durch ihn, zum mindesten in den Charakter-Ornamenten des Menschenspielers und Menscheneroberers, Erscheinung und Gestalt geworden.

Und wenn man die Züge bei Shaw mit diesem Brandes-Plutarch-Exkurs — der lange vor der Shawschen Komödie geschrieben wurde und gar keine Beziehung darauf hat — vergleicht, so ist dies Cäsarbild entschieden von historischer Wahrscheinlichkeit. Ich erwähne das nur nebenbei — mir würde auch unabhängig davon diese reiche Phantasie über eine Menschennatur hohes Vergnügen machen — und ich tue es deshalb, weil kluge Kritiker aus ihrer sicheren Kenntnis des Bellum Gallicum heraus nur wegen mancher eingemischten Quibbles und Operettenspäße — der Ire kann den Bluff sich nie verhalten — von einer Biermimik-Auffassung Cäsars sprachen.

Als ich das las, bekam ich einen tiefen Schreck über meine Geschmacksverderbnis. Erst als Plutarch als helfende Instanz aufstieg, war ich beruhigt. So sind — obgleich das ganz unshawsch ist — Autoritäten doch zu etwas gut.

Felix Poppenberg



Anastasius Grün

(Zu des Dichters 100. Geburtstag)

„Hier ruht mein treuster Genoß im Land,
Der Hypochonder zubenannt;
Er starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft!"

Daß und wie er den Hypochonder überwunden hat, macht den großen Wert aus, den Anastasius Grün noch für die Gegenwart hat. Wenn man die fünf Bände seiner „gesammelten" aber noch lange nicht „sämtlichen" Werke (Berlin, Grote) durchblättert hat, muß man sich eingestehen: von diesen Werken ist nicht allzu viel wirklich lebendig zu erhalten. Ein Band unserer „Bücher der Weisheit und Schönheit" wäre für ihn gerade das rechte Format, um sich in der Bücherei des Literaturfreundes zu behaupten. Dabei könnten dann sogar einige seiner „politischen Reden" aufgenommen werden, die kürzlich als Band V der Schriften des Literarischen Vereins in Wien erschienen sind.

Aber je mehr man die Werke studiert, um so prächtiger ersteht der Mann. Ihm hat die deutsche Literaturgeschichte nicht allzu viele an die Seite zu stellen. Den Grundgedanken seiner politischen Auffassung — und mit ihr deckte sich sein ganzes Leben — hat er in der Herrenhausrede vom 11. Januar 1864 in folgende Worte gefaßt:

„Es sind heute Worte gegen den Liberalismus gefallen. Liberalismus, ein elastisches Wort, unter dem man sich denken kann, was man eben will, ein Wort mit dem großer Mißbrauch getrieben wird, ein Begriff auch, dem viel aufgelastet wird, was er eigentlich nicht zu vertreten hat. Die Definition desselben ist schwer, sie wird schwieriger durch die ebenso elastische Devise ‚Freiheit und Fortschritt'. Nach meiner Anschauung ist ein Mann liberaler Gesinnung derjenige, welcher redlich und ehrlich das Recht ehrt, wo er es findet, dort, wo er es nicht zu finden glaubt, es ebenso ehrlich sucht, und wo er es gefunden hat, es tatsächlich zu verwirklichen strebt."

Wie er hier gesprochen hat, hat der Graf Anton Alexander von Auersperg gehandelt und gedichtet. Er war im Handeln stärker als im Dichten.



Er hat nicht umsonst den „letzten Ritter", den Kaiser Max so sehr geliebt. Auch andere seiner Gestalten, vorab Nithart im „Pfaff vom Kahlenberg" beweisen, daß er jene Männer am meisten liebte, die ein weiches Herz mit starker Faust vereinigten; die, im Empfinden leicht gerührt, unerschütterlich standen, wenn es die Tat galt.

So ward er der „Rosendichter", den man ob seiner Naturschwärmerei gern verspottete; aber die Verbindung mit der Natur war echt und sie hat ihn vor der Hypochondrie, der Schwermut, der „Reichsverdrossenheit" bewahrt, der so viele treffliche Österreicher in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verfallen sind. Dieser einem uralten Adelsgeschlechte entsprossene Edelmann wußte der weichen und entnervenden Hofluft zu entgehen, wie kein anderer seiner Standesgenossen. Dafür holte er sich in der Bergesluft Frische und Optimismus.

Es war ein Optimismus der Tat, der selbst den verrottetsten politischen Verhältnissen gegenüber standhielt. Darum nannte er sich auch voll Hoffnung als politischer Dichter Anastasius Grün, „nachdem der wahre Name der damaligen Zensurverhältnisse halber nicht wagen konnte, mit einiger Aussicht auf ungestörte Wirksamkeit literarisch aufzutreten".

Der innige Zusammenhang mit der Natur hat auch seine Dichtung vor blutloser Rhetorik bewahrt, selbst dort, wo die Verse durch Tagesereignisse hervorgerufen waren, die wirklich nicht mehr wert waren, als einen journalistischen Leitartikel. Ihm drängten sich aber auch für das scheinbar Abgelegenste treffende Vergleiche aus dem Leben der Natur auf. Sie sind das dichterisch Lebendige, wo die Politik nur zur schwungvollen Rednerphrase den Anlaß gab.

Mit dieser Fähigkeit der Beobachtung aller Einzelzüge, der Liebe zum Kleinen und Kleinsten hängt freilich auch jene Schwäche des Dichters zusammen, die Grillparzer in das Wort kleidete: „Auersperg verstehe zu bildern, aber nicht zu bilden." Das Bilden des Ganzen, das Unterordnen des Nebensächlichen ist ihm wohl nie ganz gelungen; dafür bietet das Episodische in seinen Dichtungen eine glänzende Fülle von Schönheit und Lebensweisheit. Sie vereint mit dem sieghaften Optimismus seiner Natur, seiner kernhaften Männlichkeit sind Werte, die wir Anastasius Grün noch heute herzlich verdanken.

Aus seinem äußeren Lebensgang genügen wenige Daten. Am 11. April 1806 ist er zu Laibach geboren. Gelebt hat er in trutziger Unabhängigkeit und ließ sich weder durch Staats- noch Hofämter verlocken. 1830 trat er mit „Blättern der Liebe" zum erstenmal dichterisch hervor. Noch im gleichen Jahre folgte der Romanzenzyklus „Der letzte Ritter". 1831 trat dann Anastasius Grün auf den Plan und feuerte mit den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" „in die Stickluft jener Tage dieses Büchleins kecken Schuß" (Freiligrath). Die fünf Jahre später erschienene Sammlung „Schutt" ist dann die gewaltigste Leistung seiner politischen Lyrik. Den Erfolg dieser die Leidenschaften der Zeit mächtig aufwühlenden Sammlungen konnten die unpolitischen Gedichte nicht haben. Dafür sind wir heute wohl in der Stimmung, die reiche Gedankenfracht und den blühenden Bilderschatz der Epen „Nibelungen im Frack" und „Pfaff vom Kahlenberg", des volksliedhaften „Robin Hood" und der Gedichte „In der Veranda" zu sammeln. 1848 trat Grün zuerst als Parlamentarier auf, dann unermüdlich als Kämpfer für Freiheit und echten Fortschritt und für Deutschtum von 1859—1874. Er war ein harter und heißer Kämpfer; aber auch die Gegner haben ihm das Zeugnis herrlicher und ehrlicher Mannhaftigkeit nicht

versagt. Das Jahr 1866 war für ihn ein schwerer Schlag, aber die Einigung von 1871 begrüßte er mit Freude und mit der unbezwinglichen Hoffnung, daß die höhere Einigung aller Deutschen auch noch Wahrheit werden würde.

Am 12. September 1876 ist er in Graz gestorben. Der Mann, den der Kampf nicht brechen konnte, hatte mit seinem weichen Herzen die Huldigungen, die ihm als Siebzigjährigem vom ganzen Volke erwiesen worden, nicht zu ertragen vermocht. Das Wort aber, das Hamerling ihm nachgesungen, behält Geltung:

„Dein Grün, so hehr und heiter,
Des schönsten Banners Zier,
Es überlebt die Streiter,
Den Streit und das Panier."

St.



Der „Meininger"

Herzog Georg II. von Meiningen konnte am 2. April seinen 80. Geburtstag feiern. Es fehlte der Feier viel von dem offiziellen Festgepränge, das sonst im neuen Deutschen Reich so gern in Überfülle entfaltet wird. Dafür war ein redliches, stilles Mitfeiern zahlloser einzelner, das Fürsten nicht leicht zuteil wird, weil es dem persönlichen Verdienst und nicht der Stellung gilt.

Wir Jüngeren im deutschen Vaterlande, denen die Einheit des Reiches von Kind an als selbstverständlicher Wert überkommen ist, empfinden oft allzuleicht die zahlreichen kleinen Sonderherrschaften als Hemmnis für eine gedeihliche Entwicklung zur großen politischen Einheit. Aber in den letzten Jahren begegnet man doch selbst bei Preußen immer häufiger der Meinung, daß auch die „kleinen" Fürsten im großen Deutschland noch eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen haben. Ich für meinen Teil glaube nimmer an eine segensreiche Förderung künstlerischer Lebenskultur durch Preußen, auch wenn mehr guter Wille dazu vorhanden wäre, als es der Fall ist. Es sind zu viele Gegenströmungen, und das große politische und militärische Leben stellt so starke Ansprüche, daß alle jene Dinge, deren Wert nicht dem nächsten Tage sichtbar wird, in den Hintergrund gedrängt werden. Gerade die Pflege künstlerischer Kultur aber verträgt nichts Improvisatorisches. Das beweist nicht nur das Versagen der vom Kaiser so reich bedachten preußischen Bildhauerei, das zeigt auch der viel weitsichtiger und planmäßiger unternommene Versuch des Großherzogs von Hessen für die bildenden Künste. Immerhin, im letzteren Falle zeitigt der einmal so hochgemut gegebene Anstoß immer neue willkommene Bewegung (rheinischer Künstlerbund, Händelfeste in Mainz, Darmstädter Kunstgewerbearbeit u. dgl.).

Auf diesem Gebiete künstlerischer Lebenskultur können die kleineren deutschen Bundesfürsten eine vielseitige und segensreiche Tätigkeit entfalten. Sie würde um so wertvoller, als dadurch Gegenpole gegen Berlin und seinen gleichmacherischen Einfluß geschaffen würden. Daß die Großstädte zu Lebenszentren werden, ist nicht zu verhindern. Aber man kann dafür sorgen, daß für jene Lebenskräfte, die im wilden Getriebe der Großstadt nicht zur Entfaltung gelangen können, andere Sammelpunkte entstehen, von denen aus eine immer

erneute Wirkung auch auf die Großstädte und ihren Massenkunstbetrieb ausstrahlt. Sommerfrischen unseres Kulturlebens!

Der erste deutsche Fürst, der im neugeeinten Deutschen Reich diese Aufgabe erkannte und in seiner Art glänzend durchführte, war Herzog Georg II. von Meiningen.

Seine Teilnahme wandte sich zunächst dem Theater zu. Er erscheint hier als Ergänzung Richard Wagners, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß er sich manchmal als Gegner der einseitigen Betonung des Musikdramas durch Wagner gefühlt haben mag. Der Herzog versuchte — und darin liegt sein größtes Verdienst —, die Wirkung des Wortdramas dadurch zu erhöhen, daß er daraus auch eine Art von Allkunstwerk schuf, indem er die künstlerischen Wirkungen der Plastik und Malerei denen der Dichtung verband. Denn darin beruht die so leicht als „Ausstattung" abgetane Meininger Regiekunst. Wir sehen heute eher die Fehler, die einseitigen Übertreibungen der „Meininger", weil ihre gewaltigen Werte so ins Gemeinbewußtsein übergegangen sind, daß sie als Selbstverständlichkeiten gelten. Das ist freilich auch wieder der größte Erfolg, den ein künstlerisches Streben haben kann.

Die „Ausstattung" im echten Meininger Sinne war nichts Äußerliches, denn sie war nur Mittel zum Zweck. Sie sollte lediglich dazu dienen, das Dichterwerk möglichst eindringlich zu gestalten, sie sollte sich nie vor die Dichtung drängen, nie zur Hauptsache werden. Wir haben seither diesen Fall vielfach erlebt, nicht nur in den Kaiserfestspielen zu Wiesbaden, sondern auch bei manchen Aufführungen der Reinhardtschen Bühnen. Entscheidend dabei ist, daß die Meininger trotz aller Sorgfalt für die Inszenesetzung doch den wichtigsten Stimmungsfaktor im Spiel erkannten. Eine kleine in der Thüringischen Verlagsanstalt zu Hildburghausen erschienene Festschrift hebt diese Tatsache mit folgenden Sätzen hervor:

„Der Herzog hat die Masse (Volksszenen, Straßenaufläufe, Gruppen von Kriegern, Tänzerinnen) als beseelten Organismus hingestellt. Für ihn war die Masse eine Summe von Individualitäten. Auch der Statist wurde unter seiner Leitung zum Schauspieler. — Wichtiger als der Rollenträger ist die Gesamtheit der handelnden Personen, das Ensemble. Wie der einzelne Darsteller das Fortschreiten und Abfallen der Handlung in Sprache und Spiel abzutönen hat, so muß auch das Ensemble von künstlerischem Rhythmus und künstlerischer Disziplin getragen und gehalten sein. Die künstlerische Reife einer Bühne wird nicht erbracht durch die Überlegenheit des Darstellers, sondern durch die Ausgeglichenheit des Ensembles. Auf der Bühne ist nichts so gering, als daß es nicht einen großen Künstler interessieren könnte. Auch in kleinen Rollen zeigt sich der große Darsteller. Wenn sich der Schauspieler als kongenialen Interpreten des Dichters betrachten will, dann soll er seine Ehrfurcht vor dem Dichter zuerst dadurch beweisen, daß er ihm keines seiner Worte unterschlägt und ihm kein Wort hinzudichtet. Deshalb Beherrschung der Bühne durch den Dichter, aber auch Beherrschung des Dichters durch den Darsteller."

So sind die Meininger die Begründer der heute so viel berufenen Ensemblekunst. —

Mit dem Aufhören der Gastreisen des Meininger Theaters verschwand der Ruf „die Meininger" noch nicht aus unserem Kunstleben. Hans von Bülow zog mit dem Meininger Orchester durch die Welt und zeigte, daß in der Musik die Erziehung zum Ganzen und zum treuen Dienste am Werke ebenso fruchtbar



sei, wie beim Theater. Und nach Bülows Abgang erhielt Fritz Steinbach die Überlieferung. Hier erlebten wir das, was ich Sommerfrische unseres Kunstlebens nannte. Der Draußenstehende kann nicht ahnen, welche Strapazen ein Berliner Musikwinter für den Kritiker dieses Musiklebens bedeutet. Aber sie alle empfanden die Konzerte der Meininger als Erlösung. Warum? Die Leistungen an sich waren doch keineswegs bedeutender als die der Berliner Kapellen?! Nein! aber die Frische, die Sachlichkeit, die Selbstlosigkeit dieses Musikbetriebs war etwas, was in der Großstadt nicht gedeihen kann.

Der alte Herzog von Meiningen kann mit frohem Selbstbewußtsein auf sein Lebenswerk zurückblicken. Er hat den Beweis erbracht, wie viel und wie segensreich die kleinen Bundesstaaten und ihre Fürsten ins Räderwerk der großen deutschen Reichsmaschine eingreifen können. Möge sein Beispiel und dabei vor allem auch die edelstolze Zurückhaltung der eigenen Person bei den deutschen Fürsten viel Nachfolge finden. St.



Kielland

Die norwegischen Dichter haben immer die Berufung gefühlt — in jenem biblischen Sinn des Wortes — Richter ihres Volkes zu sein.

Ibsen übte diese Mission als ein großer Wertkritiker, der unter die Satten und Faulen den fruchtbaren Zweifel warf. Björnson übernahm jenem gegenüber, der von sich selbst sagte: „Mein Amt ist Fragen, nicht Bescheid zu geben", den positiveren Beruf zu verkündigen, zu reformieren, er schüttelte die Löwenmähne und donnerte „Laboremus".

In weiterem Abstand von dem zersetzenden Skeptiker und von dem pathetischen Prediger steht als ein satirischer Gesellschaftsspiegler der eben verstorbene Kielland.

Sein stoffliches Interessengebiet läßt sich mit dem Titel eines Ibsenschen und eines Björnsonschen Dramas ausdrücken: „Stützen der Gesellschaft" und „Fallissement", und wollte man diese Titeldefinition noch vervollständigen, so könnte man, nicht unpassend für Kielland, der seine Erziehung zum Schriftsteller in Paris gefunden, das Wort Mirabeaus hinzufügen: Les affaires sont les affaires.

Die Analyse und Sondierung der sozialen Klassen, Kasten und Stände, die treibenden wirtschaftlichen Motive, das Thema des Geldes und des „Handels große und merkwürdige Poesie", die wirtschaftlichen Prozesse im gesellschaftlichen Organismus, Steigen und Fallen, Absterben und Aufkommen, das sind seine Themen. Kielland behandelt sie in seinen Erzählungen als ein glossierender Experimentator, der seine Präparate und sozialchemischen Darstellungen mit scharfpointiertem ironischen Begleittext vorführt. Das eigentlich Dichterische, das auf den Menschen, auf das besondere Persönlichkeitsprodukt ausgeht und seine Vielfältigkeiten in die Erscheinung umsetzt, ist in diesen erzählenden Studien nicht zu finden. Kielland strebt hier viel weniger nach der Psychologie des einzelnen, originellen Wesens als nach der Psychologie der Klassen, und seine Personen sind darum Typen und Repräsentanten.

Kielland ist Satiriker und seine Schlaglichter gelten den „Stützen der Gesellschaft" und den bequemen und gewinnbringenden Lebenslügen. Das norwegische Beamtentum geißelt er scharf in dem Roman „Arbeiten".

Mit beißendem Hohn wird ausgemalt, wie „der Kreis von Männern, welche die Ordnung höher halten als den Eigenwillen, welche treu und gehorsam gegen die unerschütterlichen Wahrheiten der Überlieferung und Konvention sich um den Thron scharen", engherzig, kulturhemmend und profitgierig ihre Stellung mißbrauchen. Und gleichzeitig damit schneidet der Roman die Frage an und beantwortet sie, die Kielland sehr beschäftigte, die Frage, warum gerade so viele der besten bürgerlichen Elemente, der wirklich strebsamen Arbeiter nach Amerika auswandern: „die Uniformierten bleiben zurück in diesem Lande und vermehren sich, die Uniformierten und Zerlumpten" ...

Die Entwicklungen der Kastenunterschiede, die Gegensätze zwischen alter und neuer Generation schildern die Romane „Schiffer Worse" und „Garman und Worse", und in „Fortuna" gibt Kielland ein Stück von sich selbst in der Person Abraham Knorr Lövdahls. Er hat in einem Brief das selber zugegeben und lächelnd darauf aufmerksam gemacht, daß in diesem Namen, „was bis jetzt noch kein scharfsinniger Kritiker entdeckt hat", seine eigenen Buchstaben A. L. K. (Alexander L. Kielland) enthalten sind.

Dieser Lövdahl versucht wie der Johnson in „Garman und Worse" anfangs den Kampf mit den heuchlerischen Gesellschaftsmächten für die Unterdrückten, für die Opfer und Paria der herrschenden Moral. Aber es ist bezeichnend für Kielland, daß er seine Stürmer und Dränger in ihrem Kampf mürbe werden und mit dem allgemeinen Strom dann weiter schwimmen läßt. Kielland ist eben auch mehr skeptisch, mehr Ankläger und Wecker als ein glaubensdurchdrungener Prophet neuer Morgenröten. Und selbsterkenntnisvoll sagte er von sich: Ich werde niemals schwertschwingend an der Spitze gehen, aber ich streue Stiche in das, was ich schreibe.

Das dankbarste Kapitel für den Satiriker, die Gesellschaftsmoral, die sich in Rettungsvereinen, Wohltätigkeitsassembleen und Bekehrungsklubs betätigt, aber pharisäisch und selbstgerecht ist, ohne wahrhaft die Gefallenen mit liebevoller Hand aufzurichten, wird in der Erzählung „Elsa" behandelt.

Das Thema der Kasten findet eine interessante Spiegelung im Roman „Jakob". Die Jakobsleiter ist das Gleichnis dieser Geschichte von dem Bauernjungen, der in die Stadt kommt und es erreicht, in die Höhe zu steigen, zu Ansehen und Geld, und den Übergang von der Unterklasse zur Oberklasse zu bestehen.

Natürlich ist das, wie sich bei Kielland von selbst versteht, keine moralische Erzählung vom Sieg der Tugend, des Fleißes, der Ehrlichkeit, sondern eine grimmige Satire auf die einzigen Mittel, die einen solchen Übergang zwischen abgrundgetrennten Reichen möglich machen: zähe Verschlagenheit, unerbittlich über Leichen gehende Rücksichtslosigkeit, die mit eiserner Energie skrupellos auf die Geldjagd geht, und dann, im Besitz, der Gesellschaft die Bedingungen diktiert, vor denen sie sich, wenn auch anfangs murrend, beugt.

In diesen Zeichnungen von Menschen und Verhältnissen sind die Konturen meist sehr dick aufgetragen, und ziemlich kraß wird mit den Charakterisierungsmitteln des Gegensatzes gearbeitet. Der Humor für das Schwebende, für das Gemischte in allen Erscheinungen fehlt, eine allzu direkte Art, die „mit dem Laternenpfahl winkt" und mit dem Zeigestock auf ihre Tafel schlägt,

macht die Satire etwas grobdrähtig. Eine Stelle ist bezeichnend dafür, von einem glitzernden Schmuck wird gesagt: „das sind die Tränen, welche Neid und Schande, Täuschung und Wut darüber geweint haben, und wenn es scheint, daß der Boden sich biegt, während wir tanzen, so ist es, weil er unter dem Neide von Millionen erzittert". So wird auch in einer Skizze „Volksfest" die Stimmung eines Jahrmarkts mit dem Flittertand der fahrenden Leute allzu absichtlich und zu deutlich programmatisch auf den Gegensatz der lustigen Außen- und der jammervollen Kehrseite angelegt.

Schwingendere Atmosphäre bannt Kielland, wenn er die Stimmung seiner Schauplätze verdichtet. Jene seltsamen Zwischenzustände der nordischen Städte, „wenn die Sonne im Spätherbst hinter den schweren gelben Wetterwolken untergegangen ist", und Dunkelheit und Winterschlaf sich herabsenkt, sind suggestiv nachgeschaffen. Man fühlt diese dicke, pechschwarze Nacht der engen, winkligen Straßen, der steilen Landungsbrücken, „wo man kopfüber ins Wasser ging, wenn man fremd oder betrunken war". Ab und zu eine schwankende Laterne, bald bekümmert zur Erde geneigt, um einen Übergang über die Schmutzpfützen zu suchen, bald ihr Licht einem Vorübergehenden gerade ins Gesicht oder an den Wänden der niedrigen Holzhäuser entlang werfend. Dann die Wachtrunde aus alten Matrosen und Schiffsbauleuten mit krummen Rücken: langsamen Schrittes kommen sie, in dicken Friesröcken, die Laterne in der linken Hand, den langen Stab mit der schweren Eisenspitze aufs Pflaster stoßend. Und noch später kommt die Brandwache mit schleppenden Tritten der alten schiefen Lederstiefel. Vier oder fünf uralte Männer, mit aufgeschlagenen Kragen und tief über die Ohren gezogenen Pelzmützen, so daß eine Feuersbrunst ihnen schon die Bärte versengen mußte, ehe sie etwas davon merkten.

In solcher nordischen Stadt wurde Kielland 1848 geboren, es ist Stavanger, eine der ältesten Städte Norwegens, die aber durch Brände oft heimgesucht, in ihrem Äußeren mannigfache Metamorphosen durchgemacht.

In seiner Vaterstadt ward Kielland nach seiner Pariser Zeit, in der die meisten seiner größeren Arbeiten entstanden, 1891 Bürgermeister. Vom negativen Gesellschaftskritiker positiver Stadtvater. Seine Produktion stockte äußerlich von da ab. Für sich aber ging er innerlich neue Wege: I want a hero. Und er, der in französischer Luft so intensiv die Lebensläufe und Schicksale norwegischer Kleinstädterei bedacht, wählte sich jetzt in der norwegischen Kleinstädterei zur geistigen Gesellschaft französische Eroika: Napoleon.

Vordeutend hatten sich diese beiden so extremen Welten in einer an sich recht harmlosen Humoreske berührt, in der Geschichte „Die Schlacht von Waterloo", in der ein alter pensionierter Haudegen auf den Wällen der Christianiafestung Akershus im Sonnenschein Schlachtenpläne in den Sand zeichnet und wenn er einen Willigen findet, ihm seine Kriegsgeschichten erzählt. Hier ist schon in dem sonst recht unpersönlich gehaltenen Ton ein „le Grand"-Klang und eine Vision steigt auf: der marmorbleiche Kaiser auf dem weißen Pferde, rasend über Gräben und Hecken, ein Dämon des Krieges.

Der wird nun der Umgang des Bürgermeisters von Stavanger. Er beschreibt in den ersten Seiten des Buches „R i n g s u m N a p o l e o n", das die Frucht dieses Umgangs bringt, wie er anfangs den Wiener Kongreß studieren wollte, um „die Reaktion zu verstehen, die nach kurzem Aufschwung am Schluß des Jahrhunderts über uns alle hereinbrach," wie er aber nicht vorwärts kam, sondern unwiderstehlich zurückgezogen wurde zu dem, was dahinter lag, und

wie er zuletzt nur den einen „kleinen Mann mit den verschränkten Armen und dem quergestellten Hut“ sah.

Kiellands Napoleonsbuch ist keine Dichtung und keine Wissenschaft. Es ist ein Tagebuch der Eindrücke und Erlebnisse seiner napoleonischen Bücherstudien. Eine geistige Expedition, eine Durchquerung durch das Reich eines besonderen menschlichen Phänomen macht er und er hält die Sehens- und Denkwürdigkeiten dieses „voyage sentimentale“ durch eine Menschennatur in lebendigen Reflexen fest.

Er ist dabei weder ein Herold noch ein kritischer Legendenzerstörer, sondern ein Zuschauer voll großem Verstehen, mit Maßen, die vorurteils- und voraussetzungslos aus der betrachteten Erscheinung selbst gewonnen werden. Ohne Heineschen Enthusiasmus und ohne Shaws geistreiche Paradoxie gewinnt sich dieser Napoleonbetrachter eine Distanz, aus der ihm Romantik und Alltäglichkeiten, das Geniale und die Schwächen zur organischen Gesamtnatur verschmelzen.

Es ist sehr merkwürdig, daß Kielland, der in seinem eigentlichen Erzählerwerk Zustände und Angelegenheiten, die rem publicam als Hauptsache nahm und die Menschen nur als deren Manifestanten, am Ausgang seines Lebens von den Dingen auf die Person kam.

Er hätte vielleicht noch manche Überraschung bereitet. So aber ist er, Napoleon im Herzen und Stavanger vor Augen, jäh gestorben. Und war erst siebenundfünfzig Jahre alt.

Felix Poppenberg



Eduard Grisebach †

Am 24. März ist Eduard Grisebach gestorben. Es stellt sich fast im gleichen Augenblick das Wort „der Dichter des Neuen Tannhäuser“ ein. Mit diesem 1869 erschienenen Gedichtzyklus hat der damals 24 jährige Dichter sich wohl allzu früh einen nachhaltigen Ruhm erworben. Der Gedichtband liegt heute in mehr als zwanzig Auflagen vor, und es konnte eine Zeitlang scheinen, als werde aus Grisebach ein Konkurrent der Julius Wolff und Baumbach. Aber seit etwa dreißig Jahren, nachdem er dem ersten Gedichtband einen viel schwächeren, „Tannhäuser in Rom“, nachgeschickt hatte, ist Grisebach nicht mehr dichterisch tätig gewesen. Auch jenes erste Werk war nicht aus seelischem Überschwang entstanden, nicht aus überschäumender Freude oder erschütternder Qual eines ringenden Menschenherzens heraus; es war das Erzeugnis eines feingebildeten Geistes.

Auf Naturanlage mag es beruhen, daß der zum tüchtigen Juristen und Verwaltungsbeamten heranwachsende junge Mann so frühzeitig in der Philosophie Schopenhauers untertauchte, daß er durch sein ganzes ferneres Leben hin eigentlich von keinem Ereignis tiefer berührt oder gar aufgewühlt worden ist. Schopenhauersche Philosophie, großstädtische Kühle, die überlegen und rücksichtsvoll lächelnde Frivolität des weitgereisten, welterfahrenen Mannes, endlich eine genußsüchtige, aber jegliche starke Tat vermeidende schwüle Sinnlichkeit schufen jenen „Neuen Tannhäuser“ und diesem seinen großen Erfolg. Heine war zweifellos des Dichters stärkstes Vorbild. Immerhin wäre es verkehrt, Grisebach bloß als Epigonen Heines einzuschätzen; denn er besaß ja ge-

rade das, was Heine dauernd fehlte: eine scharf umrissene Weltanschauung. Daß diese in sich den Keim der Schwäche, ja der Verneinung trägt, wurde zum Verhängnis für den schöpferischen Künstler.

Übrigens kündete sich bereits mit der zweiten Auflage des „Neuen Tannhäusers“ an, worin Grisebachs stärkstes und für Deutschlands eigenartigstes Können beruhte. Diese zweite Auflage war auf Büttenpapier gedruckt, mit altertümlichen Buchstaben, ganz in der Art der altberühmten Duodezbändchen aus der Offizin der Elzevire. Das war im damaligen Deutschland der großen Prachtwerke mit überladenem Golddruck ein Ereignis der Buchtechnik. Daß Grisebach auf diese Bändchen während des Krieges von 1871 aufmerksam geworden war, wo er sich in Epinal eine große Zahl französischer Neudrucke dieser Ausgabe erworben hatte, zeugt für eine tiefergehende und wahrere Leidenschaft, als die oft so überhitzt sich gebärdenden Lieder im „Neuen Tannhäuser“. Grisebach ist denn auch zu einem der vornehmsten deutschen Bücherliebhaber geworden. Ohne über allzu große Mittel zu verfügen, ist es ihm gelungen, eine ganz bedeutende Büchersammlung zusammenzubringen, zu der er in jenem prachtvoll engen Verhältnis stand, das den Bücherliebhaber vom Berufsbibliothekar unterscheidet. Es waren eben s e i n e Bücher, seine Lebensfreunde, die er nach Inhalt und Aufmachung genau kannte und emsig studierte. Auf diese Weise sind sein „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen“ (1894/95) und sein „Weltliteraturkatalog“ (1898) zu ganz wertvollen literaturgeschichtlichen Hilfsmitteln geworden, trotzdem es sich hier um ganz persönliche Bücher handelt, in denen ein Bücherliebhaber von seiner Bibliothek Kunde gibt und dabei Art und Schicksal der ihm gehörigen Bücher beschreibt. Er hat außerdem in einigen literaturgeschichtlichen Werken dann systematischere Arbeiten geboten. Ich habe diese Studien, die sich hauptsächlich mit der deutschen Literatur von 1770 bis zu Heine beschäftigen, mit großem Gewinn gelesen, trotzdem nicht zu verkennen ist, daß dem Verfasser die Gabe wirklich tief eindringender Psychologie versagt war.

Das schädigte auch die Charakter- und Lebensbilder, die er seinen vorzüglichen Dichterausgaben vorausgeschickt hat. Dabei hat er als echter Liebhaber natürlich nur Ausgaben von Werken veranstaltet, die ihm besonders lieb waren oder wo er mit den Dichtern irgend etwas Verwandtes in sich fühlte. Neben den trefflichen Ausgaben Schopenhauers bei Reclam und im Inselverlag gab er das Beste in seiner bei Hesse erschienenen Ausgabe der Werke E. T. A. Hoffmanns. Daneben erfuhren Bürger, Grabbe und Lichtenberg seine Liebe, und noch kurz vor seinem Tode hat er eine Neuausgabe von „Des Knaben Wunderhorn“ für den Hesseschen Verlag zu Ende geführt. Die Erscheinung Grisebachs und seine Arbeiten auf diesem Gebiet sind für mein Gefühl dadurch wertvoll, daß sie ein Gegengewicht bilden gegen die einseitig philologische Art, in der die meisten Ausgaben veranstaltet werden. Auch seine literaturgeschichtlichen Arbeiten wirkten gerade dadurch, daß sie nicht aus diesem kritischen Geiste des scharfen Zusammendrängens heraus entstanden waren, sondern immer den Charakter eines Stückes Weltliteratur trugen. Es wäre zweifellos für unsere literaturgeschichtliche Wissenschaft von großem Vorteile, wenn häufiger in dieser Weise der Künstler und Kunstliebhaber zu Worte kämen und die einseitige Herrschaft des strengen Gelehrten durchbrächen.

St.



Johannes Richard zur Megede

Dieser beliebte Romanschriftsteller, dessen neun Romane in über 40 000 Exemplaren verbreitet worden sind, nachdem sie zuvor in unseren gelesensten Zeitschriften erschienen waren, ist plötzlich vor einigen Wochen zu Bartenstein in Ostpreußen gestorben.

Der freiwillige Zug nach dem Osten, gar nach Ostpreußen, ist bei unseren Künstlern jedenfalls nicht häufig. Um so überraschender, wenn er bei einem Manne auftritt, der die ganze Welt bereist hatte und in den exotischen Ländern ebenso gut Bescheid wußte wie in Deutschland. Dabei war Ostpreußen nicht einmal des Dichters Geburtsstätte, — er stammte aus Sagan. Es sah aber nach den letzten Werken aus, als sollte es seine künstlerische Heimat werden. Auch in diesem Falle schien die „Heimat" ihren heilenden Einfluß ausüben zu sollen. Megedes Romane, die von Anfang an ein ganz ungewöhnliches technisches Geschick gezeigt hatten, waren krank. „Kismet", „Unter Zigeunern", „Quitt" (der erfolgreichste), „Von zarter Hand" und „Felicie" sind durchweg Werke eines durch Übersättigung müde gewordenen Mannes, bei dem sich die modernste Zeitkrankheit der Blasiertheit mit der Gier nach neuer Sensation in erschreckender Deutlichkeit offenbarte. Die Menschen, die hier mit der außerordentlichen Gewandtheit des nie verlegenen, weltkundigen Journalisten zusammengebracht und durcheinandergewürfelt wurden, waren alle wurmstichig: weltmüde Lebemänner, aufgeregte Frauen mit interessanter Vergangenheit und eine im Geist verdorbene Jugend. Was da als gesundes Gegengewicht eingeführt wurde, war auch überreizt, und es erschien als Reaktion gegenüber der verderbten Umgebung, statt als natürliches Erzeugnis. Ein ziemlich schwacher Pessimismus, der in weltmännischer Ironie sich Luft machte, vermochte die innen glimmende Sehnsucht nach Reinheit, nach wahrer Schönheit, nach wirklich starkem Erleben nicht zu verdecken, weder bei den dargestellten Menschen, noch beim Dichter selber. Das starke, d. h. das überraschende, ungewöhnliche Geschehen sollte die Erlösung von der müden Gleichgültigkeit bringen. Das war natürlich ein Irrtum, denn ein solches Geschehen kann nur neue Sensation nur neue Aufregung und danach doppelte Erschlaffung erzeugen.

Da zog sich der weitgereiste Mann in die große Einsamkeit Ostpreußens zurück. Und jetzt begann langsam die Heilung durch die Ruhe. Gerade daß es nicht schnell kam, erweckte die sichere Erwartung endgültiger Genesung. Die Natur begann wahre und tiefe Stimmungen auszulösen, die Natur dort, wo sie still und in ihren Linien einfach ist, wo jegliche Sensation fehlt. Das kündigte sich im „Blinkfeuer von Brüsterort" an, wo die Poesie der samländischen Küste mit ihren stillen Reizen das tiefe Erleben zweier jungen Herzen einspinnt. Noch geht es nicht ohne gewaltsamen Schluß, und der „Überkater" brachte sogar wieder einen Rückfall in die alte Art. Aber Megedes neuestes Buch „Modeste" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, in der auch seine übrigen Bücher erschienen sind) zeigt seine alten Schwächen eigentlich nur noch in der Gestalt des Grafen Falkner von Öd mit seiner geheimnisvollen, stark bewegten Vergangenheit und dem für reine Mädchenherzen unwiderstehlichen Zwang des übersättigten, pessimistischen Lebemannes. In der Hauptgestalt aber, diesem Mädchen Modeste, das aus dem unfruchtbaren Reichtum einer dem Landadel sich angliedernden Großindustriellenfamilie und dem ganzen Zwang des Her-

kommens sich herausringt zu kraftvollem Empfinden und zu charaktervoller Betätigung dieses als recht erkannten Empfindens, liegt es wie ein Symbol für die eigene Entwicklung des Künstlers. Die Freude an originellen Gestalten, an ruhiger, fester, so ganz und gar uninteressanter, gesunder Männlichkeit spricht aus diesem Buche ebenso wie die freudige Genußfähigkeit für die kleinen Freuden der einfachen Natur. Auch vollzieht sich hier zum erstenmal die Entwicklung ohne das Eingreifen überraschender oder besonders sensationeller Ereignisse. So hatte ich dieses Buch, das mir noch von der allzu reichen Herbsternte des letzten Weihnachtsbüchermarktes auf dem Redaktionstisch lastete, mit besonders freudigen Gefühlen aus der Hand gelegt, in der sicheren Zuversicht, daß hier eine starke Begabung sich zu wirklich fruchtbarer Tätigkeit durchringe, als die Nachricht von dem Tode des erst 42 jährigen Schriftstellers durch die Zeitungen ging. So sind wir wieder um eine Hoffnung ärmer, haben aber erneut die Bestätigung des herrlich gesundenden Einflusses der Natur auf den „modernen" Menschen. St.



Neue Bücher

Aus deutscher Wissenschaft und Kunst. Musterstücke wissenschaftlicher Prosa (Leipzig, B. G. Teubner; jedes Bändchen gebunden Mk. 1,20). — Es ist ein sehr beachtenswertes Unternehmen, dessen erste Bändchen ich hier ankündigen kann. Wer hat es noch nicht bedauert, daß die Schätze unsrer großen wissenschaftlichen Literatur den breiteren Volksschichten eigentlich völlig verschlossen sind. Dabei ist ein Weg zur Abhilfe schwer. Große wissenschaftliche Werke werden immer einen teuren Preis haben und erheischen als Ganzes für die Lektüre nicht nur reife Bildung, sondern auch gesteigertes Interesse für den betreffenden Gegenstand, und endlich ein beträchtliches Maß von Zeit. Endlich wird das Vorhandensein solcher Werke gar nicht genügend bekannt. — Nun liegt hier der Versuch vor, aus bedeutenden wissenschaftlichen Werken in sich geschlossene Bruchstücke mitzuteilen. Die Herausgeber der betreffenden Bände suchen dabei etwas in sich Geschlossenes zu bieten, so daß ein größeres wissenschaftliches Gebiet eine ziemlich gleichmäßige Beleuchtung erfährt. Auf diese Weise wird nicht nur an sich wertvolles Bildungsmaterial weiten Kreisen zugeführt, sondern es wird auch die Kenntnis vom Vorhandensein solcher Werke verbreitet, wie die Teilnahme für sie wachgerufen. Mir liegen zwei Bändchen „Zur Geschichte der deutschen Literatur", herausgegeben von Wessely, und „Zur Kunst", herausgegeben von Spanier, vor. Das erstere enthält Beiträge von Treitschke, Gervinus, Hettner, Bielschowsky, Erich Schmidt u. a., im zweiten sind vertreten Anton Springer, Georg Hirth, Furtwängler, Lichtwark, Baiersdorfer, Justi, Wölfflin usw. Dem Bändchen über Kunst sind noch 17 Abbildungen hinzugefügt. Ich empfehle das Unternehmen allgemeiner Beachtung; auch die Schüler unserer höheren Lehranstalten werden vom Studium dieser an den Unterricht gut anschließenden Aufsätze schönen Gewinn haben. St.





Augenlärm

Von

H. Walling

Dem menschlichen Wesen, wo es rein ist, frei geworden vom Niedrigen und nicht durch Leidenschaften abgebogen, ist Schönsein die Form, in welcher alles mit ihm Einige ihm ins Bewußtsein eingeht. Schön immer und ewig ist ihm die unendliche Natur, in ihrem Kleinsten und im Größten, im Zartesten wie im Furchtbarsten; schön das Rauschen des Waldes und das Brausen des Meeres und die Stimmen alles Lebenden an ihren Orten; und schön die Gestalt des Menschen und die Laute seiner Stimme.

Indessen ein eigentümlicher Unterschied ist da zwischen dem, was wir hören, und dem, was wir sehen, welcher zusammen mit der Unvergleichbarkeit ihrer als sinnlicher Empfindungen aus uns verborgener Wurzel heraufkommt: der Ton ist uns näher, etwas Eigenes, er ist wie unser Denken und Fühlen in der Zeit da, d. h. wir vernehmen ihn, wenn er da ist, und sonst nicht; während wir die Dinge nach unserem Belieben sehen, wenn wir die Aufmerksamkeit auf sie richten. Ton und Gefühl sind in Einem da, wogegen die Dinge uns als ein anderes da sind. Daher kann der Mensch eher singen, als er zeichnen kann, und ist ihm die Musik die göttlichste der Künste oder wenigstens diejenige, welche vor allen ihm Göttliches offenbart: homo homini deus.

In dieser unmittelbaren Beziehung des Gehörs zum Ich liegt es auch, daß wir im Hörbaren von selber so leicht wie uns äußern auch andere verstehen und mit Wohlgefallen oder Unlust darauf reagieren, und daß unsere Sprache nicht der Namen für solche Urteile ermangelt; wogegen wir diejenigen über Gesehenes großenteils mit denselben Worten ausdrücken oder sie in Sätzen zu entwickeln genötigt sind, und bei ihnen auch für gewöhnlich eher logisch als fühlend uns erregen.

Eines derselben wollen wir, als ein Beispiel für die übrigen, näher betrachten. Lärm nennen wir tadelnd Töne und Geräusche, welche von jener schönen Einheit im Wahrgenommenen abweichen und sie darum stören. Solcher Einheitsgebilde ist uns eine unendliche Mannigfaltigkeit möglich

— denn es gibt ja unendlich viel Schönes für uns —; sie rufen, sie regen einander an und verschlingen sich zu noch reicheren Gebilden, wenn nur ein Gleiches in ihnen lebt. Ist dies zu schwach, so wenden sie sich jedes als ein Besonderes an das Ich, es aus der Schönheit in das bloße Wahrnehmen des Nebeneinanderseins im Wirklichen herausziehend; es kann so weit gehen, daß sie einander bloß Störung und Lärm sind, ärgstens etwa, wenn zwei Musikstücke gleichzeitig gespielt werden.

Dasselbe geschieht auf dem Gebiete des sehenden Wahrnehmens, nur daß auf ihm die Empfindlichkeit allgemein eine viel geringere ist: akustischer Lärm und Störung vermag bis zu körperlichen Schmerzen die Nerven zu erregen, Augenlärm — um es kurz so zu nennen — wird bei wenigen tiefer wirken als bis zu flüchtigen Stimmungen des Unbehagens, — besonders in unserer Zeit; denn bei den alten Griechen und auch sonst war es anders, und ist es, wie erzählt wird, auch heute noch in gewissen Gegenden, so bei den Japanern. Was auch von manchem andern gilt als bloß vom Gegenstande unserer Betrachtung. Es sind das eben Fragen der wahren Kultur, und da wird man für sich und für sein Volk und seine Zeit immer bescheidener, je mehr man erkennt.

Der Bahnzug führt uns durch einsame Landschaften, Feld und Wald, Heide oder Gebirge; die Sinne ruhen in der Harmonie der Natur. Ein ärmliches Gehöft erscheint flüchtig und entschwindet ebenso schnell; aber der Giebel des Häuschens knallte grell weiß auf mit einer riesigen Inschrift: Leibniz Cakes oder Chocolat Suchard oder dergleichen. Abscheulich! Wir nähern uns der Stadt, es braucht schon gar keine große mehr zu sein: in gleicher Weise erscheinen auf den Feldern aus Brettern hergestellte Wände mit den Namen von Gasthöfen. Mit jeder Minute wird es nun mehr und ärger, und in den Hauptstraßen großer Städte erreicht der Spektakel für das Auge seinen Höhepunkt. Nirgends, auch nicht oben an Giebeln und Dächern findet der wahrnehmende Sinn sich ungestört: meterhohe Reklamen schreien von allen Seiten durcheinander in absichtlicher Disharmonie, denn jede will die Aufmerksamkeit von den anderen weg auf sich ziehen; und wird es Abend, so sind die Augen noch übler daran, indem das wüste Treiben mit grellstem elektrischen Lichte sich fortsetzt. Abscheulich! um es sich recht deutlich zu machen, denke man eine solche Straße gänzlich menschenleer und stille.

Wie anders näherte man sich dem alten Rom oder Pompeji! Noch heute erkennen wir es bewundernd. Und wer nach Rothenburg o. T. auf einer der Landstraßen von Westen her reist, etwa von Niederstetten (auch Schrozberg) oder Creglingen über Schwarzenbronn, an einem hellen Sommernachmittage, und es so einrichtet, daß er gerade vor Sonnenuntergang in die Stadt einzieht, hat gesehen, wie es bei uns im Mittelalter aussah, und hat so Schönes, so Märchenhaftes für sein ganzes Leben erlebt, wie ihm von dieser Art auf deutschem Boden nirgends mehr zuteil werden kann.

Die schönsten Reden von der ästhetischen Kultur des Volkes werden gehalten, aber praktisch rührt man sich nicht im mindesten, das wenige zu schützen, was ihm an solcher von der Vergangenheit noch überkommen war. Man versuche sich bloß mal vorzustellen, ob solches Wesen im alten Griechenland oder Rom, in unserem Mittelalter und noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei uns möglich gewesen wäre, und was damals gegen es sich empört hätte. Dies wieder zu Recht und zu Kräften zu bringen, sollte man sich angelegen sein lassen; was hilft es dazu, wenn der Staat jährlich große Summen vergeudet, eine Bildersammlung in der Hauptstadt um ein paar Stücke zu Schwindelpreisen zu vermehren, nach denen niemand Sehnsucht hatte als der Herr Direktor? Es ist eben alles nicht so leicht, wie man's sich macht, selbst nicht die Kunstpflege.

Wie natürlich, wie richtig sind die alten Werke! Sie sagen, was sie zu sagen haben, schlicht das Wesentliche, oder es redseliger in Pracht oder auch in Laune; und damit hat es sein Bewenden. Vier einfach gerade Wände umschließen das Haus: weshalb soll man sie denn mit Vorsprüngen hin und her knicken? Die Fenster und Türen sitzen, wo man sie von innen braucht: weshalb soll man es anders machen? Einen Turm baut man, wo man ihn nötig hat, und sonst nicht. So bleibt das Wahre der Stoff der Schönheit. Wie traulich sind die Bürgerhäuser überall, wie in Ruhe die bäuerlichen Gehöfte an ihrer Stelle gleichsam gewachsen und die Burgen auf den Bergen! Und heutzutage? Seit Jahrzehnten ist kein öffentliches Gebäude errichtet worden, dem man nicht mindestens Eck- und Mittelrisalite aufgezwungen hätte, und außerdem nach Möglichkeit Giebel, Kuppeln, Türme und Türmchen. Die Villen — in Deutschland nennt man so auch die freistehenden Wohn- und Miethäuser der Städte — besitzen mehr Ecken und Winkel, Grate und Kehlen, als sie Zimmer haben, und nicht viele gibt es ohne Turm; und die Fronten der Straßenhäuser, mit Motiven prunkend, welche gar nicht ihr Eigentum sind, mit ihren glänzenden Fensterreihen sind sie die Masken unsäglich öder Zimmer. Der Mangel inneren, wesentlichen Einklangs geht an allen diesen Gebäuden hindurch bis in alle Einzelheiten. Augenlärm, und weiter nichts!

Ein Wohnhaus in einem Garten: ich denke an freundliche Stuben und Kammern, die ins Grüne schauen, an einen Flur, bei dem mit Raum nicht gegeizt wurde, eine helle Treppe, und was man sonst in seinen vier Wänden braucht, innert vier Außenmauern. Mit dieser unwillkürlichen und ziemlich unbewußten Vorstellung nähere ich mich: aber wie gerät ihre Harmonie auseinander, welche ungerufenen Besonderheiten treten da überall dreist und vorlaut auf, so daß gar nichts mehr recht zusammenklingt! Die gleiche Diskordanz finde ich dann auch zwischen dem, was ich da sehe, und den Bewohnern; denn Zufälligkeiten, die bloß den Einfällen der auf sie erpichten Architekten entstammen, sind jenen doch nicht adäquat; sie kommen in ein solches Gebilde und den Stil irgend eines Jahrhunderts zu wohnen hinein, wie es sich gerade trifft. Wir sehen: es herrscht Mißklang

zwischen allen Faktoren: der natürlichen Idee des Werkes, dem Werke und dem Bewohner. Wen trifft die Schuld? Der nächste Schuldige, an den man sich praktisch halten muß, ist wohl meistens der Architekt, aber hinter ihm steht als der eigentliche der Geist der Zeit. Wie unähnlich ist er dem Geiste des schönen Wahren, der zu ihnen allen aus der Vergangenheit redet, welche die Architekten doch so fleißig studieren. Aber „wer Ohren hat zu hören, der höre!" heißt es schon seit zweitausend Jahren vergeblich. Der Geist der Zeit ist eben immer der stärkere.

Selbst die erfreulichen Versuche der letzten Jahre, durch das Studium der Werke aller, auch der ältesten Völker der Geschichte sich völlig von Schablonen zu befreien, helfen nicht dazu, das Übel der Willkür, der Absichtlichkeit los zu werden. Was heute da die Besten mit Bewußtsein tun, wird nicht ein unbewußtes Tun Aller, eine Eigenschaft im Stande der Kultur, wird nur auch eine Mode werden: wenn wir nicht im Wesen uns ernstlich ändern.



Kunst

Aphorismen von Ernst Freiherr von Feuchtersleben

Am 29. April war der hundertste Geburtstag des österreichischen Arztes, Dichters und Denkers von Feuchtersleben. Seine „Diätetik der Seele" wird auch heute noch viel gelesen. Von den Gedichten ist wohl nur „Es ist bestimmt in Gottes Rat" lebendig geblieben. Immerhin ein Mann, dessen Werke Hebbel so hoch einschätzte, daß er sie neu herausgab, sollte nicht so gleichgültig übergangen werden. Dieselbe in Deutschland nicht gerade häufige Gabe, Wissenschaft in anziehender Form zu bieten, von der die „Diätetik der Seele" zeugt, hat er auch gegenüber den verschiedensten Lebensfragen betätigt in den „Lebensblättern", „Konfessionen" und „Resultaten". Es war ein glücklicher Gedanke, das Wichtigste aus diesen Werken in „Aphorismen" zu sammeln. C. Schroeder hat die Arbeit mit Geschick geliefert; das schmucke Bändchen ist bei Otto Tobias in Hannover erschienen. (Preis Mk. 1.—.) Es verdient weiteste Verbreitung.

* * *

Das Wissen trennt die Menschen, die Kunst vereinigt sie. Das schaffende Genie erregt durch seine Werke selbst jene produktive Fähigkeit des Genießenden, kraft welcher er dieselben auffaßt, die darinliegenden Intentionen erkennt und fortführt und so das Werk, welches als Produkt des Individuums immer etwas Unvollendetes ist, durch Hinzutun aus seinem Innern eigentlich komplettiert. So erhebt der wahre Dichter den Leser und Zuschauer zu sich und läßt ihn gleichsam mit an seinem Werke dichten.

Das wäre dann eigentlich das rechte Verhältnis zwischen den Werken und dem Publikum, allein die neuere Zeit hat ein anderes erfunden, welches sie Kritik nennt. — — — — Wir sind in einem unfruchtbaren Schwanken

zwischen Autoritätsdespotismus und Anarchie. Jener ist so übel als diese. Der Schwache hält sich an Autorität; er fühlt sich durch sie gesichert, beruhigt, ergänzt und nach außen geschützt. Denn er braucht nur immer die Löwenhaut vorzuhalten, um — den Esel dahinter zu verbergen. Dagegen der Kräftigere, jede Schranke verachtend, legt die Elle seines Ichs an die Welt und mißt diese an jener. Mag er immerhin mit Leben, Kunst und Wissen gebaren nach dem Pfunde, das ihm verliehen ward; die bittere und süße Frucht, die seiner Saat erwächst, muß endlich doch er selbst verdauen! Aber uns andere lasse er säen nach unserer Weise, wie wir ihn nach der seinen! . . .

Die Autorität darf nicht durch Verneinung, sie muß durch Fortschritte beseitigt werden. Um irgend ein Höheres, sei es eine Idee, ein Charakter oder was immer, zu durchdringen, wird unabweislich Begeisterung gefordert. Wer für Shakespeare nie begeistert war, hat ihn auch nie verstanden. Hat man das Große einmal durchdrungen, so wird sich im Fortschreiten schon auch das Relative des erreichten Standpunktes zeigen. Denn welches Menschliche wäre unbedingt? So durchdringt sich ein Mensch, ein Volk, ein Zeitalter mit einer Idee, assimiliert sie, streift dann die Schlangenhaut ab und reift, mit dem Blute der Vergangenheit genährt, neuen Verwandlungen entgegen. Das ist die Metamorphose der Bildung, das ist die Erziehung des Menschengeschlechts.

*

Nachahmung ist gänzliche Aufopferung des Geistes an die Natur, Knechtschaft; Manier ist Aufopferung der Natur zugunsten des Individuums, Willkür. Stil ist Harmonie zwischen Geist und Natur, freie Gesetzlichkeit.

*

Es gilt auf die Notwendigkeit der inneren Bildung hinzuweisen, die zum Verständnis der Kunst, die zum Urteil über Künstler unbedingt erforderlich ist. Nicht die Kunst darf sich je zum Publikum herablassen; dieses muß sich zu ihr heranbilden. Nicht die Empfindung des Liebhabers, nicht der Geschmack und das Machtwort der Salons entscheiden hier, — sondern eine höhere Instanz, deren Ausspruch zu vernehmen und zu deuten man ein echter, tüchtiger, durchgebildeter, ein sittlicher Mensch werden muß.

*

Wir verlangen, daß aus dem Werke die Seele des Künstlers zu uns spreche; er darf verlangen, daß wir diese Sprache zu lesen wissen. Nicht unser flüchtiges Behagen, nicht ein vergänglicher Modegeschmack, nicht eine hineingelegte oder herausgedeutete Zeittendenz darf das Urteil über ein Kunstwerk sprechen, so daß wir etwas daneben oder dabei fühlen und phantasieren. Das Werk muß ein selbständiges Leben haben und uns diesem unterwerfen, so daß wir das unsere daran erweitern, ergänzen, erheben können. Freilich muß, wenn es so sein soll, der Künstler erst sich selber bilden, damit er uns wieder bilden könne. Nur unter diesen Bedingungen und sonst nie wird und kann eine goldene Zeit für die Kunst und den Künstler möglich werden. Er wird wieder, wie er es in Griechenland war, ein Priester des ewig Wahren, Großen und Schönen, ein Geweihter höherer Menschheit sein, wird Werke schaffen, die durch alle Völker und alle Zeiten dauern und blühen werden.

*

Der eigentliche Genuß an Kunstwerken und Büchern liegt in der Empfindung, einen größeren Geist fassen zu lernen, in der fühlbaren Erweiterung

der Seele. Was wir nicht verstehen oder was wir so völlig verstehen, daß wir es selbst hervorbringen könnten, verschafft uns diesen Genuß nicht.

*

Kunst ist keine Entdeckung, kein Plan, keine Weisheit, keine Kirche, sie spricht nicht das forschende, nicht das fühlende Vermögen im Menschen einzig an, — sondern den Menschen selbst und ganz. Sie überliefert das Unaussprechliche, selbst unaussprechlich, ein echtes Geheimnis.

*

Kunstwerke wirken zur sittlichen Veredelung, indem sie das Beste in uns freimachen, unsern Standpunkt erhöhen, unser Inneres läutern. *Κάθαρσις.* So werden wir besser, indem der Künstler bloß seinen eigenen Zweck im Auge hält und die eigentliche, unmittelbare Moralisierung den Predigten, Müttern und Prügeln überläßt.

*

Der Dichter wirkt, z. B. im Lustspiel, sittlich, nicht nur insofern er sittliche Charaktere und Verhältnisse hinstellt, oder indem er positiv sittliche Maximen ausspricht, oder — als Dichter überhaupt — insofern alle Dichtung durch Gemütserhebung die sittliche Kapazität erweitert, — sondern auch, indem er das Menschliche in seiner Schwäche genetisch begreifen, also mit Billigkeit ansehen lehrt, worin die Humanität besteht.

*

Es ist eine der falschen, gangbaren Vorstellungen, daß das Genie, wie die Unschuld, nichts von sich wisse. Das Genie, eben weil es eins ist, wird bald genug seinen Standpunkt wie den der anderen gewahr; es kann sich nichts verbergen, also auch sich selbst nicht; und überhaupt ist das Genie Geist und Einsicht und nicht, wie so viele wähnen, eine wundersame überaus geschickte Dummheit.

*

Alle Kunst ist Symbolik. Wenn sie bedeutungslos bleibt, wird sie Handwerk; wenn sie allegorisiert, wird sie Philosophie; das sind ihre beiden Abwege.

*

Das Gute ist schwer zu wirken; das Wahre zu finden kostet noch mehr Bemühung; kein Mensch hoffe das Schöne hervorzubringen, es werde ihm denn von oben gegeben.

*

Was nicht das Innerste des Menschen befreit, ist kein Werk der Kunst, sondern des Handwerks.

*

Das Schöne und das Erhabene sind die Marken des Kunstgebietes. Denkmale gehören dem zweiten an, denn ihr Zweck ist Erhebung. Lachende oder schmerzlich-süße Erinnerungen, gut für Stammbücher und Kirchhöfe, laden zu erneutem Genusse oder zu müßiger Wehmut ein. Beides steht dem vereinzelten, unwichtigen Menschen wohl an in einer Stunde der Menschlichkeit, — nicht den Völkern, nicht dem Manne im Angesichte der Völker. Hier ist „Tat" das Losungswort, und Taten sind Kinder der Erhebung. Aus den Erinnerungen der Nationen bleibt nur das Große übrig, denn nur in ihm ist die Bürgschaft des Ewigen gegeben, während Schmerz und Freude vergänglich sind. In diesen Sätzen liegt die Bedeutung öffentlicher Sinnbilder. Doch sind nirgends, in Leben oder Kunst, die Grenzlinien so scharf gezogen als auf dem

Papiere. Der Künstler wird je nach dem Bedürfnisse, bestimmte Zeiten oder Personen zu charakterisieren, das Erhebende aus der Rührung wie aus der Freude, ja dem Scherze, übergänglich zu erzeugen wissen.

Den Menschen erhebt nichts kräftiger als die Größe menschlicher Persönlichkeit. Darum galten von jeher Bildnisse vorzüglicher Menschen als die würdigsten Denkmale ihrer Zeit. Denn, man sage, was man wolle — zur Ehre unseres Geschlechts sei es wiederholt: die Zeit schafft ihre Männer — der Mann gestaltet seine Zeit. In ihren Regenten, Heroen, Dichtern, Denkern, in keiner Abstraktion von Beschäftigung oder Betrieb, wird ihr Charakter ausgesprochen. Welche Richtung kann sie nehmen, die ihr nicht vorgezeichnet worden wäre? Wer schreibt Richtungen vor als der Gedanke? Und wo entspringt der Gedanke als im Geiste des Tüchtigen?

Aber auch nur in diesem Sinne gilt der Mensch in der Geschichte, nicht durch die Schlacken seiner Individualität. Nur in diesem Sinne kann das Denkbild seinen Mann verewigen wollen. Wer an dasselbe herantritt, den muß zugleich das Gefühl der innigen Gegenwart und der Ewigkeit des Abgebildeten ergreifen. (Ikonisch ideal.) Der Künstler erreicht eine solche Absicht durch die innerlich treue aber ideelle Auffassung und Behandlung des Kopfes, durch den Ausdruck eines auf sich selbst ruhenden und gegründeten festen Daseins ohne kleinlichen Bezug nach außen, durch eine kunstgemäße, würdige Bekleidung, selbst durch das Kolossale der Dimensionen, das die Griechen, ganz der natürlichen, sinnlichen Empfindung des Menschen treu, für Götter und Heroen unerläßlich fanden, mit einem Worte: durch das, was man in den Künsten „Stil“ nennt, was da macht, daß der Mensch des Künstlers nicht wie „Hinz und Kunz“, sondern wie ein Mensch aussieht, was da hindert, daß ein Goethe von seiner Büste mit in die Weste gesteckter Hand sagen mußte: so würde ich mich schämen, vor meinem Herzoge, geschweige vor Welt und Nachwelt dazustehen.

Die Griechen haben uns die Verkörperung dieses höheren Begriffes bekanntlich hinterlassen; wir stellen mit Recht ihre Formen obenan, nicht weil sie griechisch — weil sie menschlich sind. An allen ihren Denkbildern erhebt uns dieses unbezeichenbare Etwas, dieses bescheidene und große, stille Dasein, dieser über alle Glieder und Falten ausgegossene Geist. Sie hielten streng an den angeführten Grundsätzen. Minder bedeutenden Menschen war es nicht vergönnt, ihre Persönlichkeit durch die Kunst festgehalten zu sehen; die völlige Nachahmung war in Griechenland bei Strafe verboten. Nur die höchsten Persönlichkeiten hielt man als solche der Verewigung würdig; und hier wußte die Kunst zu ergänzen, was etwa eine Laune der Natur übersehen oder mutwillig behandelt hatte. Denn die Kunst, da sie vom Menschen ausgeht, nimmt den Menschen viel wichtiger und ernsthafter, als die Natur ihn behandelt. So nützte Lysippos den schiefen Hals Alexanders dahin, daß der Held, gegen den Himmel gewendet, sich als den Sieger der Erde fühlte. Man mußte dreimal gesiegt haben, um eine solche ikonische (Porträt) Statue erhalten zu dürfen; eine idealisierte war nach dem ersten Siege gestattet. So hielten es die Griechen.

Das alles haben sie gut gemacht, aber immer — nicht als Griechen, sondern als Menschen. Wer da glauben würde, ein griechisches Gewand sei die Anwartschaft auf Unsterblichkeit, dem würde sein Glaube nicht helfen. Das eben bewähre die Kunst des Künstlers bis auf den Saum des Gewandes herab — wie es den Geist des großen Menschen bewährt hat, den er darstellt —,

daß er der Zeit gebe, was der Zeit und dem Ewigen, was dem Ewigen gehört. Wer an sein Gebilde hintritt, habe zugleich das rein Menschliche und die Geschichte vor Augen, fühle sich an Personen und an Zeiten erinnert, aber nicht an den Schneider. (Historisch ideal.) — — Monumente haben und behalten ihrem Wesen nach immer etwas Symbolisches. Ist nicht alle Erinnerung ein Sinnbild? So viel ist also gewiß: das Denkbild soll repräsentieren. Die Zeit durch den Menschen, den Menschen in seiner Zeit. Aber nicht die Repräsentation der Etikette, wie sie Berninis Standbilder zeigen, die Repräsentation geschichtlicher Würde steht ihm an.

— — — An der Zahl der Monumente weckt, bildet, berichtigt, läutert sich der Kunstsinn, der nationale. Die kommenden Geschlechter werden in unser Erbe eingesetzt. Eine versteinerte Geschichte spricht tiefer zu ihnen als eine gedruckte. Denn an der Geschichte ist nichts lebendig als die Erhebung, die sie gewährt. Gehe alles übrige im Pergament und Löschpapier samt Datum und Jahreszahl immerhin zugrunde, wenn nur jene bleibt und mit ihr die Bürgschaft für unsere Bestimmung! Die Kunst hält fest, was der Unsterblichkeit fähig ist; das Gebrechliche verschwindet vor ihr. Der Sinn für das Große nährt sich durch den Künstler im Menschen, durch den Menschen im Künstler; Taten und ihre Darstellung sind sich verwandt; und mit welchem Gefühle weilt der Held unter Denkmalen, die ihm sein eigenes vorbedeuten, mit welchen schafft sie der Künstler, dem sie zugleich sein eigenes sind.

Noch erwäge man, daß wie für Persönlichkeiten Denkbilder, so für Zeiten Architekturen die eigentlichsten Monumente sind. Aus den Bauten der Völker spricht ihr ganzes Dasein zu uns. Ruinen zwischen wuchernden Gesträuchen, wie Schatten der Unterwelt aus der Tiefe gefördert, reden eine bedeutungsvolle Sprache. Man sollte lernen sie zu verstehen, sie zu überliefern. Die großen und eingreifenden Verhältnisse der Baukunst wirken tiefer, erziehender für die Menschen, als ein oberflächlicher Beobachter vermutet. Hierin ist noch viel, sehr viel zu tun. Aber harmonisch müßte es geschehen; alle Künste in einem Sinne, zu einem Ziele wirkend, und das Leben mit ihnen.



Eugène Carrière

(† 27. März 1906)

In Carrière hat die französische Kunst einen der für uns Deutsche sympathischsten Künstler verloren. Als Mensch und Kunstgenosse war er auch in der französischen Künstlerschaft verehrt und geliebt, wie kaum ein anderer. Wer sollte auch den Mann nicht bewundern, der wie ein Held „litt, ohne zu klagen“, den das Bewußtsein des nahen Todes (Halskrebs) nur zu verstärkter Arbeit anstachelte. Wer hätte den Kunstgenossen nicht achten sollen, der selber ein Einspänner, dem niemals von andern Förderung zuteil geworden war, immer und überall mit ganzer Kraft für die freie Bewegung der Kunst, für Geltung jeder Eigenart eintrat.

„Ich kann ruhig sterben; ich habe gearbeitet und ich habe geliebt“, hat er wenige Tage vor seinem Ende auf einen Zettel geschrieben; sprechen konnte

er ja längst nicht mehr. Gearbeitet hat er mit unbeugsamer Kraft; es ist ihm schwer geworden, durchzudringen. Er stand ja der ganzen Zeitströmung entgegen. Wo alle Kunst um ihn herum nach Helligkeit und Farbe strebte, hüllte er seine Bilder wie in einen Nebelschleier, aus dem in sanften Tönen ein Helldunkel leise sprach. Nur leise. Seine Kunst verlangt willige und aufmerksame Betrachter, die sich liebevoll in jedes Bild versenken. Aufdringlich ist keines dieser Bilder, deren stilles Grau in Grau nur selten durch den Schimmer, durch die Andeutung einer helleren Farbe unterbrochen wird.

Er hat geliebt. Seine Frau, seine sieben Kinder, die Freunde preisen die opferwillige Liebefähigkeit seiner Natur. Seine Kunst aber ist das hohe Lied der Liebe. Es klingt dort am vollsten, wo es die reinste Liebe der Mutter zum Kinde preist. Allerdings die Tonart ist zumeist Moll. Waren es die harten Kämpfe der Jugend oder die früh sich ankündigende Krankheit, Carrières Gestalten tragen alle die Züge des Schmerzadels. Es ist nicht Krankheit, auch nicht gerade Leid, — es ist mehr jener Zug des Unkörperlichen, des Weltfremden und damit des körperlich Hinfälligen, der sich leicht jenen Menschen aufprägt, für die der Schwerpunkt des Lebens im Seelischen liegt. Wir finden bei unserm Gabriel Max etwas ähnliches; aber Carrière ist völlig frei von dem Theatralischen, das bei Max manchmal das Gefühl der Manieriertheit erzeugt.

Bezeichnenderweise erzeugt auch Carrières eigenartige Technik, trotzdem sie überall die gleiche ist, nie den Eindruck der Manier. Sie ist eben durchaus natürlicher Ausdruck für die Seelenbilder dieses Künstlers, dem die Erscheinung der Dinge nur insofern von Wert war, als sie vom seelischen Inhalt Kunde gab.

St.



Zu unsern Kunstbeilagen

Mit Viktor Müllers „Schneewittchen mit den sieben Zwergen" bieten wir ein erstes Bild aus der „Deutschen Jahrhundert-Ausstellung", der der Bildschmuck der nächsten Hefte gelten wird. Wir haben im Februarheft des 7. Jahrgangs des gleichen Künstlers „Romeo und Julie" gebracht und damals das Wichtigste über seinen Lebensgang mitgeteilt. Unser heutiges Bild ist nicht nur ein Zeugnis für den köstlichen Humor des Mannes, sondern in seinen weichen, leicht verschwimmenden Tönen ein Meisterstück deutscher Luftmalerei.

Der Karlsruher Ferd. Dörr hat eine größere Zahl von Radierungen geschaffen, in denen eine echte Naturstimmung mit malerischer Bildkraft ausgelöst wird.

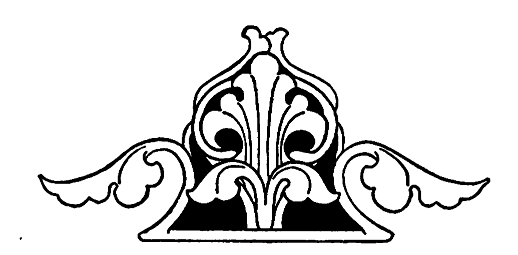
Über Carrière spricht ein besonderer Artikel. Dagegen sind noch etliche Worte über die Bildbeilagen unseres Aprilheftes nachzutragen. Sie bezogen sich sämtlich auf Ostern. Der Franzose Leon Gérôme (geb. 1824) hat kaum ein zweites Mal ein so vergeistigtes Werk geschaffen, wie diese „Auferstehung". Besonders überraschend wirkt bei ihm der Verzicht auf die Gestalt des auferstehenden Erlösers, da er sonst gerade das Erzählende anstrebt. Er ist einer

der unermüdlichsten französischen Künstler, als Bildhauer ebenso bedeutend wie in seinen Gemälden, die ihre Stoffe mit Vorliebe dem Orient oder dem klassischen Altertum entnehmen.

Daß Ludwig Fahrenkrog einer der tiefsinnigsten und gestaltungskräftigsten unter den deutschen Malern ist, werden spätere Hefte beweisen. Wir werden noch in diesem Jahre eine größere Reihe seiner zu wenig bekannten Werke vorführen.

Über Wilhelm Schäfer ist im letzten Dezemberhefte gesprochen worden, als wir das von ihm mit Bildern geschmückte „Leben unseres Heilandes" von Wilhelm Thiele (Hamburg, Gustav Schloeßmann) unsern Lesern empfohlen haben. Die Empfehlung wird durch unser Bild, das jenem Werke entnommen ist, eine nachdrückliche Bekräftigung erhalten. Übrigens ist dieses und noch fünf andere Bilder von Schäfer jetzt auch als Wandspruch erschienen (ebenda). Die Größe der Blätter ist 24×35 cm; der Druck in rot und schwarz. Jedes Blatt kostet 25 Pfg., die ganze Serie 1.40 Mk. Diese von aller Sentimentalität und allem überflüssigen und unsachlichen Blumenzierat freien Wandsprüche verdienen die weiteste Verbreitung.

Über den Schweizer Johann Bossard werde ich bald ausführlicher reden müssen, da eine große Ausstellung der Plastiken, Gemälde und Zeichnungen dieses Künstlers vorbereitet wird, der nach meinem Gefühl zu den bedeutendsten und eigenartigsten Erscheinungen unserer Zeit gehört. Wenn das äußere Leben ihm günstiger sein wird, als bisher, werden wir in ihm wohl den ersten deutschen „Allkünstler" des Raumes erhalten, denn seine schöpferische Kraft erstreckt sich auch auf die Architektur.





„Mozartheuchelei"

Von

Dr. Karl Storck

Die Feste, die zu Mozarts 150. Geburtstag veranstaltet worden sind, sind nun vorbei. Es ist sicher, daß auch dieses Fest wieder manche überschwenglichen Urteile hervorgerufen hat, weniger überschwenglich in bezug auf Mozart selbst — da ist es schwer, zu hohe Worte zu finden — als für unser eigenes Empfinden, als vor allem in der Abwägung der Werturteile zwischen Mozart und anderen großen Künstlern.

Es gibt ja immer Leute, die dadurch einen Großen am besten zu feiern glauben, daß sie andere neben ihm klein machen. Es gibt ferner Leute, die es nicht wahr haben wollen, daß ein Bergesgipfel kleiner wird, wenn man sich von ihm entfernt, daß bei Veränderung des Standpunkts ein an sich viel kleinerer Gipfel höher erscheint als der weitentfernte Bergriese. Es ist ganz klar, daß dadurch der Größe jenes anderen Gipfels keinerlei Abbruch getan wird. Wir können auch das feste Bewußtsein in uns tragen, weil wir es ja eben wissen, daß jener andere Gipfel höher und gewaltiger ist; aber wir müssen doch sagen, um wahrhaft zu sein: für mich, wo ich jetzt stehe, ist dieser andere, an sich kleinere, bedeutend größer. So ergeben sich denn Urteile und Aussprüche, die vor einer ruhigen Abwägung nicht Stich halten, Überschwenglichkeiten, die unter Umständen geradezu als Heuchelei erscheinen und dann das Gegenteil von dem bewirken, was mit ihnen beabsichtigt wird.

Wir haben jetzt auf die zahllosen Mozartfestartikel einen etwas häßlichen Epilog erhalten in Paul Zschorlichs Broschüre „Mozartheuchelei" (Leipzig, Rothbarth). Es fällt mir hier keineswegs ein, gegen diese Broschüre etwas schreiben zu wollen; sie leidet vielleicht viel mehr als all jene Aufsätze, gegen die Zschorlich sich richtet, an der Tatsache, daß sie unter einem äußeren Druck entstanden ist. Bei ruhiger Abwägung in späteren,

nicht mehr vom Jubiläum berührten Tagen wird der Verfasser selber die Urteile und Empfindungen, die er in dem Buche ausspricht, schwerlich aufrechterhalten; sollte er es dennoch tun, so wird er sich eben als Einspänner betrachten lassen müssen.

Es sind zwei Gedanken, die in Zschorlichs Broschüre stark hervortreten und nähere Erwägung verdienen; „Die Kalenderbegeisterung" und „Vom ewigen Fluß der Dinge" lassen sie sich überschreiben. Beide bringen keineswegs neue Gedanken. Über Wert und Unwert der sog. Kalenderbegeisterung ist an anderer Stelle dieses Heftes gehandelt.

Wichtiger und bedeutungsvoller ist die zweite Behauptung vom „ewigen Fluß der Dinge". Auch der hier ausgesprochene Gedanke hat keineswegs den Reiz der Neuheit für sich; aber ich gebe zu, daß es nötig ist, ihn immer von neuem ins Gedächtnis zurückzurufen. Wenn die Geschichte des menschlichen Geistes und der menschlichen Ethik dartut, daß sich sogar die Anschauung vom Guten und Sittlichen im Laufe der Zeit gewandelt hat, so werden wir uns nicht wundern, daß dasselbe auch von der Anschauung des Schönen gilt. Es gibt kein absolut Schönes, sondern die Anschauung von Schönheit wechselt im Laufe der Zeit; sie wechselt gegenüber den lebendigen Werten, gegenüber den Menschen; sie wechselt natürlich noch viel stärker gegenüber der Kunst. Die tiefsten Wirkungen, jene, zu denen sie wirklich berufen ist, vermag die Kunst aber nur dann auszulösen, wenn sie dem Begriff des Schönen entspricht, genauer, wenn sie den Menschen das Verlangen erfüllt, das sie zur Kunst treibt. Denn es ist ja nicht einmal immer etwas gewesen, was wir mit dem Begriff „schön" zusammenbringen möchten, was den Menschen zur Kunst geführt hat.

Aus dieser einfachen Betrachtung ergibt sich, daß die Wirkung der Kunst beschränkt sein muß, nicht nur beschränkt gegenüber den Menschen, nach deren Veranlagung und geistigen Bildung, sondern vor allem auch begrenzt innerhalb der Zeit. Ich habe in meiner „Musikgeschichte" (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung, S. 88) ausführlich dargetan, wie es kommt, daß die Musik immer mehr als alle anderen Künste dieser zeitlichen Begrenzung unterworfen ist, daß es, im Gegensatz zu anderen Künsten, bei der Musik streng genommen die Renaissance, eine Wiedergeburt vergangener Musik nicht gibt. Der Fall Joh. Seb. Bach, der dem scheinbar schroff widerspricht, liegt so, daß die Musik dieses Riesen ihrer inneren Eigenschaften wegen in ihrer Zeit nicht wirken konnte. Diese inneren Eigenschaften der Bachschen Musik sind erst seit Beethoven wirklich stark lebendig in unserem musikalischen Leben, sie sind es, die uns ewig zu Bach führen, und zwar über jene Formen hinweg, die bis zu einem gewissen Grade ein Hindernis bilden, um zu Bach zu gelangen.

Daneben freilich müssen wir bedenken, daß unsere Zeit neben dem Streben nach Neuem in allen Künsten ein bewußtes Aufstapeln alter Werte hat. Wir haben in unserem geistigen Leben einige Jahrzehnte hinter uns, die man als historische bezeichnen könnte. Die geschichtlichen Wissenschaften

haben einen riesigen Fortschritt gemacht, der hauptsächlich darin beruht, daß an die Stelle des bloßen Aufzählens vergangener Tatsachen und Ereignisse der Versuch des psychologischen Verständnisses dieser Vergangenheit getreten ist. Es ist sehr leicht möglich, daß auf diese Weise in uns eine so starke Fähigkeit zu einer Art von historischer Einstimmung erzeugt wird, daß wir auch dort, wo es hauptsächlich auf solche Stimmungswerte ankommt, unschwer zu einer Vergangenheitskunst ein Verständnis finden. Es ist eben doch nicht bloß Überreiztheit der Nerven, wenn wir in unserer heute so verwickelten Zeit überall eine Freude an dem Primitiven in den Künsten auftreten sehen. Jedenfalls gehört zur unleugbaren Tatsache, daß wir diese Freude empfinden, die Fähigkeit, uns für diese primitive Kunst empfänglich einzustimmen.

Es wäre kindisch, wenn man behaupten wollte, daß sich eine solche Fähigkeit nicht auch bis zu einem gewissen Grade der Musik gegenüber sollte herstellen lassen. Man hat es in der katholischen Kirchenmusik der letzten Jahrzehnte erlebt, daß aus einer religiös liturgischen Stimmung heraus eine Begeisterung für den Palestrinastil wachgeworden ist, die für etliche Jahrzehnte alles moderne Schaffen aus der katholischen Kirche völlig verbannt hat. Das war doch keineswegs bloß Komödie, sondern zum großen Teil ein starkes, echt musikalisches Empfinden.

Aber trotz alledem bleibt festzuhalten, daß die Wirkung musikalischer Werke zeitlich begrenzt ist, und es muß rundweg zugegeben werden, daß auch ein Mozart diesem Gesetze unterworfen sein wird. Ebenso schroff ist aber rein aus der praktischen Erfahrung abzulehnen, daß für Mozart dieser Zeitpunkt bereits gekommen sei. Man kann aber ebenso sicher behaupten, daß es überhaupt undenkbar ist, daß für Mozart eine länger dauernde Periode der Unwirksamkeit eintreten kann, denn seine Musik gipfelt im Prinzip der Melodie. Dieses Prinzip ist die Urkraft aller Musik, wie das Volkslied sämtlicher Völker der Welt beweist. Die Kunstmusik hatte sich nur durch Jahrhunderte von diesem Prinzip der Melodie entfernt oder hatte sich wenigstens von anderen beherrschen lassen. Aber die Tatsache, daß die Melodiebildung für keine andere Musik, für die Werke keines anderen Komponisten so durchaus zum innersten Lebensprinzip geworden ist, wie gerade für die Musik Mozarts, schützt diese auch dann vor einer völligen Unwirksamkeit, wenn alle anderen Triebfedern, die für die Gestaltung der Mozartischen Musik in Betracht kommen, veraltet sein werden. Indes das ist eine Frage, die überhaupt noch weit in der Zukunft liegt und zu deren Untersuchung wir eigentlich kaum Anlaß haben, denn alle Momente, die z. B. Zschorlich als Beweis dafür anführt, daß die Mozartische Musik für uns veraltet sei, zerbröckeln vor jeder schärferen Untersuchung zu Staub. Man kann dem Verfasser im günstigsten Falle zugestehen, daß er eben nur für seine ganz merkwürdige und absonderliche Auffassung der Musik recht hat; dem allgemeinen Empfinden auch der Gebildeten, auf die er sich fortwährend beruft, entspricht dies Verhalten aber keineswegs, wie wir alle Tage erfahren können.

Da Mozarts Musik wie keine andere auf dem Ewigkeitsprinzip der Musik, der Melodie aufgebaut ist, muß es der Mozartischen Musik gegenüber leichter als bei jeder andern sein, einen Weg zu finden, der immer wieder zum Herzen dieser Kunst führt und sie uns als Gegenwartswert empfinden läßt. Denn je reicher an Ewigkeitsinhalt eine Kunst ist, umso leichter läßt sich das dem Wandel Unterworfene der formalen Erscheinung überwinden.

Die gewaltigste Geschmackswandlung auf dem Gebiete der Musik hat im letzten Jahrhundert die Oper erfahren. Mozarts Werke sind noch aus dem Boden der italienischen Sängeroper herausgewachsen; wir stehen heute alle im Banne des Wagnerschen Musikdramas. Zwei Momente sind es, die in Mozarts Opern dramatische Ewigkeitswerte darstellen: 1. Die Wahrheit des jeweiligen Gefühlsausdrucks; 2. die wahre Durchführung der dramatischen Charaktere; in sehr hohem Maße kommt dazu die Wahrheit der jeweiligen Bühnensituation.

Wohlverstanden, die unvergleichliche musikalische Schönheit der Opern Mozarts ist bloß imstande, diese Werke uns musikalisch lebendig zu erhalten. Diese dramatischen Eigenschaften aber vermögen sie auch als Dramen in der Periode des Musikdramas in voller lebendiger Wirkung zu bewahren.

Nur muß dann die heutige Art der Aufführung diese dramatischen Werte hervorkehren. Es ist klar, daß seinerzeit diese Werke als Sängeropern gegeben wurden, mit möglichster Hervorhebung der rein musikalischen Werte jeder „Nummer“. Heute wird man versuchen, 1. die Einheit der Charaktere durch die ganze Oper; 2. die jeweils hervorragende Charakteristik im Ausdruck des Inhalts; 3. die wahre Schilderung jeder Situation hervorzuheben. Dadurch wird manches hervorgehoben, manches fallen gelassen werden müssen.

Auf diese Weise werden Mozart-Aufführungen entstehen, die anders sind als die gewohnten. Aber sie werden trotzdem echt im Geiste sein, und dieser Geist wird unserem Geiste vertraut und teuer sein. Nein, wir brauchen nicht zu heucheln, um Mozarts Musik zu lieben; wir müssen nur echt musikalisch empfinden können.



Adolf Adam

(† 3. Mai 1856)

Adolf Karl Adam wurde am 24. Juli 1803 zu Paris geboren. Sein Vater, Ludwig A., war zu der Zeit Professor am Pariser Konservatorium. Am 3. Dezember 1758 zu Mietttersholz im Elsaß geboren, hatte er sich im Studium der deutschen und italienischen Altmeister ein sehr reifes Können erworben, das ihm die freundschaftliche Hochschätzung eines Gluck eintrug. Als

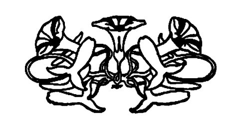
Lehrer — u. a. war Hérold sein Schüler — erfreute er sich eines großen Ruhmes, der ihm bis an sein Lebensende, am 8. April 1848, treu blieb. — Der junge Adolf Karl zeigte zunächst nichts von des Vaters Ernst und Streben. Er war ein rechter Tunichtgut, der auch, nachdem er das gelehrte Studium aufgegeben hatte und ins Konservatorium eingetreten war, sich in leichtsinniger und spielender Ausnutzung seiner großen musikalischen Begabung gefiel, bis ihn Boieldieu in eine ernstere musikalische Zucht nahm. Seine zahlreichen Phantasien, wie die Musik, die er von 1824—1829 zu vielen Vaudevilles und Liederspielen lieferte, verraten seine Begabung für Melodie, zugleich aber auch ein großes Talent als Improvisator. Die Ausarbeitung ist oberflächlich und leichtsinnig.

Das gilt leider auch von seiner ersten größeren Oper „Pierre et Cathérine", die ihm am 9. Februar 1829 die „Opéra comique" erschloß. Die Heirat mit einer Choristin hatte ihn mit seiner Familie entzweit, erst 1833 gelang es Hérold, eine Aussöhnung herbeizuführen. Eine Reihe Arbeiten, die Adam, der mit größter Leichtigkeit schuf, rasch hintereinander dem Publikum vorführte, vermochten keinen nachhaltigen Eindruck zu machen, erst der Einakter „Le Chalet", „Die Schweizerhütte", errang am 25. September 1834 einen größeren Erfolg, der Adams Ruf auch nach Deutschland trug, für ihn selbst aber die Bedeutung hatte, daß er von nun ab ernstere Anforderungen an sich selbst stellte und sich von der sklavischen Nachahmung seiner Vorbilder, zumal Aubers, freimachte. Die Frucht dieser Umwandlung zeigte sich in der dreiaktigen komischen Oper, die am 13. Oktober 1836 einen ungeheuern Erfolg errang: „Der Postillon von Lonjumeau". Dieses Werk hat sich bis auf den heutigen Tag auch in Deutschland, das in Theodor Wachtel den besten Postillon-Darsteller gehabt hat, auf der Bühne erhalten, und wirkt dank der hübschen Handlung, der melodiereichen und geistvollen Musik noch heute so frisch wie am ersten Tag.

1839 sehen wir Adam in Petersburg, 1840 in Berlin, an beiden Orten mit Ehren überhäuft, die ihn aber in seiner unermüdlichen Tätigkeit nicht hinderten, die nur in den Jahren 1846—49 eine vollständige Unterbrechung erfuhr. Adam hatte selber ein Opernunternehmen, Théâtre national, gegründet, bei dem er erfahren mußte, daß die besten Absichten nicht ausreichen, wenn sie nicht von genügendem Kapital unterstützt sind. Sein finanzieller Ruin nötigte ihn zu verdoppelter Tätigkeit, der die Güte des Geleisteten nicht immer Schritt hielt. Seit 1848 bekleidete er überdies eine Professur am Konservatorium. Er starb am 3. Mai 1856.

Von seinen 53 Bühnenwerken erscheinen noch gelegentlich im Spielplan unserer Bühnen „Le roi d'Yvetot" (1843), „La poupée de Nuremberg" (1852) und „Si j'étais roi" (1852). Eher würde sich wohl ein Wiederbelebungsversuch mit einem seiner Balletts lohnen, unter denen „Giselle ou les Wilis" (1841) in rein musikalischer Hinsicht den Höhepunkt von Adams Schaffen bezeichnet, das ihm in der Geschichte der französischen Spieloper einen dauernden Ehrenplatz neben Auber und Boieldieu sichert.

(Aus dem „Opernbuch" von Karl Storck. Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung. 4. Aufl.)



Briefe

A. C., C. — J. R., D. — J. M., S. — H., S. i. H. — O. M., W. — O. S., E. — E. B., B. — W. B., B. — P. S., F. i. Bg. — B. K., S. — K. D., U. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

E. G., L. Das „Stücklein inneren Erlebens“ ahnt man allenfalls, doch ist's noch nicht stark genug, um fremde Teilnahme an solchem Erleben zu erzwingen.

C. G., W. In der Stimmung ganz hübsch herausgebracht, aber noch nicht bedeutend genug für den Druck.

H. D., K., Zentr. China. Noch nachträglich vielen Dank für die Blätter aus dem fernen Osten und Ihre frdl. Wünsche! Das heitere Skizzchen haben wir gern gelesen und uns dabei in die hübschen Bildchen vertieft, die Ihr Kodak so scharf festgehalten. Schade, daß nicht auch die drollige „Flucht vor dem Drachen“ in effigie dabei war. Herzliche Grüße aus der Heimat!

Cl. Z., O. i. B. Besten Dank für Übersendung der trefflichen, ebenso gesinnungstüchtigen, mannhaften, wie gedanken- und ausdrucksvollen Festrede, zu der Sie der T. nur beglückwünschen kann. Die berechtigte Freude an diesen im besten Sinne patriotischen Ausführungen brauchen Sie sich durch die Anpöbelung seitens einiger ruppiger Genossen drüben und angstbeklommener Byzantiner hüben nicht verdrießen zu lassen. Die Blätter erhalten Sie unter Kreuzband zurück. Freundl. Gruß!

L. H., F. a. M. Ihre frdl. Einsendung haben wir an den Verfasser weitergegeben.

Th. Z. Besten Dank für die Ausschnitte. Was der T. davon hält, werden Sie gelegentlich im „Tagebuch“ finden.

J. G., J. Auch Ihnen besten Dank für den Artikel, den wir schon von der Christlichen Welt her kannten.

Dr. S., H. Ihre gegenteilige Stellungnahme in der Vivisektionsfrage, die ja wohl — leider! möchten wir sagen — die Meinung vieler Ihrer Standesgenossen ist, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Die Annahme, daß Ihre Ausführungen „ganz falsche Vorstellungen“ berichtigen könnten, die der Förstersche Artikel „in nicht unterrichteten Kreisen zu erwecken geeignet wäre“, teilen wir freilich nicht. Sie schreiben: „Von einer Verteidigung unserer hervorragendsten Ärzte sehe ich ab; denen kann eine Beschimpfung wie ‚kurzsichtige Selbstlinge‘ nichts anhaben. Aber die Sache selbst! Herr Förster schätzt Leben von Mensch und Tier gleichhoch ein, denn sonst könnte ich seinen Standpunkt überhaupt nicht verstehen, da ich doch annehmen muß, daß er sich bis ins kleinste Detail mit der Frage beschäftigt hat, ehe er seine Vorwürfe in die Welt schleudert. Ja, da dürfte Herr Förster denn doch nur mit wenigen den Standpunkt teilen, denn die allermeisten Menschen (auch edle!) werden das Tier preisgeben, wenn sie dadurch ein Menschenleben erretten können. Und ist es etwas anderes, wenn ein dem Tode nahe erscheinendes, um Luft ringendes Kind durch wenige Mengen Behringsches Diphterieserum fast wie mit einem Schlage besser wird und dem Leben und den Eltern erhalten bleibt?! Ja, Serum gäbe es nicht ohne Tierversuche. Und für Leute, denen ein Beispiel nicht genügt: ein armer Mensch liegt da mit qualvollen Hirnerscheinungen; aus der Art der letzteren sieht der Chirurg, an welcher Stelle des Hirns die Geschwulst oder der Eiter sitzt; er operiert den Mann und erhält ihm das Leben. Ja, diese genaue Kenntnis verdankt der Chirurg, verdanken wir nur und nur den Tierversuchen, den verlästerten Vivisektionen. Solche Beispiele, die sich mehren lassen, müßten genügen, um ein für allemal jede gegnerische Stimme zu unterdrücken. Oder aber man stellt Mensch und Tier auf die gleiche Stufe, dann hört eben alles auf! Ich persönlich bin kein Freund der Vivisektion, ich liebe die Tiere viel zu sehr. Ich halte aber die Vivisektion für ein notwendiges Übel, etwa wie viele den Krieg als notwendiges Übel ansehen. Ich halte es weiter auch für ausgeschlossen, daß der Sieg in der Vivisektionsfrage auf seiten der kurzsichtigen Selbstlinge sein wird, die den qualvollen Tod eines Mitmenschen geschehen lassen wollen, um ihrer eigenen Gefühls—weichheit Genüge zu tun. Ich meine, jeder Vater und jede Mutter, die sich sagen: Ja, unter Umständen kann ich das Leben meines Lieblings der Vivisektion verdanken müssen, wird mit mir anerkennen, wie schwer der Beruf es fühlenden Menschen macht, daß sie Pflichten unterdrücken sollen im Interesse höherer Pflichten, und wird sich der Hetzerei gegen diese Menschen und ihren Beruf enthalten.“

Berichtigung.

Im Tagebuch des vorigen Heftes habe ich — allerdings mit einem Fragezeichen — beiläufig erwähnt, daß das Berliner polizeiliche Droschkenreglement 72 Paragraphen zähle. Zu meinem Bedauern muß ich feststellen, daß ich mich darin geirrt habe. Das Berliner Droschkenreglement zählt nicht 72, sondern nur 113 (einhundertunddreizehn) Paragraphen. Der Türmer

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Christian Morgenstern pinx. Mezzotinto Bruckmann



WASSERFALL IN NORWEGEN



VIII. Jahrg. Juni 1906 Heft 9

Gedanken über eine neue Lebensauffassung

Von

Leo N. Tolstoi

1.

Wie ein einzelner Mensch nicht leben kann, ohne eine bestimmte Vorstellung vom Sinn seines Lebens zu haben, und stets, wenn auch oft unbewußt, seine Handlungen mit diesem von ihm seinem Leben beigelegten Sinn in Übereinstimmung bringt, genau so können auch Mehrheiten von Menschen, die unter gleichen Bedingungen leben — Völker — gar nicht anders, als eine Vorstellung vom Sinn ihres gemeinsamen und aus ihrer Tätigkeit entspringenden Lebens zu haben. Und wie ein einzelner Mensch, der in ein neues Alter tritt, unausbleiblich seine Lebensauffassung ändert, und der erwachsene Mensch den Sinn seines Lebens in etwas anderem erblickt als das Kind, genau so verändert auch eine Mehrheit von Menschen, ein Volk, unausbleiblich, seinem Alter entsprechend, seine Lebensauffassung und die aus dieser Auffassung entspringende Tätigkeit.

Der Unterschied in dieser Beziehung zwischen einem einzelnen Menschen und der ganzen Menschheit besteht darin, daß, während ein einzelner Mensch bei der Bestimmung der Lebensauffassung jeder neuen Lebensperiode, in die er eintritt — einer Lebensauffassung, die aus seiner Tätigkeit entspringt —, die Fingerzeige der Leute benutzt, die vor ihm gelebt und das Alter, in das er eingetreten, schon hinter sich haben, die Menschheit diese Fingerzeige nicht benutzen kann, weil sie sich stets auf einem noch nicht

betretenen Wege vorwärts bewegt und niemanden hat, den sie fragen kann: Wie muß man das Leben auffassen, und unter den neuen Bedingungen, in welche wir eintreten und in welchen noch niemals jemand gelebt hat, verfahren?

Inzwischen kann, wie ein verheirateter Mann mit Kindern unmöglich das Leben so auffassen kann, wie er es als Kind aufgefaßt hat, auch die Menschheit nach den verschiedenen Veränderungen, die mit ihr vorgegangen sind: gemäß der Dichtigkeit der Bevölkerung und Begründung des Verkehrs zwischen verschiedenen Völkern, Vervollkommnung der Mittel, den Kampf mit der Natur aufzunehmen, und Aufhäufung des Wissens — das Leben nicht mehr wie früher auffassen, sondern muß unbedingt sich eine neue Lebensauffassung zu eigen machen, aus der die Tätigkeit entspringt, die dem neuen Zustande entspricht, in welchen die Menschheit eingetreten ist oder eintritt.

Dieser Notwendigkeit entspricht die besondere Fähigkeit der Menschheit, von sich einzelne Leute abzusondern, die dem ganzen Leben der Menschheit einen neuen Sinn geben — einen Sinn, aus dem eine ganz andere Tätigkeit entspringt, als die frühere ist. Die Begründung dieser der Menschheit in den neuen Bedingungen, in die sie eintritt, eigenen Lebensauffassung und der aus ihr entspringenden Tätigkeit ist dasjenige, was man Religion nennt.

Und deswegen ist die Religion erstens nicht, wie die Wissenschaft glaubt, eine Erscheinung, die früher einmal der Entwicklung der Menschheit entsprach, dann aber überlebt wurde, sondern sie ist eine das Leben der Menschheit stets begleitende Erscheinung und ist in unserer Zeit der Menschheit ebenso notwendig wie in jeder anderen Zeit. Zweitens ist die Religion stets die Bestimmung einer zukünftigen und nicht einer vergangenen Tätigkeit, und deswegen ist klar, daß die Untersuchung vergangener Erscheinungen in keinem Fall das Wesen der Religion ausmachen kann.

Das Wesen jeder religiösen Lehre liegt nicht in dem Wunsche eines symbolischen Ausdrucks der Naturkräfte, nicht in Furcht vor ihnen, nicht in dem Bedarf nach etwas Wunderbarem und nicht in den äußeren Erscheinungsformen, wie das die Männer der Wissenschaft glauben. Das Wesen der Religion liegt in der Eigenschaft der Menschen, prophetisch den Lebensweg vorauszusehen und anzugeben, den die Menschheit gehen muß, liegt in einer anderen Bestimmung des Sinnes des Lebens als früher, woraus dann eine andere Tätigkeit der Menschheit, als die frühere, für alle Zukunft entspringt.

Die Eigenschaft der Vorausbestimmung des Weges, den die Menschheit gehen muß, ist in größerem oder geringerem Grade allen Leuten eigen; aber stets und zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, in denen diese Eigenschaft mit besonderer Kraft erschienen ist, und diese Menschen haben klar und genau das ausgedrückt, was unklar alle Menschen fühlten, und haben die neue Lebensauffassung begründet, aus der eine andere Tätigkeit, als die frühere, für viele Jahrhunderte und Jahrtausende entsprungen ist.

Solcher Lebensauffassungen kennen wir drei: zwei hat die Menschheit schon durchlebt, die dritte ist diejenige, welche wir jetzt im Christentum durchleben. Es gibt solcher Auffassungen drei und nur drei nicht deswegen, weil wir willkürlich die verschiedenen Lebensauffassungen zu diesen drei vereinigt haben, sondern weil die Handlungen aller Menschen stets als Grundlage eine von diesen drei Lebensauffassungen haben, weil wir anders als nur auf diese drei Arten das Leben nicht auffassen können.

Diese drei Lebensauffassungen sind folgende: die erste — die persönliche oder tierische, die zweite — die gesellschaftliche oder heidnische, und die dritte — die der ganzen Welt oder die göttliche.

Nach der ersten Lebensauffassung ruht das Leben des Menschen allein in seiner Persönlichkeit; das Ziel seines Lebens liegt in der Befriedigung des Willens dieser Persönlichkeit. Nach der zweiten Lebensauffassung ruht das Leben des Menschen nicht in seiner Persönlichkeit allein, sondern in einer größeren Anzahl und in der folgerichtigen Handlungsweise mehrerer Persönlichkeiten: im Stamm, in der Familie, im Geschlecht, im Staat; das Lebensziel besteht in der Befriedigung des Willens dieser Mehrheit von Persönlichkeiten. Nach der dritten Lebensauffassung liegt das Leben des Menschen weder in seiner Persönlichkeit, noch in einer Anzahl und der folgerichtigen Handlungsweise von mehreren Persönlichkeiten, sondern im Ursprung und in der Quelle des Lebens — in Gott.

Diese drei Lebensauffassungen dienen als Grundlage aller früheren und jetzigen Religion.

Der Wilde erkennt Leben nur in sich, in seinen persönlichen Wünschen an. Das Wohl seines Lebens ist in ihm allein konzentriert. Das höchste Wohl ist für ihn die möglichst vollständige Befriedigung seiner Lüste. Die Triebkraft seines Lebens ist persönlicher Genuß. Seine Religion besteht im Anrufen der Gottheit zugunsten seiner Persönlichkeit und in der Verehrung eingebildeter Götterpersönlichkeiten, die nur für persönliche Zwecke leben.

Der heidnische Gemeindemensch erkennt das Leben schon nicht nur in sich allein an, sondern in einer Mehrheit von Persönlichkeiten — im Stamme, in der Familie, im Geschlecht, im Staat, und opfert für diese Mehrheiten sein persönliches Wohl. Die Triebkraft seines Lebens ist der Ruhm. Seine Religion besteht in der Verherrlichung der Häupter von Verbänden: der Stammältesten, Ahnen, Herrscher, und in der Verehrung von Göttern — die ausschließlich seine Familie, sein Geschlecht, sein Volk, seinen Staat beschützen. Daß auf dieser gesellschaftlichen oder heidnischen Lebensauffassung so viele verschiedenen Lebensformen, wie das Leben des Stammes, der Familie, des Geschlechts, des Staates und selbst das von Positivisten theoretisch angenommene Leben der Menschheit gegründet sind, tut der Einheit dieser Lebensauffassung keinen Abbruch. All diese verschiedenen Lebensformen sind auf der einen Vorstellung begründet, daß das Leben der Persönlichkeit kein genügendes Lebensziel ist, daß man den Sinn des Lebens nur in einer Mehrheit von Persönlichkeiten finden kann.

Der Mensch, welcher die göttliche Lebensauffassung hat, erkennt das Leben schon nicht mehr in seiner Persönlichkeit und in einer Mehrheit von Persönlichkeiten (in der Familie, dem Geschlecht, dem Volk, dem Vaterlande oder dem Staat), sondern in der Quelle ewigen, unsterblichen Lebens — in Gott; und für die Erfüllung des Willens Gottes opfert er sein persönliches Wohl, wie auch das seiner Familie und das der Gesellschaft. Die Triebkraft seines Lebens ist die Liebe, und seine Religion ist die Verehrung durch die Tat des wahren Ursprungs von allem — Gottes.

Das ganze historische Leben der Menschheit ist nichts anderes als ein schrittweises Übergehen von der persönlichen, tierischen Lebensauffassung zur gesellschaftlichen und von der gesellschaftlichen Lebensauffassung zur göttlichen. Die ganze Geschichte der Völker des Altertums, die durch tausend Jahre dauert und mit der Geschichte Roms endigt, ist die Geschichte des Ersatzes der tierischen, persönlichen Lebensauffassung durch die gesellschaftliche und staatliche. Die ganze Geschichte seit der römischen Kaiserzeit und dem Erscheinen des Christentums ist die jetzt noch von uns durchlebte Geschichte des Ersatzes der staatlichen Lebensauffassung durch die göttliche.

2.

Wie der Mensch, der die soziale Lebensauffassung besitzt, zum Wilden sagt: Komm zur Besinnung, überlege dir die Sache! Das Leben deiner Persönlichkeit kann nicht dein wahres Leben sein, weil dieses Leben elend und vergänglich ist. Nur das Leben einer Gemeinschaft und der folgerichtigen Handlungsweise mehrerer Persönlichkeiten: des Stammes, der Familie, des Geschlechts, des Staates hat Dauer und Leben, und deswegen muß der Mensch seine Persönlichkeit dem Leben der Familie, des Staates opfern — genau so sagt die christliche Lehre dem Menschen, der die soziale Lebensauffassung, die der menschlichen Gemeinschaft sich zu eigen gemacht hat: Tut Buße, d. h. überlegt es euch anders, sonst geht ihr zugrunde. Begreift, daß dieses körperliche, persönliche Leben, das heute entsteht und morgen vergeht, niemals sichergestellt werden kann, daß keine äußere Maßregel, keine besondere Einrichtung ihm Stetigkeit und Vernunft verleihen kann. Kommt zur Besinnung und begreift, daß das Leben, welches ihr lebt, nicht das wirkliche Leben ist; das Leben der Familie, der Gesellschaft, des Staates rettet nicht vor dem Untergange. Ein wahres, vernünftiges Leben ist für den Menschen nur in dem Maße möglich, in welchem er nicht an der Familie, oder am Staat, sondern an der Quelle des Lebens, dem Vater, teilnehmen kann; in dem Maße, in welchem er sein Leben mit dem Leben des Vaters verschmelzen kann. Derart ist unzweifelhaft die christliche Lebensauffassung, die aus jedem Ausspruch des Evangeliums zu ersehen ist.

3.

Die Lehren der sozialen Lebensauffassung unterweisen nur in der genauen Erfüllung von Regeln oder Gesetzen. Die Lehre Christi unter-

weist die Menschen, indem sie sie auf die unendliche Vollkommenheit des Vaters im Himmel hinweist, nach der jeder Mensch unwillkürlich von selbst strebt, auf welcher Stufe der Unvollkommenheit er sich auch befinden mag.

4.

Die Vollkommenheit, die das Christentum uns zeigt — ist unendlich und kann niemals erreicht werden; und Christus gibt seine Lehre, indem er berücksichtigt, daß vollständige Vollkommenheit niemals erreicht werden kann, daß aber das Streben nach vollständiger, unendlicher Vollkommenheit das Heil der Menschen stets vergrößern wird, und daß dieses Heil deswegen ins Unendliche vergrößert werden kann.

Christus lehrt keine Engel, sondern Menschen, die ein animalisches Leben leben und sich in ihm bewegen. Und gerade zu dieser animalischen Bewegungskraft fügt Christus gleichsam eine neue andere Kraft der Erkenntnis der göttlichen Vollkommenheit hinzu — lenkt dadurch die Lebensbewegung durch die Resultante aus zwei Kräften.

Die Annahme, daß das menschliche Leben in der von Christus angegebenen Richtung vor sich geht, ist gerade so wie die Annahme, daß ein Fährmann, der einen schnellen Fluß passiert und seinen Weg fast direkt gegen die Strömung richtet, in dieser Richtung treiben wird.

Christus erkennt das Vorhandensein beider Seiten des Parallelogramms, beider ewigen unvergänglichen Kräfte, aus denen sich das menschliche Leben zusammensetzt, an: die Kraft der animalischen Natur und die Kraft des Bewußtseins der Sohnesschaft Gottes. Ohne Rücksicht auf die animalische Kraft, die sich von selbst bestätigt, sich selbst stets gleich bleibt und sich außer der Macht des Menschen befindet, spricht Christus nur von der göttlichen Kraft, die den Menschen zu ihrer größtmöglichen Erkenntnis, zur größtmöglichen Befreiung von dem, was sie hindert, und zur Entwicklung zum höchsten Grade auffordert.

In dem Freimachen und der Vergrößerung dieser Kraft besteht nach Christus' Lehre das wahre Leben des Menschen. Das wahre Leben besteht nach früheren Lehren aus der Erfüllung von Regeln, des Gesetzes; nach der Lehre Christi besteht es aus der größtmöglichen Annäherung an die angedeutete und jedem Menschen in sich bewußte göttliche Vollkommenheit, in der stets zunehmenden Annäherung an die Verschmelzung seines Willens mit dem Willen Gottes, eine Verschmelzung, zu der der Mensch hinstrebt und die die Vernichtung des Lebens wäre, welches wir kennen.

Die göttliche Vollkommenheit ist die Asymptote des menschlichen Lebens, nach welcher dieses stets strebt und welcher es sich nähert und welche von ihr nur in der Unendlichkeit erreicht werden kann.

Die christliche Lehre scheint die Möglichkeit des Lebens nur dann auszuschließen, wenn die Menschen den Hinweis auf das Ideal für das Ideal selbst nehmen. Nur dann scheinen die Forderungen, welche die christliche Lehre stellt, das Leben zu vernichten. Diese Forderungen geben im Gegenteil

allein die Möglichkeit wahren Lebens. Ohne diese Forderungen wäre wahres Leben unmöglich.

„Man darf nie zu viel fordern" — sagen gewöhnlich Leute, die die Forderungen der christlichen Lehre beurteilen — „man darf nicht verlangen, daß sich jemand gar nicht um die Zukunft bekümmert, wie es im Evangelium heißt, man soll sich nur nicht allzusehr um etwas bekümmern; man soll nicht den Armen alles geben, sondern muß ihnen einen bestimmten, festgesetzten Teil geben; man soll nicht nach vollständiger Keuschheit streben, sondern muß Liederlichkeit meiden; man muß nicht Weib und Kinder verlassen, sondern soll nur keine allzu große Leidenschaft für sie hegen" usw.

Aber so sprechen, ist genau dasselbe, wie zu einem Menschen, der einen reißenden Fluß passiert und seine Fahrt gegen die Strömung richtet, sagen, daß man nicht einen Strom passieren kann, wenn man sein Fahrzeug gegen die Strömung lenkt, sondern daß man, um hinüber zu gelangen, in der Richtung fahren muß, in der man hinüber gelangen will.

Die Lehre Christi unterscheidet sich dadurch von früheren Lehren, daß sie die Menschen nicht durch äußere Regeln, sondern durch das innere Bewußtsein der Möglichkeit lenkt, die göttliche Vollkommenheit zu erreichen. Und in der Seele des Menschen liegen nicht beschränkte Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschenliebe, sondern das Ideal völliger unendlicher, göttlicher Vollkommenheit. Nur das Streben nach dieser Vollkommenheit lenkt die Richtung des menschlichen Lebens vom animalischen Zustande so weit zum göttlichen hin, wie das in diesem Leben möglich ist.

Um an die Stelle zu gelangen, zu der man hin will, muß man mit allen Kräften den Weg weit höher richten.

Die Forderungen des Ideals herabschrauben, heißt nicht nur die Möglichkeit der Vollkommenheit vermindern, sondern das Ideal selbst vernichten. Das Ideal, das auf die Menschen wirkt, ist nicht ein von jemand ersonnenes, sondern das Ideal, welches jeder Mensch in seiner Seele trägt. Nur dieses Ideal völliger, unendlicher Vollkommenheit wirkt auf die Menschen und treibt sie zur Tätigkeit. Beschränkte Vollkommenheit verliert ihre Wirkungskraft auf die Seele der Menschen.

Die Lehre Christi hat nur dann Kraft, wenn sie vollständige Vollkommenheit, d. h. Verschmelzung des göttlichen Wesens, das sich in der Seele jedes Menschen befindet, mit dem Willen Gottes, — die Vereinigung des Sohnes mit dem Vater fordert. Nur diese Befreiung des Sohnes Gottes, der in jedem Menschen lebt, aus dem tierischen Zustande und seine Annäherung an den Vater bildet das Leben nach der christlichen Lehre.

Die Existenz des tierischen Wesens im Menschen, nur des tierischen, ist kein menschliches Leben. Das Leben nur nach dem Willen Gottes ist auch kein menschliches Leben. Das menschliche Leben ist zusammengesetzt aus dem tierischen und dem göttlichen Leben. Und je mehr diese Zusammensetzung sich dem göttlichen Leben nähert, um so mehr ist sie Leben.

Das Leben nach der christlichen Lehre ist die Bewegung zur göttlichen

Vollkommenheit. Kein Zustand kann nach dieser Lehre höher oder niedriger sein als ein anderer. Jeder Zustand ist nach dieser Lehre nur ein bestimmter, an und für sich nicht zu unterscheidender Grad zur unerreichbaren Vollkommenheit und bildet deswegen an und für sich weder einen höheren, noch geringeren Lebensgrad. Die Vermehrung des Lebens ist nach dieser Lehre nur eine Beschleunigung der Bewegung zur Vollkommenheit. Und deswegen bildet die Bewegung zur Vollkommenheit des Zöllners Zachäus, der Buhlerin, des Räubers am Kreuze einen höheren Lebensgrad als die unbewegliche Rechtschaffenheit des Pharisäers. Und deswegen kann es für diese Lehre keine Regeln geben, deren Erfüllung Bedingung ist. Jemand, der auf einem niedrigen Grade steht und zur Vollkommenheit hinstrebt, lebt sittlicher und besser und erfüllt die Lehre besser als jemand, der auf einem weit höheren Grade der Sittlichkeit steht, aber nicht zur Vollkommenheit hinstrebt.

In diesem Sinne ist dem Vater das verirrte Schaf teurer als die nicht verirrten. Der verlorene Sohn, die verlorene und wiedergefundene Münze teuerer als die nicht verlorenen.

Die Erfüllung der Lehre liegt in der Bewegung zu Gott. Es ist augenscheinlich, daß es für die Erfüllung dieser Lehre keine bestimmten Regeln und Gesetze geben kann. Jeder Grad der Vollkommenheit und jeder Grad der Unvollkommenheit sind vor dieser Lehre gleich; keine Erfüllung von Geboten bedeutet die Erfüllung der Lehre; und deswegen gibt es für diese Lehre keine bindenden Regeln und Gebote, und kann es keine geben.

Von diesem Grundunterschiede der Lehre Christi von allen voraufgegangenen Lehren, die auf eine staatliche Lebensauffassung gegründet waren, rührt auch der Unterschied der staatlichen Gebote von den christlichen Geboten her.

Die staatlichen Gebote sind meistens positive Vorschriften bestimmter Handlungen, rechtfertigen die Menschen und geben ihnen Rechtlichkeit. Die christlichen Gebote dagegen (das Gebot der Liebe ist kein Gebot im engsten Sinne des Wortes, sondern der Ausdruck des Wesens der Lehre), die fünf Gebote der Bergpredigt sind alle negativ und zeigen nur, was die auf einer bestimmten Entwicklungsstufe angelangte Menschheit nicht mehr tun kann. Diese Gebote sind gleichsam Merkzeichen auf dem unendlichen Wege der Vollkommenheit, den die Menschheit geht, des Grades der Vollkommenheit, welcher in einer bestimmten Entwicklungsperiode der Menschheit möglich ist.

In der Bergpredigt ist von Christus das ewige Ideal ausgedrückt, nach welchem die Menschen streben sollen, und der Grad, welcher schon in unserer Zeit von den Menschen erreicht werden kann.

Das Ideal besteht darin, niemand etwas Böses zuzufügen, keine feindselige Gesinnung gegen irgend jemand hervorzurufen, alle zu lieben; das Gebot aber, das den Grad anzeigt, unter welchen man ganz unmöglich zur Erreichung dieses Ideals hinuntergehen kann, besteht darin, die Menschen mit keinem Worte zu kränken. Und das bildet das erste Gebot.



Das Ideal ist vollständige Keuschheit, selbst in Gedanken: das Gebot, das den Grad anzeigt, unter welchen man unmöglich zur Erreichung dieses Ideals hinuntergehen kann, ist die Reinheit des ehelichen Lebens, Enthaltsamkeit von Unzucht. Das bildet das zweite Gebot.

Das Ideal ist, sich nicht um die Zukunft zu bekümmern, in der gegenwärtigen Stunde zu leben; das Gebot, das den Grad anzeigt, unter welchen man unmöglich hinuntergehen kann, ist, nicht zu schwören und den Menschen nichts im voraus zu versprechen. Das ist das dritte Gebot.

Das Ideal ist, niemals zu irgendwelchem Zwecke Gewalt anzuwenden; das Gebot, das den Grad anzeigt, unter welchen man unmöglich hinuntergehen kann, ist, nicht Böses mit Bösem zu vergelten, Beleidigungen zu ertragen, sein letztes Kleidungsstück fortzugeben. Das ist das vierte Gebot.

Das Ideal ist, die Feinde und diejenigen, die uns hassen, zu lieben; das Gebot, das den Grad anzeigt, unter welchen man unmöglich hinuntergehen kann, ist, den Feinden nichts Böses zu tun, von ihnen Gutes zu reden, keine Unterschiede zwischen ihnen und seinen eigenen Mitbürgern zu machen.

Alle diese Gebote sind Hinweise auf das, was wir auf dem Wege des Strebens zur Vollkommenheit sehr wohl tun oder nicht tun können — dasjenige, woran wir jetzt arbeiten müssen — dasjenige, was wir allmählich in den Bereich der Gewohnheit, in den Bereich des Unbewußten hinüberleiten müssen. Aber diese Gebote bilden nicht nur keine Lehre und erschöpfen sie nicht, sondern bilden nur einen ihrer zahllosen Grade zur Annäherung an die Vollkommenheit.

Hinter diesen Geboten müssen und werden höhere und immer höhere auf dem Wege der Vollkommenheit folgen, die die Lehre uns angibt.

5.

Das Christentum erkennt Liebe zur eigenen Person wie auch zur Familie und zum Volk und zur Menschheit, nicht nur zur Menschheit, sondern zu allem Lebenden, zu allem Existierenden an und erkennt die Notwendigkeit unendlicher Erweiterung des Bereiches der Liebe an; aber den Gegenstand dieser Liebe findet sie nicht außer sich, nicht in einer Gemeinschaft von Persönlichkeiten: in der Familie, im Geschlecht, im Staat, in der Menschheit, in der ganzen äußeren Welt, sondern in sich, in seiner Persönlichkeit, aber in der göttlichen Persönlichkeit, deren Wesen eben die Liebe ist, zu deren verlangter Erweiterung die tierische Persönlichkeit gebracht worden ist, indem sie sich vor der Erkenntnis ihrer Verderbtheit rettet.

Der Unterschied der christlichen Lehre von früheren ist der, daß die früheren auf Gemeinschaft bezüglichen Lehren sagten: Leb gegen deine Natur (worunter sie allein die tierische Natur verstanden), ordne sie dem äußeren Gesetz der Familie, der Gesellschaft, des Staates unter; das Christentum sagt: Leb deiner Natur entsprechend (indem sie darunter die göttliche Natur versteht), ordne ihr nichts unter — weder deine eigene, noch eine fremde,

tierische Natur, so wirst du erreichen, wonach du strebst, indem du deine äußere Natur äußeren Gesetzen unterordnest.

Die christliche Lehre bringt den Menschen zu seiner ursprünglichen Erkenntnis zurück, nach welcher er sich nicht als Tier, sondern als Gott, als göttlicher Funke, als Gottes Sohn, als ebensolchen Gott wie der Vater, nur in die tierische Hülle eingeschlossen erkennt. Und dieses Sich-als-Gottes-Sohn-erkennen, dessen Haupteigenschaft die Liebe ist, genügt auch allen Anforderungen nach Erweiterung des Bereiches der Liebe, zu welcher der Mensch mit einer auf das Gemeinwohl gegründeten Lebensauffassung geführt ist. Dort, bei stets zunehmender Erweiterung des Bereiches der Liebe zum Heil der Persönlichkeit, war die Liebe eine Notwendigkeit und schloß sich an bestimmte Gegenstände an: an sich selbst, an die Familie, die Gesellschaft, die Menschheit; bei der christlichen Weltanschauung ist die Liebe keine Notwendigkeit und schließt sich an nichts an, sondern ist die wesentliche Eigenschaft der menschlichen Seele. Der Mensch liebt nicht deswegen, weil es für ihn vorteilhaft ist, diesen oder jenen zu lieben, sondern weil die Liebe das Wesen seiner Seele ist — weil er nicht anders kann als lieben.

Die christliche Lehre ist für den Menschen ein Hinweis darauf, daß das Wesen seiner Seele die Liebe ist, daß er sein Heil nicht dadurch erlangt, daß er diesen oder jenen liebt, sondern dadurch, daß er den Ursprung von allem — Gott liebt, den er in sich als Liebe kennt, und er wird deswegen alle und alles lieben.

6.

Menschen, die an die bestehende Ordnung der Dinge gewöhnt sind, sie lieben und ihre Veränderung fürchten, bemühen sich, die Lehre als Sammlung von Offenbarungen und Regeln aufzufassen, die man sich zu eigen machen kann, ohne sein Leben zu ändern, während die Lehre Christi nicht nur eine Lehre von Regeln ist, die der Mensch befolgen muß, sondern die Aufklärung über einen neuen Sinn des Lebens, der alles erklärt, eine ganz andere als die frühere Tätigkeit der Menschheit in der Periode, in welche sie eintritt.

Das Leben der Menschheit bewegt sich, macht, wie das Leben eines einzelnen, Stufen durch, und jede Stufe hat ihre entsprechende Lebensauffassung, und diese Lebensauffassung machen sich die Menschen unbedingt zu eigen. Leute, die sich die ihrer Stufe entsprechende Lebensauffassung nicht bewußt zu eigen machen, werden unbewußt dahin gebracht. Dasselbe, was bei der Veränderung der Lebensanschauung einzelner Leute geschieht, geschieht auch bei der Veränderung der Lebensanschauung von Völkern und der ganzen Menschheit. Wenn ein Familienvater sich in seiner Tätigkeit von einer kindlichen Lebensauffassung noch weiter leiten läßt, so wird das Leben für ihn so schwer, daß er unwillkürlich eine andere Lebensauffassung sucht und sich gern diejenige aneignet, die seinem Alter angemessen ist.

Dasselbe geht jetzt in unserer Menschheit bei dem Übergange von der heidnischen Lebensauffassung zur christlichen, den wir jetzt durchleben,

vor sich. Der Gemeindemensch unserer Zeit wird durch das Leben selbst in die Notwendigkeit versetzt, sich von der heidnischen Lebensauffassung, die dem jetzigen Alter der Menschen nicht angemessen ist, zu trennen und den Anforderungen der christlichen Lehre nachzugeben, deren Wahrheiten, wie sehr sie auch verdorben und falsch ausgelegt werden, ihm trotzdem bekannt sind und allein eine Lösung der Widersprüche bieten, in die er verstrickt ist.

Wenn einem Menschen mit einer auf das Gemeinwohl gegründeten Lebensauffassung die Forderungen der christlichen Lehre sonderbar und sogar gefährlich erscheinen, so erschienen genau so sonderbar, unverständlich und gefährlich dem Wilden in alten Zeiten die Forderungen der auf das Gemeinwohl gegründeten Lehre, als er sie noch nicht vollständig verstand und ihre Folgen noch nicht voraussehen konnte.

„Es ist unvernünftig, seine Ruhe oder sein Leben zu opfern," sagt der Wilde, „um etwas Unverständliches und Unfühlbares, Bedingtes, nämlich die Familie, das Geschlecht, das Vaterland zu verteidigen, und es ist namentlich gefährlich, sich einer fremden Macht zu unterwerfen." Aber es kam für den Wilden die Zeit, wo er einerseits, wenn auch unklar, die Bedeutung gesellschaftlichen Lebens und die Bedeutung des Hauptfaktors dieses Lebens — Beifall oder Tadel der Gesellschaft — des Ruhmes begriff; andererseits, als das Leiden seines persönlichen Lebens so groß wurde, daß er an die Richtigkeit seiner früheren Lebensauffassung nicht mehr glauben konnte, nahm er die auf das Gemeinwohl gegründete staatliche Lehre an und unterwarf sich ihr.

Genau dasselbe vollzieht sich jetzt mit dem der Gesellschaft, dem Staat angehörigen Menschen.

„Es ist unvernünftig," sagt der Gemeindemensch, „sein Wohl, das Wohl seiner Familie, seines Vaterlandes, der Erfüllung irgend eines höchsten Gesetzes zu opfern, welches von mir Verzicht auf die allernatürlichsten und besten Gefühle, der Liebe zu mir selbst, zu meiner Familie, zur Heimat, zum Vaterlande verlangt, und namentlich gefährlich, die Sicherstellung des Lebens aufzugeben, welche die Staatseinrichtung mir gewährt."

Aber es kommt die Zeit, wo einerseits das unklare Bewußtsein des höchsten Gebotes, der Liebe zu Gott und zum Nächsten, andererseits die Leiden, die aus den Widersprüchen im Leben entspringen, den Menschen zwingen, der auf das Gemeinwohl gegründeten Lebensauffassung zu entsagen und sich die neue, dargebotene Auffassung anzueignen, die alle Widersprüche löst und die Leiden seines Lebens beseitigt — nämlich die christliche Lebensauffassung. Und diese Zeit ist jetzt gekommen.

Uns, die wir schon vor tausend Jahren den Übergang von der tierischen persönlichen Lebensauffassung zur Lebensauffassung, die auf das Gemeinwohl gegründet ist, durchgemacht haben, scheint es, daß diese Periode notwendig und natürlich war, daß aber die, welche wir jetzt diese letzten 1800 Jahre durchleben, willkürlich, unnatürlich und schrecklich ist. Aber das scheint uns nur deswegen so, weil jener Übergang schon vollzogen und jene Tätig-

keit schon in eine unbewußte übergegangen ist; der jetzige Übergang aber ist noch nicht beendet, und wir müssen ihn bewußt vollenden.

Die auf das Gemeinwohl gegründete Lebensauffassung ist in Jahrhunderten, Jahrtausenden in das Bewußtsein der Menschen übergegangen, hat verschiedene Formen durchgemacht und ist jetzt schon für die Menschheit zu einer unbewußten, erblich überkommenen Tätigkeit, zur Erziehung und Gewohnheit geworden; und deswegen erscheint sie uns natürlich. Aber vor 5000 Jahren erschien sie den Menschen ebenso unnatürlich und schrecklich, wie ihnen jetzt die christliche Lehre in ihrem wahren Sinn erscheint.

Es scheint uns jetzt, daß die Forderungen der christlichen Lehre bezüglich allgemeiner Brüderschaft, Aufhebung der Nationalitäten, Wegfall des Eigentums und die so sonderbar erscheinende Lehre, dem Übel keinen auf Gewalt gegründeten Widerstand entgegenzusetzen, unmögliche Forderungen seien. Aber genau so unmöglich erschienen Jahrtausende vor uns, in den ältesten Zeiten, nicht nur die staatliche, sondern auch die auf das Wohl der Familie bezüglichen Forderungen, wie zum Beispiel: die Forderung, daß Eltern ihre Kinder, junge Leute die alten ernähren sollten, daß Ehegatten einander treu wären. Noch sonderbarer, geradezu sinnlos erschienen die auf das Wohl des Staates bezüglichen Forderungen: wonach die Bürger sich den Anordnungen einer Macht fügen sollten, Abgaben bezahlen, zur Verteidigung des Vaterlandes in den Krieg ziehen usw. Jetzt scheint es uns, daß alle diese Forderungen einfach, verständlich, natürlich sind und nichts Mystisches oder auch nur Sonderbares an sich haben; aber 5000 oder 3000 Jahre früher erschienen diese Forderungen als ganz unmöglich.

Die auf das Gemeinwohl gegründete Lebensauffassung hat deswegen als Grundlage der Religion gedient, weil sie zu der Zeit, wo sie den Leuten mitgeteilt wurde, ihnen vollkommen unverständlich, mystisch und übernatürlich erschien. Jetzt, wo wir diese Phase des Lebens der Menschheit schon durchlebt haben, sind uns die vernünftigen Ursachen der Vereinigung der Menschen zur Familie, zur Gesellschaft, zum Staat durchaus begreiflich; aber im Altertum wurden die Forderungen einer solchen Vereinigung im Namen eines übernatürlichen Wesens erklärt und von ihm bestätigt.

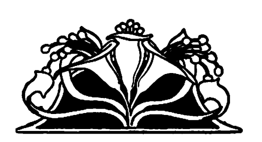
Genau so wird auch jetzt die christliche Lehre den Leuten einer auf das Gemeinwohl gegründeten, oder heidnischen Weltanschauung als übernatürliche Religion hingestellt, während in Wirklichkeit weder etwas Geheimnisvolles, noch Mystisches, noch Übernatürliches in ihr liegt; sondern sie ist nur die Lehre vom Leben, die dem Entwicklungsgrade, dem Alter, in welchem sich die Menschheit befindet und welche sie deswegen unbedingt annehmen muß, entspricht.

Es kommt eine Zeit, und sie rückt schon heran, wo die christlichen Grundlagen des Lebens der Gleichheit und Brüderlichkeit, der Gemeinsamkeit des Besitzes und des Grundsatzes, dem Übel keinen Widerstand mittels Gewalt zu leisten, ebenso natürlich und einfach erscheinen, wie uns jetzt die Grundlagen des Familienlebens, des Gemeinde- und Staatslebens erscheinen.



Weder ein Mensch, noch die Menschheit können in ihrer Bewegung zurückkehren. Die auf das Gemeinwohl gegründete Familien- und staatliche Lebensauffassung haben die Menschen hinter sich; man muß vorwärts schreiten und sich die folgende höhere Lebensauffassung aneignen, was jetzt geschieht.

(Schlußkapitel aus Tolstois neuestem Werke „Über das Leben", das demnächst in berechtigter deutscher Übersetzung von Dr. Adolf Heß bei S. Fischer, Berlin, erscheint.)



Die Ehebrecherin vor Christus

Von

Anna Dix

Von heimlichem Genuß verbotner Glut
Riß sie hinweg des strengen Volkes Wut.

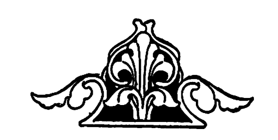
Ein Schweigen nun. Verstummt das wilde Drohn.
Sie steht im Tempel vor des Menschen Sohn.

Sein klarer Blick mit himmlischer Gewalt
Umleuchtet die entheiligte Gestalt.

Sie senkt das Auge, purpurüberflammt,
Von ihres eignen Herzens Qual verdammt.

Er hebt sich nicht von hinnen. Er verharrt.
Und Läuterung ist seine Gegenwart.

Sie schaut empor. — — Sein Auge strahlt von Licht,
Sein Wort ist Gnade. Er verdammt sie nicht.





Leibeigen

Eine Kolonialnovelle aus der Gegenwart

Von

Hanna Christaller

(Fortsetzung)

Freie Nachmittage benutzte Gabriele oft zu Entdeckungsreisen in der Umgegend. Rustan pflegte sie zu begleiten, mehr als Gesellschafter denn als Beschützer; bedurfte sie doch bei der harmlosen Natur der Eingeborenen eines Schutzes nicht, das um so weniger, als die beinahe abgöttische Verehrung, welche der Stabsarzt als „Medizinmann“ genoß, auch ihr zugute kam. Der Neger, seit Jahrhunderten durch seine Fetischpriester, welche zugleich die Träger der primitiven Heilkunde sind, zum Aberglauben gezüchtet, glaubt blind an eine unmittelbare göttliche Beeinflussung derjenigen, welche ihm in Krankheit und Tod hilfreich beizustehen vermögen.

Heute hatte die Schwester ein Nachbardorf in Augenschein genommen. Rustan umkreiste sie vergnügt und verschmähte nebenbei nicht, Bekanntschaft mit den struppigen Countryhunden zu machen, die trübselig und verwahrlost da und dort sich zeigten. Eben hemmte seine Herrin die Schritte vor der Tür eines ungewöhnlich regelmäßigen Palmblattzaunes. Wohlgefällig betrachtete sie den geordneten Hof dahinter, den zwei riesige Brotfruchtbäume beschatteten; sie ließen den Blick frei auf ein größeres Lehmgebäude.

Gabriele trat in den Hof, band Rustan, der Miene machte, zwischen die dort scharrenden Hühner zu fahren, an den Zaun und ging ins Haus. Dieses bestand aus einem viereckigen Raum, der augenscheinlich zugleich als Wohn- und Schlafgemach diente. In der Mitte stand ein plumper Tisch, auf dem ein einziges Gedeck lag. Links an der Wand hatte eine große Kommode ihren Platz gefunden, von welcher drei oder vier stark zerlesene Bücher, eine etwas defekte Erdöllampe und ein altes Tintenfaß wenig vergnüglich herunterschauten. Ein blindgewordener Spiegel hing darüber. Die andere Ecke des Zimmers aber wurde von einer breiten Holzbettstelle ausgefüllt, auf der zwei schmale, frischgewaschene Kissen zu Häupten der glatt darüber gebreiteten grauen Baumwolldecke lagen.

Der Bewohner dieser primitiven, aber sehr sauberen Behausung, welcher eben eine Zeitung studierte, blickte sich nach der Eintretenden über-

rascht um. Es war ein ungewöhnlich breitschultriger, hellblonder Mann mit einem bartlosen, vollen Gesicht, über das der Schatten einer gewissen trotzigen Verlegenheit huschte, als er sich einem so unerwarteten Damenbesuch gegenübersah. Mechanisch knüpfte er die blaue Kordel seines Sporthemdes, das zurückgeschlagen war, so daß der kräftige Hals sichtbar war, in eine Schleife.

„Tropisches Negligé!“ brummte der verafrikanerte junge deutsche Kaufmann, ohne die Eingetretene zu begrüßen. Er nahm eine weiße Joppe vom Nagel.

„Bitte, Herr Tieme,“ lachte Gabriele, „nur keine Umstände! Hierzulande macht sich's jeder so bequem wie möglich. Ich habe offenbar eine ungeschickte Zeit gewählt; denn Ihr Tisch ist, wie ich sehe, gedeckt. Übrigens wollte ich mich nur nach der Patientin erkundigen, welche Sie mir neulich mit der bösen Brandwunde am Arm zuschickten.“

„Meine Frau wird gleich kommen“, antwortete er aufs neue etwas verlegen. Da öffnete sich die Tür: zwei dampfende Schüsseln in den Händen, trat eine junge Negerin ein.

„Ah, Mami!“ rief sie; freudige Überraschung malte sich in ihrem sanften, weichen Gesicht. Eilig stellte sie das Essen auf den Tisch und verneigte sich nach der Landessitte tief vor der weißen Dame, die vorgestreckten flachen Hände mehrmals aneinander schlagend.

„Ihre Frau scheint ja ganz hergestellt zu sein“, brach Gabriele das peinliche Schweigen.

„So ist es. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?“ lud Tieme ein.

„Wenn Sie mir versprechen, sich bei Ihrer Mahlzeit nicht stören zu lassen — ja!“

Gabriele ließ sich auf einer Kiste an der Wand nieder und überflog die Zeitung, welche sie von ihrem Sitz aufgenommen hatte. „Gibt's was Neues vom Hererokrieg?“

„Ich schere mich nicht um die Welthändel, zumal die Nachrichten immer recht altgebacken sind, bis sie über Deutschland zu uns kommen. — Da!“ Tieme schob ihr den vor seinem Gedeck stehenden Stuhl hin, den einzigen im Gemach.

„Danke! Ich sitze schon.“ Gabriele faßte nach Ahebas Arm, die bescheiden an ihrer Seite stand. Schon bedeckte eine feine, schwarze Haut die lange Brandwunde. Sachte strich die Schwester mit ihrem weißen Finger darüber hin, und beide Frauen lächelten einander an.

„Missis so gut!“ rief die Negerin enthusiastisch, schaute aber zugleich fragend auf ihren Gatten, ob sie es auch recht gemacht.

Er nickte ihr beifällig zu und hob den Deckel von einer Schüssel.

„Da riecht's ja nach Sauerkraut!“ bemerkte Gabriele.

„Ja,“ schmunzelte Tieme, „ich habe heute Festtag. Sauerkraut und grüne Erbsen waren von jeher mein Leibgericht. Mit dem letzten Dampfer habe ich frische Sendung bekommen. Sonst lebe ich von Landesschop, den

meine Frau vorzüglich zu bereiten versteht.“ Dann wandte er sich an Aheba: „Gut gemacht!“ lobte er sie in ihrer Sprache.

Sie strahlte.

„Essen Sie mit!“ forderte Tieme seinen Gast auf. „Ich habe kolossalen Hunger. Außer einem leichten Frühstück des Morgens und dieser Mahlzeit, genau um 5 Uhr, genieße ich nichts den ganzen Tag. Regelmäßig leben, das heißt sich vor Erkrankung schützen.“

„Sehr wahr! Und darum danke ich für Ihre Einladung“, sagte Gabriele. „Also guten Appetit!“ Sie winkte Aheba, sich neben sie zu setzen.

Diese zog einen Schemel herbei und ließ sich darauf nieder. Tieme füllte zwei Teller und reichte einen davon seiner Frau. Sie stellte ihn auf ihre Knie und sah eine Weile verschämt darauf nieder; dann begann sie zu essen, indem sie mit Daumen und Zeigefinger zierlich die Speise in den Mund schob. Das sah gar nicht übel aus — sie tat es mit der Anmut eines Kätzleins, das graziös das Pfötchen leckt.

Tieme, der mit großer Eßlust seinen Teller geleert hatte, füllte diesen aufs neue mit Sauerkraut, in welches er wie einen zugespitzten Berg die dickgekochten Erbsen türmte. Während er nun beides mit der Gabel energisch durcheinanderzuarbeiten begann, entging ihm nicht, wie seine Landsmännin sich bemühte, die Eßmanier seiner schwarzen Gefährtin nicht zu beachten. Verzweifelt ernsthaft schaute sie zum Strohdach, welches die Decke des Raumes bildete, hinauf, wo gerade zwei große, fette, blaugrün schillernde Eidechsen, die sich hier offenbar ganz heimisch fühlten, eifrig auf Ungeziefer Jagd machten.

„Sie haben ja ganz respektable Hausjäger“, bemerkte Gabriele. „Solche hätte sich Frau Romund in ihrem berüchtigten Kakerlakenhaus auch halten sollen; dann hätte sie nicht nötig gehabt, selbst das Geziefer zu fangen.“

Tieme hörte nicht auf ihre Worte. Sein Gesicht färbte sich dunkelrot. Er war sich des ungeheuren Abstandes zwischen einem zivilisierten und einem unkultivierten Weibe auf einmal bewußt geworden.

Ahebas feiner Instinkt fühlte sofort die Bewegung in seinem Innern. Flehend sah sie ihn an, hörte auf zu essen und stellte den Teller auf den Boden.

Schweigend heftete Tieme einen festen, heißen Blick auf Ahebas dunkles Antlitz, als wollte er sagen: „Du verstehst mich doch!“

„Schwester, sie ist ein Juwel, dieses gute, sanfte Weib!“ sagte er dann.

„Ich finde sie rührend,“ bekräftigte Gabriele, „man muß sie ja gern haben!“

Er legte Messer und Gabel nieder. „Jemand behauptete neulich, unsere Samariterin im Hospital habe so etwas ganz anderes an sich als die Durchschnittsweiber, so etwas Menschliches?“

„So?“ Sie stützte das Kinn in die Hand. „Das freut mich. ‚Menschlich‘ ist ein liebes, gerechtes Wort. Menschlich kommt der Mensch in die Welt — menschlich steigt er in die Gruft hinab. Was dazwischen liegt,

ist Verkleidung in allerlei Kostümen — Mummenschanz. Und Sie wissen ja: jeder Narr ist in seine Kappe verliebt. Wann wird die Zeit kommen, da nicht mehr jeder meint: ‚Ich habe vor andern etwas voraus — dies oder das‘, und da man nicht mehr fragt: ‚Was bist du? etwas Vornehmes oder etwas Geringes?‘ sondern: ‚Wer bist du? eine Persönlichkeit oder eine Nummer?‘ Innerlich vollwertig zu werden, darnach zu streben, das, meine ich, sollte genügen, ob Mann oder Weib — — —“

„Ob weiß oder schwarz“, ergänzte Tieme. „Der Rassendünkel ist auch ein Mummenschanz. Es gibt z. B. weiße Weiber, um nicht zu sagen Christenweiber, die nicht wert sind, diesem treuen, liebevollen Geschöpf“ — er nickte Aheba zu — „das Wasser zu reichen. Wie gut sie mit mir ist!“ Die Stimme des nach außen so ruhigen, verschlossenen Mannes bebte vor innerer Bewegung. Ich mache es nicht wie so viele andere, die sich selbst entehren, indem sie Lust heischen und Verachtung zollen! Der Himmel weiß, dieses Weib hat meine Liebe und meine Treue, und ich werde niemals von ihr lassen, die mein Glück ist. Aheba, bring unsern Sohn!“ wandte er sich an seine Frau.

Sie ging, warf aber einen bangen Blick auf den Gatten, der sich so lebhaft mit der schönen weißen Dame unterhielt.

Bald kehrte sie mit einem ungefähr zweijährigen kräftigen Knaben zurück. Er hatte die hellen Haare des Vaters und die schwarzen Augen der Mutter. Tieme nahm ihn auf den Arm, herzte ihn und schwang ihn, strahlend von Glück, hoch empor. Er tätschelte die runden Arme und Beine. „Sieht er nicht aus wie so ein kleiner Raffaelengel in braunem Trikot? Aber er wächst auch frei und lustig heran wie ein Kind direkt von Adam und Eva. Wie dauern mich die armen Würmer, bei deren erstem Schrei die Kultur mit der Zwangsjacke der Unfreiheit schon dasteht! Je besser situiert, desto ärger kompliziert!“

Gabriele wiegte das Kind in ihren Armen, aber zeternd strebte es der Mutter zu, die es beruhigend an die Brust drückte.

„Es fühlt,“ lachte die Schwester, „daß ich keine mütterlichen Passionen habe.“

„Sie? Wirklich? Das wäre schade!“ bedauerte Tieme.

„O nein,“ entgegnete sie, „es ist mir immer die größte Genugtuung, kein Wesen verschuldet zu haben, das sterben muß, weil es gelebt hat. Was kann man mehr tun, als denjenigen, die man am meisten lieben würde, den Tod ersparen?“

„Ich würde sehr beklagen, wenn Ihre Frau Mutter ebenso gedacht hätte“, scherzte der Kaufmann.

Im Hofe gebärdete sich Rustan wie toll.

„Jovo (Weißer)!“ meldete Aheba, das Auge auf die offene Tür gerichtet.

Tieme wandte sich um. „Ah, der Herr Stabsarzt!“

Dieser, hoch zu Roß, blickte über den Zaun und brachte sein Pferd sogleich zum Stehen, als er im Hause die Schwester neben dem Landsmann

bemerkte. Er sprang ab, schlang die Zügel um einen Pfosten und schritt auf die Gesellschaft zu.

„Hier vermutete ich Sie nicht", wandte er sich auf der Schwelle an Gabrielen.

„Ich unternahm einen Spaziergang. Es war mir zu still im Hospital. Der letzte Patient fühlte sich so wohl, daß er abgereist ist — —"

„Abge—?" fragte verblüfft Martini, und die letzte Silbe blieb ihm im Halse stecken. Er trat dicht vor die Schwester hin.

Diese schaute verlegen vor sich nieder. „Sie wurden so jäh abgerufen; es war unsicher, wann Sie zurückkommen würden. Ich konnte dem begreiflichen Drängen nicht widerstehen und hielt es auch für das beste — —"

Der Stabsarzt stampfte zornig auf den Boden.

„Wir erwarteten Sie vor morgen oder übermorgen nicht zurück," sagte Gabriele zaghaft, „der so plötzlich angemeldete Krankheitsfall, der Sie abrief, schien mir sehr bedenklich zu sein — —"

„Er war so bedenklich, daß ich zu spät kam." Grimmig nagte er an seinem Schnurrbart.

Tieme betrachtete betroffen die beiden.

„Herr Stabsarzt, etwas Sauerbrunnen würde Ihnen gut tun."

„Ja, und den Kopf unter eine Pumpe!" Martini trocknete sich den Schweiß von der Stirne.

„Wo kommen Sie eigentlich her?" erkundigte sich der Hausherr.

Gabriele nannte den Ort.

„Ist es möglich?" erstaunte Tieme. „Das ist ja eine halbe Tagreise. Sie müssen gejagt sein wie der Satan, wenn Sie heute diesen Weg hin und zurück gemacht haben."

Der Stabsarzt gab keine Antwort; er ließ sich auf den Stuhl fallen und streckte erschöpft beide Beine von sich. Finster brütete er vor sich hin.

Tieme lief nach seinem Vorratsraum, um eine Erfrischung zu holen. Und jetzt hob der Doktor seine Augen und sagte voll Bitterkeit zu der Schwester: „Warum haben Sie mir das getan?"

„Aber ich beschwöre Sie — ich mußte es tun. Die bewußte Dame strebte mit Heftigkeit, in ihr neues Heim zu kommen, und da ließ sich auch der Bräutigam nicht halten. So wie die Dinge standen, fühlte ich mich machtlos."

Martini fuhr sich mit den Fingern durch die nassen Haare: „Fatum!" Nach einer Pause stieß er hervor: „So, sie wollte — pah!"

Als Tieme mit einer Flasche Sauerbrunnen erschien, nahm sich der Doktor zusammen. „Entschuldigen Sie den unwirschen Gast! Ich werde Sie so bald wie möglich von meiner Gegenwart befreien." Er leerte ein Glas des perlenden Getränks und verabschiedete sich: „Erlauben Sie, daß ich mein Pferd durch meinen Diener abholen lasse! Nicht wahr, wir legen den Weg doch zu Fuß zurück, Schwester? Die Sonne ist im Untergehen."

Lange schaute Tieme ihnen nach, wie sie hineinwanderten ins Abendrot.

* * *

Seit zwei Monaten waltete Maria als Missionsfrau auf der Station.

Nathanael, der schwarze Missionsgehilfe, saß vor der Tür seiner weißgetünchten Bretterhütte auf einer Kiste, die für ihn Tisch, Stuhl, Schrank zugleich bedeutete, und spielte Handharmonika. Unaufhörlich spielte er ein und dieselbe Weise, eine lustig aufwirbelnde Melodie, welche er wie eine schmackhafte Speise mit Behagen einzuschlürfen schien; denn sein wulstiger Mund stand halb offen, und seine Augäpfel schauten schmachtend nach oben, so daß das Weiße unten sichtbar war. Eine Anzahl halbwüchsiger Negerjungen aber drehte sich zu der Musik im Hof herum. Lauter im Mondschein hüpfende schwarze Silhouetten, tanzten sie bald einzeln mit hochgehobenen Armen, bald Hand in Hand; sie tanzten mit jener Unermüdlichkeit, mit welcher der Fisch das Wasser, der Vogel die Luft durchmißt; sie tanzten, bis der Musikant seine Armgelenke ermatten fühlte und nach einer besonders wirkungsvollen Schlußkadenz sein Instrument liebevoll auf die Knie niedersetzte. Hoch aufatmend hielten nun die Tänze inne. Eine Stille trat ein, in der man nur das leise Raunen des Nachtwindes vernahm.

„Seht, da ist Doavi", flüsterte plötzlich Nathanael den andern zu und wies auf eine ans Hoftor hingekauerte schmächtige Gestalt. „He! packt ihn und bringt ihn her zu mir!" Blitzschnell stürzten sich einige der Burschen auf den sich unbeachtet Wähnenden und zerrten ihn trotz verzweifelter Gegenwehr heran.

„So! Es ist gut, daß wir dich endlich haben!" schrie Nathanael den erschrockenen Kleinen an. „Warum bist du aus unserer Schule weggelaufen und gehst jetzt in die Schule des Paters? Weißt du nicht, daß der eine falsche Lehre predigt? O! ich werde einen Knüppel nehmen und diesen Pater durchprügeln, und ich werde jeden aus unserer Schule durchprügeln, der es machen will wie du Dummkopf!" Drohend rollte er seine Augen. Der junge Märtyrer aber zeterte und versuchte auszureißen. Doch die andern hielten ihn um so fester, und Nathanael redete weiter: „Wie kann das gut sein, was die Pater lehren? Gehen sie doch jeden Tag und beten das Götzenbild von einem Weibe an." Er spuckte verächtlich aus, und die andern lachten. „Nicht wahr, das mußt du jetzt auch tun, du lahme Schildkröte?" höhnte Nathanael. „Würdet ihr es tun?"

„Nein, nein!" schrien die Zuhörer: „Ein Weib ist gut zum Arbeiten!" „Ja," bestätigte der Harmonikaspieler, „aber nicht zum Anbeten, und dabei hat kein Pater so viel Geld, um sich eines zu kaufen. Ihr wißt, wie viele Weiber unsere Häuptlinge haben — das ist ja eine Sünde, sagt unser weißer Vater — aber so wie die Paters — ganz ohne Weib — möchtet ihr das?"

„Ui! Ui!" lärmten die werdenden Männer, und der neunjährige temperamentvolle Koko warf sich platt auf den Rücken und strampelte abwehrend mit den Beinen.

Aber Doavi begann sich zu verteidigen: „Die Paters beten wohl

das Bild eines Weibes an, aber es ist eine weiße Frau, und weiße Frauen sind sehr schön und gut."

„Das ist wahr!" bestätigte mit Eifer John, welcher schon längere Zeit bei Christoph bedienstet gewesen war und nun von allen darum beneidet wurde, der gütigen, schönen Frau Maria täglich den Tisch decken zu dürfen. „Eine weiße Frau kann lesen, schreiben; sie näht auf der Maschine — und ihre Füße, denkt doch! sind ganz weiß; ich glaube, überhaupt ihr ganzer Körper ist weiß —"

„Wie kann das sein?" zweifelte Koko, „gewiß streichen sie sich Gesicht und Hände weiß an; unter ihren Kleidern werden sie so schwarz sein wie wir."

„Nein," belehrte John, „ich muß das wissen; meine Missis bekam einen Sandfloh in die große Zehe; ich mußte ihn heraus machen, und da sah ich, ihr Fuß war weiß, ganz weiß!"

Koko stieß einen Schrei des Entzückens aus. „Und um den Leib sind sie ganz dünn, so —!" Er zog seine Brust tief atmend in die Höhe und preßte seinen aufgetriebenen Jamsbauch über den Hüften zusammen. Einige andere ahmten sogleich dieses Experiment nach und hielten angestrengt den Atem an, um recht lange „Taille" zu haben.

„Das muß sehr schwer sein den ganzen Tag über!" rief Koko mit aufrichtiger Bewunderung und platschte, erschöpft von der Anstrengung, auf den Boden.

„Dododo (sachte)!" dämpfte Nathanael. „Deshalb betet man aber ein weißes Weib noch lange nicht an. In Europa tun es auch nicht alle Leute. Es steht in meinem Buch geschrieben — ihr wißt, Herr Romund hat es mir geschenkt — daß es dort Gegenden gibt, wo viele katholische Menschen sind; da haben sie ein weibliches Götzenbild im Hause. In diesem Götzenbild befindet sich eine Maschine mit Messern; wenn nun ein Andersgläubiger kommt, fragt man ihn, ob er dieses Weib anbeten wolle. Tut er es nicht, so schiebt man ihn in die Maschine, und die Messer fassen und zerschneiden ihn."

Die Zuhörer starrten den Erzähler mit offenem Munde an.

„Das ist eine Lüge!" protestierte Doavi.

„Was sagst du?" brüllte Nathanael, empört über diesen Zweifel an seiner Gelehrsamkeit. „Ich will dir das Buch zeigen und das Bild dabei." Zornig schlug er den Deckel seiner Kiste auf. Koko aber entzündete hastig einen Span an einem glimmenden Kohlenhaufen, über dem das Abendessen gekocht worden war, und leuchtete dem Suchenden. Dieser stöberte mit schellen Griffen eine Weltgeschichte hervor.

„Seht!" sprach er triumphierend, „hier ist das Götzenbild mit den Messern, und daneben steht die Geschichte geschrieben."

Die Negerburschen betrachteten neugierig den Kupferstich, welcher eine mittelalterliche Folterkammer darstellte.

Dem jungen Katholiken wurde es schwül zumute, doch benutzte er das allgemeine Erstaunen und entwischte.

Schimpfend setzten einige dem Flüchtling nach, gaben aber bald ihre Verfolgung auf; denn der Geängstete stürzte den Buschweg hinter dem Dorfe entlang, den bei Nacht ungern jemand beschreitet, weil er als der Tummelplatz böser Geister angesehen wird.

Mäuschenstill aber zogen sich die wackeren Glaubenskämpfer zurück, als sie just von dorther zwei durch ihre weißen Kutten unverkennbare Gestalten sich nähern sahen.

Die des Weges kamen, waren der Präfekt Braunbach und Pater Joseph. Ersterer sah jetzt wie ein von Alter gebeugter Mann aus, jetzt, wie er so mühselig und abgespannt neben seinem ermatteten Gaul einherging, den der Pater am Zaum mehr nachzog als führte.

„Ich danke dir, daß du mir entgegengekommen bist," sagte der ältere Priester zum jüngeren. „Mehr und mehr spüre ich, daß ich nun schon über sechs Jahre hier im Tropenlande auf dem heißen Kampfplatz stehe."

In diesem Augenblick schoß keuchend Doavi herbei. Er bebte an allen Gliedern und suchte sein dunkles mageres Gestältchen in die weißen Falten von Josephs Talar zu bergen.

„Was ist dir, armer Junge?" fragte der Pater milde.

Stockend brachte der Knabe sein Abenteuer hervor. Mit steigendem Interesse aber horchte der Präfekt auf die Mitteilung. Was mußte er hören? Seine Glieder straffte heiliger Zorn — vergessen waren die Strapazen des Tages.

„Empörend!" knirschte er heiser, „das kann nicht ungeahndet bleiben! Komm mit! Du sollst auch zu essen bekommen." Der alternde Mann rannte in seiner Aufregung so hastig vorwärts, daß der Pater mit dem ermatteten Tier ihm kaum zu folgen vermochte. Zum Glück war Josephs Klause nicht mehr fern. Nur wenige Minuten — man war am Ziel.

Den Eintretenden schlug eine dumpfe, von Weihrauch leicht durchsetzte Luft entgegen. Nun machte der Pater Licht. In dem weißgetünchten Raum standen ein Tisch nebst zwei Stühlen, in der Ecke ein dürftiges, schmales Feldbett, über dem ein hagerer Christus am Kreuz leidvoll herunterschaute.

Dienstfertig brachte Joseph auf einem blau emaillierten Teller Zwieback und gebratenen Fisch herbei. Aber sein Vorgesetzter winkte ungeduldig ab. Ihm genügte schon ein Sitz für seinen ausgedörrten Körper. Zitternd vor Erregung begann er noch einmal sein Verhör.

„Was sagst du?" rief er, „Götzenbild?" Er streckte die knöchernen Hände empor. „Heilige Mutter Gottes! Alles niedrige Verleumdung! Wie! und mit Knüppeln wollen diese Unverschämten kommen? Ah! sie sollen doch! Wir würden ihnen zeigen, daß auch wir mit Knüppeln umzugehen verstehen."

Bekümmert schraubte Joseph den Docht der trübe qualmenden Petroleumlampe tiefer und drückte Doavi einen Zwieback in die Hand. Jener biß hinein, daß es krachte.

„Haben wir nicht diese Ketzer geduldet?“ lamentierte der Präfekt, „als sie sich in das Gebiet eindrängten, in dem wir zuerst und seit langen Jahren im Auftrage der alleinseligmachenden Kirche den Ungläubigen das Wort Gottes gepredigt haben? Nun sieht man, was sie ihre Schüler lehren! Abtrünnige und Feiglinge wären wir, wenn wir solches Treiben länger dulden würden. — Bring mir Tinte und Papier! Ich muß diesen —“ er schüttelte heftig die zusammengekrallten Hände, „ich muß diesen Menschen einen tüchtigen Denkzettel geben.“

Traurig reichte Joseph das Gewünschte aus der Tischschublade. Für sich selbst nahm er ein Gebetbuch heraus und schob Doavi das stehen gebliebene Mahl zu.

Eine Zeitlang hörte man nichts als das Kritzeln der Feder des Präfekten und das Schmatzen des hungrigen Negerknaben. Josephs Lippen aber bewegten sich lautlos; inbrünstig hatte er die gefalteten Hände vor die Brust gepreßt.

* * *

Der schmale Negerpfad führt durch undurchdringliches Dickicht.

John, der behende Diener und Bewunderer seiner Herrin, hieb mit Eifer in das Netz von Schlingpflanzen hinein, das ein morscher umgestürzter Baumstamm mit sich gerissen hatte. Nathanael aber schob mit verdrießlich herabhängender Unterlippe die durchschnittenen Zweige zurück und machte so den Weg gangbar. Den beiden rüstigen Pionieren folgte auf dem Fuße Bruder Christoph und in einiger Entfernung Maria, die alle Augenblicke bis an die Knöchel in den tiefen Sand einsank.

„Ich habe dir gesagt,“ rief der Gatte ihr zu, „daß es kein angenehmer Pfad ist. Wie bezeichnend ist es doch für den Neger, daß es ihm bei seinen Wegbauten niemals einfällt, für zwei Raum zu schaffen.“ Er blickte sie liebevoll an.

„O, es geht ganz gut allein“, erwiderte Maria gleichgültig und stützte sich ausruhend auf einen hervorragenden Ast.

Durch das sich wölbende Gezweig hinter ihr brach ein Sonnenstrahl, der ihre schlanke, weiße Gestalt golden überzitterte. „Wie fremdartig die Vögel singen!“ Träumerisch lauschte sie dem vielstimmigen Gezwitscher, das aus allen Richtungen ertönte.

Er mußte sie unverwandt ansehen: „Gibt es etwas Holderes als dich?“ hätte er sagen mögen. „Wie ein Engelsbild stehst du da.“ Aber er sprach es nicht aus. Immerfort schaute er sie an. Wo mochten ihre Gedanken sein? Er wurde unruhig. Sie blickte so ernst, so versonnen. Eine feine Falte, wie von schmerzlichem Nachdenken geprägt, lag zwischen ihren Brauen. „Sie lacht eigentlich nie“, dachte er bei sich. Warum sah sie ihn nicht an? Nun tat sie es doch — aber sie tat es so kühl, so beklommen, daß seine aufwallende Herzlichkeit scheu in sich zusammenfiel. Er hatte immer das Gefühl, als sei sie sein Gast und nicht sein Weib.

„Der Weg ist nun gut, Vater“, meldete Nathanael.

Sie überstiegen den Baumstamm und wanderten weiter, wieder eines hinter dem andern, wieder durch den tiefen Sand, stumm, jedes mit seinen Gedanken allein.

„Vergib mir, Herr!" betete Christoph still vor sich hin und schaute reuig empor zu einem Stückchen Himmelblau, das durch die grünen Kronen blickte, „vergib mir, wenn irdische Wünsche zu mächtig waren in meinem Herzen, und mache mich ganz reif und tüchtig, für deinen Dienst, für deine Ehre mein Leben hinzugeben!" Er fühlte sich erleichtert. Eine sanfte Begeisterung verdrängte die trüben Gedanken; er überdachte noch einmal die Rede, welche er in dem Dorf, nach dem sie gingen, zu halten beabsichtigte.

Da stand Nathanael still. Das Dickicht buchtete sich in eine künstliche Höhlung aus, als hätten Kinder sich ein artiges Versteckplätzchen zurechtgemacht. Drinnen in der Höhlung aber erhob sich auf einem Zeugfetzen eine roh geschnitzte Holzfigur, und daneben standen verschiedene kleine Kalabassen, gefüllt mit Mais- und Jamsfrüchten.

„Das Dorf ist nicht mehr weit," verkündete der junge Neger, „hier ist schon ein Fetischopfer." Er rümpfte die Nase: „Wie kann man so dumm sein und noch an einen Fetisch glauben!" Verwegen stieß er eines der Gefäße mit dem Fuße um.

John sah ihm ängstlich zu; nimmermehr hätte er so etwas gewagt; ihm saß der heidnische Dämonenaberglaube noch im Blut, obwohl er christlich getauft war.

„Du bist aber dreist!" rief er dem Kameraden nach, der unbekümmert eine lustige Melodie pfiff und weiter trollte.

„Hör einmal", sagte Maria stehen bleibend, zu ihrem Mann: „Ich finde diese schlichten Formen einer naiven Religionsbetätigung geradezu rührend. Denkst du nicht, daß solche Darbringungen gehorsamen Glaubens auch dem Christengott angenehm sind — gerade so angenehm, wie unser anspruchsvollerer Kultus?" Sie verbesserte sich etwas erschrocken, als sie ernste Falten auf Christophs Stirne bemerkte: „Ich meine, Gott müsse die Macht haben, diese kindlichen Opfer eines gottahnenden Gemüts sich ins — sagen wir: ins Evangelische zu übersetzen!"

„Du irrst dich sehr", belehrte der Missionar. „Gottahnend? Teufelsfürchtig! solltest du sagen."

„Glaubst du nicht," fragte sie zaghaft, „daß auch manche unserer christlichen Satzungen, zum Beispiel die von der ewigen Verdammnis, es mehr mit der Furcht als mit der Liebe zu tun haben, sowohl was ihre Herkunft, wie was ihre Wirkung anbetrifft?"

„So redest du oft", versetzte Christoph ungeduldig. „Wie ganz anders denkt doch Bruder Johannes' Frau!"

„Ja, sie spricht genau wie er. Ich aber kann nicht das bloße Echo meines Mannes sein. Mußt du es denn als eine Beleidigung auffassen, wenn ich manchmal rede, wie ich denke, und anders denke als du?"

Er seufzte und schwieg.

Verstimmt gingen sie hintereinander her. — — —

Durch die Bäume sah man die bräunlichen Hütten eines Negerdorfes auftauchen. Der Weg wurde breiter, der Sand tiefer.

„Du atmest so angestrengt. Willst du dich nicht stützen?" fragte Christoph.

Sie legte lose die Hand auf seinen Arm. Er vergaß sich immer und nahm kurze, eilige Schritte. Ihr aber erregte es ein physisches Unbehagen, von dem kleineren Manne gleichsam nachgezogen zu werden. Es kostete sie eine förmliche Anstrengung, mit ihm Schritt zu halten, und fast unmerklich entglitt ihre Hand seinem Arm: „Entschuldige! ich muß meinen Rock halten er hindert mich im Gehen."

Endlich war das Dorf erreicht. Die vier schritten eine holperige Dorfstraße entlang, bis sie auf einen großen freien Platz kamen. Hier begaben sie sich in den Schatten eines dicht belaubten Tropenbaumes, und das Ehepaar ließ sich auf dessen knorrigen Wurzeln nieder, die in breiten Windungen über das Erdreich hervorragten.

Im Nu hatte sich um die Ankömmlinge eine Anzahl Schwarzer versammelt, die halb staunend, halb furchtsam jede Bewegung der Europäer beobachteten.

Im Unterschied zu den verhältnismäßig aufgeklärt dreinschauenden muskulösen Küstennegern kennzeichnete diese Dorfbewohner des Binnenlandes ein gewisser sanfter, verschlafener Ausdruck, der sehr gut harmonierte mit ihren unplastischen, glatten, wurstförmigen Gliedmaßen.

„Schau her, Mutter!" wandte sich Nathanael mokant an die Missionarsfrau und wies auf ein tönernes Götzenbild, das vor der Mauer eines Hauses aufgerichtet war und mehr als stumpfsinnig auf die Versammlung herabglotzte. Angewidert betrachtete Maria das Ungetüm. Eine Kugel stellte den Kopf dar, und wulstige Rollen bildeten die Extremitäten wie den breiten Rumpf. Zum Schutz gegen Regen aber war ein schräg abfallendes Strohdächlein über das Lehmgebilde gebaut, und auf dem glattgestampften Boden vor ihm standen auch hier Schalen, die mit verschiedenen Landesfrüchten gefüllt waren.

„Unbegreiflich! Es tut wirklich not, die Leute auf eine höhere Stufe des Empfindens heraufzuheben", sagte Maria mit Überzeugung.

„So meine ich doch auch", stimmte Christoph bei und goß aus einer von Nathanael mitgebrachten Feldflasche kalten Tee in einen Becher. Er trank ihn mit hörbarem Schlucken leer, während seine Frau und seine Begleiter sich an den Mangofrüchten erlabten, die John erhandelt hatte. Dieser kauerte sich ermüdet auf den Boden und hatte ein Auge auf die Rucksäcke, welche er und Nathanael getragen hatten. Auf einen Wink des Missionars klingelte der junge Dolmetscher kräftig mit einer Handglocke, was einen neuen Trupp Zuhörer herbeilockte, dann aber postierte er sich aufrecht und nicht ohne Selbstbewußtsein neben seinem Herrn, um mit weithin schallender Stimme zu übersetzen, was jener ihm vorsprechen werde.

Christoph erhob sich nun ebenfalls, musterte, sich sammelnd, mit schweifendem Blick die erwartungsvolle Gemeinde, sprach ein Gebet und begann:

„Meine schwarzen Brüder und Schwestern! Wir sind weit übers Meer in euer Land gekommen, um euch eine gute Botschaft zu bringen. Ein Fluch liegt über der Menschheit, welche in lauter Furcht vor Unglück und Tod dahinlebt. Warum das? Weil wir alle Sünder sind. Nicht immer aber war es so." Nun erzählte er den Lauschenden von Paradies und Sündenfall, von Christi Lehre und Opfertod, von Erlösung und Verdammnis. „Ihr alle aber wünscht gewiß," schloß er seine Predigt, „von dem Fluch der Sünde befreit zu werden — — und deshalb betet ihr zu euren Götzen? O, ich sage euch, diese sind nur Holzblöcke und Tonklumpen. Eure lügnerischen Priester reden euch vor, Dämonen seien es, die da zu euch sprechen aus euren Götzenbildern. Ich aber frage euch: Habt ihr je einen Fetisch sprechen hören? Eure toten Bilder kauft ihr um teures Geld, aber sie sind nur eitel Holz und Lehm. Stumm und starr bleiben sie euren Bitten. Der Gott hingegen, den wir euch verkündigen, lebt und sorgt treu für jedes, das die Arme zu ihm erhebt. Darum kommt zu uns, und hört auf, Lügnern und Betrügern die Ohren zu öffnen!"

„Ein Lügner bist du selbst", unterbrach ihn eine krächzende Stimme aus dem Zuhörerkreis, und mit haßverzerrtem Gesicht trat ein weißbärtiger Neger aus dem Hintergrunde hervor und dicht an Christoph hinan. Seltsame Figuren und Amulette baumelten an einer Bastschnur über seiner nackten Brust, um die Hüften aber hatte er ein weites Tuch geschlungen, und mit Muschelketten geschmückt waren seine Gelenke.

„Wenn du sagst," zankte der Fetischpriester weiter, „die Fetische reden nicht zu mir, so laß mich doch hören, ob und wann dein Gott zu dir spricht!"

Nathanael hielt dem Zürnenden ein Neues Testament, das er aus der Tasche hervorzog, dicht unter die Nase: „Hier redet unser Gott. Lerne erst lesen in der Schule der weißen Männer! So wirst du erkennen, daß dies die Wahrheit ist!"

„He! Der weiße Mann bezahlt dich wohl?" geiferte der schwarze Fanatiker, blinzelte aber etwas unsicher die ihm fremdartigen Lettern an.

Ein mohammedanischer Händler in der malerischen Tracht der Haussaleute, welcher während der Predigt gleichgültig abseits sitzen geblieben war, kam auf den Streit herbei und sagte: „Was willst du? Nur unser Meister hat das Buch der Wahrheit geschrieben. Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet!"

Nachdrücklich stieß der Fetischpriester mit seinem Stock auf den Boden: „Der Weiße glaubt, was ihn seine Väter gelehrt haben. Warum soll nicht auch der Schwarze in die Fußstapfen seiner Väter treten? Und was die Fetischbilder betrifft — ihr betet die euren, wir beten die unseren an."

Unter der Zuhörerschaft entstand eine Bewegung — nicht nur der eben gehörten Worte wegen. Aller Augen richteten sich nach der anderen Seite der Straße hinüber. Von dorther nahte feierlich eine hagere Gestalt in weißer Kutte.

„Der Präfekt!" rief Maria halblaut ihrem Manne zu.

Kalt maßen sich die beiden Gegner. Schon machte der Priester Miene, einen Seitenpfad einzuschlagen, als aber Nathanael gerade den Fetischpriester korrigierte: „Wir beten keine Bilder an", da fuhr der Präfekt zornig herum: „Was wagt dieser Unverschämte? Will er mich auch hier verleumden?"

„Hört nicht auf diesen!" wandte er sich leidenschaftlich an die verdutzten Umstehenden. „Auf der ganzen Erde gibt es nur eine Wahrheit, und die verkündigen allein wir — nicht jene!" Er wies auf Christoph und dessen Anhang. „Ich will auf der Stelle tot sein, wenn es nicht so ist, wie ich euch sage."

Der Fetischpriester stieß ein höhnisches Lachen aus. „Da hört ihr's!" frohlockte er: „Jeder weiße Mann hat eine andere Lehre."

„Ich bitte Sie," beschwichtigte Christoph mit leiser Stimme den aufgebrachten Präfekten, „wozu diese unkluge Szene, die überdies uns beiden den Boden untergräbt?"

„Uns beiden?" Der Diener Roms schlug sich mit begeistert loderndem Blick auf die Brust: „Die alleinseligmachende Kirche ist auf unerschütterlichem Grund erbaut, und wenn auch die schändlichste Verleumdung hinterrücks uns anficht, unsere Kirche wird bleiben und dauern. — Übrigens, Herr Calwer, Sie sind mir noch die Antwort auf meinen Brief schuldig geblieben, in dem ich Sie dringend ersuchte, die Anschuldigungen zu widerrufen, welche Sie, beziehungsweise Ihr Schüler — —"

„Meine Antwort muß Sie verfehlt haben," unterbrach ihn Christoph, „da Sie, wie ich sehe, sich gleich mir auf der Predigtreise befinden. Die ganze Differenz ist überdies nur zurückzuführen auf die verschwommene Auffassung eines jugendlichen Kopfes — —"

„Hoho!" höhnte Braunbach: „Es ist ja schließlich nicht dies allein. Die Untersuchung des vorliegenden Falles hat ergeben, daß auch Sie allerlei herabwürdigende Äußerungen getan haben über die Jungfrau Maria und den heiligen Vater."

„Herabwürdigende?" entgegnete beherrscht der Missionar. „Nein! Prinzipielle Äußerungen! Ich mußte Ihre Ansichten in diesen Punkten als Irrtümer bezeichnen. Ich baue allein auf den Felsengrund der Heiligen Schrift, und den verlassen vielfach die Satzungen der katholischen Kirche, Herr Präfekt. Beweisen Sie mir aus der Schrift z. B. die Unfehlbarkeit des Papstes!"

Das gab eine lange Diskussion. Worte platzten auf Worte, Beweise auf Gegenbeweise.

Unterdessen aber hatte Maria, welche anfangs dem Redekampfe mit banger Spannung zugehört, dem Rucksack Nathanaels einige Rollen Cakes

entnommen und begann nun die einzelnen Stücke unter die ihr zunächst stehenden Negerkinder zu verteilen. Immer mehr Kinder drängten sich herbei, und auch die Alten entpuppten sich als Kinder.

„Mami!" schmachtete ein baumlanger Neger und verriet sein Begehren, indem er inbrünstig auf die Magengegend klopfte.

Die Spenderin holte neuen Vorrat. Nun suchte jedes etwas zu erhaschen, und über dem Verlangen nach Greifbarem sahen sich die Disputierenden — Nathanael stritt noch mit dem Fetischpriester — sehr bald von ihren Zuschauern verlassen.

„Wozu reden wir das alles?" schloß endlich der Präfekt. „Sie sind ja doch nicht zu überzeugen, Herr Missionar."

„Der Herr ist Richter über die Leute, steht geschrieben; er richte mich nach meiner Gerechtigkeit!" erseufzte Christoph.

Der Präfekt aber, sich auf die Situation besinnend, sah sich nach der vergnügten schwarzen Herde um, und als er den Magnet entdeckte, der das Volk so unwiderstehlich anzog, griff er, von dem Drang wirksamen Wettbewerbs getrieben, hastig in eine gelbe Ledertasche, die ihm an der Seite hing, und nahm ein Bündel bunter Heiligenbildchen heraus. Er zerriß das Papierband, welches sie umschloß, und schleuderte die losen Karten hoch über die schwarzen Köpfe hin. Er hatte auch alsbald die Genugtuung, daß die Aufmerksamkeit sich den neuen Gaben zuwandte. Männer, Weiber, Kinder haschten danach; es gab einen förmlichen Tumult.

Mit langen Schritten ging der Mann Gottes von dannen. Christoph aber, ganz erschöpft und sich den Schweiß von der Stirn trocknend, trat zu seiner Frau, die wieder ihren Platz unter dem Baum eingenommen hatte. Da wirbelte von ungefähr ein Kärtchen des Präfekten, das sich auf ein Blatt des Baumes verirrt hatte, auf Maria nieder.

„Nun? bekomme ich auch etwas geschenkt? und gar die Himmelfahrt Mariä! ‚Heilige Mutter Gottes!'" las sie. „‚Unbefleckt empfangen!'" Sie stockte: „Wie? was? seit wann?"

„Das ist's ja eben!" klagte Christoph, „diese furchtbaren Irrtümer! Verwechslung von Legende und Evangelium!"

Maria stützte das Kinn in die Hand: „Nun, dabei läßt sich viel denken — allzuviel."

„Wieso?" examinierte ihr Gatte.

Sie blinzelte halb trotzig, halb verschämt hinter der stützenden Hand hervor. „Wenn etwas einmal geschehen ist, der Weltordnung entgegen, warum sollte es dann nicht auch zweimal möglich sein? Der Glaube soll ja Berge versetzen. Warum sollte er nicht unter Umständen auch Naturgesetze und Menschenvernunft aus den Fugen bringen, so daß nichts mehr auf seinem Platze bleibt? Wo fängt der Glaube überhaupt an, wo hört er auf? In Beantwortung dieser Frage, meine ich, sollte man sehr tolerant sein. Aber in der Regel ist niemand geneigter, in Glaubenssachen zu verdammen, als gerade der Gläubige."

„Halt ein!" warnte Christoph, „du glaubst doch, will ich hoffen, an Jesum, als den eingeborenen Sohn Gottes?"

Sie starrte schweigend vor sich hin. Er blieb unbeweglich. „Maria!" beschwor er sie.

Langsam hob sie die Augen zu ihm auf und sagte sanft und ruhig: „Ehe ich dir Antwort geben kann, werde ich lange, vielleicht sehr lange nachdenken müssen."

Der Missionar atmete schwer. Wie zerschmettert stand er da. „Das ist das Härteste. Herr, wenn es dein Wille ist, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen!" Unheimlich kalt fuhr er fort: „Es ist dir wohl nicht zum Bewußtsein gekommen, daß du mit solchen Reden den Jesuiten, der uns soeben verlassen hat und der uns am liebsten vom Erdboden vertilgen möchte, gewissermaßen entschuldigst?"

„Und warum sollte ich nicht? Ihr habt mich beide schrecklich gedauert. Ich weiß, wie du dir Mühe gibst, deiner Überzeugung, deiner Kirche zu dienen. Hat aber nicht der andere bewiesen, daß er für seinen Glauben das gleiche tut? Ich empfing tatsächlich den Eindruck, daß jeder von euch für seine Ansicht das Leben lassen würde. Sprich, bei wem ist in solchem Falle die Wahrheit?"

„Maria, wie kannst du fragen?"

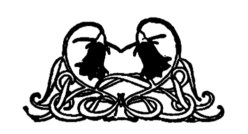
„Auch er," entgegnete sie, „auch er, stünde er hier, würde reden wie du jetzt redest. Und was mich gegen euch beide einnimmt — ich kann nicht lügen, Christoph — das ist der, wie soll ich sagen? der selbstherrliche Ton, in dem Leute eures Schlages ihre Sache vorbringen. Ich bin nicht gelehrt, nein, aber mein einfacher Verstand sagt mir, daß, wenn von zweien jeder mit solcher Überhebung behauptet, er und nur er allein habe recht — daß dann keiner im Recht ist."

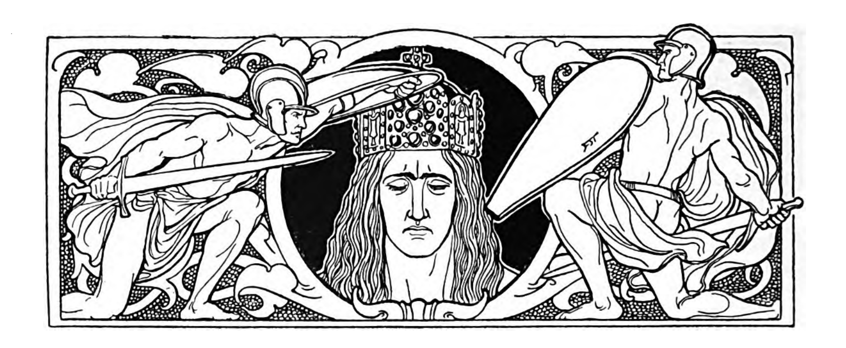
„Weib!" knirschte er, wußte aber seine Aufregung zu bemeistern.

„Will denn ewig," fuhr Maria fort, „der eine jäten, wo die Saat des andern aufgeht? Welch ein törichtes Unterfangen! Oder —" sie stand auf, „— — oder sollte doch ein Segen sein in eurem Jäten? Ja, ich erfahre es an mir selbst." Ihre Augen leuchteten. „Raum wird geschaffen für eine andere, für eine neue Saat."

„Es ist genug", sagte Christoph leichenblaß. „Komm, daheim wollen wir miteinander abrechnen!"

(Fortsetzung folgt)





Die Helden des Corneille

Von

Frantz Funck-Brentano

Man hat gesagt, die Seele des französischen Adels unter Richelieu wäre es gewesen, die den Helden Corneilles ihr Leben eingehaucht hätte, während Racine in seinen Stücken die Charaktere am Hofe Ludwigs XIV. lebenswahr gezeichnet habe. Man hat's gesagt, und wir wiederholen es, denn nichts ist wahrer. Wenn man ein Buch zur Hand nimmt, wie das von Vicomte G. d'Avenel, das er kürzlich unter dem Titel „La Noblesse française sous Richelieu" veröffentlicht hat, so glaubt man den reinen historischen Kommentar zu irgend einer Tragödie oder Komödie von Pierre Corneille zu lesen, wiewohl der Verfasser gewiß nicht an dergleichen gedacht hat.

Man lese z. B. über die Mahlzeiten: „An diesen riesigen Tafeln, deren Zahl und pomphafte Fülle dem Ansehen des Hausherrn entsprach, placierte man sich reihenweise; der Hervorragendste nahm das obere Ende ein, zu seiner Rechten hatte er niemand, ihm zur Linken saß der nächste an Würde, und so fort bis zum untern Ende die anderen. Der Wirt hatte seinen Platz mehr oder weniger hoch, entsprechend seinem Range; aber wenn er ein Prinz oder etwas ähnliches war, so hatte er einen Baldachin über seinem Haupte, sein besonderes Tafelbesteck — in einem Etui von Gold oder Edelstein Messer, Löffel und sonstiges Tischzeug — vor sich, seinen Sessel und seinen Haushofmeister hinter sich, der ihn bediente, den Degen zur Seite und den Mantel über den Schultern." Trank man die Gesundheit einer Dame, so geschah das mit großem Aplomb, man könnte an Cid denken, wie er auf die schwarzen Augen von Donna Ximenes trank: der Kavalier steht oder kniet, den Hut ab, den Hut mit wallenden Federn, den blanken Degen in der Hand, indes die Pauken und Trompeten im Saal ertönten und von draußen andere ihnen antworteten.

Die einzige Tugend, die von den Damen geschätzt wurde, und von Männern selbst erst recht, war die Tapferkeit. „Die französischen Frauen", bemerkt ein Engländer gelegentlich eines Zweikampfes, bei dem ein Duellant

sieben seiner Gegner getötet hatte, „lieben über alles die Tapferen und glauben keinen anderen lieben zu können, ohne ihren Ruf zu schädigen." Sicherlich war Ximenes sehr betrübt darüber, daß Rodrigo ihren Vater getötet hatte, aber hätte er ihn nicht getötet, so hätte sie nichts mit ihm zu schaffen haben mögen. Der Graf von Grandpré trank auf die Gesundheit seiner Dame aus einer geladenen, gezogenen und mit Zündpulver versehenen, also völlig schußbereiten Pistole, und schoß sie in die Luft ab, nachdem er sie leergetrunken hatte. Die Schöne fand das charmant, und wenn der Liebhaber sich dabei den Schädel zerschmettert hätte, so wäre sie höchstens darum in Verlegenheit geraten, ob sie über den verlorenen Liebhaber weinen oder sich darüber freuen sollte, einen Liebhaber von solcher Tapferkeit gehabt zu haben. Eine Dame nötigt Bussy, ihren Handschuh zu holen, den sie in einen Löwenkäfig in den Tuilerien hat fallen lassen. Er geht hinein, den Degen in der Hand, und sagt, als er ihr den Handschuh wiedergibt, nichts weiter als: „Hier, Madame, und ein andermal bemühen Sie herzhafte Leute nicht am unrechten Platz."

Im Kriege genügte es nicht, tapfer zu sein: man mußte verwegen bis zum äußersten sein. Nichts von Verteidigungswaffen, nicht Küraß noch Rüstung. Das hätte ausgesehen, als ob man sich vor einer Kugel fürchtete, und das wäre schimpflich gewesen. „Die Franzosen", sagten damals die Italiener, „gehen in den Tod, wie wenn sie am andern Tage wieder lebendig würden." In Lothringen waren Herr de Mouy und Herr de Coeusac, die Richelieus Regiment befehligten, so eifersüchtig aufeinander, daß sie sich darüber stritten, wer sich als letzter zurückziehen sollte, und sich schließlich alle beide töten ließen. Während der Belagerung von La Rochelle war der König, als er der Königin Nachricht vom Rückzuge der Engländer geben wollte, genötigt einen Mönch zu schicken, weil niemand fort wollte, solange noch die Engländer irgend etwas anrichten könnten.

Wenn es keine Feinde zu bekämpfen gab, so focht man untereinander um nichts, rein zum Vergnügen. „Die Hände jucken unserer Jugend so stark," schreibt die „Gazette" 1641, „daß sie seit einem Monat bewaffnete Zusammenkünfte hält; von bloßen Steinen ging sie zu Dolchen, Degen, Pistolen und Gewehren über, so daß am 16. d. M. sich zwei Haufen beisammen fanden, jeder von mehr als 3000 Mann, zwischen dem Dorfe Popincourt und einer Mühle, eine Viertelmeile vom Tor Saint-Antoine, wobei es gleich am ersten Tage fünf Tote gab. Erst ein paar auf dem Schlachtfelde aufgepflanzte Galgen haben ihren Kampfeseifer geschwächt."

Zahllos sind die Züge dieser Art. Man stelle sich danach die wahnsinnige Duellwut vor. So war die harte Politik des Kardinals Richelieu, des Premierministers, gegen die Duellanten ganz gerechtfertigt, die den Überlebenden unerbittlich zum Tode verurteilte. Nehmen wir z. B. die berüchtigte Affäre des François de Montmorency-Boutteville. Dieser hatte im Alter von 27 Jahren schon 22 Duelle gehabt. Im letzten hatte er den Grafen von Torigny getötet. Die Engländer sahen schon damals in dieser

zügellosen Tapferkeit nichts anderes als eine gemeingefährliche Tollheit. „Wenn dieser Mensch mir einen Brief zuschickte," sagte der Marquis von Hamilton in bezug auf Boutteville, „ich würde ihn nicht annehmen, es sei denn, daß sein Arzt eine Bescheinigung beifügte, in der mir versichert würde, diese Neigung, sich zu schlagen, sei nicht krankhaft." Boutteville hatte sich nach Flandern begeben, um sich den zahlreichen Verurteilungen zu entziehen. Die Erzherzogin-Infantin schrieb an Ludwig XIII. und bat um Gnade für ihren Gast. Ludwig XIII. schlug die Bitte ab. Boutteville erklärte nun in seinem Ärger darüber, er würde direkt an den Hof nach Paris gehen und sich mitten auf der Place Royale schlagen. Und so geschah es auch, am 27. Mai 1627. Es war ein Zweikampf drei gegen drei. Und das alles um nichts. Bussy d'Amboise wurde vom Grafen des Chapelles getötet, der Boutteville als Sekundant gedient hatte. Der persönliche Gegner, Graf von Beuvron, konnte nach England flüchten, aber Boutteville und des Chapelles, die die Post nach Lothringen benutzt hatten, wurden erkannt und in Vitry-le-François festgenommen. Sie wurden in die Bastille gesperrt und ein paar Tage darauf zum Tode verurteilt.

Richelieu versichert, die Notwendigkeit, sich der Gnade des Königs entgegenzustellen, hätte ihn genugsam erschüttert. „Unmöglich", sagte er, „für ein edles Herz, diesen armen jungen Mann mit dem irregeführten Mut nicht zu beklagen." Im Kriege hätte ein Boutteville sich zwanzigfach als Held erwiesen. „Niemals", fährt Richelieu fort, „sah man mehr Standhaftigkeit, Geistesstärke und Mut als in diesen beiden Edelleuten. Sie erschienen ohne eine Spur der Erregung vor dem Parlament und standen Rede und Antwort, der Graf des Chapelles sprach dort mit Beredsamkeit. Man merkte ihren Reden nichts Schwächliches an, ihren Handlungen nichts Unfeines. Das Todesurteil nahmen sie mit derselben Miene auf, als hätte es sich um Begnadigung gehandelt. Ganz Frankreich sah durch das ehrloseste Schwert im Königreich diejenigen sterben, die zeitlebens so gute geführt hatten, daß niemand sich hätte verletzt fühlen dürfen, wenn man gesagt hätte, es wären die besten in der Welt gewesen." Aber der Kardinal täuscht sich oder vielmehr will uns täuschen, wenn er hinzufügt: „Man sah zur Ausrottung der Duelle diejenigen dienen, die keine andere Sorge gehabt hatten, als sie zu vermehren." Die Duelle blieben nach wie vor. 930 Edelleute wurden allein unter der Regierung Annas von Österreich im Zweikampf getötet, wobei die nicht mitgerechnet sind, deren Namen nicht bekanntgegeben wurden, oder deren Tod aus Furcht vor den Gerichten unter einer anderen Rubrik angezeigt wurde.

Die Art, wie das Duellunwesen ausartete, rechtfertigt übrigens die Strenge Richelieus. Es waren die reinen Schlachten, wilde, wüste Kämpfe von unerbittlicher Grausamkeit. Die Waffen abmessen und damit die Chancen gleichmachen, das gab es nicht. Jeder kam mit der Waffe, die ihm beliebte, oder vielmehr seinen Waffen, den besten, die er sich hatte verschaffen können. Wehe dem Kämpfer, der niedersinkt oder zurückgetrieben wird, er wird getötet

und „gut getötet". Der Chevalier von Birague und der Graf von Carney schlagen sich mit Messern. Dieser sieht sich im Nachteil und läuft einen Degen holen. Birague eilt hinter ihm her, holt ihn ein und tötet ihn mit einem Messerstich in den Rücken. „Man bewunderte Chabot sehr," schreibt Vicomte d'Avenel, „weil er, als er sich mit dem Vicomte d'Aubeterre schlug, seinem Gegner, dem der Degen zerbrochen war, Zeit gab, einen neuen zu nehmen. Nach der Sitte jener Tage hätte er ihm ohne Bedenken den Tod geben können. Im Gegenteil, nichts hindert den Verwundeten, alle seine Kräfte zusammenzunehmen und sich dem Gegner an den Hals zu werfen, um ihn abzuwürgen, wie das mehr als einmal vorkam. Jeder hat auch, um besser zu schlagen, das Recht, sich hinter einem Baum zu verstecken oder hinter seinem Pferde Deckung zu suchen." Der Herzog von Guise stürzt sich auf den Grafen von Saint-Paul und durchbohrt ihn, bevor dieser Zeit gehabt hat, seinen Degen zu ziehen. Der Chevalier von Guise tötet in gleicher Weise den Baron von Luz, einen Greis, bevor dieser Verteidigungsstellung hatte einnehmen können. Allenfalls, meinten die edlen Herren in diesem Falle, daß die beiden Guise „etwas zu sehr als Prinzen" getötet hätten. Vieuxpont setzt Besançon nach. Besançon will fliehen, stolpert über irgend ein Hindernis, so daß er fällt, und Vieuxpont durchbohrt ihn mit mehreren Stößen. Heurtault, Junker beim Herzog von Orleans, dem Bruder des Königs, zeiht du Fargis der Lüge, zieht auf der Stelle den Degen und verwundet ihn lebensgefährlich, bevor der andere auch nur Zeit hatte, sich zur Wehre zu setzen. Der Herr von Guémadeuc stritt mit dem Baron von Nevet um den Vorsitz bei den Ständen der Bretagne. Guémadeuc in Begleitung von Gefolgsleuten trifft seinen Mitbewerber allein auf der Straße, und der Baron wird sofort getötet. „Und das Schlimme dabei war," bemerkt Pontchartrain in seinen Memoiren einfach, „daß die meisten von denen, die mit dem genannten Herrn von Guémadeuc waren, mit einhieben." Fünf oder sechs Personen finden den Tod in einem und demselben Duell. Denn die Zeugen begnügten sich nicht, wie heute, mit dem Zuschauen. Sie legten Hand ans Werk, so sehr, daß vielfach die beiden Gegner sich mit unbedeutenden Wunden aus dem Kampfe zogen, während drei oder vier ihrer Zeugen auf der Strecke blieben. Und diese Zeugen, die so im Augenblick zu Gegnern wurden, waren oft die besten Freunde von der Welt. Am Tage vorher hatten sie vielleicht selbander als Zeugen gedient, am Tage darauf schlugen sie einander mit schönstem Eifer tot. Man durfte, ohne der Ehre zu vergeben, sich nicht weigern, als Sekundant zu fungieren. Diese Pflicht, die so oft den Tod zur Folge hatte, forderte man vom ersten besten als selbstverständlichste Sache von der Welt, als wenn es sich um einen geringfügigen Dienst handelte. Übrigens brauchte man sich darum nicht sonderlich zu bemühen. Man nahm mit Wonne teil an der Schlacht. „Ich bat Attichi, den Bruder der Gräfin von Maure," berichtet Retz, „sich meiner zu bedienen, wenn er das erstemal den Degen ziehen würde. Er zog ihn oft, und ich wartete nicht lange. Er bat mich, für ihn

Melleville, Fahnenjunker bei der Garde, zu fordern, der sich Bassompièrres bediente. Wir schlugen uns auf Degen und Pistolen im Walde von Vincennes. Ich verwundete Bassompièrre mit einem Degenstich in den Schenkel und einem Pistolenschuß in den Arm. Er duldete nicht, daß ich die Waffen niederlegte, da er älter und stärker war. Wir entwaffneten dann erst unsere Freunde, die alle beide schwer verwundet waren."

Der französische Adel war unter Richelieu noch ganz militärisch und sah im Kriege seine einzige Daseinsberechtigung. Auf ihn bereitete er sich durch seine Erziehung vor. „Man hat viel", sagt d'Avenel, „von Regimentern gesprochen, die von vierzehnjährigen Chefs kommandiert würden." Das Gegenteil aber, erklärt der gelehrte Historiker, ist der Fall, er habe nicht ein einziges Beispiel gefunden, daß ein Edelmann auch nur eine Kompanie kommandiert hätte, bevor er nicht die Waffen getragen und sich darauf tüchtig vorbereitet habe. Im Alter von 24 Jahren schlägt Bassompièrre den Grad eines Obersten in einem Regiment von 3000 Mann zu Fuß aus, das ihm Heinrich IV. in Ungarn anbietet, weil er sich nicht berufen fühle, „ohne jede Vorkenntnis stehenden Fußes dreitausend Mann zu befehligen". Inzwischen diente er aber drei Jahre lang als Volontär „in der besten Equipierung, die's gibt". Und 1613 wird er Generaloberst der Schweizer. Er ist jetzt 34 Jahre alt und hat 17 Jahre Dienst in aller Herren Ländern hinter sich. 1619 wird er Generalmajor, 1622 Marschall von Frankreich. Eine wohlbeschlossene Laufbahn. Sie gibt eine Vorstellung von den anderen.

Die jungen Edelmänner traten also in die Armee als Freiwillige ein, ohne Sold, unterhielten sich auf eigene Kosten. Ihre mutwilligen Streiche durchbrachen ja oft die Disziplin, aber andererseits verlangten sie auch nur eins: den ersten Platz am Tage der Gefahr. „Onkel," sagte Ludwig XIII. zum Herzoge von Savoyen 1638, „sehen Sie diesen Soldaten, der dort Schildwache steht? Er heißt Bréauté. Er hat mehr als 30000 Livres Rente."

Feuquière und Cinq-Mars dienten mit 13 Jahren, Turenne mit 14, La Rochefoucauld mit 16, Thémines mit 17. Siebzehn war das militärische Alter. Damit wurde der junge Edelmann mündig für den Kriegsdienst. Er konnte dann freiwillig eintreten, indem er sich Waffen und Pferde kaufte. Mit zwanzig Jahren war man schon zu alt für den Beginn der militärischen Laufbahn.

Man sah in der Armee neun Brüder der Familie d'Imécourt, von denen fünf Hauptleute unter dem Kommando ihres Vaters waren. In zwei Generationen starben zehn Mitglieder dieser Familie auf den Schlachtfeldern. Das Garderegiment hatte 1637 zehn Obersten gehabt seit seiner Stiftung: sieben davon waren vor dem Feinde gefallen. Dasselbe Verhältnis im Regiment Navarra: fünf Obersten von den sieben, die das Regiment seit seiner Gründung zählte, auf dem Schlachtfelde gefallen. Im Regiment Champagne drei von sechs, im Regiment Picardie drei von fünf.



Otto Speckter
Alt-Rahlstedt

Wenn diese Herren zu Hause bleiben sollten, dann „brummte ihnen", wie Brezé sagte, „der Kopf vom Lesen". Guitaud wurde im Montmorency-Prozeß gefragt, ob er den Herzog in der Schlacht von Castelnaudary erkannt habe. Die Antwort lautete schlicht: „Als ich ihn ganz mit Blut, Rauch und Brandwunden bedeckt sah, hätte ich ihn kaum erkannt; als ich ihn aber sechs unserer Reihen durchbrechen und in der siebenten Soldaten niederhauen sah, da wußte ich, daß nur er es sein könnte."

Die Frauen waren übrigens ihrer Männer oder Liebhaber würdig. Fräulein von Navailles werden Schwierigkeiten in den Weg gelegt, von ihrem Erbe Besitz zu ergreifen. Sie bemächtigt sich mit Gewalt einer Burg, die dem zukünftigen Herzog von Navailles, ihrem Neffen, gehört. Darauf belagert dessen Schwester, Fräulein von Saint-Geniez, ihrerseits die Burg, nimmt ihre Tante gefangen und wirft sie mit zwei Edelleuten ihres Anhangs ins Verlies. Fräulein von Château-Guy fand den Tod bei dem hübschen Angriff, den sie in Begleitung eines einzigen Schildknappen gegen drei Herren der Nachbarschaft unternahm, mit denen sie Streit hatte. Frau von Bonneval, „höchst geschickt, Kerzen mit Büchsenschüssen zu schnäuzen, forderte ihren Gemahl zum Zweikampf heraus und erhielt dabei drei oder vier tüchtige Degenstiche". Frau von Saint-Balmont „hatte nicht ihresgleichen an Tapferkeit". Sie tötete oder machte zu Gefangenen mit eigener Hand mehr als vierhundert Mann in ihrem Leben. Sie griff allein drei deutsche Herren an, die ihr die Pferde ausgespannt hatten, und machte sie zu Gefangenen. Natürlich hatte sie mehr als ein Duell, dabei war sie eine fromme und wohlbelesene Frau. Man besitzt von ihr höchst erbauliche und sehr gut geschriebene Predigten.

Ähnlich geht es bei den Liebesabenteuern zu. Ein Galan sprengt mit einer Petarde das Tor, das ihm seine Schöne vor der Nase zugeschlagen hat, und diese empfängt ihn mit Pistolenschüssen. Ein anderer Liebhaber, der über die Grausamkeiten seiner Herrin verzweifelt ist, wirft sich vor ihr auf die Knie und legt ihr seinen Degen in die Hände, mit der Erklärung, es wäre ihm lieber, daß sie ihn auf der Stelle töte, als ihn so schmachten zu lassen. Das überzeugte die Dame, denn sie nahm den Degen und versetzte ihm zwei gewaltige Stöße mitten durch die Brust.

So war der französische Adel in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts: eine Kriegerkaste. Jede andere Tätigkeit ist unter seiner Würde, der Edelmann verachtet sie. In Kriegszeiten ist er unübertroffen, nichts schreckt ihn zurück, nichts ermüdet ihn. Es ist sein Gewerbe, und niemand versteht sein Handwerk besser. Der Edelmann hat es in früher Jugend gelernt, im reifen Alter geübt, im Greisenalter bringt er es seinen Kindern bei. Er liebt es, dank dem Einflusse des Milieus und der Vererbung. Er besitzt die Haupteigenschaft dafür: die Tapferkeit. Einrichtungen und Sitten haben aus ihm einen Soldaten gemacht, er ist es vollkommen, ist es aus Leidenschaft. Aber er ist nicht allein das. „Eingerichtet auf den Krieg, ist der Adel in Friedenszeiten ein Schwert in der Scheide, gleichsam ein un-

nützes Möbel, eine Truppe in Garnison, kurz etwas, das gedient hat und dienen wird, aber zurzeit zu nichts dient."

Vom Mittelalter bis zur Renaissance war das Schwert gewissermaßen seine Daseinsberechtigung gewesen, eine soziale Notwendigkeit für alle die, denen seine Stärke und Wachsamkeit es erst erlaubte, ihrer friedlichen Beschäftigung in Stadt und Land nachzugehen. Jahrhundertelang war der bewaffnete Edelmann der Schutzherr des Ackerbauers, des Kaufmanns und des Handwerkers in den Städten gewesen. Unter der Ägide seiner Tapferkeit, derweil er den Tag im Sattel, die Nacht in voller Rüstung wachend verbrachte, hatte sich die Zivilisation vollzogen. Jetzt aber war seine Daseinsberechtigung dahin. Die jahrhundertlange Gewöhnung in ihm war viel zu tief, als daß er sich davon losmachen, seine Gesinnung und Gesittung umformen, sich den neuen Bedingungen anpassen konnte.

Jede herrschende Klasse, die nicht direkte und unmittelbare Beziehungen zu den arbeitenden Klassen pflegt, verliert sich und verschwindet. Auch der Adel des 17. Jahrhunderts hat dieses Gesetz, von dem die Geschichte keine Ausnahme kennt, bestätigen müssen. Zum Teil sondert sich der Adel vom Volk: er beherrscht nicht mehr den Landbau, er verachtet den Handel, die Könige entheben ihn der Staatsregierung, um sie den kleinen Leuten anzuvertrauen, bei denen sie mehr Willfährigkeit und vor allem bessere Aufnahmefähigkeit für die neuen Lebensbedingungen finden.

Bei Richelieus Regierungsübernahme hatte der Adel bereits aufgehört, nützlich zu sein, er war nur noch zu fürchten. Kein Edikt wird bekannt gemacht, das nicht das Verbot enthielte, Truppen auszuheben ohne ausdrückliche Zustimmung des Königs, oder das nicht Klage führte über gewisse große Herren, „die ihre Untertanen auf dem platten Lande, wo sie residierten, in ungehörigster Weise bedrücken". Das alles hinderte Lesdiguières nicht, in seiner Herrschaft Dauphiné das „Zollhaus von Valence" zu errichten, dessen Einkünfte er während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. erhob; Vendôme, ein Heer in der Bretagne auszuheben trotz allen Einspruchs seitens des Parlaments; Nevers, sich gewaltsam in den Wiederbesitz des Schlosses von Mezières zu setzen, indem er an die Königin einfach schrieb, das, was er täte, wäre der Regierung von größtem Nutzen.

Die Macht eines Großen, der vom Könige zum Verwalter einer Provinz ernannt worden, war derart, daß der König in vollem Frieden sich zuweilen genötigt sah, die Untertanen gegen ihren von ihm selbst eingesetzten Gouverneur aufzuhetzen, um ihn von seinem Platze zu vertreiben. Der so bedrohte Gouverneur rief dann Kriegsleute zusammen, die ihm halfen, gegen den König den Platz zu verteidigen, den der König selbst seiner Hut anvertraut hatte. Um den Adel zu beugen, machte Richelieu ihn gleich, nahm er ihm alle Grade und Rangabstufungen. Ludwig XIV. erkannte keinen andern Vorrang mehr an als den des Alters, und den größten Namen ordnete er seine eigenen unehelichen Sprossen über. „Vor Richelieu", so schließt d'Avenel, „forderte der König vom Adel Treue, nachher Huldi-

gung." Der Unterschied ist wichtig. Früher blieben die großen Herren, um ihre Unzufriedenheit zu bekunden, vom Hofe fort. Von Hofe fortgehen, das genügte damals einem Manne von einiger Bedeutung, um „eine Partei" zu bilden. Unter Ludwig XIV. gilt es im Gegenteil als eine Ungnade, eine Strafe, vom Hofe entfernt zu werden. Man erhält die Erlaubnis, wieder zu erscheinen, wo man früher gebeten wurde, zurückzukehren.

Es kam der Tag, an dem der Adel keine andere Zukunft mehr hatte, als die, die ihm der König als Almosen gab. Er hatte ausgespielt. Vergeblich vergießt die französische Aristokratie noch anderthalb Jahrhunderte lang ihr Blut auf allen Schlachtfeldern Europas, werden Hunderte, ja Tausende aus den alten Familien im Kriege vernichtet. Kleine Provinzedelleute, die ein Leben „im Dienste des Königs" hinter sich haben, kehren sie in das Schloß ihrer Väter zurück, mit vermindertem Vermögen und einem Sankt-Ludwigskreuz als einzige Belohnung: die Nation weiß ihnen keinen Dank.

Und dann ertönt der schauerliche Sang der Revolution:

Les aristos à la laterne,
Les aristos on les pendra!



O süßer Lenz —

Von

Toni Hoencke

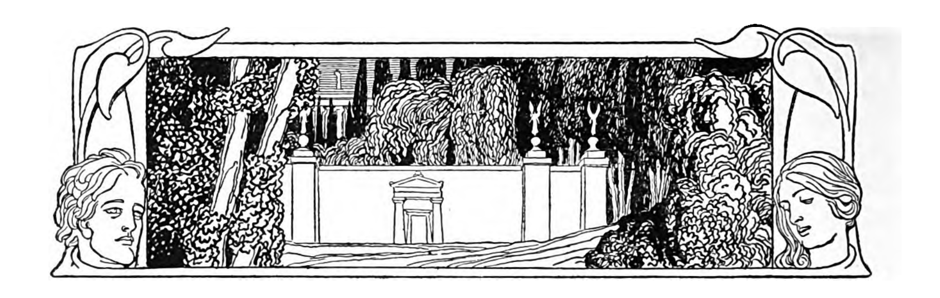
Mein Gott, ich trag's nicht mehr, dies süße Düften —
Verzweifelt berg' ich mein Gesicht im Flieder
Und höre wie berauscht in weichen Lüften
Der Vöglein alte, sel'ge Maienlieder.

Was kost der Sonnenschein die grünen Felder,
Was glaubt' ich, daß mein Herz sich längst beschieden!
— Ein Frühlingssturm fuhr jauchzend durch die Wälder
Und riß mich auf aus meinem schweren Frieden.

Es lebt und quillt und schwillt in Sturm und Sonne,
Was Liebesmächte neu zur Blüte riefen —
Und alle Lenzesnot und Lenzeswonne
Durchstrahlt und -zittert meiner Seele Tiefen.

Ich steh' in heißer Angst. Was soll mir wieder
So spät noch diese Fülle jungen Lebens —
— Schweratmend berg' ich mein Gesicht im Flieder
Und wehre mich, o süßer Lenz — vergebens —





Zweins

Von

Georg Baesecke

Glücklich sind die Bettler am Geist.
Matth. 5, 3.

„Vater, in deine Hände befehle ich ihren Geist!"

„Herr, bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt!"

Das erste sagte ich, als sie den letzten Atemzug getan hatte, das zweite summte mir vor den Ohren, als ich gleich danach in meiner Fensternische stand und in die großen, immer gerade herabsinkenden Schneeflocken hinaussah. Bei solchem Schneeflockenfalle war sie den letzten Sonntag noch so ruhig geworden, indem sie ihn müde werdend mit den Augen verfolgte, und ich hatte ihr nebenan Klavier gespielt. Ob das heute nicht auch hülfe, dachte ich. Als ich mich aber umdrehte, standen sie alle um mich her und sahen auf mich, was ich wohl für ein Gesicht machte, und wie sie mir helfen könnten. Sie weinten und schluchzten, da wußte ich wieder, sie wäre tot. Ich setzte mich an ihren kleinen Tisch, hämmerte mit den Fäusten darauf und rief: „Es ist Unsinn!" Da schlug die Uhr vier, und Herr Dr. Menkel ging, nachdem er mir noch allerlei Trostworte gesagt hatte.

Ich schloß mich allein mit ihr ins Totenzimmer. Sie lag auf meinem Bette, hatte eins von ihren schönsten gestickten Hemden an, und ihr Haar war gekämmt, als wäre sie eine barmherzige Schwester gewesen. Ich setzte mich neben sie und kämmte sie mit großer Mühe so, wie es im Leben gewesen war. Dann rückte ich einen Stuhl herbei, nahm ihre gefalteten Hände in meine Rechte, hing meinen Gedanken nach und sagte:

„Vor zwei Stunden hast du mir gesagt, daß du mich noch lieb hättest. Ich habe dich auch noch lieb, bis ich sterbe. Und dein Angesicht soll mir den Rest meines Weges mit seinem klaren Lichte erleuchten. Weißt du, wie du auf meinem Schoße saßest, wir aßen unser Frühstück an meinem Schreibtisch und ich sagte zu dir: ‚Wie kann dies so weitergehen? Wie sind wir glücklich und immer glücklicher! Weißt du auch, wie glücklich wir sind?' — Es ist wie mit Polykrates. Und ich habe alle die bösen Omina nicht beachtet und nicht abgewandt, wir haben zu wenig für unser Leben

geopfert, wir sind zu sicher gewesen. Aber wir haben doch so fest und treu vertraut."

Sie antwortete nichts, und nun glaubte ich sicher, sie wäre tot. Ich starrte sie an, immer fester, damit sich ihre Lippen bewegten, aber sie taten es nicht, und es brach mir ein Tränenstrom aus den Augen.

Nun war der letzte Tagesschimmer verschwunden, und ich ging leise hinaus. Ich holte meine große Studierlampe und setzte sie ihr zu Häupten.

Die Nacht war voller Grauen. Ich schlief nicht und wachte nicht, um mich herum flogen viele Träume, aber nicht leise, sondern mit Gebrumm, wie freche, fürchterliche Insekten. Und jedesmal, wenn mir eins anflog, zuckte ich bis ans Herz zusammen. Dann ließ es ab, und es kam wieder ein anderes und wieder das erste. Aber schließlich konnte ich sie nicht mehr verscheuchen, da sprang ich auf, als sie mich schon alle gepackt halten wollten, und floh atemlos in ihr Zimmer. Da war es abgründig still mit einem Male, und im Türaufmachen war mir's, als hätte sie eben den Mund bewegt. Ich besuchte sie noch zweimal die Nacht. Gegen Morgen schlummerte ich ein, da fuhr mir das Mittel durch den Sinn, das sie retten könnte und müßte. Ich flog an ihr Bett und stürzte in die Knie, aber da hatte ich's schon vergessen. Die Lampe stand im Tagesschein immer noch still da, und das Zwielicht wehte um das selige weiße Gesicht. Eiseskälte war ins Fenster gedrungen. Draußen waren die Bäume über und über weiß, kaum hob sich der Himmel vom Berge ab und alles war endlos weit und einsam.

Nun glaubte ich wieder fest, daß sie tot war. Nur verstand ich nicht, warum sie tot sein sollte. Sie war so jung und schön und stark. Ich dachte, sie wäre mir hintertückisch geraubt. So dachte ich: „Warum verlangen wir, daß der Gott gerade immer so gut und klug ist, als sich die besten und klügsten Menschen zu jeder Zeit nur immer ausdenken können? Wenn er wirklich da ist, so glaube ich das nicht. Wir haben ihn nicht genug hochgeachtet, wir haben ihn beleidigt, da hat er sich gerächt." —

Im Hemde stand'st du weiß und klar,
Und deine Augen suchten mich,
Du wußtest nicht, was dein Ängsten war,
Da traf der erste Pfeil auf dich.

Du sankst ins Knie, dein krauses Haar
War wie ein Blumenkranz um dich,
Du wußtest nicht, was dein Ängsten war,
Und deine Augen suchten mich.

Und zitternd kam der zweite Pfeil,
Stak goldig in der linken Brust,
Ich wußte, zu sterben war dein Teil,
Und einzig du hast nichts gewußt.

Auf deinen Knien, in meinem Arm,
So hielt'st du mühsam-selig dich,
Ich flehte leise „Gott, erbarm!"
Und deine Augen suchten mich.

Und rauschend flog der letzte Pfeil,
Stak goldig in der linken Brust:
O Gott, zu sterben ward ihr Teil,
Und einzig sie hat's nicht gewußt. —

Darauf grübelte ich den ganzen Vormittag, wo ihre Seele wäre, wenn sie eine hätte, und ob alle Welt an ihr Teil erhielte, wie alle Welt

wieder an unserm toten Körper Teil erhält. Ich weiß auch jetzt noch nicht, was mit der Seele geschehen wird, wenn wir wirklich tot sind. Damals fürchtete ich mich zu denken, daß wir keine Seele hätten oder daß sie in die ganze Schöpfung verstreut würde. Denn was sollte dann aus all den Bildern werden, die die goldenen Tage in ihre Augen hatten sinken lassen? Und damit stieg Capri langsam vor meinen Blicken auf, ganz leise schaukelnd auf seinem blauen Meere, und badete sich prächtig in stillem Sonnenlichte, und in den Schluchten wehten unsichtbar alle holdseligen Klänge, die jemals durch ihre Seele gezogen waren. Aber dann tauchte ihr bleiches Gesicht daraus empor, und ihre Gestalt stieg wie ein Sonnenfunken in unserm Auge hoch und höher bis in die Wolken und schaute unverwandt auf mich herab. Nun hatte sie ihr Zimmerlein schon verlassen und war durchs offene Fenster geschwebt.

Der Waldrand winkte mir schneebeladen hernieder. Ich watete hinan, versank fast in den weißen Massen. Da lag vor mir die Hochfläche, dahinter immer kräftiger und buckeliger die Berge, alles, alles weiß, weit, weit und stille. Zu Füßen unser altes dickes Haus, darunter der vereiste See und das Dorf drum herum. Den Platz bestimmte ich zu ihrem Grabe. Denn dort hatte ich sie einst lesend am Raine gefunden und von dort war ich dann mit ihr in das Haus hinabgestiegen.

Es kamen noch schwere Tage. Viele Totenkränze wurden gebracht und weither geschickt; die Schachteln türmten sich zu Bergen. Die Menschen schlichen um mich herum, und wenn ich einen kleinen Wunsch sagte, fuhren sie durcheinander und verrichteten unheimlich alle zugleich, was ich nur verlangte. Aber diese Tage waren wie Schattenbilder, und was geschah, ging gar nicht in mich hinein. Vor dem Begräbnis las Pastor Hammacher etwas aus der Apokalypse, was ich nicht begriff, und ich schaute immer an eine Stelle auf den Berg von Blumen, unter dem du liegen solltest. Deinen letzten kleinen Heidekranz hielt ich in der Hand. Und dann gingen wir hinaus und senkten den Sarg unter den weißen Schnee. Dabei redete ich immerfort mit dir: „Ruhest du nun, edeles Weib, edel genug hier oben? Fühle den Bergwind, fühle der Fichten Hauch, der dir zum heiligen Grab träumrisch hinabträuft. Aber wenn keusch, rein, jugendlich froh ein Tag über den Berg, über den Waldesrand sonnig emporsteigt, steige auch du empor, blick in die mächtige, immergeliebte Runde, wandele leichten Schritts, glücklich, über die Felder, tritt in des Hauses schaurige Wölbung, weine beglückt und lege die liebe, unnennbar liebe, deine gesegnete, selige Hand aufs tote Haupt mir, Friede gewährend. Küsse mich, so ich's noch wert bin, halte den Armen, Gottes schwerverwüstetes Ebenbild, liebend in Händen. Segne mich, segne dein einziges, erstes und letztes Eigen! Bleibe, bleibe bei mir!" — Und so murmelte ich noch vieles weiter und sah nichts mehr.

Die Zeit danach war Mutter bei mir und führte den Haushalt. Es war sehr schön und still, nur weinte sie zuviel. Ich ging jeden Tag und jeden Tag hinauf zu unserm Grabe und redete viel mit dir von uns, aber

du schwiegst. Ich glaubte immer noch, daß du da lägest oder du schliefest da nur und wandeltest am Tage über die Bergspitzen und um unsere Erinnerungsplätze. Aber manchmal wußte ich gar nicht, was ich denken müßte, und zuweilen muß ich doch noch ganz anderes gedacht haben. Aber es liegt mir wie ein Schleier über dieser Zeit, noch dunkler als über den Tagen zuvor, nur zwei Gedichte habe ich, wie ich sie damals niederschrieb:

Nun hab' ich's schon hundertmal begriffen,
Mein Weib ist tot, für immer tot,
Und ich weiß, ich rette mit allen Kniffen
Mich nimmer aus meiner Seelennot.

Da schreibt wo ein Dichterlein: „Er begrub
Seine Jugendliebe, sein Glück zumal“ —
Und neu sich auf zum Himmel hub
Mein Schrei'n, mein Fragen, meine Qual.

* * *

All Tod und Not und alle Gefährde,
Wie scheint mir alles nur ein Spiel:
Wo ist das Leid auf der wüsten Erde,
Das nicht krachend zugleich mit auf mich fiel?

Ich bin so groß in meinem Leide,
Doch größer mein Leid und verlorenes Glück,
Nun reißen sie mich schaurig beide
Voneinander Stück für Stück. —

Endlich als wieder alles grün wurde und Blumen auf dem Hügel blühten, da merkte ich endlich deine Stimme. Es war nicht anders, als wenn man Wolken auf sich zuschweben sieht durch den stets ruhigen Himmel, und ich hörte keinen Laut. Ich saß bis in den Abend hinein oben. Die Vögel waren schon still, und die Sonne stand wie eine scharfe rote Scheibe in einem Dunste. Sie sank auf die Spitze des Brockens zu, so daß rings der letzte Schnee rosig herabtaute. Ich wußte, wo die Sonne den Berg berührte, da mußte ich dich suchen. Sie ging weiter und weiter nach rechts, und dann stand sie über den Wipfeln des Bramwaldes. Ich glaubte, gleich müßte ich die wehenden Fichtenspitzen auf der hellen Scheibe sehen. Aber sie berührten den Rand immer noch nicht, und dann schien es, als wollte sie an dem schrägen Hange wallend und sprühend zu Tal rollen. Ich wandte mich ab, um sie nicht so langsam sterben zu sehen. Aber ich mußte wissen, wo sie unterging: dorthin mußte ich von nun an über drei Tage. Als ich wieder hinschaute, sah ich den letzten goldroten Rand hinter dem Malsachtal ertrinken. Die roten Wolken schlugen drüber zusammen und der Nebel kroch in der Dämmerung zu den Bergen hinauf. Dorthin mußte ich.

Als ich mich umwandte, sah ich Dr. Menkel hinter mir stehen. Er sagte, er wollte uns auf ein paar Tage besuchen, um uns auf andere Gedanken zu bringen, ich sollte nicht immerfort hier oben allein sitzen und

grübeln, Mutter hätte ihn eingeladen. Mutter stand neben ihm und schluchzte. Ich fragte, was sie hätte, aber sie antwortete nicht. Zu ihm sagte ich, ich müßte verreisen, Mutter tröstete ich und sagte, ich holte nun ihr Schwiegertöchterlein zurück. Menkel blieb aber doch bei uns und schlief bei mir nebenan. Er hing sich immer an mich, wenn ich hinaus wollte zu dir. Mutter bat, ich möchte gut zu ihm sein, und so sagte ich nichts und suchte ihm nur zu entgehen. Als er aber am zweiten Tage wieder an der Haustüre stand und auf mich wartete, da stieß ich ihn mit beiden Fäusten zur Seite an die Wand. Er verdrehte erst die Augen, aber dann ging ein Lächeln über sein Gesicht, welches fürchterlich und grauenhaft war, und im Aufrichten sagte er: „Aber lieber Herr Doktor! Sie haben sich wohl geirrt! Wie können Sie Ihren guten Freund und getreuen Arzt so stoßen!" Ich ging schnell in meine Stube, aber ich konnte die süße Fratze nicht loswerden, bis ich dein neues, großes Bild lange, lange angesehen hatte.

An dem heiligen Tage stand ich nicht lange nach Mitternacht auf und zog mich leise an. Ich nahm den kleinen Dolch, den du aus Italien mitgebracht hast, und den alten Wanderstock. Ein Weilchen stand ich oben an der Treppe und schaute längs in den Hausflur hinab. Unsre schöne, kunstvolle Laterne hing noch immer strahlend von der Decke in die Finsternis hinein. Sie schaukelte in ihrem Gehänge vom Winde, daß die roten Scheine über die Wand und über den Spiegel fuhren. Mich schauderte, indem ich an dich dachte. Draußen knurrte der Hund, er mochte mich doch gehört haben. Ich faßte mir ein Herz und wollte schnell die Haustür gewinnen. Aber als ich die Treppe hinuntereilte, krachte die eine Stufe unter meinem Tritte. Oben ging Dr. Menkels Tür. Ich schrie laut in Schreck und Graus, sprang zur Tür und warf sie hinter mir ins Schloß. Leo bellte gewaltig und tobte an seiner Kette; ein nächtiger, kühler Wind drang auf mich ein. Dann hört ich es brausen, und bald hob sich vom fahlen Himmel der Wald wie eine wankende schwarze Mauer. Ich tastete mich zur Herzogschneise. Sie ging endlos weit auf einen flimmernden, sinkenden Stern zu. Alle meine Sinne richteten sich auf ihn, denn rechts und links stand tödliche Finsternis und wollte sich im Winde über mich her neigen. Nur das schwache Licht schien herein und teilte die Wogen, daß ich dahinschritt wie auf einem Meeresgrunde. Zu meinem Troste redete ich mit dem Sterne: „Einsam wandelst auch du, blinkender Stern. Aber ein Weilchen nur folg' ich dem zitternden Lauf. Glaubt' ich als törichtes Kind, festlich hieltest im goldenen Saal du mein blühendes Weib, ihr Lethe zu schenken, folgt' ich vielleicht dir nach, und es hielte die Erde nimmer mein müdes Gebein. Aber du kennest sie nicht, sie ist stärker als du, sie zerschlüge den Becher, stürzte, rief' ich nur leis, stolz sich zur Erde hinab!" Und er antwortete im Versinken, summend aus der Weite: „Nein, ich trage sie nicht, doch schau' ich euch beide. Fernher wandelt sie dort an den Höhn, taucht auf und verschwindet dunkel im düsteren Wald, und ich leucht' ihr vergebens. — Schaue, schau mich doch an, Benedeiete unter den Weibern!"

Da wurde es hinter mir Tag. Der Wald ward grün und laut und vielgestaltig. Was sich wie Quallen und Korallen um meine Füße gewunden, das ward Gras, Brombeerkraut und Efeugeranke. Und als die Sonne emporstieg, bog ich noch ein Stündlein seitab und kam durch die düsteren alten Fichten ins Tal. Am Wasser unten war ein Gewirr von modernden, mosigen Wurzeln und Stümpfen, von nackten Steinen und blauen Blumen dazwischen. Der Bach ging so leise und die Sonne schaute stumm herein. Da kam ich an ein altes Wildgatter. Eine geborstene Esche stand dahinter. Die eine Hälfte ihres Stammes war ins Wasser gestürzt, vorlängst, und staute es auf, daß es über dem Grunde aussah wie zitternde Luft. Ein Ende des Stammes ragte ans Ufer. Darauf saß mein Weib in ihrem weißen Gewande und lauschte in die helle Flut. Auf dem Schoße hielt sie ihre goldenen Pfeile. Ich lehnte mich an das Gatter und blickte hindurch. Sie sah mich nicht und sang leise vor sich hin:

Murmelnde Quelle,
Kühler Bach,
Wie klingt deine Welle
Vergangenes nach.

Es säuselt und rauscht
Aus der Tiefe hervor,
Meine Seele lauscht
An ihrem Tor.

Ich antwortete ebenso:

Da warst du so jung,
Warst noch frei,
War noch nicht Lieben
Und Schmerzen dabei.

Nun schleicht dein Geselle,
Dein armer, dir nach —
Murmelnde Quelle,
Kühler, kühler Bach.

Da sah sie auf nach einem Weilchen und blickte mich freundlich an. „Komm, setze dich zu mir!“ sagte sie. Ich klomm über das wankende Gatter und tat es. „Erzähle!“ sagte ich. Sie erzählte:

„Warum schriest du so, als ich getroffen war? Glaubtest du doch, ich wäre tot? Das hörte ich noch, dann fiel ich in tiefen, tiefen Schlaf. Allmählich aber fing ich an zu träumen, als flöge ich weit über die Welt umher. Dann hörte ich viele Stimmen über mir im Streite, aber sie zerstreuten sich und schwiegen, als ich meine Augen aufschlug. Ich sah in einen schönen blauen Himmel mit kleinen, segelnden Wölkchenscharen. Es war frühlingswarm, und ein schweigender Hauch wehte mich an, wie von einer Wiese tief im Walde. Ich blieb liegen, schaute in den Himmel und wartete, ob du kämest. Du kamst nicht. Ich schlief wieder ein, und als ich zum zweitenmal erwachte, schien mir die Sonne rot in die Augen, und es war immer noch alles still. Ich richtete mich auf und sah, daß du mich in einen Sarg hattest legen lassen unter dorrende Rosen und Holunder. Der Deckel lag daneben im Grase. Rings standen, nicht weit, ragend die Bäume. Unter dem vordersten saß im Abendglanz ein herrlicher Knabe und schaute in tiefen Gedanken zu mir herüber. Alsbald erkannte ich den heimtückischen Schützen, der seine goldenen Pfeile auf mich gesandt hatte. Da schritt ich zornig auf ihn zu und stieß ihm den einen tief in die Brust. ‚Maria!‘

schrie er auf und sank hintenüber. Der Hall aber zog mächtige, bebende Wellenkreise über das unermeßlich strahlende Wipfelmeer. Als er verklang, neigte ich mich hernieder. Der Knabe sah mich aus großen, braunen Augen an, dann war er — tot.

Durch die Fichten führte eine Allee von alten Ebereschen, die tief mit Flechten behangen waren. Als ich hindurchschritt, war's mir, als packte meinen Leib ein ungeheurer Schmerz, den ich wohl kennen müßte, und ich mußte ein Weilchen zuckend niedersitzen. Aber ich konnte ihn doch nicht deuten. Ich ging weiter und sah nach einer langen Weile ein stilles Dorf, das auf weiten Wiesen ganz weiß im Mondlicht lag. Im Gehen sah es aus, als käme es auf mich zu. Aber als ich hineinkam, schlief es tief, nur wenige Fenster schienen über den Weg, und es schlug zehn. Jenseits begann ein schöner, hoher Wald. Sein Grün war noch ganz jung und dünn und schwebte wie ein Schleier vor der Ferne. Es ging immer bergan, und der Wald wurde noch höher und weiter, daß der Mondglanz sich fernhin über den Boden legte. Der war übersät mit weißen, blinkenden Windröschen, soweit ich blicken konnte. Von meinem Wege blieb nur ein wohlbetretener Pfad zwischen hohen, auf und nieder gleißenden Farren. Als ich endlich aus dem Walde heraustrat, lag vor mir auf einer grasigen, lichten Höhe ein großmächtiger Dom mit schmalen, spitzen Riesenfenstern und ragte totenstill in die kühle Luft. Nun rührte sich kein Hauch mehr, und die Finsternis schaute aus den Fenstern hervor, denn sie waren ohne Glas, und hinter allen Pfeilern hervor, denn sie waren von tiefem Efeu umsponnen. Aber draußen war alles silbernes Licht weithin in die nächtlichen Lande hinaus. Ich lehnte lange mit dem Arme an der letzten großen Buche und dachte, wie göttlich es hier wäre, und dachte an dich:

Versunken, o Welt, zu meinen Füßen,
Schüttle nicht ab den traumsüßen,
Nie einzubringenden Schlummer!

Siehe, ich bin erwacht,
Singend schläfert die Nacht,
Finde doch den Schlaf nicht wieder.

Wie glücklich war das Morgenlicht,
Und meine Liebe vergess' ich nicht,
Aber jetzt ist's Nacht, tiefe, heilige Nacht.

Ich trat durch ein kleines, schwarzes Pförtlein in die Halle. Es lag rings tiefer Sand, und wo der Mond hereinsah, erkannte ich, daß viele Fußspuren darin waren. Ich schaute durch die leeren Chorfenster in den Himmel, und mir war, als müßte jetzt der Mond weit, weit in der Ferne über unser Dach glänzen, und es war mir, als hörte ich die Frösche von unserm See gleichmäßig im Dämmertakte singen, auch weit, weit in der Ferne. Und indem ich immer tiefer in den Himmel schaute, wurde ich Zweins.

Ich stapfte zum Chore. Da saßen im Dunkel viele weiße Männer mit großen Köpfen. Und als ich die Stufen hinansteigen wollte, sagte der eine: ‚Du bist nun tot und bist unser.' Ich sagte: ‚Ich bin nicht tot.' Da sagten sie alle: ‚Du bist tot.' Ich sagte: ‚Ich bin nicht tot, und ihr wißt nun nicht, was ihr mit mir tun sollt. Die Menschen haben euch hierher gesetzt, die an euch glauben oder nicht wissen, was sie glauben sollen. Wir beide sind nicht dabei gewesen und wir glauben nicht an euch. Wir hatten jedes einzeln eine Seele, da wuchsen wir zusammen und waren wie eins. Aber weil keiner das kannte, hatte es keinen Namen. Da benannten wir es und nannten es ‚Zweins'. Und das Ganze ist nicht tot, wenn ein Teil tot ist: Zweins kann nur sterben, wenn es will. Denn es kann nur zugleich und in eins sterben, und dazu ist selbst der große Zufall zu schwach. Zweins will auch sterben, aber jetzt will es noch nicht.'

Ich wandte mich und schaute von einer großen Tür tief in schwarze, endlose Wälder hinab. Zu meinen Füßen unter einem Abhang lag ein dunkler See unter Bäumen. Es spiegelten sich vom Ufer her viele Feuerchen darin, aber sein Inneres blieb doch dunkel. Vor mir auf den Stufen saß eine verhüllte Gestalt. Sie hob den Kopf ein wenig und sagte: ‚Haben die noch nichts beschlossen? Ich bin König Xerxes, ich warte auf das Wiedersehen, denn mein Weib ist nun auch lange tot.' Ich antwortete: ‚Sie haben noch nichts darüber beschlossen, sie fürchten sich davor, weil sie nicht wissen, was Gottes Meinung und Wille ist.' ‚Sie sollten ihn fragen!' ‚Wie sollten sie? Er fängt erst da an, wo sie ihn nicht mehr fragen können. Wenn ihr glaubt, wo ihr begreifen und wissen könnt, so habt ihr nichts Besseres verdient.'

Ich kam hinab zu den Feuern. Da war ein Gewimmel und Drängen, soweit das Auge trug, und ein leises Summen, wie in einer hohlen Muschel. Viele Tausende von weißen Wesen, großen und kleinen, wogten unablässig schweigsam durcheinander, als müßten sie sich bis ans Ende aller Zeit ohne Aufhören erwartend zu einem unermeßlichen Festzuge ordnen, aber kein höherer Wille kommt je über sie, um sie zu reihen, zu führen. Keiner merkte mich und die andern in dem grausigen Elend. Da sah ich, daß von dem See aus ein kleines, schmales Äderchen zu Tale ging, schwarzes Buschwerk hing darüber ineinander. Da hinein schlüpfte ich und barg mich vor dem Geschwirre, das immerfort gleichgültig und gräßlich an meine Kleider streifte. Der Mond war lange hernieder, aber meiner Pfeile Gold warf ein schwaches Licht zwischen die Stauden, und ich tastete mich langsam zu Tale, bis ich an dies Gatter kam. Da setzte ich mich auf den Baum und wartete die Sonne ab. Und dann bist du endlich gekommen."

Wir schritten gemächlich durch den blühenden Wald nach Hause, und ich erzählte alles, wie es gewesen war. Mutter erzählte ich's auch, und daß ich Maria nun wieder hätte. Sie wollte es zuerst nicht glauben, tagelang, bis Dr. Menkel abreiste, nun sieht sie's ja und weiß, daß wir glücklich sind.





Adolf Harnack

Unter den wissenschaftlichen Theologen der Gegenwart ist A. Harnack die in der Öffentlichkeit bekannteste und am meisten genannte Persönlichkeit. Seine Berufung von Gießen nach Berlin gegen den energischen Widerstand der kirchlichen Rechten war seinerzeit die erste grundsätzliche und folgenreiche kirchenpolitische Entscheidung, die unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. erfolgte, und seitdem haben sich mehrfach scharfe kirchliche Auseinandersetzungen um Harnack und seine Werke und Äußerungen gedreht. Doch geht Harnacks Einfluß weit über kirchliche Kreise hinaus. Für seine Stellung in der Gelehrtenwelt ist es bezeichnend, daß die Akademie der Wissenschaften ihm, einem ihrer jüngsten Mitglieder, bei ihrem 200jährigen Jubiläum die Abfassung ihrer Geschichte und die Festrede übertrug, sowie daß er zur Friedensklasse des Pour le mérite gehört; für seine Stellung im öffentlichen Leben, daß ihn eine unserer wichtigsten Vereinigungen, der Evangelisch-soziale Kongreß, zum Vorsitzenden wählte. Dazu ist, von seinem persönlichen Einfluß ganz abgesehen, auch sein amtlicher Wirkungskreis durch seine Ernennung zum Generaldirektor der Königlichen Bibliotheken erheblich erweitert. So kann an Harnack nicht gut vorübergehen, wer sich für die geistigen Strömungen in unserm Volke interessiert. Männer wie ihn zu betrachten ist immer von Wert, man lernt an ihnen die eigene Zeit verstehen. Daß diese Betrachtung sine ira et studio geschehen soll, ohne die gerade von Anhängern Harnacks — Gott schütze ihn vor diesen Freunden, seine Feinde haben ihm fast mehr genützt als geschadet! — vielfach beliebte Verhimmelung, aber auch ohne das von vornherein verdammende Aburteilen vieler seiner Gegner, brauchen wir unsern Lesern nicht erst zu versichern, wir haben zu beidem keine Veranlassung.

Harnack ist im Jahre 1851 als Sohn eines bedeutenden und frommen Lehrers der Theologie in Dorpat geboren. Von dort siedelte der Vater nach Erlangen über. Der Sohn widmete sich gleichfalls der Theologie und der akademischen Laufbahn und begann seine literarische Tätigkeit mit Untersuchungen über Probleme aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Damit hatte er ein Gebiet gewählt, das ihn in der glücklichsten Weise in den Mittelpunkt der heutigen theologischen Arbeit führte. In den Geisteswissenschaften stehen heute überall geschichtliche Forschungen so sehr an der Spitze, daß zum Beispiel die ganze Theologie mehrfach in Gefahr war, eine rein historische

Wissenschaft zu werden, und durch das allgemeine religiöse Leben geht ein gesunder Zug nach den Quellen, also nach den Anfängen des Christentums. Dazu fiel Harnacks Tätigkeit in eine Zeit, die auch äußerlich sehr ergiebig war. Der gesteigerte Weltverkehr der letzten Jahrzehnte hat außerordentlich wertvolle Funde aus dem Gebiete der altchristlichen Literatur zutage gefördert. Auf den Pergamenten alter Codices, die in den Bibliotheken und Kammern der orientalischen Klöster vergessen dalagen, auf den Blättern ägyptischer Papyrusse, in syrischen, koptischen und äthiopischen Übersetzungen erschienen Werke, die man bisher kaum dem Namen nach gekannt hatte, allen voran jenes kurze, für jedermann lesenswerte Büchlein, das sich selbst „Lehre der zwölf Apostel" nennt, und uns einen Einblick in das Leben und Treiben, Glauben und Beten der Christenheit am Anfang des zweiten Jahrhunderts eröffnete, wie wir ihn kaum noch hatten erhoffen dürfen. Harnack war es vergönnt, den ersten umfassenden Kommentar zu dieser kleinen Schrift zu schreiben. Zusammen mit zwei andern Forschern auf diesem Gebiet, Gebhardt und Zahn, begründete er ein großes Sammelwerk: „Archiv für die Geschichte der christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte", von dem bereits mehr als ein Viertelhundert Bände erschienen sind. Zu einem gewissen Abschluß brachte Harnack diese Studien in seiner „Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius", die weite Kreise weniger durch die Masse des darin verarbeiteten Materials in Erstaunen versetzte als durch den besonnenen, bei aller Freiheit doch konservativen Standpunkt des Verfassers. Harnack räumt in diesem Werke vollständig und hoffentlich endgültig mit dem Mißtrauen auf, mit dem man von vielen Seiten, bei Gelehrten wie in der volkstümlichen Literatur, an die Echtheit der grundlegenden Bücher des Neuen Testamentes herantrat.

An die bisher genannten Arbeiten Harnacks reiht sich auch sein Werk: „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten" (Leipzig, Hinrichs. Mk. 9.—). Das Buch verdient, obwohl es streng wissenschaftlich geschrieben ist, in vielen Kapiteln, besonders in dem Abschnitt „Die Missionspredigt in Wort und Tat", auch von Laien gelesen zu werden. Sie werden erstaunen über die neue Welt, in die sie Harnack hineinführt, und über die Fülle religiöser und sozialer Kräfte, die das Christentum entband. Das Problem dieses Buches ist: Wie geschah es, daß das auf semitischem Boden, in einem versteckten Winkel der Welt begründete Christentum in der kurzen Zeit von drei Jahrhunderten das römische Weltreich und die antike Kultur äußerlich und innerlich überwand, so daß es alle anderen Religionen unterdrückte, der Welt ein neues geistiges Antlitz gab, und die römischen Kaiser zwang, sich auf die Kirche zu stützen, statt sie zu bekämpfen? Wir haben bereits ein sehr anziehend geschriebenes und ausdrücklich für weite Kreise berechnetes Buch über denselben Gegenstand: des verstorbenen Abtes Uhlhorn, „Kampf des Christentums mit dem Heidentum". Harnacks Buch bietet zu Uhlhorn nach einigen Seiten sehr wichtige Ergänzungen. Bei Uhlhorn zieht ein figurenreiches dramatisches Gemälde von packender Kraft in glänzender Schilderung an uns vorüber. Wir sehen zuerst die bei allem Glanze innerlich zerfressene alte Welt, wir beobachten dann, wie die geringen, aber lebenskräftigen Keime des Christentums die morschen Schalen sprengen, trotz aller Hindernisse in unaufhaltsamem Emporstreben zu einem starken Baume sich auswachsen und die Welt beschatten. Aber wer näher zusieht, merkt doch,

daß Licht und Schatten nicht ganz recht verteilt sind. Bei der Kirche ist zu viel Licht, bei dem Heidentum fast nur Schatten. Harnack schildert weniger dramatisch, aber lebenswahrer. Er sieht beim Hellenismus viel Licht, so viel, daß bei der Schilderung einzelner Persönlichkeiten, z. B. des Neuplatonisten Porphyrius, der Leser durchaus den Eindruck hat, der Grieche stünde Harnack innerlich näher als die Christen; bei der Kirche andrerseits verhehlt er die Schatten nicht, die durch die Aufnahme einzelner heidnischen Elemente frühe hervortraten. Aber gerade dadurch erscheint der volle Sieg des Christentums nur noch bedeutender und bewundernswerter als bei Uhlhorn, wo er eigentlich selbstverständlich ist. Und noch ein zweites leistet Harnacks Buch. Die Kirche des beginnenden vierten Jahrhunderts ist nicht mehr eine vollkommen sympathische Erscheinung. Selbst in ihren großen Persönlichkeiten zeigen sich neben glänzenden Eigenschaften Züge krassester Wundersucht und erschreckenden Aberglaubens, bei der Masse gar eine grobe Materialisierung der Geistesreligion. Dem Leser Uhlhorns bleibt diese Entwicklung ein Rätsel. Harnack zeigt Schritt für Schritt, wie bei dem politischen und geistigen Kampf mit dem Heidentum sich auch das Christentum umwandelt. Als geschichtliche Erscheinung tritt es mit den übrigen geschichtlichen Faktoren in Wechselwirkung, es nimmt von ihnen an und lernt von ihnen, aber es behält stets von seiner eigensten Kraft genug in sich, um zu siegen. Die christliche Religion war aus dem Geist geboren, aber lernte es bald, das Irdische zu weihen, sie war im Kerne schlicht und verständlich und besaß doch eine reiche Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit. „Sie blieb exklusiv und zog doch alles Fremde an sich, wenn es irgend einen Wert besaß. In diesem Zeichen hat sie gesiegt; denn auf alles Menschliche, das ewige und das vergängliche, hat sie ihr Kreuz gesetzt.“ —

Die eingehende Beschäftigung mit der Geschichte des ältesten Christentums mußte Harnacks Aufmerksamkeit auf eine der schwerwiegendsten Streitfragen unserer Zeit richten, auf die Entstehung und damit auf die Beurteilung des altkirchlichen Dogmas. In den Kämpfen mit der griechischen Philosophie, in Auseinandersetzungen mit Lehrmeinungen aus ihrer eigenen Mitte hatte die alte Kirche begrifflich auszudrücken versucht, was sie selbst über Gott, Welt und Menschen, über Sünde und Erlösung dachte, und die großen Konzilien des vierten und fünften Jahrhunderts, von der Tagung in Nicäa an, hatten das Ergebnis dieser Geistesarbeit in den Lehren von der Dreieinigkeit Gottes, von den zwei Naturen in Christus und von seiner Gottmenschheit niedergelegt. Wie war es zu diesen Lehren gekommen? Geben sie wirklich dem ursprünglichen, biblischen Christentum reinen Ausdruck? Oder fassen sie auch andere, fremde Bestandteile in sich? Das sind die großen Fragen, um die es sich hier handelt. Die katholische Kirche hat alle diese Lehren übernommen und weiter ausgebildet. Die Reformation hat die obenerwähnten Grundlehren beibehalten, die auf sie gebauten späteren Lehren verworfen. Sie faßte es etwa so auf, als sei die Kirche einige Jahrhunderte lang auf dem rechten Wege gewesen, dann aber von ihm abgeirrt. Unsere neuere Theologie legte nun auch an diese „christologischen Dogmen“ die Sonde und spürte ihrem Entstehen nach. Dabei fand man, daß hier wie überall ein Gesetz der Wechselwirkung stattgefunden hatte, daß nicht nur die Kirche die Welt beeinflußte, sondern griechischer Geist, besonders in der Gestalt neuplatonischer Philosophie, in die Gedankengänge der christlichen Apologeten und Theologen eingedrungen war. An diesem Punkte setzte Harnack mit seinen Forschungen ein. Er faßte in seiner Dogmengeschichte

(1. Auflage 1886) den Ertrag der bisherigen Arbeiten zusammen und führte mit rücksichtsloser Kühnheit den Satz durch: Das Dogma ist im Grunde keine originale Blüte am Stamm des Christentums, sondern „das vom Standpunkte der griechischen Religionsphilosophie begriffene und formulierte Christentum", „hellenisiertes Christentum", man könnte in Harnacks Sinn vielleicht noch treffender sagen christlich verbrämtes Griechentum. Der griechische Geist hat den christlichen überwuchert. Der Christus des Dogmas ist nicht mehr die lebendige, urkräftige Gestalt der Evangelien, sondern der personifizierte Logos, jenes Mittelglied, mit dem die griechische Philosophie die auseinanderfallenden Größen Gott und Welt verbindet. Klar und scharf zieht Harnack auch stets die Folgerungen seines Standpunktes: Im Dogma hat sich das Christentum mit der antiken Kultur verbunden, aber es ist nicht an diese Kultur gekettet. Erhebt sich heute die Wissenschaft über das Verständnis der Welt, das die Antike in tausendjähriger Arbeit errungen hat, wird dieser Standpunkt überwunden, so wird es notwendig, das Evangelium aus der ihm nun gefahrdrohenden Umklammerung des griechischen Geistes zu lösen, soll es nicht mit ihm untergehen. Das ist nach Harnack die Aufgabe unserer Zeit. „Das Evangelium arbeitet sich seit der Reformation, trotz rückläufiger Bewegungen, die nicht fehlen, doch aus den Formen heraus, die es einst annehmen mußte."

Daß sich um diese Sätze ein heftiger Kampf entspinnen mußte, daß die einen, allem Dogmatischen abhold, ihnen zujubeln, die anderen sich durch sie in ihren heiligsten Empfindungen gekränkt fühlen würden, bedarf keiner Erörterung. Diesem Kampfe im einzelnen nachzugehen, kann hier, wo es sich um Zeichnungen in einfachster Strichmanier handelt, nicht unsere Aufgabe sein, aber zur grundsätzlichen Beurteilung des Harnackschen Standpunktes muß einiges gesagt und auf die problematischen Punkte seiner Stellung aufmerksam gemacht werden. Sympathisch ist das Grundinteresse, von dem Harnack geleitet wird. Es liegt ihm daran, festzustellen, daß das Evangelium wohl die Fähigkeit hat, sich mit den verschiedenartigsten Kulturen zu verbinden, aber an keine unauflöslich gefesselt ist. Die Kulturen, auch die höchsten, kommen und gehen, das Evangelium bleibt. Sodann hat ohne Frage eine Wechselwirkung zwischen griechischem und christlichem Geiste auch in der Ausgestaltung der grundlegenden Dogmen stattgefunden, denn etwas anderes ist geschichtlich und psychologisch undenkbar, wo lebendige Menschen innerhalb einer bestimmten Zeit und ihrer Anschauungen denken, wirken und gestalten. In diesen beiden Punkten sollte in allen theologischen Lagern Einigkeit sein. Die entscheidende strittige Frage bleibt, ob der griechische Geist in dem Umfange, wie Harnack es will, bis zum völligen Umbiegen des christlichen Gedankens, der kirchlichen Entwicklung das Gepräge gegeben hat. Wer die theologische Entwicklung zu überschauen versucht, bekommt den Eindruck, als ob mit Harnack die Forschung in ein Extrem geraten sei. Auf der einen Seite der Katholizismus: die Lehrentwicklung ist vollständig geradlinig, durch und durch christlich verlaufen, von Petrus und Paulus an bis zum Vatikanum. Auf der anderen Seite Harnack: der Hellenismus hat das Christentum völlig von seinem eigentlichen Wesen abgelenkt, das Dogma ist eigentlich griechisch, kaum mehr christlich. Beide schlagen über das Ziel hinaus. Gewiß hat sich ein fremder Zug bis in die Grundlehren eingedrängt. Jene Art, die Dreieinigkeit zu behandeln, als wäre sie eine mathematische Aufgabe, und die Gottheit Christi, als handle es sich um ein physikalisches oder chemisches Problem, jene Überweisheit, die über die Mensch-

werdung Christi redete, als hätte sie dem lieben Gott vor der Schöpfung in die Karten geguckt, diese ganze scholastische Behandlung der zartesten und tiefsten Fragen ist im tiefsten Grunde unfromm und unchristlich. Das wußten wir allerdings auch schon vor Harnack, doch bleibt sein Verdienst, daß er uns in das geschichtliche Werden einen tieferen Einblick gewährt und gezeigt hat, wie solches unter dem Einfluß des griechischen Geistes geschah, der alles, auch das verborgene Göttliche ohne Bedenken zum Gegenstand der Spekulation, des reinen Erkennens machen wollte. Aber das alles verhindert nicht, daß im Dogma doch auch wieder durch und durch christliche Gedanken ihren Ausdruck suchen und bis zu einem gewissen Maße auch gefunden haben. Unleugbare Tatsache bleibt, daß eine ganze Reihe von Gedankengängen, die später in den Dogmen ausgestaltet sind, schon in den Briefen des von griechischem Geiste kaum beeinflußten Apostels Paulus (z. B. Philipper 2, 5—11) anklingen, einzelne sogar mit Sicherheit bis auf Jesus herabreichen. Und sind nicht in Jesu Kräfte offenbar geworden, die tiefer zu Gott führen, geheimnisvollere Zusammenhänge ahnen lassen, umfassendere Blicke in Gottes Walten und Regieren eröffnen, als eine lediglich dogmenfeindliche Aufklärung wahr haben will? Nun wird sicherlich nie eine Kirche — dem dürfte auch Harnack beistimmen — ohne Dogmen, ohne Sätze, in denen sie ihren Glauben zusammenfaßt, bestehen können, wenn auch in der Formulierung dieser Sätze stets viel Flüssiges und Vergängliches bleibt — nun wohl, wenn unsere Christenheit ihre Geschichte vergessen, auf Grund der ihr neu gewordenen Welterkenntnis an die Arbeit der Dogmenbildung herangehen könnte und Klarheit zu gewinnen suchte über ihre Stellung zu Gott, Welt und Mensch, insbesondere aber zu Jesus, dann würde sie sicherlich viel bescheidener über diese Dinge reden als die alte Kirche und sich nicht vermessen, alle verborgenen Tiefen der Gottheit plan darzulegen; aber wenn anders sie noch christlich bleiben wollte, so müßten auch die neuen Dogmen die Weltentwicklung in den Rahmen „von Gott zu Gott" einspannen, sie dürften nicht an der Person Christi achtlos vorübergehen und würden über ihn kaum etwas anderes sagen, als was die Alten im letzten Grunde in ihrer Sprache sagen wollten: In Christus ist erschienen die Fülle der Gottheit leibhaftig! Wer aber diesen Satz in seiner vollen Bedeutung zu erfassen versucht, wird auch heute noch darin den Alten etwas näher gerückt werden, daß ihn die Eigenart der Persönlichkeit Jesu mit ihrem hohen Selbstbewußtsein auch eigenartige metaphysische Hintergründe ahnen läßt. Deren Aufdeckung und Darlegung wird uns freilich nicht so selbstverständlich und einfach erscheinen wie den Alten.

Aber wir kehren zu Harnack zurück. Vom Dogma zum Evangelium! ist die Losung seiner Dogmengeschichte. Das ist noch kein Abschluß. Es bleibt die letzte Frage: Was ist nun eigentlich das Evangelium? Diese Frage hat Harnack in seinen akademischen Vorlesungen über das „Wesen des Christentums" zu beantworten versucht. Sie sind sein verbreitetstes Buch geworden und in zahlreichen Auflagen erschienen, neben denen noch eine wohlfeile akademische Ausgabe (Leipzig, Hinrichs) veranstaltet ist. Drews begrüßte seinerzeit das Werk in der „Christlichen Welt": „Wenn unsere Kirche wäre, wie sie sein sollte, so müßte sie ein einziges großes Dankwort an Harnack auf den Lippen haben." Diese Überschwenglichkeit entfesselte natürlich scharfe Angriffe von der Seite der kirchlichen Rechten. Allmählich entstand eine ganze Literatur über das Buch, so zahlreich, daß sie von E. Rolffs (Harnacks Wesen



Ph. O. Runge
Selbstbildnis

des Christentums und die religiösen Strömungen der Gegenwart, Leipzig, Hinrichs, Mk. —.80) und Titius (in Naumanns Patria von 1903) zum Gegenstande umfangreicher Abhandlungen gemacht werden konnte. Das ist ein deutlicher Beweis, wie nachhaltig diese Frage nach dem Wesen des Christentums heute die Gemüter beschäftigt, zumal erfreulicherweise nicht nur Theologen, sondern auch Historiker, wie Delbrück, und Philosophen, wie E. v. Hartmann und Baumann (Neuchristentum und reale Religion), sich an der Erörterung beteiligt haben.

Es ist schwer, fast unmöglich, von Harnacks „Wesen des Christentums" dem Leser, der das Buch nicht kennt, eine Vorstellung zu geben. So soll auch hier nur kurz bemerkt werden, daß es in zwei annähernd gleich großen Abschnitten zuerst das Evangelium in seinen Grundzügen und Hauptbeziehungen zu der Welt darstellt, danach den Gang des Christentums durch die Geschichte in großen Zügen verfolgt und in einer Charakteristik seiner drei heutigen hauptsächlichsten Erscheinungsformen als griechischer und römischer Katholizismus, sowie als Protestantismus ausmündet.

Das eigentliche Hauptstück des Buches ist natürlich die Schilderung des Evangeliums Jesu Christi. Harnack will dabei die Methode befolgen, sich „nicht an Worte zu klammern, sondern das Wesentliche zu ermitteln". Es soll das Bleibende und Ewige im Christentum aus der zeitgeschichtlichen Umhüllung herausgeschält werden, das, was den Menschen aller Zeiten, der im Grunde immer derselbe bleibt, angeht. Diese Methode, so selbstverständlich sie ist, hat doch zunächst nur formalen Wert. Es kommt dabei ganz darauf an, was schließlich als Kern herausgeschält wird. Und da zeigt es sich — alle glänzende Darstellung kann das nicht völlig verhüllen —, daß als Kern bei Harnack doch nur ein sehr abgeblaßtes Christentum übrig bleibt. Das ganze Christentum wird auf drei Gedanken zusammengedrängt: das Reich Gottes und sein Kommen; Gottvater und der unendliche Wert der Menschenseele; die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe. Nun gehört es sicher zum Wesen des Christentums, daß es sich auf ganz kurze, einfache Sätze zurückführen läßt, darin liegt gerade seine Kraft und seine Befähigung zur Weltreligion, aber fraglich ist mir, ob die Harnackschen Sätze dem innersten Wesen Jesu Christi vollen Ausdruck geben. Die ungeheuren Spannungen, die durch Jesu Leben gehen, kommen darin nicht zum Ausdruck, das Herbe, das die Persönlichkeit Jesu in sich birgt, wird weggewischt zugunsten einiger erhabener Ideen; es wird fast unverständlich, warum dieser Jesus glühend geliebt und bitter gehaßt, angefeindet, verfolgt, gemartert, gekreuzigt wurde. Ein früheres Wort Naumanns ist oft auf Harnack angewendet: sein Christentum habe „das Gesicht eines klugen Gelehrten, der die Geschichte der Welt und des Glaubens versteht und aus der Geschichte der Vergangenheit heraus eine milde Mischung von Weisheit, Glauben und Kultur als das allein Wahre empfiehlt". Das ist in der Tat der Eindruck von Harnacks Schrift, aber nur wenig verspürt man in ihr von der verzehrenden Sehnsucht, die das Wort prägte: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, es brennete schon!" Man hat erwidert, das liege an Harnacks Publikum, jungen Akademikern, die erst für das Christentum gewonnen werden sollten. Ich hoffe, Harnack selbst würde solche Erklärungen abweisen. Möglichst umfassende und tiefgrabende Darlegung des tatsächlichen Sachverhalts ist das beste Mittel, um zu werben und zu gewinnen. Es liegt vielmehr daran, daß bei Harnacks ganzer Auffassung die Kraft des

Evangeliums abgeschwächt wird über dem Bestreben, seine Erhabenheit herauszuarbeiten. So kommt nicht recht zur Geltung, daß das Christentum stets auch war ein „Zeichen, dem widersprochen wird", ja, daß es Scheidung der Geister zu bewirken als eine seiner vornehmsten Aufgaben ansieht.

Wir können also von vornherein den Schluß wagen, daß mit dem Verblassen des Evangeliums bei Harnack auch eine leise Verschiebung seines Zentrums zusammenhängen wird. Lepsius (A. Harnacks Wesen des Christentums, Berlin, Reich-Christi-Verlag), dessen Gegenschrift zu den besten gehört, vornehm im Ton, warm im christlichen Empfinden, klar in der Darstellung, hat diesem Vorwurf den schärfsten, sogar allzu scharfen Ausdruck gegeben, wenn er darlegt, bei Harnack bleibe das Christentum auf der niederen Stufe einer Gesetzesreligion stehen und ringe sich nicht zu der Höhe evangelischer Freiheit durch. Es handelt sich dabei um die Frage, ob die höchste und wertvollste Leistung Jesu darin zu sehen sei, daß er der Menschheit ein unüberbietbares sittliches Ideal vor Augen gestellt habe, oder vielmehr darin, daß er Kräfte entband, welche die Menschen befähigen, diesem Ideal nachzustreben. In dem ersteren Falle wäre die christliche Moral, im andern die Erlösung das Wesentliche im Christentum. Man kann den Unterschied auch so fassen: Genügt es, dem Menschen ein sittliches Ideal vor Augen zu halten, um ihn zur Erfüllung desselben zu entflammen, oder müssen nicht vielmehr erst starke Widerstände in ihm überwunden werden? „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht." Hieher gehört die sehr bittere, aber treffende Bemerkung Haupts: Harnack schreibe für leidlich tugendhafte Menschen, aber nicht für arme Sünder. Nun halte ich es für falsch, mit Lepsius Harnack vorzuwerfen, daß er diese erlösende Kraft des Christentums gar nicht zu fassen vermöge. Es ist charakteristisch für Harnacks Buch, daß ihn überhaupt kein scharfer Vorwurf ganz trifft. Seine Freunde können fast stets darauf hinweisen, daß er mißverstanden sei, oder daß der Gegner Stellen seines Buches übersehen habe. Er ist so vielseitig, daß fast alle Töne christlicher Frömmigkeit bei ihm irgend wie anklingen, aber es handelt sich um die Stärke, mit der die einzelnen Motive angeschlagen, und um den Nachdruck, mit dem sie zum Ausdruck gebracht werden. Da zeigt sich die eigentümliche Erscheinung, ich möchte sie fast einen Widerspruch nennen, daß der Leser aus dem mit lebendiger Frömmigkeit geschriebenen Buche auf jeder Seite merkt: Das Christentum ist eine Kraft, die von dem Kraftzentrum Jesus Christus aus die Welt bewegt, daß aber in der Darstellung dieses Moment beinahe verschwindet und hinter einigen rationalistisch angehauchten Gedankengängen zurücktritt. Harnack versichert, das Evangelium sei nicht Lehre, sondern Leben, aber wenn er es zu fassen versucht, kommt er doch nur auf „die Lehre Jesu" zu sprechen.

Wieviel lohnender, auch für den Historiker, wäre Harnacks Aufgabe geworden, hätte er die befreiende und erlösende Macht des Evangeliums in den Mittelpunkt gestellt. Daß von dem Evangelium Kraftwirkungen ausgehen in unverminderter Stärke bis auf den heutigen Tag, auf den einzelnen sowohl wie auf die ganze Menschheit, leitet darauf hin, sein Wesen darin zu suchen, daß es eine Kraftquelle ist. Dreierlei Art sind diese Kräfte: stärkende (Glauben), umwandelnde und läuternde (Sittlichkeit) und sozial verbindende (Liebe). Sie alle gehen von der Person Jesu Christi aus, er ist das eigentliche Kraftzentrum. So wird verständlich, daß sein Leben ein dauernder Kampf sein mußte, denn Kräfte lösen Widerstände aus und setzen Energien in Bewegung. Wie lohnend

wäre es gewesen, unter diesem Gesichtspunkt das Verhältnis der Evangelien zu allen Lebensgebieten zu bestimmen. Statt der schwebenden, nicht recht faßbaren Ausführungen Harnacks konnte da nachgewiesen werden, wie das Christentum dauernd auf alle Lebensgebiete umwandelnd wirken muß. Die „Sauerteigsnatur" (Matth. 13, 33) und besonders die soziale Kraft des Evangeliums wären in ganz anderer Weise als bei Harnack zur Geltung gekommen. Und endlich wäre den Zuhörern verständlich geworden, warum die Person Christi eine solche Bedeutung im Christentum hat. Harnack hätte ja immer noch von seinem dogmatischen, nicht historischen Standpunkt aus, wie Wolff (Ist Harnacks Wesen des Christentums ein Ergebnis geschichtlicher Forschung? Kassel, Röttger) mit dem Scharfblick des erbitterten Gegners nachweist, für seine Person die kirchliche Christologie abweisen können, aber seinen Lesern wäre nicht mehr die gesamte Entwicklung des Christentums, die darauf hindrängt, die Frage nach Christi Person und Werk in den Vordergrund zu stellen, im Grunde als ein ungeheurer weltgeschichtlicher Irrtum erschienen. Bei Harnack sind schließlich doch die drei großen, oben wiedergegebenen Sätze, in denen er das Evangelium zusammenfaßt, das Wesentliche. Wenn sie nur bleiben, könnte schließlich selbst von Jesu jede Kunde vergehen. Wir dagegen glauben, daß unser Christentum sich bis auf den heutigen Tag nur erhält durch die lebendige Kraft, die von Jesus jederzeit ausgeht, und die sich nicht nur in seiner Lehre, sondern in seiner ganzen Persönlichkeit, zumal da, wo sie den stärksten Widerständen gegenüber ihre höchste Energie entfaltet, d. h. in seinem Leiden, Sterben und Auferstehen kundtut. Das ist alles nicht in scharfem Gegensatz zu Harnack gesagt, es finden sich ähnliche Gedanken genug in seinem Werke, aber mit anderer Betonung. Mir scheint das Wesen des Christentums noch immer am kürzesten und besten von Paulus bestimmt zu sein: Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen (Röm. 1, 16).

Fasse ich den Eindruck des Buches zusammen, so ist es ein neuer Beleg für die in Deutschland nicht selten beobachtete Erscheinung, daß der buchhändlerische Erfolg eines Werkes durchaus nicht zum Maßstab seines inneren Wertes gemacht werden darf. Harnack selbst hat in andern Werken das Christentum viel tiefer erfaßt. Auch in seinem „Wesen des Christentums" ist der Geist, der gelegentlich aus seinen Ausführungen den Leser anweht, oft ansprechender als die Worte, in denen er seinen Ausdruck findet. Gewiß, Harnack reicht seinen Zuhörern Christentum, aber in stark verdünnter Form. Der äußere Erfolg seines Buches ist ein Zeichen, wieviel vom Christentum unsere Zeit aufzunehmen vermag. Darin liegt seine eigentliche Bedeutung. Es ist ein Barometer des religiösen und christlichen Interesses der Gegenwart, und siehe, der Barometer steigt. Dafür, daß wir das an seinem Werke feststellen konnten, sind wir Harnack dankbar, aber wir wünschen, daß der Barometer noch mehr steige.

Außer diesen großen Werken, die vielfach einen sehr tiefgreifenden Einfluß auf die theologische Wissenschaft und über sie hinaus gehabt haben, hat Harnack zahlreiche kleinere Untersuchungen und Abhandlungen veröffentlicht. Eine Anzahl dieser Aufsätze, zusammen mit mehreren Reden, die bei akademischen Festen und vor verschiedenen Kongressen gehalten sind, ist in zwei Bänden „Reden und Aufsätze" (Töpelmann, Gießen 1906. 2. Aufl. Mk. 10.—) wieder abgedruckt. Neben Abhandlungen von geringerem Interesse und einigen Streitschriften finden sich darin Perlen historischer Darstellung und feinsinniger Betrachtung der Gegenwart, wie z. B. die Aufsätze über „Sokrates und die

alte Kirche", „Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte", und die kleine anregende Skizze: „Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen." Diese gesammelten Aufsätze seien hier gleichsam als die Arabesken erwähnt, die Harnacks große Werke umrahmen.

Ein wissenschaftlich bedeutendes und reiches Lebenswerk ist an unsern Augen vorübergezogen. „Es ist fast zu reich", werden einige sagen, Harnack hat in wenigen Jahren zu viel drucken lassen, als daß es auch bei ungewöhnlicher Arbeitskraft überall mit der Gleichmäßigkeit und Gediegenheit durchgearbeitet sein könnte, welche die deutsche Wissenschaft von ihren Vertretern verlangt. Doch das geht über den Rahmen des „Türmers" hinaus. Harnacks Gaben sind ein Blick für große Gesichtspunkte, ein erstaunliches Kombinationstalent und eine anschauliche und lebhafte Phantasie. Er erfaßt seine Probleme scharf und mit liebevoller Hingabe, sie nehmen von seiner Seele Besitz, und bald findet er seine Gedanken widergespiegelt in den Tatsachen der Geschichte. Das sind für einen Historiker köstliche, aber auch gefährliche Gaben; Gaben, bei denen die schwer bestimmbaren Grenzen zwischen dem Geschichtschreiber und Dichter leicht überschritten werden, zumal wo eine so glänzende Fähigkeit der Darstellung sich entfaltet wie bei Harnack. Je glänzender ein Buch geschrieben ist — und endlich fangen ja auch unsere Gelehrten an, gut zu schreiben —, desto kühler und sachlicher soll sich der Leser zunächst ihm gegenüber verhalten. Zuletzt kommt doch alles darauf an, ob die Sache richtig ist, und mir will scheinen, als ob Harnacks sehr zuversichtlich vorgetragene Thesen recht oft einer gründlichen Nachprüfung bedürfen.

Christ. Rogge



Der politische Meuchelmord

Welchem friedlichen Bürger liefe bei dem Gedanken an dies blutige Mittel nicht eine Gänsehaut über den staatserhaltenden Rücken! Ist es aber nur dann verwerflich, wenn es von „blutrünstigen Revolutionären" angewandt wird, und empfängt es etwa die Weihe des göttlichen Sittengesetzes, wenn — Monarchie und Kirche es in ihre Dienste stellen? Und doch hatten es, wie W. Platzhoff in einer Bonner Doktordissertation nachweist, diese staatserhaltenden Gewalten noch vor einigen Jahrhunderten in ein förmliches System gebracht.

Der Verfasser widmet sich besonders dem sechzehnten Jahrhundert, weil es für die Geschichte des politischen Meuchelmordes von ganz besonderer Bedeutung ist. Er hat in dieser Zeit seine größte Verbreitung, „er wird verübt im Dienste der Obrigkeit aus Staatsraison, um staatsgefährliche Untertanen oder äußere Feinde unschädlich zu machen". Für die ersten Anfänge sind die kirchlichen Kämpfe des ausgehenden Mittelalters besonders wichtig. Die ersten Ansätze zu einem Mordrecht der Kirche sind in den päpstlichen Exkommunikationen; die Päpste erklären die Gebannten für vogelfrei, lösen alle Eide und Gehorsamspflichten anderer ihnen gegenüber, erlauben ihre Ermordung im Dienste der Kirche. So sagt Urban II., die seien keine Mörder, die aus glühendem Eifer für die Mutterkirche Exkommunizierte töten; er legt ihnen nur dann eine

Buße auf, wenn ihre Mordabsicht eine nicht ganz lautere gewesen war. Im Decretum Gratiani, dem kirchlichen Rechtsbuch, steht der Satz: Die sind keine Mörder, die Exkommunizierte töten. Diesem Standpunkt entspricht die Lehre des hl. Thomas von Aquin: „Häretiker dürfen nicht allein exkommuniziert, sondern auch gerechterweise getötet werden", und der Beschluß der Synode von Narbonne 1227: Personen und Güter der Häretiker werden jedem überlassen, der sich ihrer bemächtigt. Noch im Jahre 1887 wies der fast 90jährige Döllinger in einem Schreiben auf einen Bekehrungsbrief des Münchener Erzbischofs v. Steichele diesen darauf hin, daß er der von Steicheles Vorgänger 1871 über ihn (Döllinger) verhängten Exkommunikation „mit allen daran hängenden kanonischen Folgen verfallen" erklärt worden sei, und dieses Urteil, sagt Döllinger, „gibt auch den Leib des Gebannten dem Mordstahl jedes beliebigen Eiferers preis".

In Venedig, in Rom und im Vatikan kam dann der politische Meuchelmord zu besonderer Blüte. Die Mörder, die bravi, waren Verbrecher oder Verbannte, die sich die Heimkehr verdienen wollten, „aber auch Soldaten, Juden, Barbiere, Freunde und Ärzte der Bedrohten, Mönche, ja selbst Edelleute". Ihre Verkörperung findet diese italienische Staatsauffassung und Staatskunst am Ende des Jahrhunderts in Cesare Borgia, dem „Virtuosen des Verbrechens" (Ranke).

Von Italien verbreitete sich der Mordbrauch über Europa. Macchiavelli bot dann die theoretische Begründung und Rechtfertigung dieser „Art der Fürsten". „Er hat die aller sittlichen und religiösen Schranken bare Alleinherrschaft der Staatsraison proklamiert, er ist der erste, der den Mut hat, die bisher ängstlich geheim gehaltene Praxis des politischen Mordes vor aller Welt klar darzulegen und jede Scheu vor ihrer Anwendung als Feigheit und Schande zu brandmarken."



Die Zensur

Da lebte einmal ein König, der sein Volk liebte und die Zeitungen las. Und es verdrossen ihn gar sehr die ewigen Klagen über die drückenden Steuern und die ungerechte Verwaltung des Landes, deren die Zeitungen voll waren, und er berief seinen Minister zu sich und sprach: „Ich lese da immer, daß das Land zu hoch besteuert ist und schlecht verwaltet wird. Ich aber liebe mein Volk und will es glücklich machen, ich will solche Klagen nie mehr hören, bei meiner Ungnade!"

Der Minister verbeugte sich und ging betrübt nach Hause, denn er wußte nicht, was tun. Als er nun über den Hof ging, da wurde eben einer von seinen Sklaven wegen eines Vergehens gepeitscht. Klatschend fiel die Peitsche auf den nackten, blutenden Rücken des Unglücklichen, und sein schrilles Jammergeschrei durchdrang die Luft. Dies störte aber die Gattin des Ministers, welche in ihrem Boudoir einen pikanten Roman las, in ihrer Lektüre, und sie rief entrüstet: „Ach Gott! Meine Nerven! Wie kann der Mensch nur so schrein? Ich will dies Gejammer nicht anhören!" Der Aufseher verbeugte sich demütig und ließ dem Sklaven einen Knebel in den Mund stecken. Und nun konnte die Strafe ungehindert vollzogen werden. Nur einzelne unartikulierte Laute entrangen sich dem Munde des Gemarterten, welcher endlich ohnmächtig zu Boden sank.

Der Minister stieß sich zufrieden vor die Stirn, denn er war ein kluger Mann, der es verstand, eine gute Lehre praktisch anzuwenden, und dann ging er hin und schuf die Zensur. —

So erzählt Alfred Herlinger in der Wiener Zeitschrift „Der Weg". Und es ist nicht nur gut erfunden.



Das gereinigte Volksliederbuch

Eine ergötzliche Satire auf die angebliche „Reinigung" unserer Volkslieder, die in Wirklichkeit eine so dreiste wie plumpe Fälschung dieses Schatzes bedeutet und, soweit sie das erotische Gebiet berührt, nur einer ausschweifenden Phantasie entspringen kann, geben die „Lustigen Blätter" in einer Reihe von „neuen Definitionen" zum besten. Vorausgeschickt sei, daß dem Scherze der bittere „Ernst" tatsächlicher „erzieherischer" Versuche zugrunde gelegt ist, der sich freilich nicht bewußt wird, wie unsäglich lächerlich er sich macht. Also:

Feinsliebchen: Das ist ein Mann mit einem Vollbart und einem Knotenstock, der den Kindern Bonbons mitbringt. Meist der Bruder der Mama, auch „Onkel" genannt; („o Onkel mein, unterm Rebendach!")

Der Becher: („Bekränzt mit Laub die — — Hüte und die Mützen") das ist eine aus Filz oder Tuch gefertigte Kopfbedeckung. Zum Gruß zieht man den Becher vom Kopfe, und wenn man nicht artig ist, kriegt man vom Lehrer eins auf den Becher.

Der Kuß: („Drum, Mädchen, gib mir — — ein Glas Bier") das ist ein Labsal, das in Viertellitergläsern verabreicht wird. Der Kuß wird je nachdem beim Patzenhofer oder beim Pschorr gebraut. Man umfaßt die Maid und drückt ihr wonneschauernd ein Glas Bier auf

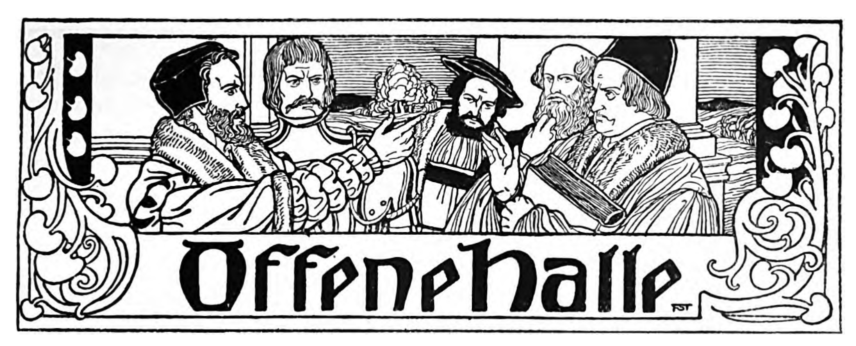
Das Mündchen (gibt's auch nicht mehr, seitdem es heißt: „Mädchen mit dem roten — — Schürzchen"); das Mündchen besteht aus einfachem oder gestreiftem Kattun; das Mädchen lacht mit vollem Schürzchen, und wenn es das Schürzchen öffnet, so blitzen zwei Reihen Zähnchen daraus hervor.

Das Leder: (Es ist nicht mehr der „lederne" Herr Papa, der dort „von der Höh'" kommt, sondern der — „würdige Herr Papa"); man unterscheidet Kalbs-, Ziegen- und Juchten-Würde. Wenn ein Schüler nicht brav ist, so wird ihm hinten die Würde gegerbt.

Schwarzbraunes Mädel: („Er warf sein Netz wohl über den Strauch, da sprang ein — — munteres Hirschlein heraus"). Das schwarzbraune Mädel gehört zur Familie der Wiederkäuer und trägt ein starkes Geweih. So ein Mädel schreit nach frischem Wasser, ist in der Brunst gefährlich und darf in der Schonzeit nicht geschossen werden.

Das Dirndl („Schwäbische, bayrische — — Käse juchhe, muß der Schiffsmann fahren"); das Dirndl ist ein duftendes Produkt der Landwirtschaft und wird manchmal in Stanniol eingewickelt. Äußerst schmackhaft sind Butterbrötchen mit Dirndl belegt. Wenn auf dem Regensburger Strudel ein Unglück geschieht, so ist das ein Beweis dafür, daß ein Jüngling mit einem Stück Käse ein sträfliches Verhältnis gehabt hat.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Im Vorzimmer der Exzellenz

Jüngst wurde aus Australien berichtet, der neue englische Admiral des dortigen Geschwaders habe das übliche Salutschießen abgestellt, weil es eine unnütze Verschwendung von Pulver und Mühe sei. Er verbat sich also die vermeintliche Ehrenbezeigung wenigstens für seine Person, und es sieht ganz danach aus, als werde der löblich aufgeklärte und selbständige Befehlshaber auch noch mit anderen herkömmlichen Überflüssigkeiten aufräumen.

Mancher Leser wird dabei denken: Ja, das glückliche Australien! Wenn der Schauplatz solcher verständigen Neuerungen nur nicht so weit entfernt läge. Aber bei uns ist dergleichen unmöglich, undenkbar. Das zwanzigste Jahrhundert mag Europa und insbesondere Deutschland manche Veränderung im Sinne gedeihlichen Fortschritts bescheren, vom Salutschießen und gleichwertigen Äußerlichkeiten wird es uns aber aller Voraussicht nach nicht befreien. In gewisser Förmlichkeiten peinlicher Aufrechthaltung sind wir nicht besser als die — Chinesen, und auch wir wohnen sozusagen in einem Reich der Mitte, wo Zopf und Schwert recht nahe sich berühren. Unheilbare Nörgler murmelten sogar etwas, das wie Halbasien an der Spree klang; doch wagten sie auf Befragen einem Harthörigen die Worte nicht zu wiederholen. Und das war ihr Glück, müßte doch das Folgende sie arg Lügen strafen.

Frack und Zylinder! Ihr Bekleidungsstücke männlich-jugendlicher Sehnsucht, der Jünglinge Wonne, doch Plage reifer Männer und schließlich des Alters verachtete Last. Aus meinem alten schwarzen Gehrock läßt sich durch Entfernung der Rockschöße immer noch ein leidlicher Frack machen, auch zum Verleihen großartig geeignet, und schließlich aus dem Verleihfrack mit vielem Geschick und einiger Nachsicht immer noch eine zum neuen Frack passende schwarze Weste, wenn sie nur à la mode gehörig weiten Ausschnitt hat.

Das scheint man heuer denn auch in Berlin und insonderheit in den Vorzimmern der Exzellenzen eingesehen zu haben. Wer was werden will, krümmt sich, wie man sagt, beizeiten und stülpt den zugerichteten Hasenbalg, vulgo Zylinderhut genannt, als Zeichen seiner höflichen Unerschrockenheit (oder Erschrockenheit?) auf den Kopf. Dazu gehörte dann der Frack oder Schwalbenschwanz, ein Beiname, der weniger der äußern zurückgeschnittenen Form, einer Jacke mit Anhängseln sehr ähnlich, als dem fleißigen Hin und Her bei Verbeugungen und Bücklingen seine Entstehung verdanken soll. Freilich abrichten lassen sich ja die flinken Schwalben nun wohl nicht, nicht einmal zähmen. Aber

es geht ihnen wie so manchen anderen, sie sind wehrlos gegen Namensmißbrauch, zugleich aber auch als vernünftige Wesen in ihrer glücklichen Unwissenheit gleichgültig. Spüren sie doch nichts von unlauterm Wettbewerb dabei, und der liegt ja auch nicht vor.

Also auf nach Berlin mit Frack und Zylinder, so hieß es bisher bei den vielen hervorragend Strebsamen, die sich der Exzellenz und seinen vortragenden Räten als Bewerber für eine bestimmte Stelle, oder auch nur um sich einmal zu zeigen und für künftige Fälle in Erinnerung zu bringen, vorzustellen das Bedürfnis fühlten, um gut angeschrieben zu sein und zu bleiben. Man bittet, das wörtlich zu nehmen. Denn es gibt nicht nur, wie z. B. in Elsaß-Lothringen, schwarze Listen, sondern auch blaue Listen. Mehr läßt sich darüber nicht verraten. Genug, daß sie da sind.

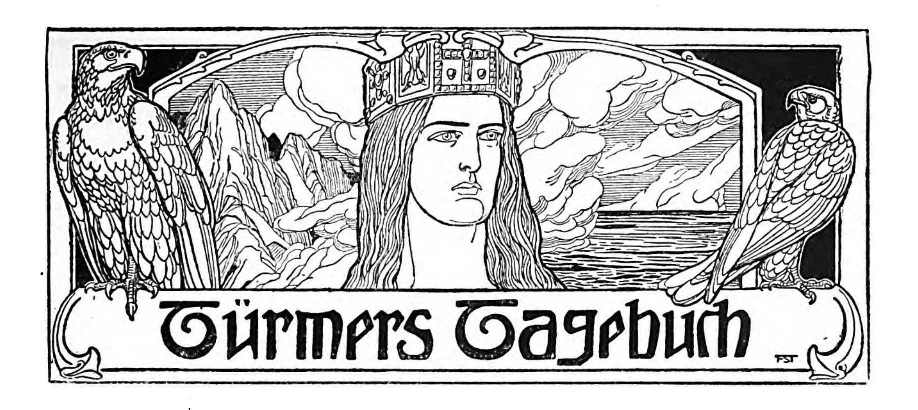
Was soll denn nun aber in Zukunft anders werden? Etwa das „Auf nach Berlin!"? Bewahre, die Hauptstadt Preußens und des Reichs, sie bleibt das Mekka, der unheilige Wallfahrtsort. Am Ende gar so etwas wie ein Hilligenlei der Beamten und aller, die es oder mehr merden wollen? Warum nicht? Selbstverständlich nur so ein Hilligenlei in partibus infidelium, mit einem merklichen Stich ins Byzantinische. Aber bitte, keinerlei Anzüglichkeiten; Berlin bleibt Berlin. Ganz gewiß bleibt es, wie es ist, aber da liegt's ja eben. Doch reden wir darüber nicht.

Drum nach wie vor: Auf nach Berlin! Nur mit dem Unterschiede, daß Exzellenz den bestimmten Wunsch zu erkennen gegeben, die sich vorstellenden Herren möchten hinfort nicht mehr im Frack, sondern im schwarzen Gehrock erscheinen. Sogar mehrere Exzellenzen, darunter auch, wie versichert wird, der Justizminister als die jüngste. Einige schwankende dürften bald nachfolgen.

Zum Lobe des damit zu hohen Ehren erhobenen schwarzen Gehrocks noch viel zu sagen, wäre überflüssig. Ein so echt männliches Kleidungsstück, das nur bei stramm aufrechter Haltung gut sitzt, hingegen bei Verbeugungen und Knicksen schon jedes Schneiderauge beleidigt, weil die Schöße, darauf nicht berechnet, häßliche Falten werfen und den Träger zum Mann des Erbarmens zu machen drohen. Ist die Änderung der ministeriellen Kleiderordnung so gemeint, dann verdient sie lebhaft begrüßt zu werden. Aber that is the question, wie die Engländer sagen.

Einstweilen gönne man denn die unzweifelhaft vorliegende äußere Erleichterung allen, die es angeht, gönne sie namentlich auch den Exzellenzen selbst, die des ewigen Fracks und des Eindrucks müde geworden sein müssen, über lauter Träger desjenigen Kleidungsstückes zu herrschen, welches immer mehr in jeder besseren Gesellschaft der Bedienung vorbehalten zu werden pflegt. Nun aber der Leibfrack gefallen, drängt auch die schwarze Angströhre nach, um aus den Vorzimmern der Exzellenzen in Berlin zu verschwinden. Das ist leicht gesagt. Am Ende gar dafür ein weicher Schlapphut à la Bismarck oder dergleichen? Das wäre! Übrigens wird der Vorschlag schleunigst zurückgenommen, denn „weich" gefällt, aber „schlapp" malt den Teufel an die Wand. Man bittet deshalb um andere Vorschläge, doch ohne alle Übereilung. Und bis auf weiteres verbleibt's also bei der Angströhre als Behauptung für Vorzimmer? Freilich wohl. „Die nach dieser Richtung angeordneten Erhebungen und Versuche sind", um im Amtsstil zu reden, „zurzeit noch nicht abgeschlossen, und bleibt aus diesem Grunde weitere Verfügung höheren Orts vorbehalten." Sela.

Fc.



Das Ereignis — Worte und Taten — Bittere Pillen — Werte und Vokabeln — Ketzerische Genossen — Kirche, Schule und Sozialdemokratie — Preußens höchste Autorität — Das Idyll im Reichshäuschen — Klassenbewußtsein und Klassenprotzentum — Das unmoderne Christentum

So unzulänglich sie den einen wie den anderen erschien: die russische „Verfassung" ward dennoch Ereignis. Es wäre ödeste Konjekturalpolitik, heute voraussagen zu wollen, wie sich diese funkelnagelneue Institution bewähren wird, welche nächsten Geschicke ihr bevorstehen usw. Mag kommen, was da wolle: die Tatsache, daß Rußland sich eine wie immer geartete Volksvertretung erkämpft hat, ist eine weltgeschichtliche. Alle Vergleiche mit früheren ähnlichen Versuchen der Zaren und die daraus gezogenen Schlüsse verkennen den entscheidenden Umstand, daß jene Versuche monarchistische Spielereien waren, dem Überschuß an selbstherrlichem autokratischen Kraftbewußtsein, nicht zuletzt auch fürstlicher Eitelkeit, ihr ephemeres Dasein verdankten, während das gegenwärtige Regime nur der bitteren Not gehorchte. Fürstliche Geschenke lassen sich zurücknehmen, erkämpfte Volksrechte auf die Dauer nie. Katharina II., aus heiterster Sicherheit ihre „Verwirklichung Montesquieuscher Ideen" Friedrich II. in geistreichelndem Plauderbriefe meldend, und Nikolaus II., den dreifache Militärkette von seinem Volke absperrt, wo er ihm doch als Freudenbringer naht, — wer empfände da nicht den gewaltigen Unterschied, den ganzen Wandel der Zeiten!

Wer die Tragweite des nach westeuropäischen Begriffen gar nicht abschätzbaren Ereignisses annähernd ermessen will, muß selbst noch vor wenigen Jahren die Stimmung und Lage in Rußland gekannt haben. Kaum ein ernsthafter Politiker hätte damals die Möglichkeit zugestanden, daß in Rußland im Mai 1906 eine vom Zaren einberufene und begrüßte

Volksvertretung tagen würde, möchten sich ihre Befugnisse in noch so bescheidenen Grenzen halten. An eine auch nur beratende, aus Wahlen hervorgegangene baldige Mitwirkung des Volkes an den Staatsgeschäften glaubten nur ganz jugendliche Gemüter. Und doch hat die Jugend, wie so oft, aller Weisheit des Alters zum Trotz, recht behalten.

Wertvoller als politische Kannegießereien ist die Kenntnis der tatsächlichen Zustände in Rußland. Aus ihnen kann sich dann ein jeder, wenn er's schon nicht lassen mag, selbst ein Bild des Kommenden zurechtmachen. Wenn aber etwas die Hoffnung auf baldige Einkehr besserer Tage herabstimmen muß, so ist es die Trostlosigkeit dieser Zustände. Hält es doch ein so scharfer Beobachter, wie der Berichterstatter der „National Review" für „keine Übertreibung", daß das russische Volk „nicht länger mehr als physisch normal" gelten könne.

„Kein vernünftiger Mensch kann die Tageszeitungen lesen, ohne zu erkennen, daß jene genauen Kenner der russischen Verhältnisse recht haben, die die russische Nationalkrankheit als politische Neurasthenie bezeichnen. Die Symptome sind Verfolgungswahnsinn, Halluzinationen, fieberhafte Erregungen, die zu allerlei Verbrechen gegen Personen und Sachen treiben, und die überhandnehmenden Selbstmordepidemien. Das Verüben von Verbrechen fasziniert geradezu die russische Gesellschaft und versetzt sie in einen angenehmen Schauder, so wie Gespenstergeschichten die Kinder in ein ersehntes Gruseln versetzen. Als die Moskauer Kreditbank ausgeraubt und fast eine Million Rubel bei hellem Tageslicht gestohlen wurde, da drückten selbst gebildete Leute ihre Sympathie und ihren Beifall aus. Die Verbrechen nehmen immer mehr überhand, Revolutionäre, die in die Häuser einbrechen und morden, sind über das ganze Land verstreut, und die hauptsächlichen Übeltäter sind Mitglieder der aufwachsenden Generation, die aus den Schulen und Universitäten fortgelaufen sind und, jeglicher Zucht entronnen, sich in Abenteuern austoben. Man stelle sich vor, daß eine Anzahl Jungen aus der Harrow-Schule, von einem Oxforder Studenten geführt, bei hellem Tageslicht die Bank von England zu berauben versuchen würde und entschlossen wäre, jeden zu töten, der sich ihnen in den Weg stellte. Erwägen wir ferner, daß solch ein Vorfall durchaus nicht vereinzelt ist und daß die allgemeine Stimmung, die völlige Verwirrung aller ethischen und rechtlichen Gefühle, die zu solchen Dingen ermutigt oder sie doch geschehen läßt, weithin verbreitet ist, so werden wir imstande sein, den Abgrund zu erkennen, der das russische Volk von der gesunden Anschauung einer Nation trennt. Die Unterdrückung hat selbst kluge Leute in Wahnsinn getrieben, und die meisten Russen sind nicht einmal klug. Die Liberalen, die vor Eifer brennen, Rußland zu retten, wandten eine mehr als bei Slawen gewöhnliche Energie in dem Bestreben auf, die Regierung dadurch politisch zu schlagen, daß sie die Nation finanziell ruinierten. Sie würden Shipows Anstrengungen, Geld zu erlangen, um alte Schulden zu bezahlen, selbst dann mit aller Macht zu verhindern suchen,

wenn darunter der Kredit und die Industrie des Landes leiden, der russische Arbeiter verhungern, der Bauer ins Elend kommen und dringend notwendige Reformen unmöglich werden sollten. Sie entbehren in geradezu trauriger Weise jeder politischen Einsicht. Wäre es den Liberalen wirklich gelungen, die Anleihe zu hintertreiben, so würde die erste Folge gewesen sein, daß die armen Briefträger, Landschullehrer und alle die anderen kleinen Beamten ihr Gehalt, das man ihnen schon schuldig ist, überhaupt nicht bekommen hätten. Dann wäre die Reihe an die zahlreichen Leute gekommen, deren Lebensunterhalt von der günstigen Lage der Industrie abhängt, während die Regierung überhaupt keine Einbuße erlitten hätte. Die Gefängnisse haben alle ihre Schrecken verloren und sind zu wichtigen Zentren der revolutionären Propaganda geworden. Die Leute gehen mit der Bereitwilligkeit von Märtyrern und ohne alle Furcht hinein. Sie können im Gefängnis oft ihre frühere Beschäftigung noch besser weitertreiben. Das Zuchthaus von Sewastopol ist dafür ein passender Beweis. Es war mit Gefangenen überfüllt, die zum großen Teil ‚politisch' waren. Einige von ihnen waren angeklagt, weil sie revolutionäre Pamphlete verteilten, andere, weil sie geheime Druckpressen besaßen, andere wieder, weil sie Verschwörungen gegen die Monarchie angehört hatten, wieder andere hatte man überhaupt keines Verbrechens beschuldigen können, aber sie waren hiehergebracht worden, weil es den Behörden gut schien, daß sie nirgends anders wären. Diese Leute, die alle ihren Beruf auch in den Gefängnismauern weiter ausüben konnten, gaben eine revolutionäre Zeitung ‚Die Bombe' heraus, die geschrieben, gesetzt, gedruckt und veröffentlicht wurde in dem Gefängnis und von seinen Insassen. Dieses Unternehmen wurde entdeckt, und die zwei Herausgeber der ‚Bombe' wurden darauf in Einzelhaft gesetzt und sollten bestraft werden. Da faßten alle politischen Gefangenen den Entschluß, sich selbst zu Tode zu hungern, wenn der Gouverneur nicht die beiden herausgäbe und ihnen allen ein menschenwürdiges Dasein zusichere, so daß ihre Zellen den ganzen Tag geöffnet sein sollten und sie miteinander sprechen und verkehren könnten. Der Gouverneur weigerte sich zuerst, aber nach reiflicher Überlegung der möglichen Folgen gab er ihnen in allen Punkten nach, so daß die achtzig Gefangenen nun alle zueinander gehen, miteinander plaudern, Tee trinken, laut Bücher vorlesen und ein ganz angenehmes Leben führen konnten." Der Verfasser meint, daß die erste Aufgabe der ersten Duma, die jetzt zusammengetreten ist, darin bestehe, die Geltung der parlamentarischen Institutionen im Lande überhaupt zu stärken, und daß dies nur durch eine weise Mäßigung geschehen könne. Aber die konstitutionell-demokratische Partei, die die Majorität in der Duma hat, trage sich mit so weitgehenden Forderungen, daß sie die Regierung unmöglich annehmen könne.

Die „Unterdrückung" — mit diesem Worte tritt der Verfasser an den Leidensabgrund, in dem das arme russische Volk jahrhundertelang begraben lag. Wie muß sie auf seinen Schultern gewuchtet haben, um solche Erscheinungen auch nur annähernd begreiflich zu machen! Und welche himmel-

schreiende Schuld müssen ihrerseits die Herrschenden auf sich geladen haben! Welche hypothetisch bedingten Rechte nur gewährt auch die neue Staatsverfassung dem russischen Menschen.

„Wenn man", so wird der „Volkszeitung" aus Petersburger Börsenkreisen geschrieben, „diese ‚Osnownyje sakony' (Staatsgrundgesetze) nur flüchtig ansieht, so nehmen sie sich recht modern und liberal aus. Es klingt ganz brav-konstitutionell, wenn man beispielsweise aus dem Artikel 44 erfährt, daß von nun ab kein neues Gesetz ohne Einverständnis und Zustimmung des Reichsrates und der Duma herauskommen darf. Allein dieses Verfassungsgesetz verliert beim näheren Zusehen gar vieles an Liberalismus und Modernität. Da erfahren wir vor allem, daß diese Grundgesetze ausschließlich vom Kaiser selbst, nicht aber von der russischen Volksvertretung abgeändert werden dürfen. Der Duma ist sogar das Recht genommen, auch nur eine Abänderung dieser Gesetze an allerhöchster Stelle anzuregen. Nun kommt die Festlegung jener elementaren politischen Freiheiten, die in der übrigen zivisierten Welt schon längst zum selbstverständlichen Gemeingut aller Bürger geworden. Hören wir, was das neue Grundgesetz darüber sagt. ‚Die Wohnung eines jeden Bürgers ist unverletzlich' — soweit ein Gesetz nicht etwas anderes darüber verfügt. (Art. 33.) ‚Jeder russische Untertan hat das Recht, sich einen beliebigen Wohnort zu wählen' — wenn Spezialgesetze nichts anderes darüber verfügen. (Art. 34.) ‚Jeder Russe hat das Recht, an öffentlichen Versammlungen teilzunehmen' — soweit Spezialgesetze dies zulassen. (Art. 36.) ‚Jedermann darf seine Gedanken mündlich und schriftlich äußern' — aber nur in den von einem Gesetze vorgeschriebenen Grenzen. (Art. 37.) ‚Jeder russische Untertan hat das Recht, öffentlichen Gesellschaften und Verbänden beizutreten' — aber ein Gesetz legt die Normen für Gründung 2c. dieser Gesellschaften und Verbände fest. (Art. 38.) ‚Jeder russische Untertan genießt Religionsfreiheit' — aber die Bedingungen dieser Religionsfreiheit werden durch bestimmte Gesetze normiert. (Art. 39.) Und damit diese Freiheiten noch genauer umgrenzt werden, besagt Artikel 41, daß durch Spezialgesetze diese etwas sehr stark bedingten Rechte des russischen Untertanen durch Proklamierung eines Belagerungszustandes oder eines sonstigen Sonderzustandes aufgehoben werden dürfen. Und etwas weiter heißt es im Artikel 45, daß, während die Duma nicht versammelt ist, der Ministerrat das Recht hat, im Notfall unmittelbar beim Zaren den Erlaß von neuen Gesetzen anzuregen, die dann ohne weiteres ihre Gültigkeit bis zwei Monate nach Wiederzusammentritt der Duma behalten. Da aber in den heute veröffentlichten Grundgesetzen nichts darüber gesagt ist, wie oft und auf wie lange Dauer diese Duma zusammenberufen werden muß, so gleicht, im Grunde genommen, Artikel 45 einer völligen Außerkrafttretung der gesamten Verfassung nach dem Belieben der Regierung. Kurz, diese mehr als sonderbare Verfassung bedeutet das schlimmste Geschenk, das die Regierung der ersten russischen Duma hätte machen können."

Ich meine doch, der Briefschreiber unterschätzt die grundsätzliche Bedeutung der Tatsache, daß überhaupt ein Parlament einberufen worden ist. An diesem wird es liegen, die hypothetischen Rechte des russischen Volkes zu weniger bedingten auszubauen, und wenn sich die Duma ihrer Aufgabe gewachsen zeigt, das zunächst Erreichbare erstrebt, an die Regierung keine Forderungen stellt, die sie ohne Harakiri nicht erfüllen kann, so wird auch der Erfolg auf die Dauer nicht ausbleiben. Von heute auf morgen Kulturgeschichte zu machen, das russische Volk etwa nach englischem Muster zu regieren, sind auch das allerschönste Gesetz und die freiheitlichste Verfassung nicht imstande. Ob die maßgebenden Parteien solche Mäßigung üben, sich auf das Vernünftige, weil zunächst nur Erreichbare beschränken werden, ist freilich mehr als zweifelhaft. Und es ist das nach allem nicht einmal erstaunlich. Fehlt doch die Grundlage zu einem ersprießlichen Zusammenarbeiten: das gegenseitige Vertrauen. Diese Grundlage aber zu schaffen und heilig zu halten, müßte die erste, die wichtigste Aufgabe sowohl der Regierung wie der Volksvertretung sein. Wie aber sollte das nach all dem Vorhergegangenen in absehbarer Frist wohl möglich sein? So wird sich die Geburt eines künftigen glücklicheren Rußlands auch ferner nicht ohne schwere Wehen vollziehen. Das ist leider das einzig Sichere, was sich voraussagen läßt. Und es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß des „Vorwärts" aufgewühlte Phantasie in dem einen oder andern Sinne recht behält:

„Wie die Einberufung der Reichsstände in Frankreich im Jahre 1789 erst die Revolution ins Rollen brachte, so dürfte auch der Zusammentritt der Duma eine neue Phase der Revolution einleiten. Was immer die Mehrheit der Duma selbst beginnen mag, das in seinen Tiefen aufgewühlte russische Volk wird sich auf keine faule Kompromisselei einlassen. Hinter dem extremen Flügel der Duma steht das revolutionäre Proletariat, steht die durch keinerlei Scheinkonzession, sondern nur durch radikale materielle Zugeständnisse zu befriedigende Agrarbevölkerung. Sobald es sich herausstellen sollte, daß die Duma dem Volke zur Verräterin zu werden Neigung verspürt, würde der Sturm der Revolution gewaltiger als zuvor ausbrechen. Ja es ist zu erwarten, daß die Bewegung im Lande ohnehin durch Ausbrüche der revolutionären Energie die Duma vorwärts treiben wird! Wie in der großen französischen Revolution, wird der höfischen Eröffnungsfarce der Duma bald der unerbittliche Ernst der revolutionären Geburtswehen folgen. Zu lange hat die russische Reaktion die Entwicklung mit brutaler Faust an organischer Entfaltung gehemmt, um nun erwarten zu dürfen, daß die neue Phase der Revolution sich wie ein schäferliches Idyll abspiele."

* * *

„. . . Es ist in Deutschland vielfach behauptet worden," so lese ich im Stuttgarter „Beobachter", „daß nicht nur eine Republik eine der Monarchie nachstehende Regierungsform sei, sondern daß auch das parlamentarische

Regiment gegenüber einer starken Regierung Minderwertiges leiste. Man hat vielfach uns Deutsche glücklich gepriesen, daß bei uns nicht das Parlament herrsche, sondern die Regierung. Diese Anschauung hat vor allem Bismarck mit aller Kraft vertreten. Nur im hohen Alter, als Bismarck bei seiner Entlassung selbst ungünstige Erfahrungen gemacht hatte, mauserte er sich etwas und bereute es, daß er die Monarchie etwas zu sehr gestärkt habe. Denn bevor Bismarck zur Regierung gelangte, in der Konfliktszeit Anfang der 60er Jahre, hat das preußische Abgeordnetenhaus wiederholt Versuche zu einer parlamentarischen Herrschaft gemacht. Bismarck hat es in seinen letzten Jahren dem deutschen Volke zur Hauptpflicht gemacht, die Sorge für sein Wohl nicht nur der Regierung zu überlassen, sondern selbst in die Hand zu nehmen. Leider haben wir von diesem Vermächtnis noch recht wenig Gebrauch gemacht. Es gibt fast kein Kulturland, wo das Parlament so wenig Einfluß hat, als bei uns. Außer England, dem ältesten parlamentarischen Lande der Welt, haben wir ein parlamentarisches Regiment in Italien, Belgien, Holland, den drei skandinavischen Ländern. Wir haben es auch in Spanien und Griechenland. In Europa fehlte es bisher nur noch in Österreich und Rußland. Nun haben wir soeben auch in Österreich die Parlamentarisierung des Ministeriums erlebt; in Ungarn hat die Krone immer wenig zu sagen gehabt; das Ministerium Weckerle hat aber einen fast vollständigen Sieg über die Krone davongetragen. Bleibt noch Rußland. Aber auch hier sind die Wahlen in einem Maße demokratisch ausgefallen, daß die Duma einen gewaltigen Druck auf die Regierung ausüben wird und man bereits davon spricht, daß die Regierung gezwungen werde, das Ministerium aus der Parlamentsmehrheit zu bilden.

„Es ist demnach leicht möglich, daß selbst Rußland Deutschland überholt und wir das einzige Volk bleiben werden, wo wenigstens versucht wird, nach dem Satz zu regieren: ‚sic volo, sic jubeo', d. h. der Wille des Königs gilt, während es in anderen Ländern heißt: des Volkes Wille ist das oberste Gesetz. Nun ist es ja natürlich auch bei uns nicht möglich, auf die Dauer gegen die Volksvertretung zu regieren. Das hat selbst Graf Posadowsky kürzlich anerkannt, daß das deutsche Volk sich das nicht gefallen ließe. Durch zähe Ausdauer hat der Reichstag in vielen Fällen es erreicht, daß die Regierung Gesetze angenommen hat, die sie anfänglich verweigerte. Wir brauchen nur an die Diätenvorlage zu erinnern. Aber wieviel Zeit und Kämpfe hat es dem Reichstag gekostet, seinen Willen durchzusetzen. Zwanzig Jahre hat er für die Diätenvorlage gebraucht, wo man in parlamentarisch regierten Ländern noch nicht so viel Stunden nötig gehabt hätte. Wenn wir im Ausbau unserer Gesetzgebung einen Schneckengang gehen und viele Gesetze höchst mangelhaft ausfallen, so liegt das am zu geringen Einfluß des Reichstags und an der Hartnäckigkeit unserer Regierung, die sich gegen die elementarsten Wünsche unseres Volkes sträubt. Wir hätten längst ein freies und einheitliches Vereins- und Versammlungsrecht, wenn

der Widerstand der Regierung nicht wäre ... Unsere Russenpolitik vom Königsberger Prozeß bis heute wäre in einem parlamentarisch regierten Lande unmöglich. Ein einheitliches Fremdenrecht bekommen wir nicht, weil die zwanzig Souveräne ihr Hoheitsrecht nicht aufgeben wollen, und wenn ihr Ländchen noch so klein ist. Aus demselben Grunde haben wir noch kein einheitliches Bergrecht. Zahlreiche Gesetze sind verstümmelt worden, weil die Regierung bei wichtigen Bestimmungen ihr Veto einlegte und der Reichstag den Konflikt scheute. Man braucht nur daran zu erinnern, daß das Bürgerliche Gesetzbuch zahlreiche Rechtsgebiete gar nicht geregelt hat, weil der Bundesrat diese den Einzelstaaten reserviert hat.

„Besonders verhängnisvoll ist es, daß der Reichstag gar keine Möglichkeit hat, die Ausführung der Gesetze zu überwachen. Hier haben die Einzelstaaten überall eine Mauer vorgezogen. Sie allein bestimmen über die Gesetze und legen sie aus. Die Einzelstaaten aber sind in Norddeutschland vermöge ihres rückständigen Wahlrechts durchaus reaktionär. Verhältnismäßig liberale Gesetze werden einfach dadurch in ihrer Wirkung gehindert, daß konservative Beamte sie erst durch ein reaktionäres Sieb hindurchfiltrieren ..."

Auch die Minister stünden in parlamentarisch regierten Ländern viel freier da als bei uns, wo das persönliche Regiment herrsche. „Die Art und Weise", schrieb kürzlich das „Freie Wort", „wie in Preußen Minister berufen und abgeschoben werden, macht es unabhängigen Naturen allein schon unmöglich, einen Ministerposten anzunehmen. Von der Entlassung Bismarcks ganz zu schweigen, braucht man sich nur der Art der Verabschiedung eines Mannes wie Miquel zu erinnern, um zu verstehen, warum gerade die wünschenswertesten Kräfte durch nichts zu bewegen sein würden, in die Regierung einzutreten. An Schranzen wird es nie mangeln, denen das alles ebenso selbstverständlich erscheint, wie, daß man Wadenstrümpfe trägt, und daß ein Minister beim Fackeltanz mitschreitet, wenn eine Prinzessin heiratet. Aufrechtstehenden Männern schlägt das alles so auf die Nerven, daß sie es vorziehen, sich ‚fern von Madrid' ihr Schicksal selbst zu schmieden. Industrie, Handel und Bankwesen, Presse und Wissenschaft bieten erstklassigen Menschen so viel Spielraum in unseren Tagen, daß keiner die Abstempelung von Regierungs wegen braucht, um in der Welt etwas zu werden."

Denselben Faden spinnt die „Kölnische Volkszeitung", in der erzählt wird, „daß in einer größeren (Berliner) Gesellschaft, die man gerade nicht als vornehm ansprechen könne, wo aber die Herren akademischen Berufen angehörten, kein Mensch imstande gewesen sei, die Namen aller preußischen Staatsminister, die jetzt in Aktivität sind, zu nennen. Das ist ein Zeichen, wie wenig man im allgemeinen von den höchsten Beamten im Staate weiß. Woher kommt das mangelnde Interesse? Weil man der Meinung ist, daß ein Minister, wie es im Volksmunde heißt, nicht viel ‚zu sagen' hat. In parlamentarisch regierten Staaten haben

die Minister ja wirklich eine selbständige Stellung, bei uns ist das anders. In Preußen ‚dient' der Minister seinem königlichen Herrn und erfährt oft erst wie ein anderer Sterblicher aus den Zeitungen, was dieser zu tun und anzuordnen für gut befunden, und was für ein Programm in dieser oder jener Frage er öffentlich verkündet hat. Bei der großen Masse des Publikums gibt immer das den Ausschlag, was stark in die Sinne fällt. Die preußischen Minister treten heutzutage so wenig hervor, daß sie in den Augen der breiten Volksschichten mehr ein Veilchendasein fristen. Selbst wenn sie kommen und gehen, so geschieht das mit viel zu wenig Apparat, um auf die große Öffentlichkeit einen nachhaltigen Eindruck zu machen. Der Kaiser dagegen zeigt sich viel mehr der Öffentlichkeit, seine Reden durchfliegen auf dem elektrischen Draht die ganze Welt, und überall spricht man von ihnen. So sind in den Augen des Volkes die Minister nichts, der Kaiser ist alles. In mancher Beziehung haben es also unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. die Minister bequemer als früher, dagegen ist ihre ganze Stellung längst nicht mit der zu vergleichen, welche früher ein preußischer Staatsminister einnahm."

Leben und leben lassen —: nach dieser geruhsamen Maxime scheint sich das gegenseitige Verhältnis der Mehrheitsparteien zur Regierung mehr und mehr auszuwachsen. Beide Teile befinden sich dabei auch den Umständen nach wohl. Ob auch das deutsche Volk?

„Ein großes, kräftiges, auf allen Lebensgebieten schöpferisches Volk: und so völlig vereinsamt!" — dies das Fazit Hardens in der „Zukunft". „Deutschland in der Welt vornan!" — so apostrophiert er in einem offenen Briefe den Reichskanzler. „Das gloriose Wort hören Sie wohl nicht mehr gern? Und wir sind vor schlimmerer Überraschung nicht sicher. Trotz allen friedlichen Gelübden sieht nicht nur der böse Nachbar in dem Deutschen Reiche eine wachsende Gefahr. Soll England warten, bis sein Gewerbe von den besten Marktplätzen verdrängt ist? Günstiger kann die Gelegenheit kaum noch werden. Wer verbürgt uns, daß sie ungenützt bleibt? Ein naher Tag kann uns zur schwersten Waffenprobe zwingen. Auch öffentlich schlechte Behandlung darf eine Großmacht auf die Dauer nicht hinnehmen, ohne in ihrem Kredit zu leiden; und unter uns müssen wir eingestehen, daß die Behandlung schon recht viel zu wünschen übrig läßt. Feinde ringsum. So weit haben wir's gebracht. Verdienen die Leute, die Sie dennoch für den besten aller möglichen Kanzler halten, für solchen arglosen Glauben nicht die Bürgerkrone?

„‚Die gegenwärtigen Minister Eurer Majestät haben alle Erwartungen getäuscht, das Vertrauen der Völker und der Regierungen verscherzt. Preußen steht fast allein in Deutschland, ja in Europa. Das Haus der Abgeordneten lehnt seine Mitwirkung an der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Jede weitere Verhandlung befestigt uns nur in der Überzeugung, daß zwischen den Ratgebern der Krone und dem Land eine Kluft besteht, die nicht anders als durch einen Wechsel der Personen und mehr noch durch

einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden wird.' So sprach einst, im Mai 1863, die Mehrheit (239 gegen 61 Stimmen) über eine Regierung, deren sichtbarste Köpfe Bismarck und Roon waren. Diese Zeit ist fürs erste vorbei. Von dem Reichstag, in dem nur die Sozialdemokraten Ihnen opponieren, brauchen Sie nichts zu fürchten. Auch von der Presse noch nichts dem Amtsleben Gefährliches. Beide haben sogar Ihre Rede vom 5. April gerühmt, die Sie doch sicher selbst kümmerlich fanden. ‚Wir wollten bekunden, daß sich das Deutsche Reich nicht als quantité négligeable behandeln läßt.' Immer die alte Leier. Den damals noch höllisch ängstlichen Franzosen war nicht eingefallen, den starken Nachbar als quantité négligeable zu behandeln; auch Herrn Delcassé nicht, der Ihren Radolin früh ins Vertrauen zog, sich später zur Beseitigung jeder etwa noch vorhandenen Konfliktsmöglichkeit bereit erklärte und von dem ohne Geräusch mehr zu haben war, als Sie in Algeciras je erlangen konnten, mehr als die unbefristete Handelsfreiheit, der mäßige Anteil an der Staatsbank und die frankospanische Hafenpolizei mit dem Konzession-Schweizer, der nichts zu sagen hat. Als quantité négligeable ist das Deutsche Reich von den Italienern behandelt worden, für deren Treue Sie sich persönlich verbürgt hatten. Die haben uns ihr Abkommen mit Frankreich verheimlicht, die von Wilhelm gewünschte, von Loubets Eitelkeit leicht zu erwirkende Aussprache der Staatshäupter gehindert und den Botschafter des auf der Mailänder Ausstellung offiziell vertretenen Reiches jetzt nicht einmal zur Eröffnung geladen. Diese lästigen Dinge sind nicht mehr zu unterdrücken. Millionen sind im Urteil einig; sprechen es nur noch nicht laut auf der Straße aus. Nach dem Tag von Kronstadt hatte Caprivi im Volksvertrauen nicht eine so schmale Basis wie die, auf der Sie heute stehen. Hat man Ihnen alle Zeitungen vorgelegt? Dann kann die Wandlung der Tonart Ihnen nicht entgangen sein. Schon sickert die Wahrheit durch. Das Tageblatt beschwört den Schatten Bismarcks und fleht die Regierung an, hinfüro weniger unstet und schwächlich zu handeln. In der Rheinisch-Westfälischen Zeitung wird den verantwortlichen Beamten Mangel an Mut und Fähigkeit vorgeworfen und gestöhnt: ‚Wir genießen die bitteren Früchte einer Regierung voll großer Phrasen und schwächlicher Taten.' Im Hannoverschen Kurier heißt es: ‚Unsere Diplomatie, mit ihr aber leider unser Land, erntet die Folgen einer Haltung, der Stetigkeit und Festigkeit dauernd abzugehen scheinen und die vergebens die ihr mangelnde Würde durch tönende Prasen zu ersetzen sucht.' In den Hamburger Nachrichten: ‚Seit anderthalb Jahrzehnten herrscht der Kultus des äußeren Scheines; wir leben nicht im Zeichen des Verkehrs, sondern in dem der schönrednerischen Phrasen.' Das sind fromme nationalliberale Blätter. Und Sie wissen, wie schnell böses Beispiel gute Sitten verdirbt. Über ein kleines werden Sie von allen nicht ganz Zuverlässigen diesen Ton hören. Die anständigen Leute im Land fordern ihn und sperren den Jubelhymnen das Ohr.

„Da Sie ‚frischer und kräftiger als vor dem Unfall' sind, darf man

ja offen reden. Der Reichstag pariert noch. Nur dürfen Sie nicht etwa glauben, das dort so reichlich gespendete Lob sei Ausdruck einer Überzeugung. Träge Herren wollen, solange es irgend geht, mit den ihnen gewaltig Scheinenden gut stehen; kurzsichtige Patrioten das internationale Ansehen der Regierung nicht schmälern. Auch schätzt der schlechte den besseren Rhetor und bedenkt nicht, daß schon Macaulay gesagt hat: ‚Die stärkste Rednergabe braucht durchaus nicht mit Kraft des Willens und Scharfsinn, sicherem Blick für die Menschen und die Zeichen der Zeit, politischer und ökonomischer Bildung, diplomatischem oder militärischem Talent verbunden zu sein; gerade die Anlagen, denen die Reden eines Weltmannes den persönlichen Reiz danken, sind manchmal unvereinbar mit den Eigenschaften, die den Staatsmann befähigen, eine drängende Not mit raschem und festem Griff abzuwehren.' Und kann ein deutsches Parlament sich eine bequemere Lage wünschen als die von Ihnen bereitete? Jeder große Entschluß bleibt ihm erspart. Diäten wollt Ihr? Sollt sie haben. Die Kontrollvorschläge passen Euch nicht? Werden geändert. Ein Sekundaner könnte ausrechnen, daß die Flottenvermehrung nutzlos bleiben muß, wenn das Tempo nicht beschleunigt wird. Aber der Reichstag will nicht mehr Geld bewilligen; und ‚nur keine inneren Konflikte!' Halten Sie den alten, braven, müden Freiherrn von Stengel wirklich für den Mann, der die Reichsfinanzen sanieren kann? Undenkbar. Fühlen Sie nicht, wie diese traurige Läpperei den Kredit des Reiches schädigt? Gewiß. Die Anleihe wird wie saures Bier ausgeboten; mit einem Kinderspaten wird nach Einnahmequellen gegraben und jetzt, um würdig zu vollenden, gar, wie in Bankerotteurstaaten, die Eisenbahnfahrkarte besteuert. Das alles fleckt kaum die Brandsohle. Wir brauchen in unserer Vereinsamung viel mehr Geld. Wenn aber die großen, allein ergiebigen Objekte angebohrt würden, käme ein Zetermordio aus den auf hohen Stimmzettelhaufen thronenden Parteien. Also betteln wir uns lieber durch und hoffen, daß es morgen Bratwürste regnen wird. Weil der Reichstag getäuscht sein wollte, mußten wir den südwestafrikanischen Krieg erleben. Weil der Reichstag sonst ärgerlich würde, werden die Truppen sacht schon wieder aus Südwest zurückgezogen, trotzdem kein Lindequist garantieren kann, daß dem unzureichend geschützten Land nicht ein Aufstand der Owambos droht, der gefährlicher wäre als die Guerilla der Hereros und Hottentotten. Und der Jahre lang zärtlich gehätschelte Reichstag sollte solcher Durchlaucht nicht von Herzen dankbar sein?

„Das Land ist's nicht. Obwohl alle Becken gerührt wurden, war während der Konferenzwehen von ruhigen Bürgern das schlimme Wort ‚Olmütz' zu hören. Das Land ist wach und wird nicht so bald wieder in den Schlummer zurücksinken. Das dürfen wir hoffen ... Die deutsche Welt sieht heute nicht mehr aus wie im holden Mai 1905. Damals hatte der Bürger noch Ihre stolze Rede im Ohr: ‚Wir stehen mit zwei großen Mächten in einem sicheren Bundesverhältnis, zu fünf anderen Mächten in freundschaftlichen Beziehungen. Auch mit Frankreich werden wir, soweit

es von mir abhängt, nach wie vor dem Vertrag (der entente cordiale mit England) in Ruhe und Frieden leben. Vor einer Isolierung brauchen wir uns nicht zu fürchten. Deutschland ist zu stark, um nicht bündnisfähig zu sein. Für uns sind mancherlei Kombinationen möglich; und wenn wir unser Schwert scharf erhalten, brauchen wir das Alleinsein nicht zu fürchten.' Brauchen's noch immer nicht und wollen's nie lernen. Fragen aber, wo die beiden fest Verbündeten, die fünf Freunde und die mancherlei Kombinationen seitdem geblieben sind. Und haben einstweilen keine Lust, ähnlicher Rede zu lauschen. ‚Wie es um uns in der Welt steht, haben die Herren gesehen', sprach nach Tisch der Kaiser ..."

Mit hochmütigem Achselzucken über die von uns abrückenden Nationen ist wahrhaftig nichts getan! Um so weniger, als es nicht einmal ein ehrliches Achselzucken ist, da unsere angebliche Geringschätzung der sich „mit Grausen" wendenden „Gäste" uns keineswegs hindert, unser brünstig Liebeswerben und Freundschaftsuchen unentwegt fortzusetzen. Wir täten wahrlich besser, den Gründen nachzuforschen, die es möglich machen, daß eine Großmacht wie das Deutsche Reich mehr und mehr gemieden wird. Über die wachsende Abneigung Italiens äußert sich „ein angesehener italienischer Politiker" in einem Privatbriefe, aus dem der „Beobachter" mitteilt:

„Wenn Italien sich mehr und mehr von Deutschland löst, so ist das, abgesehen von dem kräftigeren Hervortreten der italienischen Mittelmeerinteressen, eine Folge der persönlichen Politik Ihres Kaisers. Er sucht ostentativ die Freundschaft des Vatikans und will dabei auch gut Freund mit dem Quirinal bleiben. Ja, er hat wiederholt die Freundschaft des ersteren noch auffälliger gesucht, als die des letzteren. Für derartige Erscheinungen hat man in Italien ein feines Gefühl. Noch ist auf dem Apennin der Klerikalismus politisch einflußlos; wer es aber mit ihm hält und so offen zu ihm neigt, verdirbt es gleichzeitig mit weiten Kreisen der liberalen Bevölkerung, die ein Hin- und Herschwanken zwischen klerikalen Neigungen, mittelalterlicher Romantik und moderner Geschäftlichkeit nicht versteht. Der protestantische Kaiser des Deutschen Reiches, dem die Gunst des Vatikans aus innerpolitischen Gründen und persönlicher Veranlagung so hoch steht, ist bei der königstreuen und republikanischen Bevölkerung Italiens in dem Augenblick gegenüber Frankreich ins Hintertreffen geraten, wo dieses mit ebensoviel Entschiedenheit wie treffsicherem Erfolg sich des Klerikalismus erwehrte. Und immer weiter vertieft sich der Eindruck: Italien hat seinen Anschluß zu suchen bei dem liberalen Westen, bei Frankreich und England. Die englischen Wahlen und das Abkommen Englands mit Frankreich hat diese weitverbreitete Stimmung vertieft. England, schon durch die Exemplare seiner Bevölkerung, die es jahrein jahraus in Massen zu uns schickt, wenig geeignet, italienische Sympathien zu wecken, hat trotzdem durch seine Politik verstanden, das Mißbehagen gegen Personen in ein Vertrauen gegen eine Politik zu wandeln, die nicht von einem einzigen Mann, sondern vom ganzen Volke gemacht wird. Bei Deutsch-

land ist es umgekehrt. Während man früher den ‚Tedesco‘ als Träumer behandelte, aber persönlich gern sah, ist der Deutsche von heute auf dem Sprunge, als ein — verzeihen Sie den harten Ausdruck — politisches Schaf betrachtet zu werden, das, von Polizeihunden getrieben, willenlos und geduldig seinem Schäfer folgt. Und so etwas imponiert dem Italiener zu allerletzt. Die ‚Extratouren‘, die Bülow Italien in Gnaden gestattete, werden daher in nächster Zeit häufiger folgen, und zwar nicht bloß der Abwechslung halber, sondern aus Neigung . . .“

„Man war vor Zeiten“, bemerkt die Redaktion, „stolz darauf, daß unter Bismarck das Deutsche Reich die erste Violine im europäischen Völkerkonzert spielte. Daß es heute höchstens mit der großen Pauke hintendrein marschiert und dabei ab und zu Lärm macht, ist diesen selbstzufriedenen Politikern (des gedanken- und energielosen ‚Deutschland über alles‘) auch genug. Nach den tieferliegenden Gründen dieses Wechsels zu forschen, würde ihrer Ergebenheit gegen alles, was von oben kommt, schon wie ein strafwürdiges Vergehen erscheinen. Darum müssen es uns, ob wir's gerne hören oder nicht, ab und zu die Ausländer sagen.“

* * *

Und wir können uns ja auch in Wirklichkeit nicht genug tun, ihnen zu gefallen, den lieben Ausländern, schweißtriefend hinter ihnen herzulaufen, sie mit unerbetenen Gaben zu belästigen, denen sie so lange, als nur ohne offene Zurückweisung möglich, ihre Türen sperren, wenn sie sie uns nicht gerade, wie erst jüngst Nordamerika, direkt vor die Füße werfen. „Zu der Freundschaftsucherei um jeden Preis“, schreibt in der „Täglichen Rundschau“ der Herausgeber, Heinrich Rippler, „gehört auch die Sammlung für die Opfer des Vesuvausbruchs, die mit vierzehn Posttagen Verspätung, dann aber um so heftiger und mit dem Aufgebote vieler klingender Namen einsetzte. Bei einem so gewaltigen Unglück, wie es über die armen Vesuvanwohner hereingebrochen ist, ist allgemeines Mitgefühl und werktätige Hilfe schöne und selbstverständliche Menschenpflicht; aber es scheint, daß uns in unserer Vielgeschäftigkeit auch bei unseren Hilfsaktionen das Augenmaß und die rechte Art des Gebens abhanden gekommen sind. Wo immer in der Welt ein Landstrich oder eine Einwohnerschaft von einem großen Unglück betroffen wird, sind wir zur Stelle. Unsere Teilnahmstelegramme haben eine Weltberühmtheit, und unser Geld ist den hungernden Indiern wie den Kalabriern und Neapolitanern, dem norwegischen Städtchen Aalesund wie den französischen Bergleuten, hinter denen das reiche Frankreich und eine millionenreiche, schuldbeladene Aktiengesellschaft stand, zugeflossen; ja wir sind tief bekümmert, wenn ein Volk wie die Amerikaner unsere Hilfe stolz zurückweisen, da sie derartiges gern im eigenen Hause abmachen. Nur wenn es sich um Unglücksfälle im eigenen Lande oder bei Volksgenossen handelt, fließt dieser Goldstrom zähe, und die hochgestellten Anreger dieser Sammlungen, deren Namen wir in gewohnter Aneinanderreihung als ständiges

Hilfskomitee für die Wechselfälle dieser Erde verehren, sind dann müde geworden. Das Schicksal Aalesunds haben, wenn auch in vermindertem Maße, auch deutsche Orte zu beklagen gehabt, aber wenn ihr Unglück zehnmal kleiner war als das des holzgebauten, nordischen Schifferstädtchens, so war auch die Hilfeleistung mindestens hundertmal kleiner. Was wir an freier Liebestätigkeit für unsere südwestafrikanischen Truppen, diese Bravsten der Braven aufgebracht haben, ist nicht gerade erdrückend, da sich kein deutscher Reeder und kein Vertreter der Hochfinanz mit Zehn- oder Hunderttausenden bemüht hat, und unsere Sammlung für die baltischen Volksgenossen, die unverschuldet in unsägliches Elend durch die russischen Wirren gestürzt sind, und die von ihren russischen Reichsgenossen nichts zu erwarten haben, ist glücklich bei einer halben Million angelangt, wenn wir nicht irren ungefähr derselben Summe, die auf des Kaisers Wunsch die Berliner Hochfinanz den hungernden Indiern gespendet hat, für die das reiche England zur Not hätte sorgen können. Hätten die Amerikaner nicht abgelehnt, so wäre nach Francisco sicher das Doppelte der Summe geflossen, das die Balten und Südwestafrikaner zusammen bekommen haben — der Anfang mit 100000 Mark durch eine einzige Reederei war ja schon gemacht. Und doch hatten die reichen Amerikaner, wie sie ja selbst betonten, das deutsche Geld gar nicht nötig, das in den Ostseeprovinzen einem schwer um seine Existenz ringenden, wackern und sturmerprobten deutschen Volksstamme Halt und Stütze gegeben hätte. Wir sind immer hilfsbereit, aber das Merkwürdige ist, daß alle Welt hinter unserer Hilfsbereitschaft eigennützige Absichten wittert, obwohl die Tatsachen doch das Gegenteil lehren sollten; denn wir wüßten nicht, wo uns je politischer Dank geblüht hätte. Den fordern wir auch nicht, und den soll auch keine menschliche Hilfsbereitschaft und christliche Liebestätigkeit fordern; aber, da nun einmal die Mißdeutung so nahe liegt, vermeide man auch jede politisch scheinende Aufmachung solcher Hilfeleistung, vermeide man die politische Abstempelung durch die Wahl amtlicher und höfischer Persönlichkeiten als führender Komiteeherren und unterlasse es z. B. bei Italien, auf den Dreibund und die nicht bestehende traditionelle Freundschaft hinzuweisen; denn damit schafft man der Wohltätigkeit nur den Beigeschmack eines verunglückten politischen Geschäftes ..."

Wenn man von einem Erfolge all dieses Liebeswerbens sprechen wollte, so könnte das nur ein höchst unbeabsichtigter sein. Weit entfernt davon, uns Freundschaft und Achtung in der Welt zu verschaffen, fordert es vielmehr die Geringschätzung, um nicht zu sagen Verachtung, nicht zuletzt aber auch das Mißtrauen des Auslandes heraus. Denn das sagt sich: So viel Güte und Selbstlosigkeit gibt's ja gar nicht, es muß also was anderes dahinter stecken. Liegt in solcher Folgerung auch eine ganz erhebliche Überschätzung des anbiederungsseligen deutschen Michels, so ändert das nichts an der Tatsache. Kurz und schlimm: unsere ganze Art mit dem Auslande und den Ausländern umzugehen, hat uns nur wachsende Unbeliebtheit und Geringschätzung eingetragen.

Liegt nun die Ursache nicht vielleicht doch in den Gefahren, die wir als grausam gewaltiges Deutsches Reich den übrigen Völkern erwecken? Dieser unserer Eitelkeit ja sehr wohltuende und deshalb auch gar zu gern vorgeschobene Rechtfertigungsversuch wird von unserem Mitarbeiter Professor Dr. Ed. Heyck in der Zeitschrift „Der Deutsche" entschieden abgelehnt: „Wenn es nach der Bescheidenheit und bureaukratischen Sauberkeit unserer ausländischen Politik ginge, so müßten wir die Note Ia bekommen und in den gemütlichen Ehrenplatz auf dem europäischen Sofa gesetzt werden. Wir markieren tatsächlich in der großen Politik so sehr den ‚guten Kerl', daß es — beinahe schon nicht nicht mehr glaubhaft wirkt. Besonders nicht, wenn dieser gute Kerl fortwährend seine sehr gesunden Muskeln vor denen sichtbar macht, die sie schmerzlich vermissen. So tritt ein Mißverhältnis von Absicht und erzielter Wirkung ein. Man verdächtigt uns politisch immer wieder und überall, traut uns beständig alle erdenklichen und unerdenklichen Anschläge zu: weil keine nachdrücklichen, klaren Ziele dieses doch so kraftvollen Reiches mit vernünftiger Einfachheit heraustreten.

„Oft hört man sagen: der wirtschaftliche Rang, den Deutschland sich erobert hat, müsse Neid und Haß gegen uns erregen. Hierin liegt eine sittliche Herabsetzung der übrigen Völker, die sie nicht verdienen. Es fällt diesen gar nicht ein, den Amerikaner oder den Japaner zu hassen wegen der Kraftentfaltung, die beide so zuversichtlich zeigen. Waren wir denn freundlicher angesehen in der Welt, als wir noch der deutsche Michel waren, der bedingungslose Zinsknecht und Modeträger der übrigen Nationen? Nein, unsere gewerbliche und kaufmännische Tüchtigkeit macht sich viel eher schon als ein erfreuliches Gegengewicht geltend gegen das allgemeine Unbehagen und die gesellschaftliche Geringschätzung, womit man uns nicht erst seit gestern begegnet. Die Kulturmenschheit als Ganzes denkt doch immer anständiger als der eigensüchtige einzelne und zollt dem redlichen Fleiß und Können die unverkürzte Achtung.

„Aber das Beiwort ‚redlich' ist dabei allerdings unerläßlich. Unser Erwerbsleben neigt zu Übereifrigkeiten und Gedankenlosigkeiten, die seine Redlichkeit zuweilen verdächtig machen können, auch wo es unverdient ist. Moralische Eroberung liegt immer in der vollkommenen Vertrauenswürdigkeit und Offenheit, sie leidet schon durch den bloßen Anschein der Undurchsichtigkeit und Schleicherei. Nicht durch diese, sondern trotz ihrer sind wir zu wirtschaftlicher Bedeutung gelangt. England, als es noch sein kaufmännisches und gewerbliches Übergewicht über ganz Europa ausübte, hat seine Flagge und sein Warenzeichen immer frank und frei bekannt und eben dadurch so viel Erfolg erzielt. Englands Stolz und Selbstbekenntnis erwarben ihm die freiwillige Unterordnung der übrigen, die Geltung der englischen Sprache, den hohen Respekt vor dem englischen Namen, obwohl Englands Diplomatie sehr viel Selbstsucht und Ungerechtigkeit auf dem Kerbholz hatte, und obwohl seine politischen Kraftaufwendungen nie im Ver-

hältnis zu seinen großen Erreichungen standen. Ebenso überwindet Nordamerika die gesellschaftliche Abwehr, welche der allzu bürgerliche Emporkömmling findet, mit leichter Mühe durch sein robustes: Das bin ich, das kann ich, das will ich!

„Gegen uns dagegen hängt man die Tafeln auf, die man im Privathause für den Hausierer anbringt; wir mußten ja zum Farbebekennen erst durch das englische made-in-Germany-Gesetz angeleitet werden. Wir wollen zu großen Teilen immer noch nicht verstehen, daß es ein günstigeres Licht auf uns werfen würde, wenn unsere Firmen für ihre Zweigstellen im Auslande keine irreführenden Maskierungen suchen würden. Nach derlei aber wird das ganze Volk beurteilt; wie man auftritt, so wird man eingeschätzt, ob als großer Herr, dem die anderen sich anpassen, oder als Schuhputzer oder gar als Hintertreppenschleicher. Wir machen uns vielfältig, ohne alle Absicht, der Unlauterkeit verdächtig, da das Ausland ja kein Verständnis dafür hat, daß wir so speichelleckerisch aus purer Wonne sein sollten. Und im günstigeren Falle machen wir uns verächtlich durch Lächerlichkeit, z. B. mit der bis zum vollkommenen Blödsinn gediehenen Levelezölapperei unserer Ansichtskarten. Ein wahres Glück noch, daß von diesen in fünfzehnsprachiger Wollust vollgedruckten Karten ein so winziger Bruchteil jemals von ausländischen Augen gesehen wird.

„Vieles verschuldet der Tourist. Natürlich gibt es auch da, wie bei allem hier Gesagten, immer die ehrenvolle Ausnahme. Es sind unter den deutschen Reisenden, welche alle denkbaren Küsten und Gegenden der Welt bereits zahlloser als die Engländer überschwemmen, genug einzelne Erscheinungen, vornehmere oder einfachere, die durch ihre Berührung mit dem Auslande nur günstig für uns wirken. Aber im Durchschnitt trifft leider die oft schon ausgesprochene Beobachtung zu, daß deutsche Touristen im Auslande sich ein Benehmen leisten, welches sie da, wo sie zu Hause sind und besser auf sich achten, sich nicht erlauben würden. Diese Erscheinung gilt ja auch innerhalb des deutschen Sprachgebietes, wovon hier nicht zu reden ist, und sie hat namentlich in Oberbayern und in der Schweiz den Norddeutschen oder den Sammelbegriff ‚Berliner' vielfältig in Mißkredit gebracht ...

„An einem Pfingstsonntagnachmittag, bei wundervollem Wetter, saß ich einmal in dem Ausflugsort Christiansminde bei Svendborg. Obwohl sicherlich viele gar nicht wissen werden, daß das ein reizender Ort auf Fünen ist, wimmelte es — höchst bezeichnend für die Massenhaftigkeit unserer Touristik — nur so von Deutschen. Es saßen da Dänen aus allen Schichten an den Tischen, ganz einfache Leute, aber auch Familien, Offiziere; sie alle unterhielten sich, waren guter Dinge, aßen und tranken, worauf sich ja die Skandinavier sehr gut verstehen, aber alle, vom Etatsrat bis zum Arbeiter, in den guten, geräuschlosen Formen der kultivierten Menschen. Von den Tischen der jungen Deutschen kam aufdringlicher Lärm herüber; mehr von

alberndem Behagen als vom Getrunkenen fortgerissen stießen sie sich, griffen über die Tische, stiegen auf die Stühle oder suchten sich bei den Dänen zu produzieren und glaubten Wunder, welchen Eindruck sie machen müßten. Die Dänen aber wunderten sich leider gar nicht, sondern sagten höchstens einmal, unter sich, mit einer wenig schmeichelhaften Selbstverständlichkeit: ‚Tydsker!‘

„Eine der beliebtesten Taktlosigkeiten gerade solcher Deutschen im Auslande, deren geringe Sprachbeherrschung sie in peinliche Widersprüche zu ihrer vergnüglichen Selbstherrlichkeit bringt, ist es, diese oder jene aufgelesenen Sprachbrocken bis zum Überdruß anzubringen und mit ihrem ‚Min skal, din skal‘ oder einem ermüdenden ‚quanto costa‘ die fliegenden Verkäufer oder Kellnerinnen herumzuzerren. In solchen Dingen benimmt sich mancher, der daheim ein nettes, vernünftiges Menschenkind ist, im Auslande vor lauter Reiseseligkeit und Fremdseligkeit wie ein dummer Junge. Aber noch ärgerlicher wird dieses gefallsüchtige Behagen, wenn es sich durch Belachen und Kritisieren bemerkbar machen will. So, wenn der deutsche Jüngling, sobald Soldaten vorbeikommen, stehen bleibt und ein Gesicht macht, dem alle ansehen sollen: hier steht ein Vertreter des deutschen Siegerruhmes; oder wenn der deutsche Bildungsplebejer über die Dinge, die anders sind oder heißen, als er es in Berlin gewöhnt ist, faule Witze reißt. In dieser zur Schau getragenen, gänzlich verfehlten Überlegenheit verrät sich oftmals ein Banausentum, das in seiner reinsten Potenz gerade nur wieder das Volk der Dichter und Denker aufzubringen vermag.

„Wir sind eben seit 1870 *sehr viel rascher zu Wohlstand* als zu entsprechend vertiefter allgemeiner *Lebenskultur* gekommen. Bei Arbeitern oder Studenten findet man dieses Banausentum nicht, wohl aber bei gewissen deutschen Schichten des leichten Gelderwerbs. Ich will gar nicht erst von Museen und Kunstwerken reden; von dem längst nicht mehr spleenigen, sondern immer um ein gewisses Verständnis, mindestens um Festhalten des Gesehenen bestrebten englischen Touristen und von der naivunmittelbaren ästhetischen Empfänglichkeit des Romanen, im Gegensatz zu der kalauernden Halbbildung des Deutschen ...

„Die einen protzen mit Geld, die anderen wittern überall, man wolle sie übervorteilen, wissen nicht, daß Landessitte oder materielle Verhältnisse die Preise verschieben, so daß sie, an den unsrigen bemessen, bald niedriger, oft aber auch höher sind. Alle obigen Dinge würden ja nichts ausmachen, wären sie vereinzelt. Aber jeder Reisende weiß, daß sie sich überall und fortwährend wiederholen, und eben deshalb kommt das Ausland von solchen haftenden Eindrücken nicht leicht wieder los ...

„Zu den aufgezählten deutschen Erscheinungen kommt nun noch jene gewisse steife, menschenverachtende Vornehmtuerei derer, die es gar nicht nötig haben, welche neuerdings so häßlich bei uns in die Mode gekommen ist. Es ist Unkundigkeit und totales Unrecht, wenn man sie wohl als Offizierston oder Reserveton bezeichnen hört, denn die vereinzelten Simpli-

zissimusgestalten beweisen nicht mehr als in allen anderen Ständen. Viel eher könnte man dieses neudeutsche savoir vivre als ein Gemisch von Subalternenschneidigkeit und künstlich verhehlter Parvenuunsicherheit bezeichnen, mit einem Einschlag von hartem und ödem Knownothingtum, das aus dem geschäftlichen Kampf ums Dasein herüberfärbt. Eine Erscheinung, die es vielen angenehmer macht, sich als unbekannter Tourist und Badesommerfrischler ins Ausland zu begeben, als dahin, wo die lieben Landsleute sind. Denn unter Ausländern verkehrt man viel eher nach der Logik des menschlichen Nebeneinanders und mit einer stillen Humanität. Innerhalb der älteren, abgeschliffenen Gesellschaftskultur des Auslandes ist man unbedingt sicherer als bei uns, daß sich niemand, wenn wir in der Eisenbahn den Fensterplatz haben, gewichtig vor uns in das Fenster pflanzt, daß er Türen, neben denen wir sitzen, einfach nicht zumacht, als ob er einen Bedienten hinter sich hätte, den er doch nicht hat; daß uns niemand dadurch imponieren will, daß er ein unerträglich greuliches Gesicht auffetzt oder daß er natürlichste Rücksichten des inneren Taktes demonstrativ unterläßt. Und wiederum ist man dort viel sicherer vor der schnellfertig sich anbiedernden Cochonnerie ganz derselben Gattung von Leuten ..."

Bittere Pillen, aber — wohl bekomm's! Lieber sich vom deutschen Volksgenossen grobe, aber ehrliche Wahrheiten sagen lassen, als vom Fremden als dummer Teufel über die Achsel angesehen werden.

* * *

Was wir uns nicht nur als Reisegepäck fürs Ausland, sondern auch als Hausgerät für den eigenen Herd immer noch am nötigsten anzuschaffen hätten, das wäre ein echtes, aufrechtes, vornehmes deutsches Nationalgefühl. Es ist in diesen Blättern von mehr als einem wahren Volksfreunde aus bedrücktem Herzen dargelegt worden, wie kläglich es damit noch immer bei uns aussieht. Trotz der bierselig bis zur Übelkeit geschwungenen „nationalen" Vokabeln, oder vielleicht gerade wegen ihrer. Diese andauernde, fast systematische Unterschiebung dynastischer und byzantinischer Gesinnung, oder auch nur rein staats- oder reichsbürgerlichen Philistertums für die Begriffe Nation und national, Volkstum und Deutschtum, ja die Identifizierung der „nationalen" Interessen mit denen der herrschenden Klassen hat nicht nur in der bürgerlichen Welt stärkere Regungen echten nationalen Empfindens niedergehalten, sondern auch ganz besonders das sozialdemokratische Proletariat in seiner Neigung zur Internationalität ganz erheblich bestärkt. Ihre Führer brauchen nur diese untergeschobene Münze in Zahlung zu nehmen, brauchen sich bloß diesen bürgerlichen Sprachgebrauch anzueignen, um ihrer Gefolgschaft die Begriffe Nation und national gründlich zu verekeln. Sie belasten diese einfach mit dem ganzen Schuldkonto aller dynastischen und sozialen Sünden der Vergangenheit und Gegenwart und haben dabei ebenso billige, wie leichte Arbeit. Das kann der nationale Gedanke aber weder vertragen, noch hat er es nötig. Und mit solchem Spiel glaubt man womöglich noch die sozialdemokratischen Massen für Monarchie

und Staat einzufangen! Trennt erst säuberlich die Begriffe, weckt in den Gemütern das Bewußtsein des Volkstums, dem sie doch auch angehören, und wenn dieses Imponderabile erst wieder aufgerichtet, dieser Boden geschaffen ist, dann wartet ab, ob sie nicht schon aus Gründen der Zweckmäßigkeit für Monarchie und Staat leichter zu gewinnen sind, als bei der beliebten Verquickung und Verfälschung der Begriffe. Zu dem Dogma des Gottesgnadentums wird man sie freilich kaum bekehren.

Ein Beispiel. Kurt Eisner gibt in der „Neuen Gesellschaft" lose aneinandergereihte Gedanken über „Internationalität":

„Der Patriot muß seinen heimatlichen Boden verteidigen! Wie aber, wenn er gar keinen Boden besitzt — was soll er dann verteidigen? Friedrich II., der doch der Große heißt, dachte anders. Ihm hieß Patriotismus, daß die Leute ihren Boden gerade nicht verteidigen, weil das eine Geschäftsstörung wäre. Denn also rechtfertigte der Hohenzoller die stehenden Heere: ‚Ehemals hob man beim ersten Kriegsrufe eilig Truppen aus, alles wurde Soldat, man sann nur darauf, den Feind abzuwehren; die Felder blieben brach, die Geschäfte standen still, und die schlecht bezahlten, schlecht unterhaltenen, schlecht disziplinierten Soldaten lebten nur von Raub. Jetzt wenden sich, wenn die Trompete ertönt, weder der Arbeitsmann noch der Fabrikant noch der Rechtskundige noch der Gelehrte von ihrer Arbeit ab; sie fahren ruhig fort, sich in gewohnter Weise zu beschäftigen, indem sie den Verteidigern des Vaterlandes die Sorge lassen, es zu rächen.' Das war wenigstens ehrlich: Nationalismus heißt den Boden der — andern verteidigen ...

„Was hat der Deutsche im Laufe der Jahrhunderte an nationalen Gütern mit der Waffe verteidigen müssen: Folter und Leibeigenschaft, Soldatenverkauf und Religionswahnsinn, Maitressen und Fron, Geisteskrechtung und Zunftsklaverei, Hohenzollern und Welfen, Lüge und Heuchelei, Tyrannei und Barbarentum, und immer nur die ewige eigene Not und die Üppigkeit derer, die sie national zu empfinden und national zu verrecken hießen. Wollten sie aber gar einmal für ihr Recht die Waffen führen, für ihre Freiheit und ihre Erhöhung — pfui über das vaterlandslose Gesindel, das immer noch nicht die patriotische Satzung eingesehen hat: Mein Vaterland ist dort, wo es den andern gut geht! ...

„Träumer phantasieren und wirre Köpfe predigen: das Proletariat würde weiter kommen, besser behandelt werden, wenn es nur national dächte. Das heißt doch nur: sie würden besser fahren, wenn sie sich von den nationalen Klassen alles gefallen ließen, alles duldeten. Da der Grad der schlechten Behandlung schließlich nur Empfindungssache ist, so ist es freilich wahr: derjenige kann gar nicht schlecht behandelt werden, dem die schlechte Behandlung zur geduldigen Gewohnheit geworden ist. Oder glaubt man, daß der Arbeiter nur einen Pfennig Lohn mehr erhält, wenn er für Wodan schwärmt, für Nationalgeist und germanisches Gemüt, für Ausbreitung deutscher Sprache, deutscher Bildung, deutscher Arbeit glüht? Oder daß

ihn sein Landesherr gnädiger anspricht, wenn er für eine streng nationale, waffenstarrende, kriegsbegierige — Republik kämpft? Oder daß ihn der Industrieherr inniger liebt, wenn er unter Beseitigung des Unternehmertums den national geschlossenen Sozialstaat errichten will? Auch wenn das Proletariat mit dem Lied: ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ auf die Straße zieht, um aus nationaler Selbstachtung im Wahlrecht das Maß politischer Kraft und Fähigkeit zugemessen zu erhalten, das der Franzose und Engländer besitzt — es würde auch dann wegen dieser nationalen Betätigung niedergeknallt. Der Nationalismus muß wie die Religion eben nur dem Volke erhalten werden. Würde das Proletariat heute in nationaler Mystik schwärmen, so würde die Polizei aufgeboten werden, weil es die heiligsten Güter der Internationalität vernichten wolle. In den revolutionären Zeiten des Bürgertums hat man das erlebt ..."

Wer hier nicht merkt, aus welchem Arsenal die sozialdemokratische Propaganda ihre schärfsten Waffen gegen den nationalen Gedanken entlehnt, ja wie sie die nationale Heuchelei mit deren eigenen Waffen schlägt, der — ist sich noch heute nicht darüber klar, daß Nation und Volkstum Werte für sich, selbständige Werte sind, und kann füglich auch kein Empfinden dafür haben, wie schwer sie durch Verquickung und Verfälschung mit andern geschädigt werden.

* * *

Noch weniger verträgt die Religion solche Falschmünzerei. Und was ist darin nicht gesündigt worden und wird heute noch gesündigt! Es ist nichts Heiliges auf Erden so verrucht mißbraucht und geschändet worden, wie das Heiligste, Wort und Werk Jesu Christi. Aus den Blättern der Geschichte starrt uns eine Welt von Greueln entgegen, verübt im Namen dessen, der die Liebe und nur die Liebe lehrte, für die Liebe in den Tod ging. Die Menschen aber schlachteten, folterten, verbrannten einander in eben diesem Namen. Läßt man diese Schändlichkeiten an sich vorüberziehen, so möchte man an der Menschheit schier verzweifeln, so möchte man den Menschen fast unter das Tier stellen, das solcher Fähigkeit zum Bösen ermangelt ...

Man braucht nur die Gegner von Religion und Kirche zu hören, zu merken auf das, woran sie Wohlgefallen haben und was sie befürchten, dann weiß man, wie man sich zu diesen Fragen stellen soll. Und dann findet man allemal, daß den Gegnern nichts willkommener ist, als möglichst enge Verbindung der geistlichen mit der weltlichen Macht, nichts unerwünschter, als Freiheit und Selbständigkeit der geistlichen.

Noch ist es Zeit, zu lernen und darnach zu handeln. Denn vor Religion und Kirche hat selbst der aufgeklärte Genosse einen viel größeren Respekt als vor den bestehenden staatlichen Gewalten. Mit diesen glaubt er wenigstens in absehbarer Zeit fertig werden zu können. Mit der Religion? Darüber gehen die Ansichten in der Partei weit auseinander. Eine Nuß, an der sie sich bisher vergeblich die Zähne ausgebrochen hat. Trotz allen

„herrschenden Zeitgeistes“, aller „Aufklärung“ und „materialistischen Geschichtsauffassung“. Es gibt sogar Ketzer in der Partei, die in der Religion eine Macht sehen, die man am liebsten ungeschoren ließe, weil an irgendwelche Überwindung nach Menschenrechnung doch nicht zu denken sei.

Als einen solchen Ketzer im Gegensatz zu den orthodoxen Parteibonzen, die mit Gott und der Welt längst fertig sind, erweist sich der Genosse Wilhelm Schroeder in den „Sozialistischen Monatsheften“. Ich muß gestehen, ich habe seit langem nichts so Beachtliches über die Frage „Sozialdemokratie und Kirche“ gelesen, beachtlich auch ganz besonders für die Freunde der Religion. Und für diese vielleicht noch wertvoller als für die Feinde:

„Gewiß ist nicht zu leugnen, daß unter den führenden Genossen in der Partei sich manche befinden, die von einer als parteioffiziell zu deutenden Kriegserklärung gegen die Religion nichts wissen wollen; aber diese Genossen halten es so selten der Mühe für wert, mit ihrer Ansicht hervorzutreten, daß es vor einiger Zeit schon Aufsehen machte, als ein wegen seiner bajuvarischen Höflichkeit besonders in Berlin beliebter Reichstagsabgeordneter es in öffentlicher Versammlung auf sich nahm, auf die gar zu dumme Frage nach der Stellung seiner Familienangehörigen zur Kirche die gebührende Antwort zu geben, die trotz aller satirischen Schärfe in diesem Fall wohl nicht einmal von dem Fragesteller verstanden wurde. An sich ist die der Kirche feindliche Haltung der meisten unserer Parteigenossen auch vollauf begreiflich. Protestantische wie katholische Geistliche haben es seit dem ersten Auftreten der Sozialdemokratie für ihre wesentliche Pflicht gehalten, die proletarische Partei zu bekämpfen. Sie sind mit solchem Eifer gegen die Männer und Frauen zu Felde gezogen, die an dem Glauben vom ewigen Bestand der kapitalistischen Weltordnung zu rütteln wagten, daß dieser Eifer der Priesterschaft den Beinamen der ‚geistlichen Gendarmerie‘ eingetragen hat. Sie überlegten keinen Augenblick, ob es nicht vielleicht wirklich an der Zeit sei, eine neue Wirtschaftsordnung vorzubereiten, und daß die Religion, die an die zweitausend Jahre unter den verschiedensten wirtschaftlichen Daseinsformen sich am Leben erhalten hat, auch in einer sozialistischen Gesellschaft eine Wirkungsstätte finden könne. In diesem Glauben an die Schädigung von Religion und Kirche durch den ‚Zukunftsstaat‘ aber begegneten sich die Geistlichen nicht nur mit minder hervorragenden Agitatoren der Sozialdemokratie, sondern auch mit manchen von deren Theoretikern. Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung waren der Ansicht, daß der Sozialismus als Erbe der klassischen Philosophie auch den Beruf habe, die Religion überflüssig zu machen; wenn die neue Ordnung der Dinge eine Weile etabliert sei, fühle der Mensch sich immer weniger von den Einwirkungen der Natur abhängig und habe deswegen keine Ursache mehr, einen Gott in Nöten um Beistand anzuflehen. So sterbe denn die Religion einen mehr oder weniger sanften Tod aus Überflüssigkeit und Altersschwäche. Das war die mildeste, abgeklärteste Auf-

fassung; wer mitten im Kampfe stand, äußerte sich schroffer. Und was in ungebildeten Kreisen für Worte fielen, braucht wohl kaum angedeutet zu werden. Mit Sorgfalt wurden solche religionsfeindlichen Äußerungen selbstverständlich von der Geistlichkeit gesammelt und den getreuen Schäflein als abschreckendes Beispiel vom Wesen der Sozialdemokratie vor Augen gehalten.

„So hält sich das Maß von Schuld auf beiden Seiten die Wage, so ist aber auch in der deutschen Sozialdemokratie ein Zustand hervorgerufen, der die Frage angebracht erscheinen läßt, ob es denn wirklich der Verbreitung unserer Ideen förderlich ist, wenn wir Kirche und Religion als unsere Todfeinde betrachten ... Wenn in diesem Kampfe von unserer Seite gar oft ein Wort zu viel gesagt wurde, so ist das in jeder Hinsicht begreiflich, da nicht allein manchen Geistlichen fast jedes Kampfmittel recht war, sondern auch der Staat sich der Kirche innig verschwistert fühlte und mit seinen plumpen Polizeiwaffen zu ihren Gunsten derart in den Streit eingriff, daß den einsichtigen Priestern bei aller Feindschaft gegen die Sozialdemokratie ob solchen Beistandes angst und bange werden mußte. Aber diese günstige Chance, dieser erklärliche und gerechtfertigte Standpunkt hilft nicht über die Tatsache hinweg, daß der Gewinn im Kampf dem Einsatz nicht entspricht. Die Agitation für den Austritt aus der Landeskirche dauert Jahrzehnte, und sie ist mit beträchtlichem Aufwand von Mühe geführt worden. Wo irgend ein Haken sich einschlagen ließ, geschah es. Benahm ein Pastor sich unangemessen am Grabe eines Sozialdemokraten, wurden die Kirchensteuern am Orte erhöht, wurde zugunsten des kirchlichen Einflusses die Verwaltung oder gar die Gesetzgebung in Bewegung gesetzt: kein Anlaß ging vorüber, ohne daß die freireligiöse Agitation unter dem mehr oder weniger nachdrücklichen Beistand sozialdemokratischer Blätter mit Eifer eingriff. Was war das Fazit dieser unausgesetzten Mühen? Gewiß, der kirchliche Sinn hat namentlich in der protestantischen Bevölkerung immensen Schaden gelitten, es ist vor allem bei dem großstädtischen Proletariat eine Gleichgültigkeit in religiösen Dingen eingetreten, wie nie zuvor in der Geschichte des Christentums; und diese Gleichgültigkeit erfüllt namentlich die protestantische Kirche mit schwerer Sorge, treibt sie in ihrer nervösen Unruhe zu so kostspieligen und nutzlosen Experimenten, wie wir sie in der Berliner Kirchenbauerei der Zeit seit 1888 vor uns haben. Nur ist zu erwägen, ob diese Gleichgültigkeit eine Folge der antikirchlichen Agitation ist, oder ob sie nicht vielmehr in dem gebrechlichen Zustande der preußisch-protestantischen Kirche selbst ihre Ursache hat. Letzteres muß unbedingt bejaht werden. Einmal, weil wir sehen, daß die klüger geleitete und vom Staat fast unabhängige katholische Kirche trotz aller Angriffe ziemlich vollkräftig dasteht und sich nach wie vor auf zahlreiche Volksmassen stützen kann, und dann, weil der positive Gewinn, soweit man ihn folgerichtig in nennenswerten Austrittserklärungen, in einem beträchtlichen Wachstum der freireligiösen Gemeinden sehen will, denn doch gar gering anzuschlagen ist und unter den Leitern der Agitation wohl kaum einen befriedigen dürfte.

„Seien wir ehrlich. So stark im deutschen Proletariat das Bedürfnis ist, dem Unmut über die schlimmen politischen und wirtschaftlichen Zustände durch Abgabe sozialdemokratischer Stimmzettel bei den Reichstagswahlen, durch Anschluß an die gewerkschaftlichen Organisationen Ausdruck zu geben, so gering ist die Neigung, gegen Religion und Kirche laut zu protestieren. Gewiß, die Zahl der positiven Christen, ja auch nur der gelegentlichen Kirchenbesucher ist gering im Proletariat, aber ebenso gering ist die Zahl derer, die es der Mühe für wert halten, ihrem Bruch mit der Religion dadurch offen Ausdruck zu geben, daß sie ihren Austritt aus der Landeskirche erklären und ihre Kinder nicht taufen lassen. Alle Agitation in dieser Richtung hat kein befriedigendes Ergebnis gehabt und wird auch trotz aller reaktionären Schulgesetze nur mit mäßigem Gewinn abschließen. Es mag paradox klingen, ist aber dennoch wahr, daß diese Gleichgültigkeit sowohl gegen die Kirche, wie gegen die antikirchliche Bewegung in gewissen religiösen Empfindungen des Proletariats, vor allem seiner weiblichen Mitglieder, seine Ursache hat. Die deutsche Arbeiterfrau ist durchaus damit einverstanden, daß ihr Mann sozialdemokratisch wählt, und begreift auch allmählich, daß er zur Verbesserung seiner Lage einen Teil des Arbeitseinkommens der modernen Sparkasse, der Gewerkschaft, zutragen muß; sie wehrt sich, von ganz seltenen Ausnahmefällen abgesehen, aber mit Händen und Füßen gegen einen öffentlichen Bruch mit der Kirche und ist unglücklich, wenn das Machtwort des Mannes ihren Kindern die Taufe verwehrt. Die Arbeiterfrau fühlt, daß die Diener der protestantischen Kirche ihrem proletarischen Empfinden mit ebensowenig Verständnis begegnen, wie dem ihres Mannes; es berührt sie eisig kalt, wenn sie vernimmt, wie wenig so ein Pastor vom Volk, seinem Elend, seinem Verlangen weiß. Aber mit Kirche und Religion will sie bei alledem nicht brechen. Und nicht allein die Arbeiterfrau, auch mancher Arbeiter steht auf diesem Standpunkt. Daß aber die Religion dort, wo ihre Diener zuweilen den Ton des Volkes zu treffen wissen und zum großen Teil gar aus dem Volk hervorgegangen sind, noch in Macht und Ansehen steht, zeigt die katholische Kirche. Ihre Kapläne bekämpfen zwar die als religionsfeindlich verschriene Sozialdemokratie nicht minder eifrig als die protestantischen Pastoren, doch kommt ihnen selbst im Traum nicht die Befürchtung, daß die Grundpfeiler der Kirche von der Sozialdemokratie erschüttert werden könnten. Mit Gemütsruhe sieht der erfahrene Priester, wie auch heute noch übereifrige Feinde der Religion sich an ihren granitnen Säulen den Schädel einrennen.

„Und die Priester können ruhig sein. Gewiß hat die weltliche Macht der katholischen Kirche seit der Reformation und vor allem im 18. und 19. Jahrhundert erhebliche Einbuße erlitten; diese Kirche denkt aber gar nicht daran, sich auf ihr Ende vorzubereiten, sie fühlt sich heute so rüstig und lebensfreudig wie nur je. Mit dieser Tatsache aber und auch mit dem dunklen religiösen Drange der Volksmassen, der trotz allem auch in protestantischen Gegenden eines Tags wieder zum tätigen Leben erwachen kann,

muß die Sozialdemokratie rechnen. Sie kann dies um so ruhiger, als ihre Ziele zu erreichen sind, ohne daß sie mit der Religion zu kollidieren braucht. Die religionsfeindlichen Agitatoren unter uns ignorieren gar zu leicht die Macht des Gemüts beim Gebildeten und Ungebildeten, eine Macht, in der die Religion ganz wesentlich wurzelt, und die in der Beschäftigung mit den doch im wesentlichen wirtschaftlichen Problemen des Sozialismus nicht völlig zur Geltung kommen, keine genügende Befriedigung finden kann. Diesen nicht wegzudisputierenden Wesenszug auch des deutschen Volkes hat die Sozialdemokratie aber mit in Rechnung zu stellen. ..."

Als gesinnungstüchtiger Genosse glaubt der Verfasser zwar, daß auch „den christlichen Religionen eines Tages die Sterbestunde schlagen" werde. Aber so weit seien wir „noch lange nicht", und über Religion und Kirche käme die Partei in absehbarer Zeit nicht hinweg. Das möge ja für die zahlreichen Gegner der Kirche in der Partei sehr schmerzlich sein, sei aber nicht zu ändern. Inzwischen könnte sich auch der ärgste Religionsfeind damit trösten, daß die enge Verbindung von Kirche und Staat, weltlicher und geistlicher Macht die Tatkraft der Kirche lähme, sie dem Volke verhaßt mache und gar grausam den Gegensatz zu ihrem Stifter offenbare, dessen Reich nicht von dieser Welt war. „Dieselbe Kirche aber, die in Preußen an einer scheinbar kaum zu heilenden Schwäche leidet, ist voller Lebenskraft und hat einen beträchtlichen Einfluß auf das Leben des Volkes in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo sie völlig vom Staate losgelöst ist, wo die sozialdemokratische Programmforderung der ‚Erklärung der Religion zur Privatsache' eines der Grundgesetze der Verfassung bildet. In den Vereinigten Staaten genießt die Kirche noch nicht einmal das Glück, vom Staate bekämpft zu werden; was eine solche Gunst des Geschicks bedeutet, das wissen wir aus der Geschichte des preußischen Kulturkampfs. Es ist immer von Nutzen, seine Hoffnung auf Gewinn nicht übermäßig hoch zu spannen, und so sollten wir auch bei dem Gedanken an die siegende Macht des Sozialismus der Kirche gegenüber uns vor Überschwenglichkeiten hüten. Ein Kulturkampf gegen Kirche und Religion hat auch seine Schattenseiten und läßt die Frage, wer schließlich den Gewinn davontragen wird, selbst dann sehr unentschieden, wenn nicht preußische Bureaukraten ihn unter dem Beifall der Nationalliberalen, sondern Verwaltungsbeamte der sozialistischen Gesellschaft ihn rein mit des Geistes Schwert und mit Unterstützung beträchtlicher Volksschichten von solcher Intelligenz führen, wie sie sich heutigentags nur in den sozialdemokratischen Wahlvereinen preußischer Großstädte anzusammeln pflegt. Uns auf die siegende Gewalt der materialistischen Geschichtsauffassung, überhaupt auf unsere Wissenschaftlichkeit, allein zu verlassen, ist recht schön und am Ende noch das Gescheiteste, verfängt aber gegenüber der zum nicht geringen Teil auf dem Gemüt des Menschen basierenden Geistesmacht der Kirche und der Religion recht wenig. Wir werden mit dem Fortbestand, ja mit einer zeitweilig wachsenden Bedeutung von Kirche und Religion auch in der sozialistischen Gesellschaft zu rechnen

haben. Vielleicht ist das Unglück gar nicht einmal so schlimm, der Gedanke daran gar nicht einmal so empörend, wie mancher unter uns es sich vorstellt. Unseren Grundsatz des ‚gleichen Rechts für alle‘ brauchen wir auf rein geistigem Gebiet nur unserem Gegner gegenüber anzuwenden und mit der denn doch nicht zu weit entfernten Möglichkeit zu rechnen, daß die Vertreter und Interessenten der Kirche auch Intelligenz in sich tragen. Diese Herren sind aber viel zu gescheit, um sich nicht auch den Einrichtungen des ‚Zukunftsstaates‘ anzupassen, sobald sie einsehen, daß sie ihm nicht entrinnen können. Wahrscheinlich aber suchen sie weit früher schon sich an den Sozialismus zu gewöhnen. Die Geschichte des Sozialismus in anderen Ländern ist ja nicht ganz ohne Beispiele dieser Art. Auf die Lebensfähigkeit von Kirche und Religion auch in der sozialistischen Gesellschaft sollten aber auch wir Sozialdemokraten uns beizeiten einrichten. Schärfster Kampf jedem Priester, der die Religion zu sozialistenfeindlichen Verleumdungen mißbraucht! Aber die Religion und selbst die Kirche in den Fällen, wo sie sich nicht eng mit dem Kapitalistenstaat verquickt fühlt, sollten wir ungeschoren lassen. Wenn auch alle Punkte unseres Parteiprogramms revisionsbedürftig wären, so am allerwenigsten der von der Erklärung der Religion zur Privatsache.“

Für einen Sozialdemokraten bedeutet das schon ein ganz erhebliches Maß von Objektivität und Einsicht in das Wesen der Frage. Des Kampfes mit solchem Gegner brauchte man sich jedenfalls nicht zu schämen, was bei manchem anderen Genossen leider nicht zuträfe. Werden doch gerade in religiösen Dingen von dieser Seite oft Anschauungen und Meinungen zutage gefördert, die in ihrer platten Oberflächlichkeit und selbstzufriedenen Banalität beim besten Willen nicht ernst genommen werden können. Mit Haeckels „Welträtseln“ in der Tasche, glaubt so mancher ehrliche Genosse auch wirklich die Lösung sämtlicher Rätsel der Welt (für 1 Mk.) erstanden zu haben. Es ist beiläufig ganz unglaublich, welches Unheil dieses Kompendium für angehende Alleswisser in halbgebildeten Köpfen anrichten kann. Nicht einmal akademische Bildung gewährt sicheren Schutz dagegen. Nun bin ich, der ich meinen eigenen Werdegang nur zu gut kenne, wirklich der letzte, irgend einer anderen, gegenteiligen Überzeugung die schuldige Achtung zu versagen. Nach meinem christlichen Empfinden müßte ich das für unchristlich halten. Aber gerade aus Haeckels „Welträtseln“ eine Weltanschauung schöpfen? Wie man da nicht erst recht von einem Warum? und Weshalb? ins andere hineinsinken muß, ist mir, offen gesagt, nicht recht verständlich. Wem die christliche Weltanschauung schon auf Hypothesen beruhte, wie kann der an Haeckels — Hypothesen glauben?

Wer seine Kenntnis der sozialistischen Bewegung ausschließlich aus der „gutgesinnten“ Presse oder auch — dem „Vorwärts“ neuesten Kurses schöpft, wird günstigen Falles nur eine sehr einseitige Anschauung der in ihr flutenden Strömungen gewinnen. Die Sache ist doch ernster, als daß sie sich nach den üblichen „staatserhaltenden“ Schlagworten oder den demagogischen Redensarten des sozialdemokratischen „Zentralorgans“ beurteilen ließe.

Nur selten spült die Flut Perlen an den Strand, was auf der Oberfläche schwimmt, ist zum mindesten nicht die schwerste Ware. So haben sich auch in jeder großen Bewegung die lautesten Schreier am meisten bemerkbar gemacht, während die eigentlich treibenden Kräfte ihre Arbeit in der Stille verrichteten. In der sozialistischen Bewegung ist es nicht anders.

Den richtigsten Standpunkt zu ihrer Beurteilung wird man einnehmen, wenn man auf das Wort „Bewegung" den Nachdruck legt und nicht so sehr die sozialdemokratische als die sozialistische ins Auge faßt, sofern man aus der vorübergehenden Erscheinung den voraussichtlich bleibenden Niederschlag scheiden will. Nun glaube ich nicht einmal an die Möglichkeit, daß sich der sozialistische Glaube jemals im Sinne seiner Bekenner verwirklichen könnte, geschweige denn der sozialdemokratische. Aber umsonst wird die Bewegung auch nicht gewesen sein. Eine solche Sturmflut rauscht nicht vorüber, ohne manches alte Gebilde weggespült, manches neue Gelände erschlossen und befruchtet zu haben. Die letzte Wirkung kann aber immer nur einen Fortschritt, einen Gewinn bedeuten.

Wie absurd gebärdete sich die französische Revolution in ihren Anfangsstadien, in welchen superlativischen Formen trat sie in die Erscheinung. Heute? Haben die Franzosen ihre behäbige Bourgeoisrepublik. Und doch, wer könnte den ungeheuren Fortschritt von dem Frankreich der Bourbonen, der Ludwig XIV. und XV., zur heutigen Republik leugnen? Und nicht nur für Frankreich, für ganz Europa, nicht zuletzt Deutschland. Trotz der Napoleonischen Fremdherrschaft, die das Joch war, durch das unser Volk hindurchgehen mußte, um nicht nur nach außen, sondern nach innen frei zu werden. Man mag an die entsetzlichen Greuel der französischen Revolution erinnern, an die Tage, wo ein anständiges Gesicht oder eine saubere Kleidung genügten, ihren Träger unter dem Freudengebrüll eines bestialisierten Pöbels der Guillotine zu überliefern. Sind aber im Namen des Christentums, im Namen der erbarmenden Liebe etwa weniger Greuel verübt worden, als in dem der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit"?

In der Geringschätzung der sogenannten „Revisionisten" sind ja die Scharfmacher der äußersten Rechten mit denen der äußersten Linken völlig eines Sinnes. Und doch sind es diese Ketzer in der sozialdemokratischen Partei, mit deren Anschauungen sich die bürgerliche Gesellschaft dermaleinst wird auseinandersetzen müssen. Nicht mit Säbel und Flinte, sondern mit den Waffen der Wissenschaft und Ethik. So gering ihr praktisch-politischer Einfluß auch noch eingeschätzt werden muß, sie vertreten die einzige Richtung in der Partei, mit der ein Kompromiß der bürgerlichen Gesellschaft möglich ist. Und was ist denn das Ergebnis aller solchen Bewegungen und Kämpfe der Entwicklung, wenn nicht das Kompromiß? Von einer „Lösung" der sozialen oder ähnlichen Frage reden, eine solche erwarten, können nur Geister, die über die Bedingungen alles Werdens und Geschehens noch nie reiflich nachgedacht haben. Irgendwelche „Lösung" würde doch den völligen Ausgleich, die absolute Harmonie aller Interessen bedeuten, die,

wenn sie möglich, nicht zu wünschen wäre, da sie den Tod aller Entwicklung herbeiführen müßte.

Wir haben gesehen, wie Genosse Schröder Religion und Kirche seine respektvolle Verbeugung machte. Sollte es nun nicht auch Genossen geben, die vor der bürgerlichen Ehe den Hut ziehen? Doch nein, das hält der Leser „gutgesinnter" Blätter für kaum möglich. Huldigen doch die Sozialdemokraten „bekanntlich" der „freien Liebe", oder hat sie nicht Bebel in seinem Buche über die Frau begeistert gepredigt, und ist Bebel nicht „allmächtig" in der Partei? Nun, es gibt gewiß Sozialdemokraten, die der „freien Liebe" huldigen, aber, glaube es nur, lieber Leser, nicht mehr als in der bürgerlichen Gesellschaft, nicht mehr als in andern Parteien, als in hohen, sehr hohen Kreisen, lange bevor es überhaupt Sozialdemokraten gegeben und Bebel sein Buch geschrieben hatte. Derartige Dinge haben verdammt wenig mit der Angehörigkeit zu irgend einer Partei oder Konfession zu tun, sie sind verteufelt persönlich, sintemal die Blätter auch von sehr frommen Männern zu erzählen wissen, die ihren Schäflein nicht allemal das erbauliche Beispiel vorgelebt, wie den bösen Lüsten des Fleisches und den grimmigen Anfechtungen des Teufels kräftiglich zu widerstehen sei. Es hat also immerhin einige Bedenken, mit Steinen zu werfen.

Mit größerer Wärme für die bürgerliche Ehe eintreten, als es der Sozialdemokrat Edmund Fischer in denselben „Sozialistischen Monatsheften" tut, könnte schließlich auch ein bürgerlicher Autor nicht. Und das Bemerkenswerteste ist, daß er sich mit voller Offenheit und Entschiedenheit gegen die in der Partei so gern vorgetragene „materialistisch-ökonomische" Theorie wendet, daß die Prostitution von wirtschaftlichen Verhältnissen bedingt sei. Eine Hebung der wirtschaftlichen Lage des Volkes werde die Nachfrage nicht vermindern, sondern vermehren, wenn nicht gleichzeitig der Verkehr der Geschlechter anders geregelt werde. Das einzige wirkungsvolle Mittel dagegen sei die Ehe:

„Es ist meiner Ansicht nach ein großer Irrtum, wenn man sich das späte Heiraten in erster Linie oder gar allein aus dem ‚standard of life' des Volkes erklären will und glaubt, durch dessen Hebung schon eine Herabsetzung des Heiratsalters und somit eine Verminderung der Nachfrage nach Prostituierten erzielen zu können. Denn gerade die Bessersituierten — auch unter den Arbeitern! —, die auch das Hauptkontingent bei der Nachfrage nach Prostituierten stellen, heiraten zurzeit in der Regel am spätesten, und die Schlechtersituierten am frühesten. Das späte Heiraten erklärt sich eben nicht nur, und vielleicht nicht hauptsächlich, aus der niederen Lebenshaltung des Volkes, sondern auch aus einer ganzen Reihe psychologischer Momente, durch deren Beeinflussung man eine Herabminderung des Heiratsalters sehr wohl herbeiführen kann. Wenn sich Beamte, Kaufleute, Ingenieure, Schriftsteller, Künstler, Fabrikantensöhne usw. erst eine höhere Lebensstellung erwerben wollen, ehe sie sich eine Frau suchen, weil sie glauben, dann eine ‚bessere Partie' zu machen, sich also einen wirtschaft-

lichen Vorteil verschaffen zu können, so hat das mit der Lebenshaltung des Volkes gar nichts zu tun. Und daß auch aus gleichen Gründen — wenn auch in der Regel vergeblich — Handwerker und Arbeiter das Heiraten hinausschieben, ist ebenso Tatsache, wie daß die Existenz des weitaus größten Teiles der Arbeiter im 28. oder 30. Lebensjahre keine bessere und sicherere als im 22. ist. ‚Jung heiraten ist ungesund' ist eine Meinung, die im ganzen Volke verbreitet ist. Du bist noch zu jung, sagt der Vater zum Sohne, die Mutter zur Tochter. ‚Jung heiraten führt zu nichts' heißt ein anderes Sprichwort, das heißt, es führt zu keinem (wirtschaftlichen) ‚Glück'. Und ‚Jugend muß sich erst austoben' ist ein dritter, verderblicher Grundsatz. So kommt es vielfach, daß zwar insbesondere, aber nicht nur Männer der höheren Stände erst in einem Alter zur Gründung der Familie gelangen, in welchem ihr Gemüt an Frische, ihr Herz an Empfänglichkeit bereits verloren hat. Lily Braun meint ja nun freilich, die Entwickelung führe zur Auflösung des ‚toten Götzen Ehe'. Mit der Entwickelung zur wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau, sagt sie, stürze ‚der Grundpfeiler der Ehe, die in allererster Linie eine wirtschaftliche Vereinigung zum Zwecke der Zeugung legitimer Erben des väterlichen Besitzes gewesen ist . . . Die Formen des Zusammenlebens der Geschlechter sind den Entwickelungsgesetzen unterworfen, wie alle anderen Formen gesellschaftlichen Lebens, und es heißt sich einer groben Täuschung hingeben, wenn wir den Auflösungsprozeß, in dem sich die Ehe befindet, ableugnen wollten.' Selbstverständlich sind auch die Formen des Zusammenlebens der Geschlechter Entwickelungsgesetzen unterworfen. Nur sind diese Gesetze ganz andere, als Lily Braun meint. Die Ehe war keine Folge des Privateigentums, sondern umgekehrt, das Streben nach großem Besitz war eine Folge der Ehe, die nicht wirtschaftlichen Verhältnissen, sondern rein natürlichen Gesetzen entsprang. Die Aufhebung des Privateigentums an sich ändert an der Ehe als solcher gar nichts, denn die Ehe ist vielfach gerade da am schönsten und festesten, wo kein Besitz vorhanden ist. Die Entwickelung der Form des geschlechtlichen Zusammenlebens der Menschen wird nicht in erster Linie bestimmt durch ökonomische Gesetze, sondern durch die Gesetze der Natur. Und nur soweit sich die Natur des Menschen ändert, ‚entwickelt' sich das geschlechtliche Zusammenleben. Daß erst andere, höhere Produktionsformen diese Entwickelung des Menschen ermöglichen oder erzeugen, ändert nichts an der Sache selbst.

„Die Entwickelung der Liebe ist eine Folge der Entwickelung des Menschen von Geschlecht zu Geschlecht auf eine höhere Stufe als Mensch, als ‚Tier'. Je niederer die Gattung ist, der ein Tier angehört, desto unentwickelter sind bei ihm die seelischen Empfindungen, wie Freude und Schmerz, Haß und Liebe. Und dies trifft auch beim Menschen zu, mit dessen Entwickelung von der niedersten Stufe — auf der er sich von den Tieren höchster Gattung nicht besonders unterscheidet — zu höheren sich auch seine seelischen Empfindungen entwickeln, verfeinern; dementsprechend gestaltet sich dann auch das Zusammenleben der Geschlechter, das sich gerade

nach der entgegengesetzten Richtung hin entwickelt, als es uns Lily Braun glauben machen will. Die Ehe entwickelte sich bisher und entwickelt sich noch immer mehr und mehr zu einer festeren, innigeren, nicht nur geschlechtlichen, sondern auch seelischen Gemeinschaft von Mann und Weib, sie veredelt sich in der Weise, wie sich das Gefühl der Liebe veredelt, verfeinert. Und entsprechend dieser Entwickelung zur auf Liebe, Seelengemeinschaft beruhenden Ehe wurde auch die keiner Seelengemeinschaft entspringende Geschlechtsvermischung, die Prostitution, zurückgedrängt. Die Prostitution hat nie zugenommen, sondern stets abgenommen; durch die Entwickelung der Großstädte tritt sie nur widerlicher in die Erscheinung.

„‚Ursprünglich gab es ... keine Ehe und war die Prostitution die allgemeine Regel', schreibt Lombroso. Ich lasse es dahingestellt sein, ob dies der richtige Ausdruck ist. Aber fest steht, daß die Menschen auf der niedersten Stufe sich geschlechtlich nur des Geschlechtsgenusses wegen vereinigten, das, was wir ‚Liebe' nennen, sehr schwach entwickelt, der Kauf der Frauen und der Verkauf des Geschlechtsgenusses durch die Frauen deshalb allgemein war. Je höher ein Volk jedoch stieg, desto mehr ‚enttierten' sich die Menschen, entwickelte sich das geschlechtliche Zusammenleben zu edleren Formen. Man vergleiche die Prostitution im Mittelalter mit der heutigen! In Rom wurde durch eine Bulle des Papstes Benedikt IX. vom Jahre 1033 in der Nähe der Kirche des heiligen Nikolaus ein Bordell errichtet. 1347 wird in Avignon ein Bordell mit der Bezeichnung ‚Mädchenkloster' errichtet, mit einer Äbtissin an der Spitze. Kaiser Sigismund bedankte sich vor Fürsten und Herren bei den Bernern dafür, daß der Rat sein Gefolge drei Tage lang unentgeltlich in den Gäßlein der schönen Frauen bewirtet hatte usw. ‚So stark diese Äußerungen der Prostitution im Mittelalter aber auch sind, so bedeuten sie doch im Vergleich mit dem, wie sie sich bei den alten Kulturvölkern äußerten, schon einen bedeutenden Schritt zum Besseren' (Ströhmberg). Und das gilt auch für die heutige Prostitution gegenüber der des Mittelalters.

„Die Größe der Nachfrage in der Prostitution ist abhängig von der Zahl der unverheirateten, geschlechtsreifen Männer und der ehelichen Treue der Ehemänner. Die Nachfrage kann also vermindert werden in erster Linie durch Verminderung der Zahl der unverheirateten Männer, indem diese jung eine Ehe schließen. Ich kenne sehr wohl alle die Hindernisse, man braucht sie mir nicht vorzuzählen. Aber trotzdem bin ich der Überzeugung, daß sich auch unter den heutigen Produktionsverhältnissen, bei dem heutigen ‚standard of life' des Volkes, durch Aufklärung über die furchtbaren Schäden der Prostitution für die Volksgesundheit und die gesundheitlichen und sittlichen Vorteile der jung geschlossenen Ehe sehr vieles erreichen läßt. Das größte Hindernis einer zeitigen Ehe ist für den Mann die Militärdienstzeit, viel weniger die Existenzfrage. Nur Vorurteile aller Art, Hoffnungen und Träume, die sich nie oder selten erfüllen, vielfach natürlich auch die Lust am ungebundenen Leben, halten die meisten Männer ab, jung eine Ehe

einzugehen. Aber wird die Sitte — die sich nie von selbst, ohne jeden Anstoß aus den ökonomischen Verhältnissen heraus entwickelt — geweckt und gepflegt, daß die Ehe möglichst jung geschlossen werden soll, dann wird es ebenso gebräuchlich werden, jung zu heiraten, wie es heute gebräuchlich ist, das erst in einem gewissen Alter zu tun. Von konservativer und klerikaler Seite wird oftmals gegen das zeitige Heiraten der Arbeiter gewettert, aus dem viel Elend entstehe. Ich habe stets die entgegengesetzten Beobachtungen gemacht. Mit dem Eingehen einer Ehe wird ein größerer Lebensernst erzeugt, das Leben wird inhaltsreicher, das Streben wird geweckt, die Energie gehoben. Nicht die Ledigen sind es, die in unseren Organisationen, in der Arbeiterbewegung die größte Tätigkeit entfalten, sondern die lebensernsteren Verheirateten ..."

Vorahnend bemerkt der Verfasser: „Ich höre schon das Gespött über meine ‚philisterhaften Moralpredigten'"!

* * *

... Während der sozialdemokratische Laie Schröder der Kirche seine Reverenz erweist, fordert der Theologe der Partei, der ehemalige Pfarrer Göhre zum Massenaustritt aus der Landeskirche auf. Die Tatsache, wie man sich auch sonst zu ihr stellen möge, erscheint nur auf den ersten Blick befremdlich und ist keineswegs ungewöhnlich. Sie läßt sich oft beim Übertritt aus dem einen extremen Lager in das andere beobachten. Daß Göhre selbst seiner Überzeugung gefolgt sei und aus innerstem Drang die opfervollen Ergebnisse dieser Überzeugungstreue auf sich genommen habe, vor diesem Schritt hat Hermann Pankow in der „Christlichen Welt" „volle Hochachtung".

„Was Göhre aus eigenstem Drang, gewiß nach manchem innern Kampf hat tun müssen: kann er wirklich glauben, daß nun die Massen, wenn sie seiner Aufforderung folgten, das wirklich aus Religion täten? So muß er doch seine Leute kennen. Er handelt mit dieser Aufforderung im Widerspruch mit sich selbst. Er fordert die Menschen auf, das ohne innere Überzeugung zu tun, was aus innerer Überzeugung getan zu haben, er für sein Bestes halten wird. Seine Aufforderung verführt dazu, unter dem Schein der Religion etwas zu tun, was in Wirklichkeit etwas ganz anderes ist. Es entstände hier wirklich Heuchelei.

„Für Göhre hat die Kirche ihren Wert völlig verloren. Einmal, weil sie ihm wohl überhaupt nie viel gewesen ist, und dann infolge der Schwierigkeiten, die ihm bereitet wurden, als er im Amt seiner Überzeugung gemäß seine Arbeit führte. Nun hat er an sich erlebt, daß er durch den Austritt und nach ihm eine Förderung und Höherentwicklung seiner Religiosität gefunden hat. Folgendes aber übersieht er: daß es für ihn, den wissenschaftlich gebildeten Mann und insbesondere den Theologen wohl möglich war, sich ganz auf sich gestellt eine völlig individuelle Religiosität zu erwerben. Die berufsmäßige ernste dauernde Beschäftigung mit den tiefsten Fragen hat da (neben seiner persönlichen Beanlagung) ihre Früchte getragen. Aber für die Leute, an die er sich wendet, fallen bis auf ganz

verschwindende Ausnahmen diese Faktoren einfach weg. Sie gehen zum allergrößten Teil fast ganz in den Sorgen des Augenblicks auf; sie werden von ihren Führern geflissentlich darin bestärkt, daß das Trachten nach materiellem Gewinn das einzig Wahre sei; in ihren Versammlungen, ihren Blättern, untereinander: überall wird im wesentlichen ihr Sinn darauf hingelenkt, auf religiöse Bedürfnisse nicht. Gewiß regen sich bei vielen dieser Mühseligen höhere Interessen. Aber religiöse Interessen sind das sehr selten. Und auch jene sind ja Ausnahmen. Was entstände nun bei solchen Massen aus völlig radikaler Isolierung in kirchlicher Hinsicht? Eine Entwicklung gerade umgekehrt wie bei Göhre. Nicht zu vertiefter Religion hin, sondern von ihr weg, immer weiter. Zu solchem Schritt, wie Göhre ihn will, gehört innerer Fonds an religiösen Werten, ein großer sogar, sonst wird's zum Fluch.

„Göhre ist sich dessen völlig gewiß, daß er in seiner selbständig entwickelten Religiosität die Kirche nie mehr brauchen wird. Aber dabei übersieht er, daß die Männer, von denen er jetzt die äußerlich gleiche Lossagung verlangt, innerlich auch unter diesem Gesichtspunkt etwas ganz anderes damit täten. Vielen von ihnen ist eben die Kirche trotz ihrer kirchlichen Zurückhaltung doch noch unendlich viel mehr, als sie ihm gewesen ist. Es ist eine billige Behauptung, daß sie alle ihren reaktionären und feindseligen Charakter längst erkannt hätten. Ja, das stimmt: man hat versucht und immer wieder versucht, ihnen das aufzureden, aber damit ist es noch nicht ihre innere Überzeugung geworden. Sie stehen durchaus nicht in solchem inneren Gegensatz zur Kirche wie Göhre selbst. Davon nachher mehr. Weiter: alle diese Tausende verdanken auch der Kirche mehr, als Göhre ihr verdankt. Denn was sie wirklich an Frömmigkeit haben, das ist ihnen völlig ererbtes Gut und ist so geblieben. Und schließlich, was noch viel mehr ins Gewicht fällt als dies alles: sie können jeden Tag in Lagen kommen, wo die Kirche ihnen wieder nach und trotz jahrelanger Gleichgültigkeit unendlich viel mehr werden kann, wo sie ihnen vielleicht die letzte innere Sicherheit gibt — eben weil sie die eigenartige und individuelle, selbständig entwickelte Religiosität nicht haben und zumeist nie haben können, die in Ausnahmefällen zu selbstgewissem Verzicht auf Hilfe der Kirche in jeder Lage führen kann. Was Göhre hier treibt, das scheint mir, ich kann mir nicht helfen, in gewissem Sinn eine Frömmigkeit auf Kosten anderer Leute zu sein. Er hat keinen Schaden davon, wenn er den Leuten zuredet, nun auch das letzte Gefäß wegzuwerfen, in dem sie sich schließlich für die Not ihrer Herzen noch Stärkung und Beruhigung hätten holen können. Wer ohne volle innere Klarheit solche Lossagung unternimmt, der handelt leichtfertig. Wer dazu auffordert, der handelt, es muß gesagt werden, schlimmer, indem er zur Leichtfertigkeit verführt, wo er zum tiefsten Ernst treiben sollte....

„Wollte Göhre wirklich folgerichtig vom religiösen Standpunkt reden, dann müßte er gerade sagen zu denen, die ihn hören: ‚Hinein in die Kirche!

Lernt sie erst richtig kennen, prüft, ob sie euch religiös fördern kann, aber prüft genau, ernst, sehr ernst. Arbeitet in ihr mit, denn ohne Mitarbeit am gemeinsamen Leben kann man gerade Religion nie tief erfassen und ganz üben. Und arbeitet ehrlich mit, wirklich mit dem Vorsatz: ich will religiös sein und arbeiten. Und wenn ihr dann nach jahrelanger ehrlicher und treuer Arbeit und Einsicht wirklich zur Überzeugung kommt: es geht nicht, daß wir in der Kirche bleiben, unsere Religion macht es uns unmöglich — dann tut, wozu euch euer Gewissen treibt. Dann handelt ihr so ernst, wie diese ernste Sache es verdient. Eher nicht.' So müßte ein Mann sprechen, der aus Religion der Landeskirche den Krieg erklärt. Hier kommt aber der weitere schwere Irrtum in Göhres Satz zutage: die Hunderttausende hätten den feindseligen und reaktionären Charakter der Kirche längst erkannt.

„Ja, erkannt — was man so erkennen nennt! Man mag sagen, was man will, man mag der Kirche so viel Schuld geben, wie man will: gut! soll alles sein! — aber der Mangel eben an dem nötigen Ernst in diesen ernstesten Fragen, die Leichtfertigkeit des Urteils bei der großen Mehrzahl der kirchlich Entfremdeten ist auch eine Schuld dieser selbst. Mag am Entstehen dieses Mangels die Kirche auch wieder eine große, sehr große Schuld tragen, da sie nicht verstanden hat, ihn zu verhüten: alles zugegeben — aber die Schuld der Kirche, nenne man sie Verständnislosigkeit, Schwäche, oder ganz grob Mangel an gutem Willen, auf die Not der Armen einzugehen: ihr steht gleich schuldvoll auf der Seite der Entfremdeten gegenüber der Mangel an gutem Willen, die ernsten Dinge ernst zu nehmen, sich ernsthaft um sie abzumühen. Es geht eben nicht, auf eine Seite alles Licht, auf die andere nur Schatten zu setzen. Das ist mehr agitatorisch als gerecht....

„Göhre benutzt als äußeren Anlaß zu seiner Aufforderung den neuen Schulgesetzentwurf. Aber der letzte Zweck, dem auch der Massenaustritt dienen soll, ist doch tiefer für ihn das Wohl der Menschen, die er auffordert. Dem dient ja seine ganze Arbeit. Zu ihrem Besten soll, direkt oder indirekt, natürlich auch dies beitragen. In diesem Ziel wissen wir uns mit Göhre einig. Das Beste unseres Volkes wollen wir auch, und der Kampf für die Besserung der Lage unserer armen Brüder und Schwestern ist auch uns heilige Pflicht. Auch der für die äußere Aufbesserung. Weite Kreise der evangelischen Landeskirchen kämpfen in diesem Kampf für die Besserung der Lage des arbeitenden Mannes mit heißem Herzen und opferfreudiger Hingabe. Und ich gestehe: stolz bin ich immer darauf gewesen, dem Stand anzugehören, der in besonderem Sinn als Vertreter der evangelischen Kirche angesprochen wird, und aus dessen Mitte, mag er viele Mängel haben, doch immer wieder viel mehr Stimmen dringen, die nach Hebung der Lage der ärmeren Volksklassen weit energischer rufen und drängen, als nach Hebung der oft jämmerlichen Lage des eigenen Standes.

„Also in der Überzeugung von der Notwendigkeit der äußeren Hebung sind wir uns einig. Sicher aber doch auch darin, daß darüber hinaus noch

etwas anderes liegt, wenn's das wahre Beste der Menschen gelten soll; daß wichtiger, viel wichtiger schließlich doch noch dies ist, was Jesus ausspricht in dem Satz: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Schließlich können alle äußeren Förderungen dies eine nicht ersetzen, und schließlich wird alle äußere Entwicklung sinnlos, weil nie zum Ziele der Befriedigung führend, wenn dies eine fehlt. Ich bin der letzte, der etwas gegen die Sehnsucht der Masse nach vorwärts sagt. Ich fördere sie. Aber, ich würde mir gewissenlos vorkommen, vergäße ich dabei, daß es wahrhaftig an der Zeit ist, nun auch den Leuten zu sagen: Das letzte und höchste Ziel eurer Sehnsucht muß wo anders liegen, als wo die meisten von euch es suchen und eure Agitatoren es euch zeigen. Anders ausgedrückt: Vergeßt das Beste nicht. Vergeßt über allen Forderungen an andere nicht die ernste tiefe Forderung an euch. Die haben die meisten vergessen. Man kann das auch ausdrücken in dem Rufe nach religiöser Vertiefung, nach religiösen Persönlichkeiten: darauf hinweisen, da fordern — das heißt erst wirklich das Beste des einzelnen und des Volkes fördern.... Sollen wirklich innerlich freie, glückliche Menschen geschaffen werden, so geht's eben ohne die religiöse Förderung nicht. Und die kommt nicht ohne tiefsten Ernst. Und der fehlt heute.

„Religion und Landeskirchen sind freilich durchaus nicht dasselbe. Für mich auch nicht. Leider. Aber: da wir nun einmal nicht in irgend einem Lande Theoretia oder Doktrinaria leben, sondern in unserem Deutschland, und da es sich bei der ganzen Sache um evangelische Deutsche handelt, die noch in der evangelischen Landeskirche leben, so ist's nicht anders: nicht durch Zertrümmerung der Landeskirche schafft man wahre Arbeit zum Segen des Volkes, sondern dadurch, daß man die vorwärtsstrebenden Kräfte in ihr stärkt, sie umgestaltet und zu einem rechten Werkzeug macht.

„Freilich, mühselig und undankbar ist es, langsam umzuarbeiten. Auch entsagungsvoll ist diese Aufgabe. Schon darum, weil durch sie an die Menschen viel größere Anforderungen gestellt werden. Und Fordern ist immer eine heikle Sache. Verständlich ist wohl, daß diese Auffassung hinter den brennenden wirtschaftlichen Fragen zurückgetreten ist. Aber das darf und wird nicht so bleiben... Ich habe in meinem Gemeindebezirk, der zum großen Teil aus Sozialdemokraten besteht, öfters Gelegenheit gehabt, über diese Dinge mit einzelnen zu reden, gerade in der Zeit um den 21. Januar. Sie waren überzeugte Sozialdemokraten und haben mir offen manches Bittere über Kirche u. a. gesagt. Aber sie haben dann auch zugegeben, daß es ehrlicher und ehrenvoller ist, eine Sache erst mal richtig kennen zu lernen, ernster zu werden und an der Besserung mitzuarbeiten, als sich aus äußeren Gründen zu einem Schritt aufreizen zu lassen, den mit religiöser Überzeugung oder innerer klarer Gewißheit zu erklären, Heuchelei von ihnen wäre. Ich bin fest überzeugt von dem guten Kern, der in den meisten unserer Arbeiter steckt. Viele würden solche Worte annehmen, und

es könnte dadurch wirklich geholfen werden, wenn nur Männer sie so mahnten, zu denen sie Vertrauen haben und denen sie die Liebe anmerken. Die dürften ihnen ganz ehrlich sagen, wie eben ein ehrlicher Mann es sagen muß: Seid nicht leichtfertig. Müht euch erst einmal ernsthaft ab um diese ernsten Dinge. Auch bei euch fehlt's. Das ist ernste Arbeit, die von wirklicher Liebe zeugt. Sie ist unbeliebt. Aber darum um so nötiger ..."

So wahr und schön diese Worte sind, aus so ehrlichem Herzen sie kommen: ich fürchte, das Verhältnis, in dem die evangelische Landeskirche zum Staate nun einmal steht, wird auch treueste Arbeit um ihre Früchte bringen. Denn alle Maßnahmen, die dieser Staat zurzeit ergreift, um angeblich dem Volke die Religion zu erhalten, würden mit mehr Aussicht auf Erfolg unternommen werden, wenn es sich darum handelte, die Massen der Kirche zu entfremden. An dem zielbewußten, systematischen Widerstand der Familie müssen alle „Schulgesetze" auf die Dauer scheitern. Und zu nichts Geringerem bereitet sich die Sozialdemokratie vor, als einen solchen Feldzug zu organisieren und die ihrem Einflusse zugänglichen Familien mobil zu machen. Daß sie diese Arbeit mit allem Eifer und aller Zähigkeit betreiben wird, kann nach allen Erfahrungen nicht zweifelhaft sein. Der „Vorwärts" bläst bereits zur Attacke, und die Kriegserklärung ist offenbar keine Privatleistung der Redaktion:

„So wenig wir geneigt sind, die schulpflichtige Jugend durch künstliche Mittel und durch Zwang für unsere sozialdemokratischen Ideen, so hoch wir diese auch immer schätzen, zu dressieren, so sind wir doch noch weit weniger bereit, uns widerstandslos die gewaltsame, mißbräuchliche Beeinflussung unserer Kinder im hurrapatriotischen und religiösen Sinne, wie dies die heutige Volksschule besorgt, gefallen zu lassen. Die sozialdemokratischen Eltern haben in dieser Beziehung bisher eine bewundernswerte Portion Langmut bekundet, und es ist ein Beweis für die große Achtung, die die Arbeiterschaft selbst der heutigen unvollkommenen und schlecht eingerichteten Volksschule entgegenbringt, daß sie bis jetzt keine ernsteren Maßnahmen gegen den Mißbrauch der Volksschule zu politischen und religiösen Herrschaftszwecken getroffen hat.

„Wenn die gegenwärtig der zweiten Lesung im Plenum entgegengehende preußische Schulvorlage Gesetzeskraft erlangen sollte, so wird dieser Mißbrauch der Volksschule durch die herrschende konservativ-klerikale Reaktion noch in erheblichem Maße steigen. Besonders der religiöse Memorierstoff wird vermehrt und den Kindern noch buchstabengetreuer als bisher eingebleut werden. Wir sind der Meinung, daß die preußische Arbeiterklasse diese ihr bewußt und aus Gründen politischer Gehässigkeit angebotene Herausforderung in einer Weise beantworten muß, die der Reaktion keine Freude macht. Haben die sozialdemokratischen Eltern bisher oft genug lieber eine Auge zugedrückt, wenn ihre Kinder mit historischen und kirchlichen Räubergeschichten aus der Schule aufwarteten, um Schule und

Lehrer nicht in den Augen der Kinder herabzusetzen, so werden die sozialdemokratischen Eltern in Zukunft diese Rücksicht fahren lassen und statt dessen durch entsprechende Aufklärung der Kinder die geistverblödenden Einwirkungen der Volksschule aufzuheben suchen. Das ist gewiß keine angenehme und keine leichte Aufgabe, weder für die Eltern noch für die Kinder. Aber sie kann beiden Teilen durch geeignete Maßnahmen erleichtert werden. Die Partei kann für die Eltern wie für die Kinder aufklärende Schriften schaffen; sie kann eine Zeitschrift zur Belehrung der Eltern über erzieherische Fragen und besonders über die Aufgabe, dem Hurrapatriotismus und der religiösen Gehirnverkleisterung entgegenzuwirken, herausgeben und ebenso eine entsprechende Zeitschrift für die Kinder, für die ja bereits wertvolle Vorarbeiten vorliegen ..."

Dieser schon jetzt gezeitigte, doch wohl nicht ganz beabsichtigte „Erfolg" bestätigt nur, was schon in einem früheren Hefte an dieser Stelle über die Folgen der neuen Vorlage ausgeführt wurde. Möge man sich im Prinzip zu ihr stellen, wie man nur wolle: sie ist auf alle Fälle verfehlt und wird den gewünschten Zweck nicht erreichen. Darüber später noch ein Mehreres zu reden, wird es leider an Gelegenheiten nicht fehlen.

* * *

... Welcher Geniestreich könnte einen auch noch in Erstaunen setzen in einem Staate, nach dessen geltender Rechtsprechung der Schutzmann die höchste Autorität ist? Wieder einmal hat das preußische Kammergericht das Publikum darüber belehrt, in welchem Untertanenverhältnis dieses zu dem behelmten Wächter über die persönlichen Rechte, die Sicherheit und den Schutz des preußischen Staatsbürgers steht. Der Fall hatte zuvor dem Schöffengericht und dem Landgericht zu Dortmund unterlegen. Streikposten zu stehen, d. h. von einem sogar in Preußen unbestrittenen verfassungsgemäßen Rechte Gebrauch zu machen, hatte sich der Angeklagte erdreistet. Als er von einem Polizeibeamten aufgefordert wurde, sich aus der Gegend am Bahnhof zu entfernen, ging er weg, kehrte aber bald wieder auf seinen Posten zurück. Das Landgericht sprach ihn frei, weil durch seine Anwesenheit keine Verkehrsstörung hervorgerufen worden sei. Die Staatsanwaltschaft legte dagegen Revision ein und betonte, der Angeklagte hätte der Anordnung des Polizeibeamten unbedingt Folge leisten müssen, weil die Anordnung ergangen war, um eine Verkehrsstörung, die eintreten konnte, zu verhüten. Das Kammergericht schloß sich dem an, hob die Vorentscheidung auf und wies die Sache zur neuen Verhandlung und Entscheidung an das Landgericht zu Dortmund zurück.

Selbst der „Kölnischen Zeitung" fällt diese systematisch geübte Rechtsprechung, an deren gutem Glauben ja nicht zu zweifeln ist, auf die Nerven. Mit nur zu sehr berechtigtem Pessimismus meint sie, die Rechtsauffassung des Kammergerichts sei ja nun allmählich so eingewurzelt, daß der Kampf dagegen beinahe aussichtslos erscheint: „Trotzdem halten wir es für angebracht, von Zeit zu Zeit immer wieder einmal auf das ganz

Unhaltbare dieses Zustandes, der einfach jeden Straßenpassanten dem uneingeschränkten Belieben des ersten besten Schutzmannes ausliefert, hinzuweisen, um andere Gerichte in ihrer entgegengesetzten, einzig vernünftigen Auffassung zu bestärken. Vielleicht kommt, wenn das Kammergericht sich immer und immer wieder mit ihr zu befassen genötigt wird, doch einmal der Tag, wo es sich zu einer Revision seiner Ansicht veranlaßt sieht. Denn deren folgerichtige Entwicklung müßte dahin führen, daß das Gehen und Stehen, das Fahren und Reiten, kurz, einfach alles jedem auf der Straße verboten werden kann; denn jeder Reiter kann abgeworfen werden, jeder Radfahrer kann stürzen, und schließlich kann jeder Fußgänger von Tobsucht befallen werden, und das alles kann natürlich eine Verkehrsstörung herbeiführen. Unter diesen Umständen wäre es aber wohl am einfachsten, wenn unter Aufhebung aller anderen Polizeiverordnungen für die ganze Monarchie einheitlich bestimmt würde: Jeder Schutzmann kann auf der Straße alles anordnen, was er will, und wer sich dem nicht fügt, wird bestraft. Dann wüßte wenigstens jeder ganz genau, wie er sich zu verhalten hat, und brauchte sich nicht erst in einem hochnotpeinlichen Strafprozeß belehren zu lassen, daß in Preußen zwar Gesetz und Gericht hohe Autoritäten sind, daß aber über beiden die Autorität des Schutzmanns steht."

Das wäre allerdings das Einfachste und nicht mehr als logisch. Vielleicht entschließt man sich dazu. Auch sonst könnte man die Gerichte entlasten, indem alle Straffachen kurzerhand von der Polizei entschieden werden. Wieviel Prozeßkosten würden den Angeklagten erspart! Freilich müßte man eine entsprechende Vermehrung der Polizeimannschaften vornehmen, was ja aber im staatserhaltenden Interesse nur zu begrüßen wäre. Und, wenn man sich's recht überlegt: wozu eigentlich überhaupt Gesetz und Gericht? Es geht auch so. Der Schutzmann befiehlt, das Publikum pariert „unbedingt", und der Staat ist allemal gerettet.

Und er hat es auch sehr nötig, der Staat, denn er schwebt andauernd in der größten Gefahr. Nach den außerordentlichen polizeilichen und militärischen Maßnahmen zu urteilen, die er in letzter Zeit zum Schutze seiner aufs äußerste bedrohten Existenz ergriffen hat. Unvergessen ist noch der 22. Januar d. Js., an dem die Reichshauptstadt einem großen Heerlager glich, ganze Regimenter aufgeboten waren, um, — ja, um was eigentlich blutig zu unterdrücken? Die ordnungsfanatischen Berliner Arbeiter, die sich in Volksversammlungen an „Klassenbewußtsein", ihrer numerischen Größe und hellem Bier gütlich tun, um dann friedlich und befriedigt nach Hause zu pilgern und am nächsten Tage wonneschauernd im „Vorwärts" zu lesen, daß wieder einmal die Säle überfüllt waren, Tausenden der Eintritt versagt werden mußte und — der größte Triumph! — alles in musterhafter Ordnung verlief? Es muß der Berliner Polizei nachgesagt werden, daß sie an jenem Tage die Situation richtiger erfaßte als die militärischen Behörden. Hatte sie sich doch mit den Arbeiterchargierten auf geradezu kollegialischen

Fuß gestellt und ihnen einen Teil ihrer „dienstlichen" Obliegenheiten übertragen. Ich habe selbst Beamte ihre aufrichtige Dankbarkeit für die Mitwirkung dieser Arbeiterpolizei äußern hören, ohne die es kaum möglich gewesen wäre, so zahlreiche, wenn auch noch so friedliche Massen derart in Ordnung zu halten, daß nicht einmal die geringste Verkehrsstörung vorkam, an diesem „blutigen" Sonntag sogar weniger unliebsame Vorkommnisse zu verzeichnen waren, als sie sonst an Feiertagen der großstädtische Verkehr mit sich zu bringen pflegt. Bezeichnend war, daß Rednern, die zum Schluß der Versammlung die Zuhörer ermahnten, nun ruhig ihres Weges zu gehen, geradezu beleidigt zugerufen wurde: „Det wissen wir alleene!"

Weniger Besonnenheit und kaltes Blut scheint die Breslauer Polizei auch nach den Berichten bürgerlicher Blätter bei dem bekannten, vom Janhagel und halbwüchsigen Burschen verursachten Zusammenstoß bewahrt zu haben. War es vollends zur Rettung des Staates nötig, einem völlig unbeteiligten Arbeiter, der noch dazu den Befehlen der Polizei „unbedingt" gehorchte, die Hand glatt vom Arme herunter zu hacken? Es wirft ein seltsames Licht auf die politische Ehrlichkeit gewisser „staatserhaltender" Blätter, wenn sie sich dieser mehrfach verbürgten Mitteilung gegenüber von vornherein so stellten, als sei sie eine „freche Lüge". Inzwischen hat die bürgerliche „Breslauer Zeitung" eine Zuschrift des Justizrats Mamrot veröffentlicht, der als Vertreter des Verletzten auf Grund der Aussage einer Anzahl von unbeteiligten und vertrauenswürdigen Persönlichkeiten diesen Sachverhalt feststellt:

„Biewald stand an der Tür des Hauses, in dem er wohnte, da sah er eine Anzahl Schutzleute, in der offenbaren Absicht, die Straße abzupatrouillieren, einherkommen. Infolgedessen zog er, wie sämtliche übrigen an der Haustüre befindlichen Personen, sich in das Innere des Hauses zurück, und einer der Hausbewohner zog die Haustür von innen zu. Unmittelbar darauf wurde sie jedoch durch einige Schutzleute von außen aufgestoßen, und die Schutzleute stürmten mit gezogenen Säbeln in das Haus hinein. Die meisten der in dem Hausflur befindlichen Personen flüchteten erschreckt nach hinten, dem Hofraum zu. Biewald lief nach der anderen Seite des Hausflurs. Bevor Biewald jedoch die Treppe erreicht hatte, erhielt er von einem der Schutzleute von hinten einen Säbelhieb über die Schulter und unmittelbar darauf einen zweiten über den Hinterkopf, so daß ihm das Blut herunterlief. Er hob bittend die Hände und rief dem Schutzmann zu, er solle doch von ihm ablassen, er sei ja ganz unbeteiligt, er sei Arbeiter bei Mende und wolle nur in seine Wohnung hinauf. Der Schutzmann machte trotzdem Miene, weiter auf ihn einzuschlagen. Biewald wollte deshalb die Treppe hinaufflüchten. Kaum hatte er aber die ersten Stufen erstiegen, so erhielt er von dem Schutzmann von rückwärts einen Säbelhieb, der die linke Hand, mit welcher er das Treppengeländer erfassen wollte, glatt von dem Arm abschlug. Die alsbald herbeigerufene Feuerwehr legte dem Verwundeten einen ordent-

lichen Verband an, schaffte ihn nach dem Allerheiligen-Hospital und nahm auch die noch im Hausflur liegende abgeschlagene Hand mit."

Wie ein Redakteur der „Täglichen Rundschau" nach Veröffentlichung dieser Mitteilung und mit ausdrücklicher Bezugnahme auf sie noch von einer bloßen „Verletzung" der Hand schreiben konnte, die dann erst später „abgenommen werden mußte", entzieht sich bis auf weiteres meinem Verständnis.

Nun wird noch gemeldet, daß der Mann für das Verbrechen, vor wütenden Schutzleuten in seine eigene Wohnung flüchten zu wollen, mit dem Verlust der abgehackten Hand noch nicht genug gestraft, daß gegen ihn eine Untersuchung, also ein Strafverfahren eingeleitet worden sei! Das würde allerdings dem Ganzen die Krone aufsetzen. Trotzdem Wochen seitdem ins Land gegangen sind, ist bisher noch nicht der leiseste Versuch gemacht worden, die unglaubliche Meldung zu dementieren. Sollte es zu einer Anklage kommen, so würde das wenigstens das eine Gute haben, daß dann der Schutzmann als Hauptbelastungszeuge dem Biewald gegenübergestellt werden müßte. Bisher aber ist es der Breslauer Behörde leider, leider noch immer nicht gelungen, den Schutzmann festzustellen. Trotzdem die Breslauer „Morgenzeitung" erklärt hat, daß er bereits bekannt sei, zwar nicht der Polizei, sondern „den Anwohnern der Gabitzstraße". Auch der Name des Mannes sei ihr genannt worden, sie wolle ihn aber bis auf weiteres nicht nennen. Und dabei floriert das Zeugniszwangsverfahren! Sollte es ausgerechnet diesem Falle vorbehalten bleiben, der Staatsgewalt das Verwerfliche des Verfahrens zum Bewußtsein zu bringen, der Fall Biewald einen Wendepunkt in der gerügten Praxis von Staatsanwalt und Gericht bedeuten? Nun, dann hätte sich die abgehackte Hand zu einem beredten Zeugnis erhoben.

* * *

Es ist in der letzten Zeit manches geschehen, was das Blut eines minder ruhe- und bierseligen Geschlechts in regere Wallung hätte bringen müssen. Und es ist ein schlimmes Zeichen dieser Zeit, daß man sich schließlich an alles gewöhnt hat, und daß es kaum noch etwas gibt, was die Herzen, sei es in Zorn oder Begeisterung, höher schlagen ließe. Auch das bißchen „Sturm" in den „geistig führenden" Kreisen gegen die preußische Schulvorlage verdient kaum diesen Namen, es sei denn den eines Sturmes im Wasserglase. Das ist im Grunde auch die Meinung des bekannten Professors Paul Natorp. Seine Ausführungen in der „christlichen Welt" gewinnen zum Teil um so größere Bedeutung, je weniger man sie auf den konkreten Fall beschränkt:

„Nicht weil das jetzige Gesetz ungefährlicher wäre als das von 1892, ist der Widerstand der ‚geistig führenden Kreise' heute schwächer als damals; sondern es ist wirklich der Widerstand dieser Kreise gegen kirchliche und staatliche Reaktion vielfach matt geworden; das heißt aber: sie haben tatsächlich aufgehört, die ‚geistig führen-

den' zu sein. Als ich zu Anfang dieses Jahres eben dieses aussprach, meinten gute Freunde, ich sehe zu schwarz. Ich gestehe mit Freuden: ich habe zu schwarz gesehen; die jetzt erfolgte Kundgebung beweist es. Immerhin ist diese Kundgebung spät und zögernd erfolgt, und es fehlt mancher Name, auf den man sicher gerechnet hätte. Selbst manche von denen, die unsere Gesinnung ganz teilen, halten sich zurück, um, wie sie sagen, ihr Pulver nicht nutzlos zu verschießen. Wer die Flinte ins Korn wirft, spart freilich das Pulver, aber mit dem Schießen ist es dann auch vorbei. Nutzlos soll es sein, den Lehrern, die so maßvoll wie unverzagt für ihr Heiligstes eingetreten sind, zu bezeugen: Ihr seid nicht preisgegeben, es gibt noch Leute, die von der Solidarität des ganzen Lehrstands durchdrungen sind, die eure Gefahr als ihre Gefahr empfinden und mit der Gegenwehr nicht warten wollen, bis sie selbst an die Reihe kommen? Nutzlos soll es sein, dem Volke zu bezeugen, daß seinem entschiedenen Drange nach geistiger Befreiung nicht eine unterschiedslose ‚reaktionäre Masse' entgegensteht; daß es auch unter den Universitätslehrern noch solche gibt, die ihr Leben der Arbeit an der geistigen Befreiung nicht bloß weniger Bevorzugter, sondern des ganzen Volkes gewidmet haben möchten? Man macht sich offenbar nicht klar, welchen Eindruck unsere Teilnahmslosigkeit im Volke machen muß. Es mag sein, daß gerade mir, weil ich zufällig in den Artikeln der Frankfurter Zeitung meinem Herzen Luft gemacht hatte, diese Stimmen mehr zu Ohren dringen, ja ich kann wohl sagen, in die Ohren gellen: der höhnende Triumph der Roten und der etwas verhaltenere der Schwarzen, daß ihre Rechnung stimmt: daß ein ernster Wille, sich von den Ketten, die der Deutsche noch immer als die drückendsten empfindet, nämlich den geistigen, frei zu machen, heute nur noch in der Arbeiterklasse lebendig sei. Diese Wirkung unseres Zauderns und Zurückhaltens ist ohne allen Vergleich ernster als die Gefahr, unser Pulver vergebens zu verschießen. Es muß nicht vergebens sein; und übrigens ist es kurzsichtig, nur an die nächste Wirkung zu denken. Wir ermutigen durch unser wehrloses Zurückweichen geradezu die weiteren Schritte zur Destruktion des ganzen preußischen Unterrichtswesens, die doch zur Genüge angekündigt und vorbereitet sind. Wir bestärken die Vorstellung, daß in Preußen nachgerade alles möglich ist; daß selbst einer Regierung, die anders wollte, der Rückhalt in der Intelligenz der Bevölkerung fehlen würde ..."

Das Stöhnen über „materialistische Verseuchung" der „unteren Klassen", diesen beliebten Zeitvertreib gewisser Stützen von Thron und Altar, werden sich diese nachgerade abgewöhnen müssen, da es mehr und mehr ein gefährliches Vergnügen wird. Arnold Ruge, ein Nachkomme des alten Burschenschafters, schreibt, und die „Burschenschaftlichen Blätter" geben es zustimmend wieder:

„Die Aussicht, vermöge des Universitätsstudiums in die höheren staatlichen Beamtenstellen zu gelangen, lockt noch viel zu viel unbrauchbare

Elemente an. Sie zersetzen allmählich den gesunden Kern, und wenn die alma mater sich nicht dagegen schützt, dann geht sie selbst dem Untergang entgegen. Daß man von jeher im deutschen Vaterlande eine freiere Bildung auch für die abhängigsten Beamtenstellen gefordert hat, ist der Grund, daß die Maschine stets gut gegangen und nicht eingerostet ist. Es droht dies anders zu werden, und der ungeheuere Schaden wird nicht ausbleiben. Erschreckt durch die Größe der Aufgabe, geben sich viele Studierende — und man muß ausdrücklich betonen — gerade der juristischen Fakultät, die zum Staatsdienst im engeren Sinne unmittelbar vorbereitet, dem Nichtstun, dem Laster, der Gemeinheit hin. Wenn es ihnen nachher trotzdem gelingt, ein Examen zu machen, dann ist das eben ein Zeichen, daß die Universität nicht rücksichtslos genug gegen andere und nicht genügend besorgt für sich ist. Die Parvenus von Studenten, die dem Herrgott die Zeit stehlen und nachher doch in hohe Stellen einrücken, das sind die Schöpfer weiverbreiteten ‚sozialen Unglücks'."

An die Stelle der „Ideale" sind die „Interessen" getreten, und wir bilden uns noch ein ganz Teil darauf ein, was für ein schneidig forsches, „realpolitisches" Volk wir geworden sind. Realpolitisch? Du lieber Himmel, wenn's das noch wäre! Nie war unsere Politik verschwommener, widerspruchsvoller, der großen Aufgaben und klaren Ziele so bar, wie heute. Realpolitik? Vielleicht unsere kolonialen Erfolge, die ihren Aufstieg mit dem „Tausch" Sansibars nahmen und ihren Höhepunkt im afrikanischen Aufstande erreichten? Oder unsere geniale Ausnützung der günstigen Gelegenheiten während des Buren- und des Russisch-Japanischen Krieges? Oder Algeziras mit unserer „glänzenden Vereinsamung"? Wie sang doch einst Karl Bleibtreu:

„Einsam hier in meiner Größe,
Groß in meiner Einsamkeit!"

Ach, wären wir doch weniger glänzend vereinsamt! Ich pfeife auf den Glanz der Einsamkeit, würde der Alte im Sachsenwalde gegrollt haben.

Die wirtschaftlichen Interessen nehmen natürlich die erste Stelle in der Reihe der „nationalen Ideale" ein. Es gibt dann aber noch ein wohlassortiertes Lager von Kasten-, Klassen-, Standes-, Vereins- und Verbindungsinteressen usw. Wo soll denn da noch ein Plätzchen für nationale Interessen übrigbleiben? Ich meine nicht solche in Anführungszeichen, an denen wir nachgerade keinen Mangel leiden. Auch sind für mich die nationalen Interessen keineswegs mit unseren Beziehungen zu andern Völkern und Staaten erschöpft oder identisch. Ich finde vielmehr unsere wichtigsten und nächstliegenden nationalen Interessen gerade in unserem inneren Gemeinschaftsleben, in einer gesunden und organischen, aber freiheitlichen Entwicklung unseres politischen und sozialen Lebens, in der Erziehung zu nationaler Kultur auf der Grundlage, die unsere Größten geschaffen, in Schule und Kirche, Parlament und Presse, Kunst und Wissenschaft,

nicht zuletzt aber auch in unseren Rechtsanschauungen. Gewiß, es arbeiten viel treue und tapfere Männer an diesen Aufgaben, aber es ist ein Arbeiten ohne rechten Raum, ein Predigen ohne rechte Akustik. Das Selbstverständliche fast wird zur verbotenen Frucht, wo es wirtschaftlichen oder politischen Macht- und Herrschaftsgelüsten zuwiderläuft. Was unsere Väter unter viel engeren politischen Rechten frei heraussagen durften, herauszusagen für einfache Mannes- und Bürgerpflicht hielten, das wagt sich heute nur scheu und zögernd ans Licht und wird als ganz erkleckliches Wagnis geschätzt. Wie viele der Schriften unserer Größten würden heute von Obrigkeits wegen konfisziert und eingestampft werden, wären sie nicht durch den Zauber der „Klassizität" gefeit, fürchtete man nicht den Fluch allzu großer Lächerlichkeit, denn mit recht erheblicher findet man sich schon ganz gut ab. Kommt man mit dem einzelnen persönlich zusammen, so findet man Verständnis und Zustimmung, auch brieflich wird sie einem mit mehr oder weniger Begeisterung ausgedrückt. Ja, man wird in seinem Urteil noch durch Mitteilung von „weiterem Material" usw. bestärkt. Wie oft aber nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit oder mit der „selbstverständlichen" Bitte, keinen Gebrauch davon zu machen. Von dem Tüchtigen, von der lebendigen Kraft, die noch immer in und an unserem Volke wirken, kommt zum Licht und zur öffentlichen Geltung zumeist nur, was in seiner Art harmlos und neutral, sagen wir es kurz heraus: in der einen oder andern Weise „gedeckt" ist. Es lastet ein ungesunder, unschöner Druck auf den Gemütern, übertriebene Sorge um das wirtschaftliche Fortkommen, die Karriere, nicht zuletzt das gesellschaftliche Ansehen, den Ruf der politischen Harmlosigkeit und „tadellosen" konventionellen Wohlanständigkeit. Sind wir an sich schon nicht großzügig veranlagt, außer im luftigen Reiche der Ideen, so drückt auch die Enge unserer Behausung auf uns und verengert unseren Sinn noch mehr. Wir wohnen im Reichshäuschen schon zu eng und dicht neben- und aufeinander und stoßen bei jeder freieren Bewegung auf irgendwelche anderen „berechtigten" Interessen, Ansichten, Gepflogenheiten u. dgl. Unsere Verhältnisse werden immer kleinlicher, und wir mit ihnen. So treten wir auch immer seltener aus uns selbst heraus, und bald nur noch, wenn uns der Wein die Zunge löst, der sich dazu besser eignet als das volkverdummende Bier. Kurz —: ein Idyll, ist es aber ein schönes?

* * *

Es ist nur natürlich und fordert wirklich noch keine „nationale" oder „sittliche Entrüstung" heraus, wenn die Arbeiterklasse der doch gar nicht wegzuleugnenden politischen und wirtschaftlichen Interessenvertretung der herrschenden Klassen in Regierung und Parlament ihr eigenes Klassenbewußtsein und ihre eigene Klassenvertretung entgegensetzt. Aber man kann darin auch zu viel tun, und dann wird das berechtigte Klassenbewußtsein Klassenprotzentum, dem ein Stich ins Lächerliche nicht ganz abzusprechen ist. Am deutlichsten offenbart sich dies alljährlich bei der sozialdemokratischen Maifeier, die ja eigens dazu erfunden worden ist, das „Klassen-

bewußtsein" der Arbeiter zu „kräftigen". Nun kann man aber, wie in den „Funken" sehr hübsch ausgeführt wird, „tatsächlich selbst als Minister oder Millionär ein genau so tüchtiger Mensch sein wie der Proletarier. Die Zugehörigkeit zum Proletariat begründet nicht den geringsten individuellen Vorzug; und der Arbeiter, dessen Klassenbewußtsein seine Seele ganz beherrscht, ist keineswegs intelligenter als der so oft belachte Leutnant, der sich für den Herrgott hält. Wenn sich also das arbeitende Volk am Festtag in seinem Klassenstolze sonnt, so ist damit nicht einmal politisch, geschweige denn kulturell etwas Sonderliches erreicht. Denn es ist evident, daß für das Proletariat genau derselbe Satz gilt wie für jede andere Klasse und jeden andern Stand: daß der Wert seiner Mitglieder erst da beginnt, wo das tatsächliche individuelle Interesse für die kulturellen Güter einsetzt. Wenn man 364 Tage im Jahr daran arbeitet, das Klassenbewußtsein zu konsolidieren und damit die Macht des Proletariats zu erhöhen, so wird ein Tag im Jahre gewiß nicht zu viel sein, um zu demonstrieren, daß es imstande ist, die Freiheit, die es erstrebt, geschmackvoll zu genießen. 364 Tage Gesinnungstüchtigkeit dürften für normale Ansprüche wahrhaftig genügen. Einen Tag widme man der Freiheit, der Ungebundenheit, der Freude, man sehe von aller Aktualität ab und beweise uns ad oculos, daß die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit auch einmal über die Schranken des Standes hinauskann.

„‚Unabsehbare Kolonnen festtäglich gekleideter und gestimmter Arbeiter zogen schon am frühen Vormittag zu ernster Kundgebung, und abends stauten sich die schwarzen Menschenwogen in unabsehbarer Zahl in und vor den Festlokalen — oft in drangvoll fürchterlicher Enge, aber doch in stolzgehaltener Festesfreude, ein einig Volk von Brüdern.' Das ist das äußere Bild. ‚Energisches Wollen und frohes Hoffen schwellt überall die Herzen des Proletariats! Verschieden in seinen Kampfesmitteln, aber gleich in seiner Tatkraft, seinem Opfermut, seiner Kampfbegeisterung, ringt in allen Landen das Proletariat mit den Mächten der Reaktion!' Das ist der innere Sinn. Nun, wem's imponiert.

„Daß ein Festtag unter dem Zeichen der Volksversammlungen steht, spricht nicht für das Vorhandensein einer proletarischen Kultur (wie denn die Arbeiterbewegung tatsächlich nur als Beschützer, nicht als Besitzer kultureller Werte in Betracht kommt). Es spricht ebensowenig dafür, wie die schlechten Gedichte, die man in der von allen Musen verlassenen Maifeierzeitung lesen konnte, oder das Bildnis der zipfelbemützten Freiheitsgöttin, die ebenda abklischiert war. Agitationsreden, wie man sie genau so gut an jedem andern Tage hören kann; Abendfeste in überfüllten Sälen mit Tanzvergnügen und Vorträgen, wie sie zum mindesten jeder Sonntag bieten dürfte; und das Auftauchen mäßiger Kunst- und Literaturprodukte, wie sie weder dieser noch ein anderer Tag bringen sollte — solche Festivitäten können unmöglich einen triftigen Grund geben, die Arbeit für einen Tag willkürlich zu unterbrechen. Als Besitzer eines ästhetischen Gewissens

kann ich es drum nicht tadeln, wenn die Unternehmer eigenmächtig Feiernde für den Rest der Woche aussperren. Die Tatsache, daß ein Tag ein bestimmtes Datum trägt, berechtigt meiner Ansicht nach nicht zur Einstellung der Arbeit, falls dieser Tag lediglich der Trivialität gewidmet ist. Stünde eine große und ungewöhnliche Demonstration auf dem Programm, eine Demonstration, die geeignet wäre, nach außen zu wirken, so wäre wenigstens ein politischer Sinn vorhanden. Diese mäßige Art, Feste zu feiern, hat aber nur zwei recht mäßige Folgen: sie ärgert die Unternehmer ein wenig und bestärkt die Arbeiter ein wenig in ihrer Selbstgenügsamkeit. Ich glaube wahrhaftig, daß sich ein Fest des Völkerfrühlings besser arrangieren ließe, wenn denn nun einmal gefeiert werden soll.

„Ein Festtag ist ein Tag, an dem sich der Mensch anders zeigt als werkeltags. Der Proletarier verbringt den besten Teil seines Tags in stickigen Fabrikräumen, und nachdem er herausgekommen ist, besucht er ein Parteilokal, wo er sein Proletarierbewußtsein nach Kräften stärkt. Sollte es da nicht das Gegebene sein, daß ein wirklicher Festtag, wie er nur einmal im Jahre stattfindet, dadurch begangen wird, daß man das Klassenbewußtsein vergißt, die bürgerliche Gesellschaft ignoriert, statt sich über sie aufzuregen, und sich so zeigt, wie man sein würde, wenn das Ziel der Arbeiterbewegung erreicht und ein Proletarierbewußtsein gar nicht mehr nötig wäre? Draußen blühen die Kirschbäume; geht hinaus ins Freie, insgesamt mit Weib und Kindern; wählt einen Platz, groß genug, euch alle zu fassen, ohne daß ihr euch auf die Zehen tretet, und doch so begrenzt, daß ihr das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht verliert. Eßt, trinkt, seid vergnügt; bewegt euch unbefangen, als wäret ihr nicht losgelassene Arbeitstiere, sondern freie, an Freiheit gewöhnte Menschen, die ihre Glieder regieren und ihre Stimmen zügeln können. Macht kein Programm, sondern versucht so viel Kultur zu beweisen, daß es euch möglich ist, tendenz- und mühelos jede Minute zu füllen. Es braucht kein Idyll gespielt zu werden; Bebel soll keinen blumenumwundenen Stab tragen und Singer keiner Nymphe leichtfüßig folgen; ihr sollt nur einmal, ein einzigmal im Jahre unbefangen sein. Ihr seid unter dem Frühlingshimmel; seht den an und freut euch seiner Farbe. Ihr werdet dann tatsächlich mehr vom Völkerfrühling spüren, als wenn ihn euch jemand — sei's Stümper oder Poet — an den fernen Horizont malt. Wenn ihr nach Hause kommt, mögt ihr in Gottes Namen wieder so klassenbewußt wie möglich sein. Aber wenigstens einmal im Jahre erinnert euch daran, daß nicht der Weg, sondern das Ziel der Bewegung die Hauptsache ist. Euer Weg ist der des Klassenkampfes; aber wenn ihr lediglich aufs Klassenbewußtsein dressiert seid, was sollt ihr dann in aller Welt anfangen, wenn ihr einmal am Ziel anlangt? Habt ihr wirklich eine so dürftige Phantasie, daß ihr dieses Ziel niemals in Gedanken vorweg zu nehmen vermögt? Ja, wofür kämpft ihr denn eigentlich?

„Die Sozialdemokratie ist, wie ich oft betonte, das einzige wuchtende Gegengewicht gegen die Reaktion. Sie hält das Rad in der Schwebe.

Dadurch erwirbt sie sich ein mächtiges Verdienst um die Erhaltung der Kultur, die da besteht. Aber wenn sie, aus sich heraus, kulturell etwas Neues leisten soll, dann ist sie so steril und phantasielos, daß man Beklemmungen bekommen kann. Beim Klassenbewußtsein fängt es an und hört es auf. Na, sich bewußt zu sein, was man ist, ist verdammt wenig — namentlich, wenn man Proletarier ist. Wär's nicht gelegentlich an der Zeit, einmal zu überlegen, was man sein will?"

Und doch liegt in diesen Betrachtungen ein schwerer Vorwurf. Denn muß es nicht an unsere Herzen rühren, daß diese unsere Brüder in harter Arbeit Fron verlernt haben, sich frei und unbefangen der Freude hinzugeben, daß ihnen, selbst wo sie einmal feiern dürfen, der auf dem „Arbeitstiere" lastende Druck deutlich aufgeprägt ist? Wahrlich, als ich neulich las, wie ein sozialdemokratischer Abgeordneter wegen seines fehlerhaften Deutsch von den „hochwohlgeborenen" und „feingebildeten" Herren mit höhnischen Zurufen und Hohngelächter förmlich überschüttet wurde, da schämte ich mich für meine „Klassengenossen" in tiefster Seele. Ich setze das Wort „gebildet" in Anführungszeichen, weil Leuten, die unverschuldete Mängel verhöhnen, die wahre Bildung, die Bildung des Gemütes mangelt. Solch boshafter Spott ist nicht weniger brutal, als der über körperliche Gebrechen. Und als der also Mißhandelte erwiderte, daß es ihm nur möglich gewesen, eine Volksschule zu besuchen, und die Herren als maßgebende Faktoren der Gesetzgebung selbst schuldig seien, ihm nur mangelhaften Unterricht vergönnt zu haben, da hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen und stand als Gentleman dem wiehernden Hohngelächter der hochwohlgeborenen Herren gegenüber, die es ohne die sehr nötige Vorsicht bei der Wahl ihrer Eltern sicher nicht weiter gebracht hätten. Es ist traurig und beschämend, daß sich im Deutschen Reichstage eine solche Szene abspielen konnte, ohne daß eine erhebliche Anzahl von Mitgliedern ohne Unterschied der Partei energisch gegen eine derartige Herabsetzung der Würde des Reichstages Verwahrung einlegte. Daß die Herren, die sich sonst so viel auf ihre ritterliche Herkunft und Gesinnung zugute tun, diese einem Gegner gegenüber so völlig außer acht ließen, legt die Vermutung nahe, daß sie ihnen überhaupt nur sehr lose anhaftet. Denn Ritterlichkeit ist eine Charaktereigenschaft, die einem eignet oder nicht. Wem sie aber eignet, der wird sie auch dem Gegner und diesem gegenüber erst recht nicht beiseite setzen. Auch dies Gebaren kennzeichnet sich nebenbei noch als Klassenprotzentum.

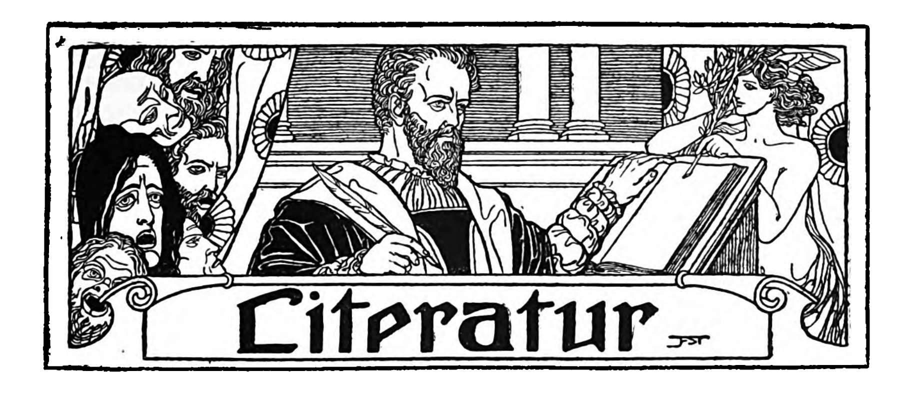
* * *

Es sind wieder die ketzerischen „Sozialistischen Monatshefte", die das Klassenbewußtsein der Arbeiterschaft auf das rechte Maß zurückführen, indem sie ihm vor allem eine ethische Grundlage geben. „Wenn die sozialdemokratische Propaganda", folgert dort Konrad Schmidt, „die Glieder dieser Klasse zum klaren Bewußtsein ihrer besonderen, der herrschenden Gesellschaftsschicht entgegenstehenden Interessen zu bringen sucht und sie zum organisierten Kampfe für eigene Ziele auffordert, so bietet der Appell an

das private Interesse, den Egoismus der Klassenangehörigen für sich allein noch ganz und gar nicht eine genügende Gewähr für den Erfolg. Der Klassenkampf der Unterdrückten ist durchaus kein Unternehmen, das, von dem Standpunkt des individuellen Wohlergehens aus betrachtet, in einer glatten Rechnung aufgeht. Ja, eine solche Kalkulation, obwohl die Opfer, die der einzelne im Kampfe auf sich nehmen soll, sich auch für ihn persönlich schon durch eine Besserung seiner materiellen Lage bezahlt machen würden, müßte den Angriff seiner besten Energie berauben, vielleicht ihn überhaupt unmöglich machen. Dafür, daß das Klassenelend den organisierten Klassenkampf aus sich erzeuge, ist eine der notwendigen Voraussetzungen, daß sich auf der Basis dieser Klassenlage zugleich ein die einzelnen über die Grenzen kleinlich-egoistischer Vorteilsberechnung hinaustreibender Geist, Solidaritätsgefühl und ein Gemeinsinn entwickeln könne, der in dem hingebenden Wirken für das gemeinsame Klasseninteresse eine von dem persönlichen Erfolge unabhängige Befriedigung sucht. Unentbehrlich, wie dies uneigennützige Verhalten für den Erfolg des Kampfes ist, deutet es zugleich auf andere unlöslich mit ihm verbundene allgemeine ethische Momente hin. Das Klasseninteresse der Unterdrückten zielt in letzter Linie notwendig auf die Beseitigung jedweden Klassenvorrechts, und das Bewußtsein dieses höchsten, in weite Zukunftsferne weisenden Zieles setzt sich in außerordentlich wirksame Antriebe des Gefühles um, entfacht die Schwungkraft der Begeisterung, schafft einen Stimmungshintergrund, aus welchem jene für den Kampf notwendige uneigennützige Gesinnung stets neue Kräfte zieht ..."

Ist aber, so dürfen wir weiter folgern, erst einmal die uneigennützige Gesinnung gegeben, so fällt damit nicht nur jedes Streben nach besonderen Klassenvorteilen fort, sondern es folgt aus solcher Gesinnung auch das objektive Verständnis für die berechtigten Interessen der anderen Klassen. So führen uns alle Wege und Wanderungen doch immer wieder zu dem so höchst „unmodernen" — Christentum zurück. Denn es ist nichts anderes, als der christliche Altruismus, den der Verfasser als Grundlage und Vorbedingung jedes erfolgreichen Strebens auch nach irdischer Wohlfahrt hinstellt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen."





Pierre Corneille

Zu seinem 300. Geburtstag

Von

Eduard Engel

Corneille, dessen 300. Geburtstag die Franzosen am 6. Juni 1906 feierlich begehen werden, ist eines der klassischen Beispiele für den tiefen Zwiespalt zwischen Namenberühmtheit und lebendigem Fortwirken eines Dichters. Noch zur Zeit Lessings, ja noch über die Abfassung seiner Hamburgischen Dramaturgie hinaus war Corneille ein Name von höchstem Klange, nicht in Frankreich allein, sondern in allen Literaturländern. Wir können heute nur mit tiefer Versenkung in das literarische Leben des 18. Jahrhunderts die ungeheure Kühnheit Lessings würdigen, der in Deutschland zuerst den großen Corneille ohne jede Rücksicht auf den Ruhm seines Namens bei den Franzosen und den damals noch in ihrem Banne stehenden Deutschen auf seinen wahren Gehalt an dichterischem, besonders an tragischem Wert prüfte und — verwarf. Man lese das 81. und 82. Stück der Hamburgischen Dramaturgie und dann den stolzen, damals fast überkühnen Satz im 101. bis 104. Stück vom 19. April 1768: „Ich wage es, hier eine Äußerung zu tun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? — Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Äußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverlässig besser machen — und doch lange kein Corneille sein — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen." Lessing meinte hiermit, er traue sich zu, ein Drama zu schreiben, das den Urgesetzen der Gattung, besonders den richtig verstandenen Regeln des Aristoteles besser entspreche als irgend eines der Dramen von Corneille, aber diesen doch nicht in dem Punkt erreiche, den Lessing zwar nicht nennt, aber sicher im Sinne gehabt hat: in Glut und Glanz der Sprache Corneilles.

In Frankreich also wird man eine große Corneille-Feier veranstalten, die sich für die Franzosen auch durchaus ziemt; es werden viele schwungvolle Reden in Paris und anderwärts gehalten werden; man wird sich in Frankreich wieder erinnern, was Pierre Corneille einst für die Weltliteratur bedeutet hat. Wenn aber die Feiern verrauscht, die Reden verhallt, die vielen schönen Zeitungsaufsätze vergessen sind, dann wird alles beim alten geblieben sein: Corneille wird hernach wie schon lange zuvor einer der mancherlei Klassiker sein, von denen die Literaturgeschichten eingehend berichten, die aber kaum ein Mensch freiwillig noch liest, die, wenn sie Dramatiker gewesen sind, außerhalb ihres Vaterlandes an keinem Theater mehr gespielt werden, die nur noch ein Dasein führen durch den Zwang des Schulunterrichtes. Die Bildungswelt, wenn sie überhaupt von diesen Klassikern spricht, behandelt sie als Gesprächsstoffe, in die man nicht tief eindringen darf; ja das gelegentliche Reden von ihnen gehört fast nur noch zu den läßlichen Kulturlügen der Menschheit. In Frankreich allerdings ist Corneille doch nicht bloß ein Schulklassiker, der zwangsweise gelesen wird; er wird noch zuweilen an den großen Pariser Theatern gespielt, der eine und andere Vers aus seinen drei oder vier berühmtesten Dramen wird als geflügeltes Wort in Frankreich gelegentlich angeführt, — damit ist es aber auch in seinem Heimatlande mit der lebendigen Wirkung Corneilles genug. Nimmt man, wie man bis zum gewissen Grade darf, die Zahl der geflügelten Worte eines Dichters zum Maßstabe seiner nicht bloß papiernen, sondern empfundenen Geltung, so steht es mit Corneille in Deutschland schlimm: außer dem Halbvers „Soyons amis, Cinna!" ist von ihm bei uns nichts geblieben, und auch jene paar Worte sind nur bei einer kleinen Zahl Höchstgebildeter wirklich bekannt. Er steht ungefähr da, wo Klassiker wie Tasso und Klopstock stehen: unter den berühmten großen Unbekannten der Weltliteratur; unter denen, deren Wirkung auf ihre Zeitgenossen ungeheuer war, die aber der Nachwelt nichts mehr zu sagen haben.

Eine Darstellung von Corneilles Leben und Werken ist hier überflüssig: man findet sie in jeder Geschichte der französischen Literatur und in jedem Konversationslexikon. Ein Gedenktag aber wie dieser, den eines der größten Literaturvölker als einen seiner geistigen Feiertage begeht, ist der willkommene Anlaß zu einer Rückschau auf die Stellung, die des neuen Frankreichs ältester großer Dichter einst errungen und selbst außerhalb Frankreichs mehr als ein Jahrhundert behauptet hat. Wie Dichterruhm entsteht, dauert und vergeht, dies an dem großen Corneille zu gewahren und sich über die Gründe dieser Geschichte eines Ruhmes klar zu werden, hat seinen Wert über die flüchtige Erinnerung an einen Geschichtskalendertag hinaus.

Der am 6. Juni 1606 in Rouen geborene Pierre Corneille war in den ersten zehn Jahren seines Lebens noch ein Zeitgenosse Shakespeares. Von diesem und seinem dramatischen Lebenswerk hat er so wenig wie ein anderer Franzose des 17. Jahrhunderts eine Ahnung gehabt. Außer den Griechen und Römern hat er nur noch die spanischen Dramatiker als Lehrer

und Vorbilder gekannt und benutzt. Mit 18 Jahren war er Rechtsanwalt geworden, hat bis zu seiner Übersiedlung nach Paris (1662) richterliche Ämter bekleidet, ist 1647 Mitglied der Französischen Akademie geworden, hat bis in seine letzten Lebensjahre für die Bühne gedichtet und ist 1682 in Paris gestorben, „satt an Ruhm und hungerarm an Geld", wie er mit starker Übertreibung zu Boileau gesagt haben soll. Er ist nie sehr reich, aber auch nie arm gewesen, und seine Klage bezog sich nur auf die Ungerechtigkeit, mit der ihm ein von Ludwig XIV. bewilligtes Ehrengehalt gar nicht oder unregelmäßig gezahlt wurde.

Für Corneilles Charakter bezeichnend sind die von Voltaire überlieferten Worte des Kardinals Richelieu über den Dichter: es fehle ihm der esprit de suite, also die Unterwürfigkeit, womit durchaus übereinstimmen die selbstbewußten Verse mit dem Anfang: „Ich weiß, was ich wert bin", also eine Bestätigung des Goethischen Verses: „Nur die Lumpe sind bescheiden." Mit den Jahren steigerte sich Corneilles Selbstbewußtsein, ähnlich wie bei Klopstock, zur Überhebung über alle Gleichstrebenden: Racines Aufsteigen hat er mit Neid verfolgt, Molières Bedeutung niemals ganz gewürdigt.

Nach einigen schwächlichen Versuchen im Lust- und Trauerspiel tat er seinen ersten großen Wurf mit dem Cid (1636), der immer noch für sein dichterisch wertvollstes Werk zu gelten hat. Zur äußeren Geschichte des Cid, mit dem das klassische Theater der Franzosen beginnt, ist zu bemerken, daß er im Stoff und in der Fabelführung einem spanischen Vorbilde das meiste verdankte: den „Jugendtaten des Cid" des spanischen Dramatikers Guillem de Castro. Schon zu Corneilles Zeit wurde der Nachweis geführt, wieviel er dem spanischen Drama schuldete. Man darf nicht von einem Plagiat Corneilles sprechen, aber man darf auch nicht verschweigen, daß gerade einige der wirksamsten Stellen, namentlich die mit starkem dramatischen Zuge, so gut wie wörtlich aus dem Spanischen übersetzt sind. Hierzu gehören die Eingangsworte des ersten Auftritts zwischen Don Diego und seinem Sohne Rodrigo: „Rodrigo, hast du Mut?", und die darauf erfolgende Antwort, sowie die Herausforderung des Cid an den Beleidiger seines Vaters: „Auf zwei Worte, Herr Graf!" und das meiste, was in dem Auftritt folgt.

Sodann ist der tollen Geschichte zu gedenken, daß der mächtigste Mann in dem Frankreich Ludwigs XIII., der Kardinal Richelieu, Zeit genug fand, einen Feldzug gegen den Cid zu führen. Die kurz zuvor gegründete französische Akademie wurde von ihm gezwungen, zu untersuchen, warum das Drama, das von aller Welt außer dem Kardinal mit Jubel begrüßt worden, eigentlich wertlos sei. Eine ganze Literatur knüpfte sich an Corneilles Cid, und man muß zugestehen, daß durchaus nicht alles, was schon damals gegen das Stück geschrieben wurde, nichtig war. So hatte Chapelain den Nagel auf den Kopf getroffen, als er es empörend fand, daß eine Tochter den Mörder ihres Vaters heiratet. Verschlimmert wurde diese

Gräßlichkeit durch eine der unglückseligen Regeln von den drei dramatischen Einheiten: da jede dramatische Handlung sich an einem Tage oder doch in 24 Stunden abrollen mußte, so heiratet Chimene den Mörder ihres Vaters, noch ehe dessen Leiche bestattet worden sein kann! Corneille selbst empörte sich in seinem Vorwort gegen „die Unbequemlichkeit der Regel" von den 24 Stunden, aber sie in diesem Falle niederzutreten, hatte der französische Dichter des 17. Jahrhunderts nicht den Mut.

Jedoch ganz abgesehen von dieser Unnatur der 24 Stunden, — wie oberflächlich wird der Widerstreit der tiefsten Gefühle in dem meistbewunderten Drama Corneilles behandelt! Alles noch so wohlklingende Gewinsel der Chimene täuscht uns keinen Augenblick über die Tatsache, daß sie sich aus dem toten Vater gar nichts macht und unter allen Umständen seinen geliebten Mörder heiraten will und wird. Was hätte ein wahrhaft großer Dichter aus einem Stoffe wie diesem, was hätten Shakespeare, Schiller oder Kleist daraus gemacht! Für Corneille, aber auch für alle seine französischen Nachfolger bestand das Drama nur in dem Hin- und Herschwingen der dramatischen Schaukel der sogenannten Pflichten. Niemals ist Corneille bis in die tragischen Tiefen der menschlichen Seele gedrungen, nie bis an den Sitz der menschlichen Urgefühle, sondern in allen seinen nennenswerten Dramen, so in Horace, Cinna, Polyeucte schwingt die Schaukel der Pflichten auf und nieder. Der Rechtsanwalt Corneille läßt die Vertreter widerstreitender Pflichten wohlklingende, überaus phrasenreiche Gerichtsreden gegeneinander halten, alsdann wird zugunsten der einen oder der andern Pflicht irgend eine gewaltsame Entscheidung getroffen, oder es wird ein zwar die Parteien, aber nicht die Zuhörer befriedigender Vergleich geschlossen, und solches hieß damals und noch lange nachher, ja eigentlich im französischen Theater noch bis heute das große Drama. Von einer Entwicklung der Charaktere, wie bei Shakespeare und im germanischen echten Drama überhaupt ist bei Corneille kaum eine Spur. Dazu kam nun das Versmaß des französischen Dramas, der Alexandriner, der durch Corneille ganz und gar den Charakter der Gerichtsrede erhielt: die Teilung nach Zwar und Aber, die Zuspitzung in einen mehr oder minder geistreichen Gegensatz. Schiller hat in einem Brief an Goethe (vom 15. Oktober 1799) diesen Charakter des Alexandriners und seine Wirkung für das Drama unübertrefflich geschildert: „Die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen inneren Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenklige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüts und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form, wie in das Bette des Prokrustes, gezwängt."

Corneilles Ruhm in Frankreich beruht auf der Tatsache, daß er wirklich der französischste aller Dichter ist. Das Wesen der französischen Dichtung ist die Beredsamkeit, und Corneille ist beredt wie kein Franzose vor ihm, keiner nach ihm, wie selbst Victor Hugo nicht, der doch so große Ähnlichkeit mit Corneille hat. Eine schöne Rede voll lauttönender, schwungvoller Redensarten reißt die französischen Zuhörer und Leser unwiderstehlich hin. Corneille war der erste namhafte Dichter mit dem „beau geste". Napoleon hat nicht ohne Grund von ihm gesagt: Ich hätte ihn zum Fürsten ernannt! In Corneilles Dramen wird die Pompsprache der Napoleonischen Bulletins gesprochen, jene Sprache, die eigentlich nur ein Franzose zu würdigen vermag. Hier liegt die Grenze zwischen französischem und deutschem, ja zwischen romanischem und germanischem Sinn für Poesie überhaupt. Die schöne Gebärde, das tönende Wort auf der einen Seite, — die Seelenenthüllung mit nicht mehr Worten, als durchaus nötig, auf der andern. „Soyons amis, Cinna!" — oder die Antwort: „Daß er stürbe!" auf die Frage „Was wolltest du, daß er täte?" — das sind die Dinge, die den Franzosen ihren Corneille zum großen Corneille machen. In neuester Zeit erst beginnt auch in Frankreich die eindringende Kritik zuzugestehen, daß er, wie z. B. Brunetière sagt: „schön, bewundernswert, erhaben, aber weder menschlich, noch lebendig, noch wirklich ist." Es gibt in der Tat bei Corneille nur schöne Verse, sogar sehr viele schöne Verse, deren Wohlklang auch ein Nichtfranzose genießt. Einen lebendigen Menschen gibt es bei Corneille nicht, sondern nur endlos beredte Mundstücke der französischen Rednerei.

Für die Weltliteratur, soweit sie der Gegenstand künstlerischen Genusses, nicht wissenschaftlicher Forschung ist, bedeutet Corneille heute nichts mehr. Keine seiner Gestalten hat wirkliches Leben, keiner seiner Stoffe, auch nicht die an sich wertvollen, greift in Corneilles Behandlung unter die flache Oberhaut. Für die Franzosen aber wird er mit Recht noch lange oder wohl immerdar einer ihrer großen, ihrer größten Dichter bleiben, denn die Volksseele ändert sich in ihrem Grundwesen niemals, und daß die Franzosen aufhören sollten, Freude, rein künstlerische Freude an der bloßen Beredsamkeit zu finden, ist nicht anzunehmen.

Für uns Deutsche hat jener Rückblick auf die klassische Literatur der Franzosen im siebzehnten Jahrhundert noch eine besondere Bedeutung. Man vergleiche nur einmal den Höhenstand der französischen Dichtung mit dem der deutschen, indem man Pierre Corneille und seinen deutschen Zeitgenossen Andreas Gryphius aneinander mißt. Sprachlich ist Corneille ein kühner Flieger, Gryphius ein Lahmer, der nur zuweilen seine Krücken fortwirft und zu laufen unternimmt. Im übrigen ist gar kein so gewaltiger Unterschied zwischen dem dichterischen Vermögen des französischen und des deutschen Dramatikers. Warum aus Gryphius kein Corneille geworden, das hat schon Gottsched richtig begriffen und ausgedrückt: „Gleich darauf (nach Opitz) hat auch unser Andreas Gryphius Trauerspiele gemacht, die nur darum denen des Corneille nachgehen, weil er von keinem Richelieu

dazu aufgemuntert, von keinem andern Poeten zum Nacheifern gereizt und durch keine Kritik über sein erstes Stück zur Verbesserung seiner Fehler angetrieben worden." Noch kürzer und schlagender hätte Gottsched sich so ausdrücken können: „Weil Gryphius nicht wie Corneille für ein Vaterland und dessen Hauptstadt schrieb."



Ein Dichterpaar

Nichts erquickt uns, die wir ein höheres Gemeinschaftsleben suchen, mehr, als wenn es uns vergönnt wird, einen Blick in das Liebesleben solcher hervorragenden Menschen tun zu können, die durch den Willen zum Glück zu einem nicht nur äußeren Einvernehmen gelangten, die vielmehr die Liebe als den höchsten und fortwährenden Anreiz zu eigener Vervollkommnung empfanden. Von der Lektüre der Briefe des englischen Dichterpaares Robert Browning und Elizabeth Barrett-Barrett (Berlin, S. Fischer) dürfte sich kaum jemand ohne ein Gefühl innerer Erhebung und tiefgehender Beruhigung ins Leben zurückwenden.

Die Briefe erstrecken sich über einen Zeitraum von nicht ganz 1¾ Jahren. Sie führen zu einem von da ab unzertrennlichen Eheleben und sind ein Zeugnis für die Möglichkeit wundervollster Harmonie zwischen zwei geistig höchststehenden Menschen. Und zwar einer Harmonie, für die selbst körperliches Leiden und die Gegnerschaft der nächsten Angehörigen zu neuen Glücksquellen werden.

Der schnell berühmt gewordene Browning bewundert in einem Briefe die Gedichte seiner Landsmännin. Es entwickelt sich eine Korrespondenz, in der jeder überrascht wird durch die geistigen und gemütlichen Eigenschaften des andern. Ihr Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft erwacht. Am 20. Mai 1845 sehen die beiden einander zum erstenmal. Für die 37jährige (nach anderen Angaben 39jährige), kränkliche Elizabeth beginnt ein neues Leben. Die Liebe bricht sonnenwarm in das dunkle Krankenzimmer, in dem sie mit Todesgedanken spielte. Und diese Liebe ist so kraftvoll, daß ihr zarter Körper, dem Willen zum Glück gehorsam, tatsächlich gesundet. „Nie habe ich" — schreibt sie so stolz wie demütig — „daran gedacht, daß jemand, den ich lieben könnte, sich herablassen würde, mich zu lieben." Seit sie weiß, wie es um ihn steht, hält darum die drohende völlige Lossage vom Vater, der in selbstsüchtiger Patriarchenliebe die Heirat seiner Kinder nicht wünscht, sie nicht mehr zurück, dem Freunde zu folgen, wohin er will, sollte sie auch „von Heuschrecken und wildem Honig leben müssen". Und als sie endlich am 12. September 1846 in die Marylebone-Kirche zu London zur heimlichen Trauung, mehr tot als lebendig, gleich ihm nur von ihrem Trauzeugen begleitet, kommt: da ist sie sich dessen voll bewußt, daß sie nun mit der Vergangenheit ein für allemal gebrochen hat. Sie ist fortan tot für den unbeugsamen, in seinem „System" oder seinem Spleen befangenen Vater. So verlassen sie England, um nach Italien zu reisen.

Wie bedeutend die Briefe des männlichen Teiles sein mögen, ihren ganz ausnehmenden Reiz erhält die vorliegende Sammlung doch durch die der Frau.

Und nicht nur um der so viel mächtigeren Hindernisse willen, die vor ihrem Willen in Nichts zergehen, oder weil die Frau in der Liebe nun doch einmal die Interessantere bleibt. Sie ist eine Seele, die vom Plunder des Alltags, in dem sich zu betätigen die Frauen so leicht als ihre ganze Aufgabe zu empfinden lernen, so gut wie gar nicht berührt ist. Und so bindet diese in ihrer Einsamkeit auf Verinnerlichung angewiesene Frau einen der bedeutendsten Geister ihrer Zeit durch nichts als den Zauber echtester Weiblichkeit, der wie alles unverfälscht der Natur Entsprungene zunächst in einer berückenden Wahrheits- und Freiheitsliebe besteht. Daß sie, unbeirrt vom Tage, ihre Meinungen und ihre Art, sich zu geben, aus den Tiefen der eigenen Seele heraufholt, macht die Schwache mächtig wie die Natur selbst und gibt ihr bei all ihrem Wissen etwas von der naiven Schönheit unverbildeter Seelen. Goethes Briefwechsel mit der Frau von Stein, den man wohl zum Vergleich heranziehen könnte, entbehrt ja leider des der Bedeutung des männlichen entsprechenden weiblichen Teils. Der kümmerliche erhaltene Rest zeigt uns überdies eine zwar kluge, aber hinter dem großen Dichter an Bildung zurückstehende Frau. Hier wetteifert mit Browning, in dessen Dunkel Licht zu bringen eine ganze Browning-Gesellschaft ihres Schweißes nicht für unwert erachtet, die vorzüglichste englische Dichterin. Es läßt sich ihr an geistiger Freiheit von Frauen aus der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts wohl nur die eine Rahel an die Seite stellen.

Elizabeth Barrett hat sich eine für ihr Geschlecht seltene Bildung angeeignet. Und um so tiefer hat sie die Welten der Bücher und der nächsten Umgebung in sich mit den belauschten Regungen im eigenen Innern verarbeitet, da diese Welten ihr in ihrem Drange nach Erkenntnis die äußere ersetzen mußten. Nie hat ihre Verwendung des Griechischen oder der Philosophie etwas Kokettes. Der Tiefblick ist der Weitblick der Einsamen. Nur in ihren Gleichnissen und Zitaten kann sie einen Weltblick von der Art, wie er z. B. Aurelien an Wilhelm Meister, „dem groß geborenen Kind“, auffällt, offenbaren. Sie spricht es selber aus, daß Bücherwissen „ungeschlacht“ ist. Ihre Frische, ihr goldener Humor und ihr feinsinniges und sicheres Erfassen alles Lebendigen machen sich als die Adelsattribute ihrer Seele fühlbar, der jenes nur als Zuträger dienstbar ist. Dazu ist ein seltsam feines Natur- und Sichselbstempfinden dieser Frau, die „in einem Winkel lernt, daß sie sterblich sei“, zwischen den Häuserreihen mit dem bewunderten Streifen Himmel dazwischen zu eigen geworden. Man lese etwa, was sie über den Sommerlaubschatten sagt: „Ich habe früher nie den Unterschied in der E m p f i n d u n g eines grünen Schattens und eines braunen gekannt. Ich glaubte den grünen Schatten zu fühlen, wie er mich ganz durchdrang, bis er bei meinen Fußsohlen wieder herauskam und sich mit dem Grün darunter mischte.“ Und solche ätherische Zartheit, die sich durchsichtig im Lichte fühlt, verbindet sich mit dieser kühnen Selbständigkeit. „Ich posiere nicht auf ungewöhnliche Demut unter der Kritik,“ schreibt sie gleich zu Anfang, als sie Brownings weitere Urteile erbittet, „und es ist möglich genug, daß ich auch gegen die Ihre nicht unbedingt gehorsam sein würde ...“ Schwächliche Neigung zur Hingabe fehlt ihr so völlig wie jede Sentimentalität.

Browning, der um sechs Jahre Jüngere, hat — zumal im Beginn seiner Korrespondenz mit dieser Frau — etwas behäbig Behagliches, das nicht ohne Pedanterie und (vgl. den konfusen Brief vom 17. September 1845), in dem schwerfälligen Bemühen, sich vor ihr eine gewisse Würde zu bewahren, von einer bequemen rettenden Dunkelheit ist.

Er lebt bei seinen Eltern, die ihm nichts versagen und „eine Bettlerin oder selbst eine berühmte Schauspielerin“ als Schwiegertochter willkommen heißen würden, obgleich die Sympathie „keine intellektuelle“ ist, und Browning es bekopfschüttelt, daß der Vater zu Brouwer, Ostade und Teniers, anstatt zur Sixtinischen Madonna neigt und in der Musik eine Melodie verlangt, „mit der eine Geschichte verbunden ist“, und wäre es nur Karls II. Lieblingstanz „Brei und Butter“. Erproben hat er sich unter Widrigkeiten nicht müssen, und jene Charakteristik verrät, daß er ein bißchen Bildungsphilister durch Opposition geworden ist. Doch er erweist, daß noch gesunde Jugend genug in ihm ist. Denn diese Frau und die Liebe zu ihr erwecken ihn zu einem nicht minder neuen und reicheren Leben, als er sie. Und wie erst die Liebe sie zu völliger Hingebung befähigt, so löst sie von ihm mindestens viel des Engen und Dunklen und nimmt ihm jene äußere Selbstzufriedenheit, die mehr Abwehr als Überhebung ist. Nicht ohne daß Elizabeth ihm hin und wieder offen und unverblümt einen Wink hätte zuteil werden lassen. Sie ist es, die seiner Feierlichkeit gegenüber vielverheißend den legeren Stil durch das lustige Abkommen einleitet, man wolle sich weder an Klexen, noch an „schlächter Orthogravie“ stoßen. Als er — überzart — dies und jenes Wort nicht glaubt aussprechen zu sollen, meint sie resolut: „Sie beschränken unseren Wortschatz so, daß es auf ein baldiges volles Schweigen schließen läßt.“ Als kluge Frau läßt sie ihn jedoch „stark“ sein, gibt jener Stärke, die unter der schwerfälligen Oberfläche lebt, ihr Recht, und fühlt eben darin das Glück der Liebe so voll, wie er es fühlt, daß seinVermögen, ihr Glück zu geben, nur der Widerschein ihrer eigenen Strahlen ist.

So finden wir denn hier bei den zwei Menschen ein Sichanpassen, das für keinen Teil ein Sichopfern bedeutet, das vielmehr ein immer neues Finden und Nehmen, ein Sicheinleben in neue Welten und Formen bringt. Und wie die Gesichter alter Eheleute einander ähnlich werden sollen, so nimmt in diesem kurzen Zeitraum der so viel anpassungsfähigere Stil des einen die Eigenart des anderen an. Sie tauschen die ihren zum Teil gegeneinander aus. Denn unverkennbar zeigt die anfangs klare, espritvolle Schreibweise der Frau, die hinfließt wie unter alten Parkbäumen englischer Landgüter ein stiller abendübergoldeter Fluß mit aufspringenden Silberfischen, später eine Neigung, in komplizierten Bildern und Sätzen komplizierte Gedankenspielereien zum Ausdruck zu bringen, während der Mann umgekehrt knapper im Ausdruck wird und die Gefühlsanalysen zu mäßigen versucht. Ein schönes äußeres Zeichen für die selbstlose Art ihrer Liebe, in der keiner den „Ton der Macht“ anzunehmen trachtete.

Durch alle die angenommenen Mißverständnisse und durch all den edelsten Wettstreit, wem die Rolle des Gebers, wem die des Empfängers zuteil geworden sei, streben sie ja doch zuletzt nur nach der Gewißheit völligen geistigen Sichhabens. Er lehnt sich wie gegen den Vorwurf der Lüge dagegen auf, „schön“ geschrieben zu haben, bis sie das „schön“ durch „d. h. deine Briefe sind Du“ erklärt. Sie wiederum ängstigt sich vor nichts so sehr, wie davor, idealisiert zu werden. Sie lassen sich nicht genügen, einander für die Zeit ihres Sichkennens zu gehören, sie sind dessen gewiß, daß sie einander in der Vergangenheit unter ähnlichen Formen vorgeahnt haben.

Erst als die Gewißheit völligen geistigen Sichhabens sich recht hervorgesprochen und herausgeschrieben hat, erwächst das gegenseitige Interesse an

den realen Dingen. Sie rechnen; und nachdem ein letztes Widerstreben, zur Erde herabzusteigen, überwunden ist, fangen sie an, wirtschaftlich zusammenzuwachsen. Überall erscheint hier die Frau als die Zielsicherere und die Führende. Bis sie in ihrem „Kontrakt" ihre rechtliche Stellung zu einander fein, vornehm und klar schriftlich festlegt.

Die deutsche Übersetzung gibt eine Auswahl von höchstens der Hälfte des vorhandenen Materials. Der Herausgeber hat den „Roman" darstellen wollen, dessen Kernpunkt er in der Entwicklung der Frau sieht. Die sichtende Hand ist geschickt dabei verfahren. Wir erleben auch die Entwicklung des Mannes mit genügender Deutlichkeit, und mir ist sie um so wesentlicher, je bedeutender mir hier als wirkende Kraft die Frau erscheint.

Elizabeth Barrett nennt es einmal einen Vertrauensbruch, Briefe in fremde Hände zu geben, kann sich aber in Anbetracht der Schönheit dessen, den sie gerade empfing, nicht enthalten, ihrer Ansicht selber entgegen zu handeln. Dieser kleine Vorgang scheint mir die beste Rechtfertigung auch für diese Veröffentlichung intimsten Seelenaustausches. Denn in ihrer Gesamtheit bilden die vorliegenden Briefe ein kleines Kunstwerk.

Julius Havemann



Russisches Theater

Hamlets Wort von den Schauspielern, die „der Auszug und die abgekürzte Chronik des Zeitalters" sind, kam zu eindrucksstarker Gegenwart durch das Gastspiel des „Moskauer künstlerischen Theaters". Zeitgeschichts-Atmosphäre war schon äußerlich um diese Gäste: sie kamen als Emigranten aus einer von Blut und Greuel erfüllten Stadt, die für die Kunst jetzt keine Resonanz zu bieten hat, und sie enthüllten im Spiegel ihrer lebenerfüllten Dramatik viel von Seele und Wesen ihres Volkes.

Sie brachten eine Schauspielkunst von einem illusionierenden Wirklichkeitsatem, von einer Einstimmigkeit und Einfühligkeit, von einer Transparenz, in äußeren Bewegungen und Zeichen innere Vorgänge zu entschleiern, die ganz in Bann zwang.

Doch fast noch tiefer als der rein künstlerische Eindruck, als das so überzeugend reproduzierte Persönlich-Psychologische der dichterischen Gestalten interessierte der deutungsvolle Gesamtreflex, der von diesem Abbild auf dies uns ferne und rätselvolle Rußland fiel, und der in die Tiefen und Besonderheiten der Rassenseele hineinleuchtete.

Interpreten der russischen Seele sind diese Künstler, das erkannte man vielleicht am deutlichsten daran, daß ihre Wiedergabe des Ibsenschen Volksfeindes verständnislos war, und daß ihre malerische Kleinkunst hier äußerlich und vergriffen angewendet wurde.

Das sei nur als ein bezeichnendes Symptom angemerkt, ohne es im einzelnen auszuführen, denn wir wollen hier keine Schauspielerkritik schreiben, sondern aus Erscheinungen fruchtbare Erkenntnis gewinnen. Und dafür muß man sich an die angestammte nationale Kunstwelt halten, die die Moskauer in ihren Aufführungen auf die Bühne brachten.

Bedeutungsvoll war es, daß drei Reiche hier aufgingen: die Autokratie, der Absolutismus des Zarentums in Alexej Tolstois „Zar Feodor Iwannowitsch“, die bürgerliche Mittelschicht in Tschechows Dramen „Onkel Wanja“ und „Drei Schwestern“ und die Tiefen des sozialen Lebens in Gorkis „Nachtasyl“.

Das Zarendrama des Grafen Alexej Tolstoi, der, 1817 geboren, als Knabe in Weimar unter Goethes Augen gelebt hat und 1875 starb, ist das Mittelstück einer historischen Trilogie, deren erster Teil der Tod Iwans des Schrecklichen und deren letzter Zar Boris heißt. Dichterisch gewertet erscheint diese Historie nicht mehr als ein Bilderbogen in ihrer lockeren Fügung der Szenen, die wiederholungsreich und etwas primitiv die haltlose Schwäche des Zaren Feodor und die Energie und das ehrgeizige Machtbestreben des Vasallen Boris Godunow schildern.

Und doch geht für den nachdenklichen Betrachter eine beziehungsvolle Stimmung von diesem Stück aus. Es wirkt mit seinem Schlußwort: „O Gott, warum hast du zum Zaren mich gemacht“ wie die Tragödie des Zarentums überhaupt, die Tragödie der Schwachen, Weichen, Willenlosen, die zum Tragen einer Herrscherkrone voll unbeschränkter Macht verurteilt sind und unter ihr zusammenbrechen.

Die russischen Sitten des sechzehnten Jahrhunderts werden hier farbig und anschaulich geschildert, und ihre malerische Darstellung war meisterhaft. Sehr deutlich wurde der byzantinisch-orientalische Charakter dieses Hofzeremoniells, das mit der goldgrundierten Mirakelpracht der Gewänder und der Gemächer, mit dem an Madonnenschmuck erinnernden Strahlendiadem der Zarina, den Kniefällen und dem Auf-den-Boden-werfen der Höflinge hieratisch anmutet. Prunkvoll und barbarisch zugleich, ein Götzendienst, so wirkt dieser Brauch, und das Tragische ist dabei, wie das arme Zarenphantom scheu und verschüchtert diesem Kultus stillehalten muß, und wie das niedere Volk, die leidende Kreatur, bedrückt und bedrängt, nicht von der abergläubischen Verehrung und dem Hoffnungsglauben an sein „Väterchen“ läßt und sich, zu seinen Füßen vorgelassen, auf die Erde wirft und mit der Stirn den Boden schlägt.

Das Stück spielt im sechzehnten Jahrhundert, aber die Zeiten-Uhr geht langsam in Rußland.

Äußerlich hatte diese Vorstellung zunächst mehr den Reiz einer ethnographisch-historischen Kuriosität; die Regie der Massenszenen mit ihrer fabelhaften Wirkung der geballten Menge, die mit elementarer Wucht sich niederstürzt und dann wieder von einem Leidenschaftstrieb aufgewirbelt, dem Zaren nachstürmt, weckte dann das künstlerische Interesse, man fühlte Masseninstinkte und Massenimpulse suggestiv sichtbar gemacht.

Aber noch intensiver als solche unmittelbar direkten Eindrücke waren eben die Begleitvorstellungen, die von diesem Schauspiel ausgingen, das durch Bilder vermittelte Erkenntnisgefühl eines Völkerschicksals.

Gegen die allgemeinen Umrisse und das breite Fresko dieses russischen Königdramas erscheint viel verfeinerter die Kunst des bürgerlichen Dramas in Tschechows Werken.

Anton Tschechow, der zu früh Gestorbene, gab sein Bestes in seinen Novellen und Skizzen, die in epigrammatischer Formulierung mit bitterem Lächeln von der witzigen Grausamkeit des Lebens erzählen. Sie sind fast alle Variationen über ein Thema, das Schopenhauer geprägt: „... so muß, als

ob das Schicksal zum Jammer unseres Daseins noch den Spott fügen gewollt, unser Leben alle Wehen des Trauerspiels enthalten, und wir können dabei doch nicht einmal die Würde tragischer Personen behaupten, sondern müssen im breiten Detail des Lebens unumgänglich läppische Lustspielcharaktere sein."

In seinen dramatischen Arbeiten gelingt Tschechow nicht die scharfgeschliffene Form. Wenn er hier die erdrückende Monotonie mürber Existenz schildert, dann wird er oft selbst monoton, und die unendliche Lethargie über dem Leben seiner Menschen legt sich mit auf die Zuschauer. Bei einer deutschen Aufführung des Onkel Wanja, die hier seinerzeit besprochen wurde, ward das quälend bemerkbar.

In der Darstellung des russischen Originals dieses Stückes sowie der „Drei Schwestern" fühlt man das viel weniger, so zwingend wurde hier das Fluidum, die Schicksalsluft verdichtet, aus der dann mit unerbittlicher Notwendigkeit Sein und Wesen der Menschen sich gestaltet.

Und merkbarer ward vor dieser Spiegelung, daß man hier nicht zufällige Einzelgeschicke sieht, sondern die typisch-schicksalsvollen Eigentümlichkeiten eines Volksdurchschnitts anschauend erlebt. Tschechow schildert die russische Spielart der „Müden Seelen", die zwischen zwei Welten, zwischen zwei Zeiten stehen, zukunftshungrig, und doch zu welk, um kräftig zu handeln. Resignierte Menschen sind es, die vielleicht aus einem jäh sie packenden Affekt, im blinden Wutanfall, zu einer Gewalttat auffahren können, die aber im nächsten Moment wieder schlaff in sich zusammensinken. Und aus hoffnungslosen Augen und schleppenden Bewegungen spricht ein verzweifeltes: Warum? Wozu?

Im „Onkel Wanja" bannte Tschechow die Stimmung russischen Landlebens, eine Winterschlafstimmung voll dumpfer, stumpfer, stagnierender Existenz.

In den „Drei Schwestern" hängt beklemmend die Stickluft einer welt- und kulturfernen Kleinstadt. Und wieder klingt die eintönige, abmattende Melodie des „Ennui de la vie".

Wie in einem Käfig rennen gefesselte Menschen hin und her, ruhelos, zerquält, zergrübelt; sie schreien auf vor Empörung, manchmal scheint's, als ob ein Entschluß sie emporrisse, aber gleich fällt der halberhobene drohende Arm herab; es langt nicht zur Initiative; sie rauchen, trinken, brüten vor sich hin; sie nähren selbstpeinigend ihren „Gram" und verbeißen sich in ihren Ekel; endlos dehnen sich die Tage, und immer gleich grau und trostlos hängt der Himmel darüber.

Das eigentliche Schauspiel dabei ist, wie die im Anfang noch hoffnungsvolleren, lebensfähigeren Elemente von dem giftigen Brodem, von dem Siechtum des Geistes und des Willens angesteckt werden; wie sie dagegen kämpfen und immer mehr verstrickt werden, daß jeder Ausblick in Nebeln versinkt, und sie nun widerstandslos in die graue Öde untertauchen.

Diese kleinbürgerlichen „prosaischen" Verhältnisse sind in einer Art angeschaut, daß uns der Menschheit ganzer Jammer anfaßt. Und diese Bilder sind trotz all ihrer wirklich-alltäglichen Verrichtungen von geheimnisvollen Schauern überweht.

Man hat davor das Begleitgefühl einer Inferno-Vorstellung voll bleiern farblosem, kalt durchzittertem Grau, in dem arme Seelen, Schatten und Schemen in Einsamkeit frösteln, scheinbar nah beieinander, doch wenn sie die Arme strecken, greifen sie nur Luft, und die Tiefe klingt von Seufzern: „Warum wir leben, warum wir leiden, wenn wir's doch wüßten, wenn wir's doch wüßten."

Diese Geheimnisbeleuchtung der Alltäglichkeit brachten die Russen zur Erscheinung. Sie erreichten besondere Wirkungen durch künstlerisch außerordentlich abgestimmte Situationen, in denen gar nicht gesprochen wurde, in denen nur das „reine Sein“, das Vegetative der Existenz auf der Bühne sich abspielte. Seelische Stilleben waren das, in denen der Raum mit seiner Einrichtung, die Gruppierung der Menschen zueinander schicksalsvoll und offenbarend war.

Man konnte an Verwandtes in der modernen Malerei denken, von der ja die Bühne sich heut so gern anregen läßt. Man konnte an die Interieurs des dänischen Malers Hammershojs denken, an jene „stillen Stuben“, die Ahnung und Gefühl ganzer Lebensstimmungen mit ihrer erinnerungserfüllten Luft erwecken.

So eindruckstief wirkten auch die Bühnenräume der Russen. Ein Mittel war dabei bemerkenswert, das auch auf Reinhardtschen Szenen gern verwertet wird. Die Bilder werden nicht geschlossen, sie geben Durchblicke auf Fluren, Treppen, auf Nachbarräume, durch Fenster. Ein reicheres Umweltsfluidum, eine Zusammenhangsverbindung voll Assoziationen stellt sich dadurch in der Phantasie der Zuschauer her.

Das nämlich ist die größte Kunst dieses russischen Theaters, unsere Nerven gefügig für jede seiner Stimmungen zu machen, und bei dieser Suggestion spielen die malerischen, plastischen und optischen Mittel keine geringere Rolle als die schauspielerischen und die regietechnischen. Sie alle schließen sich zu einem Gesamtkunstwerk, und in dieser Allheitstendenz liegt wohl überhaupt die Zukunft der künstlerischen Schaubühne.

Solch szenische Instrumentation war besonders charakteristisch im Mordakt des „Nachtasyls“. Er spielte nicht, wie in der deutschen Aufführung, im Keller, sondern im Hofe. Dieser öde Hof mit seiner kahlen, schmutzig verwaschenen Mauer, die sich quer in die Szene schiebt, mit der öden Reihe gähnender Fensterlöcher — ein russischer Baluscheck — hatte eine Stimmung voll vernichtenden Lebensgrauens. Und der höhlenartige Ausschnitt, der nach unten führt, erweckte durch die Andeutung eine weit unheimlichere Vorstellung vom Nachtasyl als der Keller selbst. Man fühlte wirklich etwas von den „Tiefen des Lebens“.

Sieht man die darstellerische Auffassung dieses Dramas der Deklassierten nun ebenso, wie wir es mit der des Cäsaren- und des bürgerlichen Dramas versuchten, volkspsychologisch an, so erhält man ein interessantes Ergebnis.

Die Russen gaben den „Enterbten“ einen weit impulsiveren Lebenszug als den Gestalten der anderen sozialen Schichten.

Es ist das ja durchaus die Meinung Gorkis, der die Kühnheit, die Sorglosigkeit und den ungehemmten Lebenssinn bei denen sucht, die er die „Gewesenen“ nennt, bei denen, die aus der bürgerlichen Ordnung sich lösten, bei den Vogelfreien.

Nichts schien an dieser russischen Volksspiegelung charakteristischer, als daß auch hier in den Bildern äußeren Elends eine Vitalität regsam gezeigt wurde, wie nirgend vorher. Wollte man den Sinn davon deuten, so wäre man versucht, ihn als den Glauben auszulegen, daß für Rußland aus der Niederung die Erneuerung komme.

* * *

Von einem Drama nordischer Herkunft ist noch kurzer Bericht zu geben.

Das war eine derbe, grobkörnige Farce von dem Finnen Adolf Paul: „Hille Bobbe“.



Corneille-Denkmal in Rouen
Von P. J. David d'Angers

Paul hat, wie früher seine Doppelgänger-Komödie und seine heroische Groteske vom David und Goliath zeigten, Einfälle voll Witz und Paradoxie, aber ihm fehlt der künstlerische Takt und das sichere Proportionsgefühl, die richtige Mischung und den treffenden Ausdrucksstil zu finden. So verpuffen seine Einfälle, oder, was noch schlimmer, sie werden zu lästigen, aufdringlich plumpen Deutlichkeiten.

Und gerade diesmal hat ihm jede Sicherheit bei der Fassung seines Stoffes gefehlt. Er ist sogar vollkommen dadurch entgleist, daß er zwei ganz verschiedene Motive höchst unglücklich verband, eine Exzentrik-Burleske und eine Moral-Satire. In der Exzentrik-Burleske merkt man noch, daß Paul im guten Moment die Fähigkeit künstlerischer Distanzierung haben kann. Der Stoff nämlich, die Geschichte einer Kammerjungfer-Leiche, die einem Biedermann zur Versendung in die Heimat anvertraut, von diesem schnöde an die Anatomie verkauft wird, ist heikel und an sich betrachtet gefühlsroh, aber er wird hier, als Beichte einer völlig zerknirschten Jammergestalt vorgetragen und mit phantastischen Übertreibungen ornamentiert, in eine unwirkliche, rein karikaturistische Sphäre gerückt, er wird damit außerhalb des Gefühlskontaktes gestellt und belustigt jetzt durch das Tolle und Skurrile der Begebnisse unsere Einbildung. Dieser Danse macabre-Groteske hängt Paul dann aber unvermittelt eine gar nicht dazu passende, viel zu ernsthaft und direkt gegebene Strafpredigt an die bürgerliche Gesellschaft über öffentliche Sittlichkeit und geheime Unsittlichkeit und über die doppelzüngige Moral an.

Die diese Kapuzinade hält, ist Hille Bobbe. Freilich nicht die berühmte Haarlemer Hexe, die Frans Hals gemalt, sondern eine alte Holländerin, die Mutter jener toten Kammerjungfer, die vor der russischen Herrschaft — also auch hier russisches Theater — als moralisches Prinzip erscheint, um mit ihr abzurechnen. Nicht etwa wegen jener Leichengeschichte, von der sie gar nichts weiß, sondern wegen all der unsauberen Familiengeheimnisse, die sie erfahren.

Und die Endabsicht dieser Moralität wird dann dick unterstrichen als Trumpf ausgespielt. Hille Bobbe, diese Kritikerin der „Stützen der Gesellschaft", schreit es nämlich den äußerlich so Wohlanständigen ins Gesicht, daß sie, die auf die schiefe Ebene gedrängt, Wirtin eines öffentlichen Hauses in Amsterdam geworden, sich in ihrer offenen Ehrlichkeit besser dünkt, als die Heuchler und Heimlichen, als die offiziellen Moralpächter, die inkognito im Trüben fischen.

Dieser satirische Einfall, die Legitimen und die „Unehrlichen" der Gesellschaft so gegeneinander zu stellen, daß nachdenklich-ironische Lebensresultate zutage kommen, ist übrigens gar nicht von Paul, und Paul zeigt sich ihm auch gar nicht gewachsen. Teils pathetisch, teils sentimental führt er die Abrechnung, nicht als ein humorhafter Philosoph, sondern als ein banaler Volksversammlungsredner. Überlegenere Geister — Maupassant und Bernard Shaw in „Mrs. Warrens profession" — haben solche Motive in einer freispielenden Intelligenz und einer lächelnden Kunst der Unabsichtlichkeit behandelt. Und gerade dadurch, durch dies Indirekte wirkten sie viel ernster als die redselig triefende „gute Absicht" des Bonhomme-Paul.

Felix Poppenberg



Um Heine

Zu der jetzt wieder endlos erörterten „deutschen Frage", ob Heinrich Heine ein Denkmal in deutschen Landen verdiene oder nicht, hat auch der „Simplizissimus" Stellung genommen. Er zeichnet eine deutsche Philistersippe, die sich vor Heine bekreuzigt, um gleich darauf in seliger Gemütstrunkenheit die Lorelei zu singen. Zu dieser Gegenüberstellung bemerkt Karl Kraus in der „Fackel", sie verrate „die ganze Armut liberaler Ästhetik".

„Ich bin der Meinung, daß die deutsche Philistersippe sich im zweiten Bild erst zum wahren Philisterbekenntnis erhebt, geführt von dem in literarischen Dingen gutbürgerlich gesinnten Bruder Simplizissimus. Und daß man Heine ablehnen und dabei doch die sentimentale Melodei summen kann. War's die Erkenntnis von dem lyrischen Wert eines Gedichtes, was den sentimentalen Gassenhauer (? D. T.), den einer dazu komponiert hat, populär werden ließ? Wieviel deutsche Philister — Hand auf den Bauch! — hätten die Lorelei zitiert, wenn sie nicht — ich glaube von Silcher — in Musik gesetzt wäre? Immerhin vielleicht mehr deutsche Philister als deutsche Künstler! Die Sangbarkeit eines Gedichtes war stets ein Verdachtsgrund gegen seine Bedeutung als lyrisches Kunstwerk. Verschmäht es die Heineverehrung nicht, sich auf die Beliebtheit der Loreleimusik zu stützen? Dann ist am Ende Goethes: ‚Füllest wieder Busch und Tal' oder ‚Über allen Gipfeln . . .' schlechtere Lyrik als: ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten'.

Die Absicht, Überschwang und Dummheit abzuwehren, muß nicht zur kritischen Obduktion des Lyrikers Heine — ihm zumal soll ja das Denkmal gesetzt und versagt sein — verleiten. Auch ruhige Prüfung bedürfte erst des Vergleiches zweier Standpunkte. Wer die Seelenstimmung des Lyrikers auf der Suche nach Symbolen und Bildern und beim Anknüpfen von Beziehungen zur Außenwelt zu betreten wünscht, wird Heine für einen größeren Lyriker halten als Goethe, Lenau, Mörike, Storm, die Droste und Liliencron. Wer aber die andere, ich möchte sagen: die induktive Methode für die ausschließlich lyrische hält, wer das Gedicht als Offenbarung des im Anschauen der Natur versunkenen Dichters und nicht der im Anschauen des Dichters versunkenen Natur begreift, wird sich bescheiden, Heine als geistreichen und formgewandten Bekleider seiner Stimmungen zu schätzen. Wie über allen Gipfeln Ruh' ist, teilt sich Goethe, teilt er uns in so groß empfundener Unmittelbarkeit mit, daß die Stille sich als eine Ahnung hören läßt. Daß aber ein Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh' steht und von einer Palme im Morgenland träumt, ist eine besondere Artigkeit der Natur, die der Sehnsucht Heines mit sinnigen Symbolen entgegenkommt. Wer je eine so kunstvolle Attrappe im Schaufenster eines Konditors oder eines Feuilletonisten gesehen hat, mag — wenn er ein Dichter — in Stimmung kommen. Aber ist ihr Erzeuger deshalb ein ‚Lyriker'? Selbst die bloße Plastik einer Naturanschauung, von der sich zur Psyche kaum sichtbare Fäden spinnen, scheint mir, weil sie eben ein Sichversenken voraussetzt, lyrischer zu sein als das Einkleiden fertiger Stimmungen. In diesem Sinne ist Goethes ‚Meeresstille', sind Liliencrons Zeilen: ‚Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände — Ein reifer Roggenstrich schließt ab nach Süd — Hier stützt Natur die Stirne in die Hände — Und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd' ein Meisterstück, das von Lyrik dampft. Der nachdenklichen Heide-

landschaft im Sommermittag entsprießen tiefere Stimmungen als jene sind, denen Fichtenbäume und Palmen entsprossen, weil ein Künstler die Stirne in die Hände oder — die Hand an die Wange gedrückt hatte ...

Erst Heines ‚echt jüdischer Zynismus und französelnde Frivolität' — mit denen er bekanntlich die lyrische Stimmung ‚zerreißt' — scheinen mir die Disharmonien zwischen dem Dichter und der Anschauungswelt in Wohlklang aufzulösen. Den deutschen Mann geniert es gar nicht, die in Sentimentalität erweichte Empfindung Heinescher Liebeslyrik beim Juden zu kaufen: erst wenn dieser ehrlich wird und mit einem gottlosen Wort den Gefühlshandel beschließt, fühlt sich jener beschummelt. Es sind nicht die schlimmsten Geringschätzer Heines, die ihm vom deutschen Wald bloß den Spottvogel, der darin nistet, glauben. Und ist sein Ton nicht melodisch, sein Gefieder nicht farbenprächtig? ... Neuere Sünder mögen stärkere Gifte brauen, appetitlicher als er hat keiner sie bereitet ...

Wie die wahre Schätzung Heines ihre Argumente erst vom Haß der Dunkelmänner bezieht, so setzt die Kritik erst beim Entzücken des liberalen Gelichters ein. Wenn nach Nietzsche Heine ein ‚europäisches Ereignis' war, so ward hier eben das Unzulängliche Ereignis. Und je höher in unseren Tagen die Wogen journalistischer Begeisterung schlagen, um so deutlicher wird das Bestreben, Heine als den Vater aller Feuilletongeister zu kompromittieren ... Der Witz, der blitzendem Denken den Donner des Temperaments verbindet, hat ihm nicht geeignet, dessen beispiellos graziöse Feder Pathos zu Tränen destilliert und den Humor zum Lächeln gedämpft hat."

Als dem Erzeuger eines Geschlechtes pointenhaschender Zierbengel, als dem Bereiter jener geistreichen Vorwände für schlechte Absichten, die aller literarische Aufputz der modernen Tagespresse darstellt, müßte man, meint der Verfasser, Heinrich Heine gram sein, wollte man ernstlich dem Talent die Fähigkeit lockender Wirkung als Mangel zurechnen. „Wir werden diesen Odeur von Esprit und gebratener Gansleber — von Mütterchen hatte er sie nebst der Lust zu fabulieren — aus den Garküchen der literarischen Unterhaltung nicht so bald loskriegen ..."





Baukunst

Von

August Flemming

Wer sich an einer technischen Hochschule den Titel Baumeister erworben hat, darf sich getrost zu den Gelehrten zählen. Hat er doch erst das Reifezeugnis an einer höheren Schule erkämpft, dann Mathematik, Physik, Chemie, Geologie, Mineralogie, auch Ästhetik, Kunstgeschichte und sonst noch dies und das studiert. Selbst der geprüfte Maurer- oder Zimmermeister hat viel Wissen in sich. Es unterliegt keinem Zweifel: zu keiner Zeit standen die Bau- und Baugewerksmeister wissenschaftlich so hoch wie heute.

Aber es ist auch gewiß, daß die Baukunst zu keiner Zeit so bettelarm war, wie jetzt.

Wie kommt es nur, daß trotz der so entwickelten Bauwissenschaft die Baukunst so unfruchtbar ist?

Stellen wir der Frage zunächst eine andere gegenüber: wie erklärt es sich, daß die Sprachwissenschaft durchaus auf der Höhe steht und durch eine ganze Armee von Sprachgelehrten immer weiter ausgebaut wird, wir aber doch keine allgemeine Blüte der Literatur haben?

Die Wissenschaft läßt sich erlernen und der Gelehrte kann für sich allein in seinem Studierzimmer schaffen; die Kunst läßt sich nicht übertragen, der Künstler ist ganz auf die Intuition angewiesen, kann auch nicht für sich selbst, sondern nur in Wechselwirkung mit der Volksseele schaffen. Daher hat denn auch die exakte Wissenschaft aller Zeiten denselben Charakter, während die Kunst deutlich die Färbung des jeweiligen Zeitgeistes zeigt.

Ist nun auch alle Kunst gleichen geheimnisvollen Ursprungs, so nimmt darin der Baukünstler doch noch eine besondere Stelle ein. Der Dichter und Musiker braucht nur ein Stückchen Papier und einen Stift, kann in einer glücklichen Minute und sogar mit hungrigem Magen ein fertiges Kunstwerk schaffen; allerdings ist dies langsam gewachsen wie eine Knospe, die plötzlich ihren Kelch öffnet und sich zur herrlichen Blume entfaltet. Der Baukünstler läßt zwar auch eine Idee in seiner Seele reifen, kann sie aber nicht rasch und nicht allein zur Ausführung bringen. Das poetische oder musikalische Kunstwerk ist allerdings ebenfalls auf dem Papier tot, kann aber von einem einzelnen Menschen belebt und zugleich von vielen genossen werden, die Kunst des Malers und Bildners wirkt sogar unmittelbar, der Baukünstler kann seine Ideen jedoch

nur in einem größeren Zeitraum mit Hilfe von vielen anderen Künstlern und Handwerkern und großen Geldmitteln verkörpern. Das ist's, was ihn von jedem anderen Künstler unterscheidet. Daraus erklärt es sich auch, daß sogar in unserer Zeit des Sausens und Brausens einige bedeutende poetische und musikalische, malerische und bildnerische Kunstwerke entstanden sind, jedoch kein einziges architektonisches, das auch nur annähernd den Vergleich mit den großen alten Baukunstwerken aushalten könnte.

Erkennt man, wie innig die Baukunst mit dem Volkstum verwurzelt ist, und daß ein Baukünstler nicht so wie ein anderer ganz für sich allein ein bedeutendes Werk schaffen kann, so hat man die Erklärung, warum die Gegenwart an großen Werken der Architektur so entsetzlich arm ist.

Besonders in Deutschland endigte die Blüte der Baukunst mit dem Mittelalter, also dem 15. Jahrhundert. Bis dahin war überall die fest geschlossene Ordnung, wurde alles von demselben Geiste durchtränkt und sozial getragen: vom Geiste der Kirche und des Rittertums. Somit fand der Baukünstler in seiner Wirksamkeit überall Geist von seinem Geiste und in dem Fühlen und Denken des ganzen Volkes eine unerschöpfliche Quelle künstlerischer Befruchtung. Nicht bloß das tote, auch das lebendige Baumaterial der unbegrenzt vielseitigen, jedoch künstlerisch einheitlichen Volksseele stand ihm zur Verfügung und wirkte bei seinem Schaffen auf geheimnisvolle Weise mit. Überall war der Baukünstler von schönem, lebendigem Stoffe umgeben, es bedurfte nur des Funkens, um den Werdeprozeß eines Kunstwerkes einzuleiten. Daher denn auch die herrliche, aus den Ideen gottbegnadeter Künstler und dem reichen Volkstum gewobene Einheitlichkeit, die wir an den alten Domen und Burgen so andächtig bewundern. Alles ist hier so selbstverständlich und einfach, so *natürlich*, wie in der Welt der Pflanzen und bewegungsfähigen Lebewesen. So überaus schlicht und unsagbar schön wie eine Eiche oder vollkommene Menschengestalt, so wirken die alten Baudenkmale. Sie sind eben in der Wechselwirkung von Kunst und Volkstum *gewachsen*, nicht gemacht worden.

Von der Reformation an ging es mit der Baukunst abwärts. Sie selbst soll uns hier nicht beschäftigen, wir haben es einfach mit der allgemein anerkannten Tatsache zu tun, daß sich mit ihr eine Periode künstlerischer Unfruchtbarkeit einleitete. Mit der Einheitlichkeit des Denkens und Empfindens war es vorbei, und mehr und mehr fehlte bald auch den Bauwerken die *künstlerische Einheit*. Der entsetzliche Dreißigjährige Krieg spaltete das Volkstum dann noch weiter. Nun fand der Baukünstler nicht überall Geist von seinem Geiste, er stieß vielmehr allerorten auf Widersprüche. Baumeister und Bauherr lebten selten in derselben Weltanschauung, Baugewerksmeister und Bauarbeiter hatten auch nicht die gleiche Denkweise — nicht mehr durch seelische Bande war der Mensch mit dem Menschen, und der Stand mit dem Stand verbunden, sondern es herrschten die materiellen Interessen des einzelnen und alle fügten sich mit Unlust der Macht der Tatsachen.

Die alte Form der Macht wurde erhalten, ihr Inhalt wandelte sich mehr und mehr. Und da die Reinheit und Einheit des Inhaltes bezweifelt wurde, mußte die Form mehr betont werden, glänzender sein. So entstand auf ganz natürliche Weise das Barock und Rokoko — bunt und kraus wie die Meinungen des Volkes und seiner Machthaber.

Ganz frei von dem Werdegang der Kultur und den Launen des Zeitgeistes sind Literatur und Musik ebenfalls nicht, ist überhaupt keine Kunst, am

meisten davon abhängig ist jedoch die Baukunst. Ihre Vertreter sind in der kurzen Zeit der letzten dreißig Jahre durch alle historischen Stilarten gehetzt worden und mußten wohl oder übel auch die tollen Sprünge der Moderne mitmachen. Wir haben den Vorzug, diese Jagd, die in der Geschichte kein Beispiel hat, aus eigener Anschauung kennen gelernt zu haben. Dabei konnte man auch beobachten, daß die Kritik dagegen fast machtlos blieb. Immerhin durfte diese doch hoffen, daß sie mit ihren Waffen wenigstens gegen die grobunkünstlerischen Sprünge der Moderne siegreich sein werde. Ja, wenn sie allein tanzte! Sie liegt jedoch in den Armen des Zeitgeistes, wird bald hierher, bald dorthin geschwenkt. Auf dem Gebiete des romanischen und gotischen Stils ist sie häufig schon jetzt, was der Kenner der Dinge deutlich sieht, sogar den Biedermeierstil und das Empire streift sie schon; und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die gute Moderne sich schließlich von dem Zeitgeist auch auf das Gebiet der Antike schwenken läßt.

Aber was ist bei der wilden Jagd zu tun, wie läßt sich die Baukunst vor Zügellosigkeit bewahren und keusch erhalten?

Sie, die ein Kind der Formensprache ist, sollte zu ihrem eigenen Wohle bei ihrer Schwester, bei der Lautsprache in die Schule gehen.

Unseren Gymnasien und Universitäten ist die Unterscheidung zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkunst längst selbstverständlich. Wollte jeder Sprachgelehrte auch auf künstlerische Bedeutung Anspruch machen, er würde einfach ausgelacht werden. Das fällt denn auch keinem ein. Der rechte Sprachgelehrte weiß sich zu beschränken und ist auf seine Wissenschaft sehr stolz. Der Lohn für diese weise Beschränkung und den echten Stolz ist denn auch nicht ausgeblieben: denn jede Wissenschaft und die ganze Welt der Gebildeten, besonders die Sprachkünstler, also alle Dichter und echten Schriftsteller, schätzen den Sprachgelehrten sehr hoch.

So muß es auch auf dem Gebiete der Formensprache werden. Wie die Sprachwissenschaft längst nicht mehr daran denkt, den Werdegang der Sprache beeinflussen zu wollen, sondern sehr wohl längst erkannt hat, daß sie auf ebenso geheimnisvolle wie unwiderstehliche Weise vom Volke — nicht bloß von einzelnen Ständen — gebildet wird, so soll auch die Bauwissenschaft verfahren. Diese soll ebenso wie jene das Werden der Formensprache dem Volke überlassen, nicht blindlings, sondern kritisch ihr folgen, alles in feste Gesetze bringen und diese lehrend auf die Jugend übertragen. Damit hätte die Bauwissenschaft vollauf ihre Schuldigkeit getan; und wenn sie sich auf diese Weise beschränkt, so wird sie höher und höher steigen und mit jedem Tage mehr an Achtung im Volke gewinnen und zugleich an diesem einen Mitarbeiter haben, der befruchtend auf sie einwirkt.

Die Doktoren und Professoren der Sprachwissenschaft sind infolge ihrer wissenschaftlichen und namentlich kritischen Reife so bescheiden, daß sie nur mit größter Scheu das Gebiet der Sprachkunst betreten. Wollte — was glücklicherweise denn doch kaum und jedenfalls nicht ungestraft vorkommt — irgend ein mächtiger Privatmann oder Herrscher Sprachgelehrte mit der Abfassung lyrischer Gedichte, Epen oder Dramen beauftragen — er würde nur im Lager der lieben Mittelmäßigkeit und faden Eitelkeit Gegenliebe finden, alle bedeutenden Sprachgelehrten würden dankend den unwürdigen Auftrag ablehnen.

Auf dem Gebiete der Baukunst sind wir leider noch nicht so weit. Zwar sind die tüchtigsten Baugelehrten wissenschaftlich so reif, daß sie sehr wohl

wissen, ob sie auch zu künstlerischen Leistungen berufen sind oder nicht; aber es gibt auch andere, die ohne Besinnen dem Rufe zur Errichtung eines Schlosses, Domes oder anderen monumentalen Bauwerkes folgen, ohne die Spur von künstlerischer Begabung in sich zu tragen. Wohl sprechen hinterher alle wahrhaft tüchtigen Baumeister und Kenner der Baukunst mit Fug und Recht höhnisch von Professoren-Architektur; aber was hilft das? Die Bauscheusale sind dann einmal da und wirken verseuchend auf die ganze Baukunst. „Wenn erst die Schande wird geboren, wird sie heimlich zur Welt gebracht; . . . wächst sie aber und macht sich groß, dann geht sie auch bei Tage bloß." Dies Wort unseres Goethe paßt auch gut auf die — „Bauschande".

Auf dem Gebiete der Sprachkunst fehlt es leider auch nicht an Unkraut. Aber Schule und Kritik, jeder Kenner oder Freund der Literatur, überhaupt jeder gebildete Mensch bemüht sich doch, daß es erkannt und ausgejätet werde.

Folgen die Bau- und Zeichenschulen aller Art bei dem Unterricht in der Formensprache den Grundsätzen, die beim Unterricht in der Lautsprache von der Volksschule bis in die Universität hinein maßgebend sind, tut die öffentliche Kritik, besonders auch die Presse, dann ihre Schuldigkeit, daß das Verständnis für die Formensprache so allgemein werde, wie das für die Lautsprache trotz aller Schundliteratur doch schon ist, so ist zunächst alles geschehen, was geschehen kann.

Die Kunst —? Sie kommt aus einer höheren, jedenfalls geheimnisvollen Welt, in der wir Erdbewohner noch nicht viel zu sagen haben. Aber wie auf eine Blütezeit der Literatur, dürfen wir auch auf eine Blüte der Baukunst hoffen, wenn allgemein erkannt wird, daß diese ebensowenig wie jene gemacht werden kann. Wer es auch sei: dem Gebiet der Kunst soll sich jeder mit frommer Scheu nahen; und die Kunst muß frei sein, ihr hat keiner was zu befehlen, sie läßt sich übrigens auch nichts befehlen.



Kunstblätter

Der ältere Kunstfreund wird manchmal ein Gefühl des Neides nicht überwinden können angesichts der vielen großen und kleinen Unternehmungen, die heute fast in Überfülle auf den Büchermarkt sich drängen und ein eingehendes und tief eindringendes Studium der bildenden Kunst in außerordentlicher Weise erleichtern. Das Bildermaterial, das heute jede größere Kunstgeschichte an die Hand gibt, vermochte man sich vor wenigen Jahrzehnten nur unter beträchtlichen Opfern zu verschaffen. Wertvoller noch ist es, daß in der neusten Zeit der Nachdruck auf wirklich gute Wiedergaben von Kunstwerken gelegt wird. Ich gehöre ja nicht zu jenen, die gegenüber der früheren Art nun ins Gegenteil verfallen und, wie der Ausdruck heißt, das Kunstwerk allein wirken lassen wollen, ohne Unterstützung durch das Wort. Aber das eine ist doch sicher: Kunst genießen lernen können wir nur am Kunstwerk selbst. Das Aufsuchen des Kunstwerks an seinem originalen Standort ist immer mit Mühe verknüpft; jedenfalls gewinnt eine gute Wiedergabe, die ich im Hause habe, selbst für den

den außerordentlichen Wert des geradezu persönlichen Zusammenseins, der in einer großen Stadt mit guten Museen weilt. Aber zum eigentlichen Kunstgenuß gehören doch gute Reproduktionen. Gerade bei der bildenden Kunst gewinnt sonst das rein Stoffliche eine zu hohe Bedeutung. Ich bin sicher, daß das Übergewicht, das die breiteren Volksschichten in Frankreich und England in der Beurteilung künstlerischer Fragen mitbringen, zum guten Teil darauf beruht, daß ihnen schon seit langer Zeit viel mehr gute Abbildungen von Kunstwerken zu Gesicht gekommen sind, als es beim deutschen Hause der Fall war. Deshalb haben unsere Familienzeitschriften durch Jahrzehnte hindurch in so einseitiger Weise das Genrebild gepflegt, weil dabei das stoffliche Interesse auf seine Kosten kam.

Unter den neueren Unternehmungen, die die Verbreitung wirklich guter Nachbildungen hervorragender Kunstwerke sich zum Ziel gesetzt haben, gebührt der vom Verlag Richard Bong in Berlin veranstalteten Sammlung „Meisterwerke der Malerei" eine erste Stelle. Ich für meinen Teil glaube nicht daran, daß diese Wiedergaben Photogravüren sind; sie scheinen mir ein Hochdruckverfahren zu sein, das allerdings mit einem sehr feinen Raster ausgeführt wird. Aber das ist ja gleichgültig gegenüber der Tatsache, daß hier außerordentlich tonreiche Bilder in starker Bildgröße, die in der Abstufung der malerischen Lichtwerte ganz Hervorragendes bieten, zu einem Preise dargeboten werden, der die Anschaffung der Blätter jedem Kunstfreunde ermöglicht. Freilich, so wie die Werke bisher erschienen sind, als Sammlungen von je 72 Blättern, ist der Preis von 72 Mk. für die Sammlung reichlich hoch; es müßte eben eine Einzelausgabe der Blätter veranstaltet werden, so daß man sich nach und nach in den Besitz der Lieblingsbilder zu setzen vermöchte. Alles in allem steht die zweite Sammlung, „Alte Meister", die jetzt ihrer Vollendung entgegengeht, beträchtlich über der ersten. Dort war eine einseitige Bevorzugung des Bildnisses, außerdem ließen die Begleittexte fast alles zu wünschen übrig. Jetzt hat Wilhelm Bode die Arbeit der Herausgeberschaft wirklich übernommen, und damit ist sie auch in besten Händen. Es ist ja natürlich, daß zumeist die bekannten Bilder in dieser Sammlung vorkommen; aber das ist ja keineswegs ein Schaden. Vielleicht wird im Laufe der Zeit die Zahl der Blätter noch beträchtlich vermehrt, so daß auch weniger bekannte Meisterwerke die verdiente Verbreitung erhalten. Die mir heute vorliegenden Lieferungen 4—20 bieten eine herrliche Fülle des Schönen. Die Italiener nehmen den Hauptraum ein, und der gebührt ihnen ja auch, sobald es sich um alte Meister handelt. Aus der Florentiner Schule sind Fra Angelico, Filippino Lippi, Botticelli mit je einem Blatte vertreten, Lionardo da Vinci schließt sich mit dem wunderbar reizvollen Bildnis der Bianca Sforza an. Überraschend gut kommen die Werke des großen Koloristen unter den Florentinern, Andrea del Sarto, heraus, vor allem den ideal schönen jugendlichen Johannes wird man sich in dieser tonreichen Wiedergabe gern unter Glas und Rahmen legen. Sehr schlecht ist Michelangelo bedacht, von dem bisher nur die „Heilige Familie" Aufnahme gefunden hat, die ja gewiß gewaltige Werte einer einzigartigen Kompositionskunst aufweist, aber doch zu kühl läßt, um den leidenschaftlichen, uns heute noch so mächtig aufwühlenden Meister würdig vertreten zu können. Mit Solario und Mantegna ist die Mailändische Schule gut vertreten. Zu den wenig bekannten Werken, die die Sammlung einem weiteren Kreise vorführt, gehört Romanos Bildnis der Fornarina, der Geliebten Raffaels, das aus der Straß-

burger Galerie hier einmal mitgeteilt wird. An dieser wohl naturalistisch treuen Wiedergabe des herrlichen Modells kann man am besten vergleichen, wie wunderbar Raffael durch Stilisierung zu erheben verstand. In der Liebe zu Pompeo Batonis büßender Magdalena aus der Dresdener Galerie wird man sich durch die arge Kritik, die das Bild in den letzten Jahren hat erfahren müssen, nicht irremachen lassen. Correggios „Nacht", Soddomas „Heiliger Sebastian", Bellinis von zwei Engeln aufrechterhaltener Christus sind ebenso bekannt, aber ebenso willkommen wie Tizians „Flora" und „Grablegung Christi". Giorgiones „Madonna von Castelfranco", in dem Ruskin eines der beiden vollendetsten Gemälde, die es überhaupt gibt, bewunderte, wird dagegen in dieser billigen Wiedergabe hoffentlich die verdiente Verbreitung als Wandschmuck finden. Die Reihe der Niederländer eröffnen Hubert und Jan van Dyck mit ihren singenden und musizierenden Engeln und dem in seiner Treue wunderbaren Bildnis des Giovanni Arnolfini und seiner Gemahlin. Frans Hals leitet dann über zu Rembrandt, von dem das Dresdener Selbstbildnis mit der Gattin und die sog. Danae hier aufgenommen sind. G. Don, Gabriel Metsu, Jan Steen und Adrian van Ostade vertreten aufs beste das Genre, Potter, Goyen, de Hooch, Jan Vermeer mit seiner wunderbaren Ansicht der Stadt Delft, Ruisdael, bieten Landschaften. Auch von Rubens ist eine Landschaft aufgenommen, daneben auch die beliebte Formensymphonie „Der Raub der Töchter des Leukippos". Bei den deutschen Meistern freue ich mich, daß der Tiroler Michael Pacher mit zwei der Wunder aus dem Leben des heiligen Nikolaus von Cuso Aufnahme gefunden hat. Dieser hervorragende Altmeister, der bereits 1498 gestorben ist, verdiente weit mehr bekannt zu sein, als er es bis heute geworden ist. Bedeutet er doch eine hohe Stufe auf dem Wege zur idealen Erfüllung der Vereinigung niederdeutscher — so dürfen wir ja wohl die alten Niederländer bezeichnen — Treue und Ehrlichkeit in der Naturbeobachtung mit Feinheit der Lichtbehandlung und Anmut des Raumgestaltens Italiens. Dann ist von dem großartigen Matthias Grünewald die Verherrlichung Mariä aus dem Kolmarer Museum aufgenommen. Es ist eins der schönsten Werke dieses in seiner Phantasiekraft so gewaltigen und doch so erdenfesten deutschen Meisters. Albrecht Dürers „Vier Apostel" sind ein herrlicher Schmuck für das Arbeitszimmer des deutschen Mannes, die „Madonna mit dem Zeisig" ist ein Muttergottesideal des deutschen Hauses. Die köstliche Falstaffgestalt, die der General Borro dem Meisterpinsel des Velasquez darbot, ist auch ein willkommener Schmuck für ein Zimmer; von Murillo erhalten wir neben einer Madonna eins der köstlichen Betteljungenbilder, in denen der so ekstatische Künstler bewiesen hat, daß er auch für die Reize der verlorensten Winkel des realistischen Straßenlebens seiner Heimat nicht unempfänglich blieb. Vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus ist es dann sehr zu begrüßen, daß auch ein Werk eines altfranzösischen Meisters Aufnahme gefunden hat. Die französische Forschung hat sich ja um diese älteste Kunstperiode Frankreichs so wenig bekümmert, daß man jetzt kaum von einem der Künstler seinen Namen weiß, auch den Schöpfer des hier vorliegenden Bildes „Geistlicher mit seinem Schutzheiligen" muß man nach dem Aufbewahrungsorte Maître de Moulin nennen. Selbst wenn die nun in Übereifer geratenen französischen Forscher mit ihrer doch im Grunde lächerlichen Behauptung recht hätten, daß die altniederländische Malerei ihre Hauptbefruchtung durch die altfranzösische erhalten habe, müßte man doch sagen, daß der Kern dieser Kunst jedenfalls deutsch oder germanisch sei. Dann

sind von den Franzosen noch Claude Lorrain und Poussin mit je einer Landschaft, Francesco Boucher mit seiner „Diana nach dem Bade" vertreten.

Gerade die im letzteren Künstler zur Geltung kommende, eigentlich französische Schule des graziösen und lebenslustigen Rokoko wird jetzt zum ersten Male eine wirklich glänzende Bekanntgabe für die deutsche Öffentlichkeit erfahren durch das jüngste Unternehmen des Richard Bongschen Verlags „Gemälde alter Meister im Besitze des deutschen Kaisers", unter Mitwirkung von Wilhelm Bode und Max J. Friedländer herausgegeben von Paul Seydel. In diesem Werk, das in 24 Lieferungen zum Preise von 5 Mk. neben einem mit 120 Bildern illustrierten Text 72 große Photogravüren bringen wird, werden zum erstenmal jene entzückenden Werke von Lancret, Pater, Pesne und Watteau in guten Wiedergaben dargeboten, die die Bewunderung und auch den Neid vor allem der französischen Besucher der letzten Pariser Weltausstellung gebildet haben. Watteau und Pesne sind mit je 9, Pater mit 7, Lancret sogar mit 11 Bildern vertreten. Außer diesen Franzosen sind es vor allem die Werke Cranachs und die große Reihe schöner Rubens aus dem Besitze der kaiserlichen Schlösser, die diese Sammlung zieren werden. Wir werden auf dieses Unternehmen zurückkommen, sobald es weiter fortgeschritten ist und auch eine Beurteilung des Textes zuläßt, der ja bedeutenden Federn anvertraut worden ist.

Mit einem neuen großen Unternehmen wartet auch der verdiente Verlag E. A. Seemann in Leipzig auf. In 200 farbigen Reproduktionen werden die bedeutendsten Gemälde in dem Sammelwerk „Die Galerien Europas" veröffentlicht werden. 25 Hefte groß Folioformat zum Preise von 3 Mk. werden in der Form einer Zeitschrift in den Jahren 1906 und 07 dieses Hausmuseum unseren deutschen Kunstliebhabern auf bequeme Weise darbieten. Zu jedem Bilde gehört auf besonderem Einschaltblatt ein begleitender Text, außerdem ist noch eine Textbeilage mit ästhetischen, kunsthistorischen und technischen Aufsätzen jedem Hefte hinzugefügt. Das einzelne farbige, auf einem stumpfen, sehr wirksamen Karton aufgeklebte Blatt kostet also wenig mehr als 35 Pfg. Billiger ist in der Tat Goethes Aufforderung nicht zu erfüllen: „Die bildende Kunst ist dazu da, gesehen zu werden und nicht, um darüber zu reden, wenigstens nur in ihrer Gegenwart."

Neben diesem neuen, der alten Kunst gewidmeten Unternehmen seien auch Seemanns „Meister der Farbe, die europäische Kunst der Gegenwart" wieder empfehlend ins Gedächtnis zurückgerufen. Hier kostet bekanntlich jedes Heft, das im übrigen ebenso eingerichtet ist wie die eben beschriebenen, im Abonnement nur 2 Mk. Von den letzten Heften des verlaufenen Jahrgangs führte das neunte einmal die bedeutendsten französischen Impressionisten vor, die ja überhaupt nur in farbiger Wiedergabe zu würdigen sind; daneben einige neue Italiener und Spanier. Die Farbendrucke des Verlags bedeuten die Höchstleistungen auf diesem Gebiete, sie sind trotz des geringen Preises mit außerordentlicher Sorgfalt und Liebe angefertigt.

Nicht recht froh werden konnte ich der Jahresmappe 1905 der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst (München, Karlstraße 6). Es fällt unserer kirchlichen Kunst doch außerordentlich schwer, die im Begleitwort so selbstverständlich vorgetragene Forderung, in alten Formen neue Persönlichkeiten zur Geltung zu bringen, zu erfüllen. Die alten Formen sind da, aber von starker frischer Persönlichkeit ist nur selten etwas zu spüren. Ich bin der Überzeugung,

daß, bevor man sich nicht entschlossen hat, die Forderung dahin zu stellen, daß für den religiösen Geist der Gegenwart die ihm entsprechende neue Form zu schaffen sei, wir nur ausnahmsweise kirchliche Kunstwerke erhalten werden, die wirklich dem Menschen von heute zu Herzen gehen. Unter den sehr sorgfältig wiedergegebenen Kunstwerken der Mappe macht mir den stärksten Eindruck Georg Buschs Grabmal des Mainzer Bischofs Hafner. Nahe kommt des gleichen Künstlers „Pieta“. Altheimers Gemälde „Pieta“, das eine ernste Charakteristik der Gestalten anstrebt, würde viel ergreifender wirken ohne die allzu herkömmlich wirkenden Einzelgestalten; Leo Sambergers Werke wirken ganz fremdartig in dieser Umgebung. Am ehesten könnte man bei Martin Schiestel etwas von Verbindung alter Form mit neuem Geiste finden, wenn nicht auch das dadurch erreicht würde, daß hier dem, was wirklich neu im Geiste ist, ängstlich aus dem Wege gegangen wird.

Freunden der Originalradierung möchte ich auch an dieser Stelle raten, dem Karlsruher Verein für Originalradierungen als Mitglied beizutreten. Sie erhalten als solche für einen jährlichen Beitrag von 20 Mk. eine große Mappe mit Originalradierungen, unter denen sich immer einzelne Blätter befinden, die fast allein im gewöhnlichen Kunsthandel diesen Preis darstellen. In der diesjährigen Mappe ist ein köstlicher Thoma, „Schwarzwaldhof“, voll köstlicher Gemütlichkeit und echter landschaftlicher Ruhe. Thomas Einfluß zeigt sich auch bei den Jüngeren durchweg sehr segensreich. Weniger noch in Zimmerers zusammengeduckten Bauernhäuschen als in des immer bedeutsamer hervortretenden Haueisen „Winterlandschaft“ und „Feldarbeit“, ebenso in einer Landschaft von Konz. Unter den Holzschnitten ist Langes halb philosophischer, halb spitzbübisch durchtriebener „Schnauzel“ ein Meisterstück.

Für den schmalsten Geldbeutel berechnet sind Weichers „Kunstbücher“, aus denen mir zwei Heftchen, die Meisterbilder von Rembrandt und von van Dyck, vorliegen (Leipzig, Wilhelm Weicher, je 80 Pfg.). Das sind je 60 kleine Autotypien auf starkem Papier nach Originalaufnahmen Franz Hanfstängls. Es stört mich wenig, daß das Unternehmen ein bißchen als Katalog wirkt, dagegen hätte der Verlag die Wirkung des Unternehmens zweifellos erhöht, wenn er dem Bändchen eine kurze Einführung über den Künstler und die wiedergegebenen Werke vorausgeschickt hätte. St.





Musikalische und Unmusikalische

Eine tonpsychologische Skizze

Von

Walter Poppelreuter

Im gewöhnlichen Leben pflegt man von musikalischen und unmusikalischen Menschen zu sprechen, ohne sich weiter darüber klar zu werden, welches nun eigentlich die Eigenschaften, die Fähigkeiten sind, die einen Musikalischen von einem Unmusikalischen unterscheiden. Vor allen Dingen werden sich die meisten nicht ganz klar darüber, daß jener Ausdruck nicht eine Einheit, sondern eine Vielheit von einzelnen Fähigkeiten bedeutet, die je nach ihrer Zusammensetzung den Grad und die Eigenart der musikalischen oder unmusikalischen Naturen bedingt. Wohl zum erstenmal und gleich in durchgreifender und grundlegender Weise hat Karl Stumpf durch exakte Untersuchungen den Unterschied zwischen Musikalischen und Unmusikalischen festgelegt (K. Stumpf, Tonpsychologie. I. Band 1883, II. Band 1890, der ich auch weiterhin folge). Man muß aber wohl beachten, daß Stumpf, in Gemäßheit seiner Aufgabe, unter musikalischer Veranlagung die Fähigkeit des sicheren und genauen Urteils über Töne, Klänge und Intervalle versteht. Wenngleich wahre Musiker auch immer als musikalisch in diesem Sinne bezeichnet werden müssen, so läßt doch Stumpf vieles andere, was man auch gemeinhin als musikalisch zu bezeichnen pflegt, also etwa guten musikalischen Geschmack, besondere Liebe zur Musik usw., beiseite. So spricht er den von seinem Standpunkt ganz richtigen Satz aus, daß viele Fachmusiker im Sinne des psychologischen Begriffes gar nicht musikalisch seien. Gehen wir nun aber auf die einzelnen Faktoren, die die musikalische Begabung ausmachen, ein. Man spricht in der neueren Psychologie von individuellen Typen, d. h. man teilt die Individuen ein je nach dem Sinne, der bei ihnen vorherrscht. So spricht man von optischen, motorischen und akustischen Typen. Ganz rein kommen diese natürlich seltener vor; die meisten

Menschen sind Mischtypen. Das zeigt sich z. B. beim Sprachenlernen. Beim optischen Typus werden meist die Wortbilder, beim motorischen meist die Aussprachbewegungen des Sprachorgans, beim akustischen meist die Klangbilder der Worte reproduziert. Unter die Kategorie der Akustiker fallen wohl die meisten Musikalischen.

Wir können die einzelnen Faktoren der musikalischen Begabung in zwei große Gruppen einteilen, erstens die Begabung, die sich kundgibt im Beurteilen und Reproduzieren von Tönen und Intervallen als solchen, und zweitens in die, die sich beim eigentlichen musikalischen Genießen herausstellen. Wir werden erst die erste Gruppe zu besprechen haben, da sie, zum großen Teil wenigstens, die notwendige Grundlage der zweiten bildet. Vor allem ist die Meinung weit verbreitet, als ob Musiker schärfer hörten als Nichtmusiker. Eine Statistik darüber liegt noch nicht vor, doch kann man wohl auch so sagen, daß ein scharfes Gehör kein notwendiger Bestandteil der musikalischen Begabung ist. Man trifft zwar oft unter den Musikern Leute mit sehr feinem Gehör, doch ist dies, da gerade beim Gehör die Schärfe der Wahrnehmung sehr von der Aufmerksamkeit und Übung abhängt, nicht weiter wunderbar. Die musikalische Begabung ist natürlich auch im Sinnesorgan und im Gehirn begründet, doch liegen genaue Daten noch nicht vor. So hat man bei Musikern auffallend oft eine senkrechte Lage des Trommelfells gefunden und meint man auch bei den meisten Musikern stark ausgebildete, abstehende Ohrmuscheln beobachtet zu haben. Bekannt sind ja die großen Ohrmuscheln Mozarts. Auch Schumanns Gehörknöchelchen, die uns noch erhalten sind, zeigen eine kräftige Bildung. Aber etwas Allgemeingültiges läßt sich da noch nicht sagen. Das musikalische Ohr hat gegenüber dem unmusikalischen eine feinere Empfindlichkeit für Änderung von Tonqualitäten. Diese ist individuell überaus verschieden. So vermag ein musikalisches Ohr schon eine Änderung in der Tonhöhe wahrzunehmen, wenn sie, in der mittleren Tonregion, etwa $1/4$ bis $1/5$ Einzelschwingung beträgt. Unmusikalische vermögen dies aber erst bei bedeutend größerer Differenz, die sich sogar auf mehrere Tonstufen erstrecken kann. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß eine feine Unterschiedsempfindlichkeit für Tonhöhen die notwendige Voraussetzung für den ausübenden Musiker, zumal für Spieler eines Instrumentes ohne feste Tonskala, ist. Stumpf stellte da auch eine sehr interessante, für Unmusikalische charakteristische Tatsache fest, daß nämlich bei aufeinanderfolgenden Tönen von unmusikalischen Individuen erst dann bestimmt werden kann, welcher von beiden der höhere ist, wenn der Abstand der beiden Töne über eine Quinte beträgt. Es scheint dies kaum glaublich, aber es verhält sich so in der Tat. Der wichtigste Faktor der musikalischen Begabung, dessen Fehlen allgemein den Nichtmusikalischen charakterisiert, ist das Intervallbewußtsein. Das zeigt sich nicht so sehr darin, daß einer vorgespielte Intervalle richtig benennen, sondern daß er sie wiedererkennen und treffen kann. Doch gilt das letztere mit einer gewissen Einschränkung, die ich später besprechen werde. Wenn

ich einigen Personen z. B. die beiden Intervalle c g und dann c¹ g¹ nacheinander vorspiele oder vorsinge, so werden die musikalischen sofort das Verwandte der beiden Intervalle bemerken und sie als gleiche beurteilen, während der Unmusikalische von einer solchen Verwandtschaft nur sehr selten etwas bemerkt. Dieses „Intervallgefühl", wenn das Wort erlaubt ist, macht sich schon ganz unabhängig von jeder weiteren musikalischen Erziehung geltend und kann durch Erziehung auch nicht allzusehr gefördert werden. Mit der feinen Unterschiedsempfindlichkeit hängt zusammen die Beurteilung der Reinheit eines Intervalles. Wie wenige in dieser Hinsicht empfindlich sind, beweisen wohl die Tausende von verstimmten Klavieren.

Eine sehr dominierende Rolle spielt bei der musikalischen Begabung das Tongedächtnis. Schon Aristoxenos, einer der ältesten Musiktheoretiker, spricht den Satz aus, daß alles musikalische Urteil sich auf Sinn und Gedächtnis gründet. In der Tat ist ein gutes Tongedächtnis eine conditio sine qua non für jeden Musiker. Auf einem solchen beruht natürlich das sogenannte absolute Tonbewußtsein oder besser das absolute Tongedächtnis. Es findet sich mehr oder minder bei allen wahrhaft tüchtigen Musikern, doch sind auch Ausnahmen vorhanden. Man kann es deshalb als nicht unbedingt mit zur musikalischen Begabung bezeichnen. Es besteht darin, isoliert angegebene Töne richtig wiederzuerkennen und zu benennen. Die Wurzel dieses Vermögens liegt in der oben besprochenen Fähigkeit, über Gleichheit und Ungleichheit zweier aufeinanderfolgenden Töne zu urteilen, bedingt natürlich durch ein vorzügliches Tongedächtnis. Man hat nun zwar geglaubt, daß das absolute Tonurteil überhaupt bedingt wäre durch das Intervallgedächtnis. Doch ist dieses, wie die Stumpfschen Versuche zweifellos ergaben, nicht unbedingt richtig. Allerdings nehmen sehr viele das Intervallgedächtnis zu Hilfe. Das zeigt die Tatsache, daß bei sehr vielen das absolute Tonurteil in den mittleren Oktaven auffallend sicher ist, was wohl darauf beruht, daß jedem Musiker das a¹ in seiner absoluten Höhe immer gegenwärtig ist. Auffallend ist, daß sich das absolute Tonbewußtsein so auffallend selten bei Frauen vorfindet, was wohl damit zusammenhängt, daß Frauen im allgemeinen weniger musikalisch sind als Männer. Übung tut natürlich sehr viel. So gelingt es mir selbst, etwa auf die Dauer eines halben Tages, unter Zuhilfenahme des Intervallgedächtnisses das absolute Tonbewußtsein mir zu verschaffen. Es versagt natürlich, wie bei allen denen, die sich das absolute Tonbewußtsein durch angestrengte Übung aneignen, bei Tönen von ungewohnter Klangfarbe sofort. Es hängt dies damit zusammen, daß die Töne, je nach ihrer Klangfarbe, auch an sich höher oder tiefer erscheinen, und es sehr schwer ist, von einer Klangfarbe zu abstrahieren. Bei den Versuchspersonen Stumpfs, alle tüchtige Musiker, war das absolute Tongedächtnis auffallend gut, wenn es an ihnen gut bekannten Instrumenten geprüft wurde. Stumpf vertritt nun die Ansicht, daß ein durchdringendes Verständnis und der vollste Genuß musikalischer Werke das absolute Tongedächtnis voraussetzte. Im Gegensatz

dazu schreibt H. Riemann (Elemente der musikalischen Ästhetik. 1900. S. 87) diesem eine weniger große Bedeutung zu, ja er meint sogar, daß es unter Umständen sogar hindernd und störend für den Besitzer werden kann. Merkwürdig sind einige Fälle, die Stumpf anführt (II, S. 555), aus denen hervorgeht, daß in sehr seltenen Ausnahmen das absolute Tongedächtnis sicherer ist als das Intervallgedächtnis. Doch scheint mir aus dem einen angeführten Fall hervorzugehen, daß dort, bei weniger großer musikalischer Begabung, das absolute Tongedächtnis nur durch eiserne Übung erworben wurde. So hatte sich ein Knabe durch angestrengte Übung das absolute Tongedächtnis, und zwar das der Stimmung des häuslichen Klaviers, angeeignet. Als er in einem Chore mitsingen mußte, der eine andere Stimmung hatte, sang er in der alten, gewohnten Stimmung entsetzlich falsch fort. So büßte auch eine bedeutende Sängerin sofort ihre Sicherheit ein, wenn ein Stück auch nur um einen halben oder ganzen Ton transponiert wurde. Bekannt ist das ungeheuer feine absolute Tongedächtnis des jugendlichen Mozart. Joachim erklärte einmal eine Kammertongabel für falsch. Man prüfte nach und fand sie wirklich um eine ganz überaus minimale Differenz verstimmt.

Ein gutes Intervallgedächtnis ist *unbedingt* nötig zur musikalischen Begabung, denn hierauf beruht auch das Gedächtnis für größere Tonkombinationen, d. h. für die musikalische Reproduktion. Die Unterschiede sind da ja, je nach Größe und Schwierigkeit der Kombinationen, sowie nach der Dauer des Gedächtnisses individuell sehr verschieden. So schrieb der junge Mozart ja bekanntlich das Allegrische Miserere, dessen Abschreiben bei Exkommunikation verboten war, nach einmaligem Anhören nieder. Im Gegensatz zu solchen Wunderleistungen können stark musikalische Personen nicht einmal einen ihnen in dichter Aufeinanderfolge gegebenen Ton als denselben wiedererkennen. Individuell sehr verschieden ausgebildet ist auch das Gedächtnis für bestimmte Klangfarben.

Ob wohl viele Personen überhaupt die verschiedene Klangfarbe verschiedener Geigen, abgesehen von der größeren oder geringeren Fülle des Tons, bemerkt haben? Da das Gedächtnis für die einzelnen Sinnesgebiete immer spezialisiert ist, ist die Frage nach dem Wesen des *Tongedächtnisses* wohl begründet. Genaueres ist aber hierin noch nicht festgestellt. So hat man einen Zusammenhang konstruieren wollen zwischen der Feinheit des Gedächtnisses und der Feinheit der Sinnes-, also Tonempfindung, doch trifft dies nicht ganz zu. Eine große Bedeutung hat das Gedächtnis auch bei dem Verhalten gegenüber einer gleichzeitigen Mehrheit von Tönen, d. h. bei der *Klanganalyse*. In diesem Verhalten liegt, wie Stumpf zum erstenmal sicher erwiesen hat, das charakteristisch Verschiedene Musikalischer und Unmusikalischer. Schon jeder Ton ist mehr oder minder ein Klang durch die große Zahl der Partialtöne. Ein feines musikalisches Ohr hört diese heraus und hatte sie schon wahrgenommen, noch ehe man theoretisch etwas davon wußte. Unmusikalische sind in der Regel dazu

nicht imstande. Stark Unmusikalische sind sogar meist nicht imstande, überhaupt in einem Klange eine Mehrheit von Tönen zu empfinden. Gibt man einer Anzahl von Personen eine Anzahl von Intervallen mit der Aufforderung, die Zahl der angegebenen Töne zu bestimmen, so fallen die Antworten je nach der Natur der Intervalle außerordentlich verschieden aus.

Das führt uns zur Tatsache der Tonverschmelzung. Es werden nämlich einzelne Intervalle besonders von weniger musikalischen Personen immer als ein einziger Ton empfunden. Stumpf definiert die Verschmelzung als „dasjenige Verhältnis zweier Inhalte, speziell Empfindungsinhalte, wonach sie nicht eine bloße Summe, sondern ein Ganzes bilden". Diese Tatsache der Tonverschmelzung gibt nun ein gutes Mittel an die Hand, um die Fähigkeit der verschiedenen Individuen im Analysieren und damit den Grad ihrer musikalischen Begabung festzustellen, da diese sich um so geringer zeigt, je mehr weniger stark verschmelzende Intervalle als ein Ton empfunden werden. Es ergeben sich danach folgende Stufen der Tonverschmelzung: 1. die Oktave, 2. die Quinte, 3. die Quarte, 4. die natürlichen Terzen und Sexten. Die übrigen Intervalle zeigen nicht mehr den eigentlich musikalischen Charakter der Verschmelzung. Wir können von ihnen nur insoweit von Verschmelzung reden, als solche dissonierenden Intervalle von auffallend unmusikalischen Naturen noch als ein Ton empfunden werden. Die musikalische Begabung gibt sich nun dadurch kund, daß auch die höchstverschmelzenden Intervalle, wie Oktave und Quinte, als zwei Töne empfunden oder, genauer gesagt, beurteilt werden.

Unmusikalische und Musikalische unterscheiden sich weiterhin durch die überaus verschiedene Lebhaftigkeit, die die Vorstellungen von Tönen bei ihnen besitzen. Die besondere Lebhaftigkeit der Tonvorstellungen ist ja auch das Spezifikum des sogenannten akustischen Typus. Bei keinem andern Sinnesgebiet erreichen die Vorstellungsbilder eine so lebhafte sinnliche Deutlichkeit. Für den wahren Musiker ist es hinsichtlich der Deutlichkeit des Tones fast gleichgültig, ob er ihn wirklich hört oder ihn sich nur vorstellt. Er weiß beim Komponieren ganz genau die Klangwirkungen zu berechnen und braucht dabei durchaus kein Klavier. Dieses „geistige Hören" vermag vollkommen das objektive Hören zu ersetzen. Bekannt ist ja die große Zahl tauber Musiker. Beethovens gewaltigste Orchesterwerke fallen in die Zeit seiner fast völligen Taubheit. — Ein gutes Kriterium für den Unterschied Musikalischer und Unmusikalischer ist auch das verschiedene Reagieren mit Lust oder Unlust im Tongebiet. Dieses ist individuell überaus verschieden. Wie bei einem Maler schon eine absolute Farbe, etwa ein ganz bestimmter Farbenton, hohe Lustgefühle erregt, so ist auch ein absoluter Ton dem Musikalischen lustvoller als dem Unmusikalischen. Ganz Unmusikalische reagieren überhaupt nur selten mit Lust oder Unlust bei Tönen. Aber auch im Lustgefühl verschiedener Intervalle zeigen sich zwischen den beiden Naturen charakteristische Unterschiede. So ist dem Musikalischen meist die Terz, dem Unmusikalischen meist die Oktave oder Quinte das lust-

vollste Intervall. Bei Unmusikalischen ist das Unlustgefühl an dissonanten Akkorden meist so gering, daß sie von einer Auflösungstendenz derselben nichts spüren. Quintenparallelen sind mit wenigen Ausnahmen in der heutigen Musik verboten. Musikalischen klingen sie, zumal wenn sie fortgesetzt werden, sehr häßlich, Unmusikalische finden sie in der Regel höchst angenehm. Sehr interessant ist die Tatsache, daß Stumpf unter 16 Versuchspersonen, die sich ihm als unmusikalisch meldeten, 14 von annähernd gleicher unmusikalischer Beschaffenheit fand. Es scheint mir das auf eine gemeinschaftliche Wurzel zu deuten. Diese zu finden, muß vor der Hand der Zukunft überlassen bleiben. Stumpf stellte jedem vier Aufgaben. 1. Einen gegebenen Klavierton aus singbarer Lage nachzusingen. 2. Von zwei aufeinanderfolgenden Tönen zu sagen, welcher der höhere ist. 3. Bei Zusammenklängen anzugeben, ob ein oder zwei Töne wahrgenommen würden (sowohl bei stark als schwach verschmelzenden Intervallen). 4. Bei je zwei aufeinanderfolgenden, durch eine kleine Pause getrennten Zusammenklängen zu bestimmen, welcher angenehmer bzw. unangenehmer empfunden würde. Diese Versuchsreihen ergaben die oben auseinandergesetzten Resultate. Interessant ist eine Versuchsperson, die sich als auffallend unmusikalisch erwies. Diese konnte keinen Ton nachsingen und in keinem Zusammenklang die Mehrheit erkennen. Mit Lust oder Unlust reagierte sie überhaupt nicht. Die musikalische Begabung liegt nun aber nicht bloß im Gehör, sondern auch im Muskelsinne, und zwar gilt dies besonders für praktische, ausübende Musiker, wie Sänger und Spieler von Instrumenten. Diese sind es ja, die der Sprachgebrauch gemeinhin als „musikalisch“ bezeichnet. Man hat früher wohl behauptet — und diese Ansicht hat auch heute noch Vertreter, — daß zum Tonurteil Muskelempfindungen, zumal des Kehlkopfes unentbehrlich seien, ja, daß es sich darauf gründe. Man hielt es für unmöglich, Tonänderungen zu bemerken, Töne vorzustellen, zu vergleichen, zu reproduzieren oder zu treffen ohne Zuhilfenahme von Muskelempfindungen des Kehlkopfes oder Erinnerungen an solche. Man hätte dann sagen können: Musikalisch sind diejenigen, welche ein sehr fein differenziertes Muskelempfinden haben und umgekehrt. Diese Ansicht ist unhaltbar, schon deshalb, weil man ja innerhalb einer Tonstufe unendlich viel mehr Töne unterscheiden als singen kann. Veranlaßt wurde diese Ansicht durch die Tatsache, daß sehr oft Muskelempfindungen gehörte oder reproduzierte Töne begleiten. Gewiß können sie ein ausgezeichnetes Hilfsmittel abgeben. Unbedingt notwendig ist ein feines Muskelempfinden und Muskelgedächtnis zur Erreichung einer höheren Fertigkeit im Spielen eines Instrumeots, besonders eines Instruments ohne feste Tonskala. Stumpf erzählt von einem Schüler eines Konservatoriums, einem Geiger, der auffallend unrein spielte, aber angab, daß er die Unreinheit bemerke. Als er hierauf probeweise Klavier lernte, brachte er es zu einer guten Fertigkeit im Spiel und Tonurteil. Genau so ist es mit dem Singen. Jemand kann ein sehr gutes Intervallbewußtsein haben und doch unreine Intervalle singen. Der Betreffende hat dann eben eine

sehr unfolgsame Kehlkopfinnervation. Deshalb sind auch alle Versuche, die, um die musikalische Bildung festzustellen, Töne und Intervalle nachsingen lassen, mit einer gewissen Vorsicht zu deuten. Da ein solch feineres Muskelgefühl in der angeborenen Disposition seinen Grund hat, kann ein so hoher Grad, wie er zum völligen Beherrschen eines Instrumentes notwendig ist, auch durch angestrengteste Übung nicht erreicht werden, obwohl diese zur Ausbildung dieser Disposition sehr viel beiträgt.

Es ist nun noch ein Wort zu sagen über die rhythmische Veranlagung. Es ist durchaus nicht so, wie man wohl annehmen könnte, daß rhythmische und musikalische Begabung immer zusammenfielen. Es gibt total unmusikalische Personen, die durchaus rhythmisch veranlagt sind, wenngleich das Umgekehrte sich nicht so häufig findet. Daß die besten Musiker nicht immer auch die besten Tänzer sind, ist ja auch bekannt.

All das wäre nun in kurzen Umrissen, was sich in der exakt psychologischen Betrachtung und Unterscheidung musikalischer und unmusikalischer Naturen ergibt. Ist aber damit alles erschöpft? Ich glaube es nicht. Es würde das zwar der Fall sein, wenn Musik weiter nichts als eine bloß formale Kunst wäre, und diese Ansicht hat gottlob nur noch sehr wenige Vertreter. In einem Satz charakterisierte Schiller, dem wir es hauptsächlich zu verdanken haben, daß gerade in Deutschland eine hohe und innerlich ernste Auffassung von der Kunst zum Teil noch herrscht: „Doch die Seele drückt nur Polyhymnia aus." Die Musik ist, weil aus der Natur der Seele unmittelbar hervorgegangen, der lebendigste Ausdruck für unser ganzes seelisches Leben, für alles das, was uns im Innersten bewegt. Die Bewegung der Musik ist ja, nach Herder, die Bewegung unseres ganzen Affektlebens. Aber die Menschen sind dieser Sprache nicht alle in gleichem Maße zugänglich. Auch da kann man eine Einteilung in musikalisch und unmusikalisch vornehmen. Dem einen gilt die Musik als höchste Offenbarung, den andern „läßt sie nicht ganz kalt", dem einen ist sie ein höchst angenehmer Ohrenkitzel, dem andern ist sie nur eine Art angenehmes Geräusch. Wagner konnte beim Dirigieren der Neunten Symphonie seiner inneren Bewegung nur durch Tränen Luft machen. Wie merkwürdig ist dagegen heute oft das Gefühl gegenüber der Programmusik, die oft gar nicht nach „Schönheit" des Klanges strebt. Stumpf erzählt, daß das Klavierspiel eines Mädchens, das im exakten Sinne als ungewöhnlich musikalisch gelten mußte, „merkwürdig hölzern und ausdruckslos" war. Wer verdiente nun aber eher das Prädikat „musikalisch", dieses Mädchen mit seinem absoluten Tongedächtnis, oder ein anderes, das dasselbe Stück, ohne es zu merken, auf völlig verstimmtem Klaviere, aber mit Ausdruck gespielt hätte? Ich kenne jemanden mit ungewöhnlich schlechtem Tongedächtnis, dessen Phantasien auf dem Klavier mich bis ins Innerste treffen. Ich kenne weiter jemanden mit ungewöhnlich schlechtem musikalischen Gehör, der aber gute Musik bis zur Leidenschaft liebt. Sind die etwa unmusikalisch? So viel ist wenigstens sicher, daß dieser Ausdruck „musikalisch" weder in diesem, noch in jenem

Sinn einseitig aufgefaßt werden darf. Man kann solche Personen mit Recht etwa als „nicht tonbegabt", aber nicht als unmusikalisch bezeichnen. Allerdings müssen ausübende und schaffende Künstler „tonbegabt" sein, sie wären ja sonst Malern ohne Hände zu vergleichen. Aber, wie Carlyle so trefflich in seiner Dantebiographie sagt, das volle Genießen eines Kunstwerkes ist sein Nachschaffen. Also ist doch derjenige, der keinen Ton richtig singen kann, aber doch ein Musikwerk seelisch miterlebt, wohl musikalischer als einer, der genau das Technische des Werkes erkennen und würdigen kann, dessen Seele aber nichts empfindet. Eine exakte wissenschaftliche Betrachtungsweise der elementaren Vorgänge beim künstlerischen Schaffen und Genießen ist aber nötig, um späteren Generationen den Grund zu legen, auf dem sie weiterbauend auch das eigentlich Künstlerische der wissenschaftlichen Betrachtung unterwerfen können.

Stumpf hat in genialer Weise den Weg vorgezeichnet. Gehen wir diesen Weg, aber bleiben wir uns dabei eingedenk, daß dieser Weg ein anderes, höheres Endziel hat. Manches wird der Wissenschaft wohl nie zugänglich sein, doch vieles wird sie erklären können und dadurch beitragen zum erhöhten Genuß an der herrlichsten aller Künste.



Aus der neuen symphonischen Literatur

Die Aufzählung neuer Tonschöpfungen beschränkt sich hier grundsätzlich nur auf die für die Entwicklungsbewegung charakteristischen Erscheinungen. Immer unverhohlener wird hier von einem Bankrott der symphonischen Dichtung gesprochen. Als ob jemals eine Kunstgattung daran schuld gewesen wäre, wenn in ihr nichts geleistet wird. Zugeben muß man, daß diese Gattung eine so tiefe ästhetische Auffassung erheischt, daß es leicht begreiflich ist, wenn es nur wenigen Komponisten gelingt, ihre Art innerlich aufzufassen, wenn fast alle zu dem Glauben gekommen sind, daß die Musik nichts anderes zu sein braucht als die Illustrierung einer auf ganz anderem Wege empfangenen künstlerischen Vorstellung. Dieser äußerlichen Auffassung entgehen auch musikalisch hochveranlagte Künstler wie Ernst Boehe nicht. Dieser Künstler hat ein auf sechs Teile berechnetes Werk „Odysseus" geschaffen. Man braucht kaum zu betonen, daß er die Orchestertechnik vollkommen beherrscht. Das ist eine fast allgemeine Eigenschaft unserer neueren Komponisten. Wichtiger ist, daß man dem Komponisten die rein musikalischen Fähigkeiten sinnfälliger Melodiebildung und kräftiger motivischer Arbeit zugestehen kann. Aber sollen wir nun aus den so entstandenen musikalischen Gebilden die Beziehung zu der geschilderten Welt herausfühlen, so bedarf es dazu eines nur verstandesmäßig zu erreichenden Eingehens auf das uns literarisch mitgeteilte Programm. Innere Beziehungen vermag der noch so willige unvorbereitete Hörer nicht zu entdecken. Das scheint mir aber geradezu notwendig zu sein. Ernst Boehe ist, wenn ich gut unterrichtet bin, etwa 22 Jahre alt. Man fragt

sich umsonst, was ihn rein seelisch genommen — denn das ist ja das spezifisch Musikalische — mit Odysseus verknüpfen kann. Daß ein Dramatiker die Geschehnisse der Odyssee verarbeitet, daß ein Maler die leuchtende Welt der Antike vor uns auferstehen läßt, daß ein Kulturhistoriker in einer freien dichterischen Schöpfung das bunte Leben jener Zeit vor uns wieder erstehen läßt, das alles ist künstlerisch zu begreifen. Aber das seelische Erleben des Odysseus als das Neuerlebnis eines jungen Menschen — das ist ein Unding. Nur so aber könnte wirklich etwas Musikalisches entstehen. Es ist das unglückselige Verkennen dem schweren Problem der symphonischen Dichtung gegenüber, daß es dabei darauf ankommt, daß durch den Vorwurf der Untergrund fürs Musikalische dem Schöpfer gegeben wird, nicht bloß die Anregung für eine mehr äußerlich oder aus geistigen Vorstellungen genährte Phantasietätigkeit. Das seelische Leben mitzuteilen, ist die Aufgabe der Musik. Wir brauchen auch bloß die Werke Liszts oder Berlioz' anzusehen oder meinetwegen auch die Schöpfungen von Richard Strauß, und wir werden überall sehr leicht nachweisen können, wie auch bei noch so fremden Namen das persönliche Erleben des Künstlers Mitteilungszweck war. Sonst wird diese Musik eben immer dekorativ wirken, sie geht von der Außenerscheinung der Dinge an das Problem heran. Das aber ist eine Aufgabe, die jede andere Kunst eher lösen kann als die Musik. Daß freilich auch hier Fälle vorkommen können, in denen die Musik hervorragende Wirkungen auszulösen vermag, beweist Paul Ertels symphonische Dichtung „Belsazar". Das beruht hier darauf, daß der ganze Vorgang so im körperlich Sinnlichen steckt, daß die körperlich sinnlichen Kräfte der Musik zu seiner Veranschaulichung ausreichen. Die Musik kann diesen sinnlichen Rausch von Festen und Bacchanalien ebenso packend veranschaulichen wie das plötzliche Ersterben einer solchen lauten Festlichkeit. Da der Vorgang, durch den dieser Wandel in der Stimmung hervorgerufen wird, selber im Bereich des Sinnlichen bleibt — die Erscheinung der schreibenden Hand an der Wand —, genügt diese mehr dekorative Musik zu einer vollen Mitteilung des Erlebnisses, wenn es natürlich auch nicht gelingt, die Flammenschrift selber zu illustrieren. Aber es braucht nicht erst betont zu werden, wie weit sich eine solche Musik von dem durch Beethoven eroberten Gebiet eines wirklich seelischen Erlebnisses wieder entfernte, wie sehr sie gewissermaßen ins Orientalische hineingerät, wie ganz sie darauf verzichtet, gerade das uns mitzuteilen, was sich in den verborgenen Tiefen der Seele abspielt. Es ist denn auch bezeichnend, daß dem Komponisten diese Veranschaulichung der sinnlichen Welt glänzend gelungen ist, daß er dagegen an der Zusammenfassung des Ganzen zu einer höheren, zwingenden geistigen Einheit gescheitert ist.

Es ist überhaupt eine für unsere gesamte Kulturstimmung sehr bezeichnende Erscheinung, wie eine derartige, im Grunde doch zur rein sinnlichen Richtung gehörende Musik ihre Mittel verstandesmäßig zu gewinnen sucht. Nicht mehr die höchste Schönheit der mitwirkenden Faktoren wird aufgeboten, sondern die schärfste Charakteristik. Die ganze Orchestertechnik geht auf dieses Ausspielen der Sonderart in den einzelnen Instrumenten hinaus. Damit vereinigt sich dann das Streben nach merkwürdigen Rhythmen. Es sind auf diese Weise natürlich auch künstlerische Wirkungen auszulösen, um so eher, wenn derartige Werke so kurz bleiben, daß man sie als Einfälle behandeln kann. Man wird dann von barocker Laune, grotesken Sprüngen oder geistreichem Witz sprechen können, und warum soll man solche Eigenschaften nicht auch auf musikalischem Gebiet schätzen können. Nur wird man sich freilich immer dabei

klar bleiben müssen, daß da jedenfalls nichts ausgesprochen Musikalisches vorhanden ist. Das war z. B. den kurzen Stückchen gegenüber der Fall, mit denen Ferrucio Busoni Gozzis „Turandot“ illustriert hat. Daraus ergibt sich dann naturgemäß eine Kunst der kleinen Mittel. Fast allen Kompositionen der Gegenwart gegenüber wird man das Gefühl bekommen, daß, trotzdem sie zu so außerordentlicher Länge neigen, sie im Kern kurzatmig sind. Zweifellos offenbart sich gerade hier wieder einmal Richard Strauß, trotz aller Einwände, die man gegen ihn vorbringen muß, als begabtester unter den modernen Musikern. In seiner Melodiebildung und der Art der Verarbeitung derselben finden wir immer wieder den Zug zum großen Stil, zur weitgeschwungenen Linie. Das läßt Hans Pfitzner in seinem neuesten Werke, der Ouvertüre zu Kleists „Käthchen von Heilbronn“, völlig vermissen. Hier war eigentlich einmal ein wirklich günstiger Vorwurf für eine kleine symphonische Dichtung, als die sich eine derartige Ouvertüre, wenn sie nicht den Charakter des bloß in die Stimmung einführenden Vorspiels hat, ja fast immer darstellt. Ja die Musik konnte hier leicht Wirkungen erreichen, die selbst dem gewaltigen Dramatiker Heinrich von Kleist völlig auszulösen nicht gelungen ist. Das Problem ist dabei sehr einfach. Die harte, starre, aber auch große und urmännliche Ritterhaftigkeit des Grafen Wetter vom Strahl auf der einen Seite, die weiche, hingebungsvolle, alle Werte, aber auch die Schwächen der Weiblichkeit in sich einigende Gestalt Käthchens auf der anderen Seite. Zweck des Dramas ist die Vereinigung beider. Sie ist ja gelungen und auch glaubhaft gemacht; aber welch wunderbarer Klang aus dem Zusammenwirken dieser beiden Werte sich ergeben muß, wie jeder von beiden erst durch die Vereinigung mit dem andern zum Ideal werden kann, das zu zeigen hat der Dichter gar nicht versucht. Wie schön müßte das einer vergeistigten kontrapunktischen Kunst in der Musik gelingen. Leider versagte auch Pfitzner dieser Aufgabe gegenüber, während es ihm gelungen war, die beiden Prinzipe, wenn auch nicht erschöpfend, so doch hinlänglich überzeugend zu charakterisieren. — Am peinlichsten und unerfreulichsten zeigt sich für mein Gefühl der Mann der kleinen Mittel bei Gustav Mahler. Nicht nur in seinen Werken selber, sondern mehr noch im äußeren Gehaben. Erst ist man offiziell Programmmusiker und kann nicht auskommen, ohne bei irgend einer Stelle herzlich unbegründet das gesungene Wort zur Vertonung mit heranzuziehen, dann auf einmal verzichtet man auf diese Beihilfe und wählt die kontrapunktische viersätzige Form. Noch unangenehmer ist eine gesuchte Naivität; das Ergebnis dieser Bemühungen ist genau so widerspruchsvoll wie das Wort selbst. Ich will gar nicht leugnen, daß Mahler mit einzelnen seiner Lieder auf naive Wunderhorntexte interessiert, aber daß da nur Interesse geweckt wird, ist ja überhaupt schon ein bedenkliches Zeichen. Das Interessantsein ist zumeist ein Gegensatz gegen das Natürlichsein. Ist Mahler ein Mann der kleinen Mittel, so beherrscht er die Kleinkunst des äußerlichen Orchesterstils in schier unbegreiflicher Weise. In diesen Partituren ist tatsächlich kein Notenköpfchen hingesetzt ohne Rücksicht auf den Effekt. Kann ich mir auch niemals von Mahler eine innerlich bedeutsame musikalische Tat erwarten, so wäre er doch zweifellos imstande, in kleineren Gebilden außerordentlich Reizvolles zu schaffen. Seine fein ziselierte Schreibweise würde sich dieser Art auch anpassen. Jedenfalls besitzt Mahler gegenüber vielen anderen heutigen Komponisten den außerordentlichen Vorzug, daß seine Musik gehört ist. Ich will damit keineswegs sagen, daß

sie für mein Gefühl schön klingt, dazu ist sie mir an sich zuviel Lärm um nichts; aber wenn man sieht, wie er in seinen Orchesterliedern eine außerordentlich verzweigte Stimmenteilung so zu führen versteht, daß die Singstimme nirgendwo versteckt wird, daß das Orchester der Menschenstimme wie ein geschlossener Klangkörper gegenübertritt und so stark das Gefühl wachgehalten wird, daß hier zwei Welten zu gemeinsamer Wirkung sich vereinigen, so muß ich doch auch als Gegner der Gesamtrichtung dieses Musikers aufrichtig wünschen, daß er nach der Seite hin Schule machen möchte. Denn wir sind im übrigen in eine böse Art von geschriebener Musik hineingeraten. Am schroffsten stellt sie sich für mein Gefühl in Max Regers „Symphonietta" dar. Ich kann über das Werk eigentlich nicht berichten, denn es hat auf mich als Ganzes geradezu abstoßend gewirkt. Aber ich möchte es weder bei einer Gesamtschilderung der Tätigkeit dieses Komponisten, noch sogar für die Gesamtentwicklung unserer neuen Musik etwa übergehen oder für völlig bedeutungslos halten. Für das Gesamtschaffen dieses Komponisten beleuchtet es am klarsten die merkwürdige Gemütsveranlagung dieses Mannes. Denn ich betrachte weder die Bezeichnung als Symphonietta für ein Werk, das etwa ebenso lange dauert wie Beethovens Neunte, noch die Verkündung, daß es sich um einfache Orchestration handelt bei einer unerhörten Zerteilung der Stimmgruppen als Ironie, so in der Art, wie sie Richard Strauß gelegentlich beliebt. Es bezeugt mir also dieses Werk, daß dieser Künstler jeglichen Maßstab für den Begriff der Einfachheit verloren hat. Das haben ja auch schon seine sogenannten „Einfachen Lieder" bewiesen. Dann aber erscheint gerade diese Symphonietta als der Gipfelpunkt geschriebener Musik, innerlich ungehörter Musik. Hat man die Partitur in der Hand — sie ist bei Kahnt in Leipzig erschienen —, so mag man sich dieser musterhaft sauberen Arbeit von Herzen freuen. Da hätten wir nun glücklich nach der mathematischen eine zeichnerische Auffassung der Kontrapunktik. Ich kann mir nicht helfen — wenn man statt durch Notenköpfe die Stimmführung durch große Linien andeuten würde, man bekäme ein Gebilde, das mit der Miniaturenzeichnung der mittelalterlichen Mönche eine Verwandtschaft zeigte, wobei ich meinerseits betonen möchte, daß ich es nicht für bedeutungslos halte, daß diese Miniaturenmalerei aus dem gleichen Zeitgefühle hervorging wie die musikalische Kontrapunktik. Das eine ist sicher: eine formalistischere Musik als diese hat es noch nie gegeben. Nur daß dieser Formalismus nicht im Gehör fußt, daß er nicht sinnlich ist, sondern verstandesmäßig. Gerade in dieser Richtung liegt die Bedeutung für alle große Entwicklung.

Bei dieser Gelegenheit ist es geboten, einige Worte über den „Fall Reger" zu sagen. Ich sehe dabei das Problem, das dieser Fall aufgibt, weniger bei Reger als beim Publikum. Reger gegenüber habe ich das Gefühl, daß er eine starke Musikernatur ist, ein Mann von riesiger Begabung und echtem Schöpferdrang. Daß er bis jetzt in der kaum übersehbaren Zahl seiner Werke nur wenig geschaffen hat, was einem restlos aufgeht, widerspricht nicht der Tatsache, daß er zweifellos sehr viel zu sagen hat, und kann mir auch die Hoffnung nicht rauben, daß er das noch einmal in abgeklärter, eindringlicher Weise sagen wird, falls ihn eben das liebe Publikum nicht verdirbt. Beim Anblick dieser Leute ist es recht schwer, keine Satire zu schreiben. Reger ist noch ein junger Mann, und wenn er auch manches schroffe Wort über seine Kunst hat hören müssen, so würde er sich wahrscheinlich selber am meisten wundern, wenn das nicht geschehen wäre, denn wer in dieser scharfen Weise gegen alles

Gewohnte Stellung nimmt, der kann doch kaum erwarten, daß eine breitere Öffentlichkeit sich sofort zu ihm stellt. Nun erleben wir das ergötzliche Schauspiel, daß gerade jene Publikumsgruppen, die von jeher die schlimmsten Feinde jedes echten künstlerischen Lebens gewesen sind, für Reger ganz schroff Partei ergreifen; die reichen Modemitmacher, das sensationssüchtige Großstadtpublikum jubelt diesem Manne zu. Man hat allmählich eine feine Witterung erhalten, man hat sich so bitter getäuscht, als man Richard Wagner auspfiff und Liszt verhöhnte, daß man sich nun hüten mag. Das Moderne ist ja längst nicht mehr die Mode von heute, sondern die Mode von morgen. Wie groß steht man da, wenn man zu denen gehörte, die hier gleich Parteigänger waren. So haben wir ja auf allen künstlerischen Gebieten das ergötzliche Schauspiel, daß jede Hirnverbranntheit, jede noch so absichtlich und dick aufgetragene Eulenspiegelei begeisterte Bewunderung findet, weil sie für die abgenutzten, müden Nerven des mit Kunst von Kind auf überfütterten, durch alle Lebensgenüsse abgestumpften Großstadtpöbels einen neuen Kitzel bedeutet. Davor mag eine gütige Vorsehung Max Reger bewahren, daß er, der kräftige, trutzige Bayer, dem an sich nur arger Trieb zur Grübelei und zur Aufspürung von Problematischem gefährlich werden kann, durch falsche Gefolgschaft ins Verderben geführt wird.

Wir reden heute so viel von Größe, von Kraft, von mutigem Aufschwung, von stolzer Betätigung — und ach, wo ist davon in der Kunst ein Hauch zu spüren!? Ist es nicht fast zerschmetternd, wenn die Kunst, die zu allen Zeiten als Erlöserin gepriesen worden ist, die Kunst, der die Sage eine Besänftigungsmacht über die roheste Natur eingeräumt hat, die Kunst, von deren heilender Macht gegen die Melancholie die Geschichte manche gutbeglaubigten Beispiele erzählt, wenn die Musik statt eines Evangeliums, einer frohen Botschaft, ein Dysangelium verkündet. In diese düstere Botschaft eines lichtlosen Pessimismus mündet Friedrich Kloses gewaltige symphonische Dichtung „Das Leben ein Traum" aus, sicher das bedeutsamste Werk, das die neuste symphonische Literatur uns gebracht hat. Allerdings auch so mit außermusikalischem Gedankengehalt angefüllt, daß es schlechterdings unmöglich ist, ohne ausführlichen fortlaufenden Kommentar der Entwicklung des geistigen Gehalts zu folgen. Aber das eine wird doch jedem klar, daß Friedrich Klose nicht nur über ein gewaltiges musikalisches Können verfügt, sondern auch über echt schöpferische Phantasie, über sinnfällige Melodiebildung und charakteristische thematische Arbeit. Aber daß er nun im Schlußsatz seiner das Künstlerdasein darstellenden Symphonie einen Sprecher beruft, der uns die letzte Hoffnung raubt, der uns zum Verzicht ermahnt — welch trauriger Abstand für einen in völliger Jugendkraft dastehenden Musiker gegenüber dem tauben, von der Welt abgeschlossenen Beethoven, der hinausjauchzt nach allem Kampf: „Freude, schöner Götterfunke!" Das ist es, was uns fehlt: Freudigkeit, Sieghaftigkeit. Wie gerne gäben wir eine Fülle von Können hin, wie gerne nähmen wir eine nicht ausreichende technische Arbeit in den Kauf, wie gerne verziehen wir der Jugend jugendliche Unreife, wenn doch nur einer käme, der einmal wieder freudig und stolz in froher Siegfriedskraft sein Jubellied hinaussänge in die Welt, die zu allen Zeiten so sehr nach Freude verlangt und die frohe Botschaft am ehesten aus dem freudigen Bekenntnis entgegennimmt einer Seele, die durch Nacht sich hindurchgerungen hat zum Licht, durch Kampf zum Sieg.

K. St.

Briefe

H. K., R. — A. Fr. K. — F. D., B. — E. E., E. — F. S. 02. — W. B. 93. — E. W., G. — E. B., G. — A. K., M.-O. — P. S.-B., W. — J. S., Z. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

M. R., S. b. B. Das eine oder andere käme vielleicht in Betracht.

J. M. Sch., B. — A. P. in L–n. Kommt in die engere Auswahl.

H. B., A. Jedenfalls mehr „Eigenart“ als „Nachempfindung“, wenn auch noch nicht ganz druckreif. Frdl. Gruß!

E., H. Wie Sie sehen, in der Off. Halle verwendet. Verbindl. Dank!

E. B., D.-A. Wenn irgend möglich, wollen wir Ihren Ausführungen in einem der nächsten Hefte Raum geben.

A. v. S. Wenn Sie uns Übersetzungen vorlegen wollen, werden wir sie gern auf ihre Verwendbarkeit für den T. hin prüfen. Die eingesandten Gedichtproben waren leider für uns nicht geeignet.

Dr. G. B., Ch. Gern geben wir Ihre frdl. Mitteilung weiter, daß die im vorliegenden Hefte zum Abdruck gelangte Skizze „Zweins“ Teil eines demnächst erscheinenden Büchleins „Fantasia quasi una sonata“ ist.

E. F., L. Wenn die Schutzparagraphen gegen wirklich oder auch nur anscheinend widerrechtliche Internierungen in Irrenanstalten so tadellos funktionierten, wie Sie es darstellen, wieso kommt es denn, daß sich die Fälle jahrelanger erfolgloser Rechtskämpfe gegen gerichtsseitige Verdächtigung auf Geisteskrankheit bzw. Unmündigkeitserklärung, die auf völlig unzulängliche ärztliche Diagnosen hin aufrechterhalten wird, fortgesetzt wiederholen? Wir kennen deren genug, um bei dem genannten „Justizkuriosum“ trotz Ihrer formalistischen Einwände den „peinlichen Beigeschmack“ nicht loswerden zu können. Und schlimm genug, wenn der Jurist, wie Sie meinen, statt sich durch die von der Presse geübte Kritik das Gewissen schärfen zu lassen, immer mehr, weil diese Kritik überaus häufig auf Mißverständnissen beruhe, sie einfach nicht mehr zu beachten sich gewöhnt!

†† Gern sei hier wiedergegeben, was Sie über den „Betrieb“ in Landschulen mitteilen. „Es könnte einem als Volksmann“, schreiben Sie, „das Herz bluten, wenn man sieht, wie für unsere Kolonialpolitik Millionen um Millionen bewilligt werden, wie Deutschland im Angesichte der Völker als Bannerträger der Kultur einherschreitet, und wie drinnen, um mit Heine zu reden, ‚in der frommen Kinderstube Deutschland‘ alles im argen liegt, wie die eignen Kinder des Volkes ‚hungern und dürsten nach Gerechtigkeit‘, wie unsere wichtigsten Kulturaufgaben brach liegen. Nur einige Beispiele! Es handelt sich um Dörfer der Oberlausitz in der Umgebung von Bad Muskau, Kreis Rothenburg, O.-L.:

In Gablenz werden 269 Schüler in vier Klassen von zwei Lehrern
„ Berg „ 227 „ „ „ „ „ „ „
„ Lugknitz „ 225 „ „ „ „ „ „ „
„ Weißkeissel „ 220 „ „ „ „ „ „ „
„ Keula „ 208 „ „ „ „ „ „ „

unterrichtet. In diesen sog. vierklassigen Schulen sind jeder Lehrkraft zwei Klassen zugeteilt, von denen die beiden obern je 20 (18), die untern je 12 erhalten. — Die ‚harmonische Ausbildung aller Seelenkräfte‘ klingt angesichts dieses Stundenplans wie ein Hohn. (Pflichtstundenzahl 32.) In Köbeln werden 140 — ein Jahr lang waren es sogar 155 — Schüler in 3 Klassen von 1 Lehrer bei erhöhter Stundenzahl (36) unterwiesen! Die in weiterer Entfernung von Muskau liegenden Dörfer sind noch zum überwiegenden Teile wendisch. In Sagar hat 1 Lehrer an der utraquistischen (zweisprachigen) Halbtagsschule 152 Schüler zu unterweisen. Es ist harte Arbeit, die wendisch sprechenden Kinder im ersten Schuljahre zum Deutschschreiben und -lesen zu bringen. In Krauschwitz werden 121 in 3 Klassen von 1 Lehrer bei erhöhter Stundenzahl (16, 13, 9), zusammen 38 Stunden unterrichtet. In Braunsdorf werden 109 Kinder in einem ganz unzulänglichen Raume, in Betsaule 107 von je 1 Lehrer unterrichtet. — Die Gehälter sind die bekannten Tagelöhnerlöhne 1000—1150 Mk., wobei nicht zu vergessen ist, daß die noch nicht vier Jahre angestellten Lehrer nur 4/5 des Grundgehaltes beziehen. Einzelne wenige Gemeinden bewilligen wohl ihren Lehrern persönliche Zulagen, die aber freiwillige und widerrufliche sind. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!“

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Rembrandt van Rijn fec. Photogravure Bruckmann



REMBRANDT MIT SEINER GATTIN SASKIA



VIII. Jahrg. Juli 1906 Heft 10

Friedrich Naumann und der neue Liberalismus

Von

Dr. Richard Bahr

Von Friedrich Naumann ist ein neues Buch erschienen. Oder vielleicht richtiger: ein altes Buch in neuem Gewande. Schon vor Jahren hatte er, der einer der gesuchtesten Vortragsmeister Deutschlands geworden ist (er könnte mehr sein), eine Vortragsreihe über wirtschaftspolitische Probleme in Broschürenform herausgegeben. An diese frühere Publikation knüpft in erweitertem Umfang die neue an, die sich ein wenig selbstbewußt „Neudeutsche Wirtschaftspolitik" nennt (Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg 1906). Ich betone mit Vorbedacht die gegenseitige innere Abhängigkeit der beiden Veröffentlichungen. Naumann hat, seit er jene Vorträge — wenn ich nicht irre: in der Berliner Philharmonie — hielt, gewiß sehr viel gelesen; in dem Buch steckt ohne Frage ein ansehnlicher Fleiß, und hinter einer souveränen Darstellungsweise ungemein mühselige Kleinarbeit. Und dennoch ist — wie gesagt — eigentlich nichts Neues erwachsen. Die Behauptungen standen von vornherein unverrückbar fest vor Naumanns von politischen Leidenschaften durchwogter Seele; was er las, geschah nur, um in dem einmal für recht Gehaltenen zu erstarken; was er den in gewissen Grundrichtungen gleichgestimmten Lujo Brentano, Max Weber, Sombart entlehnte, zu keinem andern Zwecke.

Gustav Schmoller sagt einmal irgendwo (ich zitiere aus dem Gedächtnis), die Zeiten seien vorüber, da dilettierende Geistliche oder Jour-

nalisten nationalökonomische Untersuchungen schreiben könnten. Nie ist mir die Wahrheit des Ausspruches erschütternder aufgegangen als bei der Lektüre dieses im einzelnen oft fesselnden, mitunter durch geistvolle Wendungen und überraschende Einsichten ordentlich packenden und als Ganzes doch so unbefriedigenden Buches. Friedrich Naumann müht sich seit Jahren (man könnte meinen, eine liberale Praxis wäre uns mehr vonnöten) um die Grundlegung einer Theorie des allein echten und wahren, des „neuen" Liberalismus. Nachdem er in seinem Buch „Demokratie und Kaisertum" diesen „Neuliberalen" — der Ausdruck stammt von Naumann selbst — gezeigt hat, was sie über allgemeine Politik zu denken haben; nachdem dann der Kurländer Paul Rohrbach, der jetzt, von der teutomanischen Meute angekläfft, in aufopferungsvoller Pflichterfüllung in Südwestafrika Reich und Nation dient, in seinem längst nicht so aufdringlich didaktischen Werk „Deutschland unter den Weltvölkern" ihnen ihre weltpolitischen Aufgaben gewiesen, sollen sie jetzt Wirtschaftspolitik lernen. Eine (wenn ich Naumanns Ankündigung recht verstehe) mehr kulturpolitische Arbeit unter dem Titel „Geistesbildung und Politik" soll dann zu gegebener Frist dies System abschließen.

Über Wirtschaftspolitik aber soll dieses „Neuvolk" also denken: Zunächst nämlich wie die alten Populationisten, die J. J. Becher und Süßmilch, die Justi und Sonnenfels, die nach Kriegs- und Hungersnöten, nach Pestilenz und teurer Zeit schon die zunehmende Menschenzahl an sich als ein Glück priesen, das mit allen Mitteln zu fördern sei. „In der Menge wohlgenährter Leute besteht der größte Schatz des Landes" hatte vor rund anderthalb Jahrhunderten Veit Ludwig von Seckendorff im „Deutschen Fürstenstaat" gelehrt; aus seiner Zeit, in die noch auf Weg und Steg der Jammer der dreißig Kriegsjahre hineinragte, durchaus mit Recht. Auf diesen Unterschied der Zeitläufte aber verfällt Naumann gar nicht, obschon er noch knappe zwölf Seiten zuvor an die Spitze seiner Arbeit den absolut einwandfreien Satz gesetzt hat: Es gibt keine ewigen Wahrheiten in der Wirtschaftspolitik. „Der Tod wird schrittweis zurückgeworfen," jubiliert er, „es lebe das Leben!" „Deutschland muß sich darauf einrichten, daß es in zwanzig Jahren 80 Millionen Menschen haben wird." Gewissenhafte Leute werden geneigt sein zu antworten: Es kann in der Tat sein, wenn unser Industrievolk nicht inzwischen sich zu bedächtigeren Ehesitten durchringt, daß wir in zwei Jahrzehnten um fünfzehn oder zwanzig Millionen gewachsen sind, und es braucht das noch kein Unglück zu sein, solange Großgrundbesitz und Großindustrie in trautem „nationalen" Verein allerlei minderwertige Fremdvölker heranziehen, auf daß sie ihnen die notwendige Arbeit leisten. Aber ein wenig nachdenklich sollten wir gegenüber solchem Bevölkerungszuwachs doch werden; nicht gleich Neumalthusianer — das ist ein Standpunkt, der vielleicht eine zu hohe persönliche Kultur erheischt — aber dennoch langsam auf eine Reform zu sinnen anfangen; auf eine Anbequemung der Massen an die Ehesitten, die von den höheren Schichten gottlob allgemach auf unsere

Mittelklassen übergegangen sind. Naumann, der Theolog, beruft sich freilich auf Jehova, der seinem Freunde Abraham gesagt hätte (aber in einer menschenarmen Zeit, da ein paar kräftige Fäuste mehr für die patriarchalische Großfamilie allerdings Mehrung der Produktionstätigkeit und also des Reichtums bedeuteten!): „Deine Nachkommenschaft soll sein wie der Sand am Meer und wie die Sterne des Himmels." Keine stolzere Freiheit, meint er, als wenn wir im Taumel des Kindererzeugens und Kindergebärens zum Tode sprechen könnten: „Nimm weg, wir schaffen wieder!" Ich muß gestehen: das ist ein Optimismus, bei dem mich zu frieren beginnt.

Aber Naumann hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt: in zwanzig Jahren müßten wir ein Volk von 80 Millionen sein, und für diese Zeit — weiter denkt er vorläufig nicht — will er uns stark machen. Zum ersten: durch eine Änderung unserer Agrarverfassung („das Land der Masse"); zum zweiten: durch einen Wandel in der Richtung unserer industriellen Produktion („teuer und gut"); drittens: durch Übergang zum ungehemmtesten, rücksichtslosesten Freihandel. „Die Frage des Freihandels", erklärt er, „ist nicht eine Teilfrage der Volkswirtschaft, sondern ist die Frage der volkswirtschaftlichen Willensrichtung überhaupt." Und ein andermal: „Der Freihandel ist das wirtschaftliche Prinzip der Neuzeit." Schmoller, der für seine Person weder ein Schutzzöllner ist noch ein Freihändler, kommt auf Grund eines ganz anderen Tatsachenmaterials und einer erheblich weiter reichenden Literaturkenntnis zu dem Schluß: „Wir sehen in Schutzzoll und Freihandel nicht mehr eine Prinzipienfrage, sondern nur wechselnde Mittel für die Handelspolitik der Staaten." Wer dieses letzte Jahrhundert handelspolitischer Kämpfe im Geiste an sich vorüberziehen läßt, wird ihm darin beistimmen. Wie kann man den Freihandel das Prinzip der Neuzeit nennen, wo sämtliche neuzeitlichen Staaten bis an die Zähne gewappnet in schutzzöllnerischer Rüstung einander gegenüberstehen! Bis auf das eine England, das in den letzten Jahren die protektionistischen Wellen doch auch ganz bedenklich umbrandeten. Naumann hat von seinem gelehrteren Freunde Brentano das Argumentieren mit England übernommen. England — so folgert er — ist im Zeichen des Freihandels unermeßlich reich geworden, wir werden es auch werden. Nun sollen wir uns gewiß die Erfahrungen des Auslandes zunutze machen; aber so steht es doch nicht, daß ein Volk einfach das Leben des andern nachleben könnte. Was England, das in seinem ausgebreiteten Kolonialbesitz schier unerschöpfliche Kornkammern zur Verfügung hat, getrost wagen konnte, möchte uns leicht verderblich werden. Ich bin sicher alles andere eher als ein Agrarier; aber ich kann mir nicht helfen: die Argumente der Adolf Wagner, Oldenberg, Pohle, die vor den Gefahren des Nur-Industriestaats warnen, sind auf mich doch nicht ohne Eindruck geblieben. Zukünftige Entwicklungsreihen, die von tausend unvorherzusehenden und unberechenbaren Zufällen abhängig sein können, lassen sich ja überhaupt schwer in die Theorie einfangen; immerhin möchte es mir

(und anderen wohl auch) als ein allzu verantwortungsvolles Wagnis erscheinen, die deutsche Zukunft ausschließlich auf Industrie und Export zu gründen; ein für allemal unsere von unglücklichen Grenzen umgürtete Kontinentalmacht aus der Reihe der Nahrungsmittelstaaten zu streichen. Naumann nimmt es federleicht mit solcher Verantwortung. Wenn er am Schreibtisch sitzt oder vor dem Rednerpult steht, ist in diesem Sohn unserer nervösen, gedankenschweren Zeit etwas von der seelischen Disposition jener alten großen Merkantilisten, die mit „Säbel und Krückstock" ihren Territorien die wirtschaftspolitischen Mores beibrachten. Im neuliberalen Neudeutschland, so dekretiert D. Naumann, hat der Getreideproduzent keinen Platz. Der wird einfach vom Viehbauern expropriiert und — „das Land der Masse". Darin steckt ein Körnchen Wahrheit. Einer der besten Köpfe unter unseren jüngeren Nationalökonomen hat einmal gesagt: „Bauernhof an Bauernhof bis an die russische Grenze", und damit ohne Frage an den Kernpunkt unseres ländlichen Notstandes gerührt. Denn nicht die unter der Einwirkung der überseeischen Konkurrenz geworfenen Kornpreise sind der eigentliche hippokratische Zug im Antlitz der deutschen Landwirtschaft; das ist vielmehr die Agrarverfassung des Ostens und die in ihrem Gefolge einherziehende wachsende Leutenot. Hier Wandel zu schaffen, der Abwanderung Halt zu gebieten durch eine Reform, die dem ländlichen Nachwuchs das Leben auf dem Lande wieder lebenswert macht, ist sicher eine unserer wichtigsten Aufgaben; an ihrer glücklichen oder weniger glücklichen Lösung hängt vielleicht ein wesentliches Stück deutscher Zukunft. Nur vermag ich nicht einzusehen, warum mit der Agrarverfassung sich auch die Wirtschaftsweise von Grund auf wandeln müßte; auch nicht, weshalb, da doch, wie Naumann selbst zutreffend anmerkt, die „chemisch reinen Ideen" selten in der Welt zu wirken pflegen, nun jedes Rittergut ausnahmslos zertrümmert werden sollte. Zwischendurch scheint freilich auch Naumann zu meinen, daß Rittergüter ihre Meriten haben könnten. So als er von den Fideikommißbesitzern spricht, die wenigstens Waldschützer gewesen seien, und feststellt, daß für den Wald die Mobilisierung sich schädlich erwiesen habe: der sei edles Gut und brauche ruhige Hände. Aber Naumann denkt diesen Gedanken nicht zu Ende; auch sonst beherrscht das Sprunghafte, Aphoristische, Schlagwortartige dies Buch, das sich doch vermißt, eine Grundlegung zu werden und ein Wegweiser für ein ganzes „Neuvolk". Packende Bilder — ich sagte es oben schon — strömen Naumann auch in dieser Arbeit zu; gelegentlich gelingt es ihm, eine ganze lange Entwicklung in einen Satz zusammenzupressen. „In alten Zeiten", beginnt er ein Kapitel, „war alles deutsche Wesen auf den Wald gegründet": in diesem Satz lebt alles; vor dem historisch geschulten Auge ersteht unser ganzes Mittelalter; die engen winkligen Gäßchen, die Häuschen mit den niedrigen, vorspringenden Stockwerken, die so leicht erbaut wurden und so verhängnisvoll leicht wieder abbrannten, und all die auf das Holz des Waldes gegründeten ehrsamen Zünfte. Naumann bewährt auch seinen scharfen Blick für neues Werden.

Wie er aus Trusts und Syndikaten, aus Gewerkschaften und Genossenschaften die Fäden der neuen Gebundenheit aufzulesen weiß, die sich mit immer engeren Maschen über unser Volk zu legen beginnt, ist vortrefflich gesehen, und trotz der (übrigens habituellen) Neigung zur Vorwegnahme künftiger Zustände in der Hauptsache durchaus richtig geschildert. Leider sind das die Oasen in der Wildnis. Dazwischen dehnen sich lange Kapitel, da fast jedes der mit apodiktischer Zuversicht herausgeschleuderten Schlagworte zum stürmischen Protest zwingt. Wie wenn seine Leser an dem Laienbrevier der Nationalökonomie und der Finanzwissenschaft noch nicht genug haben könnten, versetzt er ihnen dann zum Beschluß noch eine Art Naturlehre des Staats. Die setzt aber erst bei der Betrachtung der deutschen Territorialherrschaften des 16. und 17. Jahrhunderts ein und kommt so allenthalben zu falschen Schlüssen. Daß die Menschen nicht nur besteuert, sondern auch verwaltet werden mußten, und daß, lange bevor die Territorialfürsten emporkamen, für beide Probleme die Städte Lösungen gesucht und zum Teil auch gefunden hatten, fällt Naumann gar nicht bei. Und will doch die Deutschen lehren. Will die „Köpfe bereit machen für die größere Zukunft". Für eine „gemeinsame, vorwärtsschreitende, neudeutsche Kultur" mit einer „Mitbeteiligung aller an Leitung und Ertrag der Produktion". Für den „neuen Liberalismus"!

* * *

Man kann ordentlich melancholisch werden, wenn man sieht, was alles im Zeichen dieses angeblich neuen Liberalismus geschieht. Wie die Beckmesser ziehen seine Anhänger, die Naumann-Barthsche Tabulatur unterm Arm, im Lande umher und prüfen einen jeglichen auf Herz und Nieren, ob die Berührung mit ihm einen Neuliberalen nicht etwa unrein mache. Darüber sind sie immer mehr in Pharisäismus, Splitterrichterei und ein politisches Spießertum versunken, das ihnen den Blick für die Realitäten des staatlichen Lebens nahezu zerstört hat. Und nun drückt ihnen, die sich mit dem Talent aller Sektierer immer weiter teilen und chemisch immer reiner, an Zahl aber immer kleiner werden, Naumann noch einen Katechismus in die Hand, damit sie in allen Lebens- und Todesnöten auch ja wissen, was sie meinen und denken sollen. Eine wahrhaft skurrile Idee! Auch ich glaube an einen neuen, von sozialen Impulsen erfüllten Liberalismus, und ich sehne mit ganzer Seele die Zeit herbei, wo (wie Bismarck einmal sagte) Deutschland „links herum regiert" würde. Es kann auf die Dauer gewiß nicht dabei bleiben, daß z. B. der preußische Staat verwaltet wird, als ob er nur von Großindustriellen und Großgrundbesitzern bewohnt würde. Die akademisch gebildeten Schichten, die heute noch vielfach hinter den Teutomanen herziehen, der neue Mittelstand, die technischen Angestellten, sie alle, deren aufopferungsvoller, von den wirtschaftlichen Kämpfen nie getrübter Patriotismus das Gemeinwesen zumeist getragen hat, müssen sich eines Tages klar werden über ihre grundsätzliche Stellung in Staat und Gesellschaft, und dieser Tag wird zugleich die Geburtsstunde des neuen Liberalismus sein.

Aber dann wird eigene Gedankenarbeit ihn heraufgeführt haben; nicht eine „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", zu der D. Friedrich Naumann drei Bände stiftete und der Dr. Lic. Paul Rohrbach einen.

Immerhin sind das spätere Sorgen. Heute brennen uns ganz andere Nöte auf den Nägeln. Über unserem Volk braut eine soziale Friedlosigkeit wie kaum je zuvor. Weite Kreise des Unternehmertums sind völlig den Einflüssen ihrer bezahlten Agitatoren erlegen, die wie der Dr. Alexander Tille in einer erborgten herrischen Sprache das Recht auf Unanständigkeit verfechten; der rüde Trotz aber, der neuerdings durch die sozialdemokratischen Reihen rast, hat auch treue Freunde sozialer Arbeit verstimmt und abgestoßen. Indes jene geschlossen dastehen und mit gefüllten, prallen Säckeln, beginnt es in unserem Lager abzubröckeln. Die einen sind verärgert, die anderen verschüchtert, die dritten sinnen gar auf eine Revision ihrer bisherigen Anschauungen: selbst ein früher so ehrlicher Sozialreformer wie der von mir aufrichtig verehrte Dietrich v. Oertzen empfiehlt jetzt zur Lösung unserer sozialen Gebreste Blut und Eisen.

In solcher Trübsal bedürften wir mehr denn je der Mittler, die — in der Art etwa der älteren englischen christlichen Sozialisten — durch Beispiel und Lehre zum Frieden mahnten, die leis und behutsam die Auseinanderstrebenden an der Hand nähmen und sie zum gegenseitigen Verstehen, zum Einander-ertragen führten. An solchen Männern ist unser Land, die Heimat der Parteiung und Zerklüftung, immer arm gewesen. Einst, als der junge Frankfurter Missionsgeistliche seine „Sozialen Briefe an reiche Leute" in die deutsche Welt flattern ließ, glaubten wir wenigstens einen gefunden zu haben. Deshalb jubelten wir, die wir damals jung ins Leben traten, ihm zu: der zarten Poetenseele im hünenhaften Leibe. Aber er hat uns enttäuscht. Jetzt, da er sich langsam den Fünfzig nähert, wird man es wohl aussprechen müssen: diese Gegenwartsarbeit, die nach ihm schreit, wird von Friedrich Naumann nicht getan werden. Er hat sich der Magie ergeben. Ein politischer Alchimist, der in der Retorte den Liberalismus der Zukunft mischen will.



Gebet

Von

Martin Lang

Daß ich nimmer fehle
Und dir nahe bin,
Weite meine Seele!
  Laß mich zu dir kommen,
  Gib mir einen frommen
  Und gewissen Sinn!

Heile meinen Schaden,
Laß in deinem Licht
Meine Seele baden,
  Herze, Mund und Hände,
  Die ich zu dir wende,
  Himmelsangesicht.





Leibeigen

Eine Kolonialnovelle aus der Gegenwart

Von

Hanna Christaller

(Fortsetzung)

Auf seiner Veranda hielt Romund Nachmittagsruhe. Behaglich ausgestreckt lag er auf dem Sofa, den Kopf im Schoße seiner Frau. Ihr zu Füßen hatte eine rotbraune Dachshündin mit ihren drei Jungen sich niedergelassen. Alle vier zeigten eine wahre Manie darin, sich auf dem herabhängenden Rock ihrer Herrin ein Lager zurechtzuscharren. Auf den Polstern neben Romund aber schnurrte ein feister Kater.

Gemütlich räumte Dodo, der Hausdiener, den Eßtisch ab und warf die Hühnerknöchelchen, die Gemüse- und Puddingreste von den Tellern in ein großes flaches Geschirr, das er vom Boden aufgenommen hatte.

„Nun öffne den Papageikäfig und binde die Meerkatze mit der langen Leine ans Geländer!“ befahl der Hausherr dem Diener.

Dieser ärgerte sich jedesmal, so oft er solchen Auftrag erhielt; denn der Neger hat im allgemeinen wenig Verständnis für die Tierwelt. So stand es bei Dodos Verdrossenheit und absichtlicher Langsamkeit eine gute Weile an, bis er das ihm Anbefohlene ausgeführt hatte.

Romund sprang schließlich ungeduldig auf und stellte den Teller mit den Speiseresten auf den Boden. Das war das Signal zum allgemeinen Aufbruch der vier- und zweibeinigen Hausgenossen: ihr mühsam hergerichtetes Lager verließen sofort die Dachshunde; der Kater war mit einem Satz vom Sofa herunter; behende kletterte der Papagei an den Stäben seines Käfigs herab und watschelte schwerfällig auf die Atzung zu. Die Meerkatze aber, das feingliedrige Äffchen, spazierte an der Hand Romunds, wie ein Zwergfräulein, zu der hungrigen Gesellschaft hinüber, die nun einen possierlichen Kreis um den Futternapf schloß.

Belustigt sah das Ehepaar dem Schmause zu, der zuweilen in eine kleine brotneidische Balgerei auszuarten drohte, die aber jedesmal durch ein energisches Pst! Romunds im Keime erstickt wurde.

Die Hände auf den Knien, mit vorgebeugtem Oberkörper schaute er seinen Tieren zu.

Jetzt lachte er auf; denn der Kater konnte es sich nicht versagen, dem zudringlichen Papagei einen katzenzierlichen Klaps auf den Schnabel zu geben.

„Ei, wer kommt denn da?“ rief in diesem Augenblick die Hausfrau. „Haben Sie sich endlich — ja so, wir sind ja du und du — hast du dich endlich zu einem Besuch entschließen können, Maria?“ Sie eilte der Freundin entgegen, die am Treppenaufgang erschien.

„Schon längst hegte ich den Wunsch, mich mündlich bei Ihnen zu bedanken für die liebenswürdige Gastfreundschaft, die Sie meinem Weibchen zwei Wochen lang gewährt haben, Frau Calwer,“ begrüßte Romund die Eintretende.

„O, und wie gerne tat ich das!“ sagte sie. „In der Fremde schließt man ja so schnell Freundschaft.“

Überrascht betrachtete Maria die so ungleiche Schmausgesellschaft.

„Nicht wahr, das ist nett?“ lachte er. „Ein Beweis dafür, daß mit Geduld und Energie auch feindliche Elemente unter einen Hut oder vielmehr um einen Napf zu bringen sind!“

Maria lächelte trüb. „Die Unvernünftigen beschämen die Vernünftigen.“

Frau Romund schoß einen vielsagenden Blick auf ihren Mann. Der aber fragte unbefangen: „Sie meinen als Erziehungsobjekte?“

„Nein, so war's nicht gemeint.“

„Nicht?“

Helene tippte ihren Mann mit dem Ellbogen an.

Er zog die Uhr. „Ich muß leider in den Dienst. Kleine, wo hast du meine Zeichnungen?“

„Drinnen im Zimmer!“

„Danke!“ Er eilte hinein. „Wo denn, Schatz?“

„Warte! Gleich!“ Sie flog ihm nach: „Hier auf dem Büfett.“

Sie faßte ihn am Rockärmel und bog seinen Kopf zu sich nieder. „Du! da hat's wieder etwas gegeben,“ wisperte sie schnell, „das arme Weib sieht so unglücklich aus!“

„Ah, das meintest du!“ sagte er. „Dumm“ — er kratzte sich hinter dem Ohr —, „daß ich dich nicht verstand! Na, rede ihr zu, sich ins Unvermeidliche geduldig zu ergeben!“

Er verabschiedete sich von den beiden Frauen.

Helene trat wieder auf die Veranda hinaus und zu ihrem Besuch. Sie blickte dem Davoneilenden nach, wie er leichtfüßig die Treppe hinuntersprang. Vom Vorplatz warf er noch eine Kußhand herauf.

„Ist es nicht reizend,“ fragte Frau Romund glücklich, „wenn auch an der Wiege des Mannes die Grazien standen? So oft ich den lieben Kerl sehe, nah oder fern, immer bin ich entzückt von ihm. Weißt du, es gibt Menschen, die nur aus der Perspektive nett sind, und andere, deren Schönheiten eigentlich erst unter der Lupe zur Geltung kommen. Mein

Mann, das muß ich sagen, vereinigt beide Eigenschaften in sich. Sieh doch, wie er jetzt wieder den Kopf zu uns herumwendet, voll Schelmerei und Übermut! Wie er den Arm hebt und uns zuwinkt!" Sie stand, von dem Anblick ganz hingenommen, da. „Wirklich, ich habe mich schon manchmal gewundert, daß mein Herz noch nicht gesprungen ist vor Seligkeit. Wenn ich sehe, wie es andern ergeht, frage ich mich oft: Womit habe ich mein Glück verdient? — — — Man wird innerlich so reich und milde, wenn man liebt. O, seit ich ihn habe, begreife ich alle Torheiten und Tollheiten, welche Menschen aus Liebe begehen können."

„Ja du!" sagte Maria herbe. Sie setzte sich aufs Sofa und zog die Plauderin neben sich nieder. „Du begreifst alle Torheiten und Tollheiten der Liebe, weil du milde geworden bist durch das Glück. Ich begreife alle Torheiten und Tollheiten der Verzweiflung und werde verbittert durch das Unglück."

„A bah!" schnitt Helene ab, „euer ganzes Unglück kommt von gewissen dogmatischen Hirngespinsten und Verbohrtheiten her. Ja, wenn ich während meines Besuches bei euch nicht selbst gesehen hätte, wie ihr euch mit euren ausgetiftelten Ideen herumbalgt, dann würde ich es nicht für möglich halten, daß Leute des zwanzigsten Jahrhunderts sich benehmen können wie Fanatiker des Mittelalters, und daß so vortreffliche und brave Menschen, wie ihr, es fertig bringen, sich mit theologischen Spitzfindigkeiten gegenseitig so zu plagen. Ich habe übrigens mit meinem Mann von euren Zänkereien über Himmel und Hölle gesprochen. ‚Papperlapapp!' sagte der, ‚was heißt Himmel? was heißt Hölle? Die Angst vor dem alten Schmorpfuhl sitzt euch Weibern noch mehr auf den Nerven als abergläubischen Männern. Begreife doch! Die Hölle ist nur da, wo Unduldsamkeit und Selbstsucht herrschen. Unduldsame Heilige aber können selbst den Himmel zur Hölle verkehren. Merkwürdig, wie schwer sich die Menschen alles machen! Uns ist ja nur das eine süße Gebot gegeben: Liebt und werdet geliebt! Wer darnach lebt, dem ist auch der Himmel gewiß.' So sieht mein Mann die Sache an."

„Natürlich! es ist ja alles so kindereinfach", stimmte Maria bei: „Aber, du weißt ja, der Ausgangspunkt all meiner Differenzen mit Christoph ist immer seine blinde Buchstabengläubigkeit. Ich nehme mich jetzt so furchtbar in acht, den wunden Punkt nicht zu berühren. Ich muß wohl. Aber wir können ja kaum unsere Gedanken miteinander austauschen — gleich ist es da. Und was soll denn das, nichts reden können als banale Alltäglichkeiten und, sobald man tiefer geht — streiten! Es ist ein scheues Vorübergehen an allem. Jedes nimmt sich vor, das andere zu schonen — aber es liegt doch immer im Hintergrund, bereit, jeden Augenblick hervorzubrechen. Hilf mir, Helene! Was soll ich tun?"

Frau Romund saß ratlos da.

Endlich faßte sie die Hand der Freundin: „Blicke doch um dich, und tröste dich mit Schlimmerem! Wie gut könnten zum Beispiel dein und

mein Mann ins Hereroland berufen worden sein, wo jetzt der Krieg wütet. Wie schlimm erginge es uns dann! Und Unglück ist ja überall. Ach! beinahe hätte ich's vergessen — da drüben in der Nachbarschaft — —" sie schaute zum Hospital hinüber — „Hast du's schon gehört?"

Maria schrak zusammen. „Nein! Was ist?"

„Die Frau des Stabsarztes ist in Deutschland gestorben."

Jeder Blutstropfen wich aus Mariens Gesicht. „Gestorben?"

„Sie soll die Schwindsucht gehabt haben. Mein Mann fand den Doktor, als er ihm kondolierte, in einer nervösen Aufregung; überhaupt benahm sich dieser in letzter Zeit mitunter, als befände er sich im ersten Stadium des Tropenkollers. — — Aber was ist dir? Großer Gott! — Ein Glas Bordeaux!"

Helene sprang auf.

„Laß nur!" bat die andere halb erloschen. „Es ist nichts. Die Fahrt in der Sonne — —"

Schon kam Frau Romund mit dem Glase zurück.

„Nimm!" Sie hielt den Kelch an Mariens Lippen.

Diese faßte ihn mit zitternden Fingern — er entglitt ihr und zerschellte auf dem Boden.

Stumpf blickte Maria auf die rote Lache und die Scherben ihr zu Füßen: „Was zerbrochen ist, wird nicht mehr heil."

* * *

Hell und blendend war der Karfreitagmorgen heraufgestiegen. Still und müde lag die Landschaft unter dem glühenden Kuß der Tropensonne. Still und müde saßen auch die beiden Menschen in dem weißen Nachen sich gegenüber, der gleich einem Schwan die schimmernde Glätte der Lagune durchschnitt. Der Stabsarzt lehnte nachlässig an der Brustwehr des Boots — er schien in schwere Gedanken versunken. Gabriele, nach Kühlung verlangend, bewegte hie und da mit ihrem offenen Sonnenschirm die unbewegte Luft.

Sie fuhren an einem Palmenhain vorüber, der eine schilfige Bucht umsäumte. In klaren Umrissen warf der Wasserspiegel das Uferbild zurück — ein Bild tiefer Ruhe. Kaum daß sich etwas regte — nur ein Negerknabe war damit beschäftigt, ein schwärzliches Kanu von den unteren Zweigen eines überhängenden Busches loszuknüpfen, und jetzt tauchte hinter dem Gesträuch ein weißgekleideter Europäer auf, der rasch ins Fahrzeug sprang. Ein junges, schwarzes Weib, das ihm gefolgt war, blieb am Ufer zurück. Mit beiden Händen das Schilf zurückbiegend, schaute sie dem abstoßenden Boote nach.

Wie sie so dastand mit den prachtvoll geformten Armen und Schultern, glich sie einer schön gemeißelten Bronzestatue. Das schlichte Hüftentuch, das ihren Körper von der Brust bis zu den Knöcheln verhüllte, verriet deutlich die ebenmäßigen Linien einer geschmeidigen Gestalt.

Wie gebannt blickte der Mann im Boot zu ihr herüber und rief ihr in der weichklingenden Landessprache einen Abschiedsgruß zu. Welche Innigkeit in seiner Stimme! Und das war Tieme, der sich sonst so kurz und knorrig gab?

„Es muß doch schön sein, sich geliebt zu wissen!" fuhr es Gabrielen durch den Sinn. Wie erschrocken über ihre eigenen Gedanken, blickte sie den Gefährten ihr gegenüber an, der sie nachdenklich fixierte. Eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht.

„Fürchten Sie Gedankenlesen?" spöttelte er. „Hm, Ihre Wimpern helfen Ihnen nichts; ich weiß doch, was Sie dachten. Wohl uns, wenn unsere Sprache noch so ehrlich wäre wie unsere Mienen!"

„Gesetzt, Sie hätten das Richtige erraten," meinte die Ertappte — — „wen der Duft der Rose lockt, der sagt damit noch lange nicht, daß er sich auf Rosenzucht verlegen möchte." Sie neigte sich zu ihm hinüber und sagte eindringlich: „Wenn Sie doch endlich zu Ihrem eigenen Heil einsehen würden, daß, wer freiwillig entsagt, schließlich den feinsten Genuß hat!"

Er verzog mißvergnügt den Mund. „Ein Glück, daß nicht alle Weiber solche gefrierenmachende Vernunftsprodukte sind wie Sie!"

Gabriele rückte gelassen zurück und spielte mit der Troddel ihres Sonnenschirms. Der Doktor aber, welchem seine rasche Äußerung schon leid tat, rief dem inzwischen herangeruderten Landsmann zu: „He, Herr Tieme, was sagen Sie zu dem Diktum: Rosenduft und Rosenzucht gleich Liebe und Ehe?"

„Ich sage," gab der Angerufene scherzend zurück, „daß der Vergleich dem Fräulein Rühr-mich-nicht-an durchaus ähnlich sieht." Dabei blinzelte er wohlwollend von dem einen zur andern hinüber, als habe er bei diesem tête-à-tête des neuen Witwers und der anmutigen Schwester seine besonderen Gedanken. „Ich glaube aber, die Dame ist nicht ganz ehrlich gegen sich selbst."

Gabriele lachte auf. „Ihr Männer seid doch einer wie der andere. Ihr meint, wenn ein Weib nicht einen euresgleichen ihr eigen nennt, dann sei ihr das Leben nicht lebenswert. Wie bescheiden ihr seid! Ich gebe zu: es ist ganz nett, sich mit euch zu unterhalten; denn manchmal gibt es recht kluge Geschöpfe unter euch. Im übrigen danke ich für permanente Haussklaverei."

„Ich will Ihnen etwas sagen," platzte Tieme heraus, „allzuviel Herbheit nimmt den Schmelz; 's wär' schade um Sie!"

Gabriele hatte ihre volle Heiterkeit zurückgewonnen. „Danke für die Lehre! Übrigens, wohin gondeln Sie denn? Aus Ihrem festlichen Anzuge schließe ich, daß Sie zum deutschen Gottesdienst rudern, zu dem wir ebenfalls eingeladen worden sind."

„Eben dahin will ich", entgegnete Tieme. „Karfreitag ist meiner Mutter Todestag, und die gute Frau hing so am Alten. Ich glücklicher Heide will für sie beten — in ihrem Sinn beten —, aber passen Sie auf!"

brach er plötzlich ab. „Hier gibt's Sandbänke. Das Boot-an-Boot-fahren hört jetzt auf, ihr Leute!"

Die Nachen glitten hintereinander hin, vorüber an Ufergebüsch und wogenden Savannen. Einschläfernd tönte der halblaute Gesang der Ruderer ins gleichmäßige Plätschern des Wassers.

Endlich kam der Landungsplatz in Sicht.

Ein bimmelndes Geläute klang vom Ufer herüber — und schon, nahe den beiden Böten, lag vor ihnen am Abhang einer Höhe hinan das Negerdorf. Ein Kirchlein und das Missionshaus krönten den Hügel.

Die Gelandeten betraten die anfangs ziemlich breite, dann sich mehr und mehr verengende Negerstraße, die in vielen Windungen langsam bergan führte. Eingefriedigte Höfe mit hochragenden, weitästigen Bäumen wechselten mit eng aneinander gedrängten und in bester Ordnung befindlichen Lehmhütten ab, deren Boden — man blickte durch die offenen Türen hinein — so glatt und rein war wie der einer sauber gekehrten Tenne.

Heiden und Mohammedaner kreuzten den Weg der Kirchgänger. Diese hatten bald den großen, freien Platz vor dem langgestreckten, bretternen Gebäude erreicht, über welchem vom Türmchen herab die Glocke bimmelte. Viele dunkle und einige weiße Gestalten strömten den Eingangspforten zu, hier junge Negerfrauen, die in ihren dunklen Hüftentüchern an die malerischen Gestalten der ersten Christen erinnerten, dort in schroffem Gegensatz dazu eine stattliche Schwarze in gelblichem, mit roten Nelken bedrucktem Modekleid, einen ungeheuren Hut über dem gutmütigen Mopsgesicht. Ein wenig seitab aber stolzierten ein paar gigerlhaft gekleidete Mohrenjünglinge einher, in elegantem schwarzen Anzug, mit Zylindern und Glacéhandschuhen.

„Ich komme nach!" sagte Martini zu seinen beiden Gefährten. „Wählen Sie sich einstweilen gute Plätze aus!" Sein unstet suchender Blick verriet Gabrielen, auf wen er zu warten beabsichtigte. Unfroh ging sie mit Tieme weiter.

Der Stabsarzt trat an eine der hohen, fensterähnlichen Öffnungen hinan, welche die Bretterwand der Kirche in gleichmäßigen Abständen unterbrachen, und schaute ins Innere. Das Gotteshaus war beinahe völlig besetzt. Im Hintergrunde saßen auf niederen Bänken Männer und Weiber. Mehrere der letzteren hielten Kinder zwischen den Knien, einige auch ihre Säuglinge am Busen. Die vorderen Reihen aber hatten die besonders eingeladenen Europäer inne, denen zu Ehren der Gottesdienst heute in deutscher Sprache gehalten werden sollte, was übrigens der zahlreich erschienenen schwarzen Gemeinde eine nicht unwillkommene Abwechslung zu bieten schien.

In der Nähe der Türe begrüßte Christoph, der in seinem schwarzen Talar noch bleicher und verhärmter als gewöhnlich aussah, die Eingetretenen. Johannes Riedel aber stand ernst und würdevoll auf dem erhöhten Redepult, das die Kanzel darstellte, und legte sich einige Andachtsbücher zurecht.

Erregt musterte der Doktor die Versammlung. Wo blieb Maria?

Längere Zeit verging. Dann trat Christoph zu einer Schar Missionsschüler, die mit gedämpfter Knabenunruhe einen Halbkreis um das Harmonium bildete, vor dem der musikbegabte Nathanael in dunkelblauem Anzug, geschmückt mit einer feuerroten Krawatte, saß.

Auf einen Wink des Missionars begann der junge Musikus, allerdings mit verschiedenen Fehlgriffen, Variationen über das Thema „Stumm schläft der Sänger" zu spielen.

Nach diesem Präludium stimmte der Schülerchor einen Choral an.

Und Maria war noch immer nicht da — — —

Seltsam war's dem Stabsarzt ums Herz: Lange war's her — da hatte auch er daheim kräftig im Chor mitgesungen in der stillen, kühlen Kirche, über deren Fenster wie ein grünlicher Flor der Schatten alter Lindenbäume sich wob. Ihr sanftes Rauschen mischte sich damals in den Gesang, und leise, wie mit duftigen Atemzügen, wehte der Frühling den süßen Hauch von Lindenblüten durch einige geöffnete Butzenscheibenflügel herein. Wie schlicht und traulich war das alles gewesen! Unbefangen hatte er Kirchenlieder und Predigten in sich aufgenommen, wie ein Kind stets gewohnte Nahrung. Er hatte damals rote, runde Backen und fröhliche Augen, und das junge Herz pochte von Kraft und Lust. O sancta simplicitas!

Und nun? Schwül zitterte die Luft unter den Palmen; auf gelbem, heißem Sand schritt sein Fuß, und junge Neger sangen in fremdartigem Akzent: „O Haupt voll Blut und Wunden!" Sie sangen von dem Verkündiger der göttlichen Liebe, von ihm, den Menschenwahn ans Kreuz genagelt. Sie sangen von einem, der gestorben war, sie von den Satzungen zu erlösen. O sancta simplicitas! Die da sangen, lagen sie nicht, ohne es zu wissen, noch heute in den Banden, deren Abwerfung ihr Lied als längst vollzogene pries? Noch heute waren sie der Satzung untertan. Verdrossen schlug der Stabsarzt mit dem Handrücken gegen die Fensterverkleidung. Nichts hatte er mit diesen Seelen gemein. Was wollte er eigentlich im Betsaal, den er sonst gemieden? Mengen wollte er sich unter die vielen, um die eine zu sehen, nur zu sehen.

Aber wo blieb sie, die ihm trauter gewesen war als die Heimat? Sie, nach deren Nähe ihn so heiß verlangte und die er doch gemieden, die *ihn* gemieden? Sie war nicht gekommen.

Er wandte sich ab und ging den schattigen Weg entlang, der um das gegenüberliegende Missionshaus herumführte.

Plötzlich hemmte er den Schritt. An der einen Seite des Hauses stand im Schatten von Seidenwollbäumen eine Bank, und darauf, die Hände lässig im Schoß gefaltet, saß Maria. Träumerisch schaute sie ins Weite. In den Zweigen über ihr gurrten wilde Tauben, und wie eine weiße Flocke fiel dann und wann eine überreife Frucht hernieder. Der Boden war schon ganz besät mit den dünnschaligen, braunen Kapseln, die ihr weicher, quellender Wollinhalt gesprengt hatte.

Der Gesang in der Kirche verstummte, und in einförmigem Tonfall wurde die Stimme des Predigers vernehmbar.

Der Stabsarzt stand wie festgewurzelt. Zum erstenmal nach jener jüngsten entscheidenden Wendung in seinem Leben sah er Marien —: ein Grab hatte sich geschlossen, seitdem er ihr zuletzt begegnet — und jede Fessel war von ihm gefallen. Es überkam ihn wie ein wonniger Rausch des Vergessens von Leid und Entsagung — aber der Rausch war gepaart mit Wehmut, herzverzehrender Wehmut über alles, was ihn von Maria getrennt hatte — nun erst recht trennte: seine Freiheit war so neu wie ihre Ketten.

Sollte er jetzt gehen? Nein! Nur einmal ihr in die Augen schauen — das mußte er. Er konnte nicht anders. Einige Schritte — und er stand ihr gegenüber. Sie erhob sich. Die eine Hand auf die Banklehne gestützt, die andere auf die erschrocken pochende Brust gepreßt, blickte sie zu ihm auf.

„Maria," sagte er halb traurig, halb lächelnd, „Sie erschrecken? Wenn ein Gespenst vor Ihnen auftauchte, wahrhaftig, Sie könnten nicht entsetzter dreinschauen." Beklommen stand er einen Augenblick da. „Sie mußten doch wissen, daß ich kommen werde — Ihr Mann hatte mich zum Gottesdienst eingeladen."

„Hatte er?" fragte sie.

„Ja! Und das sagte er Ihnen nicht?"

Sie schwieg und sah zur Seite.

„Ich fürchtete, Sie seien krank, als ich Sie nicht in der Kirche fand", sondierte er.

„Die Stille hier draußen tut mir so wohl," entgegnete sie, „was die Herren den Negern zu predigen haben, ist mir hinlänglich bekannt."

„Maria, wozu sollen wir Versteck spielen? Ich weiß alles —: Sie sind nicht an Ihrem Platz. Warum wollten Sie mich damals nicht hören, als Sie zuerst den Fuß auf diesen Boden setzten? Nun sind Sie mir im Grunde genau so untreu geworden wie ich Ihnen. Aber ich mußte, und Sie wollten."

Sie blickte ihn erstaunt an.

„Ja, so ist es," bekräftigte er. „Aber damit will ich mich natürlich nicht rechtfertigen. Ich fühle nur dies: Wahre Liebe bleibt, ob sie alles besitzt, ob sie alles entbehrt. Und so gestimmt, kam ich hierher. Ich habe viel gelitten in der letzten Zeit. Aber der Gedanke wuchs in mir immer klarer empor: Du darfst sie, sie darf dich trösten. Maria, können Sie mir beistimmen?"

Er streckte ihr mit bittender Gebärde die Hand hin. Sie blieb unbeweglich.

„Nicht?" fragte er enttäuscht und ließ die Hand sinken.

„Es ist so schwer, so schwer", entrang es sich ihr, und wie entschuldigend fügte sie hinzu: „Wer viel geirrt, mißtraut sich selbst."

„Ich habe warten gelernt", sagte er. „Aber wollen Sie sich nicht wieder setzen?"

Sie tat es. Er nahm neben ihr auf der Bank Platz. Teilnehmend betrachtete er sie. Wohl war der erste Jugendschmelz aus diesem bleichen Gesicht gewichen. Aber alles darin war verinnerlicht. Die feine, von schmerzvollem Nachdenken eingegrabene Falte zwischen den Brauen entging ihm nicht. Und die dunklen Haare, früher in reichen Flechten gretchenhaft um den Kopf geschlungen, trug sie nun im Nacken geknotet. Um so anmutiger trat die zarte Kopfform hervor. Aber — täuschte er sich? Er sah genauer hin. Einige lichte Fäden zogen sich durch das glänzende Braun. Das gab ihm einen Stich ins Herz. O, sie in seine Arme ziehen und ihr in die schönen, traurigen Augen schauen, bis sie wieder selig leuchteten wie einst! Er fühlte sich so weich gestimmt, so besänftigt und beruhigt wie seit langem nicht. Mit halblauter Stimme und als verstehe es sich von selbst, begann er ihr zu erzählen von dem verzweifelten Kampf zwischen Sollen und Wollen, den er gekämpft, von den drückenden Banden, die nun von ihm abgefallen waren und ihm das Recht zurückgegeben hatten, über sich selbst zu verfügen.

Maria hörte ihm mit bangem Interesse zu. „Ein einziger mutiger Zug zur rechten Zeit auf dem Schachbrett des Lebens", sagte sie sich, „hätte uns ein Spiel vielleicht gerettet, das wir allzufrüh verloren gaben."

Es wurde still zwischen beiden. In den Zweigen über ihnen gurrten die Tauben, und knisternd fielen einige Blätter herab. Durch die Bäume sahen sie hinaus in das ewig grüne Land: sanft gewellte Hügelzüge und dahinter leuchtend das Meer wie ein breiter, blauer Pinselstrich!

Ihre Hände lagen auf der Bank nebeneinander — flüchtig berührten sie sich, fieberheiß die seine, marmorkalt die ihre. Maria zuckte zusammen. Alles Blut schien nach ihrem Herzen zurückgedrängt. Jetzt an ihn sich anschmiegen, sich ausweinen, ihm allen Groll abbitten, den sie in sich genährt — aber nein, sie rührte sich nicht.

Von der Kirche tönte der Schlußgesang herüber. „Wir hätten uns noch so viel zu vertrauen", sagte der Stabsarzt.

Sie nickte zerstreut.

„Können wir uns nicht zuweilen sehen?" fragte er unsicher.

Erschrocken blickte sie auf: „Ich bin eines andern Weib!"

„Ja, und dort kommt er schon — der andere!"

Langsam nahte Christoph von der Kirche her, den schwarzen Talar, der für eine höhere Gestalt zugeschnitten war, mit den Händen vor der Brust heraufgerafft. Neben ihm gingen Frau Pauline und Gabriele. Als sie das Missionshaus erreicht hatten, empfahlen die Damen sich und traten in die Riedelsche Wohnung ein, die einen besonderen Eingang hatte.

Jetzt näherte sich dem Missionar zögernd ein Schwarzer, ein kräftiger Mann in mittleren Jahren, aus dessen wohlgebildetem Gesicht so viel Intelligenz und Gutherzigkeit sprach, daß er, wäre er weiß von Haut gewesen, sehr gut für einen soliden deutschen Bürgersmann hätte gelten können.

„Ich werde von der Taufe absehen müssen", begann der Neger ver-

schüchtert, als sie dicht bei den Seidenwollbäumen angekommen waren. „Du siehst ja, ich weiß nicht, welche von meinen beiden Weibern ich hergeben soll. Behalte ich Lydia, so habe ich eine gute Frau, aber sie hat keine Kinder. Behalte ich Aluba, so habe ich drei Kinder, aber die Frau ist nicht so gut wie die andere. Sie liebt deinen Gott nicht, und die Kinder wird sie zu ihren heidnischen Verwandten mitnehmen, wenn ich mich von ihr trenne. Ich aber will, daß sie in deine Schule gehen und die gute Lehre der Weißen hören."

„Lydia ist eine wackere Christin", entgegnete der Missionar. „Sie könnte, wenn du sie frei gäbest, als Lehrerin sich nützlich machen. Was aber Aluba betrifft, so gelingt es dir gewiß noch, sie von unserem herrlichen Glauben zu überzeugen."

Der andere stieß ein gurgelndes „Aoh" aus. „Möchtest du", fragte er, „mit der störrischen Ziege leben um deines Glaubens willen und das sanfte Lamm fortschicken?"

„Ja, denn der Herr des Himmels würde mir alsdann schöneren Lohn geben!"

„Dein Glaube ist groß," meinte der Neger verlegen, „aber der schwarze Mann ist anders geartet als der weiße." Damit verabschiedete er sich eilig.

„Möge der Herr dich erleuchten!" rief Christoph ihm nach. „Und was meinen Sie dazu, Herr Stabsarzt?" wandte er sich mit einiger Zurückhaltung an den unfreiwilligen Zeugen des Gesprächs.

„Nun," entgegnete dieser, „ich bin denn doch etwas anderer Meinung als Sie, Herr Missionar. Wäre der Schwerbedrängte nicht allzu schnell davongerannt, ich hätte ihn in seiner Gewissensnot beruhigt mit dem schönen Beispiel von jenem weiberreichen und doch so frommen König David, dessen Psalmen ja heute noch das Entzücken der Gläubigen sind."

„Was soll das?" unterbrach ihn Christoph bestürzt und gab seiner Frau einen Wink, sich zu entfernen, den aber diese, mit sich selbst beschäftigt, übersah.

„Ja, noch mehr," fuhr Martini mit gehobener Stimme fort, „ich hätte Ihrem schwarzen Konvertiten noch zu seinem Troste sagen können, daß der mit Mord gebrandmarkte Liebesbund des israelitischen Königs sogar eine Wurzel des Stammes wurde, dem der Messias entsproß. Wie merkwürdig, Herr Missionar, doch die Jovialität Gottes mit der Strenge seiner Bevollmächtigten kontrastiert!"

Christoph räusperte sich unbehaglich, aber mit verhaltener Erregung dozierte sein Gegenüber weiter: „Haben Sie denn je bedacht, was Sie beginnen, indem sie diese Wilden in die Norm unserer sittlichen Anschauungen hineinzwängen? Was sind, praktisch gewogen, diese Anschauungen überhaupt wert? Werfen Sie doch einen Blick in die scheußlichen Kloaken der zivilisierten Welt, einen Blick in unsere Großstädte! Seit Jahrhunderten wird bei uns getauft, konfirmiert, getraut, und was springt bei all dem Predigen heraus? Die Massen — und auf diese kommt es doch im Grunde



Narcisse Diaz
Gewitter

an — sind tief entsittlicht. Ich sage nicht: entsittlicht **durch** die Lehren der Kirche, sondern **trotz** eurer Lehren."

„Ich bitte Sie —" warf Christoph ein.

„Und meinen Sie," schnitt der Stabsarzt ihm das Wort ab, „meinen Sie mit Ihrem Versittlichungseifer hier unter den Farbigen mehr zu erreichen als dort unter den Weißen? Sehen Sie sich doch Ihre schwarzen Bekehrungsobjekte an! Was in den Gesichtern dieser Zivilisationskandidaten geschrieben steht, ist es nicht, wenn auch etwas naturunmittelbarer, derselbe sybaritische Zug, den schon Juvenal den alten Römern, Voltaire seinen Franzosen von der Stirn las? Der alte Adam ist wahrhaftig recht alt und sehr zählebig. Und Kirchen und Priester, die ihn berufsmäßig zu bekämpfen haben, gibt es beinahe so lange, wie es eine Geschichte der Menschheit gibt! Was lernen wir daraus? Daß man heißen Lebensdrang und üppige Gier nicht totschlägt mit salbungsvollen Worten der Abtötung und Entsagung."

Maria, die in den Schatten eines weit überhängenden Baumzweiges getreten war, pflückte mechanisch ein paar Blätter ab und zerrieb sie nervös zwischen den Fingern. Ihr beunruhigter Blick hing bald wie magnetisiert an der herben Physionomie und den stolzen Bewegungen des aufrecht und hochgewachsen dastehenden Stabsarztes, bald in banger Erwartung an den eckigen Gesichtsformen und gedrückten Mienen ihres in sich zusammengeknickten Ehegatten.

„Maria," sagte dieser, „willst du nicht zu Frau Riedel hinübergehen? Schwester Gabriele ist ja auch dort."

„Nein," widersprach sie, „ich möchte lieber hier zuhören."

Beleidigt zuckten Christophs Brauen. „Herr Doktor," wandte er sich wieder an seinen Gegner, „ich bin ein Werkzeug Gottes und stehe im Dienst der Kirche und meiner Konfession."

„Kirche und Konfession!" wiederholte Martini mit Nachdruck. „Euren Konfessionen ist es der Hauptsache nach nur um die Schablone zu tun, um die tote Form. Die Form aber ist nichts — der Geist ist alles. Den Geist will ich, den Geist der Innerlichkeit, und das heißt nichts weiter, als die rechte geistige Luft, in welcher Individualitäten sich entwickeln können. Individualitäten sind überall, wohin die Schablone nicht kommt. Blicken Sie doch um sich im weiten Reich der Natur! Ist die uns nicht ein unvergängliches Vorbild? Die Palme strebt schlank empor, und der Efeu rankt sich kriechend über den Boden hin; der Rosenstrauch wiegt seine duftigen Blüten im Sonnenlicht, und die Kartoffel vermehrt ihre nützlichen Früchte unter der Erde. Alles aber ist gut. Lassen wir doch jedem Geschöpf seine Eigenart und seine Selbstnatur! Das gilt auch in Glaubenssachen. Die ganze Menschheit in eine einzige konfessionelle Schablone hineinzwängen — du lieber Gott! Das kommt mir vor, wie wenn man Palme, Rose, Kartoffel und alle Pflanzen weit und breit ziehen wollte an einem und demselben, von einem zünftigen Schreiner vorschriftsmäßig hergerichteten Spalier."

Er schwieg einen Moment und blickte zu der jungen Frau hinüber, die mit lebhafter Bewegung vortrat: „So ist es," bekräftigte sie, „weit erschlossen werden ringsum muß unser Horizont. Niemals kann ein Kirchendach die Menschheit überwölben; das vermag nur Gottes weitgespanntes Himmelszelt."

„Ja," redete der Stabsarzt, ihr zugewandt, weiter, während Christoph einen empörten Blick auf seine Frau hinüberschoß, „ja, an allen Ecken und Enden bersten die alten Formen; nicht mehr Leibeigene wollen die Menschen sein, sondern Freie und Brüder, und das erlösende Wort heißt Bildung. Bildung aber ist individualisiertes Wissen, das Gegenteil schablonisierten Glaubens."

Der Missionar hatte mehrmals die Lippen zur Gegenrede geöffnet, aber seine innere Entrüstung erstickte ihm das Wort auf der Zunge. „Wohin verlieren Sie sich, Herr Stabsarzt!" sagte er endlich mühsam.

Dieser griff sich an die Stirn. „Ja, wohin verliere ich mich? Der beidere Schwarze von zuvor mit seinen zwei Weibern ist schuld an diesem Dialog, oder soll ich sagen Monolog? Eure Bekämpfung der Vielweiberei gehört übrigens auch zum Kapitel der Schablone. Ich will die Vielweiberei nicht preisen — gewiß nicht, Herr Calwer! Aber was beginnt ihr? Mit einem kühnen Salto Mortale springt ihr über Traditionen und Sitte, über Klima und Gesundheit, über Gewohnheit und Volksgemüt hinweg, kommt mit eurer alles beglückenwollenden Gleichmacherei daher und befehlt: von jetzt an hat Afrika in Herzensangelegenheiten nicht mehr schwarz, sondern weiß zu fühlen und zu leben! Aber, um ernsthaft zu reden: die Vielweiberei, möge man über sie denken wie man wolle, ist keine Sünde gegen die Natur; sie ist nur ein Verstoß gegen die abendländische Kultur."

„Was?" schäumte der Missionar ihm in die Rede hinein. „Sie verteidigen auch noch diese schändlichste aller orientalischen Institutionen, die das Weib zum reinen Schacherobjekt herabwürdigt?"

„Schacher hin, Schacher her!" tönte es zurück. „Ich rede der Vielweiberei nicht das Wort — ich sagte es schon, das liegt mir wahrhaftig fern. Ich will nur erwogen und geduldet sehen, was ethnographisch, geschichtlich und hygienisch seine Berechtigung hat. Die Einehe jedoch halte ich — das betone ich — für das edelste Produkt der okzidentalischen Zivilisation. Aber ist sie in Wirklichkeit, was sie der Idee nach sein sollte, diese Einehe?" — er warf einen flammenden Blick auf Marien, welche die zerpflückten Blätter zu Boden fallen ließ — „Schacher hin, Schacher her, habe ich gesagt. Und nun sehen Sie sich, bitte, einmal unseren florierenden europäischen Weiberschacher, den man unter der Flagge der Ehe betreibt, etwas genauer an! Eheverträge sind nur allzuhäufig nichts weiter als Erbverträge. Die Kapitalkräftigsten, Mann oder Weib, sind gewöhnlich auch die Zugkräftigsten, und ich habe noch niemals gehört, daß bei uns zu Hause ein Pfarrer sich geweigert hätte, einem kühl spekulierenden Ehegeschäft den göttlichen Segen zu erteilen."

„Warum halten Sie mir das alles vor?" fragte Christoph gekränkt. „Ich verstehe wohl, dem natürlichen Menschen geht es schwer ein, im rechten Maß zu nehmen und zu entsagen. Und aus natürlichen Menschen besteht ja eben die Masse, von der Sie reden. Aber ein Christ liebt sein Weib nicht um äußerer Dinge, sondern um Gottes willen. Unsere Hoffnung steht darauf, daß der uns geoffenbarte Glaube, welcher das Salz der Erde ist, mehr und mehr die faulen Massen durchtränken werde. Sie, als Arzt, sehen eben leider alles durch die hygienische Brille. Ich aber, als Diener Gottes, kann nichts weiter tun, als was meines Amtes ist. Ich werde meine Pflicht erfüllen bis zum letzten Atemzuge; denn es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name als der Name Jesus." — — —

Schon eine gute Weile wanderten Frau Riedel und Gabriele im anstoßenden Garten hin und her.

„Sehen Sie," sagte die erstere, „da ist meine Ananasanpflanzung."

Die Schwester beugte sich zu einer Staude nieder, drückte die steifen, dorngezahnten Blätter auseinander und atmete das Aroma der rosigen Frucht ein. „Gleich morgen, Frau Missionar, werde ich Ihr vorzügliches Ananasrezept mir zunutze machen. Nicht wahr, der Saft wird dick gekocht — und Zucker wie viel?"

„Ganz nach Geschmack!" bestimmte die andere. Sie beobachtete, während sie sprach, die Gruppe unter den Baumwollbäumen. „Der Herr Stabsarzt scheint einzig und allein gekommen zu sein, um Frau Calwer zu besuchen", bemerkte sie mit geheimem Ärger. „Ich glaube, die schwatzen und schwatzen dort, ohne daß es der Hausfrau einfällt, ihrem Gast, geschweige ihrem Mann, eine Erfrischung anzubieten. So geht's, wenn ein Mensch zu gut ist; denn etwas Anspruchsloseres als Bruder Christoph lebt nicht. Und sie — nun ja, anspruchslos ist sie ja eigentlich auch. Aber bei einer Frau ist das sozusagen Leichtsinn, nämlich dieses Wegsehen über alles, was das praktische Leben fordert. Schon auf unserer Herreise war sie mir rätselhaft. Wenn niemand etwas dachte, hatte sie immer den oder jenen sonderbaren Gedanken über Dinge, die ein vernünftiger Mensch einfach als selbstverständlich hinnimmt. Wissen Sie," ereiferte sich die sonst so gemessene Frau und machte eine energische Armbewegung, „erziehen muß man so eine träumerische Person. Daran hat es offenbar gefehlt — die Mutter starb früh, und die Schwestern verhätschelten natürlich das Nesthäkchen — dreinfahren sollte Bruder Christoph, anstatt ihr alles an den Augen abzusehen. Neulich traf mein Mann sie mit einem Buch in der Hand. Warten Sie — wie hieß es doch? ‚Lebensanschauungen der großen Denker — —'"

„Ah, das von Eucken?" fragte Gabriele interessiert.

„Der großen Denker!" warf Frau Riedel hin. „Was brauche ich große Denker? Ich habe meinen Heiland. Und man sieht es ja — nur konfus macht dieses gelehrte Zeug. Anstatt eine Freude an ihrer Haushaltung zu haben, trägt sie ihre melancholischen Mienen zur Schau, und manchmal fängt sie aus freien Stücken an zu weinen, und kein Mensch weiß, warum — —"

„Die Arme!" bedauerte die Schwester.

„Nun bemitleiden Sie die auch noch!" tadelte Frau Riedel. „Aber" — sie faßte die Disputierenden aufs neue ins Auge — „da muß ich doch ein Wörtchen dreinreden!"

Die Hand an ihrer kurzen, breiten Taille, ging sie mit absichtsvoller Freundlichkeit auf den Stabsarzt zu. „Herr Doktor, wollen Sie nicht auch zu uns ein bißchen herüberkommen und eine kleine Stärkung zu sich nehmen?" Sie warf Marien einen etwas malitiösen Blick zu.

„Ach, ich vergaß ganz!" erschrak diese.

Martini lächelte. „Eine Stärkung? Danke! Sie sind sehr liebenswürdig, Frau Riedel. Menschen, die uns wert sind" — er verneigte sich vor Marien —, „stärken uns schon durch ihre bloße Gegenwart." Dann wandte er sich an die andern: „Es ist hohe Zeit, zu gehen, wenn Schwester Gabriele und ich noch rechtzeitig heimkommen wollen. Bitte, empfehlen Sie mich dem Herrn Missionar Riedel!"

(Fortsetzung folgt)



Laß ab!

Von

Ad. Elisabeth Rohn

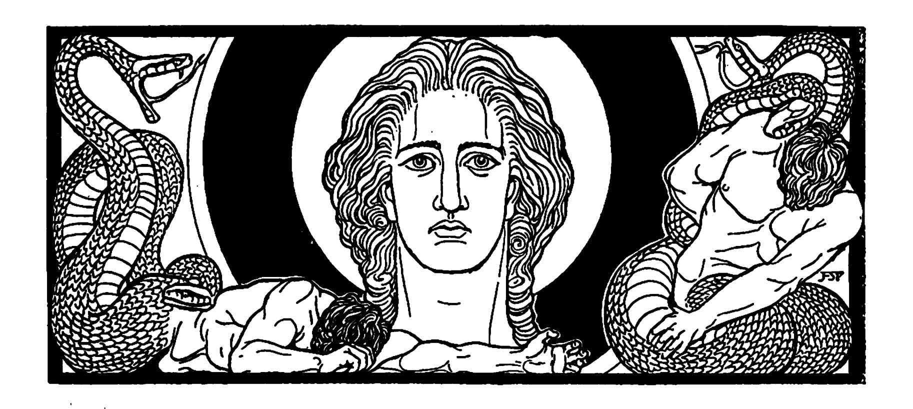
Dein Weg ist meiner nicht. Laß ab, laß ab!
Mich quält dein Wort, — mich ängsten deine Flammen.
Was ich in schwerem Kampf errungen hab',
Das reiße du nicht keck und stolz zusammen.

Dein Lied ist seltsam süß und fremd und wild — — —
In meines Tempels Marmorheiligtume,
Da rauschen Orgelklänge voll und mild,
Da rankt sich der Entsagung weiße Blume.

Und sie muß sterben, wenn dein Odem weht,
Und keines Taues Kühle will sie decken — —
Laß ab, laß ab! — mir kam dein Gruß zu spät:
Was schlafen ging, das soll man jäh nicht wecken.

Geh hin, wo Rosen glühn. Es lockt der Ruhm,
Es schluchzt ein Herz nach dir auf Sehnsuchtswegen —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Mich laß in meines Tempels Heiligtum,
Dem stillen, meine weiße Blume pflegen.





Die wirklichen Schürer der Hexenbrände

Von

H. Bauer

Über die systematischen Hexenverfolgungen, welche vom Ende des 15. bis in das 18. Jahrhundert hinein den Okzident mit dem Qualm entflammter, lebende, zuckende Menschenleiber verzehrender Scheiterhaufen erfüllten, und deren Ausläufer bis fast unmittelbar an die französische Revolution hinanreichten, sind wir genugsam unterrichtet. Wir wissen, daß im ehemaligen Königreich Polen die letzten gerichtlichen Opfer des furchtbaren Wahnes sogar erst im Jahre 1793 gefallen sind, zu einer Zeit also, da in Frankreich bereits der rote Schrecken herrschte. Der preußischen Kommission, welche im Jahre 1801 mit einer Grenzregulierung im ehemaligen Südpreußen beauftragt war, fielen in der Nähe eines kleinen polnischen Städtchens die Reste einiger abgebrannten, in der Erde steckenden Pfähle ins Auge. Auf Befragen wurde ihr erzählt, daß im Jahre 1793, als eine preußische Kommission nach der dritten Teilung Polens jene Gebiete in Besitz nahm und sich eben in Posen befand, der Magistrat jenes Städtchens zwei der Hexerei angeklagte Weiber zum Feuertode verurteilt habe; sie hätten rote, entzündete Augen gehabt, und das Vieh ihrer Nachbarn sei beständig krank gewesen. Als die Kommission von der Verurteilung erfahren, habe sie ungesäumt ein Verbot der Urteilsvollstreckung erlassen, es sei aber zu spät eingetroffen, da die Weiber inzwischen bereits verbrannt gewesen seien. Man hat zahllose Akten von Hexenprozessen den Archiven entnommen und durchstudiert, man kennt also das angebliche Verbrechen und das gerichtliche Verfahren dagegen ganz genau, eine Reihe gelehrter und populärer Werke sind darüber veröffentlicht worden.

Eine sehr wichtige Frage aber blieb bei alledem noch bis in die neueste Zeit unaufgeklärt: Wie konnte der tolle Wahn mit seinen handgreiflichen Ungereimtheiten und Widersprüchen eine solche Ausbreitung, eine so jeglichen Einspruch erstickende allgemeine Herrschaft über die Geister,

und zwar nicht bloß über die urteilslose Masse, sondern über die Gebildeten, selbst derzeitige Leuchten der Wissenschaft, über Menschen, die man im übrigen als wacker und wohlwollend gelten lassen muß, gewinnen, daß ihm in einem Zeitraum von etwa dritthalb Jahrhunderten weit über eine Million Unglücklicher zum Opfer fallen konnten? Und wie war es möglich, daß diese Entwicklung grad in einem Zeitalter einsetzte, welches sonst als eine der glänzendsten Perioden der Menschheit gilt? Gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts hin, als aus dem von den Osmanen eroberten Konstantinopel nach Westen fliehende Griechen dem Abendlande die seit Jahrhunderten verschütteten Quellen klassischer Bildung wieder aufgetan hatten? Gutenberg erfand damals seine gewaltige Kunst, die mächtigste Bahnbrecherin der Bildung und Aufklärung, die aber freilich zunächst sofort für die Ausbreitung jenes Wahns in Dienst genommen wurde; Kaiser Maximilian I. bekämpfte tatkräftig den mittelalterlichen Geist roher Gewalt und suchte dem Deutschen Reiche gesicherte Rechtszustände zu geben, war aber selbst ein mächtiger Förderer der sich eben entwickelnden allgemeinen Hexenverfolgung; Kolumbus und Vasco de Gama erschlossen der Menschheit neue Welten und weiteten deren Blick, aber am Bord der Entdecker und Weltumsegler wurde der Hexenprozeß in die überseeischen Länder mit hinübergetragen; die Reformation lichtete zu Anfang des 16. Jahrhunderts den Wust von Aberglauben, aber auch Luther und selbst der mildherzige Melanchthon vermochten sich über den Dunstkreis des Hexenwahns nicht zu erheben! Wie der Schlagschatten eines höllischen Ungeheuers, furchtbarer als alle Ausgeburten des früheren Mittelalters, fällt dieser Wahn auf das sonst so glanzvolle Zeitalter, das der Menschheit auch den ersten großartigen Aufschwung der empirischen Wissenschaften gebracht hat! Prozesse gegen Zauberer beiderlei Geschlechts, Verurteilungen an solchen zu verschiedenen Strafen, auch zum Feuertode, kennt bereits das Altertum, auch das ganze Mittelalter hindurch finden sich derartige Vorgänge, aber es handelt sich immer nur um vereinzelte Fälle und um Anklagen wegen wirklicher oder vermeintlicher Verbrechen gegen dritte, gegen deren Leben und Eigentum, nicht um das Sammelsurium von Wahnvorstellungen, wie sie die Hexenprozesse des 15. Jahrhunderts aufweisen, bis sie gegen Ende desselben sich zu den großen epidemischen Verfolgungen verdichten.

Die Frage, wie eine solche vollständige Entgleisung der menschlichen Vernunft überhaupt eintreten konnte, hat erst in der jüngsten Zeit Beantwortung gefunden. Die meisten der früheren Forscher gelangten zu dem Endergebnisse, daß die Verantwortung auf Seite der Verfolgten gesucht werden, daß den Verfolgungen irgend ein wirkliches Vergehen zugrunde gelegen haben müsse. Der Gedanke, daß so unsagbare Greuel an wirklich Unschuldigen verübt worden sein sollten, lediglich aus Wahnvorstellungen heraus, war eben namentlich denjenigen unfaßbar, welche noch unter dem Einflusse der das Mittelalter und die ihm folgenden Jahrhunderte idealisierenden Romantik standen.

Auch aus dem Hereinragen geheimer heidnischer Religionsübungen in die christliche Zeit suchte man das Hexenwesen zu erklären und griff bald auf das germanische, bald auf das slawische, bald auf das keltische Heidentum zurück. Man übersah dabei, daß das Zauberwesen überhaupt keinen nationalen, sondern einen universellen, in seiner späteren Ausgestaltung christenheitlichen Charakter hatte. Man hat von geheimen Gesellschaften, die aus dem höchsten Altertum stammen sollten, von Zusammenkünften verkappter Wüstlinge und liederlicher Weiber unter der Maske von Teufeln, von aufregenden Salben u. dgl. gefabelt, durch welche Massen von Weibern sich Jahrhunderte hindurch in einen ekstatischen Zustand versetzt haben sollten, in dem sie sich das wirklich einbildeten, was sie später auf der Folter aussagten; man hat von geheimen Giftmischer- und Kornwucherer-Gesellschaften geredet und sonst noch allerhand abenteuerliche Behauptungen aufgestellt, wer sich aber mit dem in den Prozeßakten enthaltenen Material beschäftigt hat, für den kann kein Zweifel bestehen, daß alle diese Erklärungsversuche durchaus unhaltbar und mit der Wirklichkeit unvereinbar sind. Dasselbe gilt von den Versuchen, den tierischen Magnetismus, den Somnambulismus und die Hypnose zur Lösung des finsteren Rätsels heranzuziehen. Alle die angeführten Erklärungsversuche entspringen dem an sich sehr begreiflichen Drang, der Menschheit für das auf ihr lastende ungeheuerliche Verbrechen der Hexenverfolgungen zum mindesten mildernde Umstände zu schaffen.

Der Wahrheit hat zum erstenmal Dr. W. G. Soldan in seiner Geschichte der Hexenprozesse zu ihrem Rechte verholfen. Aber dem verdienten Gelehrten ist es noch nicht gelungen, den Weg zu ihr, den er allerdings richtig gewiesen, von allem ihn sperrenden Schutt und Gestrüpp zu reinigen. Das Verdienst, die Frage in sachlicher, auf Schritt und Tritt durch reichliches Quellenmaterial gestützter, jeglichen theoretischen Räsonnements sich enthaltender Untersuchung erschöpfend beantwortet zu haben, hat sich erst neuerdings Professor Dr. Jos. Hansen, Archivar der Stadt Köln und Herausgeber der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst" in seinem Werke „Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgungen" erworben.

Glauben an Zauberei hat es zu allen Zeiten und überall gegeben. Orient und Okzident sind dabei gleich beteiligt. Schon der vorgeschichtlichen Zeit gehört die Vorstellung an, daß durch zauberische, d. h. an sich ungeeignete, erst durch dämonisches Eingreifen wirksam werdende Mittel Gutes oder Böses geschafft werden könne. Die ältesten ägyptischen Hieroglyphen belehren uns darüber ebenso wie die in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts entzifferte Literatur, welche im Bibliotheksaale des alten Königsschlosses zu Ninive gefunden wurde. Die Entzifferung gelang, weil zwischen den Zeilen der in der verloren gegangenen Sprache der vorgeschichtlichen Bevölkerung Chaldäas abgefaßten Aufzeichnungen sich eine assyrische Übersetzung befand. Es waren freilich keine Bücher, die man entdeckte; die Bibliothek sah eher aus wie eine große Ziegelei, denn sie enthielt

nur mit eingegrabenen Schriftzeichen bedeckte Tontafeln, deren eine 28 Zaubersprüche aufweist, während 200 andere ein vollständiges Werk magischen Inhalts darstellen.

Das Christentum, als neue, die Kulturwelt zusammenfassende Macht, übernahm kritiklos den bereits vorhandenen Dämonenglauben, und der erste verhängnisvolle Schritt, den es zur späteren Entwicklung des Zauberwahns tat, war, daß es die alten heidnischen Götter nicht für Wahngebilde, sondern für wirklich vorhanden und für Dämonen erklärte. Man berief sich auf 1 Kor. 10, 10, wo Paulus äußert, was man den alten Göttern opfere, das opfere man den Dämonen. Die Kirche gestand also den alten Göttern wirkliche Existenz und ein Wirkungsvermögen zu, das man durch Gebet und Opfer sich nutzbar machen könne, freilich nur unter Gefährdung seiner Seele.

Diese Vorstellung griff schon sehr frühe Platz. Es bedurfte aber noch einer vielhundertjährigen Entwicklung, ehe sich vom Zauberwesen, zu Beginn des 15. Jahrhunderts, jene Auffassung gebildet hatte, welche zu den allgemeinen Hexenverfolgungen hinüberleitet. Diese ging dahin: Verworfene Menschen, vornehmlich Angehörige des weiblichen Geschlechts, schließen mit dem Teufel einen Pakt, um mit dessen Hilfe durch zauberische Mittel ihren Mitmenschen an Leib und Leben, an Besitz aller Art Schaden zuzufügen; sie nehmen an den unter dem persönlichen Vorsitz des Teufels stattfindenden nächtlichen Sabbaten teil, erweisen dem Teufel Verehrung, verleugnen und verhöhnen schimpflich Christus, die Kirche und die Sakramente; sie begehen ebendort die entsetzlichsten Ausschweifungen unter sich und mit dem Teufel; sie begeben sich zu diesen Stätten mit teuflischer Hilfe in schnellem Flug durch die Lüfte; sie können sich leicht in Tiere, namentlich in Wölfe, Katzen und Mäuse verwandeln, und sie bilden unter sich eine große ketzerische Sekte. Alle diese Verbrechen stehen in so engem inneren Zusammenhang miteinander, daß, wer eines derselben überführt ist, eben damit auch aller übrigen schuldig gilt.

Von den Bestandteilen dieses im Laufe von Jahrhunderten durch theologische „gelehrte Forscher" zusammengestoppelten Sammelbegriffs lassen sich verschiedene als zum Inventar des altheidnischen griechisch-römischen Aberglaubens gehörig nachweisen, andere wieder haben ihren Ursprung aus der Praxis der Ketzerverfolgungen im 13. und 14. Jahrhundert genommen. Zu der ersterwähnten Gruppe gehört die Vorstellung vom Maleficium, d. h. der schädigenden Zauberei. Das lateinische Wort maleficium bedeutet eigentlich ganz allgemein Übeltat, es wurde aber im Lauf der Zeit schon im Altertum ganz besonders auf Giftmischerei angewandt, und der heimtückische, unheimliche Charakter des Giftmords hat dieses Verbrechen in der Vorstellung der Menschen als ein solches erscheinen lassen, das mit dämonischer Beihilfe vollbracht würde. So entwickelte sich das Wort späterhin zur offiziellen Bezeichnung schädigender Zauberei überhaupt.

Zu der schädigenden Zauberei gehörte außer der, die Leib und Leben des Nächsten betraf, auch die Erzeugung von Unwetter, das Herüberziehen

des Getreides von fremdem Acker auf den eigenen, weshalb italische Flurgesetze häufig das Drehen einer Spindel im Freien oder auch nur das unverdeckte Tragen einer solchen verboten.

Es gehörte zu der erwähnten Art von Zauberei das Werwolftum, dessen Petronius in seinem „Gastmahl des Trimalchio", gedenkt (vgl. diese Erzählung in dem Bande „Mären und Satiren aus dem Lateinischen" der „Bücher der Weisheit und Schönheit"). Dort erzählt Niceros, wie ein Mensch, der ihn auf einer Wanderschaft begleitete, plötzlich seitwärts ins Gebüsch trat, seine Kleider abwarf und gleich darauf als großer Wolf in den Wald rannte. Nach Hause zurückgekehrt, erfährt Niceros, es sei ein Wolf in seine Herde eingebrochen, von einem der Sklaven aber mit der Lanze in den Hals gestochen worden. Als Niceros darauf jenen Menschen besucht, findet er ihn im Bette, wo ihm ein Arzt grade den verwundeten Hals verbindet. Das Muster aller späteren Werwolfgeschichten! Auch auf das geistige Vermögen des Menschen kann durch Zauberei schädigend eingewirkt werden. Cicero erzählt darüber eine drollige Anekdote. Der Redner Curio, der stark unter einem kurzen Gedächtnis zu leiden hatte, so daß er oft, wenn er eine dreiteilige Rede angekündigt hatte, den dritten Teil schuldig blieb oder aber durch die Zugabe eines vierten überraschte, hatte einst im Prozeß gegen eine gewisse Titinia, die von Cicero verteidigt wurde, die Gegenpartei zu vertreten. Kaum hatte er aber die Rednertribüne betreten, als er den ganzen Rechtshandel so vollständig aus dem Gedächtnis verloren hatte, daß er, ohne ein Wort vorgebracht zu haben, sich wieder zurückziehen mußte. Im Zorn über die Blamage beschuldigte er die Titinia, daß sie ihm das Gedächtnis weggehext habe, weil sie sonst verloren gewesen wäre.

Es fehlte auch schon damals keineswegs an aufgeklärten Geistern, welche den Wahn verspotteten. So schildern Plutarch und Lucian das Elend der Abergläubischen, welche sich auf Schritt und Tritt von geheimnisvollen Feinden und Gefahren umgeben glauben, zum Priester laufen und opfern, wenn ihnen beim Anziehen der Sandalen ein Riemen gerissen ist, oder wenn ihnen eine Maus ein Loch in den Mehlsack gebissen hat. Sie behängen sich mit einer solchen Masse von Amuletten, daß sie wie ein Trödelladen aussehen, und sind durch die Abwehr der eingebildeten Gefahren, namentlich auch des „bösen Blicks", so in Anspruch genommen, daß ihnen keine Zeit zu vernünftiger Tätigkeit mehr übrig bleibt. Haben sie so den ganzen Tag über gezittert und gebebt, so bringen ihnen die Träume der Nacht neue Qual und Bedrängnis.

Einer anderen Gruppe abergläubischer Vorstellungen des griechisch-römischen Altertums gehören die Strigen an. Das Wort strix bedeutet eigentlich Eule. Man dachte sich aber unter den Strigen teils gespenstische Wesen, welche nachts in Vogelgestalt umherflögen und namentlich in der Wiege liegende Kinder heimsuchten, um sie entweder durch die giftige Milch, die sie aus ihren Zitzen saugen ließen, zu töten oder ihnen Blut und Ein-

geweide auszusaugen. Petronius erzählt einen Fall, in dem sie die Eingeweide eines toten Knaben verzehrten, die Leiche mitnahmen und an deren Stelle eine Strohpuppe zurückließen. Ein Sklave haut nach ihnen mit dem Schwerte, wird aber am ganzen Körper grün und blau, als wäre er gepeitscht worden, verliert jede Farbe und stirbt nach einigen Tagen. Andernteils aber dachte man sich unter den Strigen Weiber, die sich nachts durch eine Salbe in Eulen verwandeln und ausfliegen, um auf Buhlschaft zu gehen, gemeinsame Gelage zu feiern, oder auch um kleine Kinder und Erwachsene zu töten, wohl auch auf- oder auszufressen und sie im letzteren Falle mit Stroh auszufüllen. Sie saugen auch Menschen aus, um deren Mark und Leber zu Liebestränken zu verwenden. Apulejus und Lucian schildern, wie eine thessalische Frau — die Thessalierinnen standen im ganz besonderen Rufe der Zauberei — sich nachts am ganzen Leibe salbt und dann als Rabe zum Fenster hinausfliegt. Ein im Hause weilender Gastfreund will ihr das Kunststück nachmachen, versieht aber etwas und wird in einen Esel verwandelt, als der er allerhand Drangsale zu erdulden hat, bis er endlich durch einen neuen Zauber erlöst wird.

Diese Strigen-Vorstellung ist für den späteren Sammelbegriff vom Hexenwesen sehr wichtig geworden.

Dem Altertum fehlte ein das ganze Zauberwesen umfassender Begriff vollständig, für strafbar galt die Magie an sich überhaupt nicht, sondern nur wo sie mit Mord, Aufruhr oder mit Anschlägen gegen den Kaiser in Verbindung gebracht wurde. Dabei spielten namentlich aus Wachs, Blei oder Wolle geformte Bilder eine Rolle. Durch das langsame Verbrennen derselben glaubte man auf weite Entfernung hin den unter den Bildern Gedachten töten zu können.

Manche dieser abergläubischen Vorstellungen suchte von den christlichen Kirchenvätern schon der heilige Augustinus († 430), der von Hause aus ein geschulter Philosoph war, in ein System zu bringen. Er war zwar noch einigermaßen skeptisch und wollte z. B. noch nicht, wie spätere, glauben, daß es wirklich eine Circe gegeben habe, welche die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelte, aber er erzählt doch, daß sich zu seiner Zeit Wirtinnen auf billige Weise Lasttiere verschafft haben, indem sie durch Verabreichung verzauberten Käses ihre Gäste in solche verwandelten und für sich arbeiten ließen. Über die Art, wie man sich diese Verwandlung etwa zu denken habe, stellt er tiefe Spekulationen an, und auf solchem Grunde weiterbauend errichteten dann die Scholastiker, d. h. die „Philosophen" des Mittelalters, die aber nicht etwa den Inhalt der kirchlichen Lehren kritisch betrachteten, sondern diese als unantastbare Wahrheit behandelten und nur auch noch vernunftgemäß zu erhärten suchten, ihr luftiges Lehrgebäude über die Engel- und Dämonenwelt, über das Zauberwesen und den Pakt der Menschen mit Dämonen oder dem obersten derselben, dem Teufel. Stück für Stück rafften sie allen zerstreut sich vorfindenden volkstümlichen Aberglauben zusammen, um ihn ihrem System einzuverleiben und „wissenschaftlich

zu begründen", wobei sie einen großen Teil ihres Stoffes, d. h. der Einzelvorstellungen, dem römisch-griechischen Altertum entnahmen, während ihnen die Auffassungsweise der Orient mit seiner bunt entwickelten Dämonenlehre lieferte. Belege für ihre Behauptungen entnahmen sie ohne jede Kritik durcheinander sowohl der Bibel, in der jedes Wort ihnen als vom heiligen Geist eingegeben galt, wie der antiken Literatur. Da wurden in Parade aufgeführt die Zauberer Pharaos, die sieben jungen Gatten der Sara, die durch den bösen Geist Asmodäus (Buch Tobias 3, 8. 6, 4 ff.) getötet wurden, die strengen Strafandrohungen gegen die Zauberer in den Büchern Mosis (2. Mos. 22, 18. 3. Mos. 20, 27. 5. Mos. 18, 10. 11), ferner Ps. 78, 47—49, wo von bösen Engeln, die die Weinberge verwüsten, geredet wird, Hiob 1, 19, nach welcher Stelle mit der Erlaubnis Gottes der Satan durch ein Wetter Hiobs Besitzungen vernichtet. Daß das ganze Luftreich von Engeln und Dämonen erfüllt sei, wurde aus Ephes. 6, 12 erwiesen. Daß die Dämonen mit Blitzesschnelle Menschen an entfernte Orte führen können, dafür mußte die Geschichte von Habakuk, den der Engel des Herrn beim Schopfe nahm, um ihn aus Judäa nach Babylon zu führen, damit er dort den in die Löwengrube geworfenen Daniel speise, als Beleg herhalten. Die Möglichkeit des geschlechtlichen Verkehrs zwischen Menschen und Dämonen entnahm man als ein für alle Mal aus 1. Mos. 6, 2 erwiesen, wo von Ehen zwischen den Kindern Gottes und den Töchtern der Menschen die Rede ist. Daß der Teufel in sichtbarer Gestalt als Versucher an den Menschen herantrete, und daß er ihn durch seine Macht an entfernte Orte führen könne, ergab sich für die Scholastiker unwiderleglich aus Matth. 6, 3 ff. und Luk. 4, 1 ff. Die angeführten Stellen handeln von Christi Versuchung durch Satan.

So saßen also Generationen von „Gelehrten" während des ganzen Mittelalters bis zu dessen Ausgang grübelnd und Beweise spinnend in ihren Zellen und trugen, alle volkstümlichen Wahnvorstellungen des Altertums und der eigenen Zeit heranziehend, mit Ameisenfleiß ein Steinchen ihres Systems zum anderen. Schon der heilige Augustinus konstruierte einen vollständigen „Staat des Satans" neben dem „Staate Gottes" und stellte fest, daß man zum Zwecke des Zauberns einen förmlichen Pakt mit dem Teufel schließen könne. Ganz genaue Schilderungen der Hölle wurden geliefert. In ihr residieren 572 Dämonenfürsten, denen 7 405 926 Teufel untertan sind.

Im 10., im 11. und noch im 12. Jahrhundert beobachtete die Kirche als solche und auch die weltliche Gewalt jenen Tüfteleien gegenüber noch große Zurückhaltung. Ums Jahr 900 hatte die Kirche den Glauben an nächtliche Ausfahrten von Weibern mit Dämonen noch ausdrücklich für heidnischen Aberglauben erklärt und verboten. Die Möglichkeit des Zauberns nahm sie allerdings an, aber sowohl die Bischöfe als die weltlichen Gerichte verfolgten nur einzelne zauberische Untaten, durch welche angeblich Menschen oder Eigentum zu Schaden gekommen waren. Allgemeine Verfolgungen der Zauberei als eines Religionsverbrechens kamen nicht vor, den Bischöfen

wurde im Frankenreiche sogar zur Pflicht gemacht, das Volk darüber aufzuklären, daß vieles, was man von Zauberei rede, altheidnischer Wahnglaube sei, und Karl der Große bedrohte diejenigen mit dem Tode, welche vom Teufel verblendet jemand als Hexe bezeichnen und verbrennen, weil sie Menschenfresserei getrieben habe. Unter seinem Nachfolger allerdings, Ludwig dem Frommen, setzte eine andere Praxis ein; Richter und Bischöfe wurden angewiesen, nicht erst bestimmte Anklagen wegen Zauberei abzuwarten, sondern die Zauberer aufzusuchen, gegen die Verdächtigen die Folter anzuwenden, sie auch mit den härtesten Strafen zu belegen. Aber mit dem Zerfall des Frankenreichs, der ja bald eintrat, hörte diese Praxis wieder auf, die systematische Verfolgung erstarb noch in ihren Anfängen. Es blieb bei Einzelfällen, und daß diese nicht überhand nahmen, dafür sorgte schon das germanische Gerichtsverfahren. Diesem zufolge wurde jedes Verbrechen nur auf Klage des Beschädigten oder eines freiwilligen Vertreters desselben verfolgt. Ließ sich die Anklage nicht erweisen, so trat vielfach die Talion (Wiedervergeltung) ein: den Ankläger traf dieselbe Strafe, die der von ihm Bezichtigte im Falle der Überführung zu erleiden gehabt hätte. Nun war es natürlich kaum durchführbar, selbst befangenen Richtern den handfesten Beweis zu erbringen, daß ein Verbrechen mit übernatürlichen Mitteln verübt worden sei. Anklagen wegen Zauberei kamen also selten vor die weltlichen Richter; die Bischöfe und ihre Gerichte aber konnten nur kirchliche Bußen auferlegen.

So blieb es im großen und ganzen bis zum Jahre 1230. Kurz vor diesem Zeitpunkte aber trat eine für die spätere Entwicklung des Hexenwahns verhängnisvolle Wendung ein.

Das Jahr 1000 mußte nach der felsenfesten Überzeugung der abendländischen Christenheit den Weltuntergang bringen. Dieser Schreckenswahn hatte zunächst eine ganz außerordentliche Steigerung der Macht und des Reichtums der Kirche zur Folge. Von allen Seiten strömten ihr große Schenkungen zu; alle irdischen Schätze mußten ja doch demnächst vergehen, und so opferten die Gläubigen sie gerne, um sich dafür einen Platz im Himmel zu sichern; die Kirche aber ließ sich durch die Aussicht auf den bevorstehenden Weltuntergang keineswegs abhalten, diese Schenkungen für alle Fälle anzunehmen. Das förderte nun einerseits die Verderbtheit des ohnehin in rohe Sinnlichkeit und Üppigkeit versunkenen Klerus, andererseits entsprang aus der religiösen Erregung die Schwarmgeisterei und aus dieser die Sektenbildung. Einem tieferen religiösen Bedürfnis vermochte die gänzlich verweltlichte Kirche nichts mehr zu bieten, und die Weltgeistlichkeit war im 12. Jahrhundert der Gegenstand der allgemeinen Verachtung. Das Christentum war zum Fetischismus herabgesunken, und in der Bedrückung und Aussaugung des Volks waren die habsüchtigsten weltlichen Machthaber Stümper gegen den Klerus, der selbst die Sakramente zum Gegenstande des Schachers entwürdigte und sogar die letzten Tröstungen der Religion an Sterbende nur noch gegen Vorausbezahlung erteilte.

Kein Wunder, wenn da unter den Massen eine verzweifelte Strömung um sich griff und sie scharenweis den sektiererischen Predigern zuführte, die zum großen Teil wirklich die Reinheit der evangelischen Lehre wieder zu Ehren zu bringen suchten. In einzelnen Ländern, namentlich im Süden des heutigen Frankreich, kam, obgleich die Sektierer sich ihrerseits jeder Verfolgung enthielten, tatsächlich die Forteristenz der römischen Kirche in Frage. Verschiedene Päpste haben selbst offen erkannt, daß die eigentliche Mutter der Ketzerei die Nichtsnutzigkeit des Klerus sei, der sich selbst freilich wieder auf das ihm von jenen gegebene Beispiel berufen konnte. Da nun die Kirche aus sich heraus nicht mehr reformfähig war, so suchten die Päpste durch eine Reihe von Kreuzzügen, die mit barbarischer Grausamkeit durchgeführt wurden, der Sekten Herr zu werden. Dies gelang schließlich, aber das Übel schwelte im stillen immer noch weiter. Um es mit der Wurzel auszurotten, ersannen sie die Inquisition.

Mit dieser Neuerung hörten die Verschiedenheiten der Gerichtsbarkeit in Ketzerangelegenheiten auf. Die Aufspürung und Verfolgung der Ketzer und alles dessen, was irgend damit zusammenhing, nahmen nun die Päpste durch das ihnen ausschließlich unterstehende Gericht in die eigene Hand. Es erhielt unbeschränkte Vollmachten, und die weltlichen Behörden aller Länder wurden bei Strafe der Exkommunikation und unter der Androhung, im Falle der Zuwiderhandlung selbst als Ketzer verfolgt zu werden, verpflichtet, den Befehlen der Inquisitoren unbedingt zu gehorchen und deren Urteile zu vollstrecken. Betraut mit dem Amte der Inquisitoren wurden Mitglieder der nicht lange vorher begründeten Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner, später die ersteren allein, da die zweitgenannten sich zu großer Milde verdächtig machten. Die Fürsten selbst wagten dieser neuen furchtbaren Macht sich nicht zu widersetzen.

Auf das ganze Gerichtswesen des Abendlands wirkte die Inquisition verpestend. Das alte Anklageverfahren war für sie natürlich ein untaugliches Werkzeug. Dieses richtete sich nur gegen einzelne bestimmte Fälle, in denen ein Ankläger auftrat, ihre Aufgabe aber war die Erdrosselung einer ganzen Geistesrichtung, jeder Neigung, Einrichtungen oder Zustände der Papstkirche mit kritischen Augen zu betrachten. Die Inquisitoren griffen also auf das alte Inquisitionsverfahren der römischen Kaiserzeit in seiner schlimmsten Gestaltung zurück. Sie spürten systematisch nach Anzeichen der Ketzerei umher, verhafteten alle Verdächtigen oder Denunzierten und gingen alsbald mit schrankenloser Folter gegen sie vor. Diesen beließ man keine Verteidigung, man nannte ihnen nicht einmal die Namen der Angeber und Zeugen, stellte sie ihnen nicht gegenüber, dagegen war dem Richter gestattet, den Angeklagten auch durch falsche Vorspiegelungen zum Geständnis zu bewegen, indem er ihm z. B. im Falle des Schuldbekenntnisses Befreiung aus dem Kerker und sogar die Errichtung eines Hauses versprach, darunter aber im stillen die Führung zur Richtstätte und den Scheiterhaufen meinte. Auch anonyme Anzeigen wurden als gültig behandelt, und gegen Ketzer

durften selbst Personen zeugen, welche sonst zeugnisunfähig waren. Selbstverständlich ging die Marterung der Ketzer namentlich auch darauf aus, ihnen die Namen von Mitschuldigen abzuzwingen.

Kamen in einen Bezirk Delegierte der Inquisition, so beriefen sie zunächst alle Einwohner vor sich, predigten und nahmen ihnen dann einen Eid ab, daß sie ihnen alles mitteilten, was sie irgend von Ketzerei im Bezirke wüßten oder zu wissen glaubten. In Italien mußten alle männlichen Einwohner über 14, alle weiblichen über 12 Jahre diesen Eid leisten. Anderswo nahmen die Inquisitoren alle Behörden und eine Anzahl ihnen empfohlener Einwohner in Pflicht. Natürlich brachte das Erscheinen der Inquisitoren alle schlechten Leidenschaften in dem betreffenden Bezirk in Bewegung, aber auch die Furcht machte sich geltend; das Ausbleiben aller Anzeigen hätte den ganzen Bezirk der Ketzerei verdächtig gemacht, und so regnete es Denunziationen, zu denen dann noch die den Eingezogenen durch die entsetzlichsten Martern abgepreßten hinzukamen. Schrecken und Elend hielt mit den Inquisitoren seinen Einzug in den Bezirk, diese letzteren aber verließen ihn mit gefülltem Beutel, denn das Vermögen jedes Verurteilten wurde eingezogen, und ihnen fiel der dritte Teil davon zu.

Nun spielte unter den Ketzereien des 12. und 13. Jahrhunderts namentlich die dualistische Weltauffassung eine große Rolle. Im Orient war die dem 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung angehörende Sekte der Manichäer wieder aufgelebt. Sie stellten dem guten Prinzip ein gleich mächtiges und ebenso ewiges böses Wesen zur Seite, in welchem letzteren sie den eigentlichen Schöpfer und Herrn der Erde erblickten. Der Körper galt ihnen als ein Gefängnis, in welches die vom Geiste des Lichts stammenden Seelen durch das böse Prinzip eingekerkert wären. Durch streng asketischen Lebenswandel, durch Enthaltung von aller Fleischnahrung 2c. konnten sich die Seelen aus der Gewalt des Bösen lösen und zum Urquell des Lichts zurückkehren. Aus Bulgarien und Bosnien gelangte diese Lehre über Italien nach dem Abendlande, und das dort allgemein herrschende geistige und materielle Elend verhalf ihr zu rascher Ausbreitung. Daß eine Welt, in der die ungeheuer überwiegende Mehrzahl der Menschen nur zur Unterdrückung und Aussaugung seitens ihrer geistlichen und weltlichen Herren vorhanden war, nicht von Gott, sondern höchstens vom Teufel herstammen und regiert sein könne, erschien Tausenden und aber Tausenden durchaus glaubhaft. Freilich waren die Sektierer weit entfernt, darum den Teufel anzubeten, ihr einziges Bestreben war vielmehr auf dessen Bekämpfung gerichtet, ihr Lebenswandel war anerkanntermaßen ein musterhafter. Aber die Inquisition säumte nicht, diese Lehre in ihr Gegenteil zu verkehren, indem sie die „Katharer“ d. h. die „Reinen“ als Ketzer des Teufelsdienstes bezichtigten und selbst ihre Tugenden als eine auf den Seelenfang abzielende Arglist Beelzebubs hinstellte.

So war denn der Teufel in aller Form in den Mittelpunkt des Ketzerwesens gestellt, für dessen eigentliche Seele erklärt. Die wirklich teuf-

lischen Martern, mit denen die Inquisitoren auf Grund bestimmter Frageformulare gegen die in Untersuchung Gezogenen vorgingen, lieferten ihnen die nötigen übereinstimmenden Geständnisse, um jene Unterstellung als von den Ketzern selbst zugegebene Wirklichkeit zu verkündigen. Für diese systematische Verleumdung sehr förderlich war der Umstand, daß die Verfolgung die Ketzer zwang, ihre Zusammenkünfte in das tiefste Geheimnis zu hüllen. Die Phantasie erhielt dadurch freien Spielraum. Es bildete sich die Vorstellung, daß die Ketzer vom Teufel unsichtbar oder durch die Luft an ihre Versammlungsplätze gebracht würden. In einer an verschiedene deutsche Bischöfe gerichteten Bitte des Papstes Gregor IX. vom Jahre 1233 wird von der Ketzerei folgende Schilderung gegeben: „Tritt ein Neuling in die Sekte der Verworfenen ein, so erscheint zunächst eine Kröte, etwa von der Größe eines Backofens. Diese küßt er entweder auf den Rachen, indem er die Zunge und den Speichel des Tieres in seinen Mund zieht, oder auf den After. Geht der Noviz weiter, so begegnet ihm ein totenblasser, zum Skelett abgemagerter Mann mit funkelnden schwarzen Augen. Diesen, der kalt wie Eis ist, hat er wieder zu küssen, und mit diesem Kusse entschwindet ihm jede Erinnerung an den katholischen Glauben bis auf die letzte Spur. Während des darauffolgenden Mahles, bei welchem die entsetzlichste Völlerei herrscht, steigt durch eine hohle Statue ein schwarzer Kater mit zurückgebogenem Schwanze rückwärts herab und wird von allen Anwesenden auf den After geküßt, worauf ihm noch allerhand Verehrung gezollt wird. Nach Beendigung des Mahls werden die Lichter ausgelöscht, und nun ergibt sich die ganze Versammlung ohne Rücksicht auf Blutsverwandtschaft der abscheulichsten, widernatürlichen Unzucht. Sind auch die maßlosesten Begierden gestillt, so tritt aus einem dunklen Winkel ein Mann hervor, oberhalb der Hüften glänzend und strahlender als die Sonne, daß der ganze Raum erhellt ist, unterhalb aber rauh wie ein Kater. Es ist Luzifer, dem nun der Noviz übergeben wird. Es werden hierauf die Sakramente verhöhnt und nachgeäfft, Gott sowie Christus gelästert und der Teufel angebetet. Dieser übergibt dann den Anwesenden alles mögliche zur Schädigung der Christen."

Die Päpste erkannten bald, welch treffliche Waffe sie hier für die scholastischen Systeme hatten, und so nahm die Kirche nunmehr den ganzen Wust in ihren Lehrschatz auf. Die Scholastiker hinwiederum, hierdurch ermutigt, rafften immer mehr Einzelheiten volkstümlicher Wahnvorstellungen in ihr System zusammen, von 1230 an beschäftigten sie sich immer mehr mit der Möglichkeit der Verbindung und des geschlechtlichen Verkehrs zwischen Teufel, Dämonen und Menschen, und 1430 war, von der Kirche nicht mehr bestritten, der ganze Sammelbegriff des Hexenwesens fix und fertig. Zauberei und Ketzerei galten jetzt als Wechselbegriffe und wurden als solche ganz gleich behandelt. Auch erwies es sich als höchst bequem, da, wo die Umstände ein Vorgehen wider Ketzerei unratsam machten, die Zauberei vorzuschieben, deren Verfolgung sich dem abergläubischen Volke leichter mundgerecht machen ließ. Johann XXII. (1316—1334) war der

erste Papst, der selbst im größeren Stil gegen die Zauberei vorging. Er war in steter Angst, behext zu werden, und verschonte selbst vornehme Kleriker nicht. So ließ er 1317 Hugo Géraud, den Bischof seiner Geburtsstadt Cahors, als Zauberer auf einer Hürde zum Richtplatz schleifen, mit Ruten peitschen und dann lebendig verbrennen.

In dieser Entwicklungsperiode der allgemeinen Verrücktheit spielten nun aber die Alpenländer eine ganz besonders verhängnisvolle Rolle. In deren schwer zugänglichen Tälern hatten versprengte Ketzer Zuflucht gesucht. Andererseits waren diese Gegenden natürliche Mittelpunkte volkstümlichen Wahns. Der geringe Bildungsstand, die Abgeschiedenheit vom großen Verkehr, die Plötzlichkeit und Gewaltsamkeit der Naturerscheinungen, der Gewitter, Lawinen, Bergstürze, die Schauer der mit Gespenstern bevölkerten Einöden waren der Vorstellung von dämonischen Einwirkungen sehr förderlich. Das Alpdrücken, das im Gespenster- und Hexenwahn überhaupt eine große Rolle spielt, ist in den Bergländern, vielleicht infolge der dünnen Luft und der Ernährungsweise, eine alltägliche Erscheinung, und der Kretinismus, dessen Entstehungsursachen selbst die heutige Wissenschaft noch nicht aufzudecken vermochte, war der abergläubischen Vorstellung von zauberischer Einwirkung von jeher besonders förderlich.

In diesen dem Treiben der Inquisition so günstigen Landschaften wurde nun zuerst Ketzerei und Zauberei ganz und gar untereinander vermischt. Die Inquisitoren behaupteten, die hartnäckigen Ketzer haben sich mit der Zeit sämtlich in berufsmäßige Zauberer verwandelt, und es sei auf diese Weise eine ganz neue Sekte entstanden, in der sich die Ketzerei und das auf Bündnis mit dem Teufel beruhende Zaubern zu einem noch nie dagewesenen Ausbund von Verbrechen vereinigt habe. Dort kam es denn auch zuerst zu Massenverfolgungen.

Vom 14. bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde in diesen Ländern mit Scheiterhaufen und Räderung gegen die „neue Sekte" gewütet, und von dort verbreitete sich diese Pest gegen das Ende der Periode in die benachbarten Gebiete, wie z. B. die Bodenseeländer. Im oberen Tessintal nahm die Verfolgung einen solchen Umfang an, daß man Scharfrichter und Folterknechte von auswärts kommen lassen mußte, und die Notare und Schöffen selbst sich an der Bewachung der Gefangenen zu beteiligen hatten. In denselben Gegenden begann um die Mitte des 15. Jahrhunderts auch die weltliche Gewalt von sich aus an den Massenverfolgungen teilzunehmen.

Man könnte nun meinen, unter den vielen Richtern hätte doch einem oder dem andern der gesunde Menschenverstand den Gedanken eingeben müssen, einen geständigen Angeklagten einmal wirklich die Probe auf das Exempel machen zu lassen. Da war ja z. B. die Hexensalbe, die man auf ihre Bestandteile untersuchen, oder deren Wirkung man sich durch den Augenschein vordemonstrieren lassen konnte; aber wer wollte sich mit solchem aus der Küche des Teufels hervorgegangenen Zeug befassen! Und was das Experiment anbetrifft, so setzte ja jede zauberische Handlung den Abfall von



John Philipp
Robert Schumann

Gott voraus, an einer solchen durfte man sich auch mittelbar nicht beteiligen. Da war es doch viel „zweckmäßiger", aus den erfolterten Geständnissen die Richtigkeit des von den Scholastikern ausgetiftelten Wahnsystems zu erweisen und den felsenfesten Glauben an sie dem Volke durch Predigten, Beichtstuhl, Bußbücher und alle sonstigen geistlichen Mittel einzuimpfen. Dies geschah denn auch in reichlichem Maße, und zum Überfluß wurde die Welt noch fast ein volles Jahrhundert lang, von 1450 bis über 1540 mit einem wahren Platzregen von theologischen Schriften über die Hexengreuel, eine vollständige Hexenliteratur, überschüttet.

In dieser wurde allerdings auch mit angeblichem „Augenschein" operiert. Man erzählte auf die Autorität irgend eines anonymen, „in solchen Sachen erfahrenen" Mannes hin handgreiflich erlogene Geschichten aus fernen Ländern. So z. B. in Pampelona sei einer Hexe erlaubt worden, sich zu salben. Sie habe das im Turme der Kathedrale getan und sei dann außen am Turme vor den Augen einer zahllosen Menschenmenge, den Kopf abwärts, eine Strecke weit herabgeklettert. Dann habe sie in die Luft hinausgerufen: „Bist du da?" Und alsbald habe eine Stimme geantwortet: „Ich bin da." Hierauf habe das Weib die gotische Zierat, an der sie sich festhielt, losgelassen und sei über den Platz weggeflogen. Einige Meilen vor der Stadt habe man sie wieder ergriffen. Eine andere dieser Erzählungen weiß zu berichten, eine verurteilte Hexe habe ihre Richter ausgelacht, habe plötzlich einen am Leibe verborgenen Knäuel Faden hervorgebracht und ihn, während sie das eine Ende festhielt, zum Fenster hinausgeworfen. „Ich bin hier", habe dabei eine Stimme gerufen, und sofort sei sie an dem Faden blitzgeschwind zum Fenster hinausgeflogen. Diese Geschichte sollte auch beweisen, daß man die Angeklagten am bloßen Leibe aufs allersorgfältigste untersuchen müsse.

Um diese Zeit, Beginn des 15. Jahrhunderts, wurde der Wahn mehr und mehr einseitig gegen das weibliche Geschlecht zugespitzt. Die Scholastiker des Mittelalters eiferten für die „Ertötung des Fleisches", und obgleich grade damals der Marienkultus in seiner höchsten Blüte stand, erblickten sie im Weibe doch eine stete Versuchung, ein „Gefäß des Satans". Mit dem Ausgang des Mittelalters aber griff eine grob sinnliche, brutale Auffassung des Geschlechtslebens Platz, das Weib wurde in eine elende, abhängige Stellung gedrängt und kaum noch überhaupt der Erziehung wert befunden. Selbst vor der Ehe, die doch ein kirchliches Sakrament war, machte diese Geringschätzung des weiblichen Geschlechts nicht Halt. Man ließ sie nur als ein Zugeständnis Gottes an die Schwachheit der Menschen gelten, und der angesehene Moraltheologe Johann Nieder, ein Dominikaner, behandelte sie 1430 als besonderes Kapitel in seinem Buche „Vom moralischen Aussatz". Sie sei nur gut dazu, die Erbsünde fortzupflanzen. Schon der Sündenfall ergebe, führten die theologischen Schriftsteller dieser Schule aus, daß das Weib der Versuchung des Satans zugänglicher sei als der Mann, Helena habe den Trojanischen Krieg veranlaßt, die Sirenen hätten gewerbsmäßig Verführung und Mord der Männer getrieben und dergleichen mehr.

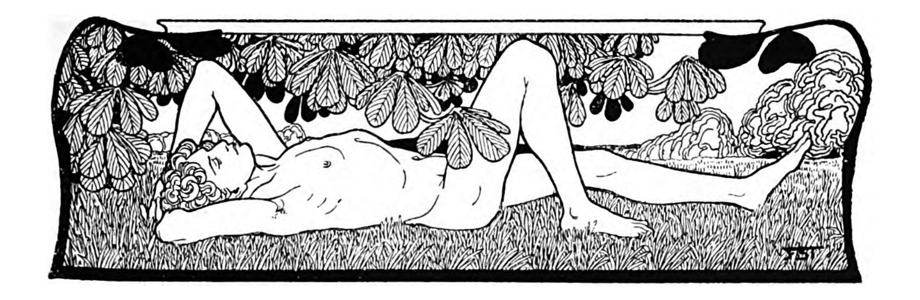
Man scheint es in jenen Zeiten namentlich auch mit dem bei Verlobungen gegebenen Versprechen sehr leicht genommen zu haben, denn eine große Rolle spielt in den Hexenprozessen die angebliche Rache verlassener Bräute an ihren wortbrüchigen Verlobten durch zauberische Mittel. Jedenfalls trat damals die für die Zeit der großen Hexenverfolgungen charakteristische Wendung ein, daß die Anklage der Zauberei sich weit überwiegend gegen Angehörige des weiblichen Geschlechts kehrte.

Die Welt war jetzt reif für das Erscheinen der furchtbaren Hexenbulle des Papstes Innocenz VIII. vom 3. Dezember 1484 und des die Rüstkammer der großen Verfolgungen bildenden ruchlosen Buches „Der Hexenhammer", der 1487 im Druck erschien. In ihm war der ganze bisher angesammelte Wust abergläubischen Wahns in ein abgeschlossenes System gebracht und der eingehendste Leitfaden für die Behandlung aller Hexensachen gegeben. Gegen seine Autorität konnten selbst die Beschlüsse früherer Konzile und Synoden nicht aufkommen, welche wesentliche Teile des nunmehr feststehenden Sammelbegriffs vom Hexenwesen für heidnischen Aberglauben erklärt hatten.

Von ganz besonderer Bedeutung aber war, daß der vom Papste gebilligte und empfohlene „Hexenhammer" entgegen der früheren Stellungnahme der Kirche, welche eifersüchtig darauf gehalten, daß alle mit der Religion in Beziehung stehenden Verbrechen ausschließlich unter ihre Gerichtsbarkeit fallen, jetzt die weltlichen Gerichte eindringlich aufforderte, ohne weiteres auch von sich aus gegen die Hexen einzuschreiten. Sie hatten bisher manchmal Anstand genommen, die Entscheidungen geistlicher Gerichte anzuerkennen; jetzt sollten solche Weiterungen aus der Welt geschafft werden, indem man sie zu Mitschuldigen machte, wodurch die Verfolgungen verschärft wurden, freilich aber auch das weltliche Gerichtswesen in die Bahnen der Inquisition geriet; die Folge war, daß in zweifelhaften Fällen, wo gegen die Angeklagten nur Gerede vorlag, jetzt auch weltliche Gerichte manchmal in Erwägung zogen, ob es sich nicht um Leute handle, die, wie auch die Sache im einzelnen liege, „besser todt als lebendig seien".

Jetzt gewann die Verfolgung freien Lauf durch das ganze Abendland, und auch die Reformation vermochte daran nichts zu ändern, denn als sie eintrat, war der Wahn kein bloß theologischer mehr, sondern bereits Gemeingut auch der Gebildeten, ein Teil der allgemeinen Weltauffassung geworden. Die Reformation steigerte sogar zunächst das Übel, da die verschiedenen Konfessionen sich jetzt gegenseitig als Produkte des Teufels verfolgten. Schließlich aber war doch sie es, die dem Toleranzgedanken, wenn auch nur notgedrungen, Raum schaffte. Vor dem freien Spiel der Gedanken mußte die gewaltsam aufrecht erhaltene einheitliche naive Weltanschauung des Mittelalters das Feld räumen, der gesunde Menschenverstand erhielt allmählich wieder das Wort, und die Erkenntnis der wirklichen Naturkräfte, der wahren Beschaffenheit der Welt und des Menschen zerstreute siegreich den dicken Nebel mittelalterlicher Spekulation.





Ein Sommernachtstraum

Novelle

von

Karl Ewald

„Wie können Sie nur so etwas sagen, Tofte! Ich weiß, Sie tun es nur, um sich interessant zu machen."

Tofte schleuderte die Asche von seiner Zigarre durch die offene Gartentür. Aber er sagte nichts.

„Nicht wahr, Sie meinen es nicht? Es wäre ja ganz undenkbar! — Warum antworten Sie mir nicht?"

„Was soll ich sagen, gnädige Frau?" sagte Tofte mit einem Lächeln. „Ich könnte nur dasselbe wiederholen: Ich sehne mich nie ... weiß gar nicht, was Sehnsucht ist."

„Pfui, jetzt kommen Sie wieder mit Ihrem abscheulichen Lächeln! — Wovon leben Sie denn, wenn Sie gar nicht wissen, was Sehnsucht ist?"

„Von Essen und Trinken, meine gnädigste Frau."

Sie lachte, daß es in den Garten hinausschallte.

„Wie sieht es Ihnen ähnlich, solche ausweichenden Antworten zu geben! Im Grunde wundert es mich, daß man sich nicht viel mehr mit Ihnen langweilt — Sie sagen immer dasselbe."

Jetzt lachte er. Erst wollte sie ein wenig gekränkt tun, aber dann stimmte sie ein. Und nun lachten sie beide, bis die Katze, die draußen auf der Veranda gesessen hatte, hereinkam und einen krummen Buckel machte, um an der allgemeinen Heiterkeit teilzunehmen.

„Mieze Mau, komm nur her, meine kleine Mieze! Ei, wie süß und weich du bist! ... Sie haben Katzen nicht gern, Tofte? Nicht einmal die kleinen? Und die sind doch so reizend!"

Sie nahm die Katze auf den Schoß und rieb die Wange gegen ihren weichen Pelz. Tofte saß indessen behaglich im Schaukelstuhl und sah ihr zu. Dann rückte er etwas beiseite, um dem Sonnenschein zu entfliehen, der durch die offene Gartentür ins Zimmer drang.

Mit einem kleinen Seufzer ließ sie die Katze los und stieß sie ziemlich unsanft vom Schoß herunter. Das Tier sah sie verwundert an und miaute

einige Male. Aber ihre Gedanken wanderten schon andere Wege, und die Katze schlich gekränkt über den breiten Sonnenstreifen auf die Veranda hinaus. Hier setzte sie sich, schlang den weichen Schwanz um die Beine und blinzelte mit halbgeschlossenen Augen in die helle Sommerluft.

„Sie fragten mich, wovon ich lebe, wenn ich gar nicht weiß, was Sehnsucht ist. Natürlich von dem, was der Augenblick bietet. Das ist die wahre Weisheit, das Glück des Augenblickes zu erfassen und zu genießen. Zum Beispiel jetzt. Ich habe doch keine Veranlassung, mich nach irgend etwas zu sehnen! Die Sonne scheint, die Vögel singen, und die Blumen duften fast betäubend. Aber hier im Gartenzimmer ist tröstlicher Schatten — alles so ruhig und gedämpft: man sieht sich die ganze Herrlichkeit mit an und ist nicht verpflichtet, mitzumachen; — noch obendrein sind Sie so liebenswürdig gewesen, mir den Schaukelstuhl zu überlassen. Sie gestatten mir, zu rauchen, soviel ich will — na, ich sitze also hier und schaukele und rauche und sehe Sie an. Sie wissen, wie gern ich Sie im Hauskleide sehe. Nein, bleiben Sie so sitzen, die Hand unter dem Kinn — so daß der Ärmel ein wenig zurückgleitet und ich Ihr Handgelenk sehen kann. Den ganzen Tag könnte ich hier so sitzen. Zuweilen wenden Sie sich einmal nach mir um und sehen mich mit Ihren großen Augen an und fragen mich dies oder das. Und dann vergessen Sie, was Sie fragten, ehe ich noch Zeit hatte, zu antworten, und fangen an, mit der Katze zu spielen, oder Sie fahren auf, um den Speisekammerschlüssel zu suchen, den Sie gar nicht nötig haben, oder Sie müssen plötzlich notwendig irgend ein unglückliches, vergessenes Möbel abstäuben."

„Pfui, wie sind Sie eklig!"

„Das meinen Sie gar nicht. Aber sagen Sie selbst, wonach sollte ich mich sehnen? Nein, Sie dürfen mir den Anblick Ihres Handgelenkes nicht entziehen."

„Ach, Sie könnten sich doch sehnen ..."

„Ihre Hand zu küssen? Ja, aber ..."

„Jetzt werden Sie ungezogen, Tofte."

„Keineswegs. Lassen Sie mich ruhig ausreden. Ich wollte eben sagen, daß ich mich *nicht* danach sehne, Ihre Hand zu küssen."

„Finden Sie, daß es absolut notwendig ist, mir das zu sagen? Nein, Sie sind sehr ungezogen, Tofte. Heute langweilen Sie mich, das will ich Ihnen nur sagen."

„Wohl möglich. Sie wissen ja, ich sage immer dasselbe. Darf ich Ihnen jetzt sagen, *warum* ich mich nicht danach sehne, Ihre Hand zu küssen?"

„Gott weiß, wohin das führen möchte! Ehrlich gestanden interessiert mich das nicht im geringsten."

Der Sonnenschein drang immer tiefer und tiefer ins Zimmer ein. Selbst der Katze wurde es reichlich warm, und Tofte rückte seinen Stuhl immer weiter zurück. Schließlich kam er bis an das Fenster, wo die Sonne

ihm spottend gerade ins Gesicht lachte. Er stand auf und sah sich mit komischer Verzweiflung hilfesuchend im Zimmer um.

„Sehnen Sie sich nach Schatten, Tofte?“ fragte sie lachend und ging auf die Veranda, um die Markise herunterzulassen.

„Sie könnten mir eigentlich gerne dabei helfen, Tofte.“

Er ging ihr langsam nach, aber sie stand schon wieder auf der Schwelle und machte ihm einen spöttischen Knix.

„Danke, einen Posttag zu spät, wie Sie sehen. Sie hätten sich schon etwas schneller rühren müssen. So, jetzt nehme ich Ihnen zur Strafe den Schaukelstuhl weg.“

Sie setzte sich auf seinen Platz und schaukelte sich eifrig hin und her. Er ging ganz auf die Veranda hinaus, lehnte sich gegen die Balustrade und sah sie unverwandt an. Das Sonnenlicht, das durch die Markise fiel, warf einen rötlichen Schein über die ganze Stube — auch über ihre Wangen.

„Warum sehen Sie mich so an? Das liebe ich nicht, Tofte!“ sagte sie nervös und rückte etwas beiseite.

„Sie sind so wunderbar schön.“

„Pah! — ich hasse dumme Komplimente!“

Er schlug das eine Bein über die Balustrade und summte leise, während er Efeublätter pflückte. Sie hörte auf zu schaukeln, beugte sich mit beiden Händen auf den Stuhllehnen vor und sah ihn an.

„Tofte?“

„Gnädige Frau?“

„Sie sind heute so entsetzlich langweilig, Tofte. Sagen Sie etwas, erzählen Sie mir etwas Neues! Aber beeilen Sie sich — in fünf Minuten muß ich gehen und das Frühstück bereiten.“

„Was soll ich sagen? Ich fühle mich so unaussprechlich wohl. Dann mag man nicht reden.“

„Sie sollten sich wieder setzen — hier in diesen Stuhl vielleicht. Es ist so schön im Gartenzimmer, wenn die Markise heruntergelassen ist.“

„Ja — und wenn der Marquis nicht zugelassen ist.“

„Sie sind ein arger Spötter, Tofte — heute haben Sie keinen guten Tag. Sie sind sicher zu früh aufgestanden.“

Immer heißere Sonne, immer hitzigeres Schaukeln, immer mehr Efeublätter, die abgerissen und zerpflückt wurden.

„Was war das?“

„Nur ein Wagen, der den Weg entlang kommt.“

„Ach, gewiß der Schlachter. Tun Sie mir den Gefallen und rufen Sie ihn an, Tofte. — Uf, ich hasse den Menschen! Ich habe Angst vor ihm.“

„Sagt er Ihnen Komplimente?“

„Nein, er betrügt mich so entsetzlich. — Er ist es wirklich. Seien Sie ein Engel und rufen Sie ihn an!“



Sie lief davon und ließ alle Türen hinter sich offenstehen. Tofte rief den Schlachter an. Dann ging er langsam die Gartentreppe herunter, schlenderte in den entferntesten Teil des Gartens und warf sich unter den Zweigen einer Hängebirke ins Gras. Langsam steckte er sich eine frische Zigarre an, faltete die Hände unter dem Nacken und überließ sich seinen Grübeleien.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ein-, zwei-, drei-, vier-, fünfmal!" zählte sie, während Tofte bereits nach einem neuen flachen Stein suchte, um ihn über das Wasser springen zu lassen.

„Hier sind keine mehr", sagte er. „Wir haben sie alle verbraucht. Ich glaube wahrhaftig, daß wir jeden Abend dabei gewesen sind."

„Nein, Freitag waren wir nicht hier."

Er lächelte und schleuderte einen Stein, den er eben gefunden hatte.

„Nein, das ist ja gar nicht zu zählen!"

Sie lachte und klatschte in die Hände. Dann setzte sie sich in den Sand; aber Tofte zwang sie noch einmal aufzustehen, und breitete ihr seinen Rock unter. Er selbst setzte sich in Hemdsärmeln neben sie, faltete die Hände über den Knien und blickte gedankenvoll über das Wasser.

„Es ist wohl besser, wir gehen nach Hause, Tofte. Sie erkälten sich."

„Ach was! Ich werde schon so lange zusammenhalten, wie man mich braucht."

„Das ist nun wieder eine Ihrer abscheulichen Bemerkungen. Was in aller Welt meinen Sie damit?"

„Nichts. Es war ein augenblicklicher Einfall. Und ich bin ein Augenblicksmensch, ich wollte, ich könnte mein Leben mit einem einzigen, kräftigen Zuge ausschöpfen. Dazu ist keine Aussicht — und darum sammele ich frohe Augenblicke und ziehe sie auf eine Perlenschnur."

„Und die traurigen — was machen Sie mit denen?"

„Ich suche sie zu vergessen. Oder zu verschlafen. Haben Sie bemerkt, wieviel ich in der letzten Zeit schlafe?"

„Ach, ich weiß nicht. Mir scheint, Sie stehen nicht später auf als gewöhnlich."

„Ja, aber mittags. Ich schlafe jeden Tag zwei bis drei Stunden zu Mittag."

„So? Ja, davon sehe ich ja nichts. Dann habe ich ja im Hause zu tun."

„Ja—a. Dann haben Sie im Hause zu tun."

Sie zeichnete mit ihrem Schirm Figuren in den Sand und folgte der Zeichnung mit dem Blick. Den Kopf hatte sie in die eine Hand gestützt. Tofte nahm einen runden Stein, blies den Sand davon ab und untersuchte ihn von allen Seiten.

„Kommt Ihr Mann heut abend her, um uns abzuholen?"

„Nein, er wollte früh zu Bett. Er hat sich gestern erkältet."

„Sie haben einen guten Mann, gnädige Frau!" sagte er.

„Ja, das habe ich!“ erwiderte sie warm und herzlich.

Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Er sprang plötzlich auf und schleuderte den Stein mit aller Kraft ins Wasser.

„Nein, wie der weit geflogen ist! Ich konnte ihn kaum fallen sehen.“

Er sah sie mit funkelnden Augen an.

„Ein alter Mann, der eine schöne, junge Frau hat, muß gut sein!“

Seine Stimme klang hart wie Stein, und sie erschrak. Eine Zeitlang wagte sie nicht, die Augen aufzuschlagen. Dann warf sie einen scheuen Seitenblick auf ihn und stand auf.

„Es ist Zeit, nach Hause zu gehen, Tofte“, sagte sie ruhig und schlug den Heimweg ein.

Mit einem Ruck warf er seinen Rock über die Schulter und folgte ihr über die Felder. Er war bleich geworden, aber seine Augen funkelten noch immer und hingen unverwandt an der schlanken Gestalt, die vor ihm her ging.

Bald ging sie durchs Gras, bald auf dem Fußsteig, ihre Schuhe und Strümpfe waren schon ganz naß vom Tau. Er ermahnte sie, sich an den Weg zu halten, und trabte selbst nebenher durch das feuchte Gras. Dann fing er an, ruhig und vernünftig zu sprechen, um wieder gutzumachen, was er versehen hatte, auch das Feuer seiner Blicke suchte er zu beherrschen.

„Hier hat man noch den letzten Blick vom Strande“, sagte sie und wandte sich um.

„Was hilft ein flüchtiger Blick, wenn man ein paar Stunden sich an der ganzen Herrlichkeit gefreut hat? Was nützen einem die lumpigen Pfennige, die von der Mark übrig geblieben sind?“

„Das weiß ich doch nicht“, sagte sie, indem sie langsam weiterging. „Der Rest erinnert uns doch an das, was wir einst besessen haben. Die kleinen Durchblicke auf das Meer beleben doch den Weg, der sonst so lang und öde ist.“

„Wie der Weg an jedes schöne Ziel.“

„Man sehnt sich nach dem Glück, dem man entgegengeht, und freut sich an dem, das man besessen hat.“

„Tut man das?“ —

Es wurde stiller und immer stiller um sie her. Die Kühe brüllten unten auf der Wiese. Aber auch sie verstummten allmählich. Plötzlich wurden sie durch ein langgezogenes „Guten Ta—ag“ von einem Milchmädchen erschreckt, die mit ihren Eimern an ihnen vorüberging. Keiner von ihnen hatte sie bemerkt. Schweigend gingen sie weiter, bald langsamer, bald schneller, tief in Gedanken verloren.

„Sie sind müde. Nehmen Sie meinen Arm.“

„Danke, es tut nicht nötig. Wir sind ja gleich zu Hause.“

Sie blieben stehen und lauschten. Die Kirchenglocken läuteten im Dorf hinter den Hügeln den Abend ein. Sie beugte den Kopf und sah über die Wiesen hin, während sie die Schläge zählte.

„Warten Sie einen Augenblick — bis wir die neun letzten gehört haben. Sie sind wohl schrecklich gottlos, Tofte? Wissen Sie, was die neun Schläge bedeuten? Drei für Gott Vater, drei für Gott Sohn, und drei für Gott den heiligen Geist. — So, das war der letzte. Nun können wir weitergehen."

Er bot ihr aufs neue schweigend den Arm, und sie nahm ihn, ohne weiter darüber nachzudenken.

„Erzählen Sie mir etwas von Ihnen selbst, Tofte. Im Grunde weiß ich ja gar nichts von Ihnen."

„Ich habe nichts zu erzählen. Ich bin nicht anders als alle Männer der Jetztzeit."

„Ich kenne so wenige Männer."

„Ja, erst ist man Kind, wie alle andren Kinder, dann ist man jung, und zecht und schwärmt. Und dann folgt eine zerstörte Illusion und ein ruheloses Mannesalter."

„Das klingt recht traurig. Sie haben ja Ihre Mutter und Ihre Schwester. Sehen Sie nie etwas von ihnen?"

„Mitunter einmal. Meine Wege sind nicht ihre Wege. Ich gebe ihnen meist nur Ärgernis."

„Das ist traurig."

„Ach, gewiß!"

„Und die zerstörte Illusion?"

„Ja — die ist — zerstört."

Sie waren bei der Gartenpforte angelangt. Sie lehnte sich an das Staket und zerpflückte langsam eine Kornblume.

„Ich glaube, es wäre sehr gut für Sie, Tofte, wenn Sie lernten, sich nach etwas zu sehnen."

„Seien Sie mein Arzt! — Wie macht man das? Sehnen Sie sich oft?"

„Ach ja, das tue ich!"

„Beschreiben Sie mir, wie das ist."

„Ach, herrlich ist es, Tofte! Es ist, als ob man träumte! Aber beschreiben kann ich es nicht. Zuweilen kann mich die Sehnsucht förmlich überfallen. Drüben im Gartenhaus zum Beispiel — oder im kleinen Kabinett. Stundenlang sitze ich dann mit geschlossenen Augen da. Aber Sie müssen nicht glauben, daß ich schlafe! Mein Mann neckt mich immer, daß ich schliefe, aber das ist nicht wahr. Und wenn dann jemand kommt und mich stört, werde ich verdrießlich."

Neulich hatte ich ja das Unglück, Sie zu stören. Sie sahen aber gar nicht verdrießlich aus."

„Nein. Den Tag war ich wohl auch nicht verdrießlich."

„Wonach sehnen Sie sich denn?"

„Ja, das weiß ich selbst nicht. Das ist ja eben das Schöne. Ach, Sie können sich gar nicht denken, was das für ein Gefühl ist! Es ist, als

ob man träumte — oder auf unsichtbaren Schwingen durch die Luft getragen würde — oder als ob herrlicher Gesang vor unsrem Ohr ertönte. Nein — so etwas kann man nicht beschreiben."

„Haben Sie sich schon immer so gesehnt?"

„Ja—a. Das habe ich wohl. Am meisten aber doch in der letzten Zeit — seit ich verheiratet bin", sagte sie plötzlich, als sei dies ihr selbst eine ganz neue Entdeckung.

Es war allmählich dunkel geworden. Die Gartenwege waren kaum noch zu sehen, und die Luft wurde feucht und kalt. Tofte lehnte sich schwer gegen die Pforte und deutete ins Boskett.

„Sehen Sie einmal den Weg entlang, gnädige Frau", sagte er. „Hier oben ist er noch ganz hell, wir können ihn deutlich sehen. Aber weiter unten wird er dunkel, und wir wissen gar nicht, wo er endet. Vielleicht sitzt ein Vogel im Fliederbusch und schläft — vielleicht sitzen auch ein paar Menschen dort auf der Bank und küssen sich. Vielleicht ist auch überhaupt nichts da. — So ist es auch mit der Sehnsucht. Wir wissen nicht, was sie birgt und wohin sie uns führt. Aber vielleicht kommt plötzlich einmal ein greller Blitz, der uns über das Ganze aufklärt."

„Und wo sollte dieser Blitz herkommen?"

„Das besorgt der Zufall."

„Sie sprechen ja, als ob Sie sich vom Morgen bis zum Abend sehnten", sagte sie, ohne ihn anzusehen.

„Ich glaube auch wohl, daß ich anfange, es zu lernen, gnädige Frau."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie stand an der Gartentür und zupfte nervös an ihrer Schürze. Ihr Blick flog unruhig durch das Zimmer, blieb bald hier, bald da hängen — nur nie an Tofte, der im Schaukelstuhl saß, den Kopf in die Hand stützte und seine Augen auf ihr ruhen ließ.

„Ja, aber Tofte —".

„Keine Ausflüchte ... kein Ausweichen! Dies kann so nicht weitergehen!"

Sie ließ die Schürze fallen und starrte hilflos vor sich hin. Dann hob sie den Kopf und sah ihn an. Ihr Blick war so flehend, ihre Wange so rot, daß er unwillkürlich die Augen niederschlug und etwas verlegen hin und her rückte.

„Ich weiß es nicht, Tofte!" sagte sie leise.

Er erhob sich und fing an im Zimmer auf und ab zu gehen. Eine Zeitlang folgte sie ihm mit den Blicken; dann nahm sie ihre Handarbeit und setzte sich mit einem Seufzer auf die Verandastufe.

Tofte ging noch immer schweigend auf und nieder. Mitunter sah sie ihn traurig an, dann nähte sie weiter.

„Nein, das ist nicht auszuhalten, Tofte! Setzen Sie sich wieder und seien Sie vernünftig. Sind Sie mir böse?"

„Mit welchem Recht könnte ich Ihnen böse sein?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe zuweilen solche Angst vor Ihnen, besonders in den letzten Tagen. So zum Beispiel gestern abend, wie Sie meine Hand küßten. — Es ist merkwürdig, Sie sehen so ruhig aus. Für gewöhnlich fühlt man sich so sicher mit Ihnen. Wie kommt es, daß Sie zuweilen so gewaltsam sind?"

„Das kommt wohl daher, daß ich für gewöhnlich so ruhig bin."

„Heute gibt es sicher Regen. Unsere Wasserfahrt werden wir nicht machen können."

Tofte blätterte in einem Buch und antwortete nicht. Sie ließ ihre Handarbeit in den Schoß sinken und lehnte sich gegen den Türrahmen.

„Kann es nicht wieder so werden wie früher, Tofte? Das war doch so schön. Unsere Gespräche hier in der Gartenstube, unsere Spaziergänge an den Strand! Erinnern Sie sich noch des Tages, als wir mit Ole ruderten, und Sturm aufkam, und ich bange wurde? Im Grunde hatten wir einen herrlichen Sommer, Tofte."

„Und nun ist der Sommer vorbei."

„Nein, er ist nicht vorbei! Im September kann es noch herrliche Tage geben. Wenn Sie nur wieder ruhig und vernünftig werden! Dann gehen wir wieder zusammen spazieren und unterhalten uns, und Sie erzählen mir ..."

„Und diese magere Kost soll einem fünfunddreißigjährigen Mann genügen?"

Sie neigte schweigend den Kopf, ohne zu antworten. Tofte spielte mit den Tasten, schlug hier und da eine Note an und ließ dann die Hände sinken. Es war ganz still im Zimmer; ein paar große, schwere Regentropfen fielen auf den Bretterboden der Veranda.

„Du guter Gott, was soll ich denn machen? Das ist ja entsetzlich, Tofte!"

Er wandte sich um und ging langsam auf sie zu. Sie wollte aufstehen, wollte gehen, konnte aber kein Glied rühren. Er blieb vor ihr stehen, bückte sich und küßte sie mit Leidenschaft.

„Tofte —!"

Er stand noch vor ihr und sah sie an. Aber sie sprang auf und lief auf die Veranda hinaus, stellte sich mit dem Rücken gegen die Balustrade und griff mit krampfhaft zitternden Händen in die Efeublätter. Tränen rollten ihr über die Wangen, ihre Brust hob und senkte sich, aber sie sah ihn mit großen, traurigen Augen unverwandt an.

„Das war sehr, sehr unrecht von Ihnen, Tofte!"

„Es ist nichts geschehen, gar nichts!" erwiderte er mit erzwungener Ruhe. „Die reine Einbildung, weiter nichts, das versichere ich Ihnen! Ich habe Sie ein wenig erschreckt, wie gestern abend — das ist alles! Jetzt ist es vorbei. — Kommen Sie ruhig wieder herein und setzen Sie sich auf den Schaukelstuhl. Sie werden noch ganz naß da draußen. Der Regen wird immer stärker — was für schwere, große Tropfen!"

Er ging wieder ans Klavier und setzte sich aufs Taburett. Sie konnte sich noch nicht recht fassen, aber mechanisch gehorchte sie ihm und sank in den Schaukelstuhl. Da lag sie ganz still mit bleichen Wangen und geschlossenen Augen, die Hände fest im Schoß gefaltet.

„Jetzt singe ich Ihnen etwas vor", sagte er, ihr noch immer den Rücken zukehrend. „Sie haben mich so oft um ein Lied gebeten. Jetzt singe ich Ihnen eins."

Sie blieb stille sitzen, ohne zu antworten oder die Augen aufzuschlagen. Er ließ die Finger über die Tasten laufen, schlug einen Akkord an und sang mit weicher, gedämpfter Stimme:

„Warum denn währt des Lebens Glück
Nur *einen* Augenblick?
Die zarteste der Freuden
Stirbt wie der Schmetterling,
Der, hangend an der Blume,
Verging — verging!

Wir ahnen, wir genießen kaum
Des Lebens kurzen Traum, —
Nur im unsel'gen Leiden
Wird unser Herzeleid
In einer bangen Stunde
Zur Ewigkeit!"

Als er innehielt, stand sie hinter seinem Stuhl.

„Tofte — reisen Sie ab, Tofte?"

„Ja, ich reise ab."

„Wann?"

„Jetzt — gleich."

Einen Augenblick sah sie ihn starr an. Dann ging sie an die Gartentür, lehnte sich schwer dagegen und blickte in den Regen hinaus. Ein Schauder durchlief sie, als ob sie fröre.

„Warten Sie bis morgen, Tofte!"

„Das kann ich nicht."

„Sie dürfen nicht so reisen ... so nicht. Hören Sie! Es geht nicht! Was würden die Leute sagen? ... Nein, nein, es ist nicht *das*! Um meinetwillen müssen Sie hier bleiben ... ich bitte Sie darum. Nicht wahr, Tofte, Sie bleiben hier?"

„Nein, gnädige Frau."

„Und Sie? Was wollen Sie denn? Und was soll *ich* anfangen?"

„Sie? — Ach, im Anfang werden Sie mich vermissen, dann danken Sie mir, daß ich reiste, und dann vergessen Sie mich. Und ich habe ja einen schönen Sommernachtstraum geträumt! Ich ziehe ihn wie meine anderen Erinnerungen auf eine Perlenschnur und gehe im übrigen, wohin das Schicksal mich führt. — Und so ..."

„Und wenn ich nun nicht so leicht damit fertig werden könnte, Tofte? — Wenn ich nun ... wenn es nun für mich ..."

Sie wandte sich um und sah ihn mit tränenfeuchten Augen ängstlich errötend an.

„Ich zürne Ihnen ja gar nicht, Tofte!"

Er ergriff ihre Hand und küßte sie heftig.

„Leben Sie wohl!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später verließ Tofte das Haus, sein Plaid über dem Arm. Sie stand am Fenster und preßte das Taschentuch gegen ihren Mund und ihre tränenlosen Augen.

Er schwenkte den Hut, aber sie erwiderte seinen Gruß nicht — stumm folgte sie ihm mit den Blicken, bis seine Gestalt verschwunden war.



Der Rhönwanderer

Von

W. Berdrow

1. Kreuzberg

Es tanzt der Wind mit den Nebelfraun
Den Reigen über die Matten;
Er strählt den Bergen das Wolkenhaar
Zu langen, zitternden Schatten.

Aus dunkler Höhe über das Moor
Die Sorge sah ich schreiten:
Der Bauer sucht die Bibel hervor
Und denkt an magere Zeiten.

Es steht auf der Scheide am Wegesrand
Ein Wirtshaus ohne Gäste,
Da feiern Not und leere Hand
Und Hader ihre Feste.

Auf kahlem Scheitel bei Bischofsheim
Drei dürre Kreuze ragen;
Mir ward das Herz, das Herz so schwer,
Als wollt' es ganz verzagen.

Ich zog vorüber an müdem Stab
Und sah die drei Kreuze stehen —
Ich möchte bei meiner Liebsten sein
Und nimmer von ihr gehen.

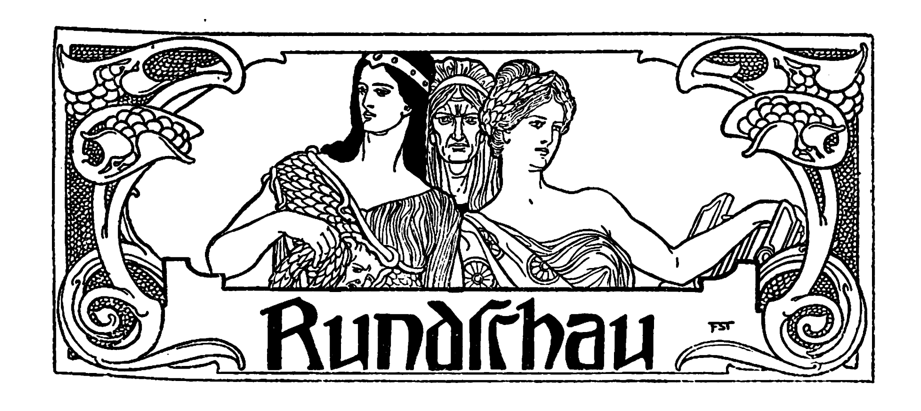
2. Milseburg

Abendsonne mit trübem Schein
Über die Berge rollt.
Die Fenster funkeln am Biberstein
Wie sündenrotes Gold.

Leise, leise ein Läuten weht
In die Stille hinein;
Über dem Tal ein Felsen steht,
Sieht aus wie ein Totenschrein.

Schimmert oben ein Kirchlein weiß
Von Sankt Gangolfs Höh' —
Einsiedel, und läutest du noch so leis',
Dein Glöcklein tut mir weh.





In memoriam

Eduard von Hartmann †

Der Verfasser der „Philosophie des Unbewußten", der populäre Philosoph Eduard v. Hartmann, ist in der Mittwochnacht nach Pfingsten einem Magenleiden erlegen. Geboren am 23. Februar 1842 als Sohn des Hauptmanns, späteren Generals Robert v. Hartmann, schlug er zunächst die militärische Laufbahn ein, entdeckte aber schon mit 22 Jahren seine philosophische Begabung und wandte sich, zumal ein Knieleiden ihn ohnedies zur Aufgabe seines militärischen Berufes nötigte, zum Studium der Philosophie. Er beendete es in Rostock und brachte bereits mit 27 Jahren seine Philosophie des Unbewußten heraus, die ihn mit einem Schlage berühmt machte. Vielfach angefeindet, wuchs doch sein Ruhm mit jedem Jahr höher, bis Hartmann freilich in den letzten Jahren mehr in den Hintergrund trat, nachdem seine wissenschaftliche Bedeutung erschöpft war.

Hegel hat einmal gesagt, jede Philosophie sei ihre Zeit in Gedanken gefaßt. Das kann natürlich nur von solchen Philosophien gelten, die wirklich Ausdruck ihrer Zeit sind, und dazu gehört unstreitig Hartmanns Arbeit. Nur wenige Denker haben ihre Zeit so tief verstanden und so deutlich erkannt, was ihrer Zersplitterung not tut, wie er. Er hat unfraglich das große Verdienst, in einer der Spekulation abgeneigten Zeit seine Kraft trotz heftigen Widerspruchs den höchsten Problemen des Welt- und Menschheitslebens gewidmet zu haben. Alles Große, was durch die letzten Jahrzehnte hindurchging, alles geistig Bedeutsame, was die verschiedensten Wissenszweige erzeugten, hat seine Philosophie verarbeitet und in ein geschlossenes Ganze zu bringen gesucht. Auf Religion und Metaphysik, Ethik und Soziologie, Logik und Erkenntnistheorie, Physik und Naturphilosophie, Ästhetik und Psychologie, Geschichte der Philosophie und allgemeine Tagesfragen, auf alle Gebiete des menschlichen Forschens richteten sich seine Studien, und nicht eher hat er geruht, als bis er die Fäden des Zusammenhangs mit seiner Grundanschauung glaubte gefunden zu haben. Wenn Artur Drews, sein begeisterter Biograph, auch sicher zu weit geht mit seiner Behauptung, daß Hartmann als ein Bismarck des Gedankens die Bestrebungen der neueren Philosophie zum relativen Abschluß brachte und das vollendete, worauf fast alle großen Denker bewußt oder unbewußt vor ihm abzielten, so hat Hartmann doch sicher das Seinige dazu beigetragen, — auch der Gegner

wird das ehrlich anerkennen müssen —, die wirklich wertvollen Gedanken der Philosophie, insonderheit der deutschen, vor Untergang und Vergessenheit bewahrt, ja ihnen ein neues Leben gesichert und Anerkennung auch seitens ihrer Gegner verschafft zu haben. Obgleich nur Theoretiker, hat H. in Einzelheiten doch vielfach den Nagel auf den Kopf getroffen, wo der Empiriker manchmal den Wald vor Bäumen nicht sieht. Auch die Türmerleser haben schon manche lehrreiche Abhandlung Hartmanns hier gefunden.

Ed. v. Hartmann gehört zu den Geistern, die sich bemühten, die getrennten und auseinandergehenden Läufe der wissenschaftlichen Arbeit in ein einheitliches Bette zusammenzuführen; er fand demnach seine Aufgabe darin, die Resultate der Einzeldisziplinen durch die Königin der Wissenschaften, die Philosophie, in einer geschlossenen Weltanschauung zu umspannen. Den Ausgangspunkt seiner Arbeit bildete die Naturwissenschaft. Aber während der philosophische Naturalismus die Selbständigkeit des Geistes leugnete und alles auf Stoff und Kraft reduzierte, ist nach H. der Geist das Frühere und eigentlich Wesentliche der Dinge. Dieser Geist ist die schaffende Weltursache, welche die Welt vernünftig und weise nach Zwecken gestaltet, obwohl er unpersönlich und ohne Bewußtsein ist und erst im Gehirn des Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gelangt. Er war seit ewig vor der Welt und hat sie erst später aus sich hervorgebracht. Da ihm ein Objekt von vornherein nicht gegenüberstand, von dem er sich unterscheiden konnte, mußte er ohne Bewußtsein sein. Der Geist war ursprünglich in untätiger Ruhe, so daß auch seine Attribute Wille und Vorstellung nur der Potenz nach existierten. Der Grund, warum das Absolute zur Tätigkeit überging, ist unbegreiflich. Der Anstoß ging vom Willen aus, der sich in Tätigkeit umsetzte. Auch die Vernunft, welche mit dem Willen zusammenhing, wurde in seine Tätigkeit und alle ihm aus dem Werden entspringenden Qualen herangezogen. Zum Glück steht aber dem unlogischen Willen des Absoluten die logische Vernunft zur Seite, die bemüht ist, die Tat des Willens wieder gut zu machen. Die einfachste Art, den alten Zustand wiederherzustellen, wäre die gewesen, wenn die Vernunft den Willen sofort wieder zur Ruhe gebracht hätte. Allein der unendliche Willensdrang ist zu gewaltig, die Vernunft ist zu fest in seine Fesseln geschlagen. Daher bemüht sie sich um so mehr, die Art und Weise seines Handelns zu bestimmen. Daß die Welt wurde, ist Ursache des Willens, wie sie wurde, ist Werk der Vernunft. Die Welt ist darum auch die beste der möglichen Welten, weil die Weltentwicklung vermöge der Weisheit der Vernunft zweckmäßig vor sich geht und auch zu einem guten Ende führt, nämlich zur Erlösung des Absoluten von der Unseligkeit des Wollens. Die durch den Willen gewordene Welt ist keine Scheinwelt, sondern Wirklichkeit. Ihr Urgrund ist die Materie, welche aus unendlich kleinen Urteilchen besteht, die Kraftpunkte ohne Ausdehnung und Stoff sind. Kraft aber ist Streben, so daß die Atomkräfte unbewußte Willenstätigkeiten und damit nur Wirkungen des einen absoluten Allgeistes sind, der in diese Vielheit von Tätigkeiten auseinandergeht, weil der beabsichtigte Weltprozeß nicht anders möglich ist. Der Weltprozeß ist zwar Entwicklung, läßt sich aber aus Darwins Prinzipien, d. h. dem Kampf ums Dasein, der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung nicht begreifen. Es werden aus einzelligen Lebewesen nach Darwins Prinzipien niemals mehrzellige, und zu einem Kampf ums Dasein fehlte jede Veranlassung. Der Weltgeist leitet die Entwicklung vernünftig nach höheren Zwecken. Der Endzweck des Weltprozesses ist die Erlösung des Absoluten von der Qual des

Wollens. Alles Wollen im wesentlichen Dasein hat keine Lust, sondern Unlust zur Folge. Je weniger einer hat, um so weniger verlangt er, um so glücklicher ist er. Mit den vermehrten Mitteln vermehren sich auch die Bedürfnisse und damit die Unzufriedenheit. Die Naturvölker sind darum glücklicher als die Kulturvölker, die armen und niedrigen Stände sind besser daran als die reichen und vornehmen; jedes Wesen ist um so seliger, je stumpfer sein Nervensystem ist, weil der Überfluß der Unlust über die Lust desto kleiner und die Befangenheit in der Illusion desto größer wird. Nun wachsen aber mit fortschreitender Entwicklung der Menschheit nicht nur Reichtum und Bedürfnisse, sondern auch die Sensibilität des Nervensystems und die Bildung des Geistes, folglich auch der Überschuß der empfundenen Unlust über die empfundene Lust und die Zerstörung der Illusion, d. h. das Bewußtsein der Armseligkeit des Lebens, der Eitelkeit der meisten Genüsse und das Gefühl des Elends. Wie das Leiden der Welt gewachsen ist mit der Entwicklung der Organisation von der Urzelle an bis zur Entstehung des Menschen, so wird es weiter wachsen mit der fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes, bis dereinst das Ziel erreicht ist. Die Erlösung geschieht nicht durch Gott, sondern durch den Menschen, der die Gottheit erlöst; sie ist auch keine ewige Seligkeit im Himmel, sondern die Rückkehr in das Nichts, sie ist Befreiung von der Qual des Daseins. Die abgelebte und abgearbeitete Menschheit hat schließlich nur noch einen Wunsch, und das ist Ruhe und ewiger Schlaf ohne Traum, der ihre Müdigkeit stillt. Behufs dieser Erhebung gegen den Willen zum Dasein wird sich die Menschheit unter sich verständigen, was bei der Vollkommenheit der Verkehrsmittel am Ende des Weltprozesses nicht schwer ist, und wird in einem Augenblick den Entschluß fassen, fortan nicht mehr zu sein. Damit wird das gesamte Weltall verschwinden, so daß auch der Wille des Absoluten seine Macht verliert und vernichtet wird; dazu ist nötig, daß der bei weitem größere Teil des in der Welt tätigen Geistes in der Menschheit aufgespeichert ist. Die Lebensaufgabe des Menschen besteht daher darin, sich nicht nach Schopenhauerschem Ideal der Resignation zu ergeben und durch Askese und Nichtstun den Willen zum Leben zu verneinen, sondern tätig zu arbeiten und an der Abkürzung des Leidens zu helfen. Der Mensch darf nicht egoistisch nur auf seine Erlösung bedacht sein durch Weltflucht oder gar Selbstmord, sondern soll seine Kräfte dem Dienst des Weltprozesses weihen und sich um der allgemeinen Welterlösung willen der Gottheit hingeben. Das Prinzip der praktischen Philosophie besteht darin, die Zwecke des Unbewußten zu Zwecken seines Bewußtseins zu machen, was sich unmittelbar aus den beiden Prämissen ergibt, daß erstens das Bewußtsein das Ziel der Welterlösung vom Elend des Wollens zu seinem Ziel gemacht hat, und daß es zweitens die Überzeugung von der Allweisheit des Unbewußten hat, infolge deren es alle vom Unbewußtsein aufgewendeten Mittel als die möglichst zweckmäßigen anerkennt, selbst wenn es im einzelnen Fall geneigt sein sollte, hieran Zweifel zu hegen. Hierdurch wird die Bejahung des Willens zum Leben als das vorläufig allein Richtige proklamiert; denn nur in der vollen Hingabe an das Leben und seine Schmerzen, nicht in feiger persönlicher Entsagung und Zurückziehung ist etwas für den Weltprozeß zu leisten. —

Wir lehnen diese Gedanken von Anfang bis zu Ende ab; wir sehen nicht ein, wie eine Welterlösung möglich ist, wenn alle Unseligkeit und alles Unheil ihren Ursprung und Sitz in Gott selbst haben, zu dem wir in ein sittliches Verhältnis nie treten können, da sein Grundtrieb der Egoismus ist; hat er doch

die Welt und ihre Geschöpfe nur darum zu Leiden erschaffen, damit sie ihm durch ihre Selbstvernichtung zur Erlösung von seiner eigenen Unseligkeit behilflich seien; wir fänden es zur Welterlösung auch viel einfacher, dem Erdendasein durch Selbstmord ein Ende zu machen und andere zu bewegen, ein Gleiches zu tun; wir können uns auch einen Gott nicht denken, der unbewußt und dabei doch zugleich allwissend und allweise sein soll, der also alles weiß, nur sich selbst nicht, der zweckmäßig in allem wirkt und dabei doch von sich selber und seinem Endzweck gar kein Bewußtsein hat, wir meinen vielmehr, daß gerade die Eigenschaften, die Hartmann Gott zuerkennt, konsequent ausgedacht zu Gott als einem insichseienden, selbständigen Selbstbewußtsein führen; wir erklären es ferner geradezu für eine mythologische Abenteuerlichkeit, wenn Hartmann erzählt, wie sich der Wille einmal durch grundlosen Zufall aus dem Zustand der Ruhe zur Tätigkeit erhob und die Idee an sich riß, worauf diese sofort zur denkenden Vernunft wurde und den Weltplan auf den Zweck hin entwarf, den blinden Willen zur Einsicht der Unvernunft seines Wollens und damit zur Ruhe des ursprünglichen Ruhezustandes zurückzubringen, wozu wir Menschen helfen sollen, während doch nach gelungener Zurückwerfung der Welt in das Nichts der Wille es sich sofort wieder gelüsten lassen könnte, ins Dasein zu treten und eine neue Welt ins Leben zu führen, so daß die mühsam totgemachte Weltentwicklung wieder von vorne beginnen müßte, — dennoch aber bleibt Hartmanns Philosophie auch als Ganzes von großer Bedeutung, und diese ist doppelter Art. Die Philosophie des Unbewußten stellt zunächst den Übergang vom philosophischen Pantheismus, der Gottheit und Welt identifizierte, zum Theismus dar; die Willensphilosophie, nachdem sie an den Einseitigkeiten und Schwächen des Pantheismus gescheitert war, beginnt mit Eduard von Hartmann sich auf theistisches Gebiet zu retten, nur daß er leider auf halbem Wege stehen blieb. Hätte sich Hartmann entschließen können, den negativen Begriff des Unbewußten in den positiven des Bewußten zu verwandeln und dementsprechend sein System in seinen Einzelheiten zu korrigieren, so hätte er seiner Philosophie ein sicheres Fundament gegeben und wäre auch mit seinen Grundgedanken dem Christentum näher gekommen, dem er sich in Einzelpunkten, zumal in ethischer Hinsicht, trotz aller Angriffe gegen dasselbe, so nahe verwandt zeigt. Kann es z. B. ein christlicheres Wort geben als jenes: „Sich selbst als göttlichen Wesens zu wissen, das tilgt jede Divergenz zwischen Eigenwillen und Allwillen, jede Fremdheit zwischen Mensch und Gott, jedes ungöttliche, d. h. natürliche Gebaren; sein Geistesleben als einen Funken der göttlichen Flamme anzusehen, das wirkt den Entschluß, ein wahrhaft göttliches Leben zu führen, d. h. sich über den Standpunkt der bloßen Natürlichkeit zu erheben zu einem Leben im Geist, das im positiven Sinn gottgewollt ist, das den Willen und das Vermögen schafft, gottinnig zu denken, zu fühlen und zu handeln und alle endliche Aufgabe des irdischen Lebens im göttlichen Lichte zu erklären!“ Aber auch noch in anderer Hinsicht ist Hartmanns Philosophie als Ganzes von größter Bedeutung. Hartmann hat durch sie nicht wenig dazu beigetragen, den Glauben an die Allgewalt der Naturwissenschaft für immer erschüttert zu haben. Als seine Philosophie des Unbewußten zum erstenmal erschien, vertrat die Naturwissenschaft fast durchweg den Standpunkt des Materialismus, der bald in alle Schichten der Bevölkerung drang und immer mehr an Boden zu gewinnen drohte. Und nun kam ein Philosoph, einer von jenen, deren Rolle die Naturwissenschaft für ausgespielt erklärte und die sie



Erik Werenskiold
Henrik Ibsen

höchstens nur insoweit gelten ließ, als sie ihre eigene Oberhoheit anerkannten, und bestritt nicht nur die Berechtigung ihrer Weltanschauung, sondern suchte ihr gegenüber sogar den alten Idealismus, die Zweckmäßigkeitslehre und alle jene Ansichten wieder ins Leben zu rufen, die sie selbst erst zu Grabe getragen hatte; ja er ging so weit, das Paradepferd, mit dem die Naturforscher damals besonders paradierten, den Darwinismus, als verfehlte Weltanschauung hinzustellen. Hartmanns Kritik des Darwinismus gehört jedenfalls zum Besten, was hier geschrieben ist. Drews hat daher nicht unrecht, wenn er in seiner Hartmann-Biographie sagt, Hartmanns Auftreten bezeichne einen Wendepunkt im modernen Geistesleben, den Punkt nämlich, wo die gegen die Philosophie anstürmende Flutwelle der Naturwissenschaft ihren höchsten Gipfel erreicht hatte und wieder in sich selbst zurückebbte. Hartmanns Auftreten zeigt das Wiedererwachen der spekulativen Philosophie zum Bewußtsein ihrer eigenen Kraft und Würde, nachdem sie fast ein Menschenalter hindurch die Verachtung der Naturwissenschaft hatte ertragen müssen, es wahrte das Recht der Philosophie gegenüber der Naturwissenschaft, es stellte das richtige Verhältnis zwischen beiden wieder her und bewies, daß die Philosophie nicht nötig habe, sich ihre Prinzipien von der Naturwissenschaft vorschreiben zu lassen.

Das also ist die Doppelbedeutung der Arbeit Hartmanns: er hat erstens in einer spekulationsfeindlichen Zeit der Philosophie ihr Daseinsrecht neu erstritten, und er hat zweitens durch Aufstellung eines eigenen Systems des Idealismus, mag dieses als Ganzes auch sicher unhaltbar sein, die ängstlich und verzagt gewordene Philosophie wieder ermutigt und zu neuer Schaffensfreude angeregt. Leider hat das die Philosophie selbst erst in den letzten Jahren erkannt und anerkannt. Aber im rühmlichen Gegensatze zu Schopenhauer hat Hartmann sich nie darüber erbost, ja trotz aller Anfeindungen hat er in der Stille seines Heims gearbeitet und gerade zuletzt Werke erzeugt, die, wie seine „Kategorienlehre“, zu den bedeutendsten Leistungen des neunzehnten Jahrhunderts gehören. Er hat sein Licht nicht unter den Scheffel gestellt, er hat in Wahrheit mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert, nicht hastig oder überangestrengt, sondern ruhig und stetig und gleichmäßig. Es ist gewiß nicht nötig, daß jede Zeile noch naß, wie sie vom Schreibpult kommt, gedruckt werde; denn die Eitelkeit der Ungeduld soll dem wahren Talent ebenso fremd sein wie die Eitelkeit der Ruhmsucht oder die geschäftliche Gewinnsucht, aber es ist wichtig, daß der wirklich Berufene seine Leistungen der Öffentlichkeit nicht dauernd vorenthält, und es ist kleinlich, wenn ein erprobtes Talent sich bloß durch Empfindlichkeit über kränkende Mißerfolge bestimmen läßt, alle weiteren Veröffentlichungen aufzugeben, noch kleinlicher, wenn das bloße Ausbleiben des von früheren Werken erwarteten Ruhmes den Autor zum schmollenden Schweigen bringt; es ist vielmehr eine Ehrenpflicht der wirklichen Talente, sich nicht von einem kleinlichen Mißmut über Nichtanerkennung gerade solcher, die sich in der betreffenden Sache in Sonderheit zum Urteil berufen glauben, niederdrücken zu lassen, sondern weiter zu publizieren, damit der literarische Markt nicht ausschließlich den vordringlichen Schreiern und geriebenen Spekulanten auf den Zeitgeschmack eingeräumt werde. Hartmann hat sich dieser Ehrenpflicht trotz aller Anfeindung und Verhöhnung bis an sein Lebensende nicht entzogen, er hat sich in Geduld auch dem gefügt, daß seine späteren Werke äußerlich nur wenig Erfolg erzielten, obwohl sie teilweise die Philosophie des Unbewußten weit überragen. Und das ist gut. Daß sein System als Ganzes unhaltbar ist,

haben wir oben bereits gesagt, das wahrhaft Wertvolle im einzelnen aber wird für die Menschheit nicht verloren gehen, ja wird zur Festigung und Vertiefung eines künftigen gesunden Idealismus sicher von hoher Bedeutung sein.

Dr. Otto Siebert

* * *

Herman Schell †

Am Abend des 31. Mai brachte der Draht aus Würzburg die Kunde, daß Professor Dr. Herman Schell am Herzschlag gestorben sei. 56 Jahre war er erst alt, gehörte durchaus noch nicht zu den Ausgedienten, stand noch so ganz in der Vollkraft des Wirkens und zählt doch schon zu den Toten! Geboren wurde er am 28. Februar 1850 zu Freiburg i. Br. Seine gymnasiale Ausbildung erhielt er in seiner Vaterstadt, dort begann er auch 1868 seine philosophischen und theologischen Studien, die er dann in Würzburg fortsetzte. 1872 in Freiburg i. Br. zum Dr. phil. promoviert und zum Priester geweiht, wirkte er zunächst im Lehr- und Seelsorgeberuf. 1879 ging er dann nach Rom, um dort zwei Jahre philosophische und kunstgeschichtliche Studien zu treiben, 1883 promovierte er in Tübingen zum Dr. theol. und 1885 wurde er an der Universität Würzburg Professor für Apologetik, vergleichende Religionswissenschaft und christliche Kunstgeschichte.

Schell hat es verstanden, sich durch seine begeisterte und begeisternde Vortragsweise, durch seine glänzende Diktion, durch die Eigenartigkeit seiner Ideen einen Einfluß unter der Würzburger Studentenschaft zu sichern, der weit über den Kreis der katholischen Theologen hinausging. Nicht minder groß war seine schriftstellerische Bedeutung. Seine erste Arbeit war eine Schrift über die Einheit des Seelenlebens nach Aristoteles (1873). Und dann erschienen in ununterbrochener Folge: Katholische Dogmatik (4 Bde. 1889—1893), Gott und Geist (1895—1896), Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts (1897), Die neue Zeit und der alte Glaube (1898), Theologie und Universität (1899), Apologie des Christentums (1901—1905), Das Christentum Christi (1902), Christus (1903), Gottesglaube und naturwissenschaftliche Welterkenntnis (1904). Alle seine Schriften zeugen von immensem Fleiße, von staunenswerter Belesenheit. Keinem Problem geht er aus dem Wege, auch nicht dem schwierigsten und unangenehmsten, für jedes sucht er eine befriedigende Lösung.

Heute schon Schells Bedeutung für die Entwicklung katholischen Geistes- und Kulturlebens um die Wende des 19. Jahrhunderts zum 20. feststellen zu wollen, wäre entschieden verfrüht. Die Richtung, die er vertreten hat, liegt noch zu sehr in hartem, erbittertem Kampfe mit der von ihm so unentwegt angefochtenen Richtung, als daß das Ende dieses Kampfes schon abzusehen wäre. Leichter ist es schon, ein Bild der geistigen Eigenart dieses bedeutenden Mannes zu entwerfen. Und da möchte ich auch an dieser Stelle die Worte wiederholen, in die ich stets den Eindruck, den er auf mich gemacht, zu kleiden versuchte, wenn man mich nach meiner Ansicht über ihn fragte: Er hatte vieles von der geistigen Eigenart des Evangelisten Johannes. Man hat einmal das Evangelium, das den Namen des Liebesjüngers trägt, das Evangelium der reinen Geistigkeit genannt. Auch Schells Schriften zeigen ein rein geistiges Gepräge. Bei Johannes vermählt sich eine oft geheimnisvoll wirkende Tiefe

mit einer geradezu überströmenden Fülle der Gedanken; auch bei Schell. Und wie Johannes es verstanden hat, das, was sein Inneres so machtvoll bewegte, in eine Sprache von seltener Innigkeit und Glut zu kleiden, die mit unwiderstehlicher Gewalt die Seele ergreift, um sie heraus- und emporzureißen aus der Verdrossenheit und Dumpfheit der Alltagseindrücke und sie dann doch auch wieder bis in ihre tiefsten Tiefen hinein wunderbar zu beruhigen, so auch Schell. Und ganz besonders war in ihm die johanneische Mahnung zur alles verstehenden und alles verzeihenden Liebe lebendig. Trotzdem seine Schriften, namentlich die späteren, sehr viele, für manchen zu viele, polemische Ausführungen enthalten, ist nie ein verletzendes Wort über seine Gegner ihm aus der Feder geflossen. Dabei war Schell keineswegs ein Mann der zwar gutgemeinten, aber gerade in religiösen Fragen durchaus unangebrachten Kompromisse; diejenigen, die ihm dahinzielende Vorwürfe gemacht haben, sind an seiner mitunter ungewöhnlichen Ausdrucksweise gescheitert und haben ihn vielfach nicht verstanden. Alles, was er als Angriff auf das von ihm innerlich erlebte Ideal empfand, hat er mit aller Entschiedenheit bekämpft, gleichviel ob der Angriff aus dem andern Lager oder aus dem eigenen Lager kam. Rücksicht auf seine eigene Person nahm er dabei nie, und sein stolzer Trost lautete: „Professoren sind absetzbar, aber nie die Gedanken!" Daß er auch gegen die Angriffe sich energisch wandte, die aus dem eigenen Lager heraus auf das von ihm so tief erfaßte und so begeistert verkündigte Ideal erfolgten, hat ihm dann auf beiden Seiten den Ruf eingetragen, er stehe nicht vollständig auf dem Boden des katholischen Christentums. Und doch hat er keinen Augenblick seines Lebens einen Zweifel über die Aufrichtigkeit seines katholischen Bekenntnisses möglich gemacht. Schell war Katholik bis ins Mark der Knochen. Als Rom vier seiner Schriften indizierte, glaubten allerdings manche, er werde sich das nicht gefallen lassen. Er hat es aber in Konsequenz seiner grundsätzlichen Stellungnahme doch getan und damit bewiesen, wie ungerecht die gehandelt hatten, die ihm Mangel an kirchlicher Treue zum Vorwurf gemacht. Und nicht nur das! Er hat wie kein zweiter im katholischen Lager die Zeichen der Zeit zu deuten verstanden. Vorurteilslos erkannte er das Wertvolle unserer Zeit an, aber zugleich täuschte er sich über die innere Leere und Öde nicht hinweg, die dem entgegengähnt, der tiefer zu schauen versteht. Er wußte, daß die moderne Menschheit den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht trotz mancher Erfolge nicht gefunden, und als Mittel, um die innere Zerrissenheit zu überwinden, um aus dem haltlosen Schwanken zwischen unversöhnlichen Gegensätzen herauszukommen, predigte er das katholische Christentum.

Nun ist er tot, und es ist zu hoffen, daß auch bei denjenigen Glaubensgenossen, die ihn bislang bitter bekämpft haben, allmählich eine gerechtere Würdigung Platz greift. Er ist gestorben in den Sielen, gefallen auf dem Kampfplatz. Die Schlacht aber geht weiter. Hoffen wir, daß bald die Stunde schlägt, in der es sich entscheidet, welche der in loderndem Wettbewerb um den Lorbeer des Sieges ringenden Geistesmächte es sein wird, die das Glück der modernen Menschheit auf ihre Schultern nimmt und es durch die brandenden Fluten der Zeit hinträgt zu den Thronstufen des Ewigen. Wie aber auch immer die Würfel fallen werden, das Leben und Wirken des Mannes wird unvergessen bleiben, der es so gut mit der modernen Menschheit gemeint hat, und um den wir heute schon zu unserm tiefen Schmerze die Totenklage erheben müssen.

W. E.



Die Entwicklung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit

Der Grundsatz, Völkerstreitigkeiten durch Rechtsspruch zu erledigen, ist älter, als man gewöhnlich annimmt. Schon im Altertum finden wir davon beredte Spuren. Zwischen Argos und Sparta kam ein Vertrag zum Abschluß, worin die beiden Städte übereinkamen, ihre Streitigkeiten „den Gepflogenheiten ihrer Vorfahren gemäß" einer neutralen Stadt zur Schlichtung zu überweisen. Auch der Amphyktionenbund der alten Griechen kann als ein Vorläufer der heutigen ständigen Schiedsgerichtsverträge angesehen werden. Das sonst an blutigen Kämpfen so überreiche Mittelalter kannte die Schiedssprechung durch sogenannte „kluge, weise Männer", an die sich die Ritter und die Klöster häufig wandten, um gewaltsame Auseinandersetzungen zu vermeiden; und die Stellung des Papstes brachte es mit sich, daß er ein Schiedsgerichtsamt über die Kaiser und Könige der Zeit auszuüben berufen war. Einer der ältesten Schiedsgerichtsverträge, der dem modernen Sinne der Schiedsgerichtsbarkeit am nächsten kommt, ist der Bündnisvertrag der drei Schweizer Urkantone Uri, Schwyz, Unterwalden vom Jahre 1241.

Trotz dieses hohen Alters beginnt die Schiedsgerichtsbarkeit als Institution erst in neuester Zeit eine Rolle zu spielen. Der Friedensvertrag, den die Vereinigten Staaten und Großbritannien am 3. Sept. 1783 zu Paris schlossen, rief zwischen den beiden Staaten in bezug auf die Auslegung verschiedener Vertragspunkte zahlreiche Differenzen hervor. Am 19. Nov. 1794 kamen die Regierungen beider Länder zum erstenmal überein, die bestehenden Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht zum Austrag zu bringen; und von diesem Tage datiert die Geburt der Schiedsgerichtsbarkeit als modernes Mittel der Politik.

Seit dem Jahre 1794 bis 1903, also in 110 Jahren, sind nicht weniger als 241 internationale Streitfälle durch Schiedsgerichte zur Erledigung gelangt. Die Zahl würde an und für sich nicht viel sagen, wenn die Verteilung der Fälle auf die einzelnen Jahrzehnte nicht ein ungeheures Wachstum für die Gegenwart nachweisen würde.

Es kamen zur schiedsgerichtlichen Erledigung in den Jahren

1794—1800	4	Streitfälle
1801—1820	12	"
1821—1840	10	"
1841—1860	25	"
1861—1880	54	"
1881—1900	111	"
1900—1903	25	"

Aus dieser Tabelle ist ganz deutlich zu ersehen, wie die Schiedsgerichtsbarkeit für die moderne Politik ein immer mehr und mehr gehandhabtes Instrument geworden ist, wobei noch in Betracht zu ziehen ist, daß die für die Zeit von 1900 bis 1903 angegebene Zahl von Fällen noch eine bedeutende Vergrößerung erfahren dürfte, da die Mehrzahl der schiedsgerichtlichen Entscheidungen erst bekannt wird, nachdem die Fälle erledigt sind.

Die Materie der der Schiedsgerichtsbarkeit unterworfenen Streitigkeiten umfaßt die mannigfachsten Zwischenfälle des internationalen Lebens. In der

Regel handelt es sich um Grenzfestsetzungen, Entschädigungsforderungen aus früheren Kriegen, Schiffszwischenfälle, Wegnahmen, Kaperungen 2c. Auch eine große Anzahl sehr ernster Streitigkeiten fanden dabei ihre friedliche Erledigung. So verhinderte das Schiedsgericht, das am 15. Dezember 1871 zu Genf zusammentrat und am 15. Dezember 1872 dort sein Urteil fällte, in der bekannten „Alabamafrage“ einen bereits dem Ausbruch nahe gewesenen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und England, das durch die Ausrüstung des Kaperschiffes „Alabama“ während des amerikanischen Sezessionskrieges den Nordstaaten großen Schaden zugefügt hatte und sich nach dem Friedensschlusse zu einer Entschädigung nicht verstehen wollte. Die England seitens des Schiedsgerichtes auferlegte Zahlung von 63 Millionen Mark wurde alsdann ohne Widerrede geleistet.

Der Schiedsspruch vom 30. August 1900 in der Delagoa-Bahnfrage erledigte einen zwischen England und Portugal ausgebrochenen Streit, der bereits zum Abbruch der diplomatischen Verhandlungen und Entsendung dreier Kriegsschiffe seitens Englands geführt hatte, in friedlicher Weise. Ein heftiger Grenzstreit zwischen der Schweiz und Italien fand am 23. September 1874 durch Schiedsspruch seine Erledigung; ebenso der deutsch-spanische Konflikt wegen der Karolineninseln, in dem der Papst sein Urteil zugunsten Spaniens abgab. Es seien ferner noch erwähnt der Venezuelakonflikt zwischen England und den Vereinigten Staaten, der die Erbitterung in beiden Ländern aufs höchste trieb, aber durch ein Schiedsgericht beigelegt wurde; der Alaskastreit zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada, und nicht zuletzt der große Venezuelakonflikt, an dem neun europäische Mächte und die nordamerikanische Union beteiligt waren, und der durch das Urteil des Haager Schiedsgerichtshofes vom 22. Februar 1904 aus der Welt geschafft wurde.

Mit der Zunahme der Schiedsgerichtsfälle und deren manchmal recht großen Bedeutung für die Völker entwickelte sich auch die Organisation dieser Einrichtung. Ursprünglich bestand eine solche Organisation überhaupt nicht. Streitende Staaten kamen von Fall zu Fall überein, einen Streit, über den sie sich nicht einigen konnten, durch Schiedsrichter zur Erledigung zu bringen. Dieses Verfahren zeitigte natürlich viele Mißstände, da die Atmosphäre zwischen zwei Staaten, die sich über eine Differenz diplomatisch nicht zu einigen vermochten, keine derartig friedliche mehr sein konnte, daß man leicht die Abmachungen für die Zusammensetzung und die Kompetenz des Schiedsgerichtes zu treffen vermochte. Die Staaten waren mitten in ihrem Streite und inmitten der manchmal in hohem Grade erregten öffentlichen Meinung gezwungen, derartige Abmachungen zu treffen, die mehr als jede andere Abmachung guten Willen und ruhige Überlegung voraussetzten. Die gute Absicht mußte infolgedessen oftmals an den Tatsachen scheitern, und an Stelle einer Regelung des Streites durch Recht trat das Verfahren der Gewalt.

Es war daher als ein großer Fortschritt zu begrüßen, als man daran ging, in verschiedene Staatsverträge die sogenannte spezielle Kompromißklausel aufzunehmen, wonach man bei Abschluß irgend eines Vertrages schon im voraus bestimmte, daß Streitigkeiten, die sich aus der Auslegung des betreffenden Vertrages in Zukunft ergeben sollten, einem Schiedsgericht zu unterbreiten seien, dessen Zusammensetzung und Kompetenz in der Klausel gleich vereinbart wurde. Damit begann man, Streitfälle, die noch gar nicht vorhanden waren, der Kompetenz des Schiedsgerichtes zu unterwerfen, und sicherte

damit der Schiedsgerichtsbarkeit in erhöhtem Maße ihre Funktion. Italien war es, das nach dieser Richtung unter dem Einflusse Mancinis bahnbrechend voranging und seit 1873 diese spezielle Kompromißklausel in Anwendung brachte. England, Spanien, Belgien, Frankreich und die Niederlande folgten, und bald fand diese Klausel auch in den großen internationalen Vereinbarungen, wie im Weltpostvertrag (4. Juli 1891), in der Konvention über die Eisenbahnfrachten-Union (14. Oktober 1890), in den Generalakten der Berliner Konferenz von 1885, in den Generalakten der Brüsseler Konferenz zur Bekämpfung des Negerhandels ihre Anwendung.

Immerhin bezog sich diese Art der Kompromißklausel nur auf bestimmte Streitigkeiten, soweit sich diese nämlich aus der Materie eines bestimmt abgegrenzten Vertrages ergeben konnten. Es war daher ein weiterer Fortschritt, als man daran ging, durch die allgemeine Kompromißklausel die Kompetenz des Schiedsgerichtes und dessen Zusammensetzung für alle später eventuell auftretenden Streitigkeiten, sofern man nicht gewisse Ausnahmen aufstellte, in die verschiedenen Staatsverträge aufzunehmen. Diese Klausel findet man gewöhnlich als Anhang zu Staatsverträgen allgemeiner Natur, bei Handels-, Schiffahrts-, Freundschaftsverträgen 2c. Zuerst brachten sie die kleineren amerikanischen Republiken in ihren verschiedenen Verträgen zur Anwendung, aber auch europäische Staaten verschmähten es nicht, diese Schiedsgerichtsbestimmungen allgemeiner Natur in ihren Verträgen mit überseeischen Staaten einzufügen. So finden wir sie in dem Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen Frankreich und Korea (4. Juni 1886), in dem Vertrag der Schweiz mit dem Kongostaate (16. November 1899), zwischen Belgien und Venezuela (26. November 1887), zwischen Spanien und Peru (14. August 1897). Nur zwei europäische Staaten haben diese allgemeine Kompromißklausel untereinander in Anwendung gebracht, nämlich Portugal und die Niederlande in ihrem am 5. Juli 1894 abgeschlossenen Handelsvertrag, der in seinem VII. Artikel „alle Fragen oder Streitigkeiten, die über Interpretation und Ausführung dieser Deklaration und selbst über jede andere Frage entstehen könnten", abgesehen von verschiedenen Ausnahmen, einem Schiedsgericht unterwirft.

Eröffnet die allgemeine Schiedsgerichtsklausel der Schiedsgerichtsbarkeit schon den weitesten Spielraum, indem sie die Kompetenz des Schiedsgerichtes nicht mehr für gewisse Vertragsmaterien begrenzt, sondern über diese hinaus erweitert, so läßt sie das Schiedsgerichtsprinzip doch immerhin in den Hintergrund treten, da sie nur als Anhang zu irgend einem andern Vertrag erscheint. Ein weiterer Fortschritt war daher, als man Verträge abzuschließen begann, in denen die Unterwerfung gewisser umfangreicher Streitmaterien unter die Schiedsgerichtsbarkeit nicht mehr einen Anhang, sondern den Tenor des Vertrages bildete, wie dies bei den ständigen Schiedsgerichtsverträgen der Fall ist, die die Schiedsgerichtsbarkeit über alle künftigen und über alle vorher abgeschlossenen Verträge hinweg zur Vertragspflicht der kontrahierenden Staaten erhebt. Auch hier war es Amerika, das bahnbrechend voranging. Der erste ständige Schiedsgerichtsvertrag wurde von einer Anzahl kleiner Republiken Zentralamerikas im Jahre 1872 abgeschlossen.

Von besonderem Einfluß für die Entwickelung der ständigen Schiedsgerichtsbarkeit war jedoch die erste panamerikanische Konferenz, die von 1889/90 in Washington tagte und auf der die Vertreter fast sämtlicher Staaten des amerikanischen Kontinentes einen Vertrag unterzeichneten, der für

die Streitigkeiten der amerikanischen Staaten untereinander das Schiedsgericht obligatorisch machen sollte. Der Vertrag trat zwar nicht in Kraft, denn die Mehrzahl der Regierungen unterließ es, ihn zu ratifizieren; immerhin bedeutete er einen großen prinzipiellen Fortschritt, zumal er auch den Anlaß bot, daß der Gedanke in Europa aufgenommen und Gegenstand einer lebhaften Agitation zugunsten der Schiedsgerichtsidee wurde. Der Artikel XIX. jenes Vertrages stellte nämlich den Zutritt zu dem amerikanischen Schiedsgerichtsabkommen auch den europäischen Staaten frei, und auf Grund dieses Artikels ließ der Präsident der Vereinigten Staaten den Vertrag verschiedenen europäischen Staaten notifizieren und sie zum Eingehen eines Schiedsgerichtsvertrages mit den Vereinigten Staaten einladen. In den verschiedensten Parlamenten Europas kam diese Einladung zur Erörterung und zeitigte fast überall Diskussionen und Abstimmungen, die sich der Schiedsgerichtsidee sehr sympathisch zeigten. Als einziges praktisches Ergebnis dieser Beratungen ist der Abschluß eines ständigen Schiedsgerichtsvertrages zu verzeichnen, an dem zum erstenmal ein europäischer Staat beteiligt war, nämlich die am 23. Juli 1898 erfolgte Unterzeichnung des italienisch-argentinischen ständigen Schiedsgerichtsvertrages, in dem *alle* zwischen den beiden Staaten bestehenden und künftig sich ergebenden Streitigkeiten der Schiedsgerichtsbarkeit unterworfen wurden.

Das Jahr 1899 brachte die *Haager Konferenz*, auf der bekanntlich die Vertreter von 26 Regierungen das Schiedsgericht als das beste Mittel zur Schlichtung internationaler Streitigkeiten erklärten, und aus deren Beratungen ein *ständiger internationaler Schiedsgerichtshof* hervorging, der bei der zunehmenden Schiedsgerichtspraxis berufen erscheint, in Zukunft eine große Rolle zu spielen. Der Schiedsgerichtshof sollte den Staaten zur Schlichtung ihrer Streitfälle zur Verfügung stehen, sooft sie ihn benützen wollen, ohne daß irgendwie ein Zwang zu dessen Benützung bestimmt werden konnte. Die Schiedsgerichtsbarkeit als solche blieb zwischen den Kontraktstaaten der Haager Konferenz nach wie vor fakultativ, wenn diesen auch durch den § 19 des Übereinkommens freigestellt wurde, unter sich bindende Schiedsgerichtsverträge zu schließen. Als Anstoß zu einer Weiterentwickelung des Schiedsgerichtsgedankens und zu einer Vervollkommnung der Schiedsgerichtspraxis zeigte sich das Institut des Haager Gerichtshofes gar bald von hoher Bedeutung.

Schon zwei Jahre später konnte dieser fördernde Einfluß des Haager Werkes beobachtet werden, als im Oktober 1901 die Vertreter aller amerikanischen Staaten zu Mexiko zur *zweiten panamerikanischen Konferenz* zusammentraten. Zwar gelang es auch diesmal noch nicht, einen vollkommenen und allgemeinen panamerikanischen Schiedsgerichtsvertrag zustande zu bringen, doch kam man schon um ein bedeutendes weiter, als 12 Jahre vorher in Washington. Am 29. Januar 1902 kam es vorläufig wenigstens zwischen neun amerikanischen Staaten (Argentinien, Bolivien, San Domingo, Guatemala, San Salvador, Mexiko, Paraguay, Peru und Uruguay) zu einem ständigen Schiedsgerichtsvertrage, wonach alle zwischen diesen Staaten künftig entstehenden Streitigkeiten der Kompetenz des Haager Schiedsgerichtes zu unterwerfen sind, und in einem Vertrag, den 17 amerikanische Staaten am 30. Januar 1902 unterzeichneten (außer den genannten noch die Vereinigten Staaten, Kolumbien, Costa Rica, Chile, Ecuador, Haiti, Honduras und Nicaragua), wurde das Haager Schiedsgericht für alle Streitigkeiten kompetent erklärt, die aus Geldansprüchen herrühren.

Gleichzeitig folgte eine zweite europäische Macht dem Beispiel Italiens. Spanien benützte die Gelegenheit der zweiten panamerikanischen Konferenz, um mit einer großen Anzahl spanischer Republiken Amerikas einen ständigen Schiedsgerichtsvertrag einzugehen. Am 11. Januar 1902 wurde zunächst ein spanisch-mexikanischer Schiedsgerichtsvertrag unterzeichnet, der alle Streitigkeiten, mit Ausnahme jener, die die Unabhängigkeit oder die nationale Ehre berühren, der Schiedsgerichtsbarkeit unterwirft; und am 28. Januar 1902 wurde — ebenso wie der erste Vertrag in der Stadt Mexiko — ein ständiger Schiedsgerichtsvertrag Spaniens mit San Domingo, Uruguay, Bolivien, Argentinien, Kolumbien, Paraguay, San Salvador zum Abschluß gebracht. In sämtlichen Verträgen wird ein Präsident einer der spanischen Republiken, oder ein aus Spaniern und Amerikanern zusammengesetztes Tribunal für die Schiedsgerichtsinstanz bestimmt, und nur falls über die Wahl der Personen eine Einigung nicht erzielt werden könnte, wurde das Haager Tribunal zur Entscheidung vorgesehen.

Das Jahr 1902 brachte noch einen interessanten Schiedsgerichtsvertrag zwischen zwei amerikanischen Staaten. Chile und Argentinien schlossen diesen Vertrag am 28. Mai jenes Jahres, nachdem sie fast über ein Jahrzehnt die heftigsten Kämpfe miteinander geführt hatten, und verbanden ihn — es ist dies der erste Fall in der Geschichte — mit einem Abrüstungsvertrag.

In Europa hatte die Schiedsgerichtsbewegung bis dahin wenig Erfolg zu verzeichnen. Die zwischen Spanien und Italien einerseits, mit den amerikanischen Staaten andererseits abgeschlossenen Verträge konnten das Vertrauen in die Schiedsgerichtsbarkeit nicht befestigen, da man einwandte, daß die Beziehungen dieser beiden Länder zu den überseeischen Staaten nicht derartige wären, daß ein Krieg zwischen ihnen zu befürchten wäre, und auch der zwischen Portugal und den Niederlanden bestehende Vertrag mit der allgemeinen Schiedsgerichtsklausel wurde als für die europäischen Großstaaten nicht mustergültig erachtet, weil auch die Beziehungen dieser beiden Kleinstaaten derartig lose wären, daß auch hier die Möglichkeit eines Krieges nicht gegeben erschien. Ein obligatorisches Schiedsgerichtsabkommen zwischen europäischen Großstaaten wurde vielfach als mit den Interessen und der souveränen Machtstellung jener Staaten nicht für vereinbar gehalten.

Am 14. Oktober 1903 wurde nun die Welt durch die Nachricht überrascht, daß England und Frankreich, zwei Staaten, deren Rivalität bisher offenkundig war, einen ständigen Schiedsgerichtsvertrag abschlossen, wodurch sie auf die Dauer von fünf Jahren vorerst alle juristischen Streitigkeiten, mit Ausnahme solcher Differenzen, die die vitalen Interessen beider Länder, deren Ehre oder Unabhängigkeit berührten, unter Bezugnahme auf den oben erwähnten § 19 der Haager Konventionen, dem Haager Schiedsgericht zur Erledigung unterwarfen. Damit war auch für Europa das Eis gebrochen.

In rascher Reihenfolge folgten alsdann ähnliche, mit dem englisch-französischen Vertrage fast gleichlautende Schiedsgerichtsverträge zwischen den verschiedensten europäischen Staaten unter sich, wie mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, mehreren südamerikanischen Staaten und Japan, im ganzen nicht weniger als 44.

Der fast gleiche Text dieser 44 Verträge und ihre gleichmäßige Bezugnahme auf § 19 der Haager Konventionen läßt diese europäische Schiedsgerichtsvertragsaktion als eine Ergänzung des Haager Werkes erkennen.

Der Höhepunkt der Entwickelung wird aber durch die am 12. Februar 1904 zwischen Dänemark und den Niederlanden und die am 16. Dezember 1905 zwischen Dänemark und Italien abgeschlossenen Schiedsgerichtsverträge bewirkt, die die Kompetenz des Haager Schiedsgerichtes auf alle Fälle, ohne jede Reserve, erweitern und den übrigen Staaten den Zutritt zu dieser Konvention freistellen.

Es kann danach keinem Zweifel unterliegen, daß das Schiedsgerichtsprinzip stets an Bedeutung zunimmt, zumal wir am Vorabende zweier großer Ereignisse stehen, die unweigerlich eine weitere Förderung der Schiedsgerichtsbarkeit mit sich bringen werden. Es sind dies die am 20. Juli 1906 in Rio de Janeiro zusammentretende III. panamerikanische Konferenz und die im Frühjahr 1907 sich vereinigende II. Haager Konferenz. Die III. panamerikanische Konferenz, an der alle amerikanischen Staaten teilnehmen, hat die Verlängerung der auf der II. Konferenz abgeschlossenen Schiedsverträge und den Anschluß der amerikanischen Staaten an die Haager Konvention auf der Tagesordnung; und der erste Programmpunkt der II. Haager Konferenz sieht „die Vervollkommnung der Konvention über die friedliche Entscheidung internationaler Streitigkeiten" vor. An dieser Konferenz werden diesmal auch sämtliche süd- und mittelamerikanischen Staaten teilnehmen, und es besteht die Aussicht, daß ein allgemeiner, für gewisse Fälle obligatorischer Schiedsvertrag aus den Beratungen hervorgehen dürfte.

In jedem Falle berechtigt die Entwickelung der Schiedsgerichtsbarkeit zu den schönsten Hoffnungen. Alfred H. Fried



Das Deutsche Reich und die Verfassung der Einzelstaaten

Die Wahlreformen in Süddeutschland, die Demonstrationen der Sozialdemokratie gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht, und vor allem die Beratung eines dieselbe Tendenz verfolgenden Initiativantrages im Reichstag haben die Frage in Fluß gebracht, wie etwa eine einheitliche Gestaltung des Wahlrechts in den deutschen Bundesstaaten unter Mitwirkung des Reichs herbeigeführt werden könnte. Oder allgemeiner gefaßt: Wäre es möglich, daß von Reichs wegen die Verfassungen der Einzelstaaten abgeändert, durch andere ersetzt oder solche in Staaten, in denen sie bisher nicht vorhanden, neu eingeführt würden? Die Bedeutung dieser Frage im Interesse der Förderung des Reichsgedankens liegt auf der Hand. Wenn auch die Grundzüge der einzelstaatlichen Verfassungen nicht wesentlich voneinander abweichen (? D. T.) — mit Ausnahme der Hansastädte und der beiden Mecklenburg leben wir in konstitutionellen Monarchien —, so zeigt doch die Art und Weise sowie der Umfang der Mitwirkung des Volkes an der Regierung weitgehende Unterschiede, und dies auf einem Gebiet, das einen besonders günstigen Nährboden für die Betätigung partikularistischer Bestrebungen darstellt.

Die Gebiete, die der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reiches unterliegen, faßt der Artikel 4 der Reichsverfassung unter 16 Nummern zusammen.

Über die dem Reiche dort gewährten Befugnisse hinaus sind ihm Eingriffe in die bundesstaatliche Interessensphäre versagt. Freilich hat das Reich die sog. „Kompetenz-Kompetenz", d. h. die Möglichkeit, seine Zuständigkeit im Wege der Verfassungsänderung zu erweitern. Eine solche kommt zustande durch übereinstimmenden Mehrheitsbeschluß von Bundesrat und Reichstag, vorausgesetzt, daß im Bundesrat nicht mehr als 13 Stimmen sich gegen sie aussprechen. Auf diese Weise können jederzeit den Einzelstaaten Rechte genommen und der Machtbefugnis des Reiches einverleibt werden. So ist z. B. seit 1873 dem Reiche die gemeinsame Gesetzgebung über das gesamte bürgerliche Recht übertragen, während bis dahin nur das Obligationen-, Handels- und Wechselrecht seiner Gesetzgebung unterlag.

Bietet dieser Weg der Kompetenzerweiterung nun aber auch dem Reich eine Handhabe, um die Verfassungen der Bundesstaaten zu modifizieren oder gar außer Kraft zu setzen? Sollte auch nur ein einziger, noch so unbedeutender Bundesstaat überstimmt werden können, wenn sein Recht auf dem Spiele steht, die Grundlagen seiner innerstaatlichen Existenz selbst zu bestimmen? Welche Stellung man dieser Frage gegenüber einzunehmen hat, ergibt sich aus dem rechtlichen Charakter des Reichs als Bundesstaat: In dem Deutschen Reich, zu welchem die Einzelstaaten auf Grund von Verträgen zusammentraten, haben sie ein souveränes Gemeinwesen geschaffen und diesem einen Teil ihrer Staatsgewalt übertragen. Innerhalb der von ihnen festgehaltenen Machtsphäre sind aber auch die Einzelstaaten souverän geblieben. Diese mehrfache Souveränität und die durch sie bedingte Verteilung der Zuständigkeit führt naturgemäß zu Interessenkollisionen. Hierbei ist es die Souveränität des Reiches, die sich Einschränkungen gefallen lassen muß: sie reicht nur soweit, wie der von den Einzelstaaten geleistete Verzicht reicht; an den aus der Souveränität der Einzelstaaten entspringenden staatlichen Hoheitsrechten vermag sie nicht zu rütteln. Eine Ausdehnung der Machtbefugnisse des Reiches auf Kosten der Souveränität der Einzelstaaten ist unzulässig.

Diese Grenze der Kompetenz-Kompetenz ist zwar in der Reichsverfassung nicht ausdrücklich festgelegt, sie ist aber eine von dem Wesen des Bundesstaates nicht loszulösende, daher selbstverständliche Voraussetzung. Wie wäre auch die so mühsam erreichte Verständigung über die Gründung eines Deutschen Reiches erzielt worden, wenn man nicht überall die Gewißheit gehabt hätte: wir übertragen auf das neue Staatengebilde nur diejenigen unserer Hoheitsrechte, die wir — wie z. B. das Recht der selbständigen Kriegsführung — entbehren können, ohne deswegen von unserer staatlichen Machtvollkommenheit einzubüßen; weitere Einschränkungen sind an unsere Zustimmung gebunden! Nun vergegenwärtige man sich einmal, daß die Unabhängigkeit des Staatswillens vom Willen anderer Staatsgewalt den wesentlichen Inhalt der Souveränität ausmacht, man erwäge weiter, daß eine Ausdehnung der Reichssouveränität in der hier erörterten Richtung bei konsequenter Durchführung z. B. die Umwandlung von Einzelstaaten mit monarchischer Verfassung in Republiken und die Absetzung der Dynastien zur Folge haben könnte, und man wird zu dem Ergebnis gelangen, daß bei einer derartigen Verschiebung der Zuständigkeit die Einzelstaaten aufhören würden, Staaten zu sein, und zu Reichsverwaltungsbezirken, Reichsprovinzen herabsinken würden. Diese Lösung ist um so weniger denkbar, wenn man berücksichtigt, wie § 78, Abs. 2 der Reichsverfassung diejenigen Vorschriften schützt, „durch welche bestimmte Rechte ein-

zelner Bundesstaaten in deren Verhältnis zur Gesamtheit festgestellt sind". Wenn diese sog. Reservatrechte — z. B. die Vorrechte Bayerns und Württembergs auf dem Gebiete des Post- und Telegraphenwesens — nur mit Zustimmung des berechtigten Bundesstaates abgeändert werden können, um wieviel mehr wird man diese Zustimmung dann für eine Beschränkung der Staatsgrundgesetze durch das Reich verlangen müssen!

Diese staatsrechtlich nicht unbestrittene Auffassung kommt auch in einem Antrage der konservativen Fraktion zum Ausdruck, der vor einigen Wochen im preußischen Abgeordnetenhause zur Annahme gelangt ist. Er fordert die Staatsregierung auf, im Bundesrat dahin zu wirken, daß Eingriffe in die Verfassung der Einzelstaaten, insbesondere Preußens, im Wege der Reichsgesetzgebung vermieden, jedenfalls nicht ohne Einvernehmen mit den Einzellandtagen vorgenommen werden. Veranlassung zur Einbringung des Antrages bot die Annahme des Diätengesetzes im Reichstage, dessen § 5 bestimmt, daß ein Abgeordneter, der gleichzeitig Mitglied einer anderen politischen Körperschaft ist, von dieser nur soweit Entschädigung beziehen darf, als er vom Reichstage keine solche Entschädigung bekommt. Ob diese Bestimmung einen Eingriff in die Landesverfassungen enthält, eine Auffassung, der im Reichstage Graf Posadowsky, im Abgeordnetenhause Herr v. Bethmann-Hollweg mit Entschiedenheit entgegengetreten sind, mag dahingestellt bleiben. Der Schwerpunkt des von Mitgliedern aller Parteien inhaltlich gebilligten Antrages, gegen den auch seitens der Regierung im wesentlichen nur formale Bedenken geäußert wurden, liegt in seinem zweiten Teil, der dahin geht, Eingriffe in die Verfassungen nicht ohne vorhergehendes Befragen der Einzellandtage vorzunehmen oder zu dulden. Mit Recht hat der preußische Minister des Innern hervorgehoben, daß nach der Reichsverfassung die Möglichkeit einer Erweiterung der reichsgesetzlichen Kompetenz nicht geleugnet werden könne, mit Recht aber hat auch das Abgeordnetenhaus sich den Standpunkt zu eigen gemacht, daß in Fragen, die das Verfassungsleben betreffen, von der verfassungsmäßigen Mitwirkung der Landtage nicht abgesehen werden kann, somit ohne deren Einwilligung dem Reiche die Möglichkeit einer Einwirkung auf die Verfassung der Einzelstaaten selbst unter der Voraussetzung einer Änderung der Reichsverfassung nicht zuerkannt werden kann.

So freudig eine Annäherung der Landesverfassungen im Sinne einer einheitlichen Ausgestaltung des Wahlrechts zu begrüßen wäre, erreicht werden kann sie nur bei gemeinsamem Vorgehen aller deutschen Staaten. Ein solches aber scheint bei der grundsätzlich verschiedenen Auffassung nördlich und südlich des Mains in weite Ferne gerückt.

Hans Grau



Aberglauben und Königtum

Das Attentat auf König Alfons XIII. von Spanien wird mit einer Legende in Verbindung gebracht. Darnach habe der König am Tage des Attentats einen unglückbringenden Ring am Finger getragen. Abergläubischen Gemütern genügt eben nicht der nüchterne Tatbestand, sie wollen das Geschehnis mit noch geheimnisvolleren Mächten in Verbindung setzen. Nun, die Kraft des Ringes ist besiegt worden, so könnte man in der Geschichte fortfahren, durch den glück-

bringenden portugiesischen Orden, an dem sich die Wucht eines kleinen Splitters brach und der den König vor einer Verletzung schützte. Immer ist ja die Phantasie geschäftig gewesen, schicksalsschwere Ereignisse, die den Fürsten zustießen, durch unheilvolle Geschehnisse und Ahnungen vorzubereiten. Der „Gaulois" erinnert an die gespenstischen Erscheinungen der weißen Frauen, die in Fontainebleau, in Potsdam und in bayrischen Königsschlössern einen Todesfall in den fürstlichen Häusern vorauskündeten. Mme. Campan erzählt, daß am Hofe Ludwigs XIV. die Kronprinzessin unter unheilvollen Vorbedeutungen einen Sohn gebar. Der Kurier, der die Nachricht nach Paris brachte, stürzte mit dem Pferde und brach den Hals. Der Abbé de Laujon, der den Neugeborenen taufen sollte, brach in der Schloßkapelle von Versailles am Altar ohnmächtig zusammen. Unter den drei Ammen, die für den künftigen König ausgewählt waren, starben zwei in den ersten acht Tagen und die dritte wurde nach sechs Monaten von den Windpocken ergriffen. „Das sind böse Vorzeichen," sagte Ludwig XV., „ich weiß nicht, warum ich dem Kinde den Titel eines Herzogs von Berry gegeben habe: der Name bringt Unheil." Dieser kleine Herzog von Berry war der spätere Ludwig XVI., dessen Haupt unter der Guillotine fiel. In den Tagen vor der Revolution, im Mai 1789, erlosch, als die Königin sich zur Ruhe begeben wollte, plötzlich eins der vier Lichter, die auf ihrer Toilette brannten. Nebeneinander hörten plötzlich auch das zweite und dritte Licht zu brennen auf. Da rief die Königin erschreckt aus: „Das bedeutet ein Unglück; wenn auch noch die vierte Kerze erlischt, dann weiß ich, daß mir und meinem ganzen Hause schwere Gefahr droht." Auch die vierte Kerze hörte zu brennen auf und ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich aller, obwohl sie die Königin wegen dieses harmlosen und unbedeutenden Vorfalls zu beruhigen suchten. Auch der große Brand, der während der Hochzeit Napoleons I. mit Marie Luise von Österreich bei einem Ball im Palais des österreichischen Gesandten in Paris ausbrach und bei dem die Kaiserin nur mit Mühe gerettet wurde, erschien allgemein als eine böse Vorbedeutung; das schreckliche Unglück, das bei der Krönung Nikolaus II. 8000 Menschen tötete, die bei dem furchtbaren Gedränge in einen Graben hinabstürzten und erdrückt wurden, ließ schlimme Ahnungen in vielen Herzen aufsteigen, die sich durch den unglücklichen Krieg mit Japan und die darauffolgende Revolution bewahrheitet haben. Seinem Schicksal kann niemand entgehen, sagt ein Sprichwort, und die Notwendigkeit, mit der sich bestimmte Ereignisse durch einen scheinbaren Zufall vollziehen, lassen wirklich beinahe eine tiefere und geheimnisvollere Verkettung der Dinge ahnen, als „unsere Schulweisheit sich träumt". So hatte man Heinrich IV. von England vorausgesagt, daß er in Jerusalem sterben würde. Er hütete sich wohl davor, je ins heilige Land zu reisen. Aber er starb in einem Zimmer der Westminster-Abtei, das „Jerusalem" genannt wurde. Karl I. hatte bekanntlich viele willkürliche Steuern auf seine Untertanen gehäuft; einige vornehme Familien beschlossen daher, nach Nordamerika auszuwandern. Der König wollte das verhindern und erließ ein Edikt, das den Schiffskapitänen untersagte, ohne besondere Genehmigung einen Passagier an Bord zu nehmen. Deshalb mußten Hampden und Cromwell, die sich bereits in Plymouth an Bord eines Schiffes befanden, nach England zurückkehren. So hielt Karl I. den Mann in seinem Lande zurück, der zwölf Jahre später ihn stürzen und auf das Schafott bringen sollte.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Antiqua und Fraktur

Es gibt einen Verein in Deutschland, von dem man wenig hört, obschon er eine beträchtliche Zahl von Mitgliedern hat, und welcher anstrebt, daß bei uns die Frakturschrift gänzlich aufgegeben und durch die Antiquaschrift ersetzt werde. Seine Gründe wurden neuerlich in der Tagespresse dargelegt und lassen, wie es zu geschehen pflegt, eine unbefangene Auffassung der Sache vermissen.

Der nächste Grund für die in ihm Verbundenen ist natürlich, daß ihnen Antiqua besser gefällt; aber — das ist nur ein Grund für sie, nicht für diejenigen, denen Fraktur mehr zusagt, und deren sind doch auch nicht wenige und sie befinden sich ebenfalls in guter Gesellschaft, können sich auf angesehene Namen berufen.

Die eigentliche Begründung ist, daß die Kulturvölker einerlei Schriftart haben sollten und daß, da der größere Teil derselben sich der Antiqua bediene, der kleinere sich ihm anschließen müsse. Das ist, so wie es gesagt ist, gewiß richtig und wünschenswert. Aber die Schwierigkeiten, welche aus dem bisherigen Zustande hervorgehen, werden übertrieben. Den unserer Sprache Unkundigen geniert auch die Fraktur bei uns nicht; und wenn er deutsch gelernt hat, hat er sich dabei an sie gewöhnt. Die Franzosen, welche es auf ihrer Schule getan haben, lesen und schreiben Fraktur wie wir.

Sodann behauptet man, um dieser idealen Bestrebung mit einer Triebfeder von kräftigerer Art nachzuhelfen, daß wir die Fraktur in unserem eigenen Interesse aufgeben müßten, weil sie gesundheitsschädlich sei, und hat eine Umfrage bei einer Reihe bekannter Augenärzte angestellt, von denen die meisten sich zustimmend geäußert, manche aber auch mit einem Urteile zurückgehalten haben. In der Tat wird man auch bloß aussagen können, daß bei überanstrengendem Lesen Fraktur eher zur Schädigung der Augen führe als Antiqua. Für gesunde Augen und ihren normalen Gebrauch wird man es schwerlich behaupten können; sonst müßte es ja eine bekannte und allgemeine subjektive Erfahrung sein, und davon weiß man nichts. Auge oder vielmehr Gehirn paßt sich eben an und gewöhnt sich; wie könnte es sonst überhaupt mit der Welt fertig werden. Erst wenn man empfindliche Augen und Nerven bekommen hat, vermag man, wenn man sie ermüdet hat, einen Unterschied zugunsten der Antiqua zu fühlen. Und das ist allerdings ein ernstlicher Grund für die vielen, deren Handwerkszeug ihre lesenden Augen sind. Indessen, wenn man näher zusieht,

trifft die eigentliche, wahre Schuld viel weniger die Frakturschrift selbst als den vielen zu schlechten und zu kleinen Druck, den man lesen muß oder liest — das „Augenpulver“ —, und daß die meisten ihre Augen auf unverantwortliche Weise mißhandeln und erst klug werden, wenn es zu spät ist. Und der Anlaß ist die moderne Vielschreiberei und Vielleserei auf allen Gebieten. Das „Wenig, aber gut“ für seinen Lesestoff und ruhiges, bedenkendes Lesen und Wiederlesen kennt kaum anderswer noch als hie und da ein klassischer Philologe alter Schule, und er wird ein weltfremder Sonderling gescholten. Man würde aber einigermaßen in Verlegenheit geraten, wenn man aus seinem engeren Gebiete moderne Werke aufzählen sollte, in denen man lesen mag wie in den Schriften der Alten. Getretener Quark wird breit, nicht stark.

Immerhin folgt daraus, daß für Sachen, die man in Menge flüchtig lesen muß, Antiqua vorzuziehen ist.

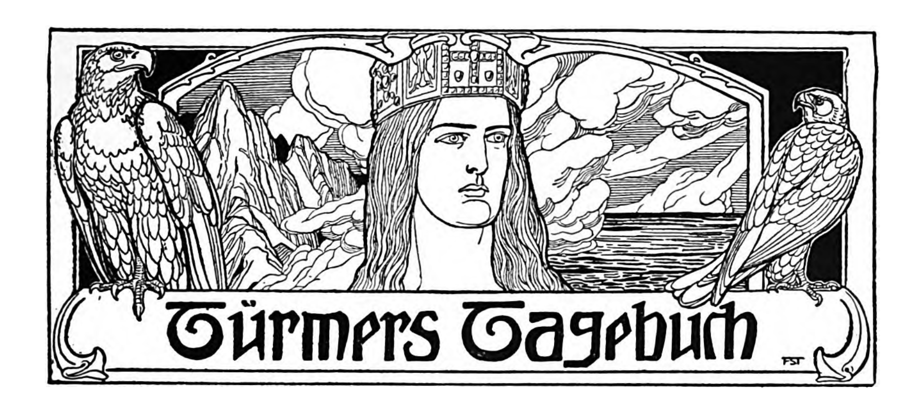
Nun bringt man außer den genannten noch Gründe vor, die weder triftig sind, noch auf richtigen Urteilen beruhen.

Da ist sogleich sie, die sich heutzutage überall einstellt, wo es etwas zu klagen gibt: die Überbürdungsfrage für die Schule; acht Alphabete zu lernen, wo es deren bloß vier zu sein brauchten! Nun, ich meine, das hat uns nichts geschadet; hätten wir nicht mehr Überflüssiges auswendig lernen müssen!

Am bedenklichsten ist schließlich ein Gemenge von formal ästhetischen und psychologischen bloßen Behauptungen, daß die lateinischen Buchstaben wegen ihrer glatten Gleichförmigkeit in diesen Hinsichten günstiger seien. Das ist nicht richtig geschlossen. Nur in gewisser ornamentaler Beziehung haben sie deshalb einen eigentümlichen Wert: die Aufschrift eines Gebäudes möchte wohl niemand lieber in Fraktur als in Antiqua sehen. Da ist ihre formale Einfachheit auch insofern wertvoll, als sie vermöge derselben über die Entfernung der völligen Deutlichkeit hinaus weiter als Frakturschrift lesbar bleiben. Aber das Lesen von Druckwerken in normaler Sehweite ist doch eine andere Sache: hier ist zu fragen, ob die beiden Schriftarten mit ihrem verschiedenen formalen Charakter auf den Geist, auf seine Auffassungstätigkeit einen merklich verschiedenen Einfluß ausüben; und das ist, so scheint mir, allerdings der Fall. Nach dem Gesetze von der Ermüdung der Aufmerksamkeit und des Interesses durch Wiederholung von Gleichem werden diese von vornherein durch die Antiqua weniger angeregt; hingegen Fraktur, wo die Buchstaben mit mehr individueller Eigenart gegeneinander auftreten, erregt sie, hält sie wach, macht den Inhalt ausdrucksvoller. Die Verse unserer Dichter schauen uns in Fraktur wohl eindringlicher, verständlicher, deutscher an als in Antiqua.

Vollends irrtümlich ist die Behauptung, daß die Fraktur bloß eine verdorbene Antiqua sei, weil sie in der Zeit des gotischen Stiles entstanden ist. So wenig man diesen eine verschnörkelte Entartung des antiken Stiles nennen darf, so wenig darf man beide Schriftarten in ein solches Verhältnis setzen: sie sind auch zwei Stile, fassen die selben Elemente der Schrift auf stilistisch verschiedene Weisen, die jede in sich vollkommen ist. Wie künstlerisch schöne Variationen haben sie nicht beide erfahren, sowohl in früherer wie in neuester Zeit. Und insofern sie als formale Gebilde zur Kunst gehören und Kunst gewiß auch Äußerung und Besitz des Volksgeistes ist, darf man wohl fragen: Sollen wir hier freiwillig uns arm machen, bloß zu größerer Bequemlichkeit anderer, die es bereits sind? Dem herrschenden Zeitgeiste wäre das freilich recht. H. W.





Politische Quacksalber — Das koloniale Elend — Grüner Tisch und grüne Weide — Reinliche Scheidung! — Religion oder Konfession?

So manches, was in den Blättern als dringendes „Bedürfnis" hingestellt wird, ist mehr ein „Bedürfnis" des verehrlichen Herrn Zeitungsschreibers, als der Gesellschaft. Da geschieht irgendwo irgendwas, das uns wieder einmal mit Schrecken die Unvollkommenheit alles Irdischen und nicht zuletzt der sozialen Zustände ins Bewußtsein ruft. Der Philosoph — hat sich das Verwundern über solche Ereignisse längst abgewöhnt; den Sozialpolitiker können sie nur zu neuen Reformen anspornen; die Obrigkeit wird ihren Blick schärfen und das Schwert, das sie nicht umsonst trägt, mit festerem Griff umspannen. So weit wäre alles in Ordnung.

Nun aber der Zeitungsschreiber! Der ärmste, der kontraktlich verpflichtet ist, über alles und jedes ein „Urteil" abzugeben, und der sich überdies verpflichtet glaubt, für alles und jedes Übel ein Rezept zu verschreiben. Erfahrene Ärzte wissen, daß die meisten Krankheiten sich nur durch Änderung der Lebensweise, also nur durch den eigenen Willen des Patienten heilen lassen. Und es sind nicht die gewissenhaftesten unter ihnen, die sofort mit einem Rezept bei der Hand sind, statt dem Kranken ernstlich klar zu machen, daß sein Wohl und Wehe zu allererst von ihm selbst abhängt, und er nur auf gewisse schädliche Gepflogenheiten und Genüsse zu verzichten braucht, um wieder in den Besitz seiner Gesundheit zu gelangen. Der Arzt, der solche lästigen Ansinnen nicht stellt, um so bereitwilliger aber Rezepte ausschreibt, wird freilich bei vielen Patienten und besonders denen, die nicht alle werden, beliebter sein als sein ungemütlicher Kollege mit den höchst unbequemen Mahnungen und Forderungen. Befriedigt nimmt der Patient mit dem Rezept seine Gesundheit entgegen: „denn was du schwarz auf weiß besitzt, kannst du getrost nach Hause tragen."

Nicht anders der Zeitungsschreiber, der bei jeder Katastrophe mit dem Rezept irgend eines schleunigst einzuführenden Gesetzes oder dergleichen auf-

zuwarten pflegt. Und diese Rezepte sind nicht einmal neu, sondern alte Ladenhüter, die bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit aus dem verstaubten Redaktionspult hervorgekramt werden. Handelt es sich doch nicht nur um das „Wohl des Staates", sondern viel mehr noch um Betätigung der „Gutgesinntheit". Und wie sollte die z. B. bei irgendwelchen politischen Demonstrationen oder gar bei Attentaten anders und besser markiert werden, als durch den sonoren Ruf nach „energischen" gesetzgeberischen oder polizeilichen „Maßnahmen". So sind diese in der Tat ein „tiefgefühltes" und „dringendes Bedürfnis" — des verehrlichen Herrn Zeitungsschreibers, des politischen Quacksalbers, nicht des bedauernswerten Patienten, der nicht einmal immer ein wirklicher, oft nur ein eingebildeter Patient ist und erst durch das ihm verordnete Absud erkranken würde.

Eine solche eingebildete Krankheit ist die „anarchistische Gefahr" in Deutschland. Alle Achtung vor der internationalen „Brüderlichkeit!" Würde sie sich aber auch überzeugender offenbaren als durch das gegenseitige Wettrüsten bis an die Zähne — wie käme der Gesunde dazu, die Medizin zu schlucken, die vielleicht dem Kranken heilsam wäre? Und was könnten alle internationalen Maßnahmen gegen den Anarchismus bewirken, solange die Staaten, die an seiner Bekämpfung, wenn nicht ein ausschließliches, so doch das größte Interesse haben, ihn dauernd heranzüchten, seine dauernden Brutstätten bleiben? Die deutsche Polizei könnte noch so sehr auf dem Posten sein, der spanischen Kollegin das wertvollste Material liefern, — was nützte das alles, wenn eben diese heilige Hermandad infolge der Verrottung der ganzen spanischen Zustände so völlig versagte, wie sie bei dem jüngsten Madrider Attentat versagt hat? Man lese eine Schilderung des dortigen Berichterstatters der „Täglichen Rundschau: „Da ist zunächst die allgemeine Rechtsunsicherheit, die Mißachtung des Gesetzes. Wie viele willkürliche und zwecklose Verhaftungen, die meistens auf Altweibergeschwätz, auf anonyme Briefe, auf offenkundige Irrtümer, auf böswillige Anzeigen und andere traurige Faktoren zurückzuführen sind, innerhalb einer Woche vorgenommen worden sind, mag die Polizei vielleicht selbst nicht wissen. Angesichts der Zeitungsberichte kam es einem wieder einmal klar zum Bewußtsein, daß Spanien kein Rechtsstaat, sondern eine ‚zahme Anarchie' ist. Niemand achtet das Gesetz; jeder tut, was ihm beliebt; denn er weiß, daß die Rechtspflege launenhaft ist, und daß die Verantwortlichkeit des Individuums sich nach der Größe des Einflusses, über den er verfügt, richtet; wer mächtige Leute zu Freunden hat, braucht nichts zu fürchten, auch wenn er der größte Halunke ist, während ein armer Teufel vogelfrei und ein Spielzeug der Willkür der Großen ist. Daß die ‚zahme Anarchie', die allgemeine Mißachtung des Gesetzes, eine der Hauptursachen des eigentlichen Anarchismus und ein dieses Übel mächtig fördernder Faktor ist, bedarf wohl keines Beweises . . .

„Die größten Verächter des Gesetzes und die schlimmsten Vertreter der Willkür sind die Polizeibeamten, die daher vom Volke

geradezu verabscheut und gehaßt werden; ja es gilt geradezu als unehrenhaft, der Polizei anzugehören. Ebensowenig wie die Justiz, kann die Polizei auf eine Unterstützung seitens des Publikums rechnen; dieses erschwert beiden häufig die Arbeit oder hindert sie gar an der Erfüllung ihrer Aufgabe. Wenn man bedenkt, daß auch nicht ein einziger Beamter irgendwelche Vorbedingungen für seinen Beruf mitbringt, daß die niederen Beamten nicht aus den besten Elementen des Volkes stammen und elend bezahlt werden, daß die höheren Beamten Günstlinge und Schmeichler hochstehender Persönlichkeiten sind und nicht über die allergeringsten Berufskenntnisse verfügen, so kann man sich eine Vorstellung von dem Wert des Polizeipersonals machen ..."

Ist es nicht geradezu absurd, von einem „internationalen Zusammenwirken" mit solchem Gesindel irgendwelche anderen Erfolge zu erwarten, als allenfalls die Gefahr einer Korruption auch unseres Beamtenmaterials?

Weil in Spanien solche Sümpfe naturgemäß auch solch giftiges Gewürm ausbrüten, soll das noch unverseuchte Deutschland es durch „Maßnahmen" zu seiner „Bekämpfung" auf sich selbst ableiten? Ich habe alle Hochachtung vor christlicher Selbstlosigkeit und Opferfreudigkeit, so weit geht sie aber denn doch nicht, zumal sie sogar für das geliebte Spanien völlig fruchtlos wäre. Dies uns so teure, fromme Land mit seinen gottseligen Stierkampfübungen, für dessen Fürsten bekanntlich jeder patriotische Deutsche täglich Gebete zum Himmel aufsteigen läßt, verfügt über solchen Überfluß an verwahrlosten Elementen, daß es dreist ein gut Teil an seine lieben Freunde und getreuen Nachbarn abschieben kann, ohne den Verlust im geringsten zu verspüren.

Weil in Spanien ein unmündiges oder seit Jahrhunderten entmündigtes Volk, in Verkommenheit versunken, vielleicht — ich kann das nicht beurteilen — noch auf Jahrzehnte hinaus auch von einer wohlwollenden Regierung unter Polizeiaufsicht gehalten werden müßte, deshalb sollen in Deutschland der Freiheit der Meinung und des Wortes neue Beschränkungen auferlegt, soll die Gesinnungsschnüffelei und Angeberei auf die Tagesordnung gesetzt werden? Denn darauf würden die von den „Sonoren" geforderten „Maßnahmen" erfahrungsgemäß ganz sicher hinauslaufen. Solche „Maßnahmen" lassen sich nicht auf den Mann dressieren, sie müßten immer mehr oder weniger allgemein getroffen werden, und die unausbleibliche Folge wäre — eine ganz andere als die beabsichtigte oder — vorgeschobene. Dem Anarchismus könnte man damit auch nicht „energischer" zu Leibe rücken, als es heute schon möglich ist. Aber die Verfügungen oder Gesetze würden sich im Umsehen als ganz famose Handhaben gegen allerlei mißliebige Gesinnungen erweisen, die zwar an sich weder strafbar noch staatsgefährlich, dafür aber gewissen Staatsrettern und Klasseninteressenten unbequem sind.

Und würde denn überhaupt mit der anarchistischen Theorie, dem Begriff „Anarchismus", auch die anarchistische Tat aus der Welt geschafft sein? Die

Tat, auf die es doch allein ankommt, deren Verhinderung doch der Zweck der ganzen Übung ist und nur sein kann? „Ermordung von Fürsten, Staatshäuptern und politischen Gegnern", schreibt in den „Funken" der Herausgeber, Hans Fischer, „ist ein Verbrechen, das keineswegs erst mit dem Anarchismus in die Welt gekommen ist. Harmodios und Aristogeiton machten den Hipparch nieder, ohne von Bakunin im geringsten beeinflußt zu sein. Clément und Ravaillac zückten die Mordwaffen gegen französische Könige, ohne sich je dem Studium Netschajews und Mosts gewidmet zu haben. Otto von Wittelsbach und Johann Parricida bedurften keiner Anleitung, wie man sich unbequemer Gegner entledigt. Vom sagenhaften Tell bis zum verschrobenen Sand wußte sich der einzelne, der morden wollte, stets zu helfen. Das 19. Jahrhundert ist reich an Attentaten, die bestimmt dem Anarchismus nicht zugeschrieben werden können. Auf Louis Philipp wurden sechs verübt, auf Napoleon III. ebenso viele; die Königin Viktoria wurde viermal bedroht; Friedrich Wilhelm IV. zweimal (1844 und 1850); Wilhelm I. lange vor Hödel 1861 durch Oskar Becker; Bismarck zweimal. Lange vor Mac Kinley endeten zwei amerikanische Präsidenten durch Mörderhände: Lincoln und Garfield. Fällt es nicht auf, daß nun auf einmal alle Attentate von Anarchisten oder solchen, die es sein wollen, verübt werden? Ich glaube, diesen Fall muß man sich doch einmal näher ansehen.

„Wir haben zunächst zu fragen, wie sich der offizielle Anarchismus zu der Propaganda der Tat stellt. Als es in Chicago aus Anlaß der Agitation für den Achtstundentag zu blutigen Krawallen kam, machten die Behörden der Union den Anarchismus verantwortlich; sie packten acht Genossen am Kragen und knüpften vier von ihnen am 11. November 1897 auf. Im Anschluß daran führte Most in der Internationalen Bibliothek folgendes aus: ‚Vier unserer besten Genossen wurden am Galgen erwürgt. Einer wurde zur Selbstentleibung getrieben und drei hat man im Zuchthaus lebendig begraben. Keiner von ihnen hat irgend eine strafbare Handlung begangen. Alle haben lediglich durch Wort und Schrift revolutionäre Ideen verfochten und für die Sache der Zukunft gewirkt. Daß sie *deshalb* vernichtet wurden — das läßt die an ihnen verübte Untat als das größte Verbrechen der Neuzeit erscheinen. Wir haben wenig dagegen zu erinnern, wenn diese oder jene von unsern Kameraden, welche im offenen Kampfe mit dem Feind sich befinden, den Tod erleiden; denn das sind eben die Konsequenzen des Krieges. Begeht ein Anarchist eine Einzeltat, ergreift man ihn und hängt ihn, so werden wir zwar unsern Genossen tief beklagen, aber wir werden den Gegenschlag keinen Justizmord nennen können.' Man sieht, daß der gute Most (ich kann mir nicht helfen, aber seine Physiognomie war die eines grimmigen — Pinschers) hier die Rollen zwischen Gesellschaft und Anarchisten nicht allzu gerecht verteilt; er gesteht zwar der Gesellschaft das Recht zu, den erwischten Attentäter zu hängen, verleiht das Recht der Offensive aber nur den Genossen. Wir haben also zu erforschen, wann nach Mosts Ansicht die Offensive der Anarchisten geboten ist. Er verrät

uns darüber folgendes: ‚Wenn wir die Überzeugung haben, daß durch die revolutionäre Tat mitunter mehr Propaganda gemacht werden kann, wie durch Hunderte von Agitationsreden und Tausende von Broschüren oder Zeitungen, so sind wir noch lange nicht der Meinung, daß jede beliebige Gewalttat, verübt an irgend einem Repräsentanten oder Beschützer der herrschenden Klasse, eine solche Wirkung haben werde. Wir werden vielmehr nie müde, zu erklären, daß nur die richtige Tat am rechten Orte und zu passender Zeit einen solchen Effekt haben könne; und es fällt uns gar nicht ein, den nächsten besten dummen Streichen, wenn sie auch in guter Absicht von revolutionär gesinnten Leuten ausgeführt wurden, unbesehen Beifall zu zollen. Wir raten in dieser Beziehung zu reiflicher Erwägung, zu Vorsicht und Umsicht.‘

„Genau hier liegt der Kernpunkt der Frage. Der politische Mord ist nicht schlechthin Prinzip des Anarchismus, sondern eine Sache der Opportunität. Wer propagieren will, braucht Resonanz. Mithin wird der anarchistische Mord nur dort stattfinden, wo eine solche Resonanz zu erwarten ist. Damit ist die Legende von der internationalen Gefährlichkeit des Anarchismus abgetan. Denn da jedes Land seine eigene, nur ihm eigentümliche Struktur hat, kann der Mord eines Gesellschaftsvertreters auch nur auf die Volksgenossen im vollen Umfange wirken.

„In Spanien ist diese Resonanz da. Von dem wirtschaftlichen Verfall, den der Ausgang des 17. Jahrhunderts dem Lande brachte, hat es sich bis heute noch nicht erholt. Von dem bebauungsfähigen Boden ist kaum mehr als die Hälfte bestellt; die ehemals blühende spanische Schafzucht kann nicht annähernd den Bedarf an Wolle für die Textilindustrie des Landes decken; der Bergbau wird, meist von ausländischen Unternehmern, kümmerlich fortgeführt. Industrie und Handel sind in wenigen Distrikten lokalisiert. Starke Gärungen machten sich besonders in Andalusien und Katalonien geltend. Andalusien treibt Landwirtschaft. Die unerschwinglichen Steuern, die durch die üppige Ausgestaltung des Verwaltungsapparates, die Parteiwirtschaft und den Klerikalismus erfordert werden, haben den Grundbesitz überschuldet; so überschuldet, daß vor etwa 25 Jahren 175000 Grundstücke vom Fiskus beschlagnahmt waren, weil die Steuern nicht eintreibbar waren. Katalonien ist die industrielle Eliteprovinz; da sie die einträglichste, weil wohlhabendste ist, lastet der Steuerdruck auf ihr ganz besonders. In beiden Provinzen sind sozialistische und anarchistische Umtriebe von jeher an der Tagesordnung. Seit den Tagen von Barcelona ist Katalonien vollends in den Vordergrund getreten. Es gilt als sicher, daß man festgenommene Anarchisten ganz nach mittelalterlicher Art der Tortur unterworfen hat. Obwohl Alfons XIII. damals noch ein Kind war, heftet sich die Rache an seine Person; denn er vertritt das alte System.

„Die Anarchisten würden mit ihrer Bombenpropaganda kein Glück haben, wenn sie die einzigen wären, die von heftiger Mißstimmung ergriffen

sind. Aber die Sozialdemokratie in Spanien steht ihnen — nicht in der Methode, aber in der Gesinnung — nahe. Die Madrider Sozialdemokraten erklärten offiziell, daß sie sich an der Freude über die Errettung des Königspaares nicht beteiligen könnten. Das will der ‚Vorwärts' so ausdeuten, als lehnten sie nur die Teilnahme am byzantinischen Freudengeheul ab. Wer einigermaßen Bescheid weiß, denkt darüber anders; er kann in der Kundgebung nur eine stumme Ablehnung jeglichen Interesses an der Gesellschaft gegenüber der Anarchie sehen.

„Wie aber stand's mit den andern großen Attentaten? Die französischen um 1893 und 1894 folgten den stürmisch-bewegten 80er Jahren. 1882 fanden die großen Streiks in Südfrankreich und Lyon statt; 1883 der große Prozeß, in dem 63 von 66 Angeklagten (darunter Kropotkin) zu sehr hohen Strafen verurteilt wurden. Dann kam eine Epoche, in der man die Anarchie auf administrativem Wege zu unterdrücken suchte. Sie wurde eine wichtige Sache im Staat. Der Effekt zeigte sich in den Attentaten. Die Verschwörung Reinsdorfs stand unter dem Druck des Sozialistengesetzes; die Ermordung Humberts unter dem Eindruck des Hungerstreiks in Oberitalien. Immer war Zündstoff in Menge vorhanden. Die Gelegenheiten schienen den leitenden Anarchisten opportun.

„Seitdem haben sich in Frankreich und Deutschland die Verhältnisse geändert. Der französische Anarchismus hat in Südfrankreich friedliche Triumphe gefeiert; ihm verdanken es die Arbeiter Marseilles, daß es dort erfolgreiche Streiks gibt. Neben dem Generalstreik ist das Kampfwort der Antimilitarismus. Unzweifelhaft schließt dieses friedliche, aber radikale Vorgehen große Gefahren für den Bestand der Gesellschaft in sich: aber ihm zu Leibe gehen kann man mit gesetzlichen Mitteln niemals. Und schon mehren sich die Zeichen, daß auch in Deutschland eine gleiche Bewegung im Wachsen ist.

„Bei uns ist Bombenschmeißen gewiß nicht opportun. Wir haben eine leidlich gesättigte, mächtige Arbeiterpartei: die Sozialdemokratie. Man sollte sie mehr hätscheln, damit sie nicht durch die Unmenge ihrer praktischen Fehlschläge den Kredit verlöre. Es wäre den deutschen Unternehmern zum Beispiel in allem Ernste zu raten, die sozialdemokratisch organisierten Arbeiter einmal einen Streik gewinnen zu lassen. Wenn die Mißerfolge der Sozialdemokratie so weitergehen wie bisher, werden viele Anhänger von ihr abfallen; leider aber nicht nach rechts, sondern nach links. Die Sozialdemokratie ist lange nicht so schlimm, wie sie aussieht; man gönne ihr die wilde Gebärde! Da sie eine parlamentarische Partei ist, läßt sie mit sich reden. Wenn sie einigermaßen — nicht nur im Magen, sondern auch im Ehrgeiz — gesättigt ist, ist sie ein starkes Bollwerk gegen den Anarchismus, der ein weit gefährlicherer Gegner ist, weil er nicht diskutiert und unterhandelt, sondern handelt. Handeln aber ist immer böse, selbst wenn Gewalttaten vermieden werden.

„In Deutschland ist es vor der Hand zu anarchistischen Greueln noch

nicht gekommen. Die Resonanz würde fehlen. Es wäre nicht geschickt, sie durch gewaltsame Unterdrückung einer politischen Richtung, die abzugrenzen unendlich schwer ist und ohne vielfache Mißgriffe gewiß nicht gelingen würde, künstlich zu schaffen. Zu einer Partei, die vor den Augen der Masse ein Martyrium trägt, pflegen sich alle unklaren, fanatischen, bestialischen Gesellen zu schlagen, die der Hoffnung leben, in ihr einen billigen — d. h. ohne Aufwand geistiger Kraft errungenen — Ruhm zu ernten. Verkrachte Existenzen, die den freien Selbstmord scheuen, nehmen den politischen Mord als Umweg zum eignen Tode. Auch Mateo Morales scheint hierher zu gehören. Er ist nach den Zeitungsmeldungen ein verkommener, roher ... Geselle, dem durch den Ausschluß aus seiner begüterten Familie die Mittel zum bequemen Leben genommen wurden. Er erschoß sich selbst: aber er bedurfte den Umweg über den Mord, der ihm den Tod so wie so eintragen mußte und ihm einen immerhin ungewöhnlichen Nimbus sicherte. Gegen solche Bestien kann sich niemand schützen; sie wird's immer geben. Aber man soll ihnen nicht Gelegenheit geben, sich als Retter eines unterdrückten Volks aufzuspielen.

„Durch die Teilnahme an einer internationalen Gesetzgebung zur Unterdrückung des Anarchismus würden wir diesen erst wahrhaft international machen. Behalten wir lieber unsre heimischen Genossen von der striktesten Observanz so, wie sie sind, und machen wir sie nicht zu Bombenschmeißern, indem wir sie mit ihren blutrünstigen Namensvettern in Spanien und Italien offiziell auf eine Stufe setzen.

„Der gute Most hat sich schon über die weitverbreitete Ansicht lustig gemacht, daß jeder Anarchist notwendigerweise in der einen Hand einen Dolch, in der andern eine Bombe tragen müsse. Ein großes Berliner Blatt ließ sich neuerdings einen detaillierten Bericht andrehen, in dem eine Sitzung eines Londoner Anarchistenklubs geschildert wurde, ähnlich der heiligen Feme: da versammelten sich die düstern Gestalten um einen Tisch, auf dem eine Jakobinermütze lag, und heulten ihr: Wehe, Wehe, Wehe! über den zum Tode verurteilten Alfons. Und dabei haben wir in Deutschland Vertreter des Anarchismus, die so harmlos sind, daß ihnen allenfalls auch ein Geheimrat mit sanfter Hand über die Tolle streicheln könnte. Machen wir sie nicht wild!"

Nun war aber — so folgt die Strafe dem politischen Kurpfuschertum auf dem Fuße — der spanische Attentäter überhaupt kein Anarchist! Die verehrlichen Herren mußten selber, verdrossen und verlegen genug, einräumen, der Mörder sei in den Konventikeln der internationalen Anarchisten völlig unbekannt, auch habe man keinerlei Fäden finden können, die zu der angeblich in England ausgeheckten Verschwörung führten. Der Sohn eines reichen Fabrikanten, aus bester Familie, aus den Kreisen von „Bildung und Besitz" —: darum die große internationale Aktion?

„Und hatten sich doch", spottet die „Berl. Z. a. M.", „so darauf gefreut, daß man fast nicht an den Ernst ihrer Entrüstung über den Mord-

anschlag glauben mochte! Es gibt nämlich zweierlei Radikalismus, den der Reaktion und den der Demokratie. Der letztere findet bei uns zu Lande von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weniger Anklang, sei es, daß die Leute meinen, man sei auch ohne Gewalttaten recht gut vorwärts gekommen, sei es, daß unser Volk zur Revolutionsmacherei zu behäbig ist. Das Jahr 1848 hat viel Zorn und Haß gesät, eine alte revolutionäre Tradition hat sich bis 1870 noch im Volke gehalten. Dann aber fingen die Wunden an zu heilen; die Unversöhnlichen starben langsam hinweg, der Groll, den sie den nachfolgenden Generationen hinterließen, verrauchte. Heute denkt kein Mensch in Deutschland allen Ernstes daran, daß in absehbarer Zeit eine Revolution möglich oder nötig sei, wenn freilich auch das Lexikon gewisser Volksredner noch nicht in diesem Sinne revidiert worden ist. Aber wenn ihnen jemand auf die große revolutionäre Phrase hin sagen würde: ‚Na, denn man los', so würden sie sofort erklären, es sei alles nur ‚bildlich' gemeint. Und es ist wirklich nur bildlich gemeint oder, sagen wir, gedankenlos geschwatzt, weshalb wir auch die gerichtlichen Verurteilungen wegen solcher Reden für völlig verfehlt halten. Uns Deutschen fehlt vielleicht nicht einmal alles Temperament zum Revolutionieren, aber einstweilen fehlt uns jeder Grund dazu. Es müßte eben doch noch viel schlimmer kommen als es ist, aber viele Leute meinen, es käme gar nicht schlimmer, vielmehr lasse es sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in Deutschland behaglicher leben. Zu wünschen bleibt immer etwas; das wird aber auf chemisch trockenem Wege, ohne alles Blutvergießen gemacht, einfach mit Stimmzetteln.

„Diese allgemeine Stimmung beruht auf dem festen Glauben, daß sich sowohl der Anteil an den Gütern der Nation als auch die Gleichheit des Rechtes bei uns verallgemeinere, wiewohl die Entwickelung im Sinne des Goetheschen Wortes stark spiralig geht. Und eben diese Entwickelung zeitigt auch bei den Leuten, die an der Verallgemeinerung von Recht und Wohlstand kein Interesse haben, eine starke Reaktion. Mag ihnen auch in unserer Tagespolitik noch manche Freude beschieden sein, rein und ungetrübt ist sie niemals, weil sie sehen, daß der Wagen rollt trotz aller Hemmschuhe, mögen diese nun Schulgesetz oder Dreiklassensystem oder sonstwie benannt sein. — So bildet sich allmählich bei den Reaktionären der Radikalismus, indem sie sich sagen: ‚Das kann so nicht weitergehen.'

„Psychologisch entsteht dieser Radikalismus genau auf dieselbe Weise wie der Radikalismus der Demokratie. Sieht ein Volk, daß trotz all seiner freiheitlichen Bestrebungen die Unfreiheit von Jahr zu Jahr sich mehrt, so erwacht der Wunsch, dem Lauf der Dinge gewaltsam Halt zu gebieten. — Ebenso sehnen die betrübten Lohgerber der Reaktion angesichts der langsam wegschwimmenden Felle sich nach Gewaltakten und empfehlen jedes erdenkliche Mittel, um der Entwickelung Einhalt zu tun. Daher das beständige Kokettieren mit einem Staatsstreich und ebendaher der taktlose, unkluge und gefährliche Versuch, das Verbrechen von Madrid als Vorwand zu einem allgemeinen Reaktionsfeldzug zu nehmen. Denn darüber kann ja

niemand im Zweifel sein, daß die spanische Spielart des Anarchismus auf dem Boden spezifisch spanischer Verhältnisse entstanden ist. Diese Verhältnisse fassen sich in den Worten zusammen: ‚Elend und Knechtschaft'. Je mehr man daher im übrigen Europa Zustände schafft, die Freiheit und Wohlstand anbahnen, um so weiter rückt man von den Zuständen ab, die in Spanien das politische Verbrechen erzeugen. — Aber bei uns gibt es einen Radikalismus, der um seiner reaktionären Ziele willen lieber das politische Verbrechen in Kauf nimmt, ehe er dem langsam fortschreitenden Strome unserer Kultur seinen Lauf läßt.

„Wie die Dinge jetzt bei uns liegen, fürchten wir den Radikalismus der Reaktion mehr als den der Freiheit; im Gegenteil, manchmal will es uns sogar scheinen, als ob ein Gefühl allzugroßer Behaglichkeit einschläfernd auf unser Volk wirke, und zumal auf seine bessersituierten Schichten."

An einen in absehbarer Zeit zu befürchtenden „Umsturz" in Deutschland glaubt ja in der Tat keine Seele, und die ihn im Munde führen, erst recht nicht. Der Zweck der Übung ist eben ein ganz anderer: auf den Sack „Umsturz" und „Revolution" schlägt man, und die Katze „Unbotmäßigkeit" der „unteren Klassen" meint man.

Deshalb sollte man die hochtrabenden Deklamationen sozialdemokratischer Organe auch nicht so furchtbar tragisch nehmen, wie das neuerdings von manchen Gerichten geschieht, die wirklich zu glauben scheinen, es sei den inquirierten Genossen bitterer blutiger Ernst, wenn sie z. B. Schiller zitieren und sich mit mehr Eifer als Glück bemühen, es ihm in seinem Pathos gleichzutun. All solche krampfhaften Ergüsse bestrafen sich selbst immer am empfindlichsten, und die staatlichen Gewalten haben wahrlich keine Ursache, die sozialdemokratische Presse dadurch, daß sie diese zu einer vorsichtigeren und gemäßigteren Ausdrucksweise zwingen, bürgerlichen Kreisen mundgerechter zu machen. Es ist ja sehr edel und selbstlos vom Staat — nobel muß die Welt zugrunde gehn —, wenn er die Sozialdemokratie zu bürgerlichen Formen erzieht und sozusagen „salonfähig" macht, aber ich habe doch einige Zweifel, ob dieser Zweck auch wirklich beabsichtigt wird.

Mit der politischen Ausnützung des spanischen Mörders sind die Scharfmacher der Linken ebenso glatt hereingefallen wie die Scharfmacher der Rechten. Denn selbstverständlich war er für jene nur eines der unzähligen „Opfer des kapitalistischen Systems", ein „gewaltsam zur Verzweiflung Getriebener", dessen „rächenden Arm" Genosse Mehring von der „Leipziger Volkszeitung" in einem seiner periodischen Tobsuchtsanfälle gegen den „sichtbarsten Vertreter" eben dieses Systems sich strecken ließ. „Woher", interpellierte ihn darauf sänftiglich die biedere alte „Tante Voß", „woher weiß die ‚Leipziger Volkszeitung', daß der Mörder ein ‚Opfer des Kapitalismus', daß er ‚gewaltsam zur Verzweiflung getrieben' war? Nach den Berichten aus Madrid hat er ein ganz stattliches Vermögen besessen. Und an wem hat sich der ‚rächende Arm' gerächt? Was haben ihm die ahnungslosen Menschen Böses angetan, die er vom Leben zum Tode befördert hat?

Nicht das geringste. Und selbst der König, die Königin, was haben sie verbrochen, daß sich der ‚rächende Arm‘ gegen sie erheben durfte? Wer empfindet nicht einen Teil des Entsetzens mit, das den ersehnten Tag der Freude und des Glücks für das spanische Königspaar in einen Tag des Schreckens und der Trauer verwandelte? Ein junges Mädchen, das eben unter Tränen Familie und Heimat verlassen hat, wird in dem Lande, von dem sie Gastfreundschaft und mehr als Gastfreundschaft erwarten durfte, statt mit duftigen Rosen mit verheerendem Sprenggeschoß begrüßt; ihr erschütterter Bräutigam kann die Worte nicht finden, ihr Trost zuzusprechen, ihren Kummer zu lindern, ihre bösen Ahnungen zu verscheuchen. Und während jedermann wenigstens erleichtert aufatmet, daß nicht mit den übrigen Opfern auch das Hochzeitspaar, das nun einmal vom Schicksal die Bürde der Krone empfangen hat, hinweggerafft wurde, da findet ein leitendes Blatt der Sozialdemokratie für diesen König, dessen menschliches Los unwillkürlich den Menschen ergreift, keine andere Bezeichnung als den gehässigen Titel eines ‚Parasiten von Gottes Gnaden‘. Das kann nicht wundernehmen, da dasselbe Blatt auch Eugen Richter, da er schon dem Grabe nahe war, einen ‚Strolch noch im Sterben‘ genannt hat. Die ‚Leipziger Volkszeitung‘ aber ist dasjenige Organ, dessen Richtung in der sozialdemokratischen Partei über die der ‚Revisionisten‘, auch über die der ‚edlen Sechs‘ gesiegt hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein großer Teil der Sozialdemokratie über die Sprache, die das Leipziger Blatt führt, insbesondere über seine Stellung zu dem Madrider Attentat, genau so denkt wie ‚die kapitalistischen Massenmörder und ihre Zuhälter von der bürgerlichen Presse‘. Aber es bleibt abzuwarten, welchen Ausdruck diese Anschauungen finden und was die Parteileitung der Sozialdemokratie tun wird, um die Gemeinschaft mit Ausschreitungen abzulehnen, die, wenn sie nicht von einem wilden Fanatiker verübt wären, ganz gut von einem agent provocateur herrühren könnten, der die Geschäfte der Scharfmacher besorgen wollte.“

Der „Vorwärts“ hat sich daraufhin ausdrücklich mit dem wilden Franzl solidarisch erklärt. Wie nicht anders zu erwarten. Läßt er doch seit dem großen Reinemachen in der Redaktion keine Gelegenheit vorübergehen, die grausamsten Abschreckungsmittel anzuwenden, um die Partei von allen nicht ganz rechtgläubigen Elementen zu säubern. Mit welch glänzendem Erfolge — zeigen die Ersatzwahlen in fast ununterbrochener Folge, erst kürzlich wieder die in Oberschlesien. Schadet nicht: auch in der Sozialdemokratie bleibt die „Gutgesinntheit“ das einzig Wahre.

Was es aber mit dem phrasenfrohen revolutionären Krafthubertum in Wirklichkeit auf sich hat, wird wohl nirgend nüchterner gewürdigt, als in den Reihen der Partei selbst. „Hätte unser Volk ein politisch-revolutionäres Temperament,“ so Eduard Bernstein in den ‚Sozialistischen Monatsheften‘, „so hätte es die Wahlraubsbefestigung unmöglich so ruhig, man könnte fast sagen: so stoisch, über sich ergehen lassen, wie es dies faktisch getan hat. Man denke: zweimal im kurzen Zeitraum von acht Wochen ist die Arbeiter-

schaft Preußens in großen Protestversammlungen auf den Kampf gegen das Dreiklassenwahlsystem geradezu eingeschworen worden. Eine in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitete Presse hat in flammenden Artikeln gezeigt, wie das System die Arbeiter entrechtet, und wie die politische Entrechtung sich in ökonomische Niederhaltung umsetzt, feurige Protestreden sind vor einer Zuhörerschaft, die zusammen nach Hunderttausenden zählt, gehalten und begeistert aufgenommen worden, und am Morgen nach der zweiten dieser angesagten Demonstrationen kommt eine Regierungsvorlage, die zu ihr paßt, wie die Faust aufs Auge, und sie kann in drei Lesungen vom Abgeordnetenhause erledigt werden, ohne daß die eben noch begeisterte Masse aus sich selbst heraus auch nur ein kleines Zeichen spontaner Aufwallung zu erkennen gibt. Man wird vielleicht sagen: die Masse hatte eben gerade tags zuvor demonstriert, sollte sie nun gleich wieder demonstrieren? So schnell hintereinander mache sich das nicht. Indes, diesen Einwand niederschreiben, heißt ihn widerlegen. Ein Volk, dessen Spannkraft durch eine in voller Form Rechtens veranstaltete Manifestation so vollständig erschöpft werden kann, daß erst wieder etliche Zeit vergehen muß, bis es zu einer neuen die Stimmung findet, sei die politische Provokation auch noch so groß, ein solches Volk mag alles mögliche sein, aber revolutionär ist es nicht."

Wichtiger als der politische Erfolg ist dem Deutschen allemal noch das „Programm". Was er irgend an politischer Tatkraft aufbringen kann, verbraucht er zur Reglementierung, Purifizierung und Manifestierung des Programms. Solange die Staatsgewalt vernünftig genug bleibt, solcher „Betätigung" in Presse und Volksversammlung möchlichst weiten Spielraum zu lassen, kann der friedliche Bürger ruhig schlafen, braucht er nicht einmal von den Schrecken der Revolution zu träumen. Denn in dieser „Betätigung", die Anfang und Ende in der theoretischen Erörterung findet: wie „das Volk" regiert werden soll, erschöpft sich die politische Energie der Regierten, und — die Regierenden können ruhig weiter regieren. „In der Tat", bemerkt ganz richtig die ‚Berl. Z. a. M.', „ist man in Deutschland an das Regiertwerden so gewöhnt, daß der Streit der Parteien eigentlich mehr darum geht, wie das Volk regieren soll, als darum, ob nicht schon viel zu viel regiert werde. Für die konservativen Parteien liegt das im Wesen ihrer Gesamtanschauung, weshalb man sich darüber nicht verwundern kann. Bei den liberalen und demokratischen Gruppen mutet aber die Beflissenheit recht seltsam an, mit der Redner und Schriftsteller auf ‚das Volk' losfahren, um es mit aller Gewalt glücklich zu machen.... Wenn jedes Fraktiönli darauf umherpaukt, daß das Volk nur auf Grund des Paragraph so und so des ruhmreichen Programms von Anno so und so wahrhaft glücklich werden könne, wiewohl eben dieses Volk durchaus kein Begehren zeigt, das ruhmreiche Programm kennen zu lernen, dann ist das eine Gesinnungsschulmeisterei, die ein freiheitliebendes Volk auf die Dauer nicht verträgt, und obenein liegt ein gutes Stück Anmaßung darin....

„Es ist aber tausendmal wichtiger, daß sich überhaupt ein Volkswille

bilde, als daß dieser Wille nun gerade so oder gerade so geartet sei. Die guten Leute, die mit lehrhaftiger Brunst unablässig auf das Volk einreden, sind im Grunde recht schlechte Musikanten, denn sie vergessen, daß nach einem 50jährigen Verfassungsleben ein Volk entweder sich selbst den rechten Weg sucht oder ihn überhaupt nicht findet und dann der Autorität sich unterwerfen muß. Das ist aber das Schlimmste, was der Freiheit begegnen kann."

* * *

Es wäre keine Übertreibung, von einer deutschen „Regierungswut" zu reden. Was aber in der Heimat zur Not noch erträglich ist, wo Presse und Volksvertretung immerhin eine bescheidene Kontrolle üben und schließlich doch dafür sorgen, daß die Bäume nicht gerade in den Himmel wachsen, das wird in unseren Kolonien zur öffentlichen Gefahr, zum nationalen Verhängnis. Darüber sind sich wohl alle einig, ausgenommen vielleicht die Herren „Regierenden", die es ja freilich immer am besten wissen. Und, was das Beschämendste: diese sich nie genugtuende Regiererei versagt völlig, wo es sich um die wichtigsten Aufgaben, die Lebensfragen unserer gesamten Kolonialwirtschaft handelt. Trifft dieser Vorwurf die „Machthaber" draußen, so nicht minder auch die am grünen Tisch der Spree. Wo soll da die, ach, wie schmerzlich vermißte „Kolonialfreudigkeit" herkommen? Harden hat Recht, wenn er in der „Zukunft" den letzten kläglichen Durchfall der Regierungsforderungen für Deutsch-Südwest nicht zuletzt aus dieser — man kann es nicht besser bezeichnen — kolonialen Katerstimmung erklärt. „Ruhm und Dank", schreibt er, „ist da nicht zu holen:

„Der oberste Kriegsherr ist froh, wenn er von Südwest nichts hört; seine Umgebung erzählt, nichts verstimme ihn so wie ein novum ex Africa. Und das liebe Publikum denkt noch immer, die Sache müsse verlaufen wie ein europäischer Krieg; wer nicht ein Sedan oder mindestens ein Wörth liefert, ist nicht sein Mann. Kaum einer ahnt die Fülle der zu überwindenden Schwierigkeiten, macht sich auch nur eine klare Vorstellung vom typischen Gang eines Gefechtes mit Hottentotten. Die Kerle ähneln nicht nur im Äußeren den Japanern und sind nicht so leicht zu besiegen wie dumme Nigger. Morenga, der, als Herero aus Damaraland, ja nicht zu ihnen gehört, ist jetzt unschädlich gemacht. Die in ihren eigenen Kolonien entstandenen Unruhen haben den Briten gezeigt, daß auch sie ein Interesse an der Beendung des Aufstandes haben. Doch die letzten Verlustziffern lehren uns, daß die Gefahr noch nicht vorüber ist; auch wenn die Owambos ruhig bleiben. Wer weiß, ob Herr von Deimling nicht gezwungen sein wird, Kitcheners System nachzuahmen, mit Blockhäusern und Stacheldraht sein Heil zu versuchen? Das würde wieder viel Geld kosten. Ist vielleicht aber nicht zu vermeiden. Mit dem Gestöhn, man möchte die Geschichte endlich los sein, wird nichts erreicht. Nicht mehr um eine wirtschaftliche Frage handelt sich's; nicht um die (von den meisten Sachverständigen übrigens ohne Zaudern bejahte) Frage, ob Südwestafrika eines Tages die gebrachten Opfer

lohnen kann. Auch wenn die Frage verneint würde, könnten wir die Kolonie nicht aufgeben; nicht einmal den Süden. Weder aufgeben noch (jetzt) verkaufen. Die stärksten politischen Gründe sprechen dagegen. Unsere Kolonialpolitik würde zum Kinderspott; und wir verlören die Möglichkeit, die Engländer, wenn's nötig wird, an einer empfindlichen Stelle zu kitzeln. Also müssen wir wieder die Herren im Land werden."

Die vielgescholtene Heftigkeit, mit der Oberst Deimling seine Forderungen im Reichstag vertrat, findet Harden nicht so unbegreiflich. Und ich kann ihm darin nur beipflichten. Wenn sich der Oberst auch im Ton vergriffen hatte, so vertrat er doch als ehrlicher Soldat mit Feuer und Überzeugung ein vaterländisches Interesse, während die Herren Reichsboten eine Empfindlichkeit zur Schau trugen, die nur knabenhaft wirkte und die sie bei anderen Gelegenheiten mit größerer innerer Berechtigung prästiert hätten ...

„Allen ist vorher von Gebärdenspähern gesagt worden: ‚Gebt euch keine Mühe! Ihr bekommt weder das Geld für die Entschädigung der Farmer noch das für den Bau der Bahnlinie Kubub-Keetmanshoop; setzt auch das Reichskolonialamt nicht durch. Das Zentrum will nicht. Der Erbprinz ist ihm der Sympathie mit dem Evangelischen Bund verdächtig und hat, als Regent von Sachsen-Koburg und Gotha, gegen die Beseitigung des Jesuitenparagraphen gestimmt. Grund genug für Spahn & Ko., ihm das amtliche Leben zu verleiden. Der Kaiser soll früh sehen, daß dieser Günstling im Parlament nichts erreicht. Damit hofft man auch dem geliebten Zentralbülow einen Gefallen zu tun. Echauffiert euch also nicht erst! Alles ist genau abgekartet und loves' labour's lost.' Diese Warnung hat auch der Oberst vernommen. Kann ihr aber nicht glauben. Er ist doch unter Deutschen, unter verständigen Patrioten, die schon den ersten Teil der Bahnstrecke (Lüderitzbucht-Kubub) bewilligt haben. Denen braucht man nur die grasse Wahrheit zu zeigen: dann sind sie umgestimmt. Niemand hat ihm eingeschärft, sich auf die Rolle des militärisch Sachverständigen zu beschränken; niemand gesagt, daß die schönste Rede eines Kommissars ein fraktionell festgelegtes Votum nicht umzuwerfen vermag und daß die vor Ministern und Staatssekretären so ehrfürchtigen Volksvertreter gern an einem Kommissar ihr Mütchen kühlen. Hat er im Advent nicht rasch über die Bahngegner gesiegt? Auch diesmal zieht er die Karre wohl aus dem Sumpf, wenn er seine Lunge nicht schont. Los! Drüben ist noch viel zu tun, meine Herren. Die Banden, die gegen uns im Feld stehen, sind gefährlicher, als Sie glauben. Wir haben mit der äthiopischen Bewegung und mit der Tatsache zu rechnen, daß der Feind bei der Kapitulation nur wenige Gewehre abgeliefert hat; die anderen sind vergraben und können wieder benutzt werden, wenn die Kerle Lust bekommen, einen neuen Orlog zu wagen. Auch den Süden also dürfen wir nicht von Truppen entblößen. Und diese Truppen müssen ernährt werden. Jetzt hungern sie, leiden unter Krankheiten mehr als je im Verlauf des Krieges. Wollen wir noch länger die Wucherpreise zahlen, die der Engländer

uns für Lebensmittel abfordert? Noch länger mit unserem guten Gelde der Kapkolonie des Vetters aus der Finanznot helfen? Der britische Händler nimmt uns für den Zentner Hafer dreißig Mark mehr ab als der deutsche; und dieser Hafer ist obendrein noch von geringer Qualität. Nur die Bahn gibt uns die Gewißheit, daß wir unsere Truppen zu angemessenem Einkaufspreis ausreichend ernähren können; sie spart Ihren Wählern Geld, befreit uns auch von der Pflicht, die Etappen der Ochsenwagentransporte zu decken ... Alles richtig. Alles hier schon vor einem Jahr gesagt. Nur der Ton falsch gewählt. Auch im Kreis der Questenbergs darf nicht jeder wie ein Wallenstein sprechen. Surtout pas de zèle! Begreiflich ist aber, daß einem Soldaten, der drüben manchen Kameraden von den braunen Bestien gemartert sah, manchem auf dem Durstfelde das Grab schaufeln mußte, beim ersten Anblick des parlamentarischen Schachergeschäftes das Blut heiß in die Schläfen steigt und der Mund von Zorn und Scham überläuft, die das Herz füllen; begreiflich und sicher verzeihlich.

„Die drei ablehnenden Beschlüsse des Reichstages sind dumm und unhaltbar. Die deutschen Farmer müssen anständig entschädigt werden. Das ist keine Rechtsfrage, sondern eine der Opportunität. Tüchtige Leute, die etwas zu verlieren haben, gehen einfach nicht hinüber, wenn erwiesen ist, daß deutschen Landwirten der durch vis maior entstandene Schade nicht ersetzt wird. Bei den ersten Auszahlungen ist unvorsichtig verfahren worden. Man hat Leuten Geld gegeben, die es nicht brauchten; hat Firmen, die an dem Krieg schon überreichlich verdient hatten, große Summen in den gierigen Rachen gestopft; hat Großkaufleuten die Gelegenheit verschafft, Schulden einzukassieren, auf deren Rückzahlung nicht mehr gerechnet wurde und die deshalb schon abgeschrieben waren. Das ist schlimm (uns fehlt eben leider noch immer der Regreßanspruch an fahrlässig wirtschaftende Beamte), entbürdet uns aber nicht von der Pflicht, den beträchtlich Geschädigten, wirklich Verarmten die Fortsetzung ihrer zivilisatorischen Arbeit zu ermöglichen. Wird diese Pflicht nicht erfüllt, dann werden wir keine brauchbaren Kolonisten finden, ‚und täten wir hundert Laternen anzünden'. Dann verlieren wir die alten Leute, die seit Jahren im Land sitzen und mit ihrer Erfahrung den Zuwandernden den rechten Weg weisen und Enttäuschung ersparen; verlieren den festen Stamm. Auch der tüchtigste Gouverneur könnte dann aus Südwestafrika keine Kolonie machen, die allmählich rentiert. Das Gerücht, Herr von Lindequist wolle, wenn die Entschädigung unwiderruflich verweigert wird, seine Entlassung fordern, klingt deshalb nicht unglaublich.

„Nummer zwei: die Bahn. Deren Unentbehrlichkeit ist hier oft betont worden. Ich kann nicht beurteilen, ob die beste Trace gewählt ist. Habe in der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung, die in Swakopmund erscheint, seit dem vorigen Spätherbst aber immer wieder Berichte wie diesen gefunden: ‚Elftausend Treckochsen mußten auf dem Baiweg, weil sie von der Rinderpest befallen waren, getötet werden. Das ist wieder ein ungeheurer Verlust, der uns natürlich erspart geblieben wäre, wenn wir die Bahn hätten.

Und die Verpflegung der Truppen ist im Süden so unzulänglich, wie in Deutschland kein Mensch ahnt; selbst hier machen nur wenige sich eine richtige Vorstellung von diesem trostlosen Zustand.' Wenn nur die Bahn die Verpflegung sichert (und darin stimmen alle Sachverständigen überein), muß sie gebaut werden. Wir haben deutsche Menschen hinübergeschickt und müssen dafür sorgen, daß sie, die für deutsche Waffenehre und deutsches Eigentum ihr Leben einsetzen, wenigstens nicht durch unsere Schuld, unsere Knauserei leiden. Der Krieg, sagt man, wird nicht ewig währen, und in Friedenszeit ist an eine Rentabilität der Bahn erst recht nicht zu denken. Mag sein; ich glaube auch nicht, daß die paar Ballen Baumwolle und die Viehtransporte, um die sich's in naher Zeit handeln wird, der Bahn zu einer guten Bilanz helfen werden. Erstens aber ist der Krieg noch nicht beendet (am elften Juniabend lasen wir, daß zwei Offiziere und acht Reiter gefallen sind) und kann jeden Tag wieder an Umfang und Heftigkeit zunehmen; auf dem Baiweg ist Grasfutter kaum noch zu finden, die Ochsenkärrner wollen ihn nicht mehr befahren, und Keetmanshoop ist beinahe nur noch auf die Zufuhr von Warmbad her angewiesen. Und zweitens brauchen wir die Bahn auch für ruhige Tage; müßten sie haben, selbst wenn auf Rentabilität in absehbarer Frist nicht zu rechnen wäre. Daß sie nicht längst gebaut ist, kann gar nicht laut genug getadelt werden. Mit Bahnbauten muß jede vernünftige Kolonisation anfangen. Das wissen die Engländer. Bahnen und Brunnen, ohne die geht's drüben nicht. Noch in neuster Zeit sind in der Kapkolonie, die jetzt gerade hundert Jahre britisch ist, zweitausendfünfhundert Brunnen gebohrt worden. Verkehrsmittel und Wasserstellen kosten Geld; wer die Ausgabe scheut, soll zu Haus bleiben und hübsch sacht versuchen, ob er dort ohne Anlagerisiko sein Kapital mehren kann. Erst durch die Eisenbahn wird die Erschließung des Südens möglich. Sollen in Groß-Nama-Land, wie man hofft, Bergbau und Schafzucht gedeihen, so ist eine schnelle und billige Verbindung unentbehrlich. Auch ein naher Hafen. Selbst wenn Swakopmund eines Tages noch leistungsfähig wird, bleibt Lüderitzbucht für den Süden wichtiger; und Lüderitzbucht kann wiederum nur ausgenutzt werden, wenn der Eisenstrang es mit Keetmanshoop verbindet. Das alles ist hier oft erörtert, in Südwest oft beweint worden. Im April war ein Jahr vergangen, seit Trotha, ‚als absolute Notwendigkeit', den Bau einer Eisenbahn auf dem Baiweg, zunächst bis Kubub, gefordert hat. Drei Monate danach war noch nichts geschehen, nichts auch nur vorbereitet, und der Oberbefehlshaber telegraphierte nach Berlin: ‚Trotzdem mit Aufwendung ungeheurer Geldmittel Leistungsfähigkeit des Baiweges auf höchsterreichbares Maß gebracht, ist kaum möglich, die auf Keetmanshoop angewiesenen Truppen dauernd zu verpflegen, mit Bekleidung und Sanitätsmaterial zu versehen. Wir sind, jetzt wie später, von der Gnade der englischen Kapregierung abhängig, die nach ihrem Belieben uns die Möglichkeit einer Kriegführung im südlichen Teil der Kolonie, überhaupt der Verpflegung größerer Truppenstärken und der Zivilbevölkerung während der

Friedenszeit unterbinden kann. Die jetzt für Augenblicksbedarf ausgegebenen Millionen kommen fast durchweg der Kapregierung zugut, während Eisenbahnanlage wirtschaftlich dauernder Wert für uns wäre.' Das las Fürst Bülow im Juli 1905. Las, daß auf der Strecke Lüderitzbucht-Kubub die Transportmittel monatlich anderthalb Millionen kosten (also achtzehn Millionen im Jahr für Betriebskosten auf einer einzigen Strecke) und trotzdem ‚Verpflegung und Materialnachschub nicht gesichert' sei. Ist es nicht ein Skandal, daß wir nach Deimlings Darstellung vom sechsundzwanzigsten Mai auch heute noch in derselben Misere sind?

„Ein Skandal, den wir nicht dem Reichstag verdanken, sondern der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes; und nicht der einzige, den diese ehrenwerte Behörde auf dem Kerbholz hat. Sie hatte, um die Rentabilität des Schutzgebietes zu erweisen, dem Reichstag Bilanzen vorgelegt, zu denen ein Mittelbankdirektor sich nicht leicht entschließen würde, und dann, um nicht fahrlässigen Handelns überführt zu werden, den Umfang der Gefahr, solange es irgend ging, vertuscht. Trotzdem in einem von Ovambos, Bantunegern und Hottentotten bewohnten Land stets mit der Möglichkeit eines Aufstandes gerechnet werden mußte, war für solchen Fall nichts vorbereitet. Die Schutztruppe viel zu klein. Swakopmund versandet; der Hafendamm in elendem Zustand. Im Süden keine Eisenbahn gebaut. Keine Etappenstraße, die den Marsch von einer Wasserstelle zur anderen sicherte. Auch in der Heimat nichts für die Mobilmachung bereit. Da kein anderes Militärwarenhaus konkurrenzfähig und an eine langwierige Submission in der Hast nicht zu denken war, konnte die Firma v. Tippelskirch & Ko. die Preise diktieren. Noch besser ging es dem Hause Wörmann, von dessen Riesenprofiten nicht so oft geredet wurde. Die grauroten Transportdampfer wurden zu Notstandspreisen geschartert, und schon im Herbst 1904 konnte die Hamburger Reedereifirma für ihre am Swakop auf Löschung wartenden Schiffe mehr als drei Millionen Mark Liegegelder einstreichen. Und nicht nur Deutschen lächelte die Kriegskonjunktur. Noch vor drei Monaten fand ich in der Zeitung The Sun eine lehrreiche Geschichte. Die Bark Helen A. Wyman, Kapitän David van Horn, sollte von Rosario eine Ladung Heu nach Deutsch-Südwestafrika bringen. Im Ausfuhrhafen hört der Kapitän, in Südwest werde die Tonne Süßwasser mit zehn Dollars bezahlt und auf ähnlicher Höhe halte sich der Preis aller Lebensmittel. Der Schlaukopf befreit die Bark von unnützlichem Ballast, schafft sich Stahltanks an, die er mit Quellwasser füllt und stopft jeden Winkel mit Lebensmitteln voll. Das wird ein Geschäft! Ein wie gutes, ahnt er selbst noch nicht. Als er landen will, findet er ungefähr dreißig Schiffe, Dampfer und Segler auf der Reede. Er meldet seine Ankunft, ersucht um Anweisung eines Löschplatzes und wartet. Zweiundfünfzig Tage lang. Mit Hummerfang, Vogeljagd, Bordbesuchen vertreibt er die Langeweile. Endlich fällt der deutschen Behörde ein, daß die Bark von der Regierung bestellten Proviant an Bord habe. Den, heischt ein Beamter Seiner Majestät, solle

sie nun abliefern. Schön, sagt der Kapitän, vorher ist aber noch eine Kleinigkeit zu erledigen. Ich liege hier seit dreiundfünfzig Tagen. Macht pro Tag 135, im ganzen 7155 Dollars. Sobald die Rechnung bezahlt ist, liefere ich. Sie wurde bezahlt. Der von der deutschen Behörde ausgestellte Scheck lag dem Brief bei, in dem der Kapitän der Firma Thomas Norton & Co. sein Erlebnis berichtete und sich rühmte, den Deutschen einen Streich gespielt zu haben. Die Geschichte trug in der Zeitung die spöttische Überschrift: Skipper makes Germany pay. 53 days waiting time at £ 135 a day or no hay for the Kaiser. Das ist ein Beispiel, in dem sich's immerhin um dreißigtausend Mark handelte; eins von vielen. Große Hafermengen faulten neben der unbenutzbaren Mole. So wurde das deutsche Geld vergeudet. Nachdem man vorher, um den Reichstag nicht zu ärgern, geknickert und den Etat auch im Angesicht der Gefahr nicht verständig erhöht hatte.

„So ist's dann weiter gegangen. Gouverneur Leutwein, der Vertrauensmann der Kolonialabteilung, hatte an den Landungsmöglichkeiten in Swakopmund nichts auszusetzen und hoffte mit siebenhundert Gewehren der Rebellion Herr zu werden. Jetzt sind fünfzehntausend Mann drüben und das Feuer glimmt fort, und jede Woche bringt uns neue Verluste. Herr v. Trotha mußte sich die Finger wundschreiben, um die nötigen Feld- und Funkentelegraphisten, Fahrer, Schreiber, Handwerker zu bekommen, mußte die Berliner anflehen, sein Pferdematerial in Rußland, Galizien, Ungarn zu ergänzen. Als der Bahnbau nicht mehr aufzuschieben ist, fordert man schüchtern eine Teilstrecke. Warum? In der Weihnachtstimmung wäre der Reichstag, der die Linie bis Kubub bewilligte, auch für die Verlängerung bis Keetmanshoop zu haben gewesen. Warum jetzt die Wiederholung des lästigen Haders! Weil man nie den Mut hatte, dem Parlament unangenehme Wahrheit zu sagen. Viel zu früh hieß es, der Friede sei in Sicht. Wahrscheinlich wurde auch Herr v. Lindequist ersucht, den Optimismus der Wilhelmstraßengilde kräftig zu unterstützen, sonst hätte der neue Gouverneur nicht am 27. November 1905 nach der Ankunft in Windhuk gesagt: ‚Die Wolken teilen sich schon und gestatten einen freundlichen Ausblick in die Zukunft.' Siebenmal hat seitdem der Mond gewechselt und noch immer verbluten in diesem Sorgenland deutsche Menschen. Jedes kolonisierende Volk, erzählt man uns, hat solche Erfahrung gemacht. Das ist, halten zu Gnaden, recht niedlich erlogen. Nicht das unbeugsame Fatum, vor dem der Studiosus Karl Moor in Ehrfurcht erbebt, hat über uns gewaltet. Zwei Drittel aller gebrachten Opfer hat die Unfähigkeit deutscher Beamten gefordert. Mußten wir Hendrik Witbooi blind vertrauen und seine zottige Brust mit Medaillen putzen? Morengas Verlangen nach einem Gerichtsverfahren, das ihn von dem Verdacht des Mordes reinigen werde, ablehnen und uns den Gentleman-Feldkornet dadurch zum Todfeind machen? So unklug handeln, daß die Hottentotten und Bantuneger, die jahrzehntelang der Haß getrennt hatte, in nächtigen Palavern sich zum Kriege gegen Deutschland verbündeten? Und die Rüstung zu solchem Krieg träg und knickernd ver-

säumen? Über die Taten der Kolonialabteilung ist auch unter Mandarinen, auch unter den Trägern der gelben Jacke nur eine Stimme zu hören. Alles in anderen Bureaux des Auswärtigen Amtes Geleistete sieht daneben wie das Werk des vom Fleiß bedienten Genies aus. Kein Wunder, daß niemand sich aufrichtig für den Plan begeistern konnte, dieser Abteilung die Macht zu selbständigem Handeln zu erweitern. Dennoch muß es geschehen. Das Staatssekretariat für die Kolonien ist nötig.... Auch hier freilich müßten wir, wie Junius und Burke einst, laut rufen: Men, not measures!

„Der Erbprinz von Hohenlohe hat gewiß den besten Willen, Nützliches zu wirken. Er soll ungemein höflich, recht fleißig und ohne Dünkel sein. Aber er kennt die Kolonien nicht, hat von ihren Bedürfnissen und Sitten kein Bild. Im offiziösen Lokalanzeiger stand, Seine Durchlaucht ‚trage sich mit der Absicht', in nicht ferner Zeit nach Afrika zu fahren. Dieser Zustand der Trächtigkeit braucht nicht lange zu dauern. Eine Reise nach Afrika ist heutzutage ein bequemes Vergnügen. Der siebenzigjährige Chamberlain hat sich selbst in Capetown und am Waal umgesehen, und nur deutsche Abgeordnete glauben, vom teuren Vaterlande Dank verdient zu haben, wenn sie auf Woermanns Kosten (desselben Reedereibesitzers, der eine Kritik im Reichstag nicht wünschen konnte) nach Liberia, Togo, Lagos und Kamerun gereist sind. Daß noch jetzt Leute, die nicht drüben waren, über das Schicksal der Kolonien entscheiden, zeigt nur, wie lächerlich unmodern unsere Verwaltung geworden ist. Jeder Minenbesitzer macht die Fahrt mindestens einmal im Jahr. Der Erbprinz könnte seine Zeit nicht besser verwenden."

Auch sollte er sich „mit Männern umgeben, denen der Aktenstaub die frische Farbe der Entschließung noch nicht angekränkelt hat. Männern aus der Praxis tropischen Lebens. Kaufleuten, Pflanzern, Offizieren, nicht in Bureauluft verwelkten Beamten. Dann könnte aus der Sache etwas werden; mit dem alten Personal sicher nicht. ...

„Die neuen Männer würden prüfen, ob der Hader zwischen Militär- und Zivilverwaltung, Schutztruppe und Beamtenschaft ewig fortwähren und mit kleinlichem Rangstreit, mit einer Kastenguerilla, die Entwicklung unserer Kolonien lähmen muß. Ob dem britischen, auch dem belgischen Muster nicht noch manches abzugucken ist. Ob's nicht vernünftig wäre, die Hälfte aller Kolonialverordnungen zu beseitigen. (In Südwestafrika gilt z. B. die Polizeiordnung der unter anderem Himmel erwachsenen Saalestadt Halle als Norm; unglaublich aber wahr.) Viel vernünftiger, die Gouvernements nicht mehr mit fruchtlosem Schreibwerk zu überlasten, die verantwortlichen Personen sorgsam ohne Standesvorurteil auszuwählen, ihnen dann aber volle Freiheit der Bewegung zu gewähren und sie nicht ferner zu zwingen, wegen jedes Quarks in Berlin anzufragen. Diese Kolonialräte würden dafür sorgen, daß nicht mehr so viele Akten angelegt werden, und sich von einem Industriellen oder Bankier eine moderne Verwaltung organisieren lassen. ... Etwas muß geschehen. Wirksames; und schnell. Wir kommen

auch draußen nicht vorwärts. Das Konsulatwesen muß von Grund auf reformiert werden. Kaum eine Woche vergeht, die mir nicht einen Notschrei über die Untüchtigkeit eines deutschen Konsuls bringt, und ich bin nicht der einzige Hort der Leidenden. Der Deutsche hat in der Fremde weniger Schutz, wird in seiner Arbeit weniger gefördert als der irgend einer anderen Nation Angehörige. Muß es immer so bleiben? Dieser Frage sollten die Herren ihre Aufmerksamkeit eher zuwenden als der marokkanischen Staatsbank, um die man sich in der Wilhelmstraße jetzt eifernd bemüht. Da ist nichts Beträchtliches zu holen. Da würden wir trotz aller Pfiffigkeit des deutschen Konsorten von den Westmächten ohne Erbarmen majorisiert, selbst wenn nicht Herr Regnault, der Mann des Pariser Bankensyndikates, Frankreichs Vertreter am Scherifenhof geworden wäre. Charity begins at home. Auch für die eigentliche Kolonialpolitik ist bei uns noch fast alles zu tun. Ihr Zweck und ihre Bedeutung werden nicht erkannt. Die in ihrem Dienst gebrachten Opfer nicht belohnt. Der Mehrheit scheint sie überflüssig, ein nutzloses Abenteuer; der Minderheit ein notwendiges Übel. Wann liest man, ein Prinz, ein Hochadeliger oder Millionär sei hinübergefahren, um mit eigenem Auge die Ertragsmöglichkeiten zu wägen? Niemand ahnt, wie es am Kamerunfluß, in Groß-Nama-Land, auf Samoa und Guinea aussieht. Welche Forderung da das Leben stellt. Drum wird von unseren Kriegern und Beamten Unsinniges postuliert; ein Warren Hastings würde gesteinigt, ein Milner mit Schimpf und Schande weggejagt. Drum hörten wir Jubelchöre, als dem Deutschen Reich ein paar wertlose Inselchen angeschwindelt wurden. Und jetzt warten die Helden, die gegen Bondelzwarts, Hereros und Hottentotten unter qualvoller Entbehrung gekämpft haben, vergebens auf den Dank der Nation. Bis zum 1. September 1905 waren 70 deutsche Offiziere, mehr als im ganzen Feldzug von 1864 gefallen, und mindestens ebenso viele verwundet worden. So hatten diese Männer ihr junges Leben für das Vaterland exponiert, und die Sache wird wie eine lästige Kleinigkeit behandelt, für die man am liebsten kein Markstück mehr ausgäbe. Aus diesem Jammer werden die neuen Herren des Kolonialamtes uns erlösen. Die kennen das deutsche Land über See und werden, um diese Kenntnis nicht zu verlernen, aus allen erreichbaren Quellen schöpfen. ... Und sie werden den Volksgenossen zurufen: Begreift ihr noch immer nicht, wie nützlich trotz all seinen Greueln uns dieser Krieg war, der die Menschheit lehrte, daß Deutschland nach dreißig Friedensjahren noch Männer hat?

... Doch ich vergaß, daß auch das Kolonialamt wie die Farmersubvention und der Bahnbau vom Reichstag abgelehnt worden ist....

„Der allgemeine dépit war's; das mißbehagliche Gefühl, zu unnützlicher, unpopulärer Arbeit mißbraucht worden zu sein. Jahrelang hatte man dieser kläglichen Kolonialwirtschaft tatlos zugesehen; kritiklos dieser unfruchtbaren internationalen Politik. Und immer Beifall geklatscht. Den Trauerfeuilletons des Fürsten Bülow; neulich gar noch dem Unbeschreiblichen, das Herr von Tschirschky und Bögendorff vom Blatt stammelte.

Alles hingenommen. Marokko selbst und die Mißgeburt, die der Pate Finanzreform nennt. Alles. Durfte man so vor die Wähler treten? Konnten die ihrem Mandanten nicht sagen: Tua culpa; ohne deine schlaffe Willfähigkeit wäre dieses Reichselend nicht möglich geworden? Die Bilanz war wirklich gar zu miserabel. Nicht etwa im Zentrum nur war diese Überzeugung entstanden. Der kultivierte, leider nur allzu sanfte Herr Bassermann hatte gesagt: ‚Vielfach ist der Eindruck, daß unsere politische Lage sich nicht verbessert, sondern verschlechtert hat; und ich für meine Person halte diesen Eindruck auch für berechtigt. Fürstenreisen, auch solche, die oft recht geräuschvoll inszeniert waren, haben manchmal für die Politik keine Bedeutung gehabt: die geräuschlosen Reisen Eduards VII. aber zu Abmachungen geführt, die uns zur Besorgnis für unsere eigene Stellung und unseren eigenen Einfluß Anlaß gaben.‘ Und so weiter. Niemand hatte den Mut, den Geschäftsführern zuversichtliches Vertrauen auszusprechen. Jeder fühlte, daß die Zeit vorüber sei, da man sans phrase mit dieser Regierung gehen konnte, ohne um seinen Kredit zu kommen. Ein bißchen Opposition brachte jetzt wohl eher Gewinn. Wo aber sollte man die Zähne zeigen? Wo man am wenigsten riskiert. Heer und Flotte: die Fortschrittspartei hat erfahren, wie unheilvoll solcher Widerspruch nachwirkt. Reichsfinanzen: wird das häßliche Reformkleid abgelehnt, dann kommen Steuern (auf Bier und Tabak ergiebige Steuern), die den in Mittel- und Süddeutschland wurzelnden Parteien noch tiefere Unlust bereiten. Für die Kolonien hat der Kaiser sich nie öffentlich eingesetzt. Populär sind sie auch nicht. Dem Kanzler wird die Strandlaune gewiß nicht lange getrübt, wenn er hört, sein Kompromiß sei im letzten Augenblick verworfen worden, weil er's nicht mit der Macht seines Wortes stützen konnte ... Die Gelegenheit war günstig. Auf der Estrade nicht einer, der geschont werden mußte. Heftige Reden, die plötzlich klangen, als kämen sie aus der Brust wild schnaubender Demokraten: und alle drei Wunschzettel des Langenburgers flogen in den Orkus. Wir, kann's nun im Bezirksverein heißen, haben diese armselige und doch so kostspielige Politik nicht unterstützt, sondern den Herren unzweideutig unser Mißtrauen gezeigt; alles was sie forderten, rundweg abgelehnt. Sind wir Wahrer der Volksinteressen? Der Reichstag wütete, weil er sich vieljähriger Schwachheit schämte. Keine Fraktion hatte den Drang, sich für die Wünsche der Kolonialabteilung leidenschaftlich zu engagieren. Auch die Regierenden waren müde von der Tüncherarbeit, verärgert von einer Session, die kein Schöpfergedanke erhellt hatte. Evasit der eine nach Norderney, excessit der zweite in verfrühte Heiligegeistferien, erupit der dritte ins Frankenland. Die geblieben waren, stellten nach kurzer Jagd sich der Meute. Dann konnte Graf Ballestrem mit loyal plätschernder Rede den Thron bespülen ..."

Das alles ist nur eine naturgetreue Schilderung unseres alten kolonialen Elends. Soll und darf es so weiter gehen? Wo doch so viel überschüssige deutsche Kraft, der es hier zu enge wird, sich gern in den größeren Ver-

hältnissen da drüben erproben würde; wo schon heute ein tüchtiger Stamm von Ansiedlern eine ganze Strecke weiter wäre, versagte ihm nicht eine dünkelhafte Regierungsweisheit und eine engherzige Reichstagsmehrheit das Allernötigste: die Freiheit der Bewegung und die Mittel zur Entfaltung seiner Kräfte. Wer sich noch nicht zu der primitiven Erkenntnis durchgerungen hat, daß der Mangel an Eisenbahnen so ausgedehnte, von Wüstenstrecken durchbrochene Gelände entwertet, mögen sie im übrigen noch so fruchtbar sein, noch so viel Schätze bergen, sollte seine Finger überhaupt vom Kolonialtisch lassen. Lächerlich ist der so beliebte Einwand, daß „kein Bedürfnis" vorhanden sei, als handele es sich um die Bedürfnisfrage für eine neue Schankwirtschaft. Daß die Eisenbahnen das Bedürfnis *schaffen*, unzugängliche Werte erschließen, Geld und Menschen heranziehen, das scheint ein solcher Chimborasso volkswirtschaftlicher Einsicht und Erfahrung zu sein, daß den Herren vom grünen Tisch mit ihren von langjähriger Sitztätigkeit eingerosteten Gliedern füglich nicht zugemutet werden darf, solche Gipfel zu erklimmen. Ja, wenn sie sich ersitzen ließen!

* * *

Mutwillige Spötter könnten vielleicht auf den Gedanken verfallen, gewisse gesetzgebende Faktoren wollten unsere Afrikander nicht der Versuchung der „Eisenbahnvagabondage" aussetzen. Mit soviel schmunzelndem Behagen man die fetten Überschüsse der Eisenbahnen einstreicht, so wenig ist man andererseits geneigt, den Verkehr als solchen zu fördern. Bezeichnend für „die janze Richtung" — ich bediene mich hier des Ausdrucks eines hohen Beamten — ist die Tatsache, daß man bei der jüngsten Steuerfabrikation ausgerechnet den Verkehr belastet und dadurch erschwert hat. „In der Geschichte des deutschen Parlaments", schreibt darüber der bekannte Eisenbahntarifkenner Professor Dr. Eduard Engel an die „Berliner Volkszeitung", „wird außer dem ersten, dem verfassunggebenden Reichstag keiner eine so hervorragende Stelle einnehmen wie der gegenwärtige, wenn auch aus ganz entgegengesetzten Gründen als der 1871 gewählte. Durch seine verkehrsfeindlichen Beschlüsse wird er sich das Andenken der *schädlichsten* Volksvertretung erworben haben, die das neuere Deutschland je besessen hat. Kein selbstherrlicher Monarch mit starkem Verantwortlichkeitsgefühl hätte auf eigene Faust gewagt, was unser Reichstag vollbracht hat: eine Verteuerung des Personenverkehrs auf den Eisenbahnen selbst zu beschließen und eine mehr als gedoppelte Verteuerung des Postkartenverkehrs in den Städten und Vororten von der Regierung zu fordern! Aus eigenem Antriebe wäre unsere Reichspostverwaltung gewiß nicht dazu gekommen, die beliebte Zweipfennigkarte und die billige Drucksache im Ortsverkehr zu beseitigen. Nun, da die Mehrheit der gewählten Vertreter des Volkes die Verteuerung gefordert hat, wird die Postverwaltung, an deren Spitze seit Stephans Tode kein Verkehrsmann großen Stils gestanden, sicher mit beiden Händen zugreifen und das tun, was in anderen Ländern nur geschehen ist

nach den furchtbarsten Niederlagen des Staates: sie wird den Postverkehr wesentlich versteuern, wird schädigend eingreifen in Millionen nützlicher Beziehungen von Mensch zu Mensch, und wird schließlich doch im besten Falle nur wenige Millionen gewinnen, die im Gesamthaushalt des Reiches kaum ernsthaft mitzählen.

„Ihren ganz besonderen Charakter bekommt die vom Reichstag beschlossene Verteuerung des Eisenbahnverkehrs durch einen Umstand, auf den nicht mit dem gehörigen Nachdruck hingewiesen worden ist, weder in der Presse noch im Reichstage selbst, in diesem natürlich am allerwenigsten. In derselben Woche, nur drei Tage nachdem der Reichstag sich selbst außer einer Entschädigung von 3000 Mark vollkommen freie Fahrt in der ersten Klasse auf allen deutschen Eisenbahnen bewilligt hatte, verteuerte er durch die Fahrkartensteuer der Mehrzahl aller Reisenden die Eisenbahnfahrkarten in sehr empfindlicher Weise. Der Abgeordnete, der zum Beispiel zwischen München und Berlin ganz umsonst in der ersten Klasse fährt, legt allen seinen Mitreisenden in derselben Klasse für die Fahrt hin und zurück eine besondere Steuer von 16 Mark auf! Und dem Reisenden, der in der dritten Klasse fährt, legt der Abgeordnete, der für die Fahrkartensteuer gestimmt hat, einen Stempelbetrag von 1,80 Mk. auf, den er selbst sowenig bezahlt wie die Eisenbahnfahrt.

„Dazu kommt, daß von keinem Abgeordneten bestritten werden wird, daß er seine Freikarte auch in sehr vielen Fällen nicht bloß zu ‚Dienstreisen' als Abgeordneter, sondern zu Vergnügungsfahrten benutzen wird, ohne daß er jemals einen Pfennig an Fahrkartensteuer bezahlt. Hier haben wir also den ganz einzigen, unerhörten Fall, daß Volksvertreter eine Steuer dem Volke auferlegen, sich selbst aber gleichzeitig von ihr völlig frei machen. Die Gehässigkeit einer solchen Maßregel wird dauernd auf dem Reichstage ruhen, und die ganze Grundeinrichtung der deutschen Volksvertretung wird unter dieser Gehässigkeit leiden. Was will in Zukunft ein Reichstagsabgeordneter Triftiges erwidern auf die Frage, warum keine Verbilligung der Eisenbahnfahrten eintritt, nachdem er für sich selbst die allerbilligste Karte, die ‚umsonstige' zur Regel gemacht hat?

„Ich stehe auch nicht an, es offen auszusprechen, daß ich in der Bewilligung der unentgeltlichen Benutzung aller deutscher Eisenbahnen für die Abgeordneten eine ernste wirtschaftliche Gefahr erblicke. Es ist kein Zufall, daß in Deutschland bisher die Eisenbahnreformbewegung stärker gewesen ist als in den meisten anderen Ländern, daß alljährlich in den Reichstagsverhandlungen die Notwendigkeit einer Verbilligung der Personenfahrpreise nachdrücklich betont wurde. Ich glaube nicht, daß diese Bewegung in Zukunft mit gleicher Stärke vor sich gehen wird. Es ist ein ganz ander Ding, ob man die Reformbedürftigkeit einer Einrichtung am eigenen Geldbeutel kennen lernt oder durch persönlich teilnahmloses Nachdenken. Ich erinnere mich lebhaft der Antwort, die mir einst ein hoher Eisenbahnbeamter auf meine Frage gab, warum denn nicht der Versuch mit einer tiefgreifen-

den Verbilligung des Personenverkehrs gemacht würde. Er antwortete mit einer Gegenfrage: Halten Sie denn die jetzigen Fahrpreise für teuer? So fragte mich ein Mann, der seit einem Menschenalter niemals eine Fahrkarte selbst bezahlt hatte! Die Reichstagsabgeordneten, die während der Hälfte des Jahres unentgeltlich auf allen Eisenbahnen fahren dürfen, werden an Empfindlichkeit für die jetzige Höhe der Fahrpreise merklich einbüßen. Nach der Einführung der unentgeltlichen Eisenbahnfahrt für Abgeordnete halte ich die Möglichkeit einer Eisenbahnreform, zu der das Parlament den Anstoß gibt, für ausgeschlossen.

„Was aber die ‚hohen Einnahmen' aus dem Fahrkartenstempel betrifft, so wird sich sowohl der Reichsschatzsekretär wie mancher deutsche Eisenbahnminister furchtbar ‚schneiden'. Der Reichsschatzsekretär allerdings nicht so arg wie die verschiedenen Eisenbahnminister. Die Reichskasse wird eine ziemlich hohe Einnahme aus dem Fahrkartenstempel erzielen, wenn auch nicht gleich eine so hohe, wie jetzt angenommen wird. Die Einzelverwaltungen aber der deutschen Eisenbahnen können ihr blaues Wunder erleben! Ich sehe mit Sicherheit ein Niedersteigen der Reisenden in den Fahrklassen voraus, Verschiebungen so gewaltig und dauernd, daß ich die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen halte, daß die Mindereinnahme der Eisenbahnen selbst durch das Sinken in der Benutzung der höheren Klassen sogar noch die Gesamteinnahme des Reiches aus dem Kartenstempel übertrifft. Es handelt sich hierbei um Bewegungen, die mit der Urgewalt von Naturgesetzen wirken. Ganz besonders werden sich die Wirkungen des Kartenstempels im Nahverkehr zeigen, in der ersten Stempelzone: bei einem Fahrpreise von 60 Pfennig bis 2 Mark. Ein einfaches Beispiel mag zeigen, wie gefährlich jede Verteuerung im Nahverkehr werden kann. Nach dem Gesetzesparagraphen über die Fahrkartensteuer sollen fortan Karten von 60 Pfennig bis 2 Mark in der zweiten Klasse 10 Pfennig Stempel zahlen. Eine Fahrt von Berlin nach Potsdam in der zweiten Klasse kostet hin und zurück 1,50 Mark. Sie wird unter der Herrschaft des Fahrkartenstempels 1,70 Mark kosten. Man sage nicht: Wer für eine solche Fahrt eine 1,50 Mark bezahlt hat, der kann auch 1,70 Mark bezahlen! In allen solchen Dingen tritt sehr bald der ‚psychologische Augenblick' ein, und die Überzeugung ist recht weit verbreitet, daß es wenige so anständige Mittel gibt, auf die leichteste Weise ein Stück Geld zu verdienen, wie die Benutzung einer niedrigeren Eisenbahnklasse. Die Zahl der Reisenden ist sehr groß, die, vor die Frage gestellt, ob sie bei einer kleinen Familienreise von vier Personen 4 Mark für vier Hin- und Rückfahrten, die stempelfrei bleiben, bezahlen sollen oder 6,80 Mark (zweite Klasse mit Fahrkartenstempel), sich für die stempelfreie Fahrt zu 4 Mark in der dritten Klasse entscheiden werden. Dann hat der Reichsfiskus 80 Pfennig eingebüßt, die preußische Eisenbahnverwaltung außerdem noch 2 Mark.

„Da die vierte Klasse ganz stempelfrei ist, so wird ein Übergang aus der dritten in die vierte Klasse massenhaft erfolgen. Um sich klar zu machen,

mit welchen Zahlen man hierbei zu rechnen hat, bedenke man, daß auf den preußischen Staatsbahnen allein in der dritten Klasse 169 Millionen Reisende im Jahre 1904 gefahren sind, in der vierten Klasse 143 Millionen. Aber auch in der zweiten Klasse sind 90 Millionen Personen gefahren, die eine Einnahme von 87 Millionen Mark gebracht haben. Die Einnahmen aus der dritten Klasse haben 155 Millionen Mark betragen. Man begreift, daß schon kleine Verschiebungen ausreichen, um die Einnahmen zuungunsten der zweiten und dritten Klasse um ein bis zwei Dutzend Millionen Mark zu verschieben, und in diesem Falle nach unten zu verschieben. Es gibt einige Einzelstaaten, die für den Fahrkartenstempel gestimmt haben, weil sie sonst eine Vermehrung der Matrikularbeiträge um 2—3 Millionen Mark gefürchtet haben. Diesen Verwaltungen kann es so ergehen, daß sie, um 2—3 Millionen Mark zu sparen, 4—5 Millionen Mark durch die Verschiebung der Klassen nach unten verlieren!"

Daß diese Voraussagen sich, wenn auch vielleicht nicht in vollem Umfange, so doch zu einem erheblichen Teile bestätigen werden, darf man wohl als ziemlich sicher annehmen. Unberührt davon wird die Gloriole bleiben, deren Strahlen die Reichstagsmehrheit durch ihre beispiellos uneigennützige „Steuerpolitik" um ihr würdiges Haupt gewunden hat. So kann der grüne Tisch auch mal zur — grünen Weide werden. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!

* * *

Nur täusche man sich nicht: unsere Zeit ist schlecht aufgelegt für solche Scherze und erfreut sich nicht nur im hygienischen Sinne eines erhöhten Reinlichkeitssinnes. Das Volk ist verteufelt „helle" geworden, läßt sich so leicht nicht mehr ein X für ein U machen.

Ganz zuletzt in religiösen Dingen, wie immer wieder betont werden muß. Solange man sich hier nicht entschließen kann, die Begriffe reinlich zu trennen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, Gott aber, was Gottes ist, solange „Religion" gesagt und „Staat" oder „Monarchie" oder überhaupt Herrschaft und Interesse gemeint wird, ist an einen Erfolg des angeblichen Bestrebens, „dem Volke die Religion zu erhalten", nicht entfernt zu denken. Ja, man wird nicht einmal für die Ehrlichkeit dieses Bestrebens allzuviel Gläubige finden.

Und mit welcher beneidenswerten Naivität entschleiert man da des Öfteren sein eigentlich „Allerheiligstes"! In dem letzten Ephoralbericht der Kreissynode Berlin III wird erzählt, daß besonders seit dem 21. Januar in allen Kirchengemeinden zahlreiche Meldungen zum Austritte aus der Landeskirche eingegangen seien. Die Kirche solle zwar nicht nach Staatshilfe und Staatsschutz rufen, sondern sich selber helfen. Aber der Staat werde doch um seiner selbst willen sich die Frage vorlegen müssen, ob er nicht verpflichtet sei, dieser Agitation entgegenzutreten. Für die Sozialdemokratie sei der bloße Austritt aus der Kirchengemeinschaft ganz gewiß nicht der Endzweck. Sie empfinde es, daß die Kirche noch ein Boll-

werk der staatserhaltenden Kräfte bilde und daß Monarchie und evangelische Kirche aufs engste miteinander verbunden seien. In der Agitation zum Austritt aus der Landeskirche liege die Anerkennung, daß erst die evangelische Kirche vernichtet sein müsse, bevor mit dem großen Kladderadatsch im Staatswesen begonnen werden könne. So der Ephoralbericht. Gegen diese seine Ausführungen wurde von keiner Seite Widerspruch erhoben.

Konnte dem „Vorwärts" eine willkommenere Mahlzeit vorgesetzt werden? „Also nicht die Kirche bittet den Staat um Hilfe," schmunzelt er vergnügt, „sie gibt vielmehr den Machthabern des Staates zu verstehen, daß der Staat auf die Hilfe der Kirche angewiesen sei; woraus dann von selber folgt, daß der Staat sich unklug der Hilfe beraubt, wenn er jetzt die Kirche schutzlos im Stich läßt. Gegen diese Beweisführung ist nichts einzuwenden. Wir haben in der modern-christlichen Kirche nie etwas anderes gesehen als eine Schutzwehr für den Staat, für die Organisation der besitzenden und herrschenden Klasse. Es ist gut, daß das auch drüben einmal offen herausgesagt worden ist. Hier ist übrigens auch der Punkt, an dem die Liberalen mit den Orthodoxen zusammenkommen. Sie wollen ein und dasselbe — einer wie der andere; Uneinigkeit herrscht da nur über das Wie; über den Weg, auf dem das Ziel erreicht werden soll, ‚dem Volke die Religion zu erhalten'. Auf der Kreissynode Berlin III jammerte ein liberaler Pastor, den Sozialdemokraten seien die liberalen Parteien ebenso verhaßt wie die orthodoxen und vielleicht sogar noch mehr als diese, weil sie (die Sozialdemokraten) wohl der Ansicht seien, daß die liberalen Pastoren noch eher als die orthodoxen die Leute an die Kirche zu fesseln vermöchten. Dieser Ansicht sind doch vor allem die Liberalen selber, nicht wahr? Das ist ja ihr sehnlichster Wunsch, weil eben auch ihnen die Kirche nur ein Bollwerk für den Staat, für die besitzende und herrschende Klasse gegen die besitzlose und unterdrückte Klasse ist."

Nun vergegenwärtige man sich, daß derartige „Feststellungen" von Millionen gelesen, immer wieder gelesen werden, und dann frage man sich selbst, inwieweit dieses intime Verhältnis zwischen Staat und Kirche ausgerechnet zur Erhaltung der Religion dienen könnte. Religion und Kirche sind gewiß Mächte, die dem Staate unermeßlichen Segen bringen können, aber doch nur dann, wenn sie das nicht um des Staates willen, sondern um ihrer selbst, um Gottes willen tun. Aus sich selbst heraus, als freie Mächte, nicht mit dem schielenden Blick nach oben, nach dem Staat, nach allen möglichen sehr irdischen Opportunitätsinteressen. Es ist genau dasselbe wie mit der Kunst, die sittlich auch nur wirken kann, wenn sie souverän nach ihren eigenen Gesetzen schafft.

Inzwischen wird aus dem neuen Volksschulgesetz an agitatorischem „Stoff" herausgerungen und gequetscht, was immer nur das Zeug hält, als ob's um jeden Tropfen schade wäre! „Je schärfer der Klassenkampf wird," so rieselt's aus der großen Berliner Wringmaschine der Partei, „je

mehr die Klassengegensätze sich klären und zuspitzen, um so krampfhafter klammern sich unsere Herrschenden an den Anker der Kirche. Wo ist die Zeit hin, da an Höfen über die ‚christlichen Legenden' gespöttelt wurde, wo die Zeit, da das deutsche Bürgertum den krassesten und plattesten naturwissenschaftlichen Materialismus als seine Weltanschauung laut bekannte. Je kräftiger die Arbeiterbewegung sich regt, um so frömmer wird die Bourgeoisie. Schon vor dreizehn Jahren, beim Kampf um den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf, bekreuzigte sich der wohlanständige Freisinn vor dem schrecklichen Vorwurf des Atheismus, der Gottlosigkeit. Heute ist seine Gottesfürchtigkeit so über allen Zweifel erhaben, daß beim Kampf um das Volksschulunterhaltungsgesetz jener Vorwurf von 1892 nicht einmal im Munde des reaktionärsten Junkers, noch des fanatischsten Pfaffen seine Auferstehung gefeiert hat. Und diese Frömmigkeit, die sich also erneuert hat im deutschen Bürgertum, ist sogar nicht durch die Bank Heuchelei und Berechnung. Nein, die Bekehrung zur Religion ist zum Teil inneres Bedürfnis, die Wirkung der Furcht vor dem Umsturz. Die Herrschenden fühlen den irdischen Boden unter ihren Füßen zwar noch nicht direkt wanken, aber doch schon von Zeit zu Zeit erzittern, Ahnungen einer kommenden Weltwende durchschauern sie (hu, hu! D. T.), und so recken sie verlangend die Arme nach übernatürlicher Hilfe und Rettung. Die Furcht ist auch in diesem Falle die Wurzel der Gottheit. Nur fürchtet die Bourgeosie nicht mehr, wie ehedem der Wilde, die zerstörenden Naturmächte, die verheerenden, geheimnisvollen Krankheiten, die schreckenden Träume, den bösen Willen der Verstorbenen, sie fürchtet gesellschaftliche Gewalten, das aus der Tiefe emporsteigende Proletariat.

„Ganz natürlich muß aber in solcher Zeit auch in der herrschenden Klasse das Bestreben erwachsen, die Religion zur Bändigung des Proletariats zu mißbrauchen. Die Lehre Christi ist vieler Auslegungen fähig, je nachdem man die eine oder andere Seite des Lehrgebäudes hervorhebt. Die Puritaner Englands, die Eisenseiten Cromwells, haben mit der Bibel in der Hand den Absolutismus zerschmettert, den König geköpft. Was aber die Herrschenden hervorgehoben haben wollen, das sind jene Stellen, die geduldiges Ertragen, die Unterwürfigkeit, Gehorsam gegen die Obrigkeit lehren. Mit solcher Lehre der Knechtseligkeit, wie sie das Gros der Staatskirchengeistlichen nur zu sehr geneigt ist zu predigen, hoffen sie das Proletariat so zu binden, daß es die Kraft seiner Glieder nicht zu nutzen vermag, hoffen sie es unfähig zum Klassenkampf zu machen. In diesem Sinne (?! D. T.) ist das Wort ‚Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben!', einst gefallen aus dem Munde des Ersten der Junker, heut zum Wahlspruch auch der Bourgeoisie geworden.

„Indes das Proletariat hat sich die Fessel nicht anlegen lassen. Immer größere Scharen des arbeitenden Volkes haben sich von der Kirche, die die Dienerin des Klassenstaates ist, abgewendet. Die Erwachsenen, die fertigen Menschen, das erkennen die Besitzenden mehr und mehr, lassen sich nicht

mehr für die sogenannte Religion der Klassenkirche gewinnen. Der Versuch scheitert an den brutalen Tatsachen des Lebens, die dem Blödesten schließlich die Notwendigkeit des Klassenkampfes einpauken, die den schneidendsten Kontrast zu den kirchlichen Lehren vom schweigenden Ertragen bilden. Und so stürzt sich die herrschende Klasse auf die Kinder des Proletariats. Die jungen, aufnahmefähigen Köpfe hofft sie noch verdüstern zu können, die jungen Seelen hofft sie binden zu können, daß sie nimmer wieder los kommen. Die Schule wird zum Werkzeug ihrer Klassenherrschaft wie die Kirche. Die Schule soll in Gegensatz zum proletarischen Elternhaus treten, die Schule soll wider die Eltern arbeiten, soll die Kinder der Weltanschauung, dem Denken und Fühlen der Eltern entfremden, soll das geistige Band zwischen Eltern und Kindern zerreißen. ...

„Es ist nichts Neues, nichts Unerhörtes in Preußen. Wie oft schon haben aus dem Munde ihrer Kinder Eltern hören müssen, daß die Partei, der sie anzugehören stolz sind, eine Bande Verworfener, eine Schar von Mordbrennern und Dieben ist. Täglich muß der Proletarier sehen, wie von seinen Kindern das geschmäht wird, was ihm heilig ist, was ihm das Leben lebenswert macht, wie dem Kinde das als gut und unantastbar gelehrt wird, was er haßt, was er bekämpft. Das neue Gesetz ist nicht neues Unrecht, es ist die Unterstreichung, es ist die Verschlimmerung alten Unrechts. Der Raub der Kinder wird zum gesetzlichen System erhoben, er wird fortan mit verdoppelter Kraft vollführt werden ...

„Klassenkirche und Klassenstaat als umumschränkte Herren der Volksschule! Wie ihr verstärkter Einfluß auf die Schule wirken wird, darüber ist kein Zweifel möglich. Die Vermuckerung der Schule, die heute schon weit vorgeschritten ist, wird reißende Fortschritte machen. Der Religionsunterricht wird streng nach den Vorschriften der Kirche erteilt werden, die Religionsstunden werden möglichst vermehrt, die übrigen Unterrichtsfächer geschädigt werden. Größer und größer wird der religiöse Ballast werden, der den Kindern ins Gehirn gepfropft wird, der es aufnahmeunfähig macht für wirklichen Wissensstoff. Die mangelhaften Leistungen der Volksschule werden noch tiefer sinken. Alle Unterrichtsfächer werden von Religion durchtränkt werden, der Lese-, der Schreib-, der Geschichts-, der Naturgeschichtsunterricht, alles wird in die spanischen Stiefel der kirchlichen Anschauung geschnürt werden, jeder Luftzug freier Weltanschauung, jede Ahnung von den Ergebnissen der modernen Wissenschaft wird den Kindern des Volkes noch ängstlicher ferngehalten werden als bisher! Sie werden eingesperrt in eine Stick- und Moderluft!

„So wollen die Herrschenden den freien Geist wirkungslos machen, dessen Wehen das Proletarierkind im Elternhause verspüren könnte! So sollen die Proletarierkinder zu Abtrünnigen ihrer Klasse gemacht werden. Darum sollen sie den Eltern entfremdet, ihnen geistig geraubt werden. Doch die Herren werden sich verrechnen! Die Eltern werden sich die Kinder nicht rauben lassen! Das Proletariat wird seine Kinder verteidigen gegen

die vermuckerte Schule. Wenn Schule und Haus in Gegensatz zueinander treten, so wird das Haus Sieger bleiben! Die Besitzenden, die aus der Schule ein Werkzeug ihrer Herrschaft machen, werden erfahren, daß die proletarischen Eltern um ihre Kinder zu kämpfen verstehen, und daß der Einfluß der Eltern weiter reicht als der des Lehrers!"

Nach alledem —: das kann ja noch recht nett werden! Ob wirklich die Schule des Volkes ein taugliches, ob sie nicht vor allem ein zu kostbares Objekt für solche gewagten Experimente ist? Für Kraftproben, aus denen weder der eine noch der andere Teil als Sieger, beide aber mit schweren, vielleicht unheilbaren, weil vergifteten Wunden hervorgehen können? Sind wir nicht doch etwas zu fingerfertig mit unserer Gesetzmacherei? Tiefeinschneidende, an die Grundlagen unseres ganzen Volkslebens, an das Heiligtum des häuslichen Herdes rührende Beschlüsse werden mit nicht viel mehr Bedenken und Selbstprüfung heruntergesetzgebert als irgend eine Zigaretten- oder Biersteuer. Ich jedenfalls möchte nicht die Verantwortung für die Folgen tragen, die meiner festen Überzeugung nach ganz, ganz andere sein werden, als es sich die „Schulweisheit" der „edlen und geehrten Herren" heute noch träumen läßt...

* * *

Religion ist zuerst Gesinnung, ein seelischer Zustand, dann erst Bekenntnis. Erst Religion, dann Konfession. Es ist nicht einmal nötig, daß wer Religion hat, auch durchaus und unbedingt eine der bestehenden Konfessionen „haben" muß. Oder daß er weniger religiös ist, als wer einer Konfession angehört. Das Umgekehrte ist häufig der Fall. Es gibt bekanntlich sehr fleißige Kirchengänger und -Spender, die im Grunde ihres Herzens sämtliche geistliche Handlungen, sogar die heiligen Sakramente für eitel Humbug halten. Was ist eigentlich durch die bloße Zugehörigkeit zu einer Konfession bewiesen? Weniger wie nichts! Von dem ebenso plötzlichen wie „tiefgefühlten Bedürfnis" mosaischer Kommerzienräte nach den Segnungen der christlichen Kirche will ich schon gar nicht reden. Aber beweisen nicht auch Angehörige erlauchter Fürstengeschlechter, wie vorsichtig man in der Wahl seiner Konfession sein muß und wie leicht man sich über den eigenen Kirchenglauben täuschen kann, wenn zufällig eine andere Konfession „in der Lage" ist, ihnen eine Krone zu geben, und zwar keineswegs Christi Krone des ewigen Lebens?

Das preußische Kultusministerium hat kürzlich einen Mann als — sagen wir: ungeeignet zum Mitglied einer Schuldeputation erachtet, weil dieser Mann zwar Religion, aber keine Konfession hat. Es ist der Charlottenburger Stadtverordnete Dr. Penzig, dem ein hohes Kultusministerium die Bestätigung seiner Wahl zum Mitgliede der Charlottenburger Schuldeputation versagt hat. Sehen wir uns nun die Begründung dieser Nichtbestätigung, dann aber auch den Mann selbst näher an. Kein Geringerer als der berühmte Rechtslehrer Professor Dr. von Liszt gibt uns zu beidem

Gelegenheit, und zwar durch seine Rede in der Charlottenburger Stadtverordnetenversammlung vom 13. Juni d. Js.:

„Es ist naheliegend, sich das Problem einmal zu stellen: Ist denn unser Kollege Dr. Penzig wirklich die geeignete Persönlichkeit für die Stelle gewesen? Es käme in erster Linie seine schultechnische Ausbildung in Frage. Da er nicht als sachverständiges Mitglied, sondern als Stadtverordneter gewählt worden ist, so würde das gar nicht mal notwendig sein. Aber wir wollen es hier ausdrücklich hervorheben: Kollege Dr. Penzig ist seit einer Reihe von Jahren Mitglied der Deputation für unser Fortbildungsschulwesen, er ist seit einer Reihe von Jahren Mitglied der Deputation für die höheren Lehranstalten. Ich glaube, daß seine Qualifikation für die Schuldeputation in fachwissenschaftlicher Beziehung durch diese Tatsache allein genügend nachgewiesen sein dürfte. Der Charakter des Kollegen Dr. Penzig — in seiner Gegenwart werde ich mich sehr kurz fassen — ist jedenfalls ein solcher, daß von keiner Seite auch nur der Versuch gemacht worden ist, ihm irgend etwas anzuhängen. Sein politischer Standpunkt ist ja vielleicht den Herren in der Regierung nicht ganz sympathisch, aber das kann auch nicht der Grund gewesen sein; denn wir haben andere Mitglieder in der Schuldeputation, die auf demselben Standpunkt stehen wie Kollege Dr. Penzig, und denen die Bestätigung nicht versagt worden ist. Wir werden also nach einer anderen Richtung hin suchen müssen, um die Gründe für diese Nichtbestätigung herauszubekommen.

„Es ist meines Wissens ein einziges Mal geschehen, daß die Gründe, von welchen die Regierung bei der Nichtbestätigung von Mitgliedern der Schuldeputation ausgeht, weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Ich meine die Ministerialverfügung vom 29. August des Jahres 1898, die Bosse unterzeichnet hat, und in welcher es sich um die Wahl von Personen zu Mitgliedern der Schuldeputationen usw. handelt, welche der sozialdemokratischen Partei angehören oder sich als Anhänger und Förderer derselben betätigen. Wenn ich die Verfügung hier anfüge, kann ich ohne weiteres hinzufügen: ich halte sie für eine Ungerechtigkeit, ich halte sie, was noch schlimmer ist, für einen sehr schweren politischen Fehler. (Stadtverordneter Hirsch: Sie ist ungesetzlich!) Aber diese Verfügung ist das einzige Mittel, um die Gesichtspunkte herauszubekommen, von denen der Minister Bosse damals wünschte, daß die Regierungen bei Bestätigung oder Nichtbestätigung vorgehen sollen. Darin wird nun der Satz aufgestellt, die Aufgabe der Schuldeputation sei, ‚daß die heranwachsende Jugend — ich zitiere jetzt wörtlich — nicht nur in den für das bürgerliche Leben nötigen allgemeinen Kenntnissen und Fertigkeiten unterwiesen, sondern auch zu gottesfürchtigen, sittlichen und vaterlandsliebenden Menschen erzogen werde'. Alle diejenigen Personen also, vor denen die nötige Eignung, diese Richtung der Erziehung zu fördern, nicht vorausgesetzt werden kann, sind nach der Ansicht des Ministers nicht geeignet, Mitglieder der Schuldeputation zu werden; es soll ihnen daher die Bestätigung versagt werden, falls sie gewählt werden.

„Ich glaube nun nicht, daß wir die Vaterlandsliebe des Kollegen Penzig, daß wir seine Sittlichkeit als in Frage gestellt ansehen dürfen. Es wird sich also wohl um die Gottesfurcht dabei handeln. Persönlich ist mir der Ausdruck Gottesfurcht sehr wenig sympathisch. Ich meine, daß das Wesen der christlichen Auffassung über die Beziehung der Menschen zu Gott durch diesen alttestamentarischen Begriff der Gottesfurcht sehr schlecht zum Ausdruck gebracht wird.

„Aber über den Gebrauch oder Nichtgebrauch solcher Ausdrücke entscheidet ja in letzter Linie der Geschmack. Versuchen wir also, uns das, was der Minister gedacht hat, etwas näher zu legen, und fragen wir uns, ob denn in dem Leben und in der Wirksamkeit des Kollegen Penzig irgend etwas gegeben ist, das daran zweifeln läßt, daß er für seine Person dabei mitwirken werde, unsere heranwachsende Jugend zur Gottesfurcht, zur Religiosität, zum religiösen Sinn zu erziehen. Nun hat ja allerdings Kollege Penzig von jeher, wenigstens seit einer langen, langen Reihe von Jahren, die Ansicht vertreten, daß der konfessionelle Religionsunterricht aus der Schule heraus müsse, daß an seine Stelle ein Moralunterricht und ein konfessionsloser Religionsunterricht zu treten hätte, und daß der konfessionelle Religionsunterricht dem Hause beziehungsweise den Religionsgesellschaften zu überlassen sei. Aber, meine Herren, ich kann mir nicht denken, daß diese literarische, propagandistische Tätigkeit des Kollegen Penzig für die Regierung ausschlaggebend gewesen sei. Denn abgesehen davon, daß diese Auffassung, über deren Berechtigung sich vielleicht streiten läßt, von sehr vielen anderen auch geteilt wird, abgesehen davon, daß wahrscheinlich im Laufe der nächsten Jahre der Kampf gegen das reaktionäre Schulgesetz unter dieser selben Flagge geführt werden wird — ganz abgesehen davon muß doch ins Auge gefaßt werden, daß es sich gegenwärtig bei der Tätigkeit der Schuldeputation gar nicht um diese Frage handelt, daß wir lediglich die bestehenden Gesetze, die bestehenden Verordnungen zur Anwendung zu bringen haben. Und daran wird wohl von keiner Seite gezweifelt werden, daß jeder von uns, der in die Schuldeputation hineingeht, sich an das bestehende Recht, an die bestehenden Vorschriften bindet.

„Das ist's also wohl auch nicht gewesen, sondern, wie wir Grund haben anzunehmen, ein anderer Umstand. Es ist Kollege Penzig aus der Landeskirche ausgetreten, er ist Dissident. Nun bitte ich Sie, meine Herren, sich möglichst lebhaft daran erinnern zu wollen, daß weder in der Instruktion vom Jahre 1811, noch auch sogar in unserem neuen Schulgesetz irgend etwas darüber gesagt ist, daß die Mitglieder der Schuldeputation nicht Dissidenten sein dürfen. Es würde, wenn der Austritt aus der Landeskirche eine Inhabilität für die Schuldeputation herbeiführen soll, damit ein Satz ausgesprochen werden, der nicht nur gar keine Stütze in der einschlägigen Spezialgesetzgebung hat, sondern der in direktem Widerspruch mit unserer Verfassung selber steht.

Beim Kollegen Penzig kommt noch ein Weiteres hinzu. Zumeist wissen wir ja nicht, aus welchem Grunde jemand aus der Landeskirche ausgetreten ist. Aber daß bei dem Kollegen Penzig gerade tiefes religiöses Empfinden der Grund für seinen Austritt gewesen ist, das wissen wir, wir wissen es aus seiner ganzen literarischen Tätigkeit. Und ich möchte alle diejenigen, die die prinzipielle Stellungnahme Penzigs zu den einschlägigen Fragen kennen zu lernen wünschen, auf eine Schrift aufmerksam machen, die bereits in dritter Auflage aus dem Jahre 1904 vorliegt: ‚Ernste Antworten auf Kinderfragen.‘ Es ist ein Buch, an dem ein jeder von uns, der Vater ist, besonders derjenige, der Vater von heranwachsenden Kindern ist, seine reine Herzensfreude haben wird. In diesem Buche bespricht auch Kollege Penzig die Stellung der Erziehung zur Kirche, das Verhältnis des Kindes zur Gottheit, und ich kann es mir nicht versagen, Ihnen, meine Herren, einen ganz kurzen Passus — Seite 241 der Schrift — vorzulesen, der unmittelbar für die uns hier interessierende Frage von Bedeutung ist. Penzig sagt:

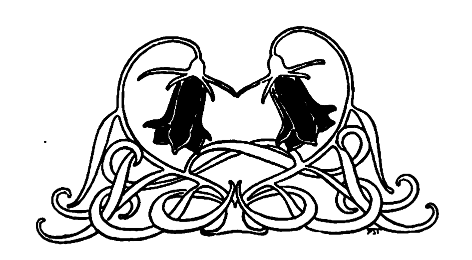
„‚Wir stehen der Kirche pietätvoll als der langjährigen Bewahrerin und Behüterin des Idealismus gegenüber, wir achten die Menschheit, indem wir alles achten, was ihr teuer gewesen ist. Dadurch ist auch die Stellung gegeben, die wir Konfessionslosen unseren Kindern der Kirche gegenüber anweisen wollen. Sie sollen nicht aufwachsen als Barbaren innerhalb einer gesitteten Welt, nicht als Heiden in einer christlichen Welt. Sie sollen, was jede Kirche von ihren Gläubigen verlangt, verstehen und achten lernen, mindestens ebensogut wie die Kinder der Gläubigen selbst, ich meine sogar besser. Dazu ist zweierlei nötig. Erstens darf der Fanatismus der Religionsfeindschaft, wenn ich so sagen darf, sie nirgends berühren. Mögen die Eltern ihre triftigen Gründe haben, warum sie der Religionsgemeinschaft fernbleiben, mögen sie der Kirche keinerlei Einfluß auf das Leben und die Erziehung ihrer Kinder gestatten — aber hüten sie sich auch, die Religion und ihre Bekenner den Kindern, jene als eitel Torheit, und noch schlimmer diese als Heuchler oder Einfältige hinzustellen usw.‘

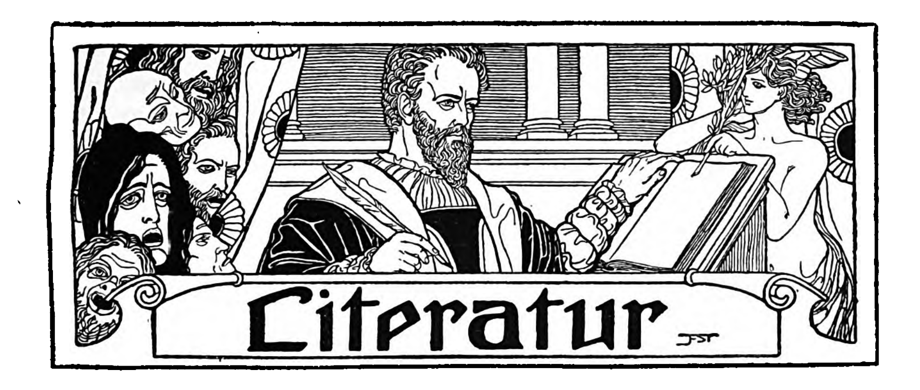
„Meine Herren, wenn wir irgend eine Seite aus dem Buche herausgreifen, überall sehen wir, daß die Ausführungen des Verfassers getragen sind von einer warmen und tiefen religiösen Empfindung, von einer wahren Frömmigkeit.

„Und nun stehen wir vor der Frage: Sind wir wirklich in Preußen so weit, daß tiefe religiöse Empfindung, daß wahre Frömmigkeit ein Hindernis ist, als Mitglied der Schuldeputation zu wirken, weil der Betreffende nicht dem engeren Verband der Landeskirche oder einer anderen anerkannten Religionsgesellschaft angehört? Es kann ja sein, daß in untergeordneten Regierungskreisen eine solche Auffassung herrscht. Ich kann mir aber nicht denken, daß ein preußischer Kultusminister sich zu dieser Anschauung bekennen mag. Sie würde ja zu dem grotesken oder, wenn Sie so wollen, zu dem blasphemischen Ergebnisse führen, daß der Stifter der christ-

lichen Religion, wenn er hier in Frage käme und zum Mitglied einer Schul-deputation gewählt würde, auch nicht würde bestätigt werden können, weil er einer bestimmten Landeskirche sich nicht angeschlossen hat. Meine Herren, der Herr Minister müßte uns eigentlich dafür dankbar sein, wenn wir ihm die Gelegenheit geben, öffentlich, sei es uns gegenüber, sei es den Mitgliedern des Landtages gegenüber, zu erklären, daß ihm eine derartige Auffassung fremd ist, eine Auffassung, die die öffentliche Angehörigkeit zu der Kirche höher stellt als innerliche religiöse Gesinnung, als tiefe und wahre Frömmigkeit...."

Ich mag den Eindruck dieser kristallhellen Worte nicht durch überflüssigen Kommentar abschwächen. Nur eins: Würde Christus selbst diesen Mann, wie er uns hier entgegentritt, für das Amt angenommen oder verworfen haben?





Das Problem Ibsen

Aus J. E. Frhrn. v. Grotthuß' „Problemen und Charakterköpfen"

„Ich glaube", erklärte Ibsen bei einem Bankett in Stockholm, „daß die naturwissenschaftliche Lehre von der Evolution auch auf die geistigen Lebensfaktoren Anwendung findet. Ich glaube, daß jetzt recht bald eine Zeit bevorsteht, da der politische Begriff und der soziale Begriff in den gegenwärtigen Formen zu existieren aufhören werden, und daß aus ihnen beiden eine Einheit emporwachsen wird, welche vorläufig die Bedingungen für das Glück der Menschheit in sich schließt. Ich glaube, daß Poesie, Philosophie und Religion zu einer neuen Kategorie und zu einer neuen Lebensmacht verschmolzen werden, von der wir Jetztlebenden übrigens keine klarere Vorstellung haben können. Man hat bei verschiedenen Gelegenheiten von mir gesagt, daß ich Pessimist sei, und das bin ich auch, insofern ich *nicht an die Ewigkeit der menschlichen Ideale glaube*. Namentlich und näher bestimmt glaube ich, daß die Ideale unserer Zeit, indem sie zugrunde gehen, zu demjenigen hinneigen, was ich in meinem Drama ‚Kaiser und Galiläer' durch die Bezeichnung ‚das dritte Reich' angedeutet habe. Erlauben Sie mir deshalb, mein Glas auf das *Werdende* — auf das *Kommende* — zu leeren. Es ist ein Sonnabendabend, an dem wir hier versammelt sind. Drauf folgt der Ruhetag, der Festtag, der Feiertag — wie man will. Ich meinesteils werde mit dem Erfolg meiner Lebenswoche zufrieden sein, wenn sie dazu dienen kann, *die Stimmung für den morgigen Tag zu bereiten*."

Aus diesen Worten spricht der Revolutionär aus Prinzip, der bewußte Dichter eines Übergangszeitalters, der das Bestehende in Staat, Gesellschaft, Kirche für untergangsreif, die Ideale der Menschheit für fragwürdig hält. Und dieser revolutionäre moderne Gesellschaftsdichter, dieses verkörperte Fragezeichen an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts — nicht der Romantiker, auch nicht der Verfasser gigantisch ausgewachsener

Buchdramen — ist ein Element unseres Kulturbewußtseins geworden, ist besonders zum modernen Germanen in ein ganz persönliches intimes Verhältnis getreten. Für den parteipolitischen Radikalismus eines Björnson hat sich Ibsen niemals erwärmt. Er hält die politischen Umwälzungen für nebensächlich und veraltet. „Die Politiker", schreibt er an seinen Übersetzer Passarge, „wollen nur Spezialrevolutionen, Revolutionen im Äußeren, im Politischen. Worauf es allein ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes." Dieses kalte, klare Bewußtsein, lediglich an der Auflösung und Zersetzung zu arbeiten, hat etwas Furchtbares, fast Frevelhaftes, wenn man erwägt, daß der Dichter eingestandenermaßen nichts Positives zu bieten hat, was er an Stelle des Bestehenden auch nur gesetzt zu sehen wünschte. Immer wieder betont er in privaten und poetischen Äußerungen, daß er keine Mittel für unsere Leiden habe —: „Ich frage meist, antworten ist mein Amt nicht." Damit hat er selbst die Grenzlinie gezogen, die auch das größte nur bahnbrechende Talent von dem positiv schöpferischen Genie scheidet.

An die Ewigkeit „der" menschlichen Ideale nicht glauben, heißt im letzten Grunde an Ideale überhaupt nicht glauben. Damit ist denn freilich dem schrankenlosen Subjektivismus Tür und Tor geöffnet. Den Ariadnefaden durch das Labyrinth seiner Dramen gibt uns Ibsen selbst in die Hand. „Die Ausbildung unserer Individualität", so etwa äußerte er sich 1885 in Rom, „ist die erste Pflicht, nicht die Unterordnung unter die Interessen der Allgemeinheit." Es gehört für den Logiker schon einige Selbstentäußerung dazu, von Pflichten da zu reden, wo es keine Ideale gibt. Jede Pflicht muß sich doch von einem Ideal herleiten, der Begriff „Pflicht" ist selbst ein Ideal. Das, was die Ibsenschen Helden „Pflicht" nennen, ist vielfach nur verschleierter, aber nicht minder waschechter Egoismus, — die Pflicht, das Angenehme zu tun, das Unangenehme zu lassen oder gewaltsam aus dem Wege zu räumen. Die Ibsenschen Personen drücken das ja viel netter aus, aber schließlich ist es doch so. Und weil sie den Mut haben, das offen auszusprechen, was in dem Halbdunkel jeder Menschenseele schlummert, durch religiöse und soziale Zwangsgesetze nur mühsam niedergehalten; weil sie die Emanzipation der sogenannten „natürlichen" (egoistischen) Instinkte mit Waffen verteidigen, die sie dem sittlichen Arsenal der bekämpften Weltanschauung entlehnen, so empfindet der Hörer das gleiche menschliche, allzumenschliche Rühren, so beginnen sich auch in ihm jene niedergehaltenen, unterdrückten Instinkte sympathisch wieder zu regen. Sie haben nun plötzlich ein Mittel gefunden, den lästigen dumpfen Druck abzuwerfen und im Namen derselben Sittlichkeit, die sie eingekerkert hat, Freiheit und Herrschaft zu verlangen.

* * *

In uns allen, am tiefsten aber wohl im Weibe, lebt ein gewisses dunkles Sehnen nach einer unbekannten Insel der Seligen, vielleicht nach einem verlorenen Paradiese. Dieser Grundgedanke der „Frau vom Meere"

läßt sich also hören. Aber die Kraft, die er in dem Ibsenschen Drama entwickelt, ist eine so ungeheure, daß sie notwendig von einer andern unterstützt sein muß. Diese Unterstützung findet sie in dem persönlichen magnetischen Zauber, der von dem „Fremden" auf Ellida ausgeübt wird. Im Grunde ist dieser persönliche Bann auch die Hauptsache. Kaum verliert sie den Seemann aus den Augen, da erscheint ihr die Verlobung mit ihm schier unbegreiflich, ja, sie erzählt uns selbst auf das eingehendste, daß ihr Wille von dem seinigen völlig geknechtet werde, daß sie keine Liebe, nur Grauen und Furcht vor ihm empfinde. Wenn sie sich dennoch seinem Einflusse blindlings fügt, so geschieht das durch den physischen, äußeren Zwang eines tierischen Magnetismus, der stärker ist als Vernunft und Wille.

Wo bleiben dann aber die schönen Abhandlungen über die „Freiheit" und „Verantwortlichkeit" ihrer „Wahl"? Ihren Gatten hat sie wenigstens ohne allen äußeren Zwang, mit völlig klarem Bewußtsein, gewählt. Mag sie uns noch so oft das Gegenteil versichern, sie kann uns zum Beweise auch nicht einen einzigen triftigen Grund anführen. Der „Fremde" dagegen hat sich ihrer zwangsweise bemächtigt, in unzurechnungsfähigem Zustande hat sie ihm ihr Jawort gegeben, das sie bitter bereut, nachdem sie wieder zum Bewußtsein gekommen ist.

Wenn es sein muß, nimmt Ibsen seine Zuflucht wohl auch zum menschlichen Gemüt. Bisher war — bei Ellida ebenso wie bei Frau Nora — immer nur vom lieben Ich die Rede und von allerlei kalten „Notwendigkeiten". Nun aber, da die Stunde der Entscheidung schlägt, sieht sich der Dichter doch genötigt, das warme Gefühl seiner Heldin, ihr Herz, anzurufen. Aus dem fast übermenschlichen Opfer ihres Gatten erkennt sie, „wie nahe, innig nahe sie einander schon gekommen!" Wenn es noch dabei sein Bewenden gehabt, wenn das die Entscheidung bestimmt hätte! Aber nein, wo wäre dann Herr Ibsen mit seiner „idealen Forderung" geblieben, um derentwillen ja das ganze Stück geschrieben ist? Im kritischen Augenblick muß Ellida stramm stehen, das Publikum salutieren und ihre Lektion von der „Freiheit und Verantwortlichkeit" hersagen.

* * *

Unendlich traurig ist das Ergebnis der Dichtung „Die Wildente": daß nur die Lüge den Menschen beglücken kann, und doch weht gerade durch dieses Stück ein warmer Hauch des Gemüts, der von der lieblichen und rührenden Gestalt der Hedwig ausgeht. Das Ganze mutet uns an, wie der schmerzliche Seufzer eines Idealisten, der die Dinge zwar sieht, wie sie sind, der sich wohl selbst einmal ob seiner „idealen Forderung" verspottet, der aber im Grunde doch an sie glaubt. Das ist das Seltsame und doch wiederum so Natürliche: derselbe Mann, der „an die Ewigkeit der menschlichen Ideale" nicht glaubt, der hinter allen idealen Gestaltungen und Offenbarungen Lüge und Heuchelei grinsen sieht, er ist nicht nur ein großer Revolutionär, sondern — wie alle ehrlichen Revolutionäre — auch ein

großer Idealist. — Es hat vielleicht nie einen größeren Idealisten gegeben als Robespierre, den blutigroten Kometen der Revolution.

Wo wird der abstrakten philosophischen Idee eine größere und unmittelbarere Kraftleistung zugemutet, als in den Ibsenschen Dramen? Wo übt sie einen gewaltsameren Zwang auf das Einzelwesen, als etwa in der „Frau vom Meere“ oder „Rosmersholm“? Wo hat ein Idealist jemals an eine moralisch bankerotte Gesellschaft größere Anforderungen gestellt, als im „Volksfeind“ der Doktor Stockmann? Ibsen glaubt an unwandelbare sittliche Gesetze, die sich im Innern des Menschen vollziehen, unter gewissen Umständen vollziehen müssen. Aber diese Gesetze sind weder aus der Religion, noch aus der Naturerkenntnis, noch aus dem vollen Leben geschöpft, sondern das Erzeugnis subjektiver, philosophischer Spekulation. Sie sind nicht erfahren und erschaut, sondern ergrübelt und errechnet. Die höchsten Forderungen der Willensfreiheit stellt er an seine Menschen, tief in ihr Innerstes hinein verlegt er ihr Schicksal. Wenn sie dann aber auch als freie, natürliche Menschen handeln sollten, dann, im kritischen Augenblicke, fegt sie nur zu oft der eisige Föhn irgend eines jener Ibsenschen „Gesetze“ aus der Bahn blutvoller warmer Menschlichkeit in die eisige Einöde irgend einer fixen Idee.

* * *

„John Gabriel Borkman“ ist ein Drama von hoher Kraft und tiefem sittlichen Ernste, prächtiger, düster schimmernder lyrischer Glut, folgerichtiger scharf erschauter Charakteristik! Der Titelheld ist der Heroentypus des Subjektivismus, — aus demselben Holze geschnitzt, aus dem die alten und neueren Cäsaren geschaffen waren, und nach seinem Ruin fühlt er sich auch „wie ein Napoleon, der in der ersten Feldschlacht zum Krüppel geschossen wird“. Für diese Art Menschen gibt es nur Eine Moral: den Erfolg. Napoleon, der am Anfange seiner Laufbahn stecken geblieben wäre, hätte als Verbrecher gegolten. Napoleon, der die halbe Welt besiegte, war ein Heros, und Kaiser und Könige umschmeichelten ihn. Wäre John Gabriel nicht verraten worden, hätte er mit den Aktiengesellschaften Erfolg gehabt, — dieselben Leute, die ihn jetzt verachten und meiden, würden um seine Gunst buhlen, würden sein Lob mit tausend Zungen künden. Und die Tat der Unterschlagung wäre doch in dem einen Falle ebenso geschehen wie in dem andern. Doch wozu bedarf es noch weiterer Worte? Könnten wir nicht alle auf solche John Gabriel Borkmans mit Fingern zeigen? Nur sind nicht alle von seinem Kaliber, nur sind die meisten Borkmans unserer politischen und kommerziellen Schlachtfelder kleine, armselige, schmutzige Schächer, ohne den Schwung, ohne das eiserne, naive Selbstgefühl, ohne die heroische Tragik des Ibsenschen Helden.

Ob Ibsen wohl von Friedrich Nietzsche angeregt worden ist? Allerdings hat er schon lange vor Nietzsche in seinem „Brand“ einen Typus der rücksichtslosen Willenskraft geschaffen. Aber Borkman ist geradezu der vollendete Nietzschesche Herrenmensch, der rücksichtslose und doch nicht

als gemein empfundene autonome Individualist. Ich kenne keine Dichtung, in welcher dieser Typus so konsequent durchgeführt wäre. Der „Wille zur Macht“ ist bei Nietzsche in jedem Sinne der vornehmste Trieb des Menschen, und die „Machtbegierde“ ist ja auch bei Borkman unbezwinglich. Er trägt die Gesetze der Moral in sich selbst. Er sagt nicht: „Das ist gut, und das ist böse,“ sondern: „Das ist mein Gutes, und das ist mein Böses“. Dadurch, daß er sich selbst lebt, sein eigenes Leben lebt, erfüllt er den eigentlichen, höchsten Zweck seines Daseins, handelt er in unserem, der gewöhnlichen Alltagsmenschen Sinne „gut“.

Schade nur, daß sich das Herrenmenschentum nicht patentieren läßt, daß nicht jeder Herrenmensch bei seiner Geburt einen Paß mit auf die Welt bringt, der ihn als solchen ausweist, während den andern die Ausübung des Herrenmenschentums gesetzlich verboten ist. Denn die andern, die „Kleinen“, wollen auch leben, „ihr eigenes Leben leben“, und die Machtbegierde endet schließlich mit der Machtprobe, bei welcher der Herrenmensch häufig zu der Erkenntnis gelangen muß, daß die zehn Gebote auf die Dauer noch stärker sind als sein „Wille zur Macht“. Auch Borkman muß das erfahren. Die Gattin haßt und verachtet den Geächteten; die Geliebte hat er nutzlos geopfert, und der Sohn — was kümmert den das zerbrochene Leben des Vaters! Mag der Alte sich damit zurechtfinden wie er will und kann; er, der Sohn, ist jung und er will leben, sein eigenes Leben leben, „bloß leben, leben, leben!“ Ihn lockt die reife, üppige Schönheit, wie den Vater „des Goldes schlummernde Geister“ locken. Der Vater hat die Geliebte aus „Machtbegierde“ geopfert, der Sohn verläßt den Vater aus glühender Sinnenlust. Wer den Sohn freispricht, kann den Vater nicht verdammen.

Nun aber die beiden Schwestern. Zwillingsschwestern — und eben darum haben sie einander ihr lebelang gehaßt. Weil sie beide gleichgeartet waren, beide dieselben Wünsche hatten, die doch nur einer sich erfüllen konnten, deshalb standen sie einander im Wege, bis das, was beide ersehnten, beiden gestorben war. Da erst können sie sich die Hände reichen — über die Erinnerung an einen Verlorenen und über einen Toten hinüber. Und beide sind Schatten geworden ihrer früheren Lebensfülle. Ja freilich hätte es anders sein können, — wäre nicht die „Herzenskälte“ gewesen. Aber die Herzenskälte macht hart, und dem hartgefrorenen Boden entsprießen des Opfers liebliche Blumen nicht. Borkman hätte die Geliebte nicht verkauft; die Schwestern hätten sich nicht in bitterem Hasse bekämpft; die Gatten wären im Elend nicht kalt und fremd aneinander vorübergegangen; der Sohn hätte nicht Vater und Mutter verraten, wäre nicht die Herzenskälte gewesen.

Wohl alle hervorragenden Ibsenschen Menschen sind Subjektivisten, kalt in dem Egoismus ihres grübelnden Verstandes, heiß und zügellos in ihren Leidenschaften, Champagner in Eis. Aber in keinem Stücke hat der Dichter so folgerichtig, so zermalmend und erhebend zugleich, seines poetischen Amtes gewaltet wie in „John Gabriel Borkman“. Ein Drama, das

die Unzulänglichkeit des radikalen Individualismus zur Anschauung bringt, und — sein Verfasser heißt Ibsen! Es ist vielleicht seine reifste, klarste und einheitlichste Schöpfung. Hier grübelt der Dichter nicht mehr selbst mit seinen Personen, er tritt innerlich fest, klar und fertig auf den Plan. Hier halten uns die Personen nicht nur Vorträge über irgendwelche subjektiv erkannten „Gesetze", in deren Banne sie angeblich stehen, sondern sie handeln nach den Gesetzen, welche in ihren Charakteren, ihren ganzen sittlichen Persönlichkeiten gegeben sind. Das Ibsensche, theoretische „Gesetz" — hier heißt es „Machtbegierde" — ist dramatisches Fleisch und Blut geworden. Die Gestalt des John Gabriel in ihrem naiven verblendeten Selbstbewußtsein, ihrer eisernen Konsequenz, in der leidenschaftlichen tragischen Größe ihres Wahnes ist eine klassische Schöpfung der Weltliteratur. Einige Kritiker von Nietzsches Gnaden haben ihn zwar gründlich „verrissen". Jenun, die kleinen Borkmänner sind über den großen hergefallen. —

Keines modernen Dichters Charaktere haben einen so intimen, geheimnisvollen Reiz wie diejenigen Ibsens. Es ist uns, als gingen uns diese Menschen ganz persönlich an. Vielleicht gibt sich aber auch kein moderner Dramatiker so große Mühe, seine Personen von Grund aus kennen zu lernen. Er selbst erzählte darüber: „Ich mache meist drei Fassungen meiner Dramen, welche erheblich voneinander abweichen — in der Charakteristik, nicht im Gang der Handlung. Wenn ich an die erste Ausarbeitung eines Stoffes gehe, ist es mir, als kennte ich meine Personen aus einer Eisenbahnfahrt: die erste Bekanntschaft ist gemacht, man hat über dies und das miteinander geplaudert. Bei der zweiten Niederschrift sehe ich alles schon viel deutlicher; und ich kenne die Leute, wie man sich etwa aus einem vierwöchentlichen Badeaufenthalt kennt: die Grundzüge ihres Charakters und ihre kleinen Eigenheiten habe ich erfaßt, aber ein Irrtum in wesentlichen Dingen ist doch nicht ausgeschlossen. Endlich in der letzten Fassung stehe ich an der Grenze meiner Erkenntnis: ich kenne meine Menschen aus nahem und dauerndem Verkehr, sie sind mir vertraute Freunde, die mir keine Enttäuschung mehr bereiten werden; so wie ich sie jetzt sehe, werde ich sie immer sehen."

Dieses intime Verhältnis zwischen dem Dichter und seinen Personen, die scharfe Nähe, aus der wir ihnen in die geheimsten Falten ihres Wesens schauen, hält uns auch dort noch in ihrem Banne, wo wir jenen Menschen am liebsten den Rücken kehren möchten. Nur dieser eigenartige Zauber nötigt uns, Charakteren wie der Frau vom Meere und Hedda Gabler überhaupt noch rein menschliche Teilnahme zu schenken. Lauert nicht geradezu etwas Dämonisches, Mythologisches aus solchen Gestalten? Gewinnt man nicht fast den Eindruck, als müsse die Frau vom Meere, diese Seejungfer in modischen Gewändern, wieder in ihr feuchtes Element zurückkehren, dem sie entstiegen scheint? Und hat die Hedda Gabler mit ihrem stark-geistigen „In-Schönheit-sterben" nicht einen Stich ins Walkürenhafte? Es ist, als

mischten sich manchmal Elemente aus seinen romantischen Anfängen in die hypermodernen Typen des realistischen Gesellschaftsdichters.

Ibsen verlegt die Revolution aus dem politischen Organismus in die Urzellen der menschlichen Gesellschaft, in das Individuum und die Familie. Seine Helden handeln so, als ob jeder von ihnen mit einem besonderen, zum Privatgebrauche bestimmten Sittenkodex auf die Welt gekommen wäre, als ob es außer ihnen keine Gesellschaft, keine Menschheit, kein allgemeines Gesetz gäbe, dem sich alle beugen müssen. „Ich muß mich überzeugen, wer recht hat, die Gesellschaft oder ich", sagt Frau Nora im letzten Aufzuge, und vorher in bezug auf die Religion: „Ich will sehen, ob es richtig ist, was Pastor Jakobi sagte, oder vielmehr: ob es für mich richtig ist." Man übertrage diese Grundsätze ins allgemeine, und das Ende ist — allerdings die Freiheit, die Freiheit — der Anarchie. Man kann sich nicht aus der sozialen Gemeinschaft loslösen, um das richtige Verhältnis zu ihr zu gewinnen. Man kann nicht auf die eigenen Schultern klettern, um von diesem Standpunkte aus die Welt zu betrachten. Und das wollen die Individuen Ibsens in der Tat. Auf dem schwanken, schütternden Grunde eines mit sich selbst ringenden, über sich selbst, seine eigenen Lebensbedingungen hinausstrebenden Subjektivismus führt er seine sozialen Gebäude auf — sie stürzen unter seinen schaffenden Händen, aber der Unermüdliche beginnt die Arbeit immer wieder von neuem. Wird er, will er sie überhaupt je vollenden? Das Problem, vor das uns fast alle seine modernen Dramen stellen, ist so unlösbar wie die Quadratur des Kreises; die freieste Entwicklung und höchste Entfaltung des Individuums innerhalb der Gesellschaft, ohne daß das Individuum auch nur den geringsten seiner vermeintlichen Ansprüche der Gesellschaft opferte. Die Menschheit aber fristet ihr Dasein nur durch Kompromisse von Fall zu Fall, Kompromisse mit der eigenen Schwäche, Hilfsbedürftigkeit, Armseligkeit. Und sie heißen: Mitleid, Nachsicht, Geduld, Entsagung. Wollte jeder sein vermeintliches volles Recht auf Glück und Freiheit rücksichtslos geltend machen, so würde das nicht die Befriedigung des einzelnen, sondern den Untergang aller bedeuten. Schön und tief sagt Charles Kingsley: „Was wir verlangen, sollen wir nicht als bloße Menschen verlangen, die Schurken, Wilde, Unholde, Sklaven ihrer Vorurteile und Leidenschaften sein können, sondern als Glieder Christi, Kinder Gottes, Erben des Himmelreichs, die daher verpflichtet sind, es auf Erden zu realisieren. Alle übrigen Rechte sind bloß Macht, nur selbstsüchtiges Streben, um auch Macht auszuüben."

Nicht nur Ibsens Charaktere sind Probleme, — er selbst ist ein Problem. Denn eine solche eigenartige Mischung von schärfster realistischer Beobachtung und phantastischer Symbolik, von skeptischem Pessimismus und einem geradezu naiven Wunderglauben an ethische Gesetze und philosophische Theorien; eine solche Zusammensetzung von Gemütstiefe, kalter Ironie und Selbstironisierung, wie sie in der „Wildente", im „Baumeister Solneß" usw. zutage tritt, steht in der Weltliteratur einzig da. Welche herrliche, uner-

schrockene Wahrheitsliebe, welch ehrlicher, herzerquickender Kampf gegen die konventionelle Kulturlüge in jeder Gestalt — und wiederum: Welch tief germanische gläubige Naivität, die ihre Lösung der schwersten Probleme in den blauen Dunst überhitzter Frauenphantasie hineinbaut!

Ibsen hat von der Natur alle Gaben erhalten, ein geweihter Priester der heiligen Kunst, ein Verkündiger der höchsten Wahrheiten in der Sprache der Dichtung zu sein: einen sicheren Griff ins Menschenleben, eine fast hellseherische Beobachtungsgabe, plastische Gestaltungskraft, virtuose Technik und eine Sprache, deren Natürlichkeit und Einfachheit von bestechendem Zauber ist. Aber in echt nordländischem Eigensinn will er die Lösung des Lebensrätsels in der Retorte des Alchimisten zusammenbrauen, statt sie vom goldenen Baume des Lebens zu pflücken. Dem Pöbel hat er nie geschmeichelt, er ist trotzig und grimmig seine eigenen Wege gegangen, ist manchem Irrlichte vielleicht durch manches schwankende Moor gefolgt, aber es scheint, daß er endlich auf festerem Grunde angelangt ist. Möchte es ihm ernst gewesen sein mit jenem Aufblick „nach oben, — zu den Gipfeln hinauf, zu den Sternen und zu der großen Stille". Denn nur von diesem erdenfernen und doch ewig über uns schwebenden Reiche, dem wir nie entrinnen können und hätten wir Flügel der Morgenröte, — kommt das ruhige und doch so warme Licht, in dem die „Herzenskälte" schmilzt und das selbstsüchtige Gieren nach Macht in phantastischen Nebel sich auflöst.

* * *

Die hier ausgesprochene Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Nach „John Gabriel Borkman" hat Ibsen nur noch den dramatischen Epilog: „Wenn wir Toten erwachen" (1899) geschaffen. Das war in der Tat nur ein Epilog zu seinem Lebenswerke und eröffnete keine neuen Ausblicke.

Am 23. Mai ist Ibsen, 78jährig, in Christiania gestorben. Am 1. Juni ließ das norwegische Reich ihn auf Staatskosten beisetzen. Der „Revolutionär", der Verächter und schonungslose Spötter der heutigen Gesellschaft wurde mit allen den Ehren begraben, die diese Gesellschaft hat. Sogar ein Priester sprach an seinem Grabe. Fast wirkt es wie der Stoff zu einem satirischen Drama des Heimgegangenen. Oder offenbart sich so der Sieg der von ihm bekämpften Ideale?



Nordische Dramen

In dem Monat, da Ibsen starb, standen die Berliner Bühnen im nordischen Zeichen und das anregendste der skandinavischen Dramen war von einem Norweger und von Ibsenschem Hauch umwittert, Gunnar Heibergs: „Tragödie der Liebe" (Buch bei G. Merseburger, Leipzig).

Freilich mehr gedacht als gestaltet ist die Dichtung, das Leben flackert in ihr nur als eine ängstlich zuckende Flamme auf, die von der Reflexion verzehrt wird und jeden Augenblick zu verlöschen droht. Doch auf dem Hintergrund dieser gedankengeborenen Geschöpfe, dieser durch den Gedanken bewegten und verknüpften Vorgänge ahnt man einen menschenkennenden Geist voll nachdenklich traurigen Wissens um die gefahrvoll verhängnisschweren Wege des Gefühls.

Im Ibsenreich liegen die Wurzeln dieses Schauspiels, in dem Klima des Eyolf-Dramas begibt es sich. Und jenes Wort von dem Gesetz der Umwandlung wird schicksalbestimmend. Gunnar Heiberg rührt hier an das Thema der verschiedenen Gefühls- und Liebesfähigkeit von Mann und Frau.

Er konfrontiert in den Demonstrationsfiguren seines Dramas eine ganz auf ihr Liebesgefühl zu dem einen Mann gestellte Frau mit dem Mann, der nach der kurzen Periode des Rausches zu seinen Lebens- und Berufsinteressen zurückkehrt, der nicht mehr der bezaubernde, schwärmende Liebhaber ist, sondern behaglich-gemütlicher Ehemann und Hausherr wird und jene einst so beglückenden Exaltationen nun nicht mehr als die höchsten Ausfüllungen seiner Existenz anerkennen will.

Die tragischen Verwicklungen, die sich aus der Vereinigung so gearteter Männer mit Frauen voll Leidenschaft und Überschwang ergeben — besonders tragisch, wenn solche Frauen feinfühlig und stolz unter der eigenen Natur gedemütigt leiden —, diese Verwicklungen sind für den seelenforschenden Dichter gewiß lockend. Geheime Alltagstragödien, die unter der Oberfläche zerstörend walten, voll unausgesprochener Qual, nagender Erbitterung und aus der Liebe sich aufbäumendem Haß können hier enthüllt werden.

Gunnar Heiberg weiß viel von solchen Wesen und ihren verstrickten Gefühlsfäden, er hat die melancholische Klugheit der Erkenntnis, die nicht urteilt, sondern die beiden Parteien in dem großen, „zwischen den Geschlechtern anhängig gemachten Prozeß" — wie Hebbel sagt — eine jede nach ihrem Maße mißt und ihr gerecht wird. Aber er kommt über die Rolle des Betrachters, Sachwalters, Analysten und Seelenkommentators nicht recht hinaus.

Das was Ibsen meisterte, diese indirekte Kunst, daß die Personen scheinbar ganz unabhängig vom Dichter sprechen, daß wir in die Illusion versetzt werden, sie in ihren Unabsichtlichkeiten und Unwillkürlichkeiten zu belauschen, das erreicht Heiberg nicht. Bei ihm merkt man immer die Rechnung, und was die Personen miteinander in Auseinandersetzung austragen, das wirkt nicht als unmittelbarer Affektausbruch, sondern erscheint als die Gehirnfiltration des Dichters. Ihm fehlt das, was Ibsen besaß, die Fähigkeit, innere Vorgänge in Rede und Gebärde des Alltags durchscheinend sichtbar zu machen. Vor einer Ibsen-Szene hat man den Eindruck, daß sich hier Menschen unbewußt, unfreiwillig verraten. In den Heiberg-Szenen aber teilen die Menschen in erregten Augenblicken ihre inneren Zustände mit solcher Übersichtlichkeit, so präzis formuliert mit, daß man die Mitarbeit des psychologischen Experimentators, die nachhelfende Einbläserei des Dichters allzu deutlich merkt. Der Inhalt, Stoff und Thema des Prozesses kann dabei natürlich in der Interessenweckung ungeschmälert bleiben, doch mehr sachlich-allgemein als menschlich-persönlich ist der Anteil, den wir nehmen.

Dichterisch einen volleren Erlebnis-Atem hat die Exposition. Sie spielt in einer nordischen Berghütte, vor der offenen Feuerstätte. Hier treffen Erling

Kruse, der Forstmann, und Karin, die er seit langem liebt, zusammen. Und hier gelingt es Heiberg, das Gefühlsfluidum dieser schwebenden Szene zu bannen, die Unbewußtheit des Mädchens, die zu dem Mann gezogen wird, widerstrebt, im eigenen Ungewissen schwankt, in einer Art von Traumzustand und fremden Seins der phantastisch ungewöhnlichen Situation sich hingibt und dann wieder ängstlich am liebsten davonliefe.

Wie ein Schicksal tritt zu den beiden ein dritter Wanderer, Hartwig Hadeln, der Dichter. Der Einsame wird, als er die beiden sieht und die Atmosphäre ihrer Glückssehnsucht wittert, von einer bösen Lust gepackt. Versucherisch erprobt er die Künste seiner gewandten Worte an den beiden, er versucht zu unterminieren, er will den Zweifel wecken, die Unsicherheit, das Gift der Erkenntnis will er ihnen beibringen, und an das Weib wendet sich der beredte, scharfzüngige Mund und verrät ihr: „Wer am meisten liebt, verliert immer, denn er verliert den, den er liebt; denn je mehr der eine liebt, um so mehr schwindet die Liebe des andern."

Aber in diesem Moment hat solch Gift keine Kraft, ja es bewirkt das Gegenteil, denn gerade Trotz und Widerspruch gegen die Skepsis des ungebetenen Gastes, der ihr das Gefühl des Wunderbaren verwirren will, treibt Karin in die Arme Erlings und weckt ihr den starken Wunsch und den verlangenden Mut, das Glück zu fassen und festzuhalten.

Diese Szene zwischen den dreien ist fein und besonders gesehn und wird ohne jeden Wortüberfluß sicher und überzeugend über alle Stimmungskurven ihrem Ziele zugeführt.

Diese Szene ist jedoch eben nur das Vorspiel zu der Tragödie der Liebe, die des Stückes eigentliches Thema bildet. Und sie wird leider nicht mit so darstellerischer Anschauung gestaltet, sondern dialektisch, disputatorisch.

In der Ehe sehen wir Karin und Erling wieder.

Karin ist aus den Dämmern verträumter Mädchentage voll unklarer Sehnsüchte in der Umarmung ihres Mannes in dieser ersten Glückszeit, da sie reisten, da sie nur sich selbst gehörten, nur zwei Menschen allein auf der Welt, zum Weibe erwacht. Sie genießt den Reichtum des eigenen Gefühls, diesen Rausch des ein und alles, und vergoldende Illusion spiegelt ihr eine überschwengliche, nicht enden könnende Seligkeit vor. Der Mann aber gehört ihr schon nicht mehr ganz. Seine ruhigere, erdfestere Art wehrt sich bereits gegen diese Frauensphäre, die ihn umwindet, ihn im Übermaß des Gefühls versinken lassen will. Ein starker Trieb nach Tätigkeit, nach dem wirksamen Schaffen unter seinen Bäumen im Wald wird in ihm rege. Die Furcht vor dem „Verliegen", wie es die mittelalterlichen Gedichte von den in Minnefesseln schlaff werdenden Ritter nennen, stört ihn auf. Und Karin erkennt erschreckt, daß sie doch nicht allein auf der Welt sind. Die Eifersucht des Weibes auf den Beruf des Mannes packt sie. Nur von dem einen Liebesgefühl besessen, das sich hysterisch selber überreizt, kann sie es nicht ertragen, zurückzutreten, in eine neue Phase einzugehen, die stillere, ruhigere Hausgefährtin eines Mannes zu werden, der nicht das Glück ohne Ruhe mehr sucht, sondern eine gleichmäßige Freude am behaglich selbstverständlichen Besitz. Diese stark gespannten Gegensätze — sie erinnern an das Verhältnis von Allmers zu Rita in Klein-Eyolf und eine Lebensparallele findet sich in den Ehestandsbriefen Jean Pauls — werden von Heiberg in der dramatisch etwas zu bequemen und allzu direkten Form einer scharf disponierten Auseinandersetzung vorgeführt. In langem Plaidoyer

muß Karin ihre Sache vor Erling entwickeln, mit einer Distanz und objektiven Klarheit, die dieser gefühlsverwirrten hysterischen Frau kaum zu Gebote stehen kann.

Die Technik in der äußeren Situation ist hier unpsychologisch, die innere Situation dieser beiden Menschen dagegen ist psychologisch sehr echt gesehn. Vor allem echt, wie der gerade, unkomplizierte Mann, der sich so wohl gefühlt, der ahnungslos und froh seinen Wald bestellt und abends in ruhiger Zuneigung zu seiner Frau nach Haus gekommen, entsetzt und hilflos in ein verstörtes Gemüt sieht, das er kaum versteht und dem er noch weniger helfen kann. Auch Gunnar Heiberg kann das nicht, er findet sich schließlich aus dem verstrickten Gewebe nicht mit Geist, sondern nur mit Gewalt heraus. Er forciert die pathologisch-hysterische Disposition der Frau, er hetzt sie mit allen Furien der Einbildungskraft, bis daß er sie zu dem Ausweg bereit hat, der sie und das Drama zum erlösenden Ende bringt, zum Selbstmord.

Der Selbstmord liegt bei einem Wesen, wie Karin ist, nicht fern, er erscheint durchaus glaublich, aber er wirkt in dieser sonst so eigenen und unkonventionellen Spiegelung als ein Konventionalismus, als eine bequeme, allzu naheliegende Hilfskonstruktion, eine schwierige Gleichung aufzulösen.

Es begibt sich im Zusammenhang mit dem Drama dieser zwei Menschen noch ein Einzelschicksal. Und dies ist vielleicht psychisch interessanter und nachdenkungsvoller als das erotische Motiv. Das ist das Schicksal des Dritten, des Dichters Hartwig Hadeln.

Diese Persönlichkeit, bei der Heiberg der frühverstorbene, schwindsüchtige, an der eigenen überwachen Sensibilität zugrunde gegangene norwegische Dichter Sigbjörn Obstfelder vorschwebte, ist mit tiefspürender Charakteristik gezeichnet. Er ist nicht etwa — darin zeigt sich die Intelligenzqualität dieses Dramas — nur als der versonnene, gefühlsdifferenzierte Gegensatz zu dem schlichteren, robusten Tatmenschen Erling hingesetzt, als der verstehende „Dritte“ in dieser Gemeinschaft für die „unverstandene Frau“. Das wäre etwas billig und recht schematisch.

Heiberg bildet vielmehr seine Erscheinung zu einer bedeutungsvollen Tragik aus. Er zeichnet in ihm die Tragik der Phantasiemenschen, die in Einbildungen und Worten groß und reich und im Leben hilflos und bis zur Erniedrigung schwach sind, und die in mitleidloser Selbsterkenntnis das nur zu gut wissen und fühlen: Gehemmte, Gelähmte, verkrüppelte Menschen mit schrankenloser Seele.

Hofmannsthal hat solche Figuren mit auffallender Begier und sehr genauem Kennen geschildert, im Jaffir des „Geretteten Venedig“ und jüngst im Kreon. Und in der Analyse d'Annunzioscher Gestalten sprach er von den Menschen, die „hochmütig in ihren wachen Träumen“, doch der Wirklichkeit gegenüber schwach und schattenhaft sind.

Von solcher Rasse ist Hartwig Hadeln.

Eine Waffe besitzt er, seine „schönen, vergifteten Worte“, die schleudert er wie Pfeile auf die Menschen, sie zu versuchen, sie zu verwirren, ihre Sicherheiten krank zu machen. Etwas von der Gehirn-Diabolik, von der „schwarzen Magie des Geistes“, die ein anderer Skandinavier, der Däne Kierkegard, im Tagebuch des Verführers so dämonisch analysierte, spielt hier.

Und auch jener Gedanke wird berührt, der in Platos Verbannungsurteil gegen die Dichter, die Gaukler, in Grillparzers Selbstbekenntnissen, in Ibsens dramatischem Epilog „Wenn wir Toten erwachen“ sich ausspricht, jener

Gedanke, daß die Kunst, die blendende, täuschende, eine Gefahr für das wirkliche Leben ist, daß sie dem Künstler selbst das lebendige Blut aussauge, und daß er, allein von ihrem Trieb besessen, sein menschliches Gefühl verliert und in allem, auch in den Wesen, die ihn lieben, nur den Stoff sieht, — der Gedanke von der Kunst als Moloch:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Heiberg variiert dies Motiv, und er bringt es in einer Szene des letzten Aktes, gewagt aber gelungen, auch in tragikomischer Beleuchtung.

Zwischen Hadeln und Karin begibt sich diese Szene. Karin ist nach der Auseinandersetzung mit Erling seelisch zerrüttet, aus den Fugen, eine willenlose Beute ihrer irren Vorstellungen. Fixe Ideen gewinnen über sie Macht. Sie fühlt sich verachtet, verschmäht von ihrem Mann, eine arge Lust erfaßt sie voll Racheverlangen und Eroberungstrieb. Sie beginnt mit Hadeln ein aus Koketterie und Verzweiflung seltsam wild gemischtes Spiel. Hadeln aber, der Dichter der „schönen Worte", der die Liebe als Vorstellung, als „ästhetischen Wert" liebt, bebt erschrocken, hilflos zurück, da die Liebe als entfesseltes Element an sein stilles Traumreich brandet. Ihm wird das unheimlich, er wünscht sich weit fort.

Er ist erst wieder in seinem Element, als Karin den Selbstmord begangen. Das stimmt zu seinen Ideen, dazu findet er die Tonart. Der Todesgedanke, diese Vorstellung des Liebestodes hat mehr Macht über ihn, als die Triebe des äußeren Seins. Und er findet gleich für Karins Tat die Formulierung: „Es ist besser, daß die Liebe tötet, als daß sie stirbt."

Und ganz motiviert erscheint, daß Hadeln, in der Abhängigkeit seines überspannten Sinns von der Macht der Vorstellung, in den Selbstmord nachgezogen wird.

Gunnar Heiberg selbst — das gibt seiner Arbeit die Bedeutung — behandelt diese Exaltationsverwicklungen mit der überlegenen Ruhe des Menschenbeobachters, ohne Partei zu ergreifen. Sein Stück schildert Überspannungen, aber selbst ist es nichts weniger als überspannt.

Es verhimmelt nicht, es karikiert nicht, es zeigt ruhig und ernst auf leidende Menschen: Ecce vita.

* * *

Wenig Anregung bot eine ältere Komödie August Strindbergs, die von dem Meinhart-Bernauerschen Ensemble im Lessing-Theater aufgeführt wurde.

Sie heißt „Kameraden", und nimmt in geistig wie dichterisch gleich dürrer Art das Thema der wirtschaftlichen Rivalität zwischen Mann und Weib vor.

An einer Künstlerehe wird exemplifiziert. Der Mann wie die Frau malen, der Mann hat sich ein theoretisches Programm von der Selbständigkeit und wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Frau in der Ehe zurecht gemacht und erlebt dabei — das ist die schadenfrohe Tendenz Strindbergs — die grausamsten Enttäuschungen. Die Frau intrigiert gegen ihn, Kampf und Rivalität bis aufs Messer beginnt. Und schließlich ist der Mann gründlich von der Kameradentheorie geheilt und fängt unter der Devise: „Kameraden will ich im Café haben, zu Haus aber will ich mein Weib haben", ein neues Leben an. Das Thema

wird nackt und knöchern abgehandelt und mit recht öden Begriffsfiguren heruntergespielt.

In anderen Dramen Strindbergs, im „Vater“, im „Toteutanz“, im „Rausch“, hatte die Monomanie, dieser ohnmächtige Frauenhaß des sich immer wieder vor der Unheilsmacht des Geschlechts demütigenden Sklaven, eine gewisse unheimlich-dämonische Gewalt. Hexensabbatstimmung, flackernde infernalische Gesichte, apokalyptisch-babylonische Visionen stiegen auf, und die Zerrbilder und Grimassen hatten etwas Grandioses, gleich diabolischen Capriccios Goyas und höllischen Breugheleien. Der Giftbrodem des Hasses ward verdichtet, der Geist des Bösen züngelte geifernd, alle Furien rasten und trieben die Menschen, sich zu zerfleischen. Hier aber regiert nur eine dürftige Karikatur, nicht schauererweckender Wahnsinn tobt verwüstend, sondern nur ein lächerlicher Spleen reitet auf Gemeinplätzen herum. Man erhält den Eindruck eines närrisch gewordenen Puppenspielers, der unter blödem Lachen seinen Marionetten Arme und Beine ausreißt und schließlich den mit Häcksel gefüllten Kopf der Intrigantin-Puppe ins Parkett schleudert.

* * *

Gar nicht infernalisch, trotzdem er sich bemüht, die teuflischsten Gesichter zu schneiden, erscheint auch der Finne Adolf Paul in seiner von der gleichen „Stagione“ überflüssigerweise zur Aufführung gebrachten „Teufelskirche“. Paul wollte den Teufel zitieren, ihn in der Angelegenheit eines dörflichen Kirchenbaues eine satirische Rolle spielen lassen. Aber das ist ein armer Teufel, ein dummer Teufel, dieser paulinische Mephisto. Seine ironisch-sein-wollenden Glossierungen sind mager, banal und ohne wirklich satirische Schärfe.

Die Handlung, die seine Deklamationen einfaßt, ist dazu konfus und schief. Zwei Motive halten sie mühsam in Atem. Einmal das rustikal gewendete Merlinmotiv, daß der Teufel sich einen Sohn erzeugen will, dann das Motiv der heimtückischen Teufelswette, durch die der Pfarrer der Gemeinde sich überlisten lassen muß. Schließlich entpuppt sich aber ganz unerwartet der mäßige Spuk als Traum eines Bauern. Als der zu Beginn die Bühne mit dem berechtigten Wunsch zu schlafen betreten hatte, wäre ihm das gar nicht zuzutraun gewesen.

Eine Sinnlosigkeit erscheint es, daß uns der Traum einer Figur vorgeführt wird, von der wir außer ihrem Ruhebedürfnis keine Ahnung haben, ein Traum über Verhältnisse, die uns ebenso unbekannt sind. Die feineren Reize des Traumstücks — Grillparzer und Calderon geben dafür Zeugnis — liegen doch im Durcheinandergehen von Wirklichkeit und Traum, in der Doppelspiegelung, in der Doppelgängerei von Personen und Ereignissen.

Hier gibt es aber nur eine einseitige Traumansicht von Menschen und Dingen, zu denen sich für uns gar kein Interessenzusammenhang herstellt. Und außerdem sind diese Traumvorgänge mit ihrer vom Teufel vorgetragenen Philosophie der Freiheit recht mühsam und unüberzeugend in das Bauerngehirn des Schlafenden hineingeimpft.

Den Seinen gibt es Adolf Paul offenbar im Schlaf. Doch seine Träume lohnen des Deutens nicht.

Felix Poppenberg



Georg Brandes über Ibsen

Kurz vor Ibsens Tod veröffentlichte der bekannte dänische Literarhistoriker in einer englischen Zeitschrift einen Aufsatz über Ibsen, aus dem wir in der Übersetzung der „Münchener Allg. Ztg.“ das Stück darbieten, das Ibsens Bedeutung in der Weltliteratur beleuchtet.

Obwohl es unmöglich ist, künstlerisch in irgend einer anderen Sprache als der eigenen zu schaffen, und obwohl deshalb Übersetzungen häufig auf die große Weltgesellschaft, im Unterschied von der Gemeinschaft, welcher der Dichter angehört, befremdend wirken, hat Henrik Ibsen die letztgenannte Schwierigkeit doch überwunden. Erstens wohl deshalb, weil seine modernen Stücke in Prosa, in kurzen, festen Sätzen geschrieben sind, die leicht übersetzt werden können, so daß nicht zu viel verloren geht. Zweitens weil er bei seiner Entwicklung immer mehr aufhörte, bloß für Skandinavien zu schreiben, sondern bei seiner Arbeit ein universelles Publikum im Auge behielt. Dies verrät sich z. B. in einem so unbedeutenden Zuge wie jenem, daß er ein Schloß wie Rosmersholm nach Norwegen versetzt, obwohl solche alten Schlösser in seiner Heimat nie gefunden werden.

Der dritte Grund ist, daß er in seinem Kunstzweige Revolution gemacht hat. Die geachtetsten deutschen Dramatiker vor ihm, wie Friedrich Hebbel, wurden schließlich nur als bloße Vorläufer Ibsens aufgefaßt. Die französischen Dramatiker, die in Ibsens Jugend das europäische Theater beherrschten, veralteten im Vergleich mit seiner Kunst. Die Franzosen halten noch immer an der Intrige in einer veralteten Form fest. Einem wird etwas glauben gemacht und er reagiert darauf. Seit der künstlichen Intrige in Ibsens Jugendstück „Frau Inger“ finden sich solche Verwicklungen nie wieder bei ihm. Seine Charaktere werden von innen heraus enthüllt. Ein Schleier fällt und wir bemerken die eigentümliche Natur der Persönlichkeit. Ein zweiter Schleier fällt und wir lernen ihre Vergangenheit kennen. Ein dritter Schleier fällt und wir erhaschen einen Blick in das tiefste Wesen dieser Persönlichkeit. Alle diese leitenden Charaktere zeigen eine tiefere Perspektive als bei irgend einem anderen modernen Poeten. Und die Darstellung ist frei von Subtilität. Auch die Technik ist neu, es fehlen die Monologe, die Gespräche zur Seite. Wir müssen uns anstrengen, um zu verstehen, so wie wir es auch im Leben tun müssen.

Es ist daher unmöglich, nach Ibsen so zu schreiben, wie vor ihm geschrieben wurde. Er hat die Ansprüche der Technik, der Charakterzeichnung und des Dramas höher geschraubt, als es vor ihm der Fall war.

Während einige von den bedeutendsten der skandinavischen Gelehrten und ein einziger plastischer Künstler (Thorwaldsen) sich außerhalb ihres Geburtslandes hervorragend durchgesetzt haben, konnten bloß einige wenige Repräsentanten skandinavischer leichter Literatur sich behaupten. In Deutschland und England kennt man Tegnér wegen des Romanzenzyklus Frithjof, Hans Andersens Märchen sind in germanischen und slawischen Ländern berühmt, und J. P. Jacobsen hat in Deutschland und Österreich Einfluß ausgeübt. Das ist so ziemlich alles.

Literarisches Glück scheint notwendig zu einiger Ungerechtigkeit zu führen, aber die Dänen haben vielleicht sich über ein großes Unrecht zu beklagen, daß ein so tiefer und origineller Geist wie Soeren Kierkegaard unbeachtet und

unverstanden geblieben ist. Das aber half Henrik Ibsen. Denn gerade weil Kierkegaard Europa unbekannt war, erschien Ibsen um so eigenartiger und größer. Da seine nächststehenden geistigen Vorläufer unbekannt blieben, tritt in ihm die höchste Kultur Skandinaviens zum erstenmal in den Entwicklungsprozeß der europäischen Kultur ein. Aber sicherlich, es handelt sich nicht darum, daß irgend ein Name oder ein anderer bekannt wird — dies hat sich oft ereignet und ereignet sich jeden Tag, je mehr die Übersetzungen zunehmen, —, sondern es handelt sich darum, daß ein Schriftsteller unzweifelhaften Einfluß ausübe. Dazu gehört eine harte, schneidende Individualität, diamantengleich sprühend. Nur ein solcher Mann wird imstande sein, seinen Namen auf die Glasfläche der Zeiten zu schreiben.

Heinrich Hart †

Wenig über 50 Jahre alt ist Heinrich Hart gestorben. Einer der bekanntesten und einflußreichsten Kritiker der zeitgenössischen deutschen Literatur ist mit ihm abberufen worden. Kritiker, künstlerischer Kritiker gewiß, dabei obendrein selber ein begabter Dichter — dennoch wagt man nicht recht zu sagen: ein Künstler ist gestorben. Das liegt wohl daran, daß das ganze Schaffen der Brüder Hart — man kann sich Heinrich kaum ohne den vier Jahre jüngeren Julius vorstellen — etwas Agitatorisches oder doch Unruhiges hat. Bei der Literaturrevolution in den achtziger Jahren haben die Brüder das Amt der kritischen Abschlachtung der alten Größen übernommen. Diese „kritischen Waffengänge“ haben viel Verdienstliches, aber es wurde doch viel bekämpft um des Kämpfens willen. Auch war man im Niederreißen stärker als im Aufbauen; fühlte sich auch wohler bei jenem und sicherer. Ich kann mir nicht helfen, es haftet dem ganzen Schaffen der Harts etwas Dilettantisches an. Geradezu rührend offenbarte sich der Dilettantismus bei der religiösen Gründung der „Neuen Gemeinschaft“. Aber doch auch Schlimmeres: das Modernsein um jeden Preis. Ich will nicht sagen, daß dabei etwas Unehrliches gewesen wäre. Nein, es war für sie Lebenselement, daß sie immer beim Neuesten sein mußten, daß sie die nächste Mode bereits vorauswitterten. Sie haben die Mode nie begeistert mitgemacht, sind auch nicht den ärgsten Torheiten verfallen — dazu waren sie eben zu kritisch. Aber es wurde doch so mitgemacht, daß man für modern gelten konnte. — Manches klingt im obigen wohl allzu scharf. Das kommt davon, daß ich von einem Manne spreche, von dem man sehr viel verlangen durfte. Oder im Grunde nur etwas weniger Journalismus. Man hatte bei Hart niemals das Gefühl, daß die Werte, die er anstrebte, von längerer Dauer sein sollten. Es wurde nur für den nächsten Tag gesorgt in Weltanschauung, Kunst und Leben. Darin liegt freilich auch wieder ein Vorzug: der des unermüdlichen Strebens und Schaffens, der immer wachen Teilnahme für jede neue Regung des geistigen Lebens. Im Grunde des Herzens lebte in Heinrich Hart dabei ein gut deutscher Idealismus.



Die Moral der Jugendliteratur

In dreizehn Sätzen faßt sie Dr. Otto von Greyerz in den Mitteilungen über Jugendschriften an Eltern, Lehrer und Bibliothekvorstände zusammen, einer Veröffentlichung des Schweizerischen Lehrervereins. Und dieser „moralische“ Niederschlag ergibt denn auch eine tadellos gebügelte Weltanschauung.

1. Die Welt muß so sein, wie sie ist, besonders wie sie jetzt ist. 2. Wenn Gott die Frommen errettet, dann ist die Hand des Herrn sichtbar; wenn sie umkommen oder Unglück haben, so ist es sein unerforschlicher Ratschluß. 3. Der Maßstab für gut und böse ist gegeben; man wende sich nur an die gute Gesellschaft. 4. Man soll ein anständiger Mensch sein und vor allem nicht mit der Polizei in Konflikt kommen. 5. Am meisten hüte man sich vor der schlechten Gesellschaft, denn sonst verdirbt man's mit der guten. 6. Wenn man's kann, darf man sich ein gutes Leben gönnen, doch soll man auch den Armen etwas geben; Gott lohnt alles. 7. Man soll den lieben Gott auch nicht ganz vergessen, besonders nicht, wenn die Not am größten ist. 8. Man braucht gerade kein Held zu sein; solches gibt es überhaupt nur in der Weltgeschichte; es genügt in der Regel, bescheiden und brav zu sein. 9. Eltern sind immer Vorbilder für die Jugend, wenigstens in den höheren Ständen. 10. Da die kirchliche Trauung ein Sakrament ist, ist die ehrbare Liebe gestattet; aber sie darf nicht zur Leidenschaft werden. 11. In der Schlacht und an patriotischen Festtagen soll man sich fürs Vaterland begeistern. 12. Die Jugend soll keine tollen Streiche verüben; erst im Alter darf man davon erzählen, und dann ist es nett. 13. Das Fluchen und Schwören ist nur alten braven Seeleuten erlaubt.



Ein Münchner Almanach

Man kann zwei Gruppen von Almanachen unterscheiden: solche, bei denen der Herausgeber an die Leserschaft denkt, und andere, die eigentlich bloß zu Nutz und Frommen der Poeten entstehen. Die erste Gruppe war früher eins der beliebtesten Lesemittel fürs deutsche Bürgerhaus, aber auch für den feinsten und vornehmsten Literaturgeschmack, die zweite Gruppe ist heute sehr häufig, und ist für die Moderne in der Literatur geradezu charakteristisch geworden, seitdem die „modernen Dichtercharaktere“ auf diese Weise das Eröffnungszeichen für die neuste Literaturrevolution gegeben haben. Die letztere Gruppe hat darum eigentlich nur für den Literaturhistoriker besonderen Wert, während die Neuentstehung der ersteren von Herzen zu wünschen wäre. Zumal für unsere Lyrik und doch auch für ernste dramatische Literatur wäre bei breiten Volksschichten durch gute Almanache am ehesten Teilnahme zu gewinnen. Man könnte noch Bilder und Noten dazu nehmen, so daß man alljährlich eine Blütenlese des Besten aus dem zeitgenössischen Kunstschaffen in angenehmer Auswahl ins Haus brächte. „Der Münchener Almanach, ein Sammelbuch neuer deutscher Dichtung“, herausgegeben von Karl Schloß (München, R. Piper & Ko.) gehört durchaus der Gattung der Literaturalmanache an, und das äußert sich schon

in der Tatsache, daß viele Bruchstücke mitgeteilt werden. Es ist eigentlich doch kindisch, wenn von jungen Dichtern, die selber erst hoffentlich das kleinere Fragment ihres Lebens hinter sich haben und erst in der ersten Entwicklung stehen, Bruchstücke von Werken mitgeteilt werden, bloß deshalb, weil sie mit diesen Schöpfungen noch nicht zu Ende gekommen sind. Noch schlimmer, wenn gar noch dabei steht „erster Entwurf". Was geht denn das die Welt an! Kommt man schon mit fertigen Werken viel zu früh heraus, wo soll es erst hin, wenn Entwürfe, Bruchstücke entstehender Werke der Kritik dargeboten werden. Gerade dadurch haftet solchen Büchern das so widerwärtige Merkmal des Cliquenhaften an. Man muß bei solchen Unternehmungen den Eindruck haben, daß die Dichter ihr Reifstes darbieten, dasjenige, an dessen Eindringen ins Volk ihnen am allermeisten gelegen ist. Almanache sind wie Lesebücher erwachsener Leute. Freilich ist nicht zu verkennen, daß auf diese Weise der Erzähler in Prosa und der Dramatiker nur schwer in einem Almanach zu Worte kommen können; es fehlt dazu der Raum. Aber man brauchte ja jedesmal nur einem Dramatiker den Eintritt zu gewähren, und dem Prosaerzähler bieten sich ja die kleineren Formen. Bei diesem Münchener Dichterbuche hat man das Gefühl, daß die Vertreter der größeren Formen am ehesten an sich Wertvolles hätten geben können. Die dramatischen Fragmente von Franz Dülberg, Otto Falkenberg und Leo Greiner sind durchweg gute Versprechungen, aber an sich wertvolle Literaturstücke keineswegs. Auch das Romanbruchstück „Wie die Narren in die Wolkenburg einzogen", von Ludwig Brehm, verdient die Beachtung des Literarhistorikers, der hier ein Talent für den bei uns ja nur selten gut vertretenen satirischen Roman sich ankündigen sieht. Überhaupt birgt der Band sehr viele Versprechungen. Wilhelm Michels „Automaten", Oskar Schmidts „Wehe den Armen" und Karl Schloß' phantastischer „Weltuntergang" zeugen für jene Bewegung zur gesunden, schönheitsbewußten und reichen Gedankengehalt anstrebenden Prosa, die der Herausgeber im Vorwort als das Ziel einer neuen Kunst hinstellt. Auch unter den Gedichten ist manche wertvolle Gabe, obwohl man auch da fast nie das Gefühl los wird, daß hier nur Werdendes, nicht bereits völlig Gereiftes dargeboten wird. Bezeichnend für unsere stark ins Kritische eingestimmte Zeit ist die Tatsache, daß die beiden Beiträge, Hermann Eßweins „Knud Hamsun" und W. Worringers merkwürdige Rhapsodie über Frank Wedekind eigentlich das Beste in dem Buche darstellen. Also wer wirklich reife Früchte aus dem Garten der Literatur genießen möchte, dem vermag ich diesen Band nicht anzuempfehlen, derjenige aber, der gern das erste Regen des neuen Kunstlebens belauscht, wird hier manche wertvollen Erfahrungen sammeln können.





Rembrandt als Maler des Seelischen

Von

Dr. Karl Storck

Es gibt heute wohl keinen Künstler, der so uneingeschränkt und so von allen Seiten gepriesen wird, wie Rembrandt; den einen Goethe vielleicht ausgenommen. Und wie bei Goethe haben wir bei Rembrandt den Fall, daß die Vertreter der verschiedensten Kunstanschauungen und Lehrmeinungen Rembrandt als den ihrigen in Anspruch nehmen. Insofern mit Recht, als sie bei Rembrandt unterzukommen vermögen, wie das Kleine und Enge ja naturgemäß in einem gewaltig Weiten und Großen Platz hat. In Wirklichkeit ist diese Weite das Wesentliche. In ihr liegt aber auch die Verurteilung der einzelnen kleinen Lehrmeinung. Denn es ist ja eigentlich natürlich, daß ein Künstler wie Rembrandt für sich immer recht hatte, daß seine Entwicklung durch die in ihm selber liegenden Kräfte und Ziele bedingt wurde und blieb. Diese aber sind beim Sechzigjährigen naturgemäß andere, als beim Zwanziger. Anders ist dann die Art, die Welt zu sehen, anders die Weise, sich über das Gesehene auszudrücken. Große Künstler leben durch die Naivität, mit der sie sich weiter entwickeln, durch die Wahrheit, mit der sie von ihrer Veränderung Kunde geben, der Menschheit geradezu ganze Zeitalter vor. Es ist aber das Traurige und Unfruchtbare für uns kleinere Menschen, wenn wir uns selbstbewußt an irgend einen kleinen Ausschnitt aus dem Leben eines Gewaltigen klammern, um aus diesem die Richtigkeit unseres Tuns oder unserer Anschauung zu beweisen; anstatt alle Kräfte anzuspannen, den Großen als Einheit zu begreifen und uns vor allem danach zu fragen, weshalb wohl in dem Künstler diese Entwicklung und Veränderung sich vollzog. Fast immer fände man da wohl dieselbe Erklärung, daß die bloße Erscheinung, die Form, dem Künstler unwesentlicher wird gegenüber dem Seelischen, das er mitzuteilen strebt. Wenn man bedenkt, wie dem heutigen Impressionismus die Außenerscheinung der Dinge, ja sogar in ihrer Abhängigkeit von Zufälligkeiten, die mit dem Wesen des Dargestellten gar nichts zu tun haben, von entscheidender Wichtigkeit ist,

so muß man doch lächeln, diesen Impressionismus sich auf den alten Rembrandt berufen zu sehen. Denn seine Breitmalerei, seine Beschränkung aufs Unentbehrliche flossen aus der entgegengesetzten Ursache des Herausarbeitens eines an sich nicht Sichtbaren. Der Rembrandt der letzten Periode, nicht der der Feinmalerei oder der zahlreichen biblischen und mythologischen Szenen ist der Dichtermaler. Seelenbilder sind gerade diese letzten Werke, und insofern bilden sie freilich den Gipfel von Rembrandts Kunst, als die Darstellung des Seelischen in Körperformen dauernd des Künstlers höchstes Ziel gewesen war.

Hierin aber liegt etwas durchaus Deutsches. Denn Zweierlei gehört zu dieser Art, was sich scheinbar zu widersprechen scheint. Einmal der Hang zum Mystischen, zum körperlich Unfaßbaren, wir müssen schon sagen zum Seelischen; sodann die ebenso starke Liebe zur Natur, zur körperlichen Erscheinung, wie sie ist, nicht wie sie nach irgend einem Ideal sein sollte. Also Realismus, unbedingte Wahrheitsliebe. Aber wohlverstanden Liebe, nicht Fanatismus, nicht Haß. Liebe! sie sucht im Unscheinbaren und sogenannt Häßlichen nach dem Grunde zur Liebe; sie findet deshalb überall Werte und Schönheiten. Und die grundgütige Auffassung, daß ein häßlicher Körper die Heimstätte einer liebenswerten Seele sein könne, ist urdeutsch. Urdeutsch dann ein künstlerisches Streben, das in treuester Schilderung dieses Körpers uns ein Gefühl mitteilt für die in diesen unschönen Formen beheimatete schöne Seele.

Darum haben wir ein Recht, Rembrandt als deutschen Künstler zu feiern, weil nur der Begriff deutsch weit genug ist, ihn zu fassen. Sonst ist Rembrandt nicht nur nach geographischer Gerechtsame, sondern auch historisch ein echter Holländer. Innerhalb der Entwicklungsgeschichte der Kunst konnte er so, wie er vor uns steht, nur in der holländischen Kunst entstehen. Und alles, was bei ihm Erscheinung ist, ist holländisch: die Stoffe, die Art der Gruppierung, die Gewandung, die Typen der Menschen. Dennoch wird es niemandem einfallen, bei Rembrandt wie bei Pieter de Hooch, Ruisdael, Ter Borch oder so vielen andern zu behaupten, daß seine Kunst ein Spiegel des holländischen Lebens sei. Im Gegenteil vergessen oder übersehen wir das Holländische. Was er gibt, ist Weltgut und gleichzeitig höchst persönliches Gut: man muß wohl von einem Rembrandtlande reden.

Rembrandt ist die Erfüllung der Forderung Goethes: „Geh vom Häuslichen aus, und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt." Goethe ist auf diesem Wege der Weltumfassende geworden und dabei der unbedingt lebenstreue Realist geblieben, der aus der liebevollen Versenkung ins Einzelding jeweils den Aufstieg gewann in die umfassende Betrachtung des Alls.

Rembrandt ist einen gleichen Weg gegangen. In gewissem Sinne ist er unbedingter Realist. Das heißt, er stellt die Dinge dar, wie er sie sieht. Mehr: alles, was er sieht, ist ihm wertvoll. Den gewöhnlichen Äußerungen des Lebens geht er ebensowenig aus dem Wege, wie häßlichen

oder nichtssagenden Gesichtern. Diese Liebe zum Nächstliegenden wird ihm dadurch gelohnt, daß dieses Nächste ihm vorher ungeahnte Werte bietet. Wieder denken wir an Goethe, der vor dem Schweifen in die Ferne warnte und zum festen Zugreifen riet. Aber, wie verkrümelt da bei näherem Zusehen das Wort Realist? Wie wenig stimmt dazu jedenfalls das, was man gemeinhin darunter versteht. Welch ungeheure Phantasiekraft setzt diese Schönheitserkennung der nächsten Umgebung voraus! Ob einer in den Orient geht, an die Stätten, auf denen sich die biblischen Ereignisse vollzogen, und nun unter den Nachkommen jener Menschen die Modelle sucht, diese in die zugehörigen Trachten steckt; oder ob einer unter den Nachbarn und Bekannten der Straße die Menschen entdeckt, die jenes gewaltige Geschehen aufs neue mitzuerleben und mitzuwirken vermöchten — — braucht man noch zu untersuchen, wo die wirklich kühne Phantasietätigkeit liegt, wo die Fähigkeit am stärksten ist, aus einer vom Realen gebotenen Anregung den Flug ins grenzenlos Ideale zu finden?

Hier unterscheidet Rembrandt sich auch bedeutsam von einigen neueren Künstlern, wie Gebhardt und Uhde, die die biblischen Geschichten in unserer Gegenwart unter uns heutigen Menschen oder doch vor Menschen unserer Art spielen lassen. Rembrandt hat im Gegenteil in Kostümierung und Milieugestaltung etwas Historisches angestrebt. Aber den seelischen Inhalt gab er diesen Gestalten aus dem Fühlen seiner Zeit. Und auch, daß die Armen und Geringen des Heilandes Lieblinge gewesen, wußte er. In Armut und Alltäglichkeit vollziehen sich die Ereignisse; aber sie sind durch die wundersamen Mittel seiner Darstellung so aus der Welt eines bloß materiellen Geschehens herausgelöst, daß sich der Eindruck des Ewigkeitswertes des hier Dargestellten ohne weiteres aufdrängt. Diese Tatsache spricht beredter für Rembrandts tief christliche Weltanschauung, als einzelne Berichte über sein Leben dagegen zu zeugen vermögen. Und zwar ist Rembrandts Christentum jenes schlichte, lediglich auf den Innenwerten des Lebens beruhende, das wir so leicht als deutsch empfinden etwa der rauschenden Festespracht eines Rubens gegenüber, dessen religiösen Darstellungen etwas Romanisches anhaftet. So glaube ich, sagte man auch in diesem Falle besser als protestantisch und katholisch, obwohl hier für die Bekenntnisse der Künstler und ihren Wirkungskreis diese Gegenüberstellung geschichtlich stimmt.

Gerade an Rembrandts biblischen Bildern können wir auch die ungeheure Kraft seiner Phantasie erkennen. Denn Phantasie liegt ja nicht so im Ausdenken von Unerhörtem und Ungeahntem, als in der Fähigkeit starker Anschauung und überzeugender Gestaltung des Erschauten. Man sehe daraufhin Rembrandts Bilder an. Dieser überzeugende Ausdruck im Gesichte eines jeden der Beteiligten, diese natürliche Art der Beteiligung, wo jeder seine Aufgabe zu erfüllen hat. Keiner macht Pose, keiner lebt bloß für den Bildbetrachter. Dann aber diese Fähigkeit, denselben Vorgang immer wieder ganz anders und doch immer gleich überzeugend darzustellen.

Man muß bei Rembrandt diese Phantasiekraft stärker betonen, weil er der Allgemeinheit vor allem als Bildnismaler lebendig ist. Und für Bildnisse braucht es — so könnte mancher denken — eigentlich keiner Phantasie. Um so überraschender dann freilich die Tatsache, daß so viele große Künstler fast ganz im Bildnis aufgegangen sind. Die Bildnismalerei kann eben doch etwas ganz anderes sein, als die natürlich-ähnliche Abmalung eines zahlenden Modells. Sie ist für die Malerei vielmehr das höchste Mittel der Charakterschilderung, also der schärfste Prüfstein psychologischer Eindringungskraft sowie der Fähigkeit, diese Erkenntnis der Seele unter besonders schwierigen Verhältnissen zum Ausdruck zu bringen. Denn der Bildnismaler ist in der Formgebung durch das vor ihm stehende Individuum beschränkt. Er darf nicht den Typus gestalten, sondern muß durch die Art der Verarbeitung des von einem bestimmten Individuum gestellten Materials das erkannte Seelische zum Ausdruck bringen unter Umständen bei entgegenarbeitenden Einzelformen. — Bei keinem andern Künstler können wir die Bedeutung der Bildnismalerei so studieren wie bei Rembrandt. Auch er hat zahlreiche Bildnisse gemalt, die vor allem dem Auftraggeber gegenüber die Aufgabe eines guten Spiegels erfüllen und ihn möglichst ähnlich, vielleicht auch möglichst vorteilhaft darstellen sollten. Aber nicht diese Bildnisse sind wahre Rembrandts. Daneben stehen dann in langer Reihe Bildnisse der Verwandten und die Selbstbildnisse. Es sind niemals wahrhaftigere und erschütterndere Seelenbekenntnisse geschrieben worden, als diese Selbstbildnisse Rembrandts. Wo kündet eine Lyrik jauchzender von Freude und Stolz, wo stärker von Streben und Wollen, wo eindringlicher von Leidenschaft, wo schonungsloser von Zerrüttung und Zerfall?!

Daß diese Bildnisse nur selten ähnlich im gewöhnlichen Sinn des Wortes sind, braucht man wohl nicht mehr zu betonen. Wo aber bleibt dann der Realist Rembrandt?

Der Realist Rembrandt als überzeugter Wahrheitsschilderer lebt in jedem seiner Bilder. Ein Realist Rembrandt als Ab- oder Nachschreiber der Natur ist höchstens in Studienblättern zu finden. „Kunst heißt eben Kunst, weil sie nicht Natur ist", sagte Goethe. Für Rembrandt ist die Kunst seine Welt, der Rahmen des Bildes sind die jeweiligen Grenzen dieser Welt. Auf dieser Leinwand ein Bild der Welt, wie sie in seinem Innern lebt, zu schildern, ist die künstlerische Aufgabe. Alle Materie ist tot, und auch die bloße Form ist nur Materie, solange der belebende Geist fehlt. Dieses Leben spendet Rembrandt durch das Licht. Es ist kein natürliches Licht, und man darf nicht etwa nach einer Öffnung im Innenraum suchen, durch die vielleicht das Sonnenlicht eindringt. Die Quelle dieses Lichtes ist Rembrandt, und in allmächtiger Kunstfreiheit läßt er die Quelle dahinfließen, wo es ihm beliebt. Das heißt, nein! Willkür ist hier nicht, sondern Weisheit. Das Licht spendet Leben, aber vergeudet es nicht. Rembrandt hat hier das Mittel der Verlebendigung, der Beseelung. Einen andern Zweck aber kennt seine Kunst nicht.

Und darin liegt seine hohe Bedeutung für die unmittelbare Gegenwart. Der unvergleichliche Techniker Rembrandt ist mit seinem ganzen Schaffen die Verurteilung einer im wesentlichen auf materialistische Ergebnisse gerichteten Kunst. Alle technische Errungenschaft ist ihm nur ein Mittel, Seelisches auszudrücken. Das Körperliche gestaltet er nur so lebendig, um eine überzeugende Form für den Reichtum des Seelischen zu finden.



Rembrandt-Bilder als Wandschmuck

Daß die edle, tiefinnerliche, empfindungsstarke und so echt deutsche Kunst Rembrandts sich gerade zum Schmucke des deutschen Hauses besonders eignet, bedarf nicht erst des Beweises. Aber es erhebt sich hier eine große Schwierigkeit mit der Frage der Reproduktionen. Rembrandt arbeitet mit so feinen Werten, seine ganze Malerei ist so auf die Wirkung jeder Einzelheit abgestimmt, daß man gerade an Rembrandt-Reproduktionen die höchsten Ansprüche stellen muß. Glücklicherweise trifft hier nun ein mechanisches Verfahren mit der Natur der Kunst Rembrandts glücklich zusammen: die Photogravüre. Auch ihr Lebenselement ist das Licht. Eine sonst unmögliche Fülle von Lichtabstufungen und höchste Weichheit des Tones bei unbedingter Treue, d. i. hier die Objektivität der mechanischen Arbeit, ist so zu erreichen.

Unter sämtlichen Photogravüren des Kunsthandels erfreuen sich die der Photographischen Gesellschaft Berlin schon lange ganz besonderer Anerkennung. Es wird hier tatsächlich geboten, was auf diesem Wege zu erreichen ist. Um so mehr sind wir erfreut, von einem Abkommen unseres Verlages mit der Photographischen Gesellschaft berichten zu können, wonach die Leser des „Türmers" eine Anzahl besonders schöner Photogravüren zu einem wesentlich ermäßigten Preise erhalten.

Aus den reichen Beständen der Photographischen Gesellschaft haben wir zunächst 12 Rembrandtbilder gewählt, die uns zum Wandschmuck besonders geeignet erschienen. Zwei Selbstbildnisse — das frohe, jugendlich siegesgewisse aus der Londoner Galerie und das bereits von Not zermürbte der Kaiserlichen Gemäldegalerie zu Wien — stehen voran. Die Bildnisse zweier Frauen folgen: wieder blühende Jugend und welkes Alter. Aber welch wunderbares Alter in dieser friedvollen Greisin, deren Bild (Wiener Galerie) Rembrandt mit nicht geringerer Liebe gemalt hat als das der Gattin Saskia (Kassel); war sie doch seine Mutter. Es folgt das Frieden, Behagen und Ernst des Pfarrhauses so überzeugend ausstrahlende Doppelbildnis des Predigers Anslo und seiner Frau, das eines der stolzesten Besitztümer des Berliner Museums ist.

Biblische Stoffe finden wir in den Blättern: „Das Opfer Manoahs" (Dresden), „Die Kreuzabnahme" (Petersburg), „Heilige Familie" (Kassel), „Besuch der Engel bei Abraham" (Petersburg), vier Werke, die zum Hervorragendsten gehören, was Rembrandt geschaffen hat. Die gewaltige, von eigenartiger Phantastik erfüllte „Große Landschaft" (Kassel) schließt sich an; dann das köstliche Lichtstück der „Pallas Athene" (Petersburg) und endlich ein wenig

bekanntes Werk aus Privatbesitz: „Polnischer Reiter“. Hier eint sich die spannende Lebendigkeit des Velasquez mit einer unheimlichen Tiefe psychologischer Ergründung des Jünglingsalters, wie ich sie in ähnlicher Eindringlichkeit nur bei Lionardos „Mona Lisa“ kenne. —

Es ist sicher, daß unter diesen Bildern jeder Geschmack — wenigstens jeder gute — etwas ihm Zusagendes findet, daß wohl auch für jedes Zimmer- oder Wandbedürfnis gesorgt ist.

Die Blattgröße der auf Japanpapier gedruckten Bilder ist durchschnittlich 50 × 70 cm, die Bildgröße richtet sich nach den Originalen. Unsere Leser erhalten jedes Blatt zum Preise von 10 Mk. (statt 15 Mk.). Die Bestellungen sind an den Türmerverlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, zu richten; die Zusendung der Bilder erfolgt durch die Photographische Gesellschaft in Berlin.

K. St.



Künstler und Kunstfreund

Der liebe alemannische Meister Hans Thoma hat in Köln bei der feierlichen Eröffnung der vom „Verein der Kunstfreunde am Rhein“ veranstalteten Ausstellung eine seiner einfachen, wohlwollenden und klugen Reden gehalten, deren Verbreitung geradezu Pflicht ist.

„Es ist immerhin eine gewagte Sache, wenn ein Vertreter der stummen Künste vor einer so erlauchten Versammlung das Wort ergreift, jedoch die Umstände, die das Leben herbeiführt, sind gar vielgestaltig, und man wird durch dieselben oft auf einen Posten gestellt, dem man sich nicht entziehen darf, und dann mag man sich mit dem Spruche helfen: ‚So gut, als ich kann!‘

Bei diesem Feste, das der bildenden Kunst gilt, fällt auf mich die Alterspflicht, ein paar Worte zu sprechen als Ausdruck des Dankes, welchen die Künstler den Kunstfreunden in den Ländern am Rhein darzubringen haben. Den Kunstfreunden in den Ländern am Rhein und weiter hinaus allen deutschen Kunstfreunden, die Förderer sind der Erhaltung und immer bessern, schönern Ausgestaltung der Kultur unseres Landes durch die Kunst.

Daß unsere Vereinigung eine solche der Kunstfreunde genannt wird, hat mich als Künstler gerade sehr gefreut, und ich hoffe, daß durch diese Verbindung manche Einseitigkeit, wie sie sowohl in Künstlervereinigungen wie auch in Kunstvereinen sich herausstellen, hinwegfällt.

Die Verfassung des Verbandes räumt ja den Künstlern das größte Recht in den Veranstaltungen ein, und wenn doch bei empfindsamen Künstlerseelen über den Titel Zweifel bestehen sollten, so möchte ich dieselben dadurch unterdrücken, indem ich frage: ‚Ja, wer ist denn ein größerer Kunstfreund als der Künstler selber?‘ Man weiß ja, wie gar oft er manches, was im Leben auch angenehm ist, dieser Kunstfreundschaft zum Opfer bringt.

Dann dürfte auch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht die Kunstfreunde vor den Künstlern in der Entwicklung der Menschheit dagewesen sind, denn man nimmt an, daß die Kunst aus einer Sehnsucht entsteht, die als Ursprünglichkeit im Wesen des Menschen begründet ist und die ihm den Zwang auferlegte, zu suchen in all dem Dunkel der Gefühle von Lust und Schmerz,

die ihn als ihren Spielball haben und drücken, denen er sich unterworfen fühlt, zu suchen, ob er nicht all dieser verworrenen Gefühle Herr werden könne dadurch, daß er sie bannt, feststellt, formt, ihnen eine Tätigkeit entgegensetzt, die in seinem innersten Wesen herangewachsen ist, für die er immer und immer nach Ausdruck suchen muß. So ist vielleicht gerade aus der Sehnsucht der Kunstfreunde heraus erst nachher der Künstler entstanden. Wir wissen ja auch immer noch nicht, war zuerst das Huhn oder das Ei vorhanden. Der Spruch: ‚Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide', drückt das Wesen der Kunst in tiefster Art und vollständig aus.

Die Kunst ist geistige Befreiung von den Banden der Materie, in die wir verflochten sind, ein Gott gab es uns zu sagen, wie wir darunter leiden, und wir dürfen hinzufügen, auch wie wir uns freuen. Denn Freud wie Leid finden ihren verklärten Ausdruck durch die Kunst, verklärt, weil sich in ihr der Menschengeist spiegelt, die Formen unseres Seelenlebens.

Natürlich spreche ich hier von allen Künsten, von den redenden, singenden, und klingenden; aber auch die bildende Kunst ist ja ein Deutlichmachen innerer Vorgänge, und sie bestrebt sich, die Bilder der Wirklichkeit, wie sie uns im Leben sowohl freuen wie oft auch ängstigen, für das menschliche Auge zu gestalten, wie ein Ruhepunkt in dem fließenden Wechsel der Erscheinungen.

Die bildende Kunst kann ja freilich nichts schöner machen, als es die Natur hervorbringt — aber es ist dies auch nicht ihre Aufgabe — sie gibt, wo sie vollkommen auftritt, das Bild, wie es gesetzmäßig in der Menschenseele sich gestalten muß, sie versucht es, uns in den Besitz dieses inneren Bildes zu setzen, und so darf man wohl sagen, alles künstlerische Formen ist Veredlung unserer Seele, indem sie den Trieben, die wir mit allen erschaffenen Kreaturen gemeinsam haben, das Schaffen entgegensetzt, einer geistigen Tätigkeit, deren nur der Mensch fähig ist, Ausdruck gibt. Die bildende Kunst versucht es, die Bilder der Welt, wie sie sich in der Phantasie, diesem Maschengewebe der menschlichen Seele, gefangen haben, festzuhalten.

So möchte ich sagen, daß das Hervorbringen des Kunstwerkes, dieses Lebenswerkes der Menschheit, mir wichtiger erscheint, als der Besitz der hervorgebrachten Werke, denen ja doch immerhin die Mängel der Materie anhaften, mit der die geistige Idee im Kampfe gelegen hat, die zudem von ihrem Entstehen an dem Zahn der Zeit anheimfallen.

Diese letzte Erwägung, zu der mich meine Betrachtung geführt hat, soll aber ja niemandem, der ein Kunstfreund ist, die Freude an dem Besitze der Werke verderben oder ihn gar davon abhalten, welche zu erwerben. Das wäre eine gar schlimme Folgerung aus meinem Schlußsatze, und ich dürfte mir mit Recht die Unzufriedenheit der Künstlerschaft zuziehen, wenn derselbe von den Kunstfreunden in diesem Sinne aufgefaßt würde. Nein, so ist es nicht gemeint, und so erkläre ich jetzt, daß ich die Kunstwerke denjenigen Schätzen zuzähle, die weder Rost noch Motten fressen, denn es schwebt ein geistiges Fluidum um diese Schätze, gewissermaßen ein Astralleib, der feinfühligen Geistern sich offenbart; sie können so zu einem wahren Reichtum werden, einem Lebensreichtum, der auf einer Verfeinerung und Veredlung unserer Sinne beruht.

Ein Land, eine Stadt, die recht viele Schätze edler Kunst ihr eigen nennen, sind wirklich reich, und die Sorge um die Mehrung und Erhaltung derselben ist eine wichtige, dankbare Aufgabe.

Unsere Länder am Rhein, von der Schweiz bis Holland, bergen gar viele

Kunstschätze, und wenn man diese Strecke durchwandert, so könnte man wohl denken, das ist ja das Land der Kunstfreunde, all die altehrwürdigen Dome und Kirchen und Türme, die Ruinen, Zeugen alter Pracht.

Wenn man auch manchmal einem altehrwürdigen Stadttorturm eine bunte Kappe aufsetzt und ihn dadurch verjüngen will, oder wenn man bunte Glasfenster und farbenbunt dekorierte Decken und Fliesenboden, die man nur noch mit Filzsohlen betreten darf, in alte Ruinen hineinsetzt, so ist dies ja doch nur einem gewissen Übereifer in der Kunstfreundlichkeit zuzuschreiben, die oft so weit geht, daß sie meint, die Natur mit ihrer harmonisierenden Patina sei nicht mehr schön und müsse überall verschwinden.

Wir wollen in vollem Sinne Kunstfreunde sein, wir wollen aber auch Naturfreunde bleiben, es verträgt sich beides sehr gut, ja es ergänzt sich, wenn die Künste die feinen Winke, welche die Natur ihnen gibt, stets befolgen.

Diesen Bund von Kunst- und Naturfreundschaft und das Zusammenwirken beider möchte ich fast versucht sein deutsche Romantik zu heißen — am Rhein war sie immer gerne zu Hause —, und wir wollen ihrer auch heute nicht vergessen, sie war stets eine Erzieherin zur Feinsinnigkeit, sie vernahm in den Ruinen das leise Flüstern der Geister der Vergangenheit, sie stand in pietätvoller Scheu vor ihnen und schützte sie und verstand den Reiz, mit dem die heilige Natur alles Menschenwerk wieder in seinen Schoß zurücknimmt. Das Säuseln des Windes in dem Efeu der alten Mauer erzählte der Romantik wunderbare Sagen und Märchen, und die zarte Blume der Flur war ihr ein lebendiges Wunder. Wir brauchen in unserm neuen Deutschland freilich jetzt Platz, und mancher geheime Winkel muß dem neuen Leben geopfert werden, und vor der Notwendigkeit beugt sich auch der Romantiker. Aber es gibt da und dort doch noch Plätze, die man dem historischen Geiste als Dokumente erhalten könnte, ohne sie durch Neuherstellung zu fälschen. Die Kunst unserer Tage hat gewiß noch große Aufgaben zu lösen, und je mehr sie sich dessen bewußt wird, um so mehr wird sie das Alte pietätvoll verehren, in Ruhe lassen und schätzen, ja, wenn es nicht anders geht, seiner Vergänglichkeit überlassen. Es ist einmal so der Kreislauf der Welt, wir müssen ja alle sterben, denn sonst könnte ja nichts Neues mehr entstehen. Aus Vergehen und Entstehen besteht auch das Leben der Kunst.

Die Frage: Wie wird sich das Neue aber entwickeln, wird es der Vergangenheit würdig sein, wie soll unsere Kunst aussehen in der Zukunft? drängt sich wohl auf.

Machen wir uns aber hierüber nicht zu viel Sorgen, spielen wir nicht allzusehr die Erzieher, machen wir nicht so gar viel Vorschriften für eine neue Kunst, sie helfen bei ihr wohl auch gerade so wenig wie für das Leben selbst. Was helfen da alle Anforderungen, alle Theorien.

Die deutsche Kunst wird sich sehr wohl ihrem eigensten Wesen nach entwickeln, werden, wie sie werden muß, wenn sie an einer Tugend festhält, die wir so gerne eine deutsche nennen und als eine deutsche hochhalten wollen, es ist dies die Treue, Treue gegen die Natur, wie wir sie erschauen, wie wir mit unsern Sinnen in sie verflochten sind, Treue gegen das große Wesen, aus dem wir erwachsen oder hervorgegangen sind, aus dem unser kleines Ich neugierig in die Welt schaut, Treue in dem Glauben an ein geistiges Sein, das über unserm egoistischen Wollen steht, ein Sein, dem unser Egoismus sich als der höhern Macht unterordnet in Treue.

Möge man dies auch Treue gegen sich selbst nennen — unser Sprachgebrauch hat diese Treue noch nie mit Egoismus verwechselt. — Aus einer Ahnung, einem Glauben an ein bestehendes geistiges Element, dem wir als Glieder in materieller Vergänglichkeit eingefügt sind, soll die Kunst hervorgehen, dieser Idealismus muß sie immer wieder regulieren, durch ihn muß sie immer wieder ihre Notwendigkeit im Wesen der Menschheit beweisen. Aus deutschem treuen Glauben wird die Kunst hervorgehen, dann braucht uns keine Sorge um ihre Weiterentwicklung befallen, aus grundtiefer Aufrichtigkeit des Herzens wird sie stets Neues schaffen und wird zu hohen Zielen führen. Sie wird ein Spiegelbild deutschen Volksgeistes sein, des guten Geistes, an den wir trotz aller Verwirrung und Not und trotz aller unsrer Sünden fest glauben wollen.

Man sagt: ‚Die Kunst geht nach Brot', aber ich sage, die Kunst ist selber Brot, eine der Menschheit zu ihrem geistigen Bestehen notwendige Nahrung.

Und so wollen wir Kunstfreunde und Künstler zusammenwirken in den Ländern rund um unsern lieben Rhein herum, daß dies Brot stets als gutes und gesundes gebacken werden möge — dem Rheinwein gleich an Aroma, das wünsche ich — —!"



Erziehung des Auges

Dr. Albert Mollberg, Erziehung des Auges — Erziehung zur Kunst. Ein Wort an Haus und Schule. Gr. 8° [VIII u. 84 S.], geh. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.—. L. Öhmigkes Verlag [R. Appelius], Berlin SW. 12.

Bücher anzeigen ist auf die Dauer ein langweiliges Geschäft, zumal wenn man ablehnen, tadeln und schelten muß. Es wird zu einer Freude, wenn man einmal so recht aus voller Überzeugung zustimmen kann.

So geht es mir heute mit dem oben genannten Schriftchen von Dr. Albert Mollberg. Des Themas der Kunsterziehung schon etwas müde, nahm ich es unwillig zur Hand und hielt den gespitzten Bleistift bereit, um an dem Rande der Seiten meine kritischen Bemerkungen zu machen. Bald aber unterließ ich diese, denn von Seite zu Seite hatte ich nichts anderes zu schreiben als: „richtig, richtig, wahr, sehr wahr, so ist es, vortrefflich!" usw. Mir ist, als hätte ich das Buch selbst geschrieben. Ich finde da alle meine Gedanken, Wünsche und Hoffnungen wieder. Selbst schreiben aber hätte ich es nicht können, weil mir die sachliche Ruhe fehlen würde, all das, was ich seit Jahrzehnten schon als richtig erkannt habe, nun so klar und besonnen zu entwickeln. Mich würde die erregte Galle über herrschende Mißstände und über die Schwerhörigkeit unserer staatlichen Erzieher sowohl wie vieler Eltern zu unruhigen Geistessprüngen verleitet haben. Das Thema probandum lautet: „Unsere Jugend muß erst sehen lernen; dann kann sie Kunst betrachten." Damit wird treffend all der schwindelhafte moderne Kultus der Museumsbesuche von ungeschulten Kindern abgewiesen, die erst von Kindheit an ihre Augen müßten brauchen lernen, ehe man ihnen höchste Kunst vorführen darf. Es war ja wohl John Ruskin, welcher sagte: „Auf 1000 Menschen kommt einer, der selbständig denken, auf 10000 einer, der richtig sehen kann." Das Sehen

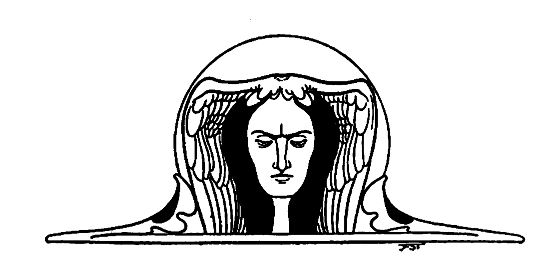
muß also ebenso methodisch geschult werden wie das Denken, und zwar von klein auf, sonst ist es zu spät. Das wird von dem Verfasser so klar entwickelt, so überzeugend bewiesen, daß mir ein Widerspruch undenkbar scheint. Auf der Gesundheit der Sinne, zumal des Auges, und auf der Klarheit der Vorstellungen beruht unser Geistesleben, deshalb muß von den Sinnen der Kinder, von ihrer Heimat, als dem gegebenen Beobachtungsfelde, von der Natur, nicht aber von Büchern, ausgegangen und demgemäß unser gesamter Unterricht umgestaltet werden. „In der Heimat liegen für jeden Menschen die Wurzeln seiner Kraft, seines Wollens und Empfindens." „Sie prägt dem Menschen den Charakter seiner Individualität." Und wenn der Jugend der Sinn für die Heimat nicht erwachse, das „farbendurstige Auge" stumpf gegen Wahrheit und Schönheit der heimatlichen Natur werde, so trage das Haus, in erster Linie die Mutter, die Schuld. Aber auch die Schule! Sie wisse in der Theorie, daß die reifen Anschauungen den Gedankenkreis des Menschen bestimmen; sie wisse auch, daß das Anschauen die wichtigste unter den bildenden Beschäftigungen des Kindes sei; da sei es auffällig, daß die heutige Schulerziehung der Ansammlung sinnlicher Anschauungen die geringste Aufmerksamkeit widme. In klarer, warmer Weise fordert deshalb der Verfasser planmäßige Schulung des Auges in den verschiedenen Unterrichtsfächern von unten bis oben hinauf und in allen Schulen. Ungeteiltes Lob zollt er den heutigen Bestrebungen der Kunsterziehung, aber die rechte Grundlage vermißt er, und das mit Recht. Man setze nicht beim rechten Punkte, nämlich viel zu hoch, ein. Ich hatte das auch schon öfters betont: man beginnt das Haus mit dem Dache. Mollberg zeigt nun in einem besonderen Kapitel über den Prozeß des Sehens, wie das Auge vorgeschult werden muß.

Das Buch zerfällt in fünf Teile: 1. Das Bedürfnis einer Erziehung des Auges. 2. Vom Sehen selbst. 3. Reife Anschauungen bestimmen den Gedankenkreis des Menschen. 4. Aufgabe der Schule für die Erziehung des Auges. 5. Aufgabe der Familie für die Erziehung des Auges.

Wir erhalten hiermit ein gesundes, echt völkisches Erziehungsprogramm für Schule und Haus, wie es in dieser Zeitschrift auch schon seit Jahren vertreten wird, und wie es sich allem Anscheine nach jetzt auch in Deutschland durchsetzen wird. Dann werden wir endlich eine vernünftige deutsche Schule haben, nach der alle wahren Vaterlandsfreunde so sehnsüchtig ausschauen.

Als Ergänzung der Weimarer Deutschen Erziehungstage sei diese Schrift unseren Freunden aufs wärmste empfohlen!

Prof. L. Gurlitt





Schumann, der Romantiker

Von

Dr. Karl Storck

Diese Ausführungen sind dem in einigen Wochen erscheinenden Buche „Schumanns Briefe, in Auswahl herausgegeben von Dr. Karl Storck", entnommen, das einen Band der „Bücher der Weisheit und Schönheit" bildet.

* * *

Auch zum „Bohémien" wird man geboren. Das heißt, bei Schumann verlangt es nach einem deutschen Wort. Auch die Nebentöne, die uns heute vom Klang „künstlerisches Zigeunertum" unzertrennlich erscheinen, ergeben in diesem Falle keinen reinen Akkord. Wohl aber ist Schumann ein vollkommener Typus des deutschen Romantikers. Ich glaube sogar, daß, wenn man Künstler und Mensch als untrennbare Einheit faßt, Schumann die reinste Verkörperung des deutschen Romantikers ist. Sein „Zigeunertum" ist un- und überirdisch als Fähigkeit zu wolkenfliegender Schwärmerei; es ist aber auch, so arg es den Philister verspottet, gut deutsch bürgerlich. Das heißt, es sucht nach dem Behagen der nach dem Wesen der eigenen Persönlichkeit umfriedeten Enge. Dadurch, daß diese Enge persönlichen Charakter trägt, daß sie von der Lebenskunst der Beschränkung getroffen wird, unterscheidet sie sich von der Beschränktheit, der Enge der Masse.

Jean Paul hat dieses Lebensgesetz des deutschen Romantikers in die Worte gefaßt: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher, nicht glücklich zu werden, auskundschaften. Der erste Weg, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein

Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln."

In diesem Wechseln liegt freilich die große Lebensklugheit. Der Wechsel zwischen dem Wolkenflug und Einbauen in die Enge war auch in der Tat das beste Ende, zu dem unsere Romantiker es gebracht haben. Sie hatten ja zumeist damit begonnen, daß sie im Leben wie in der Kunst Wolkenflieger bleiben wollten. Aber das Leben ließ sich diese Mißachtung nicht gefallen. Aus dem Wolkenflug wurde entweder feige Flucht vor dem Leben oder jene im Grunde nicht nur unfruchtbare, sondern sogar heuchlerische „romantische Ironie", die gegenüber dem ersten Ansturm versagte.

So behielt der ältere Jean Paul bald auch für die jungen Romantiker recht. Sie mußten sich notgedrungen zur Lehre des Wechsels bekennen, wenn sie „glücklicher" werden wollten. Es ist nicht zu leugnen, daß auf diesem Wege vielfach eine Lebenskultur erreicht wurde, vor deren stiller Schönheit wir Heutigen ein Gefühl des Neides oft nicht unterdrücken können. Freilich, dem Geschlecht der Romantiker selbst gegenüber ist zu einem solchen Neidgefühl nur in wenigen Fällen Veranlassung. Sie verstanden den Wechsel so, daß sie den Wolkenflug für ihre Kunst, das Einbauen in die Enge für das praktische Leben anwendeten. Daher kommt es, daß die Kunstwerke der Romantik — vor allem die dichterischen — uns zumeist ungesund oder gar ungenießbar erscheinen, während Leben und Charakterentwicklung der Künstler als Menschen kleinlich, wo nicht gar unwahr wirkt.

Anders bei dem auf die romantischen Dichter folgenden Geschlecht, dem ja auch die romantischen Maler und Musiker angehören. Es hat in Deutschland nie wieder unter den Gebildeten so viele feine Kulturmenschen gegeben, wie in dieser von unsern Klassikern, den Romantikern und Jean Paul — man muß ihn besonders nennen — befruchteten Zeit zwischen den Freiheitskriegen und der Revolution von 1848. Freilich die überragende Größe fehlt. Der Wolkenflug wurde in der Kunst nicht mehr allzuhoch genommen. Dafür wurden dann aber auch die Grenzen des Lebens beträchtlich erweitert. Kaum aufzuzählen ist die Zahl der Gelehrten und Beamten, die in der Kunst doch mehr als Dilettanten im heutigen Sinne des Wortes waren. Und man braucht nur die Gesichter dieser Zeit zu studieren, um zu erkennen, wie viel glückliche Harmonie im Einzelleben damals vorhanden war. Allerdings ist unter solchen Verhältnissen auch der Weg zur selbstzufriedenen Genügsamkeit nie weit. Und so waren es wieder zuerst die Künstler, die dagegen eiferten. Nicht nur das „junge Deutschland" versuchte alle Verhältnisse aufzuwühlen, auch bei einer im Grunde so konservativen Natur wie Platen klingt das: „Morgens zum Gericht mit Akten, abends auf den Helikon" als Bitterkeit.

Aus alledem gibt es eben nur einen Weg, oder meinetwegen nur einen dritten Weg. Er heißt aber anders, als Jean Paul meinte. Er liegt nicht im Wechsel mit den zwei von ihm aufgezeigten, sondern in der Ver-

einigung beider zur höheren Einheit. Diesen Weg aus der Zwiespältigkeit deutschen Wesens zur harmonischen Einheit hat uns Goethe gewiesen. Er ist auch hier ein wahrhafter Klassiker, insofern seine Lebensarbeit die dauernde Geltung auch gegenüber ganz anderen Lebensverhältnissen behält. Wie er dichtete und lebte, ist der einzige Weg zu jener harmonischen Lebensgestaltung, die allein die Bezeichnung glücklich rechtfertigt. Nämlich: Festzustehen mit den Füßen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde; mit dem Scheitel aber aufwärts zu ragen bis zum Berühren der Sterne. In Goethes Sinne gibt die Kunst dem Leben nicht nur hohe Ziele; sie hilft vielmehr auch leben, indem sie das Mittel in die Hand gibt, Erlebnisse in fruchtbarem Sinne zu überwinden und „sich frei zu dichten". Das Leben seinerseits erscheint nicht nur an sich gleichwertig und berechtigt, den Mann der Tat zu verlangen; es wird obendrein dadurch, daß es mit voller Kraft erfaßt wird, ein Nährboden für die Kunst, die nicht mehr in die Ferne zu schweifen, sondern nur ins volle Menschenleben hineinzugreifen braucht, um ein reiches Betätigungsfeld zu finden.

Gerade Robert Schumann regt zu solchen Betrachtungen über das Wesen der deutschen romantischen Kultur an, weil in ihm die verschiedensten Kräfte wirksam sind. Er war von Jean Paul ausgegangen. Unter den deutschen Musikern, man könnte fast sagen unter sämtlichen deutschen Künstlern, zeigt keiner eine so starke Beeinflussung durch Jean Paul, wie gerade Schumann. Sie hat bei ihm durchs ganze Leben angehalten, wenn auch in späteren Jahren Schumanns eigener Stil nicht mehr so deutlich das Vorbild zeigt, wie in den Jugendbriefen oder in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift. Aber die Beeinflussung war keineswegs bloß äußerlich formal, sondern traf des Künstlers und des Menschen innerstes Wesen. Nicht nur, daß er „von Jean Paul mehr Kontrapunkt gelernt" zu haben glaubte, als von einem seiner Musiklehrer, auch seine sittliche Weltanschauung hat sich zweifellos vor allem an Jean Paul entwickelt. Man braucht nur die Briefe an die Mutter zu lesen, um das zu erkennen. Offenbar war diese gütige, weichherzige und für jegliche Schönheit sehr empfängliche Frau, wie die Mehrzahl der deutschen Frauen, gläubige Leserin des seltsam fesselnden Dichters. Schumann selber schätzte als Jüngling die Menschen geradezu nach ihrem Verhältnis zu Jean Paul ein.

Sicher hat zu diesem engen Verhältnis des Musikers zum Dichter besonders die Tatsache beigetragen, daß Schumann als Typus der romantischen Doppelnatur erscheint. Freilich ist hier Ursache und Wirkung nicht überall auseinanderzuhalten. Denn so sehr die ursprüngliche Anlage einer solchen Wirkung entgegengekommen sein mag, es steht doch fest, daß die eigenartige Entwicklung Schumanns zum humoristischen Melancholiker — nicht melancholischen Humoristen — durch die allzu frühe und allzu eingehende Beschäftigung mit Jean Pauls Werken sehr begünstigt worden ist.

Wie empfänglich Schumann für die auch Jean Pauls eigenes künstlerisches Schaffen beherrschende Auffassung von der Doppelnatur des mensch-

lichen Wesens war, erhellt am stärksten aus der Tatsache, daß der Musiker sogar für sein Geistesleben eine solche zwiefache Richtung annahm, die er in seinen Schriften zu Florestan und Eusebius personifizierte. Allerdings hier spüren wir doch auch des Goetheschen Geistes einen Hauch. Denn nach einer Verschmelzung, nach der Steigerung beider Naturen zur höheren Einheit (Raro) hat es Schumann immer verlangt. Doch ist es ihm trotz der Erkenntnis nur selten gelungen, dieses Ziel zu verwirklichen.

Noch viel deutlicher aber zeigt sich Schumanns Doppelnatur, wenn man seine gesamte Persönlichkeit ins Auge faßt. Da haben wir nicht nur den Wolkenflug Titans neben der Idylle des Schulmeisterleins Wuz, sondern auch das Problem Walt und Vult aus den „Flegeljahren". Gerade Schumanns Tätigkeit als Redakteur, der Davidsbündler also, zeigt dieses Doppelwesen eines geradezu kindlichen Idealisten, verbunden mit einer kaufmännischen Genialität für praktische Fragen, nicht des eigenen Lebens, aber des Künstlerstandes. Was Schumann über Organisation des Musikerstandes, Einrichtung des Konzertlebens, Herausgabe und Ausstattung der Musikalien (z. B. Angabe des Erscheinungsjahres) gedacht und angestrebt hat, ist vielfach noch heute nicht verwirklicht, aber das Ziel derer, denen die soziale Hebung des Musikerstandes am Herzen liegt.

So waren in Schumann ganz entgegengesetzte Kräfte am Werke. Das ist nun wohl allerdings bei den meisten genialen Naturen der Fall. Die Musikgeschichte kennt nur einmal die ungetrübte harmonische Entwicklung eines Mozart. Aber wenn wir an den großen Romantiker Beethoven denken, dem Leben und Kunst fast immer mit dem Doppelgesichte des Janus gegenüberstanden, fühlen wir bald, was Schumann fehlte. Faust war auch er; aber nur Faust der Grübler und Sehner, nicht Faust als Mann der Tat. Nur diesem aber kann der Augenblick des Glückes erscheinen; jener dagegen muß sich verzehren. Darum hat die Geschichte der deutschen Romantik von so vielen traurigen Abschlüssen schöner Anfänge zu berichten, und die „romantischen" Lebensläufe zeigen nach herrlichen Anfängen fast immer die absteigende Linie. Ob es daran lag, daß das Männerzeitalter Napoleons die Genialität der Tat erschöpft hatte?

Gewiß spüren wir nirgendwo mehr die Grenzen der Menschheit, als dem Künstlertum, der schwersten Aufgabe, die das Leben zu stellen hat, gegenüber:

„Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.
Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,

Dauernden Erde,
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen."

Auch Schumanns Höhenflug führte in lichtloses, sturmgepeitschtes Gewölk; sein Träumen mündete in den dunklen Schlaf der Nacht.

Aber immerhin! Das Ende war Schlaf, stille Wehmut, nicht schreckliches Entsetzen! Und was vorausging, war ein köstliches Fliegen in die Höhe! Und es war ein seliges Träumen von farbenreichen Märchenbildern! Als Mensch und Künstler bleibt er dauernd innigster Liebe wert. Und ist sein Ende Warnung, so ist sein Leben Erbauung und Labung in nüchterner Lebenszeit.



Schumanns Leben und Werke

Von Franz Brendel

I.

Robert Schumann wurde geboren am 8. Juni des Jahres 1810 in Zwickau in Sachsen. Er stammte nicht aus einer musikalischen Familie. Sein Vater war der Buchhändler Fr. A. Schumann. Auch seine Geschwister zeigten keine Anlage für die Kunst. So gestaltete sich seine erste Jugend keineswegs günstig für seinen späteren Beruf. Er erhielt Unterweisung, soweit man es überhaupt für seine künftige allgemeine Bildung als notwendig erachtete; seine eigentliche Laufbahn sollte die juristische sein, — eine Bahn, die seinem ganzen Wesen auf das entschiedenste widersprach. Dieser Absicht nachzukommen, bezog er im Frühjahr 1828 die Universität zu Leipzig und widmete sich hier in der Tat eine Zeitlang dem juristischen Studium. Doch ließ sich die Leidenschaft für die Musik nicht in den Hintergrund drängen, und er nahm infolge davon Unterricht im Klavierspiel bei Fr. Wieck. Später ging er nach Heidelberg, doch war auch hier in der Person Thibauts, der einen mächtigen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte und von dem er später noch mit Begeisterung sprach, die musikalische Versuchung nur um so näher gerückt. In der nächsten Zeit machte er einige größere Reisen und entschied sich endlich, den schon lange gehegten Entschluß auszuführen und die Tonkunst zu seinem Lebensberuf zu machen. Jetzt ging er nach Leipzig zurück, bezog Wiecks Haus und wurde abermals dessen Schüler. Es war zunächst auf Meisterschaft im Pianofortespiel abgesehen. Der bekannte Umstand jedoch, daß er durch äußere Nachhilfe mit Unterstützung einer Vorrichtung die schwächeren Finger schneller, als auf dem gewöhnlichen Wege möglich, ausbilden wollte, zog ihm eine dauernde Lähmung dieser Finger zu, so daß er nun sich ausschließlich auf die Komposition angewiesen sah. Unter Dorns Leitung vollendete er seine Kompositionsstudien. Was seine späteren Lebensschicksale betrifft, so will ich mich hier auf die Angabe der wichtigsten Tatsachen beschränken. In Heidelberg schrieb er seine

ersten, später veröffentlichten Werke, die Variationen über den Namen „Abegg", Op. 1, und die „Papillons", Op. 2. Im Jahre 1834 wurde die „Neue Zeitschrift für Musik" begründet, in der Absicht, der mit wenigen Ausnahmen urteilslosen damaligen Kritik entgegenzutreten und der neu sich verbreitenden Kunstrichtung Bahn zu brechen. Im Jahre 1840 verheiratete er sich mit Klara Wieck, der Tochter seines ehemaligen Lehrers. Schumanns Leben ist seit dieser Zeit in großer Einfachheit dahingeflossen. Nur einige größere Konzertreisen, u. a. nach Petersburg und Moskau, sowie ein längerer Aufenthalt, den er vor seiner Verheiratung in Wien genommen hatte, unterbrachen die regelmäßige Tätigkeit. 1844 übergab er mir die Redaktion seines Blattes und wendete sich nach Dresden, wo er mehrere Jahre privatisierte, rastlos tätig als Komponist, außerdem aber nur mit der Leitung seines Chorgesangvereins, eine Zeitlang auch der „Liedertafel", beschäftigt. Im Jahre 1850 erhielt er die Berufung als städtischer Musikdirektor nach Düsseldorf, doch wurde schon im Jahre 1853 das Verhältnis durch Nichterneuerung des Kontrakts aufgelöst, und es hat dieser Umstand jedenfalls mit beigetragen zu der späteren erschütternden Wendung seines Geschicks. Schumann war bekanntlich kein Direktor. Ob man aber dem großen Künstler nicht hätte seine Funktion erleichtern und zugleich eine Kränkung ersparen können, wenn man ihm einen jüngeren Direktor zur Übernahme der beschwerlichsten Arbeiten an die Seite gesetzt hätte, ist eine Frage, die vielfach aufgeworfen wurde. So folgte die traurige Katastrophe im Jahre 1854 (Sch. warf sich in einem unbewachten Augenblick in den Rhein) und endlich sein Tod am 29. Juli 1856.

Schumann hat von dem Pianoforte seinen Ausgangspunkt genommen. Dies gilt von ihm sogar in höherem Grade noch als von Mendelssohn. Schumann hat sich die ganze erste Epoche seines Schaffens hindurch auf das Pianoforte beschränkt, während sein Vorgänger schon früh anderen Gattungen zugleich sich zuwendete. Schumann trat mit diesen Kompositionen in die Zeit des Umschwunges, der sich in dieser Zeit mehr und mehr geltend zu machen begann. Beethovens und F. Schuberts Einflüsse hatten das Übergewicht gewonnen, gleichzeitig erschienen Chopins erste Werke, und durch Paganini und Liszt war eine neue Ära des Virtuosentums eingeleitet worden. So eröffnet sich auch in diesen ersten Werken Schumanns sogleich eine neue Welt. Es ist eine so prägnante Eigentümlichkeit darin, daß sich von dem Vorausgegangenen nichts damit vergleichen läßt. Die einzelnen Momente eines größeren Organismus erscheinen hier in freien, selbstgeschaffenen kleineren Formen verselbständigt, und der Komponist strebt nach möglichster Bestimmtheit des Ausdrucks. Mit diesen Angaben ist jedoch die Eigentümlichkeit derselben noch keineswegs erschöpft. Schumann tritt aus der alten, absolut-musikalischen Sphäre heraus, indem er ein poetisch-musikalisches Schaffen anstrebt. Es sind poetische Bilder, poetische Gedanken, welche er zugrunde legt. Diese poetische Richtung ist überhaupt das Charakteristische der neuen Schule und auch noch nach anderer Seite hin, in der umfassenden Bildung dieser Tonsetzer macht sich diese Eigentümlichkeit bemerkbar. Die großen Komponisten früherer Jahrhunderte fanden in der Religion ihren Mittelpunkt. Die später folgende Epoche zeigt uns Musiker im strengeren und engeren Sinne, solche, denen das rein Musikalische Selbstzweck ist; das Tonleben als solches füllt ihre Seele aus, und sie trachten nicht darnach, ihre Kunst mit einem ihr nicht unmittelbar angehörigen Inhalt zu erfüllen. Für die Komponisten der neuen Schule wird das Geistesleben der Gegen-

wart der innerste Mittelpunkt und sie suchen daher die nächsten Anknüpfungspunkte vorzugsweise in der Poesie. Es ist ferner die durch Beethoven zuerst begründete humoristische Richtung, welcher Schumann folgt, indem er sie weiter ausbildet. Das Wesen des Humors besteht in dem Ergehen in Gegensätzen, in der Gegenüberstellung kontrastierender Stimmungen, in dem Kampfe derselben, so daß die Versöhnung erst als Resultat daraus hervorgeht. Schumann verselbständigt diese Gegensätze und wählt zu diesem Zweck gewisse stereotype Charaktermasken; er schreibt unter dem Namen „Florestan und Eusebius" und bezeichnet mit dem ersten Namen die wilde, stürmische, nächtlich-phantastische Seite seiner Natur, mit dem zweiten die schwärmerische, innige, zarte.

Dies alles war so neu, daß es kaum befremden kann, wenn ich sage, daß dagegen die Vertreter der alten Richtung eine heftige und leidenschaftliche Opposition begannen. Wie später die Künstler der neuesten Schule den Spitznamen „Zukunftsmusiker" führen, so bezeichnete man jene Tonsetzer in einem tadelnden Sinne als „Neuromantiker". Die alte Kritik wußte nicht, wie sie die neuen Erscheinungen zu deuten habe. L. Rellstab in der damals von ihm redigierten musikalischen Zeitschrift „Iris" macht es so arg, daß er einstmals in einer Kritik über Chopins erste Werke diesem solche Schülerarbeiten — denn das waren sie seiner Meinung nach — vor die Füße warf; jeder Lehrer müsse das bei einem Schüler, der derartiges schreibe, tun, behauptete er, und da ein solcher Lehrer fehlte, war er so gütig, dieses Amt selbst zu übernehmen. Anständiger noch verhielt sich die Leipziger Kritik; wenn aber dort wenigstens ein Prinzip, obschon ein falsches, geltend gemacht wurde, so dokumentierte sich hier eine offenbare Unfähigkeit, wirkliche Gedankenlosigkeit. Schumann rächte sich in seiner damaligen humoristischen Weise. Dem Künstlerkreise, der sich zu ihm gesellt hatte, allen Mitstrebenden legte er den Namen „Davidsbündler" bei, und es entspann sich jetzt ein Kampf der „Davidsbündler gegen die Philister", der auch in mehreren Tonwerken seinen humoristischen Ausdruck gefunden hat. Diese Kämpfe waren es auch, welche die erste Veranlassung zu einer lange fortgesetzten Polemik ernsterer Art, zur Gründung der „Neuen Zeitschrift für Musik" gaben, worauf ich vorhin bereits hindeutete. Schumann war mit Recht der Ansicht, daß die neue Partei zugleich literarisch-kritisch vertreten werden müsse, wenn man ein endliches siegreiches Durchdringen derselben hoffen wolle. So wurde die „Neue Zeitschrift" das Organ dieser Partei, und diese Zeitschrift ist es auch gewesen, welche in der Tat den großen Umschwung vermittelt hat.

Als das erste Werk, worin sich Schumanns Eigentümlichkeit, wenn auch noch keineswegs gereift, so doch entschieden ausspricht, sind die schon vorhin erwähnten „Papillons" zu betrachten. Er hat später natürlich weit umfassendere und gereiftere Werke gegeben, von getränkterem Gehalt und entwickelterem Bewußtsein, mit reicherer Behandlung des Instruments und in künstlerisch mehr ausgebildeter Form; die „Papillons" aber sind so eigentümlich, es ist das Schumannsche Wesen, wenn auch noch im Keime, darin so bestimmt ausgeprägt, daß ich nicht unterlassen kann, sie besonders hervorzuheben. „Schmetterlinge" wurden diese Stücke genannt, um damit sogleich ihren von dem bisherigen abweichenden Charakter, ihre leichtere poetische Natur anzudeuten. Ähnlichen Charakter trägt der „Karneval". Der Inhalt, das Phantasiebild, welches zugrunde liegt, ist die Schilderung eines Balles, natürlich nicht eine äußerliche Kopie, nicht ein Abmalen der Ereignisse durch Töne, sondern Schilderung des Eindrucks, der Stimmungen bei einem Balle. Nur dadurch kann eine solche

Komposition aus der Kategorie des Geschmacklosen emporgehoben werden in das Reich künstlerischer Schöpfung. Hin und wieder zwar werden auch Äußerlichkeiten gezeichnet, aber es verschwimmt im ganzen Subjektives und Objektives phantastisch ineinander. — — — —

Auf die „Papillons“ folgten zunächst einige Werke, deren Idee minder klar in die Erscheinung tritt; eine Komposition, „Intermezzi“ genannt, ein Heft Variationen usw. Bedeutend ist das Konzert ohne Begleitung. Ihren Abschluß und ihre Vollendung erreichte die in den „Papillons“ eingeschlagene Richtung in den späteren Werken für Pianoforte, den „Kinderszenen“, den „Kreislerianen“, den „Davidsbündlertänzen“, den „Phantasiestücken“ usw. Ebensowenig wie die „Papillons“ zeigen die „Kinderszenen“, diejenige Komposition, welche unter den früheren Werken vielleicht am populärsten geworden ist, objektive Schilderungen. Es sind die kindlichen Stimmungen der Erwachsenen, Erinnerungen an die Kinderjahre, oder genauer: die in einem höher entwickelten Bewußtsein noch enthaltenen, aber überwundenen Stufen, welche hier gesondert hervortreten, und alle Bilder und Situationen, die schönsten Stücke, „Glückes genug“, „Träumendes Kind“ usw. sind in diesem Sinne zu deuten, sind die Zeichen eines frischen Geistes, welcher diese tiefe Innerlichkeit, diese Welt der Unschuld sich bewahrt hat. Der Ausdruck ist klar und einfach, jeder Satz gerundet und in sich abgeschlossen, die Ausführung minder schwierig. In der letzten Nummer fragt der Komponist, wenn ich recht deute, warum sollen wir uns nicht in diese schöne Kinderwelt zurückversetzen und auf Momente in der Erinnerung leben. — Aus den Phantasiestücken möchte ich zwei Nummern besonders hervorheben, die eine führt die Überschrift: „Am Abend“, die zweite: „In der Nacht“. Jene erste bringt uns ein seliges Genießen, Frühlingsluft und Blütenduft, vor die Anschauung; die zweite, ein gewaltiges Nachtstück, spukhafte, schauerliche Bilder, beängstetes Traumwachen, der vorigen Nummer entgegengesetzte Seelenzustände. Schumanns Kompositionen sind häufig landschaftlichen Gemälden, in welchen der Vordergrund in scharfbegrenzten, klaren Umrissen hervortritt, der Hintergrund dagegen verschwimmt und in eine unbegrenzte Perspektive sich verliert, einer von Nebeln verschleierten Landschaft zu vergleichen, aus der nur hier und da ein Gegenstand sonnenbeleuchtet hervortritt. So enthalten die Kompositionen gewisse klare Hauptstellen, dann andere, welche gar nicht klar hervortreten sollen und nur als Hintergrund zu dienen die Bestimmung haben; einzelne Stellen sind durch Sonnenblicke erleuchtete Punkte, andere verlieren sich in verschwimmenden Umrissen. Dieser inneren Eigentümlichkeit entspricht die äußere, daß Schumann sehr mit aufgehobenem Pedal zu spielen liebte, um die Harmonien öfters nicht ganz deutlich hervortreten zu lassen, und der ausführende Künstler darf daher bei diesen Kompositionen weniger den scharf ausgeprägten sinnlichen Ton des Pianofortevirtuosen geltend machen, sondern muß, der bezeichneten Eigentümlichkeit gemäß, mehr Zartheit und etwas Verwischtes im Anschlag, was freilich beim öffentlichen Vortrag minder berücksichtigt werden kann, zu erreichen suchen. Alles dies ist vorzugsweise bei der letztgenannten Komposition zu bemerken. — Die „Davidsbündlertänze“ zeigen uns den Komponisten in den Hauptseiten seiner Individualität, welche hier — das Zarte, Kindliche, Innige und das Stürmische, Leidenschaftlich-Phantastische — getrennt, einander gegenübergestellt sind und unter dem Namen „Florestan und Eusebius“ verselbständigt erscheinen. Die kindliche Innigkeit der „Kinderszenen“ begegnet uns auch hier wieder, mehr jedoch, ich möchte

sagen, in das Mittelalterlich-Romantische gewendet — Eusebius; dem aber tritt der leidenschaftlich bewegte Florestan verneinend gegenüber. Diese Zerlegung der Komposition in Gegensätze, diese Schwankungen und Kämpfe sind tief bedeutsam, sie zeigen uns, worauf ich schon vorhin hindeutete, mit aller Bestimmtheit den Humor als das Wesen der früheren Schumannschen Kompositionen. Das schönste Werk seiner ersten Entwicklungsstufe aber sind wohl die „Kreisleriana“. Hier hat alles klaren, präzisen Ausdruck, hier haben die Darstellungsmittel die höchste Durchsichtigkeit gewonnen, und zugleich sind darin die herrlichsten poetischen Ergüsse. Der frühere nächtliche Humor erscheint geklärt und geläutert, und das Übermaß der Phantasie ist jetzt, soweit dies auf diesem Standpunkt des Schaffens überhaupt möglich ist, in plastische Formenbegrenzung eingegangen. Aber überall zeigt sich dessenungeachtet die blühendste Phantasie, ein Leben in der Welt der Phantasie, eine im Inneren des Subjekts ausgebreitete phantastische Welt. So wie etwa Goethe im west-östlichen Divan sich in den Orient versetzt und in der Phantasie diese Zustände reproduziert, in der Phantasie durchlebt als vorgestellte Zustände, nicht menschlich unmittelbar als die eigensten, wirklichen Zustände des Subjekts in voller Realität, so erscheint uns auch Schumann in dieser und den meisten der früheren Kompositionen. Es ist das ganz auf sich konzentrierte Subjekt, welches nur in seinem Inneren lebt und webt und sich erst in fremde Zustände hineinversetzt, von seinem Mittelpunkt aus sich in Fremdes hineinbewegt, nicht unmittelbar innerlich zusammenhängt mit dem Äußeren, welches fremde Zustände nicht unmittelbar persönlich durchlebt, sondern sich durch die Phantasie dieselben aneignet, nur sich ausspricht, sein Selbst und seine persönlichen Stimmungen, und die Welt nur insoweit, als das Selbst von ihr berührt wurde; — die im geschichtlichen Fortgange immer mehr herausgearbeitete, auf die Spitze gestellte, phantastisch-humoristisch bewegte Subjektivität.



Musikalische Haus- und Lebensregeln

Von Robert Schumann

Die Bildung des Gehörs ist das Wichtigste. Bemühe dich frühzeitig, Tonart und Ton zu erkennen. Die Glocke, die Fensterscheibe, der Kuckuck — forsche nach, welche Töne sie angeben. —

*

Du sollst Tonleitern und andere Fingerübungen fleißig spielen. Es gibt aber viele Leute, die meinen, damit alles zu erreichen, die bis in ihr hohes Alter täglich viele Stunden mit mechanischem Üben hinbringen. Das ist ungefähr ebenso, als bemühe man sich täglich das ABC möglichst schnell und immer schneller auszusprechen. Wende die Zeit besser an. —

*

Spiele im Takte! Das Spiel mancher Virtuosen ist wie der Gang eines Betrunkenen. Solche nimm dir nicht zum Muster. —

*

Lerne frühzeitig die Grundsätze der Harmonie. —

*

Fürchte dich nicht vor den Worten: Theorie, Generalbaß, Kontrapunkt usw.; sie kommen dir freundlich entgegen, wenn du dasselbe tust. —

*

Klimpere nie! Spiele immer frisch zu, und nie ein Stück halb. —

*

Schleppen und eilen sind gleich große Fehler. —

*

Bemühe dich, leichte Stücke gut und schön zu spielen; es ist besser, als schwere mittelmäßig vorzutragen. —

*

Du hast immer auf ein reingestimmtes Instrument zu halten. —

*

Nicht allein mit den Fingern mußt du deine Stückchen können, du mußt sie dir auch ohne Klavier vorträllern können. Schärfe deine Einbildungskraft so, daß du nicht allein die Melodie einer Komposition, sondern auch die dazu gehörige Harmonie im Gedächtnis festzuhalten vermagst. —

*

Bemühe dich, und wenn du auch nur wenig Stimme hast, ohne Hilfe des Instrumentes vom Blatt zu singen; die Schärfe deines Gehörs wird dadurch immer zunehmen. Hast du aber eine klangvolle Stimme, so säume keinen Augenblick sie auszubilden, betrachte sie als das schönste Geschenk, das dir der Himmel verliehen. —

*

Du mußt es so weit bringen, daß du eine Musik auf dem Papier verstehst. —

*

Wenn du spielst, kümmere dich nicht darum, wer dir zuhört. —

*

Spiele immer, als hörte dir ein Meister zu. —

*

Legt dir jemand eine Komposition zum erstenmal vor, daß du sie spielen sollst, so überlies sie erst. —

*

Spiele, wenn du älter wirst, nichts Modisches. Die Zeit ist kostbar. Man müßte hundert Menschenleben haben, wenn man nur alles Gute, was da ist, kennen lernen wollte. —

*

Mit Süßigkeiten, Back- und Zuckerwerk zieht man keine Kinder zu gesunden Menschen. Wie die leibliche, so muß die geistige Kost einfach und kräftig sein. Die Meister haben hinlänglich für die letztere gesorgt; haltet euch an diese. —

*

Schlechte Kompositionen mußt du nicht verbreiten, im Gegenteil sie mit aller Kraft unterdrücken helfen. —

*

Du sollst schlechte Kompositionen weder spielen, noch, wenn du nicht dazu gezwungen bist, sie anhören. —

*

Such es nie in der Fertigkeit, der sogenannten Bravour. Suche mit einer Komposition den Eindruck hervorzubringen, den der Komponist im Sinne hatte; mehr soll man nicht; was darüber ist, ist Zerrbild. —

*

Betrachte es als etwas Abscheuliches, in Stücken guter Tonsetzer etwas zu ändern, wegzulassen oder gar neumodische Verzierungen anzubringen. Dies ist die größte Schmach, die du der Kunst antust. —

*

Du mußt nach und nach alle bedeutenderen Werke aller bedeutenden Meister kennen lernen. —

*

Laß dich durch den Beifall, den sogenannte große Virtuosen oft erringen, nicht irre machen. Der Beifall der Künstler sei dir mehr wert, als der des großen Haufens. —

*

Alles Modische wird wieder unmodisch, und treibst du's bis in das Alter, so wirst du ein Geck, den niemand achtet. —

Viel Spielen in Gesellschaften bringt mehr Schaden als Nutzen. Sieh dir die Leute an; aber spiele nie etwas, dessen du dich in deinem Innern zu schämen hättest. —

*

Versäume aber keine Gelegenheit, wo du mit anderen zusammen musizieren kannst in Duos, Trios usw. Dies macht dein Spiel fließend, schwungvoll. Auch Sängern akkompagniere oft. —

*

Wenn alle erste Violine spielen wollten, würden wir kein Orchester zusammen bekommen. Achte daher jeden Musiker an seiner Stelle. —

*

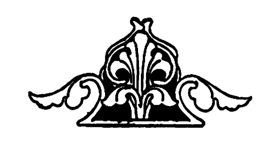
Liebe dein Instrument, halte es aber nicht in Eitelkeit für das höchste und einzige. Bedenke, daß es noch andere und ebenso schöne gibt. Bedenke auch, daß es Sänger gibt, daß im Chor und Orchester das Höchste der Musik zur Aussprache kommt. —

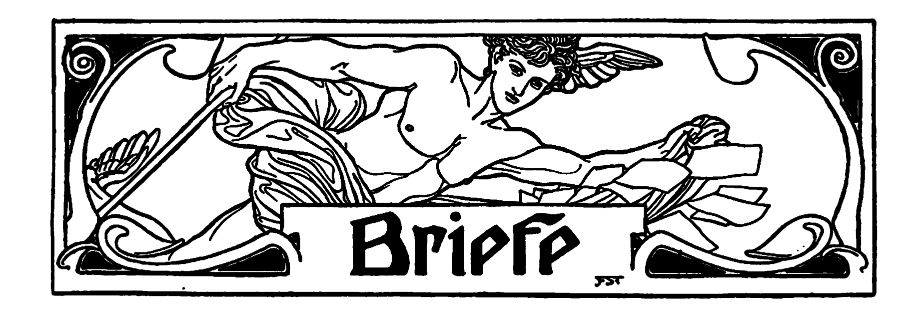
*

Singe fleißig im Chor mit, namentlich Mittelstimmen. Dies macht dich *musikalisch*.

*

Was heißt denn aber *musikalisch* sein? Du bist es nicht, wenn du, die Augen ängstlich auf die Noten gerichtet, dein Stück mühsam zu Ende spielst; du bist es nicht, wenn du (es wendet dir jemand etwa zwei Seiten auf einmal um) stecken bleibst und nicht fort kannst. Du bist es aber, wenn du bei einem neuen Stück das, was kommt, ohngefähr ahnest, bei einem dir bekannten auswendig weißt, — mit einem Worte, wenn du Musik nicht allein in den Fingern, sondern auch im Herzen hast. —





In Sachen Kunstwart-Avenarius

Unsere Leser werden sich der Polemik mit dem Herausgeber des Kunstwarts erinnern. Nachdem Avenarius seine Anschuldigungen vom Jahre 1902, auf die ihm in den Heften 4, 6, 7, 8, 10 und 12 des Türmers, 4. Jahrgang, geantwortet wurde, im Kunstwart April 1905 wiederholt hatte, sah sich der Herausgeber des Türmers veranlaßt, Klage gegen Avenarius zu erheben. Avenarius ist daraufhin in erster Instanz, wie die Leser wohl schon aus den Zeitungen wissen, zu einer Geldstrafe von 150 Mark verurteilt worden. Da Avenarius Berufung eingelegt hat, somit die letzte Entscheidung noch aussteht, so würde der Türmer auf die Angelegenheit jetzt noch nicht zurückkommen, wenn nicht Avenarius in Heft 18 (1906) seines Kunstwarts eine Darstellung der Sachlage veröffentlichte, die infolge Unvollständigkeit in wesentlichen Punkten geeignet ist, den moralischen Erfolg des Türmers in dem bisherigen gerichtlichen Verfahren in Zweifel zu ziehen. Die Veröffentlichung des Kunstwarts lautet wörtlich:

„Die Privatklage des Türmers gegen mich ist bis jetzt nur in der ersten Instanz verhandelt worden. Wie den ältern Lesern wohl erinnerlich, hatte ich auf verschiedene schwere Beschuldigungen des Freiherrn v. Grotthuß mit einem sehr ernsten Vorwurf geantwortet und wiederholt aufgefordert, mich zur gerichtlichen Ermittlung der Wahrheit zu verklagen. Grotthuß lehnte das aber auf das entschiedenste ab. Das war 1902. Im Jahre 1905 kamen im Türmer in sechs aufeinanderfolgenden Heften fünf Angriffe gegen mich, davon vier in eigenen langen Aufsätzen, sie wurden in Abdrucken privatim an literarische Persönlichkeiten versandt, und gleichzeitig wurde vom Türmer versucht, eine allgemeine Preßagitation gegen mich einzuleiten. Um dem gegenüber die Befangenheit des Türmers gegen mich nachzuweisen, erinnerte ich (Kw. XVIII, 13) an jenen meinen Vorwurf und an die Tatsache, daß Grotthuß eine gerichtliche Klärung damals nicht gewünscht hatte. Und jetzt, nun es zu einer Widerklage zu spät und ich dadurch in gewissem Sinne waffenlos geworden war, jetzt änderte Herr v. Grotthuß plötzlich seine Meinung: jetzt klagte er, hinsichtlich seiner Beleidigungen gegen mich aber ließ er den Einwand der Verjährung erheben. Da diese somit ausschieden, glaubte das Gericht erster Instanz mir eine Geldstrafe zusprechen zu müssen.

„Wie die höheren Instanzen urteilen, wissen wir noch nicht. Weiteres also später. A.“

Hierzu ist tatsächlich festzustellen, daß nach Ansicht des Gerichts erster Instanz

1. Avenarius den Wahrheitsbeweis für seine schweren Anschuldigungen, auf den es ihm ja nach seinen Behauptungen allein ankam, **nicht** erbracht hat,

2. daß die Darstellung des Kunstwarts (Avenarius): der Türmer habe die Klage seinerzeit unterlassen, weil er befürchtete, Avenarius könnte den Beweis der Wahrheit für seine Anschuldigungen erbringen, nicht begründet ist. Nach Ansicht des Gerichts erster Instanz hätte eine Klage des Türmerherausgebers seinerzeit nur **deshalb** wenig Aussicht auf Erfolg gehabt, weil beiderseits scharfe Äußerungen gefallen waren, so daß das Verfahren aller Voraussicht nach kein weiteres Resultat ergeben hätte, als die Kompensierung der beiderseitigen Äußerungen, mithin ziemlich zwecklos gewesen wäre.

So weit der Tatbestand nach den Feststellungen der gerichtlichen Verhandlung vom 18. Mai d. J.

Zu bemerken ist weiter: Wenn Avenarius jetzt (1906) nach Wiederholung, also Erneuerung seiner Anschuldigungen sich im Kunstwart darüber beklagt, daß er Widerklage infolge Verjährung nicht erheben könne, so widerspricht dieses doch seinen Erklärungen, daß es ihm nur auf die „Ermittlung der Wahrheit" ankäme, ebensosehr, wie seine Berufung auf den ihm übrigens bisher nicht zugebilligten Schutz des § 193 Str.-G.-B. (Wahrung berechtigter Interessen). Zum Überfluß hat der Herausgeber des Türmers nicht einmal Auftrag gegeben, den Einwand der Verjährung zu erheben. In Strafsachen muß die Verjährung vom Gericht von Amts wegen festgestellt werden, was der Rechtsanwalt des Herrn Avenarius ihm jederzeit bestätigen wird.

Zur Beleuchtung der Sachlage noch dieses: Vom Verlage Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, erhielt der Türmer unter dem 18. Juni d. J. folgende auffällige Mitteilung: „Avenarius schrieb uns am 21. Mai: ‚Ich halte es für loyal, Ihnen das beiliegende Schriftstück an den Rechtsanwalt des Herrn von Grotthuß in Berlin samt Beilagen zu überreichen.' Dem Schreiben war außer dem Briefe... die Erklärung beigeschlossen, die Sie unterzeichnen sollten, und der Entwurf zu einem Artikel, der im Falle Ihrer Weigerung, die verlangte Erklärung abzugeben, im Kunstwart Aufnahme finden würde. Wir erschraken, als wir in diesem Artikel lasen: ‚In der Begründung des jetzigen Urteils hieß es: Herr v. Grotthuß würde höchst unklug gehandelt haben, wenn er 1902 eine Klage gegen Avenarius angestrengt hätte, da er zweifellos damit nicht durchgedrungen wäre. Mit der Feststellung dieses moralischen Erfolges kann ich mich begnügen'."

Ist aus den obigen gerichtlichen Feststellungen auch nur entfernt der Sinn dieser von A. beabsichtigten Erklärung herauszulesen? Der Verlag bemerkt dazu auf Grund jener gerichtlichen Feststellungen: „Das ist doch genau das Gegenteil von dem, was A. sagt... Was bezweckte er damit?"

Erinnert sei daran, daß A. sich schon einmal, im Jahre 1902, an den Verlag des Türmers mit einer „Berichtigung" gewandt hat, deren Abdruck der Verlag bei dem Herausgeber Freiherrn von Grotthuß bewirken sollte, widrigenfalls A. den Abdruck gerichtlich erzwingen werde. Dem Ansinnen wurde, da die „Berichtigung" keinerlei Merkmale einer tatsächlichen Feststellung enthielt, selbstverständlich keine Folge gegeben, und Herr A. klagte nicht. —

Von Fritz Lienhard erhielt der Türmer unter dem 12. Juni d. J. eine Zuschrift, aus der Folgendes mitgeteilt sei:

„Nachdem ich soeben die Darstellung des ‚Kunstwarts' über Ihren Prozeß gelesen, drängt es mich,... Ihnen diesen Brief zu schreiben, von dem ich Sie ermächtige, gerichtlichen Gebrauch zu machen. Denn hier ist eine Sache, die nur mich angeht, ... dem ‚Türmer' zur Last geworfen.

„Es ist falsch, oder erweckt wenigstens irrige Vorstellungen, daß ‚von sechs aufeinanderfolgenden Heften fünf Angriffe‘ erschienen seien. Avenarius wirft ästhetische Auseinandersetzungen und meine persönliche Abwehr durcheinander und nennt beides ‚Angriffe‘. . . . Ich glaubte, es den Türmerlesern schuldig zu sein, mich zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigungen nennt er ‚Angriff‘ und schiebt sie Ihnen und dem ‚Türmer‘ zur Last, auch jetzt noch, nachdem er durch meine eidliche Zeugenaussage weiß, daß ich in meinem Teil völlig auf eigene Verantwortung und ohne die geringste Anregung von Ihrer Seite gehandelt habe.

„Eine zweite Unrichtigkeit ist das ‚Versenden‘ der ‚Angriffe‘. Von den ‚Blätt. für Lit.‘ wurden regelmäßig etwa 50 Abzüge hergestellt und von mir oder vom Verlag an Interessenten versandt, gleichviel was darin stand.

„Eine dritte Unrichtigkeit ist die Behauptung, daß ‚der Türmer‘ eine ‚allgemeine Preßagitation einzuleiten versuchte‘. . . . Dies alles hat mit Ihnen nicht das geringste zu tun. Um meine persönliche Stellung zu erschüttern, zog Avenarius die ganz andere Sache mit Ihnen ostentativ wieder heran und zwang Sie geradezu, nunmehr zu klagen . . .“

Nach diesen tatsächlichen Mitteilungen kann Avenarius’ Behauptung, „vom Türmer sei versucht worden, eine allgemeine Preßagitation gegen den Kunstwart einzuleiten“, nur eine völlig irrtümliche Vorstellung des Vorgangs erwecken. Die Tatsache, daß der Türmer, also doch wohl sein Herausgeber Frhr. von Grotthuß, dieser Angelegenheit nicht nur völlig ferngestanden, sondern von einer solchen überhaupt keine Kenntnis gehabt hat, war und ist Herrn Avenarius überdies aus der eidlichen Aussage des Redakteurs Herrn Paul Schettler bekannt.

J. E. Frhr. v. G.

* * *

L. R., T. — R. S., S. — E. B., F. — M. M., B. — E. K., R. (O.). — O. P., C. — J. W. Fr. H., A. — E. S., Ch. — A. L. L. C. Wiesbaden. — E. D.-R., F. a. M. — A. B., H. — K. R., K. a. M. — F. E. W. — R. St., H. — K. F., F. a. M. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Dr. A. K., B. Der Gedanke, die Familientradition auch in bürgerlichen Häusern zu pflegen durch Führung eines Familienbuches, hat viel für sich. Wer Interesse für die Sache hat, sich über die zweckmäßige und übersichtliche Einteilung einer Familien-Chronik informieren und die Einrichtung einer solchen erleichtern will, sei also auf den „Allgemeinen Verein zur Förderung der Personen- und Familienkunde“, Vors. Dr. Albert Krug in Berlin W., Nachodstraße 1, aufmerksam gemacht, der unter Hinweis auf das Vereinsorgan, das „Archiv für Stamm- und Wappenkunde“, Anleitung und weitere Auskunft erteilt. Es wird fernerhin angestrebt, „daß bei etwaigen Familienforschungen die Mitglieder sich nach Möglichkeit gegenseitig unmittelbar oder durch den Verein unterstützen“.

F. S., N. (Ostfr.) Noch nicht ganz das, was wir haben möchten.

A. F., B. — P. St., F. — W. T., D. — A. S. in Sch. — K. in A. bei L. Das eine oder andere käme vielleicht in Betracht. Endgültige Entscheidung behalten wir uns noch vor.

H. R. i. N. Aus den Proben spricht zweifellos eine starke dichterische Begabung, der nur noch die volle Reife fehlt.

S. R. Herzlichen Dank für den frdl. Pfingstgruß!

N., L. — K., K. Für das Zeitungsblatt verbindl. Dank!

Gedanken. Die verspätete Antwort wollen Sie frdl. entschuldigen. Die Broschüre haben wir, da der Herausgeber z. Zt. überlastet ist, zunächst an unseren Referenten für Schulangelegenheiten gesandt, der sie uns zurückgeben soll, sobald er sich dazu geäußert hat. Den Briefwechsel mit Frhr. v. Z. würden wir gern kennen lernen. Frdl. Gruß!

Fr. R. D., H. Ihr Brief sei gern zum Abdruck gebracht. Sie schreiben: „Ein Mensch, der da weiß, daß es einen barmherzigen, alles weise ordnenden Schöpfer gibt, und sich dieser Bedeutung recht bewußt ist, wird mit großer Überzeugung bekennen, daß die Vivisektion nicht

zu sein braucht. Nicht aus dem Grunde, weil es sich dabei um ein Opfer, sondern um die damit verbundenen, unaussprechlichen Qualen unschuldiger Tiere handelt. Opfer werden stündlich in der Natur millionenfach gefordert, von der fliegenfangenden Schwalbe bis zu dem Tiger in den Dschungeln Indiens. Doch alle diese Opfer, und sei es das des ‚blutdürstigsten' Raubtieres, sind im Verhältnis zu dem Opfer, welches der Vivisektor von den Tieren fordert, ein Kinderspiel. Nur ausnahmsweise tötet ein Raubtier seine Beute nicht schnell und sicher. Z. B. der Neuntöter, der die gefangenen Käfer, Eidechsen usw. lebendig aufspießt, um sie gelegentlich zu verzehren; auch die Katze spielt, wenn sie übersättigt ist, mit der gefangenen Maus. Doch wird die Angst des Mäusleins nicht so groß sein, wie man glaubt, wofür ich ein Beispiel anführe. Livingstone, der berühmte Afrikareisende, erzählt einmal, daß er von einem Löwen angefallen und niedergeschlagen worden. In diesem Zustande, der Löwe über ihm, drohend die Begleiter anbrüllend, die ihn zu retten herbeieilen, habe er keine Angst und Schmerzen gespürt. Erst als der Löwe erschossen (oder vertrieben?), bemerkt er die große klaffende Wunde am Arm. Er schließt diesen Bericht mit der Bemerkung, es sei gewiß eine gütige Vorsehung des Schöpfers, daß in dem Augenblick, wo ein Raubtier seine Beute erhascht, diese auch im noch lebenden Zustande bewußtlos wird. So sind alle diese Opfer sehr wohl in Einklang zu bringen mit dem Glauben an einen weisen, gütigen Gott. Doch sobald man an die Vivisektion denkt und diese als ein notwendiges Übel ansehen will, wie kann man da noch an einen barmherzigen Gott glauben? Nein, ihr Professoren, solange wir diesen Glauben haben, bringen uns alle eure noch so klug und gelehrt aufgeführten Behauptungen nicht von der Erkenntnis, die Vivisektion ist der falsche Weg zur Heilung von Krankheiten, dies behaupten wir auch von den scheinbaren Erfolgen des Diphtherieserums. — Zurück zur Natur, das ist die Losung aller denkenden Menschen und der einzig rechte Weg zur Heilung und Verhütung der Krankheiten. Diesen verloren gegangenen Weg aufzufinden, dazu sollte der Staat die Millionen opfern, die er jetzt den Folterkammern der Wissenschaft zuwendet, und die hier in Stöhnen, Ächzen, Wimmern und Klagen zum Himmel dringen und die Herzen edler Menschen zerreißen. Wenn es so wäre, wie der Einsender schreibt, die Vivisektoren müßten Pflichten im Interesse höherer Pflichten unterdrücken, so würden nicht die vielen tausend völlig überflüssigen Tierversuche gemacht. Nicht höhere Pflicht ist es immer, sondern häufig bloße Neugierde, was dem Vivisektor das Messer und die Zange in die Hand treibt. Die Sucht nach Ruhm und Ehre spielt gleichfalls vielfach eine Rolle. Sodann hält Neißer es gewiß auch für seine ‚höhere' Pflicht, durch Versuche an unschuldigen Kindern und Affen ein Mittel gegen eine Krankheit zu finden, welche durch einen schmutzigen unreinen Lebenswandel entsteht, damit, wenn dieses gefunden, jene Menschen sich noch weniger in Zucht zu nehmen brauchen und im Schmutze wühlen können?"

F. G. B. Der Türmer ist stets für die Tierschutzbestrebungen eingetreten, wie er ja auch kürzlich erst den bekannten Prof. Dr. Paul Förster zum Worte kommen ließ. Gegen so herz- und sinnlose Tierschindereien, wie Ihr Brief sie schildert, können die Gewissen nicht scharf genug gemacht werden. Frdl. Gruß!

H. P., R. i. M. Sie wollen einen Fonds von 125 Mk. sammeln zur Anschaffung einer Volksbibliothek für Ihre armen mecklenburgischen Tagelöhner, um diesen Preis wäre eine solche von ca. 130 Bänden (gebunden) vom Verein für Pflege und Wohlfahrt auf dem Lande zu beziehen. Und nun möchten Sie wissen, wie Sie das Geld zusammenbringen könnten. Ja, vielleicht helfen die Türmerleser an dem guten Werke mit? Vielen Dank für Ihren herzlichen Brief. Die beigefügten Verse bezeichnen Sie ja selbst als Gelegenheitspoesien, also machen sie wohl auch keinen Anspruch darauf, an die Öffentlichkeit zu treten. Herzlichen Gruß!



Dringend gefl. Beachtung empfohlen!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und dringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder „an den Herausgeber" oder „an die Redaktion des Türmers" (beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 5) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Herm. Kauffmann pinx.

Mezzotinto Bruckmann



HEUERNTE



VIII. Jahrg. August 1906 Heft 11

Das große Neue in den Evangelien

Von

Dr. Martin Kennerknecht

Wer von uns Christusgläubigen, denen weder Strauß noch Renan, weder Schopenhauer noch Nietzsche Befriedigung geben können, teilte nicht die tiefe Sehnsucht des großen Augustinus von Tagaste: nur ein einziges Mal des Heilands heilige Gestalt leibhaftig über die Straße schreiten zu sehen? Und wer hätte nicht in mancher weihevollen Stunde aufgeschaut von den Blättern des Neuen Testaments und hinausgeträumt mit liebebeschwingter Phantasie weit übers Meer — jenem palmenwinkenden, jordandurchrauschten Lande zu, das einst Walter von der Vogelweide staunend sah, als er

> ... „komen an die stat,
> dâ got menneschlîchen trat“?

Kein Jahrhundert, keine Nation, keine Persönlichkeit, die einmal von einem Lichtstrahl des Geistes Christi getroffen ward, vermag sich je ganz dem Zauberbanne dieser größten aller weltgeschichtlichen Erscheinungen zu entziehen. Selbst unsere zumeist dem Reich des Stofflichen und seiner exakten Erforschung zugewandte Zeit widmet einen überaus großen Teil ihrer Arbeit mit einer Intensität der Energie, mit einem Aufwande von kritischem und historischem, von religionswissenschaftlichem und philosophischem Scharfsinn der allseitigen Erörterung des Christusproblems, daß uns trotz aller

dabei zutage tretender betrübender Beobachtungen kein Raum bleibt zu hoffnungslosem, liebearmem Pessimismus.

Auch über dem Eingangstor zum 20. Jahrhundert steht mit Flammenschrift die herausfordernde Frage: „Was war, was wollte Jesus?" Alle denkenden Geister bewegt sie, alle fühlenden Herzen durchwühlt sie. Und gerade wieder in unserer Gegenwart ist dieses Problem mit einem Wahrheitsverlangen aufgetaucht und erlebt worden, wie kaum jemals seit den Tagen des Urchristentums.

So verschieden jedoch der wissenschaftliche oder religiöse Standpunkt ist, von dem aus die Christusfrage in Angriff genommen wird, ebenso verschieden sind die gewonnenen Resultate. Es ist in der Hauptsache die Auflösung des dogmatischen Kirchenglaubens, was die moderne Kritik dem christussuchenden Denken zu bieten hat. Das kirchliche Christentum habe von dem geschichtlichen Jesus wohl den Namen, aber nicht den Geist, es stamme wohl von Christus, aber durch — Abfall. So Harnack im „Wesen des Christentums", so die ganze historisch-kritische Schule, sofern sie nach Kants Vorgange jede Metaphysik leugnet und von der wissenschaftlichen Voraussetzung ausgeht, daß auf Erden keine anderen als rein menschliche Persönlichkeiten aufgetreten sein können.

Von katholischer Seite erhoben sich zwei streitbare Kämpen gegen Harnack, deren Kampfschriften weithin Aufsehen erregten: Herman Schell und Alfred Loisy. Die Wege beider gehen weit auseinander. Loisy suchte Harnack mit dessen eigenen Waffen zu überwinden, indem er gleich jenem die rein historisch-kritische Methode anwandte und mit seinen Schriften „L'évangile et l'église" und „Autour d'un petit livre" dem Index verfiel. Schell hingegen bleibt auch hier Philosoph. Auf die historisch-kritische Frage — man kann ihm das zum Vorwurf machen — geht er nicht ein. Aber schon in seiner lichtvollen „Kritischen Studie zu Harnacks Wesen des Christentums" (Dr. J. Müllers „Renaissance", III. Jahrg., 1902) greift er dessen schwache philosophische Position an: „Harnack will den Intellektualismus als fremdes Element aus Religion und Christentum verbannt wissen: er verbannt damit nichts weniger als die Wahrheit selber aus dem Evangelium." Dem Harnackschen Agnostizismus, Empirismus und Positivismus, die der mechanistischen Welterklärung entstammen, setzt Schell den aristotelisch-thomistischen, von ihm nach allen Richtungen aus- und durchgebildeten Intellektualismus seiner theozentrischen Philosophie entgegen. Diese philosophia perennis ist die leuchtende Signatur aller Schriften des jüngst verstorbenen Würzburger Apologeten, sie ist auch die Voraussetzung seines „Christus". (Christus. Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung. Mainz, Kirchheim, 1903. Mk. 4.—. Kurz vor Schells Tode erschien im gleichen Verlage eine billige akademische Ausgabe [11.—13. Tausend]. Vgl. zu diesem Aufsatze S. 217 ff. der neuen Ausgabe. Vorstehender Aufsatz wurde lang vor Schells Tode geschrieben.)

Den dunklen Hintergrund des Christusgemäldes von Schell bildet eine

großzügige Skizzierung jener vorchristlichen Religionen, die trotz brahmanischen Tiefsinns und griechischen Scharfsinns, trotz buddhistischen Gleichmuts und römischen Herrschergeistes sich über die Niederungen der indischen und persischen, ägyptischen und chaldäischen, griechischen und römischen Naturversunkenheit nimmer zu erheben vermochten, während das Christentum von seiner Entstehung an der Welt das Merkmal überweltlichen Geistes aufgeprägt hat.

Schon weiter in den Vordergrund gerückt schauen wir dann die Vertreter des Zweifels und der Kritik, dargestellt in lapidaren Antithesen, wie sie sich besonders im 19. Jahrhundert aus dem Streit für und gegen Christus ergaben, und wie sie infolge der wirklichen oder scheinbaren Gegensätze und Widersprüche der Evangelien selber entstehen konnten oder entstehen mußten. Gleich einem hundertgarbigen Strahlenbündel mit unheimlichem Funkensprühen umflackern diese aufregenden Fragen die Hauptfigur. Letztere aber tritt uns aus dieser Folie mit alles überglänzender Größe, mit überragender, sieghafter Geistesmajestät entgegen: Christus in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung.

Schell nahm die Farben zu diesem Bilde nicht von der Palette der außerchristlichen Quellen oder der christlichen Tradition oder des Dogmas von der hypostatischen Union; nur mit dem tieftönigen, lebensvollen Kolorit des Neuen Testamentes wollte er malen, mit dem Pinsel der vier Evangelisten, mit der Kunst Pauli und der übrigen neutestamentlichen Autoren. Denn diese sind ihm die einzigen wirklichen Erkenntnisquellen für die Beurteilung der Persönlichkeit Jesu. So wie die Evangelien und Schriften des Neuen Testamentes die Persönlichkeit Jesu schildern, war sie unmittelbar oder mittelbar von den Evangelisten erlebt worden. Dieses in möglichster Schärfe und Tiefe zu erfassen, ist für den denkenden Geist die erste Aufgabe. Das Christusbild des Neuen Testamentes muß zuvor nach allen seinen Gesichtspunkten zur Darstellung gebracht sein, insbesondere mit Würdigung derjenigen Beziehungen, durch welche es als Mittelpunkt oder Bestandteil einer religiösen Weltanschauung im Sinne der Evangelisten erscheint: dann erst ist ein Urteil möglich über die Wahrheitsfrage, also über die Glaubwürdigkeit dieses neutestamentlichen Christusbildes.

Schell stellt sich auf den Standpunkt des Wahrheitssuchers, steht den Urkunden mit unbefangener Bereitwilligkeit, zwar nicht ohne Kritik, aber so voraussetzungslos wie möglich gegenüber und traut sich zu, die Berechtigung des Glaubens aus der exakten Würdigung des geschichtlichen Tatbestandes dartun zu können. Dabei leitet ihn die weitere Erwägung: Christi weltgeschichtliche Bedeutung liegt nicht in dem, was die Weltgeschichte aus ihm gemacht und ihm gegeben, sondern in dem, was Jesus aus der Menschheit gemacht und der Menschheit an Wahrheit und Kraft, an Gedanken und Zielen gegeben hat. Dies aber läßt sich nur dadurch erweisen, daß das große Neue, das von Jesus der Menschheit mitgeteilt wurde, bestimmt angegeben wird. Denn in diesem großen Neuen beruht

der geistige Lebensinhalt, beruht Logos und Pneuma der Persönlichkeit Christi. Dies große Neue neuerdings zu suchen, es ins Licht modernen Denkens zu rücken und es stillschweigend in Gegensatz zu stellen zu allen außerchristlichen Kulturreligionen — das heißt für unsre Zeit wahrhaft wirkungsvoll die überragende Geistesgröße Christi und seines Werkes zur Erkenntnis und zur Empfindung bringen! Dies große Neue, das die Welt ehedem nicht kannte und das sie auch heute noch so vielfach mißkennt, ruht verborgen in den Tiefen der vier Evangelien, man findet es nicht an deren Oberfläche! Der Exeget wie der Historiker muß mit der Fackel der Philosophie in diese Goldschachte hinuntersteigen, um dann den Weg zur Höhe der Anschauung Christi zu erreichen. Wer aber letztere in heißem Ringen erklomm, dem lösen sich all die wirklichen und scheinbaren Widersprüche, die dem Historiker so unvereinbar schienen, dem wird Antwort auf all die Fragen, die Schell selbst in der Einleitung aufgeworfen.

Auch Gebirgstäler scheinen, von unten gesehen, nicht zusammenzugehören, weil sie nach verschiedenen Richtungen auseinanderlaufen. Wagt man aber die Alpenfahrt und steigt empor zur schwindelnden Gipfelhöhe, so gewahrt das Auge, wie jene Täler dennoch von einem Gebirgsstock ausgehen. —

Jedes Evangelium enthält und enthüllt uns etwas von dem großen Neuen, das Christus der Menschheit gebracht. Aber jedes Evangelium vollzieht die Enthüllung in eigener Weise. Jedes muß in seinem eigenen Lichte betrachtet werden. Indem wir den beherrschenden Zentralgedanken, das durchs Ganze webende Leitmotiv herausstellen, finden wir das große Neue, wodurch Christi Person und Werk uns in ihrer übermenschlichen Erhabenheit erkennbar werden. Alle vier Evangelien zusammen aber erst geben Zug für Zug, Farbe um Farbe, Licht um Licht das ganze Christusbild, das gesamte große Neue, wodurch Jesus die Welt umgewandelt hat und noch immer umwandelt bis zum Ende der Weltgeschichte.

Was als Neues, in dieser Form und mit solcher Gewalt noch nie Dagewesenes bei der Vertiefung ins Markusevangelium denkend empfunden wird: das ist die große Idee der Innerlichkeit. Die Forderung innerlicher Geistigkeit, eine Religion der Innerlichkeit tritt der Seele hier mit einer Autorität und Macht entgegen, die noch kein Religionsstifter geltend gemacht. Die Innerlichkeit des Gottesreiches ist der Grundgedanke der messianischen Lehre. Religion von innen heraus ist das Gottesreich, und wer Gott finden will, muß im eigenen Innern den geistigen Tempel aufbauen, der nicht von Händen hergestellt werden kann. Die Geistestaufe oder die Umschaffung von innen heraus ist die große Notwendigkeit und die große Gottestat — das große Wunder des Gottessohnes als des Messias. Das Wort, mit dem Jesus die Jünger berief, stellt ebenso die Menschenseele in den Mittelpunkt der Religion, wie das Evangelium Gott als Anfang und Endziel alles Lebens verkündigt. Gott und die Seele: das ist der Zusammenklang der beiden inhaltsschweren Worte, in die Markus das Ganze

zusammenfaßt, was Jesus von sich aus der Welt Neues zu sagen hatte. Gottesliebe und Menschenliebe: das ist das Evangelium! Glaube, Buße, Liebe: damit ist das Gottesreich da! Das ist das Göttlich-Neue der Jesusbotschaft. Gott, das Höchste, die unendliche Vollkommenheit ist das Ziel: aber das Höchste fordert die Tiefe der Innerlichkeit heraus, um Gottes Herrschaft und Leben im Geschöpf zu werden. Das ist die Kriegserklärung gegen das Grundübel, die Sünde, gegen alle selbstsüchtige Enge und naturhafte Schwere, gegen alle Äußerlichkeit, die die Menschen gegeneinander lieblos macht. So hat Jesus — um mit H. St. Chamberlain zu reden — die wichtigste und folgenschwerste Entdeckung gemacht. Er hat jene Kraft entdeckt, welche die Vergänglichkeit (Äußerlichkeit und Zersplitterung) überwinden kann und wird. Eine sittliche Kraft hat die Menschheit erst durch Christus gewonnen!

Aber diese grundsätzliche Verschiedenheit zwischen dem Neuen und Alten kam den geistlichen Führern Israels sofort zum Bewußtsein. Schroff entspann sich der Gegensatz und Widerspruch — und der Lehrer der Innerlichkeit fand das Todeslos im Kampfe mit den jüdischen Theologen und Priestern der Äußerlichkeit! —

Was Markus so schroff hervorhebt, daß das Gottesreich und sein Verkünder ein fremdartiges Geheimnis aus einer höheren Welt ist, wird bei Matthäus bestätigt. Die weltgeschichtliche Bedeutung Jesu liegt unzweifelhaft in seinem Evangelium, im geistigen Wahrheitsgehalt seiner Lehre. Diese stellt sich bei Matthäus dar als das Evangelium der geistigen Tatkraft und Gerechtigkeit. Die geistige Tatkraft ist der Weg ins Gottesreich. Überall kehrt der Zentralgedanke wieder: Gerechtigkeit, tatkräftige Gerechtigkeit! Das Himmelreich und sein Stifter ist die sittlich-religiöse Tatkraft der Wiedergeburt zur Gerechtigkeit der Kinder Gottes. Diese Tatkraft der Gerechtigkeit ist in Christus und durch Christus in der Welt erschienen und wirkt ihre sittliche Gemeinschaftskraft in der Kirche aus — bis zum Weltgericht. Die Kirchengründung im Felsenmann Petrus war die große, die neue messianische Königstat Jesu. Nur die Gerechtigkeit ist König; nur die sittliche Tatkraft begründet die Herrscherwürde! Sie wird die Erde zum Himmelreich wandeln. Diese tatkräftige Gerechtigkeit erwächst aus dem Boden der Bergpredigt. Sie ist bei Matthäus das große Neue, das eine so reiche Welt, wie das klassische Altertum, aus ihren Angeln zu heben vermochte. In ihr spricht sich das Geheimnis der Persönlichkeit Jesu aus. Über alles Menschlich-Kleinliche, womit die landläufige, religiöse Weltanschauung und Lebensordnung belastet erscheint, ist sie erhaben. In ihren göttlichen Tiefen ruht die geistmächtige Widerlegung aller gegen sie erhobenen Einwände. Was sie will, das ist die Einkehr Gottes in das von der Wahrheit erregte Denken, in den vom Kampf um das Gute ergriffenen Willen. Das Evangelium vom Himmelreich der Gottvereinigung durch Gottverähnlichung: das ist die Bergpredigt. Und das ist ein großes Neues! Dies große Neue aber gibt uns zu erkennen, was der allein menschenwürdige Lebensinhalt sei. —

Höher steigt nun die Sonne des Bildes Jesu Christi. Von einem überweltlichen, purpurnen Zauberschimmer unendlicher Liebe und Erbarmung umflossen — so tritt uns des Erlösers Gestalt aus dem Lukasevangelium entgegen, dem lieblichsten Buche, das je geschrieben worden ist. Ganz neue Züge kommen jetzt zum geistigen Bilde Jesu hinzu, immer tiefer führt uns Schell hinein in die göttliche Wunderwelt der weltumspannenden Erlöserliebe des Heilandes. Das ganze dritte Evangelium atmet den Geist der Erbarmung und Liebe. Die Not trennt nicht von der göttlichen Erbarmung, sondern ist deren eigenstes Sorgenkind. Als Arzt und Heiland von oben, als mitleidsvoller Heimsucher der sündekranken Menschheit naht er uns. Liebe, die dem Elend erbarmend zu Hilfe kommt, Liebe, die so allgemein und völkerumfassend ist wie die Not, Liebe, die der Geist des wahren Christentums ist: das ist die frohe Botschaft Jesu im Lukasevangelium. Hat die Welt je solche Liebe vorher gekannt? Kann es etwas Ergreifenderes geben als die mitleidvolle Heimsuchung der sündekranken Menschheit durch den Arzt und Heiland von oben? Ein ganz neuer Gesichtspunkt, eine ganz neue Wahrheit ist das: das Gottesreich ist Heilung der kranken, sündigen, armen, todverfallenen Welt, des verlorenen Sohnes, des siechen Lazarus! Und wer die Liebe als Gottes tiefstes Wesen denkend und wollend erlebt, wer sich in Liebe, Erbarmung, Gemeinsinn, Opferhingabe auswirkt und auslebt, hat Gott erlebt, hat Jesum verstanden, hat das Gottesreich gefunden. Im Gottesreich der dienenden, helfenden Liebe, das dem selbstsüchtigen Weltreich der im höchsten Falle herrschenden und bevormundenden Liebe diametral entgegengesetzt ist, besteht das große Neue des Lukasevangeliums. Unter diesem Gesichtswinkel sind auch dessen Parabeln, selbst die Kindheitsgeschichte, die Schilderung des Todesleidens und der Erscheinungen des Auferstandenen aufzufassen. —

Gedanke, Wort, Willenstat des Lebens; Bild der Wahrheit, Urquell der Liebe: damit eröffnet das vierte Evangelium den Lebensgang Jesu. Dieses Leben verläuft als die große Offenbarungstat des Lebens: im Wesen, im Wirken, im Lehren, im Leiden: „Dazu bin ich in die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben“, Joh. 8, 37. Das ist Gottes Reich: das Leben aus der Wahrheit mit der Kraft der Wahrheit. Von Gott aus wird das wahre Leben der Menschheit eingesenkt durch die Einkehr des eingeborenen Wortes. Mit ihm kommt das Licht der Wahrheit in die Innerlichkeit der Seele, die vorher Wüste und Leere war, solange sie durch das Verlorensein an die Welt dem Menschen selbst eine unbekannte Welt, eine verwahrloste Schöpfung blieb. Die frohe Botschaft vom wahren Leben kann nur die starke Tat des wahren Lebens sein: Tat der Erkenntnis und Lehre, Tat der Erfüllung und des Vorbildes, Tat der Hingabe und Aufopferung zur Überwindung aller Gegnerschaft. Das ist das große Neue, von dem uns das Evangelium Johannis Kunde bringen will. Von diesem großen Neuen ist das Christusbild des vierten Evangeliums getragen und beseelt in jeder Linie, jeder Farbe, jedem Lehrwort, jeder Tat, im Leben

und Sterben wie auch nach dem Auferstehungssiege über Tod und Grab. Schöpfung und Weltregierung bilden den Anfang dieses Evangeliums. Derselbe Weisheitsgedanke, der bei der Schöpfung das Reich des Lebens aus Licht, Kraft und Liebe hergestellt, ist in Jesus erschienen, um die geistige Schöpfung zum Himmelreich des vollkommenen Lebens ins Dasein zu rufen. —

In solcher Weise fördert Schell mit dem tiefeindringenden Lichte eminent spekulativen Geistes viel wunderbares Gold aus den Evangelien zutage — neue, oft ganz überraschend aufleuchtende Gedanken, die den Leser mächtig gefangennehmen, aber auch gewaltvoll zu eigenem Denken, Prüfen und Vergleichen antreiben. Aus tiefster Seele heraus ist dies Christusbuch geschrieben, von einem modernen Menschen für moderne Menschen, an alle sich wendend, auch an die Ungläubigen, nicht bloß an Theologen, auch an die gebildeten Laien aller Konfessionen und Wissenschaften, aller wissenschaftlichen und konfessionellen Richtungen, an alle ehrlichen Gottsucher unserer Gegenwart, an alle Ringenden, Kämpfenden, Zweifelnden, Irregeführten. Deshalb rückt er sein Christusbild in den Lichtschein der modernen Fragen und Bedürfnisse. Ganz abgesehen davon, daß Schell im Anschluß an die Betrachtung des Matthäusevangeliums, Harnack gegenüber, die wahre christliche Aszese als die keimende und aufbrechende Knospe christlicher, übernatürlicher Innerlichkeit erweist und mit heiliger, blanker Waffe verteidigt, erweckt unser gesteigertes Interesse jener Abschnitt seines Buches, in welchem er, anschließend an das Evangelium Lukas, über „Kultur, Arbeit und Besitz im Evangelium“ seine Gedanken ausspricht. Schell bietet hier ohne Zweifel etwas vom Besten, was über diese brennende Frage in neuerer Zeit geschrieben worden ist, wie sehr auch naturgemäß eine Kritik des „Vorwärts“ (vom 15. Juli 1903) ihren Unmut gegen Schell ausläßt. Indessen auch darin erweist Christus und sein Evangelium die höhere Herkunft, daß gerade aus dem Lukasevangelium als die Heimstätte der allein wahren Kultur und Arbeit das Gottesreich der helfenden Liebe sich darstellt. Ist ja doch Liebe die Seele aller Ursächlichkeit, aller Kulturkraft und Arbeit; Liebe: die Kultur des Himmels auf Erden! Liebe allein bedeutet eine Kultur unvergänglicher Werte. Und das ist das Göttliche und Neue in Jesu Kulturideal, das der Gesichtswinkel, unter dem Arbeit und Besitz ins richtige Licht treten. In diesem Zusammenhange wird auch über die Bettelorden ein gerechtes Urteil möglich, die auf allen Besitz verzichten, um ganz im Liebesdienste für Gott und Menschheit aufzugehen. Alle Kultur und Kulturentwicklung ist zu betrachten von dem hohen Standpunkt der Unsterblichkeit. Damit ist die höchste Innerlichkeit, Tatkraft und Liebe gefordert. Das war die Tat Jesu. Und darum ist er der Begründer der höchsten Kultur, im steten Kampfe gegen die einseitige, liebearme Kultur dieser Welt! Hierher gehört auch, was bei Behandlung der Bergpredigt als Lösung auf die Frage geboten ist, ob das Evangelium Christi nicht aller Kultur, allem Besitz, aller Arbeit, Kunst und Wissenschaft feindlich gegenüberstehe, ob Christus die Men-

schen nicht traurig, gedrückt und armselig mache. Jedoch gerade im Johannesevangelium gibt Jesus in dem Wort vom wahren Leben auch der Naturaufgabe der Menschheit die Weihe der Ewigkeit. Der Wissenschaft konnte kein stärkerer Antrieb, kein höheres Bürgerrecht im Reiche Gottes gegeben werden, als indem der Gedanke, der Logos, als das geoffenbart wird, was ewig war und allein alles Dasein erklärt. Und der Kunst konnte nichts Besseres zuteil werden, als die Offenbarung, daß die gestaltende Kunst der erfinderischen Weisheit der Eingeborene Gottes ist, der Abglanz des Ewigen. Selbst die Alltagsarbeit und die Erholung wird durch das Evangelium mit dem wahren Lebenszweck verknüpft und mit Ewigkeitsgehalt erfüllt, und dem Feminismus der modernen Männerwelt, der Opferscheu des modernen Weibes wird als wahre Quelle der Kraft das Opfer vorgestellt. Ist das nicht etwas Neues? —

Noch vieles ist es, was an der Hand Schells als großes Neues aus den Tiefen der vier Evangelien uns entgegenleuchtet. Wer Schells eminentes Christusbuch öfter liest, wird es finden und oftmals überrascht sein von den ganz neuen Gedanken, die der Philosoph ausgräbt. Gleich einem elektrischen Scheinwerfer gießt seine Spekulation helles Licht aus über ganze Gruppen von Gleichnissen und Gedankengängen Jesu Christi, über Fragen, die Tausende bewegen, aber so selten eine befriedigende Beantwortung erfahren. Kaum ein Gleichnis, kaum ein Lehrwort ist unerörtert geblieben. Es sei nur noch auf die lichtvollen, großzügigen Ausführungen über „Christus und die Kirche", über die „messianische Vollendung", über „Abendmahl und Todesangst", über das „geistige Vermächtnis des Gekreuzigten", über „Tod und Auferstehung", „Osterglaube und Osterbotschaft", endlich über „das Pfingsterlebnis der Jünger" und über die „Ausprägung des Evangeliums in Lehre und Sakrament" hingewiesen. Besonders was Schell über Ostern und Pfingsten schrieb, gehört ohne Zweifel zum Glänzendsten, was man über diese Themen je gesprochen hat. Den Abschluß des Ganzen bildet ein gedrängter Essay über „das Evangelium der Apostel". Was aus der Betrachtung all dieser hier nur angedeuteten Stoffe wiederum mächtig aufleuchtet, ist gleichfalls großes Neues, das vor Christus nie da war und nie mehr wird übertroffen werden können. Denn ein großes Neues ist die Idee und Tat der Kirchengründung im Sinne Jesu, ein großes Neues die Grundlegung der Sakramente, ein großes Neues der Erlösertod für die Sündenschuld der Menschheit, ein großes Neues die Auferstehung des Ostermorgens, ein großes Neues die Herabkunft des Geistes am Pfingsttage. Gerade an der natürlichen Erklärung des Auferstehungsglaubens und des Pfingsterlebnisses muß alle Psychologie, alle Geschichtsforschung scheitern!

All dies wahrhaft große Neue — in welch anderem Religionsstifter trat es zutage? In welch anderen Religionsbüchern ist es zu finden? Kennen die Vedas einen so hohen, reinen Gottesbegriff? Sprechen die Steinurkunden von Babylon und Assyrien so großartig von Ursprung und Ziel der Welt und des Menschengeschlechts? Wissen die Bücher des Zend-

Avesta oder die ägyptischen Denkmäler und Papyroi so von Sünde und Erlösung zu sprechen? Gab Hellas und Rom dem Leben so gewaltigen, göttlichen Daseinsinhalt? Kann man also im Ernste behaupten, Christus und das Christentum haben der Welt nichts wesentlich Neues gebracht und alles sei schon dagewesen vor Christus, „es gebe keine materiell neue Offenbarung“? Die vergleichende Religionswissenschaft räume mit diesem „Traume“ auf? Nur eine subjektive Offenbarung sei möglich nach Art der künstlerischen Inspiration? Kann das ein ernster Historiker verantworten?

Aber seit 20 Jahrhunderten rückt der Zeiger der Weltgeschichte vor, Königreiche kamen und gingen, Völker tauchten auf und verschwanden, Philosopheme blitzten empor und erloschen — nur Christus blieb und bleibt derselbe heute und gestern und in Ewigkeit.



Korn und Rebe

Von

Johanna M. Lankau

Es zieht der Duft von jungem Korn
Durch sommerwarme Lüfte,
Vom Ackerfeld zum Heckendorn
Wandern die süßen Düfte.

Sie klimmen auf ins Hügelland,
Wo Muskatellerreben
In blaue Luft und Sonnenbrand
Die Blütentrauben heben.

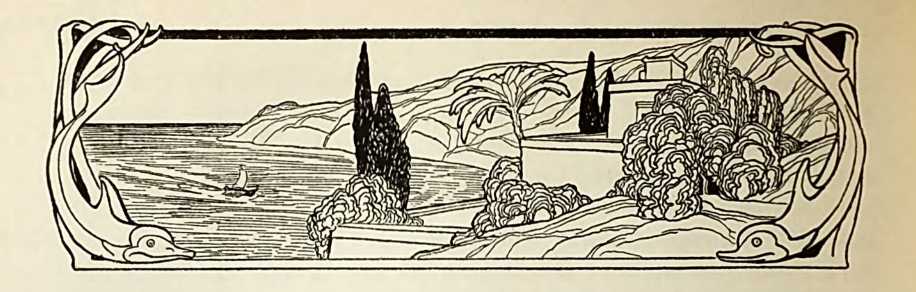
Aus tausend kleinen Kelchen geht
Ein Duft so fein und süße,
Und wenn der Windhauch stille steht,
Tauscht Korn und Rebe Grüße.

Dann reden sie ein Weilchen lang,
Wie treue Freunde pflegen,
Von künft'ger Zeiten Glück und Gang,
Von Sonne, Tau und Regen.

Von Kelterbaum und Mühlenstein,
Von Wachsen, Reifen, Sterben,
Bis sie dereinst als Brot und Wein
Den besten Segen erben. . . . . .

Ein Lüftchen haucht, der Duft zerrinnt,
Ein fernes Glockenklingen,
Talabwärts trägt der Abendwind
Zwei weiße Falterschwingen.





Leibeigen

Eine Kolonialnovelle aus der Gegenwart

Von

Hanna Christaller

(Fortsetzung)

Am Strande der Lagune tummelte sich ein Trüppchen Negerkinder. Ein allerliebstes splitternacktes Mädchen, das um die Hüften einen schmalen Gurt von winzigen Muscheln trug, markierte im fröhlichen Spiel offenbar die Hausmutter; denn zwischen zwei Steinen zerrieb sie einige zerbröckelte Ziegelsteine zu Mehl. Gewandt flogen die kleinen Arme hin und her. Ihre Augen glänzten vor Eifer. Jetzt wandte sie jäh das niedliche Köpflein und blickte lachend, daß die Milchzähnchen wie Perlen schimmerten, zu der weißen Dame auf, die soeben aus dem gelandeten Kanu ans Ufer getreten war. Bewundernd ruhten deren Blicke auf dem holden Kinde, das sich nun von seiner Arbeit aufrichtete und der weißen Frau das Händchen reichte. Das gleiche taten die übrigen Kleinen. Länger aber als die der andern hielt Maria die Finger des niedlichen Mädchens fest, dem Glück und Vergnügen aus den schwarzen Augen sprühten. Ein Durst nach Frieden und Sorgenlosigkeit brannte in Marien. Langsam ging sie weiter. „Mami, schöne Mami!" rief die lustige Schar ihr neckend nach.

„O! wäre ich noch ein Kind, wie ihr!" sprach sie vor sich hin. In ihrer Brust war's kalt und dunkel. Wieder hatte es heute einen Wortkrieg zwischen ihr und ihrem Mann gegeben. Seit dem Besuch des Stabsarztes gehörte das zur Tagesordnung. „Du bist geistlich tot," hatte Christoph gesagt, „deshalb kannst du den lebendigen Glauben nicht erfassen." Und sie: „O, nimmermehr verlangt mich nach deinem Glaubenshimmel, der nicht Raum hat für die Millionen, die Gott auf einem andern Wege suchen als ihr." Damit war sie gegangen; alles hatte sie zu Hause im Stich gelassen. Nur in die Nähe von Menschen wollte sie, die menschlich frei und nicht vorurteilsvoll befangen dachten, wie jene, mit denen sie Tag für Tag zu leben hatte.

Drüben winkte Romunds Wohnung herüber und dahinter eine Seitenfront des Hospitals. Sie sah Schwester Gabriele über den Wandel-

gang huschen. Sonst zeigte sich niemand. Aber es tat ihr wohl, dorthin zu schauen.

Im Schatten einiger Palmen blieb sie stehen. Sollte sie wirklich zu Romunds? Was suchte die Hungernde bei den Satten? Aber halt! Die Freundin hatte in letzter Zeit viel gekränkelt. „Liebe, kleine Helene! Ich werde ihr einen Krankenbesuch machen!"

Sie ging weiter, immer eiliger. Mächtig, unwiderstehlich zog es sie.

Auf der obersten Treppenstufe kam ihr Martini entgegen. Bewegt reichte er ihr die Hand. Wortlos standen sie sich gegenüber. Wie gut sie sich jetzt wieder kannten!

Durch die halbgeöffnete Wohnzimmertür klang Musik. Er führte unhörbar Marien dorthin und legte den Finger an die Lippen.

Das Ehepaar saß am Harmonium. Romunds Arm ruhte auf der Stuhllehne seiner Frau. Er sah sie unaufhörlich an. Sie spielte, und nun sang sie:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat —"

Die Stimme versagte ihr — mit einem erstickten Schrei sank sie auf seinen Arm zurück und begann laut zu weinen. Er preßte sie an sich und drückte sein zuckendes Gesicht an das ihre, indem er ihr die Tränen wegküßte und unverständliche Laute stammelte.

„Ich kann ja nicht gehen!" rief sie. „Wenn dir etwas zustößt in diesem fürchterlichen Lande! Und wie soll ich leben ohne dich? Das ist ja Wahnsinn!"

Leise schlichen die beiden Horcher wieder weg.

„Was soll das heißen?" fragte Maria.

„Kommen Sie nicht, um Abschied zu nehmen?" gab der Doktor erstaunt zurück.

„Nein, ich weiß von nichts."

Er betrachtete sie prüfend. „Warum ist Ihr Mann zu Hause geblieben? — Sie hatten häuslichen Kummer. Nicht wahr, ich hab's erraten?"

Verwundert, beinahe furchtsam blickte sie auf: „Woher erfuhren Sie — —?"

„Wer selbst im Feuer stand, weiß, aus welchem Winkel es raucht."

Das Rot, das ihr bis in die Schläfen stieg, bestätigte ihm, was er vermutet hatte.

„Aber was ist mit Helenen?" forschte Maria, hastig ablenkend.

„Die junge Frau hat in letzter Zeit so schwere Fieber durchgemacht, daß ich als Arzt ihr Hiersein — —"

„Die Ärmste!" sagte Maria.

„— nicht länger verantworten kann," fuhr Martini fort; „um so weniger, als nicht ein, sondern zwei Leben auf dem Spiel stehen. Sie muß durchaus einige Zeit in Deutschland verweilen."

„O Himmel!“ entfuhr es Marien. „Möge Gott mich vor solcher Lage bewahren!“

„Dich?“ Mit einem Ruck des Entsetzens wandte er sich ab und ging erregt hin und her. „Wahn, Wahnsinn!“ Liebe und Zorn loderten in seinen Augen.

Romunds traten aus dem Zimmer. Sie waren so erfüllt von ihrem Schmerz, daß der Anblick der beiden sie offenbar nicht berührte. Sie hielten einander fortwährend an der Hand, als wollten sie jeden Augenblick, der ihnen noch vergönnt war, auskosten.

Maria trat auf sie zu.

„Wie lieb, daß du gekommen bist!“ sagte Helene mechanisch. Ihr ganzes Wesen war damit beschäftigt, jede Bewegung ihres Gatten sich einzuprägen; allem andern gegenüber hatte ihr Gesicht einen leeren Ausdruck. „Gelt, du siehst nach ihm?“ bat sie wie aus einem Traum heraus die Freundin. „Und Sie!“ — beschwörend sah sie den Doktor an — „Sie kommen — — — Ihr kommt miteinander zu ihm.“ Krampfhaft faßte sie beider Hände und drückte sie aufeinander. „O Gott, o Gott!“ und schluchzend stürzte sie in die Arme ihres Gatten. Er führte sie zum Sofa.

„Fasse dich, Kind! Denke, welche Freude du mir machst, wenn du tapfer bist! Kannst du es sein — mir zuliebe?“ Er deutete zur Sonne hinauf. „Schau! dort oben wollen wir uns immer treffen. Wenn das große Meer sich zwischen uns gebreitet, siehst du hinauf zur Sonne, sehe ich hinauf, und so haben wir doch immer etwas Gemeinsames.“

Gabriele kam die Verandatreppe herauf. Sie sprach leise mit dem Stabsarzt.

Vom Meer schallte das Heulen des Nebelhorns herüber, das die Ankunft des Dampfers meldete. Helene sank vornüber mit dem Gesicht auf die Hand ihres Mannes, welche, die ihre haltend, auf dem Tisch lag, und ihre Tränen rannen darüber hin. In fassungslosem Schmerz biß sie ihm ins Fleisch.

„Mein armes Lieb!“ flüsterte er.

Sie erhoben sich und setzten ihre Tropenhelme auf. Romund winkte den schwarzen Dienern, die verschüchtert herumstanden, das am Boden liegende Gepäck aufzuheben.

„Einen Augenblick!“ bat die Schwester schonend, als Romunds sich anschickten zu gehen. „Ihr Kleid!“

Zerstreut sah die junge Frau an sich hinab. Gabriele zog den ganz verkehrt eingehakten Rock in die richtige Lage.

„Danke!“ sagte Helene matt. „Das ist ja ganz einerlei.“

Nun ging die Gesellschaft dem Strande zu. Getreulich lief die Dachshündin mit. Aber ihre drei Jungen, welche sich die Treppe noch nicht herunterwagten, blieben vor der obersten Stufe winselnd stehen.

Romund und Gabriele begleiteten im Boot die Scheidende bis zum Schiff.

„— — — — — Werde ich den üblichen Korb bekommen, wenn ich Sie einlade, jetzt im Hospital etwas Rast zu halten?" fragte der Stabsarzt auf dem Rückweg Marien.

„Nein!" antwortete diese. „Aber zuerst sollte ich noch einmal nach Romunds Wohnung sehen. Da steht alles sperrangelweit offen. Wie wird der Vereinsamte sein Hausmütterchen vermissen! Fast möchte ich jetzt sagen: es ist ein Glück, nicht glücklich zu sein; denn nach verlorenem Glück schmeckt das Entbehren um so herber."

„Ja, herbe — man kann auch ein Glück verlieren, das man nie besessen. Doppelt herbe, wenn es greifbar und doch unerreichbar neben einem wandelt."

Sie preßte die Lippen zusammen. Grauen und Entzücken stritten in ihr; sie wünschte sich weit weg, und doch war es eine süße Wehmut, an seiner Seite zu wandeln.

In Romunds Wohnung angelangt, führte sie rasch aus, was sie hergetrieben hatte. Sie schloß die Türen ab, legte alle Schlüssel ins Wohnzimmer und stand nun, mit dem letzten in der Hand, verzagt da.

Warum lud er sie nicht zum Weitergehen ein? Sie trat zu einem Blumenbrett, von dem Luffa und blaublühende Winden sich an Schnüren emporschlängelten. Verlegen wand sie eine Ranke um ihren Finger.

Aus einer Ecke lugten mit dumm verwunderten Säuglingsaugen die drei jungen Hunde hervor. Der Papagei in seinem Käfig aber beobachtete mit mißtrauischer Gelehrtenmiene die beiden Eindringlinge.

Der Stabsarzt nahm eine mit Früchten gefüllte Platte vom Fliegenschrank herab, setzte sich damit an den Tisch und begann eine Orange zu zerlegen. „Nehmen Sie Platz, Maria! Hier sind wir eigentlich am ungestörtesten." Er sandte einen langen Blick zu ihr hinüber. „Ich habe seither immer an Sie gedacht."

Sie zögerte. Unsicher folgte sie seiner Aufforderung. Sie sah, wie der Saft seine Finger feuchtete. Nun schob er ihr auf dem Stern, den er mit seinem Taschenmesser aus der Schale gebildet hatte, die Orangenstückchen hin und trocknete sich mit dem Schnupftuch die Hände.

„So!! genau wie einst! Nur griff Maria damals fröhlich zu." Er beugte sich vor und sah ihr schmerzvoll in die Augen. „Immer wieder führt uns das Schicksal, wie eine wohlwollende Mutter, zusammen", sagte er halblaut mit seiner bestrickenden Stimme. „Aber sieh, die Hand, die uns liebkost, sie schlägt uns: — meiden soll ich, was ich mit Seele und Sinn begehre! Wohl! ich könnte entsagen, ich wollte! wenn ich die Bürgschaft hätte: mein Kleinod ist bei einem andern besser geborgen. Aber es am Busen jenes andern vereinsamt und mißachtet zu wissen — wie soll ich das ertragen? Wie soll's da nicht gären in meinem Blut und sich empören gegen ein Gesetz, welches das Sichwiderstrebende bindet und solchen Bund gar für heilig und unantastbar erklärt? Was hat es für einen Sinn, zu entsagen, wenn niemand etwas davon hat, — zu entsagen, bloß um

geistlos einer Form zu genügen? Ist's denn nicht genug, daß ich leibeigen war? Mußt nun auch du es sein und bleiben?"

Sie barg ihr Gesicht in die Hände: „Nicht weiter, nicht weiter!" Still weinte sie vor sich hin: „Warum kann das eine nicht ehrlich zum andern sagen: ‚Gib mich frei! Und heiße Gebete für dein Glück will ich täglich zum Himmel senden!'? Ha! aber nein! Es steht geschrieben: ‚Mann und Weib sind ein Fleisch.' Und das genügt, um einen schriftgläubigen Menschen taub zu machen gegen alle Erwägungen der Vernunft und des Gefühls. Ich bin gefesselt, bis der Tod, der Tod, der barmherzige Tod mich erlöst." Sie streckte verzweifelt die Arme aus. „Aber zu mir kommt er nicht; er kommt nicht, der Tod — —"

„Er soll auch nicht," flammte der Stabsarzt auf. „Das Leben soll uns erlösen, nicht der Tod. Wollen, Mut haben! Der Mensch ist nicht um des Gesetzes willen, das Gesetz ist um des Menschen willen da. Ich habe gesündigt gegen ein inneres Gesetz, um dem äußeren gerecht zu werden, und erst der Irrtum führte mich zur vollen Erkenntnis. Ist diesen Weg nicht auch Maria gegangen?"

Widerstandslos überließ sie ihm ihre Hand. Sie sprachen kein Wort.

Eine große schwarze Schmeißfliege schoß summend heran und setzte sich auf die goldfaserige Frucht. Gierig begann sie mit ihrem langen Rüssel zu saugen. Martini schaute ihr eine Weile zu. „Wehrt man sich nicht um das Seine, so zehren Unberufene daran." Er verscheuchte die Schmarotzerin. Zum Schein legte er eine Fruchtschnitte vor sich hin. Dann schob er Marien den Stern mit dem übrigen zu. Sie nahm eine Scheibe. Er drehte, indem sie aß, langsam die Schale, bis sie leer war. Ruhiger wurde Maria. Wundersam in ihrem Sinn verstrickten sich Gegenwart und Vergangenheit — sie glaubte wieder daheim zu sein. So selbstverständlich kam ihr das Zusammensein mit ihm vor, so leichtbeflügelt das Leben, das sie an der Seite des andern so bleischwer niederzog.

Auf einmal in ihre Gedanken hinein kläfften die drei jungen Hunde; übereinander kollernd, rannten sie aus ihrem Schlupfwinkel hervor; denn die Hündin sprang hurtig die Treppe herauf, ihrem Herrn und Gabrielen voraus.

„Ich dachte mir wohl, daß wir Sie hier treffen würden", sagte die Schwester. „Kommen Sie! Nun wollen wir unserem fortziehenden Wandervogel noch einen Gruß nachwinken."

Sie folgten dem Hausherrn, der blaß und schweigend nach jener Seite der Veranda ging, von der aus man ungehindert aufs Meer hinausschauen konnte. Langsam rückte das Schiff fern und ferner. Kleiner und immer kleiner wurde der weiße Punkt auf Deck, zu dem der junge Gatte angestrengten Auges immerfort hinüberblickte, bis ihn die Lider schmerzten. Und sie schwenkten ihre Tücher — endlich verschwand der weiße Punkt, die helle Gestalt Helenens.

Da stöhnte Romund auf voll Weh. Der Stabsarzt aber berührte

leise Mariens Schulter und wies zum entgleitenden Schiff hinüber: „Dort hinaus!"

* * *

Geraume Zeit war verflossen.

„Nun sind Sie doch mit heruntergegangen, Sie eigensinniger Mensch!" sagte Gabriele eines Tages vorwurfsvoll zu Romund, den sie bis ans Ende seiner Haustreppe begleitet hatte. „Wenn Sie mir nicht folgen wollen, werde ich Ihnen den Doktor herüberschicken." Besorgt musterte sie sein abgemagertes Gesicht.

„Mir geht's ja leidlich", widersprach er. Seine Stimme klang, als kostete ihn das Sprechen einige Anstrengung. „Was habe ich denn so allein da oben? Ihr Besuch hat mich wirklich sehr erfreut. Ich werde meiner Frau schreiben, wie gewissenhaft Sie nach mir griesgrämigem Einsiedler sehen."

Mit der Bangigkeit eines Einsamen wider Willen, den sonst fröhliche Geselligkeit umgab, folgte er ihr bis an den Zaun des Vorgartens. „Nur noch ein paar Schritte! Menschliche Nähe tut mir so wohl. Es ist da oben so graulich."

Gabriele bekämpfte ihre innere Unruhe und drängte den Leidenden sanft zurück. Aber ein neuer Aufenthalt trat dazwischen.

Tieme kam quer über die Düne gegangen und näherte sich lebhafter, als sonst seine Art war, den beiden.

„Gut, daß ich Sie gleich hier treffe! Meine Abreise nach Deutschland kommt mir rascher über den Hals, als ich dachte. Aber je eher man geht, desto eher kommt man wieder."

Sein Blick war nicht so sorglos wie sein Ton. Befangen wich er dem verständnisvollen Auge Romunds aus und schaute zu Boden, wo er ein vom Zaun abgebröckeltes Stück Rinde mit dem Fuße hin und her schob. Plötzlich griff er, wie zu einem Entschluß gekommen, in die Brusttasche und reichte Romund ein Kuvert hin. Können Sie mir dies aufbewahren, bis ich wiederkomme? Es ist mein Testament — man weiß ja nicht, wie es geht."

„Hoho! Sie machen ein Testament?" fragte Romund. „Sie, der nach vierjährigem Aufenthalt an dieser Fieberküste noch so stramm vor uns steht? Sie gehen doch nicht in den Hererokrieg, sondern in unser liebes, zahmes Deutschland. Sie und ein Testament! Da sehen Sie mich an! Nun, ich werde meines dazu legen."

Tieme schmunzelte: „Na, na! nur nicht so schwarz sehen! Gewöhnen Sie sich vollends ans Küstenklima! Ich habe immer vernünftig gelebt und bin stets leicht über kleine Fieber weggekommen. Doch Malariagebiet ist Malariagebiet, und ich habe solch ein Gefühl, als ob es Zeit wäre, daß ich einmal andere Luft atme."

Gabriele konnte sich nicht mehr beherrschen: „Aber nicht wahr, wenn einem fieberisch ist, dann steht man nicht noch mit der Hausmütze in der

Sonne herum. Helfen Sie mir diesen widerspenstigen Patienten ins Bett sprechen!"

„Pah!" sagte Tieme. „In Europa hat man Schnupfen, hier Fieber. Aber folgen Sie unserer Samariterin! Ich werde schnell weitergehen, habe viel zu besorgen. Wir sehen uns ja noch einmal vor der Abreise."

Die drei verabschiedeten sich voneinander.

Gabriele ging dem Hospital zu. Rustan sprang ihr entgegen, und nun lief er neben ihr her. Sie kam am Gemüsegarten vorüber, der sich an die länglichen Küchengebäude anschloß.

„Geh fort! hier kann ich dich nicht brauchen", sagte die Schwester zum Hund, indem sie in den Garten eintrat.

Eben war der Hausdiener damit beschäftigt, dürre Palmenzweige, mit denen tagsüber die Pflanzen bedeckt waren, wegzuräumen. Gabriele beugte sich über ein Radieschenbeet und begann einige Büschel herauszuziehen.

„Sie sind sehr schön geworden", meinte sie vergnügt. „Bei dem vielen Regen jetzt wächst alles."

Der Neger warf einen Arm voll Palmenzweige, den er unter monotonem Singsang gemächlich gesammelt hatte, zu den andern. Dann stellte er sich breitspurig hin und nahm aus der Tasche seiner bis an die Knie reichenden weißen Hose einen Holzstengel, der an dem einen Ende weichgekaut war. Er biß daran weiter und schaute der Schwester phlegmatisch zu.

„Es sind wieder zwei Kranke gekommen," bemerkte er, „während du fort warst."

Gabriele erhob sich aus ihrer kauernden Stellung. „Was? Schon wieder? Wer denn?"

„Einer aus der französischen Faktorei und der weiße Mann Gottes." Der Diener stieß einen bedauernden Ton aus und kreuzte die Hände über die Brust, womit er andeuten wollte, daß er die beiden Ankömmlinge als Sterbende betrachte. Dann kaute er gemütlich weiter, spuckte in großem Bogen aus und orakelte: „Es werden viele weiße Männer sterben. Am Fluß nehmen die Krebse überhand. Immer, wenn so viel Jahre vorüber sind" — er hob sieben Finger in die Höhe — „kommen die vielen Krebse, und dann sterben Weiße und Schwarze — eine ganze Menge." Er streckte die Arme aus, soweit er konnte.

„Mach rasch deine Arbeit fertig!" befahl Gabriele und ging eilig ins Krankenhaus. Der Neger gehorchte ihr, und solange sie noch sichtbar war, tat er, was sie ihn geheißen. Dann aber nahm er mit Bedacht den Stengel in Augenschein und begann mit dem nun vollständig weich gebissenen Ende seine Zähne eifrig zu putzen.

Im Krankenhause kam Maria der Schwester entgegen. „Wie steht's?" fragte diese, etwas atemlos vom raschen Gehen.

„Schlecht!" sagte Maria leise. „Er schleppte sich schon seit Wochen hin und meinte immer, er könne sich selbst helfen. Jetzt ist er so elend, daß wir ihn kaum transportieren konnten."



Narcisse Diaz
Sonnenspiel unter Bäumen

Nach Phot. von Braun, Clément & Cie. in Dornach

Sie gingen miteinander auf ein großes Zimmer zu. In dem schmucklosen Raum standen zwei eiserne Bettstellen, mit Moskitonetzen umgeben, ein Schrank, ein Lehnstuhl, ein Tisch davor und zwei Gestelle, auf denen sich Waschutensilien befanden. Durch ein hohes, weit geöffnetes Fenster fielen schräg Strahlen der Abendsonne herein.

Die kleine, rosige Schwester Babette, welche kürzlich zur Unterstützung Gabrielens aus Europa angelangt war, lauschte eifrig auf die Anordnungen des Stabsarztes, der am Fußende des Bettes stand. Christoph sah so gelb und zusammengefallen aus, daß er um viele Jahre älter erschien. Vollständig teilnahmslos lag er mit geschlossenen Augen da.

Auf den Zehen näherte sich der Stabsarzt den beiden unter der Tür. Mit einer Handbewegung lud er sie ein, auf die Veranda zu treten. Dort nahmen sie auf drei Sesseln Platz.

Nun saß er, die Ellbogen auf die Knie gestützt, und betrachtete seine Fingernägel. Vergeblich suchte er das Zittern seiner Hände zu bemeistern.

„Um alles in der Welt, warum hat man diese Geschichte so lange hinhängen lassen? Es war doch Pflicht, mich früher davon in Kenntnis zu setzen!"

„Er wollte nicht. Zunächst kurierte Bruder Johannes an ihm herum", sagte Frau Calwer.

Der Arzt verzog keine Miene. In kurzem, sachlichem Ton erkundigte er sich nach den näheren Umständen. Maria berichtete alles der Reihenfolge nach.

„Hm, hm!" machte er.

In einem Zimmer wurde geklingelt. Gabriele sprang auf und ging dorthin.

„Wie steht's mit meinem Mann?" fragte Maria gepreßt. Halb geistesabwesend wandte Martini ihr das Gesicht zu: „Wir müssen auf alles gefaßt sein."

Maria mied seinen Blick. Ihre Augen nahmen einen glasigen Ausdruck an. Das Blut schoß ihr mit dumpfem Hämmern zu Kopf.

Ein Leben neben ihr, wenn es plötzlich versänke —? und der Platz leer würde —? und die Erlösung da wäre —? — — war es nicht Grausamkeit, war es nicht Sünde, das zu denken? Und sie dachte es doch! Ja! Und — sie sah es — der Mann an ihrer Seite, er dachte es auch. O Hohn! Erst leben können, wenn ein anderer stirbt!

„Was willst du?" fragte der Stabsarzt, aus düsterem Sinnen auffahrend, einen Negerjungen, der, wie aus dem Boden gewachsen, vor ihm stand.

„Massa ist sehr krank. Du sollst kommen."

„Ach, du bist ja Dodo beim Herrn Romund? Was? Sehr krank? Ja, ich werde gleich dort sein."

Lautlos, wie er erschienen, ging der schwarze Knabe seines Weges. Dicht an der Treppe stieß er auf Gabrielen, die eine dampfende Tasse in der Hand trug.

„Ist dein Herr kränker geworden?“ forschte sie erschrocken.

„Sehr krank! Er schreit immer: ‚O meine liebe Frau, ich werde dich nie wieder sehen.‘“ Dodo sagte es ziemlich deutlich, aber mit ganz falschem Akzent, wie ein Papagei.

„O Gott, o Gott!“ jammerte Gabriele. „Doktor,“ rief sie dem davoneilenden Stabsarzt nach, „soll ich das rote oder das blaue Zimmer herrichten?“

„Wie Sie wollen!“ tönte es von unten herauf.

* * *

In ihrem weichen hellen Schlafrock saß auf einem Madeirastuhl Schwester Gabriele am Bett Romunds. Ein tief herabhängender dunkelgrüner Schirm dämpfte das Licht der Lampe, so daß nur die Tischplatte hell bestrahlt war. Darauf lag das längliche Glas mit Chinintabletten.

Müde ruhten Gabrielens Blicke auf der neben der Lampe stehenden kleinen Uhr, die langsam, ach, so langsam ihren Zeiger vorwärts rückte. Jetzt war es fünf Minuten nach eins. Die Pflegerin wandelte ein leichtes Gähnen an. „Warum gehen Sie nicht zur Ruhe?“ fragte Romund. „Einige Stunden kann ich wohl allein liegen. Ich bin Ihnen ja schrecklich dankbar, daß Sie bis jetzt dageblieben sind.“

„Und ich werde auch bei Ihnen bleiben“, sagte Gabriele freundlich. „Ich muß ja doch jede halbe Stunde nach meinen anderen Schützlingen sehen.“

„Wie geht es dem Missionar?“

„Er reagiert nur noch auf Champagner. Der Stabsarzt hat ihn erst vor einer Stunde verlassen.“

„O! — Und was sagt die Frau dazu?“ Der Kranke wartete ihre Antwort nicht ab. „Denken Sie, was würde meine Frau dazu sagen — — — wie leicht ist der Tod, wenn einen kein geliebtes Wesen ans Leben fesselt! — — Geben Sie mir Ihre Hand! So!! — — —“

Es wurde wieder still im Krankenzimmer. Von draußen herein rauschte das Meer, gedämpft durch die festgeschlossenen Fenster.

Plötzlich lärmte es vom Hofe her. Rustan schlug an. Schritte tappten die Treppe herauf. Gabriele eilte auf die Veranda. Zwei Neger, eine Hängematte, wieder zwei Neger. Wie schwarze Boten aus dem Hades standen sie da, nachdem sie ihre Bürde zu den Füßen der Schwester niedergelassen hatten.

Aus den Decken heraus blickte unheimlich kraß das Gesicht eines Europäers. Sie beugte sich nieder und schrak zurück: „Tieme!“

Der Leidende versuchte zu lächeln: „Da haben Sie wieder einen Plagegeist weiter! Auf dem Heimweg hat mich's überfallen — Schwarzwasserfieber!“

„So geht es ja oft hier“, seufzte sie.

Vom anderen Ende der Veranda her bewegte sich ein Licht auf die Gruppe zu. Noch vollständig angekleidet, woran Gabriele sah, daß er noch

nicht zur Ruhe gekommen war, eilte der Stabsarzt herbei: „Was ist schon wieder los?" Seine Stimme klang müde und abgespannt. „Wie? unser wetterfester, eingesessener Afrikaner!" bemühte er sich zu scherzen, als er Tieme erkannte. „Na, den werden wir bald wieder hoch kriegen. Schwester, wir haben doch noch das blaue Zimmer?"

Gabriele nickte und winkte den Trägern, ihr dorthin zu folgen.

Bald lag der Patient bequem gebettet. Sein Lager stand so, daß er durch die geöffnete Türe ins dämmerige Nebenzimmer sehen konnte, wo die grünverschleierte Lampe stand. „Liegt dort auch einer?"

„Romund!" sagte Gabriele kurz.

„Afrika! Afrika!" stöhnte der Kranke.

„Das ist doch nicht der Tieme?" rief Romund herüber.

„Guten Abend, Leidensgenosse!" antwortete dieser. „Sie sind mir ein netter Testamentsvollstrecker!"

„Ja, da liege ich schon hingestreckt!" tönte es zurück.

„Unterhaltung verboten!" verwies der Stabsarzt. Dann gab er der Schwester einige Informationen und ging langsam und nachdenklich in sein Schlafgemach zurück. Er kam an der Tür vorüber, die zum Zimmer Christophs führte. Dort hielt er inne. Gedanken, Wünsche, Hellsehereien bestürmten ihn. Was gewesen, was heute war, was werden sollte, stand vor ihm. „Und welche Fügung des Schicksals!" dachte er. „Maria am Bett — — ihres Gatten und in meinem Hospital! Frei ich, frei seit wenigen Monaten! Sie aber gebunden!" Hinter der Tür glaubte er ihre Stimme zu vernehmen. Er trat näher und preßte die Stirn an den Pfeiler. Er hielt den Atem an. Alle seine Annäherungsversuche waren bisher gescheitert an allerlei Äußerlichkeiten. Seit jenem letzten ungestörten Beisammensein bei Romunds war es ihm nicht mehr gelungen, sie allein zu sehen. Und dann wurde er in dieser Fieberzeit durch seinen Beruf ganz und gar in Anspruch genommen — fieberisch war er selbst gewesen. — — Nun hörte er, wie sie da drinnen tröstend zum Kranken sprach. „Und ich? Hier stehe ich draußen wie ein Hund." Er biß die Zähne zusammen. „Und du bist doch mein, Maria — sein mit dem Leib, mein mit der Seele!" Erschüttert schaute er hinaus in die finstere Nacht. Wie sollte es enden? Wo war ein Weg? Einen sah er. Wenn — ja wenn —! „Verflucht, daß man so etwas denken muß!"

* * *

Romund wußte, daß es mit ihm zu Ende ging. Fünf Krankheitstage hatten seine Kräfte aufgezehrt. Er litt nicht viel, aber müde, todmüde war er geworden. Er schaute mit den dunklen Augen, die so groß aus dem schönen, edelgeschnittenen Gesicht blickten, ernst und still durchs offene Fenster; er schaute aufs Meer hinaus. Tiefblau leuchtete es herüber. So schimmernd war der Tag, so klar die Luft, so nahe gerückt der Horizont! Wie sie ihn gelassen stimmte, diese durch nichts gebrochene, in gleichmäßigem Schwung sich frei und ruhig dahinstreckende Linie! Ruhte sie nicht in sich

selbst, wie das in seinen Gegensätzen versöhnte All? Dort glättete sich dem Auge das unruhige Meer — der Kampf der Wogen lief aus in bewegungslosen Frieden. Frieden!!! Er atmete einige Male auf mit letzter Kraft. Matt hob er die Hand und deutete zum Fenster hinaus ins Unbegrenzte: „Ewigkeit!" hauchte er. Er wünschte nur noch zu ruhen, ruhen, ruhen; immer tiefer hineinzusinken in dieses Losgelöstwerden, das so süß war. Alles Schwere und aller Schmerz wich — nichts mehr bannte die Seele.

Lautlos verharrte Gabriele an seiner Seite.

Eine Stunde später — und der Stabsarzt kam geräuschlos herein. Bedeutsam nickte die Pflegerin ihm zu. Er trat ergriffen ans Lager und streifte mit leiser Hand den Trauring vom Finger des Entschlafenen.

„Schwester!" tönte es aus dem Nebenzimmer. Sie ging.

„Es rührt sich ja nichts mehr", empfing sie Tieme. „Ist er tot? Sie brauchen mir's nicht zu verheimlichen. Und nun komme wohl ich an die Reihe?" sondierte er mit scheinbarer Gelassenheit und blickte sie erwartungsvoll an. „Ich!" Sie wandte das Gesicht ab. „Ha! Sie sagen nicht: Nein! Wunderbar und furchtbar! Denken Sie, jetzt noch so warm — alle meine Glieder gehorchen meinem Willen — und vielleicht — —" Ein Schauder durchrieselte ihn. „Vielleicht in wenig Stunden starr, kalt, leer. Und dann — —? Nein, es ist nicht denkbar, daß mein Ich ausgelöscht sein soll. — Einunddreißig Jahre alt, da sollte man doch noch leben in voller Kraft. Nun aber — — sterben! — Schwester", fuhr er in hohlem Tone fort und starrte mit vergrößerten Augen ins Leere. „Es ist überwältigend, diesen Moment so nahe vor sich zu sehen. Und nachher? Nachher zu wissen — vielleicht — das Große, Geheimnisvolle zu wissen. Und das da —" er bewegte seine Hände vor seinen Augen — „ganz starr und kalt! O, ich lebe ja noch. Aber mir ist so seltsam, so dunkel zumute." Seine Zähne klapperten zusammen vor Grauen. „Aheba!" stöhnte er, plötzlich sich emporwerfend. „Mein Weib — — mein armer, kleiner Junge! Was soll aus euch werden? Nein, nein, nein!" Und die kraftstrotzende Gestalt bäumte sich verzweifelnd empor, und krallend griffen die blassen Hände in die Luft, als sträubten sie sich gegen unsichtbare Mächte. Dann sank er ermattet in die Kissen zurück. — — Allmählich begann das Bewußtsein zu schwinden. Tierische Töne entrangen sich seiner Brust, die schaurig durch das Haus und über die Gänge hallten.

— — — Maria saß an Christophs Bett. Bei jedem Laut des Sterbenden drüben überlief es sie kalt. Angstvoll fixierte sie das Gesicht ihres Gatten. Es war so wenig Glück in diese Züge geprägt. Und was hatte sie getan, mehr Sonnenschein in dieses Leben zu bringen? Immer hatte sie bloß sich ausgespielt, sich als einsame, verkannte Seele bedauert, aber gar nichts hatte sie getan, ihn zu verstehen und zu beglücken. Wie Reue fiel es auf ihr Gemüt. Sie schämte sich, so wenig Macht über sich selbst gehabt zu haben. Eine bezahlte Magd hätte seine rücksichtsvolle Anspruchslosigkeit dankbarer hingenommen als sie, die angetraute Gattin.

Unruhig trat sie ans Fenster. Drüben an Romunds Haus wurde eine Flagge gehißt. „Was? Nur Halbmast? Er ist tot.“

Der Abend dämmerte herein. Hohl und dumpf tönte noch immer in kurzen Absätzen das Jammergeschrei Tiemes durch die langen Hallen des Hospitals.

„O, dieses fürchterliche Sterben ringsum!“ Die Ecken und Winkel des Krankenzimmers wurden immer abenddunkler. „Kommt denn niemand, nicht einmal Rustan?“ Und der Kranke war so merkwürdig ruhig. Aber den Tag über hatte es doch geschienen, als ginge es besser mit ihm. Alles um sie herum starrte sie fremd an. Wie Blei lag es ihr in den Füßen — sie konnte das Zimmer nicht verlassen. Gewiß waren in diesem Raum auch schon Menschen gestorben — in ihrem Bett oder wo er lag. Beängstigt blickte sie nach ihrem Lager. In der Dämmerung warf das zurückgeschlagene Moskitonetz so schwarze, so fratzenhafte Schatten. Und nun wieder über den Gang her ein langer, banger Schrei Tiemes! Sie raffte sich auf — und mit vorgestreckten Händen hastete sie zum Zimmer hinaus.

„Hu!“ rief sie — und lag in Gabrielens Armen.

„Was gibt's denn?“ fragte diese, welche gerade die Veranda entlang schritt.

„O, es ist ja alles so traurig“, schluchzte Maria.

„Ist Ihrem Manne etwas?“

„Ich weiß nicht — er rührt sich nicht.“

Teilnehmend umschlang Gabriele die Bebende. „Kommen Sie! Der Doktor ist eben daran, seine Kranken zu besuchen. Ich habe Ihnen einen Eierpunsch bereitet. Der wird Ihnen gut tun.“ Sie zog Marien ins Speisezimmer. — —

Kurz darauf betraten sie wieder die Veranda. Ganz sachte gingen sie ins Krankenzimmer zurück. Sie neigten sich beide über Christophs Lager. Maria fühlte den warmen Hauch der Schwester an ihrem Ohr: „Er atmet tief und ruhig.“

Da löste sich aus dem dunklen Hintergrund des Gemachs eine Gestalt — der Stabsarzt, der sich schon eine Weile dort aufgehalten hatte. Mit ganz veränderter Stimme sagte er nur: „Er schläft. Die Krisis ist überstanden.“ Und damit ging er hinaus.

Zum sterbenden Tieme führte ihn der Weg durch Romunds Zimmer. Dort verharrte er einen Moment bei der Leiche. Eigenes Weh und fremdes Leid, die widersinnige Grausamkeit des Erdendaseins packte ihn grimmig an. Tränen stürzten ihm aus den Augen: „Alles hin!“ ächzte er.

„Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück.“

(Schluß folgt)





Aus der Tannenruh'

Gedanken eines Gottsuchers

Von

Nikodemus

Ich habe mich wieder einmal geflüchtet. Es ist ja nicht möglich, da unten in den Städten zu sich selbst zu kommen. Alles reißt und zerrt an uns. Von allem wird geredet und geschrieben, telephoniert und kinematographiert, nur nicht vom Leben, vom lebendigen Leben. Es wird gelärmt, und doch ist es still und tot; es wird gegessen und getrunken, und doch hungert und dürstet unsere Seele. Aber hier oben in den stillen Schwarzwaldbergen kann ich mich wiederfinden und Ihm näher kommen, von dem wir alle das Leben haben.

Und doch, die rauschenden Schwarzwaldtannen und die geblumten Bergwiesen sind das Geringste. Solange man noch als Pantheist in der „Natur" Gott und seinen Frieden sucht — und nicht findet —, mag man die Wiesen und Felder und Berge für die Hauptsache beim Gottsuchen halten. Aber das sind die ersten Anfangsstadien des Glaubens. Und auch später noch! Wie oft bin ich vor dem Beten ans Fenster gegangen, habe den Himmel, die Wolken, die Felder und Wälder angesehen und mit Betrachtungen über die Wunder und Herrlichkeiten der Natur meine träge oder verstimmte Seele davon zu überzeugen gesucht, daß Er, zu dem ich beten wollte, wirklich existiert, weil nur Er das alles gemacht haben kann, was sich da draußen vor meinen Augen auftat. Aber nicht ein einziges Mal ist mir ein solcher Versuch, mich durch Naturbetrachtungen in die richtige Gebetsstimmung zu bringen, geglückt. In die Furchen der logischen Schlüsse, die ich zog, um mich bis zu Gott durchzuackern, streute der Teufel des Zweifels immer sehr rasch seinen Samen.

Später habe ich dann verstanden, weshalb dies nicht anders sein konnte. Eine solche Vorbereitung zum Gebet kommt auf den tollkühnen Versuch hinaus, Gott mit unserem beschränkten Menschengehirn zu begreifen und zu erfassen. Das wird immer ein Versuch mit untauglichen Mitteln bleiben. Wie kann das Werk den Meister verstehen? Oder noch deutlicher: Wie kann ein schuldiger Angeklagter, der einen Richter um Milde

bitten will, zuerst mit dem gleichen Richter rechten wollen? Wer aber ein Bedürfnis nach dem Gebet in sich fühlt, der befindet sich in der Lage des seiner Schuld bewußten Sohnes gegenüber einem gnädigen Vater.

Und immer habe ich erfahren, daß es nur ein Mittel gibt, um aus dem Lärm dieser Welt und dem Wirrwarr unserer Leidenschaften in jene Stille zu gelangen, aus der heraus man beten kann; nämlich die demütige Übergabe des Herzens an Gott und die Reinigung von allen materiellen Wünschen. Die uns selbst abgerungene Selbstlosigkeit ist der Boden, auf dem Gottes Blumen wachsen. Die Herstellung der richtigen Stimmung zum Gebet ist nur durch einen Willensakt möglich.

* * *

Positive Beweise für die Wahrheit der Lehre unseres Meisters Jesus verlangt ihr? — Ich kann euch einen geben.

Auf jede wirkliche und von den Flecken einer nur feineren Art der Selbstsucht völlig freien Selbsterniedrigung erfolgte immer bei mir eine unmittelbare Erhöhung in die Sphäre von Gottes Liebe, ein sofortiges Wachsen des Selbstbewußtseins meiner inneren Seele. Diese Herstellung des richtigen Verhältnisses zwischen mir und Gott war stets gefolgt vom Gefühl freudiger Beruhigung. Wenn ich, ohne nach materiellen Nebenzwecken zu schielen, auf die Knie sank, hat mich der Vater im Himmel nie lange knien lassen, sondern immer gleich zu sich emporgehoben. Aus unserer eigenen Seele kann dieses Gefühl nicht kommen; und nur so kann ich das Wort Paulus' verstehen: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark."

Andere positive Beweise als die „proves of the inner heart" gibt es aber für Christi Lehren nicht.

Die Skeptiker modernster Richtung werden mir hier vielleicht das große Zauberwort „Suggestion" entgegenrufen. Aber hier paßt dieser in unsern Tagen so häufig verwandte Nachschlüssel eben nicht. Denn es tritt bei der von Christus verlangten Selbsterniedrigung das Gegenteil oder etwas Ähnliches von dem Gefühl ein, das man — wie jene Skeptiker sagen würden — sich autosuggeriert. Diejenigen, welche von der „Erziehung zur Knechtseligkeit" im Christentum reden, wissen nicht, wovon sie reden. Sie glauben von der Lehre Jesu zu reden, und reden nur von den Auswüchsen des Kirchenchristentums.

* * *

Ach, es ist eine traurige Sache um die Terminologie des heutigen Christentums. Die Worte haben ihren ursprünglichen Sinn verloren. Ungeschickte und rohe Hände haben so lange an den zartesten Blüten der Lehre Christi herumgefingert, bis es vorbei war mit ihrem Duft und ihrer Schönheit. Realitäten von tiefster Bedeutung sind für die meisten Christen verschwunden, und was von ihnen übriggeblieben ist, das sind entweder Schlagworte aus der Technik der Theologie oder Schlagworte, mit denen die Gegner des Christentums dieses lächerlich und verächtlich zu machen suchen.

Das Wort „Knechtseligkeit" gehört hieher. Was stellt die Welt sich nicht vor unter einem „knechtseligen Menschen"! Einen Jämmerling, der in scheinheiliger Demut durch das Leben schleicht und in Zerknirschung über seine Sünden noch dankt für die Fußtritte, die ihm, physisch und moralisch, von Höherstehenden verabreicht werden. Wie oft haben mir Gegner der Lehren unseres Herrn gesagt, die Knechtseligkeit, die aus jedem Menschen eine in ihrer Erbärmlichkeit ersterbende Kreatur mache, widere sie am Christentum am meisten an. Die Armen hatten sicherlich nie die Evangelien in der Hand gehabt und in ihrem Leben nur Karikaturen von „Nachfolgern Christi" gesehen.

Und doch gibt es eine wahre Knechtseligkeit, ohne die ein wirklicher Christ undenkbar ist: eine Seligkeit, ein Knecht zu sein; allerdings nicht einiger Hunderte oder einiger Hunderttausende von Menschen, sondern ein Knecht des einzigen Herrn über uns, Gottes. Ihm allein zu dienen und die Menschen zu lieben als Brüder, das bringt Seligkeit ins Herz. Das ist ein Stück des Himmelreichs, ja das ist das Himmelreich selber, das wir nicht über den segelnden Wolken und jenseits der Sterne, sondern in unserer eigenen Seele entdecken können, wenn wir suchen, aufrichtig und geduldig suchen. Dieser „Dienst" ist eine ständige Quelle der Freude und erfüllt die Brust mit Sonnenschein. Immer vermögen wir's nicht, diese freudige Demut in uns zu tragen; aber wenn wir aus den Tiefen eiteln und selbstsüchtigen Suchens auf diese Höhen gekommen sind, dann wird es uns wohl und leicht, wie auf den Bergen.

Letzte Woche bin ich hinunter in die Stadt gefahren. Mir gegenüber im Eisenbahncoupé saß ein Mann in den dreißiger Jahren mit rasiertem, magerem Gesicht und scharfgeschnittenen Zügen. Er las in einem dicken Gebetbuch und bewegte eifrig die Lippen dazu. Wenn er jemanden ansah, dann nur von unten herauf mit gebeugtem und leicht auf die Seite geneigtem Kopf. Und trotz dieses demütigen Gebarens lag etwas Böses in seinen halbgeschlossenen Augen. Ich konnte das Gesicht lange nicht vergessen.

Vorgestern hatte ich mich hier oben in den Bergen verirrt. Mitten im Walde traf ich ein altes Bäuerlein. Eine weiße Halsbartkrause umrahmte den untern Teil des lieben, frischen Gesichts, und aus seinen blauen Augen strahlte Fröhlichkeit und Güte. Eine ganze Stunde weit begleitete er mich durch den Wald bis auf den richtigen Weg. Als er wieder nach seiner Arbeitsstelle zurückkehren wollte, dankte ich ihm und bot ihm eine Kleinigkeit „zu einem Sundigsschoppe" an. „Nüt z'danke", sagte er und wehrte freundlich, aber entschieden mit der Hand ab. „Unser Herrgott hett m'r schu so mängs Mol us mine Dummheite und Sünde rusg'holfe un hett nüt defür verlangt, daß ich Euch wohl au umesunst d'r Weg cha wise." Dann nickte er noch einmal freundlich mit dem alten Kopf und verschwand hinter den Tannenstämmen.

Das waren auch zweierlei „Knechtselige".

* * *

Die Wogen der Wahlschlacht haben nicht bis zu mir herauf geschlagen. Aber die Zeitungen bringt mir der Postbote. Wenn ich nicht will, lese ich sie nicht; heute aber, am Stichwahltag, hab' ich sie gelesen. In Karlsruhe hat Bebel gesprochen. Auch über die Religion hat er sich geäußert. Wer ihn kennt, den mutigen, überzeugungstreuen Mann, der weiß, daß seine Rede ja, ja und nein, nein ist. Und wenn von Gott die Rede ist, dann hat er immer nur ein schneidendes Nein zur Antwort. Dieses Mal aber hat er mit einem eisigen Hohn, der an Nietzsche erinnert, unsern Vater im Himmel gefoppt: „Gibt es einen Gott, der allmächtig ist und vorausbestimmend, so ist Gott selbst schuld daran, daß ich Atheist bin, dann wird er sich doch auch wehren können, wenn man ihn abschaffen will."

Ein Bekenner der Lehre Christi wird, wenn er auch ein Parteigenosse Bebels ist, wie ich es bin, nur Trauer und Mitleid empfinden mit einem Manne, der so spricht. Aber trotzdem wird er seinen Bekennermut respektieren und dabei nicht nur mit Mitleid, sondern auch mit Verachtung an jene „hervorragenden" Politiker denken, die während der Wahlen mit den Männern der Kirche kokettieren, von den „idealen Aufgaben des Christentums" reden und dabei als modern und realpolitisch denkende Männer den Glauben an Gott und Christus längst zu den überwundenen Dingen zählen.

Solche offenen und mutigen Bekenntnisse des Atheismus, wie dasjenige Bebels, haben aber das eine Gute, daß sie ausgezeichnete Prüfsteine für Gläubige sind, die außerhalb aller Kirchenmauern zum Glauben kamen und die nicht den Vorteil — oder wahrscheinlich den Nachteil — haben, daß sie als politische Gegner eines Mannes, wie Bebel es ist, es für selbstverständlich erachten und vielleicht Gott dafür danken, daß sie nicht sind, „wie dieser da".

Denn der Glaube an Gott, der unerschütterliche Glaube, der ebenso unerschütterlich ist wie der Atheismus, zu dem sich Bebel bekennt, ist sehr eicht Selbsttäuschungen unterworfen, und es braucht manches Feuer, bis da alles nur lauteres Gold ist. Unser ganzer moderner Religionsunterricht in den Schulen und Kirchen fehlt schwer dadurch, daß er von den schweren inneren Kämpfen, welche die größten Nachfolger Christi bis an ihr Ende durchgemacht, nichts sagt und die Erwerbung des Glaubens als eine leichte Sache hinstellt. Um so größer ist dann später oft die Enttäuschung derer, die das Unglück hatten, durch den üblichen Religionsdrill der Schulen in die Lehre Christi eingeführt worden zu sein.

Und doch gibt es, zumeist unter den Kleinen dieser Welt, Leute mit einem großen, unerschütterlichen Glauben. Ich kenne dahinten in einem Seitental einen alten Bauern, dem seine 80 Jahre nichts von seiner Arbeitslust und seiner Fröhlichkeit genommen haben. Er ist kein konfessionell beschränkter Fanatiker, sondern ein gütiger, gescheiter Greis. Kürzlich habe ich ihn gefragt, weshalb er keinen Blitzableiter auf dem Haus habe. Da sagte er mir, er habe ihn vor etwa 20 Jahren heruntergemacht. Entweder müsse man recht glauben oder gar nicht. Wolle Gott, daß es bei ihm ein-

schlage, so sei es, um ihm zu zeigen, wie vergänglich alles Irdische sei, und daß er sein Herz nicht daran hängen solle. So oft er aber den Blitzableiter auf seinem Haus angesehen, sei ihm immer der Gedanke gekommen, er mache sich über Gott lustig. „Es ischt m'r immer g'si, als ob i userem Herrgott ä Gäbeli dhät mache (Schwarzwälder Ausdruck für ‚Rübchen schaben') un em dhät sage: Schau, jetz chasch m'r nit drischlage."

An diesen Bauer habe ich denken müssen, als ich Bebels Herausforderung an Gott las, sich seiner Haut zu wehren.

* * *

Nachschrift. Es ist gerade drei Jahre her, daß ich obiges geschrieben, und als ich die letzten Zeilen wieder las, da mußte ich an das inzwischen erschienene, etwas überschwengliche, aber gutgemeinte Buch des Züricher Pfarrers Kutter denken, der darin nachweist, daß die Sozialdemokraten „müssen", d. h. daß sie des lebendigen Gottes Willen erfüllen und seine Werkzeuge sind. Danach würde der Humor bei Bebels Adresse an Gott auch nicht fehlen.

Aber so geht es halt, wenn wir Gott in calvinistischem Sinne als vorausbestimmend und persönlich, auf irgend einem herrlichen Spezialfixstern thronend auffassen. Der Begriff der Persönlichkeit wirkt ertötend auf das Gottesgefühl. Und doch können wir uns Lebendiges nicht anders als in persönlicher Erscheinungsform denken. Da aber liegt's gerade. Wir können Gott nicht denken, sondern nur ahnen, fühlen, erfahren und erleben. Auch in der Welt der belebten und sogenannten unbelebten Natur. Ich habe einen jungen Freund. Er ist Amerikaner und spricht schlecht Deutsch. Als man ihn einst bei einer sehr lauten Diskussion junger Leute über Nietzsche und den Buddhismus fragte, was nach seiner Ansicht Gott sei, da wurde er ganz rot vor Scham, blickte dann aber alle aus seinen Kinderaugen fest an und sagte ganz leise: „Well, wenn ich gehe in den Bergen und fühle gut zu den Bäumen, Blumen und Vögeln, und fühle freundlich zu den Menschen, dann ich glaube, das ist, daß ich bin Gott näher." — Er wurde ausgelacht. Natürlich! Er ist ein Jünger des hl. Franz von Assisi, der den Vögeln und den Fischen predigte, und in einer unendlichen Liebe die zitternden Lichtfäden verspürte, die ihn mit allem Geschaffenen innerlich verbanden. Und jetzt erinnere ich mich noch an einen andern Menschen, der sehr viel von Gott sprach, der mir aber, als ich ein Kind war, Gott verleidete. Das war ein alter protestantischer Pfarrer, der in einer harten, trockenen, nüchternen Sprache von Gott redete. Es war wie in den Mathematikstunden auf dem Gymnasium. Dieser Pfarrer konnte bei Beerdigungen so scharf und hart Amen sagen, daß es wie ein großer, harter Feldstein auf den Sarg fiel. Daß wir in Gott leben, weben und sind, das hat er nie gesagt. Gott war nach seiner Beschreibung nur der harte, pedantische Schulmeister der Welt.

Und jetzt, wo ich wieder in der Tannenruhe bin, wo ich auf der blumigen Berghalde liege und jeder Arnika, die sich im leichten Bergwind

neigt, über die goldene Blüte streichelnd fahren, jede segelnde Wolke grüßen könnte, jetzt fühl' ich's so recht, wie vielerlei Wege und Stufen es beim Gottsuchen gibt. Suchen wir ihn nur in der Natur und in uns, wie leicht zerfließt alles in Pantheismus oder buddhistisches Nirvana! Wenn wir ihn aber nur über und außer uns suchen, wie rasch verlieren wir die religio, das Band, das uns mit den Menschen und aller Kreatur verbindet. Kennt ihr sie nicht, die Naturschwärmer, die aus Menschenhaß sich in die Berge und Wälder flüchten? Und kennt ihr sie nicht, die zur höheren Ehre Gottes Blutbäder unter den Menschen anrichteten?

Kommt, laßt es uns halten mit dem alten Epistelschreiber, der meinte, daß derjenige ein Lügner sei, der sagt, er liebe Gott und hasse seinen Bruder. Es ist leicht, Tiere, Blumen und Wolken zu lieben. Sie machen es einem nicht so schwer wie die Menschen. Darum ist es aber auch mehr, die Menschen zu lieben, und nicht nur aus der respektvollen Entfernung, aus der Tannenruh' heraus, sondern neben ihnen und unter ihnen im Gedräng und Gewühl der Städte. Aber wenn es der Meister oft nicht mehr ausgehalten hat und sich auf einen einsamen Berg rettete, wird es unsereinem auch nicht übel genommen werden, wenn er verzagt und auf und davon geht in die Tannenruh'....



Auf der hohen Düne

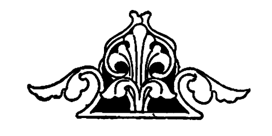
Von

Adolf Reuter

Still lag die alte Hansestadt
Weit überm blauen Haff,
Die Luft war warm und sonnensatt,
Die Segel hingen schlaff.

Die Türme, schlank und altersgrau,
Entsandten ihren Gruß,
Sich spiegelnd in des Wassers Blau,
Bis an der Düne Fuß.

Dort saßen beide wir allein.
Nun leuchtet mir zurück
Der kurzen Stunde Sonnenschein
Wie langes, großes Glück.





Durst

Nach dem Leben erzählt

von

Wilhelm Föllmer

„Gern, lieber Freund, würde ich dir meinen Reitochsen leihen. Aber zu deinem Spaziergange nach R. brauchst du ihn wirklich nicht. Es sind ja nur zwei Tagereisen."

„Bei der Hitze und bei der Trockenheit möchte mir der Spaziergang schlecht bekommen."

„Trockenheit? — Gestern erst hat mir ein Kaffer versichert, daß auf dem Wege nach R. die besten Wasserverhältnisse herrschen. Du kommst an vier Wasserstellen vorbei, und du kannst dich sogar baden und schwimmen, wenn du Lust hast."

Ich merkte, daß mir mein englischer Freund seinen Ochsen nicht leihen wollte, obwohl er mir mehr schuldete, als sein Stier wert war. Ich sagte:

„Dann will ich halt zu Fuß gehen. Wenn nur wirklich die Wasserverhältnisse so sind, wie du behauptest."

„Du kannst dich auf mein Wort verlassen."

Leider verließ ich mich darauf.

Am nächsten Morgen trat ich meine Fußwanderung an. Mein Führer und Begleiter war ein Herero, der sich zur bestimmten Zeit bei mir einfand und einen zweijährigen Buben an der Hand führte. Er ließ sich nicht bewegen, das Kind nach seinem Pontok zurückzubringen. Es sei ihm das Liebste auf der Welt. Er würde es tragen, und ich würde durch den Knaben keine Verzögerung und keine Umstände haben.

Offen gestanden, mich rührte diese Vaterliebe, und ich gab dem Herero eine Platte Tabak und dem Kinde einige Kakes.

Mein Proviant bestand in einer Hammelkeule, ein wenig Brot und einer Feldflasche mit Wasser und Obstsaft.

Schon nach wenigen Minuten der Wanderung erfuhr ich von meinem Führer, daß es zwar mit den vier Wasserstellen bis R. seine Richtigkeit hätte, sie allesamt aber erst hinter der Weghälfte lägen. Wollten wir die erste Wasserstelle heute noch erreichen, so galt es, einen langen Geschwind-

marsch zu machen. Ich verständigte den Neger, daß ich die erste Wasserstelle um jeden Preis noch vor Sonnenuntergang erreichen wolle. Er war damit einverstanden, schnallte den Jungen, den er auf dem Rücken trug, mit einer Schnur fest und schritt aus, daß ich Mühe hatte, mitzukommen. Unser Weg führte durch eine öde, schattenlose Sandsteppe. Nach einigen Stunden verspürte ich einen brennenden Durst, und ich konnte dem Drange nicht widerstehen, aus meiner Feldflasche einen tiefen Zug zu tun. Ich bewunderte den Schwarzen vor mir, der unaufhaltsam vorwärts schritt und weder unter der Hitze noch unterm Durst sonderlich zu leiden schien. Das kleine Kerlchen auf seinem Rücken mußte wohl das treue Abbild des Vaters sein, denn es ließ keinen Laut vernehmen, der auf die Unbequemlichkeit seiner Lage oder auf Durst schließen ließ.

In der Mittagsglut machten wir eine Pause. Ich nahm meine Feldflasche, goß mir ein Glas Wasser ein und konnte es nicht unterlassen, meinem Begleiter und seinem Kinde auch ein Glas zu reichen. Der Neger hatte weder etwas zu essen noch zu trinken mitgenommen. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, meinte er grinsend, der weiße Mann hätte ja für alles gesorgt.

Nach kurzer Ruhepause waren wir wieder auf den Beinen.

Bei meinen Gebirgswanderungen in den Alpen ließ ich stets in meiner Flasche einige Schluck Wein zurück, die ich für unvorhergesehene Zwischenfälle aufhob und schließlich nicht selten im Angesicht der nahen „Hütte" trank.

So sollte auch jetzt der Feldflaschenrest nicht eher getrunken werden, bevor sich nicht meine Augen an dem ersehnten Naß der nächsten Wasserstelle geletzt hätten. Oft umfaßte die heiße Hand krampfhaft die Lederflasche, und es bedurfte der Aufbietung aller Willenskraft, um sie nicht nach dem Munde zu führen.

Stundenlang waren wir marschiert. Kein Wort wurde gesprochen. Da neigte sich die Sonne dem Horizonte zu. Ich fragte den Schwarzen, wie lange wir noch bis zur Wasserstelle zu laufen hätten.

Zwei Stunden.

Die Füße begannen zu schmerzen; der Durst wurde immer peinigender. Gleichgültig, mit automatischer Regelmäßigkeit, stapfte der Neger weiter. Ich wollte mich nicht vor diesem Naturmenschen blamieren. Zusammenreißen! Zwei Stunden mußte es noch gehen. Und es ging.

Endlich, endlich hob der Herero seinen Arm empor, zeigte nach einer Baumgruppe, die am Horizonte sichtbar wurde.

„Dort ist Wasser."

An dem wilden Funkeln seiner Augen sah ich, daß auch für ihn die Überwindung der Durststrecke keine Spielerei gewesen war. Aber gewöhnt an diese Entfernung, hatte er alle Unannehmlichkeiten mit der größten Geduld ertragen. Bald schritten wir auf ausgetretenem Pfade. Unsere Gangart wurde immer schneller, bald ging es im Dauerlauf vorwärts.

Plötzlich bleibt der Neger vor einer Grube stehen und stößt einen furchtbaren unartikulierten Schrei aus.

War der Mensch plötzlich wahnsinnig geworden oder bekam er jetzt, am Abend, den Sonnenstich?

Er stand da, ließ den Kopf sinken und die Arme schlaff herabhängen.

Ich stieß ihn an und fragte, was denn los sei. Er zeigte auf die Grube und sagte:

„Kein Wasser. Wir müssen sterben."

Im ersten Augenblick erfaßte ich nicht die volle Bedeutung der Worte. Ich untersuchte die Wasserstelle, fand Rinder- und Menschenspuren, die in dem Boden steinhart getrocknet waren, sah an den unterspülten Rändern, daß die Grube metertiefes Wasser gehabt hatte.

Und jetzt nicht einen Tropfen darin.

Ich suchte die tiefste Stelle und wollte dort in den Boden graben. Vergebliches Bemühen.

„Ohne Zögern auf, zur nächsten Wasserstelle!" rief ich meinem Führer zu.

Der schüttelte den Kopf und erklärte mir, daß dies die wasserreichste Stelle auf dem ganzen Wege sei. Wäre die schon ausgetrocknet, dann hätten die andern schon lange kein Wasser mehr.

„Wir sind verloren", setzte er apathisch hinzu. Dann sah er sehnsüchtig meine Flasche an und bat um einen kleinen Schluck.

Ich erklärte ihm, daß sie beinahe leer sei und der geringe Rest für den Augenblick der höchsten Not aufgespart werden sollte.

Unsere Lage war eine ganz verzweifelte. Die morgige Tagesleistung würde weit hinter der heutigen zurückstehen. Wir würden also erst am dritten Tage unser Ziel erreichen, wenn — ja wenn wir nicht vorher verschmachteten oder der Wahnsinn unsern Geist umnachtete.

Der Herero hatte seinen Jungen abgeschnallt und neben sich gelegt. Ein leises Stöhnen verriet, daß noch Leben in dem Kinde war. Sollte ich ihm meinen Wasserrest geben?

Nein! Es wäre verbrecherische Gutmütigkeit gewesen. Harthörig gegen das Stöhnen, hartherzig gegen meine Gefühle. Ich legte mich auf den harten Boden nieder. Ein schmerzhaftes Brennen ging durch meinen ganzen Körper. Schließlich siegte die Müdigkeit über den Durst, und der Schlaf träufelte auf einige Stunden den süßen Balsam der Vergessenheit auf meine Leiden.

Ein eigentümliches Zerren weckte mich. Als ich die Augen öffnete, sah ich den Herero vor mir knien, meine Feldflasche fest an den Mund gedrückt. Glucksend lief ihm das Wasser in den Hals hinein. Das Ziehen an dem Riemen, der mir über die Schulter hing, hatte mich geweckt.

Entsetzt entriß ich dem Neger die Flasche. Zu spät! Der letzte Tropfen war bereits in sein breites Maul geflossen.

Da packte mich eine unbezähmbare Wut. Ich sprang auf, faßte den Riemen, schleuderte die Flasche und ließ sie mit voller Wucht auf den Schädel des Negers niedersausen. Es gab einen dumpfen Knall, wie wenn man einen vollen irdenen Topf zerschlägt. Im Augenblick durchzuckte mich

der Gedanke: Was willst du nun beginnen, wenn du deinen Führer erschlagen hast?

Mir zur Beruhigung erhob sich da der Neger aus seiner knieenden Stellung und rieb sich heulend seinen harten Kopf. Die Flasche in der Lederhülle war in tausend Stücke zersprungen. In weitem Bogen warf ich sie in die wasserlose Grube hinein.

Die Sonne wollte gerade aufgehen, und es herrschte eine empfindliche Kälte. Ich zitterte am ganzen Körper. Es war die rechte Zeit, um noch ein Stück vorwärts zu kommen.

Der Schwarze hatte sich bereits wieder niedergehockt.

„Los!" rief ich ihm zu.

Er schüttelte den Kopf.

Drohend sagte ich: „Wird es nun bald?"

Er erwiderte: „Sterben müssen wir doch. Warum sich da noch quälen?"

Weder Bitten noch Befehle konnten ihn auf die Beine bringen. Da zog ich entschlossen meinen Revolver und hielt ihn dem Schwarzen unter die Nase.

„Schieß nur, weißer Mann! Dann bin ich gleich tot."

„So leicht soll dir das Sterben nicht werden. Wenn du nicht sofort aufstehst und weitergehst, schieße ich dir in den Leib. Du wirst dich winden vor Schmerzen. Die Geier werden kommen und dir die Augen aushacken, Nase und Ohren abfressen, dir den Leib aufreißen. Das wirst du alles bei lebendigem Leibe zu erdulden haben und erst sterben, wenn sie dich halb aufgefressen haben. Und ich mache Ernst."

Ich ließ den Hahn knacken.

Schneller, als ich gedacht, war der Schwarze auf den Beinen und sah mich mit entsetzten Augen an.

Ich zeigte auf das Kind. Doch der Vater wehrte energisch ab.

„Mag das Balg hier krepieren; ich trage es keinen Schritt mehr."

Wieder hob ich drohend meinen Revolver. Da lief der Schwarze mit langen Sprüngen davon und blieb erst in sicherer Schußweite stehen. Er war nicht zu bewegen, einen Schritt näher zu kommen.

Was sollte ich tun?

Ich konnte das Kind nicht liegen lassen. So lud ich's denn auf meinen Rücken und band es mit einer Schnur, die ich in der Tasche hatte, so gut es gehen wollte, an meinem Gürtel fest. Nun eilte ich seinem Vater nach, der eifrig bemüht war, zwischen sich und mir die Respektsentfernung von der Tragweite eines Revolvers innezuhalten.

Hatte ich gestern vor der Ausdauer und Willenskraft des Schwarzen eine gewisse Hochachtung gehabt, so war ich heute gegen ihn von einer tiefen Verachtung erfüllt. Die erste Abweichung von den altgewohnten Verhältnissen genügte, um jede Spur von Energie zu tilgen. Ohne den Finger zu regen, hätte der Mensch auf den qualvollen Tod des Verdurstens gelauert. Ich wußte nicht, was meiner noch wartete. Aber das wußte ich,

daß ich bis zum letzten lichten Augenblick gehend oder kriechend mich meinem Ziele nähern würde. Das war meine höchste Pflicht gegen mich und meine Angehörigen, und die würde ich erfüllen.

Es ging heute bedeutend langsamer als gestern. Das Kind war zwar nicht schwer, aber es hinderte mich doch am aufrechten Gehen, und so trottete ich in halbgebückter Haltung hinter meinem Führer her.

Inzwischen war die Sonne aufgegangen. Ihre Strahlen hatten bald die Nachtkälte vertrieben und brannten unbarmherzig auf die Wüstenwanderer herab. Mechanisch wurde ein Bein vor das andere gesetzt.

Die Sonne stand beinahe im Zenith. Da wurde mir dumpf im Kopfe. Ich hatte ein Surren und Brummen in den Ohren, wie wenn ein Bienenschwarm darin säße. Das mußten die Vorboten des Sonnenstiches sein.

So laut ich konnte, rief ich „Halt!"

Der Neger blieb stehen.

Wir waren in einer steinigen Gegend. Ich suchte mir einen hohen Stein aus, schichtete kleinere Steine darauf und bedeutete dem Schwarzen, mir dabei behilflich zu sein. Er war darin geschickter als ich. Bald war die Mauer so hoch, daß sie für Kopf und Brust Schatten spendete. Ich band das Kind los und legte mich hin. Wie glühendes Feuer brannten mir die Sachen auf dem Leibe. Ich entledigte mich ihrer, ohne aufzustehen, und lag splitternackt da; halb im Schatten, halb im Sonnenbrand. Hin und wieder zog ein leiser Luftzug über die öde Steppe und brachte meiner schmerzenden Haut ein wenig Linderung. Bald verfiel ich in eine Art Halbschlummer. Als ich daraus erwachte, war mein Kopf wieder klar. Meine Taschenuhr zeigte beinahe auf vier. Nach meiner Berechnung mußten wir heute noch ein gutes Stück zurücklegen, wenn wir morgen noch am Vormittag R. erreichen wollten.

Ich zog mich wieder an, band den röchelnden Knaben fest und suchte meinen Führer. Er lag schlafend an der Sonnenseite der errichteten Steinmauer. Ich stieß ihn an. Wieder wollte er sich nicht erheben. Erst das Knacken des Revolvers brachte ihn auf die Beine. Aber er lief nicht mehr hundert Schritte vorauf. Erst einige Tritte in die Hacken brachten ihn in das gewünschte Tempo.

Der Mund war mir völlig ausgetrocknet. Die Zunge fühlte sich rauh und hart an, wie ein Stück Leder. Ich versuchte zu schlucken. Die trockenen Mundhäute rieben wie ein Reibeisen aufeinander und schmerzten, wie von vielen Nadeln zerstochen.

Wir mochten drei Stunden gewandert sein. Es war dunkel geworden. Der Neger blieb stehen, und ich war es zufrieden.

Bis hierher hatte ich die Hammelkeule und das Brot mitgeschleppt. Sie waren überflüssig; denn Hunger hatte ich nicht. Ich hätte nicht einen Bissen genießen können. Auch der Herero schüttelte den Kopf, als ich ihm die Eßwaren reichte. So blieben sie unberührt zwischen uns liegen.

Die Nacht war wenig angenehm. Mir klapperten die Zähne vor



Entwurf zu einem Virchow-Denkmal

(Architektonischer Entwurf von W. Brurein, Plastik von Ernst Müller-Braunschweig)

Frost. Senkte sich ein wenig Schlaf auf meine müden Lider, so schreckten mich wilde Träume bald wieder empor. Und ein angezündetes Streichholz belehrte mich, daß der Uhrzeiger nur wenige Minuten weitergerückt war.

Kaum begann es zu dämmern, so erhob ich mich von meinem harten Lager, weckte den Schwarzen und strebte dem Ziele zu. Bald kam die Sonne und mit ihr der schroffe Wechsel von Kälte und Hitze. Meine Knie wurden schwach und sanken bei jedem Schritt tief ein. Der Rücken krümmte sich immer mehr. Ich dachte an Christophorus.

Da war ich plötzlich selbst Christophorus. Das Wasser rauschte mir um die Brust. Mühsam mußte ich dagegen ankämpfen. Das Kind auf meinem Rücken drückte mich mit Zentnergewalt nieder. Ich fiel in die Knie. Damit kam mir das Bewußtsein wieder.

Hatte ich geschlafen und geträumt?

Mühsam erhob ich mich wieder und torkelte wie betrunken weiter.

Mit einem Male stand ich an langer Kneiptafel und hielt eine Bierrede über „Nachtwächter und Stiefelknecht".

Laut rief ich den Schluß:

„Wenn wir jetzt nach Hause gehen würden, wäre der Nachtwächter unser geschworener Feind und der Stiefelknecht unser ungehorsamer Diener. Darum ist es das beste, wir bleiben so lange hier, bis wir dem einen nicht mehr begegnen und des andern nicht mehr bedürfen: bis zur Zeit des Morgenspazierganges oder besser des Frühschoppens."

Ein vielstimmiges Bravorufen klang in meinen Ohren. Ich wollte mit meinem Nachbar anstoßen. Meine Hand traf den wolligen Negerschädel vor mir.

Da merkte ich, daß die Spinne des Wahnsinns zu mir herangekrochen kam, um mich in ihre unentwirrbaren Fäden einzuspinnen.

Ich wollte meine Gedanken auf die mir teuren Personen konzentrieren. Ja, lebten denn meine Eltern noch? Ich wußte es nicht, konnte auch keine Vorstellung von meinem Vater bekommen. Das Bild meiner Mutter schwebte in Medaillonform eine Zeitlang vor mir. Dann war es spurlos verschwunden, und ich konnte es trotz aller Mühe nicht mehr zusammenbringen.

Da ertönte das Kommando: „Stillgestanden!"

Ich war auf dem Kasernenhof und riß die „Knochen" zusammen.

„Abteilung marsch!"

Im Parademarsch ging's vorwärts.

„Ganze Abteilung Front!"

Die stramme Wendung schleuderte den Negerjungen herum und gab der Schnur einen merkbaren Ruck.

Damit kam wieder ein lichter Moment. Ich zog mein Notizbuch und wollte schriftlich Abschied nehmen.

Von wem?

War ich verlobt, verheiratet?

Nichts wußte ich mehr.

Lebt alle wohl! mußte für alle Fälle genügen.

Ich setzte den Bleistift aufs Papier. Meine Hand zitterte, daß ich nicht einen Buchstaben schreiben konnte.

Hilflos trottete ich weiter. Ich blickte vor mich. Kurz vor mir sah ich eine hohe, schwarze Wand, die immer in gleicher Entfernung blieb. Ich schaute hinter mich: dieselbe Wand.

„Du wirst erblinden", sagte ich zu mir. Da wurde die schwarze Wand purpurrot; aus der Kreisform wurde ein Rechteck, ein Ballsaal. Befrackte Herren und Damen im Ballanzuge drängten sich darin.

Walzerweisen erklangen.

Ein hübscher Mädchenkopf lehnte an meiner Schulter. Aber der Tanz wollte nicht glücken.

„Gnädiges Fräulein, ich glaube, wir haben keinen Takt."

* * *

Kräftige Fäuste packten mich und befreiten den Neger aus meiner Umarmung.

Ich wurde ein Stück vorwärts geschoben und auf einen „Faulenzer" gelegt. Die Schnur, die das Kind festhielt, hatte man durchschnitten.

Mir wurde ein Glas Wasser gereicht. Als ich das Wasser sah, faßte mich ein furchtbarer Ekel. Schaudernd wandte ich den Kopf zur Seite.

Wieder wurde ich von starken Fäusten gefaßt.

„Mund auf!"

Willenlos gehorchte ich.

Man goß das Wasser hinein. Schlucken konnte ich nicht; so spie ich es wieder aus.

Ein zweites Glas wurde gebracht.

„Gurgeln!"

Leicht gesagt. Es war, als ob Messer in meiner Kehle bohrten. Allmählich ließen die Schmerzen nach. Bald konnte ich schlucken. Aber kaum war ein Glas getrunken, so wurde es schon wieder ausgebrochen. Nach und nach gewöhnte sich auch der Magen an das langentbehrte Wasser und behielt es bei sich. Nun fing es erst an zu schmecken, und ich hätte ewig trinken können.

Ich war gerettet.

Mein Begleiter auch. Der kleine Knabe wurde zwar für tot von meinem Rücken herabgenommen; aber Wasser rief auch seine Lebensgeister zurück.

Wir waren bis kurz vor R. gekommen und wurden dort von meinen Bekannten aufgefunden, als ich den Neger als holde Schöne in meinen Armen wiegte.

Am nächsten Tage kam der Herero mit seinem Kinde auf mein Zimmer, das mir bereitwilligst von meinen Rettern eingeräumt worden war, und bat um seinen Führerlohn.

Er erhielt ihn auf Heller und Pfennig.

Da bat er um eine Zulage, weil er mich so sicher hergeleitet.

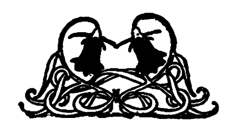
Ich hatte nur einen Blick voll Verachtung für den Halunken übrig. Da sagte er:

„Du mußt meinen Knaben sehr liebhaben, weil du ihn so lange und so weit getragen hast. Ich will ihn dir schenken. Erziehe ihn nach deinem Wohlgefallen!"

„Hinaus!" brüllte ich den Neger an, daß das Zimmer dröhnte.

Er verschwand schneller mit seinem Knaben, als ich handgreiflich werden konnte.

Wahrscheinlich bleichen jetzt seine Knochen mit denen seiner Stammesgenossen in den weiten Durststrecken, in die sie vor unsern Truppen fliehen mußten.



Nach der Schlacht von Wörth

Von

Martin Greif

Die Schlacht war siegreich geschlagen,
Die heiße, blutige Schlacht,
Erschöpft um die Feuer lagen,
Die kämpfend sie mitgemacht.

Doch wollte Ruhe nicht kehren
So bald in der Tapfern Brust;
Der Tag, so reich an Ehren,
War reich auch an schwerem Verlust.

Jetzt zog er mit seinen Bildern
Noch einmal dem Blick vorbei,
Und jeder suchte zu schildern,
Wie ihm es ergangen sei.

Manch Wagstück, das wohl geraten,
Ward da durch die Zeugen kund,
Zugleich mit der Brüder Taten,
Die tot oder sterbenswund. —

Da durchdrang mit einem Male
Die Luft ein beschwingter Ton:
Es war erschienen im Tale
Der blasende Postillon.

Er kam, um ihnen zu tragen
Aus der Heimat Grüße zu;
Zufrieden am Feuer lagen
Die Helden in stummer Ruh'.





Ungleiche Kameraden

Von

L. von Stammer

Da wo unsere Stadt nach der östlichen Richtung aufhört, am schwarzen Gitter des Kirchhofs, saß seit Menschendenken ein Hökerweib und verkaufte seine Ware, Äpfel, Eier und Käse. Wenn die Alte so regungslos, das Haupt gegen das Gitter gelehnt, dasaß, machte sie den Eindruck eines niederländischen Bildes. Daran war der dunkelrote Kattunmantel schuld, aus dessen breitaufgeschlagener Kapuze ein faltiges Gesicht, blaue Augen und schneeweißes Haar sich scharf abhoben. Sie zählte 80 Jahre, hatte immer am Kirchhof gesessen, und die Poesie ihres Lebens waren Leichenbegängnisse. All ihre Tränen, Seufzer und Gebete galten den Toten, die in ihrer Lade still an ihr vorüberzogen.

Die Armseligkeit, die ohne Blumen und Begleitung daherkam, griff ihr ins Herz, und sie weinte aus Mitgefühl; über ein reiches Leichenbegängnis zerfloß sie in Tränen der Bewunderung; wenn ihr aber gar der Wind einen „Grabgesang“ zutrug, über ihr die alten Zitterpappeln rauschten und die Abend- oder Mittagsonne ihr warm auf das Haupt schien, dann war die Alte im siebenten Himmel.

Jedoch nicht oft vereinigte sich all dies zu ihrem Behagen; es sterben mehr Arme als Reiche, und weit übers halbe Jahr hinaus blies ihr der Wind um die Ohren, und Regen und Schnee klatschten auf ihren großen, blauen Schirm. Da nun aber alles, was dies arme, alte Herz empfinden mochte, denen jenseits des Kirchhoftores galt, so blieb natürlicherweise für die Lebendigen diesseits des Tores wenig oder gar nichts übrig. Die Klagen der armen Weiber über die teueren Eier rührten die Alte ebensowenig wie das Murren der Männer über den Preis der Käse. Hungrigen Kinderaugen begegnete ihr Blick mit der vollkommensten Empfindungslosigkeit; denn Armut, Hunger und Kälte waren ihr so natürliche Dinge, daß ihr dabei nichts weiter einfiel. Indem sie nie von dem einmal bestimmten Preise herunterging, kam es ihr auch nicht in den Sinn, wohlhabend aussehende Leute zu überteuern, wenn solche bei ihr anhielten, etwas Obst zu kaufen.

Sie war gerecht, die Alte, sowohl im Geschäft wie in ihrer Rede. In der ganzen Gasse gab's keinen, der hätte behaupten können, die Frau habe ein freundliches Wort an ihn verloren, damit sie seine Kundschaft erhalte. Im Gegenteil, wenn einer sich einmal eine Bemerkung erlaubte: „Heute sind sie aber klein geraten, die Käschen", so erwiderte sie kurz: „Geht in den Laden und laßt sie euch an der Elle abmessen." —

An einem schönen Herbstmorgen — die Alte saß schon an ihrem Platz — erschien auf der Treppe eines alten Hauses gegenüber ein kleiner, kaum sechsjähriger Bursche und schaute sich ernsthaft in der Welt um; er hielt einen langen Eisenhaken in der Hand, auf dem Rücken hing ihm ein Blechkessel. Die Blicke des Buben und der Hökerin begegneten sich. Die beiden hätten können die Betrachtung anstellen, daß man nicht leicht älter und wohl kaum jünger sein konnte, um sein tägliches Brot zu verdienen; aber dergleichen fiel ihnen nicht ein. Der Bube setzte seine krummen, mit Lappen umwickelten Beinchen in Bewegung, die ihn schnurstracks vor den Äpfelkorb beförderten.

„Du," sagte er, „gib mir einen Apfel."

„Gott bewahre", entgegnete die Frau, und nach einer düsteren Pause wandte sich der Knabe zum Gehen und nahm seine Beschäftigung auf: er sammelte den Abfall der Gasse.

Im Laufe des Nachmittags kam er etwas müde unter der Last des gefüllten Kessels die Gasse einhergewankt. Wieder zogen ihn die lachenden Äpfel unwiderstehlich in ihre Nähe. Er schaute sie lange an, endlich sagte er zu der alten Frau, die ihn scharf beobachtete:

„Du, ich geb' dir gleich was aus meinem Kessel — wenn du magst."

„Und ich geb' dir auch gleich was", meinte sie mit einer bezeichnenden Handbewegung.

Betrübt schlich er davon.

Am andern Morgen stand er schon wieder da; ein Leichenzug ging eben vorbei, die Alte weinte. Der Bube wartete den geeigneten Moment ab und fragte dann:

„Du, gibst du mir einen Apfel, wenn ich tot bin?"

„Wer tot ist, braucht keine Äpfel mehr", entgegnete die Alte.

„Aber ich", behauptete er.

„Ist das ein Bengel!" fuhr sie auf. „Nicht einmal seine Leich' kann man mit Ruh' betrachten! Mach dich fort, sag' ich!"

Das nächste Mal blieb der Bube vor dem neugefüllten Eierkorb stehen:

„Wo sind die denn alle her?" fragte er, und als ihm keine Antwort wurde, gab er sich selber eine: „O, ich weiß — vom Huhn — es ist sehr schön von einem Huhn, so gute Eier zu legen."

„Nun, dafür ist's halt ein Huhn", brummte die Alte.

Nach einer Pause tiefen Besinnens erklärte der Junge: „Ich könnt's nicht, auch wenn ich ein Huhn wäre."

Aber auch diese Worte, in denen gewiß eine große Anerkennung ihrer Ware lag, vermochten die Alte nicht zu rühren.

Ein anderes Mal berichtete er voll Eifers: „Du, dort in der Ecke der Gasse steht eine Frau, die ruft schon lange, du sollst hinkommen."

„Geh hin und sage ihr, sie soll herkommen", erwiderte die Hökerin.

Und der kleine Lügner ging und kehrte nicht wieder.

Als einstmals eine feingekleidete Dame an dem Hökerweib und dem Kleinen vorüberging, blies die Alte gar gewaltig die Backen auf.

„Puh!" sagte sie, „das ist eine Noble, die sieht unsereins gar nicht — aber wir kommen alle auf denselben Friedhof, das ist immer meine Freud'."

„Ist sie eine, die nicht arbeitet?" fragte der Kleine, „die kriegen von Sankt Nikolas hinten drauf."

„Du meine Güte," unterbrach ihn die Frau, „wenn einer auch so gar nichts von der Welt weiß — seit wann arbeiten denn die reichen Leut'? dummer Bub'!"

Der hielt jedoch an seiner Ansicht fest. „Der Vater sagt: Arbeiten oder Ohrfeigen, ja wohl!"

„Hör auf zu reden," schrie die Alte, „du bist ein Esel!"

Der Bube besann sich einen Augenblick, alsdann erklärte er: „Meinetwegen — aber gibst du mir jetzt einen Apfel?"

Die Hökerin griff nach dem Seil, mit dem sie ihre Körbe zu umwinden pflegte, der Kleine verstand die Gebärde und trollte sich.

Er ging ins Haus, kletterte auf allen vieren die steile Treppe hinauf und trat in die niedere Dachkammer, die nie verschlossen war. Da drinnen standen ein Bett, ein Tisch und ein paar Stühle; der Fußboden starrte vor Schmutz, ebenso die Fensterscheiben, die deshalb nur ein gedämpftes Licht einließen. Ein paar Kleider lagen und hingen herum; frische Luft schien seit Wochen nicht in den Raum gekommen zu sein.

Hier war der kleine Lumpensammler aufgewachsen; ganz verlassen, von klein auf, lag er fast immer im Bett, bis der Vater heimkam und sein Mittagbrot mit ihm teilte. Der Mann nahm den Kleinen dann vor sich auf den Tisch, aß sein Brot und seinen Käse und schob von Zeit zu Zeit dem Kinde einen Bissen in den Mund. Am Sonntag seifte und wusch er es tüchtig und nahm's mit ins Bierhaus. Jetzt zählte der Bube 6 Jahre, und der Vater fand es an der Zeit, ihm das Nichtstun abzugewöhnen. Wenn er des Abends von der Arbeit heimkam — er war Laternenputzer —, fiel sein erster Blick auf den kleinen Kessel. Fand er ihn gefüllt, war's gut; war es jedoch nicht der Fall, so erhielt der Bube seine Strafe mit den Worten: „Arbeiten oder Ohrfeigen!" — und das war die einzige Weltweisheit, die der kleine Gesell bislang begriffen, und an der er auch festhielt. —

Obwohl sich nun die Hökerin jedesmal ärgerte, so oft er sich vor ihren Korb gepflanzt, so geschah es doch, daß sie plötzlich anfing, die Gasse

entlang zu blicken, wenn der Bube einmal länger ausblieb als gewöhnlich. Kam er, so war sie neugierig auf seine neuen Anschläge, die alle darauf hinausliefen, einen Apfel zu haben. Aber ihre Widerstandskraft war ebenso groß wie seine Sehnsucht, und so übten sie gegenseitig ihren Witz mit löblicher Ausdauer.

Die gelben Blätter über dem alten Kirchhofstore hatten sich allgemach zu den Füßen der Hökerin versammelt; sie zog ihren Mantel fester um sich, je kahler die Äste jenseits des Tores zum Himmel ragten. Jetzt krachten die Räder des Totenwagens über den frischen Schnee, und nur die dunklen Lebensbäume ragten noch über die Gräberreihen. Ging die Sonne unter, so leuchtete es feuerfarben durch die kahlen Äste, und die Hökerin in ihrem roten Mantel lehnte ein paar Minuten lang wie vergoldet unter dem schwarzen, schneebestäubten Tore.

An einem solchen kalten Abend hatte die Alte ihren blechernen Topf auf das Kohlenbecken gesetzt und erwärmte sich von Zeit zu Zeit den Magen mit einem Schluck heißen Kaffees.

Der Mond stand am Himmel, von ferne ertönte das Geklingel der Schlitten, alles, was kam und ging, hastete und überstürzte sich, um die erstarrten Glieder zu erwärmen. Die Hökerin erhob sich manchmal und schaute die Gasse entlang; er war noch immer nicht zu sehen. Kopfschüttelnd trank sie ihren Kaffee, und da er ihr heut gar nicht den gewohnten Genuß gewährte, fing sie an zu schelten:

„Der Bengel — hol' ihn der Teufel — treibt sich da im Schnee herum — unnützes Volk, die Kinder — sollten gleich groß auf die Welt kommen."

Wieder erhob sie sich — richtig, da kommt es durch den Schnee gewankt, eine kleine krummbeinige, vornübergebeugte Gestalt.

„Wenn ich nicht zu faul wäre zum Aufstehen, ich wollt' dir Beine machen", brummte die Alte und verwandte keinen Blick von dem Buben.

Er schien aber alle Lust zur abendlichen Unterhaltung verloren zu haben; zitternd erstieg er die paar Stufen, um in das Haus zu gehen, doch als er an die Klinke drückte, fand er die Tür verschlossen.

„Richtig," sagte die Alte, „die Hausleute sind ja zu einer Hochzeit, da haben sie abgeschlossen, und an das Kind hat niemand gedacht."

Der Bube stellte seinen Kessel samt Haken vor die Tür und setzte sich auf die Schwelle. Da saß er einen Augenblick wie ratlos, dann erhob er sich plötzlich und lief zur Hökerin hinüber, heulend ihr die blaugefrorenen Händchen entgegenstreckend.

„Ja," nickte sie, „das geschicht dir schon recht — meinst, 's gibt einen Apfel — Ohrfeigen gibt's, aber keine Äpfel." Dabei hielt sie ihm die Kaffeetasse hin, und er trank mit vollen Zügen, die Augen ängstlich auf die Alte gerichtet, die zu schelten fortfuhr.

Plötzlich, sie wußte selbst nicht, wie's zugegangen war, hatte sie den erfrorenen Buben auf dem Schoß, schlug den weiten Mantel um ihn, dabei immer weiter scheltend, und hielt ihn fest an sich gepreßt. Bald hörte

sie an dem ruhigen, tiefen Atem des Kindes, daß es fest eingeschlafen war, und sie schwieg und rührte sich nicht mehr. An dem Herzen dieser Achtzigjährigen hatte nie ein menschliches Wesen geruht; weder Liebe noch Wohlwollen, noch Mitleid hatten diese starren Arme zu öffnen vermocht. Denn sie war immer brummig gewesen und auf ihren Vorteil bedacht, und der erschien ihr stets zweifelhaft, so oft ein „Mann" dabei im Spiel war. Jetzt ging von dem jungen Leben da eine wohltuende Wärme auf sie über; sie lauschte auf die Atemzüge des Kindes, dessen Haupt unter ihrem Kinn ruhte; sie wiegte es sacht, und es fiel ihr ein Lied ein, das sie in der Schule gelernt. Sie begann es zu singen, völlig stimmlos, mit zischenden Tönen.

Als der Laternenputzer heimkam, rief sie ihm zu: „Da habt Ihr Euern Buben, hab' ihn Euch zum letztenmal gehütet — bedank' mich" — und sie legte dem Mann das schlafende Kind in die Arme. Hierauf fuhr sie eine Stunde später als gewöhnlich mit ihren Körben nach Hause.

Am anderen Morgen trat der kleine Mann zur gewohnten Stunde aus dem Hause. Den Blicken der alten Frau drüben begegnend, blieb er stehen und schaute wie sich besinnend, ernsthaft zu ihr hinüber. Dunkel erinnerte er sich an das Wohlbehagen, das er empfunden. Er war ohne Mutter aufgewachsen und wußte nichts von der liebenden Sorgfalt, nichts von dem zarten Berühren einer treuen Mutterhand. War ihm eine Ahnung geworden am Herzen der alten Frau? Plötzlich stand er auf seinem alten Platz vor dem Korbe rotleuchtender Äpfel, aber er schaute über sie hinweg, der Alten ins Angesicht, und sagte — dieses Mal ohne jede Nebenabsicht:

„Du, ich *heirate* dich!"

Sie mußte lachen — zum erstenmal mußte sie über den kleinen Kerl lachen, und ohne sich zu besinnen, reichte sie ihm den schönsten Apfel im ganzen Korbe hin.

Es war aber auch der einzige Heiratsantrag in ihrem Leben gewesen. —



Ich hab' gesungen —

Von

Toni Hoencke

Ich hab' gesungen wie die Vögelein
In Frühlingsstürmen, Frühlingssonnenschein,
Und wie im dichten, grünen Wald verklang
Der Vöglein Klagelied und Wonnesang,
So ward ich stille, als das Nest gebaut
Und drin erwacht ein neuer, zarter Laut —
Junghelles Zwitschern schwirrt in Sommerluft, —
Und horch: mein Kind nach seiner Mutter ruft!





Gegen den übergroßen Reichtum

Ist es wirklich, wie etliche Neuyorker Blätter behaupten, „monströs“, ist es der „Gipfelpunkt des Sozialismus“, läßt sich von „Staatskonfiskationen“ sprechen, wenn Präsident Roosevelt, was er zum Entsetzen der Bankiers und Millionäre der großen Republik getan hat, es für notwendig erklärt, etwas Ernstliches gegen die Ansammlung so gewaltiger Vermögen, wie sie vor allem drüben zu finden sind, zu unternehmen, wenn er eine progressive Steuer bei der Übertragung unvernünftig großer Vermögen vorschlägt, um zu verhindern, daß irgend jemand über einen gewissen Betrag erben kann?

Präsident Roosevelt ist weder Kommunist noch Sozialist. Als Präsident der schweizerischen Republik würde er zu solchem Vorschlage niemals gekommen sein, weil dort übergroße Vermögen nicht vorhanden sind, weil es an sog. Milliardären fehlt. Wo es kein Dynamit und keine Bomben gibt, bedarf es nicht besonderer Gesetze, die dagegen schützen. Präsident Roosevelt ist ein Mann des gesunden Menschenverstandes, er beobachtet mit scharfem Blick das wirkliche Leben, er findet Auswüchse, die er für gefährlich hält, und sucht nach Mitteln, um sie zu beschneiden. Vor doktrinären Bedenken schreckt er nicht zurück. Darüber setzt man sich in der neuen Welt überhaupt leicht hinweg. Etwas langsamer, aber doch sehr merklich auch im alten Europa. Wo ist die Theorie von dem manchesterlichen Staat geblieben, der sich auf Rechtspflege und Schutz nach außen beschränken sollte? Ist nicht das laute Geschrei, das gegen die Eisenbahnverstaatlichung, Arbeiterversicherung und über den gefährlichen Staatssozialismus in Deutschland erhoben wurde, völlig verstummt? Planen nicht die Engländer selbst staatliche Alterspensionskassen für alle Arbeiter? Und würde man nicht in Frankreich, England und selbst in der nordamerikanischen Union die Eisenbahnen gern verstaatlichen, wenn man das erforderliche tüchtige, von Parlament und Politik unabhängige Beamtenheer zur Verfügung hätte? Der praktische Politiker läßt sich nicht von Doktrinen, sondern von Erwägungen der Zweckmäßigkeit leiten.

Tatsächlich gab es zu keiner Zeit eine solche Anhäufung des Reichtums in einzelnen Händen wie in der Gegenwart. Umfassender als je zuvor werden die Naturschätze an Gold, Silber, Kupfer, Petroleum, Kohle usw. ausgebeutet, neue Ländereien erschlossen und mit Getreide, Baumwolle usw. bebaut, und sodann alle diese Erzeugnisse in ungekannten Massen durch die modernen Ver-

kehrsmittel überallhin verfrachtet und bestmöglich verwertet, verarbeitet und verbraucht. Nicht Millionen, sondern Milliarden sind allein in Berlin durch die Steigerung von Grund und Boden seit wenigen Jahrzehnten gewonnen worden, und weit mehr noch in Deutschland, in Europa, in Amerika. Bei diesem wirtschaftlichen Aufschwunge aller Länder konnten sich die Kapitalkräftigsten naturgemäß am leichtesten und am meisten bereichern.

Gefördert wurde die Anhäufung des Reichtums durch die moderne Zentralisation des gesamten Erwerbslebens, durch die Verkehrsmittel, durch die Maschine in der Industrie, durch die ganze industrielle Entwickelung, durch die Kartelle und Bankenfusionen, durch die Ringe und Trusts.

Vermehrt, ja vervielfacht wurde der Reichtum durch die Mobilisierung aller Werte von der Börse aus etwa seit 1850, durch die Schaffung von Papierwerten. An der Berliner Börse werden für annähernd 70 Milliarden Mark solcher Werte gehandelt. Von dem deutschen Volksvermögen in Höhe von mehr als 200 Milliarden Mark hat mehr als ein Viertel Anlage in solchen Papierwerten gefunden. In der Hauptsache führen darüber die Großbanken die Kontrolle und zentralisieren das Kapital, dessen Macht und nicht zuletzt den Gewinn. Allerwärts zeigt sich annähernd dasselbe Bild.

Was war die Folge? Eine zunehmende Verschlechterung in der Verteilung des Volksvermögens, das Entstehen von Riesenvermögen in Europa, von Milliardären in Nordamerika. Der Gold- und Diamantenspekulant Beit in London soll zwei Milliarden Mark besitzen, ebensoviel der nordamerikanische Petroleumspekulant Rockefeller. Hunderte von Millionen sind Eigentum der Astors, Vanderbilts, Carnegies, Armours, Morgans, Goulds u. a. Solche Milliardäre kennt man in Preußen nicht. Immerhin gibt es nach der etwas unzulänglichen preußischen Ergänzungssteuerstatistik in den preußischen Städten 5510 und in den ländlichen Bezirken 1899 Mark-Millionäre, darunter 23, die mehr als 30 Millionen Mark besitzen.

Großen Reichtum kann jemand nur durch die Arbeit anderer erwerben, loyal durch wertvolle Erfindungen und durch Entdeckung von Naturschätzen. In der Regel ist er aber ein Ergebnis der Spekulation bei der Ausnützung geschäftlicher Konjunkturen, bei der Ausbeutung von Naturschätzen, bei dem Bau von Eisenbahnen, durch Anlagen in städtischem Grund und Boden und an der Börse. Hauptziel der großen Spekulanten ist stets die Beherrschung des Marktes, der Ausschluß der Konkurrenz, die Monopolisierung des Geschäfts. Wer dahin gelangt, hat das Feld für sich. Mit Hilfe der Ringe und Trusts haben sich die nordamerikanischen Milliardäre Petroleum-, Kohlen-, Eisen-, Stahl-, Fleisch- und andere Monopole geschaffen. Schließlich wirkt der große Reichtum selbst wie ein Monopol. Staatsmonopole können drückend sein. Privatmonopole müssen unerträglich werden.

Von jeher war das Geld eine Macht; es herrschte einst als Rex Nummus wie jetzt als Sir Penny oder King Dollar. Großkapital ist Großmacht, diese Großmacht aber besonders gefährlich in einem Staate, wo, wie in der Union, die Gesellschaft sich nicht nach Beruf, Können und Wissen gliedert, sondern allein nach Einkommen und Vermögen. Da besonders sieht sich der Staat mit seinen Beamten, ja mit seinem Oberhaupt vor eine Macht gestellt, die ihm vielfach überlegen ist, da gedeiht die Korruption, da sind die Beamten mit ihren verhältnismäßig kleinen Gehältern leicht zu gewinnen. „Stellen wir", so schrieb triumphierend ein Organ des Großkapitals, die Wiener „Neue Freie

Presse“ am 11. Januar 1891, „eine Gruppe der reichsten Männer in Wien zusammen und denken wir uns, daß ihre Bestrebungen von einem Sektionschef (Ministerialdirektor), der nicht die Zigarrenrechnung seiner Gegner bezahlen könnte, angefochten werden, so wird der Sieg nicht einen Augenblick zweifelhaft sein können.“ Das klingt wie eine Renommisterei, ist aber — wenigstens außerhalb Deutschlands — nur zu oft traurige Wirklichkeit, am krassesten vielleicht in der nordamerikanischen Union, wo die Geldmacht am konzentriertesten und die Geldkorruption am ärgsten ist, wo sie bei den Wahlen den Ausschlag gibt, Verwaltung und Parlament beherrscht und alles durchzusetzen vermag, selbst internationale Verträge und Verwirrungen.

Wo die Plutokratie so emporgekommen ist wie in der Union, strebt sie auch nach politischer Macht, doch nicht um zu herrschen, sondern um die Anhäufung ihrer Reichtümer ungehindert weiter betreiben zu können. Zu diesem Zweck kauft oder beeinflußt sie die Tagespresse. Mit ihren goldenen Schlüsseln verschafft sie sich überall Einlaß und Geltung. Ihr letztes Ziel bleibt die uneingeschränkte Ausbeutung des Volkes unter dem Schutze der ihr dienstbaren politischen Macht. Die Plutokratie wird zum Staat im Staate und gefährdet die natürliche und friedliche Entwickelung von Staat und Gesellschaft.

Dabei verkennt der große Reichtum die Pflichten des Besitzes, die erst das Christentum zur Geltung gebracht hat. Die Worte der Bergpredigt: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich“ preisen diejenigen selig, deren Herz nicht an den Gütern dieser Welt hängt, die den Mangel daran geduldig ertragen und beim Besitz solcher Güter so nach dem Himmlischen trachten, als ob sie nichts besäßen. Will also der Reiche am Gottesreiche Anteil haben, so muß er inmitten des Reichtums entsagen, als Armer im Geist leben, auf den übermäßigen Genuß des Reichtums verzichten und seinen Reichtum nicht einseitig für sich, sondern für alle Bedürftigen verwenden. Der Überfluß des einen soll nach Paulus dem Mangel des andern abhelfen. Ein jeder Besitzer ist vor Gott nur Nutznießer und Verwalter, er soll nur das Nötige für sich gebrauchen, das Überflüssige aber dem Bedürftigen geben. Fremdes Eigentum behält, wer Überflüssiges behält.

Wohl haben die Millionäre und Milliardäre der Union gelegentlich recht reichliche Spenden, namentlich für Universitäten, gegeben, freilich nicht im verborgenen, sondern unter dem lauten Posaunenschall ihrer Presse. Aber diese Gaben erfolgten nicht aus Nächstenpflicht oder Christenliebe. Von den Universitäten der Milliardäre wurden wiederholt Professoren ohne weiteres entfernt, weil sie sich gegen Privatmonopole usw. äußerten und ihre Meinung mit den Interessen der Stifter nicht in Einklang zu bringen wußten. Ernstlich hat man in der Union die Frage aufgeworfen, ob es sich für Unterrichtsanstalten überhaupt ziemt, Schenkungen von Milliardären und Millionären anzunehmen, wenn ihr Reichtum nicht redlich erworben wurde, wenn es sich um „befleckten Reichtum“ handelte, und mehrfach sind solche Schenkungen wirklich abgelehnt worden.

Ohne Zweifel besteht in breiten Schichten der Unionsbevölkerung eine tiefgehende Abneigung gegen den großen, gegen den „befleckten“ Reichtum, weil er Verwaltung und Gesetzgebung korrumpiert und beherrscht, den Staat schwächt, die Gesellschaft ausbeutet, immer größere Vorrechte beansprucht und sich über seine Pflichten hinwegsetzt. Präsident Roosevelt hat dieser populären und begründeten Abneigung Ausdruck gegeben und zugleich einen bestimmten

Vorschlag hinzugefügt. Die Begrenzung des großen Reichtums, der übermäßigen Vermögen durch eine entsprechende progressive, in den höchsten Stufen geradezu konfiszierende Erbschaftssteuer wird hie und da Bedenken erregen, stützt sich aber auf den gesunden Menschenverstand, rechtfertigt sich durch das Interesse des Staates und läßt sich nicht zuletzt begründen durch die Lehren des Christentums von den Pflichten des Besitzes.

Paul Dehn



Die Königsheirat in Madrid

Cosas de España

Der junge König von Spanien hat endlich eine Gattin gefunden. Man könnte sich einfach mit ihm freuen und das Familienereignis von politischen und anderen Gedanken freihalten. Zwar ist er nicht schön; aber er mag das sein, was die Spanier simpático nennen, und er mag wohlgesinnt und verständig sein, wie es sein Vater war. Auch daß er gut klerikal ist und vermutlich im Banne der Compañía de Jesús steht, brauchte uns bei dieser Gelegenheit nicht zu beschäftigen; wir könnten vielmehr dem spanischen Volke nur die — freilich nicht ungemischte — Freude nachfühlen: „Wir haben wieder ein Königspaar, los Reyes Católicos“, und wir würden nur noch, mit dem diesem Volke in Halbafrika eigenen Fatalismus, hinzuzufügen haben: Verémos, ello lo dirá! (Wir werden das weitere ja sehen!)

Und doch gibt die Hochzeit auch nach zwei Seiten hin zu denken, und die Gedanken, die sich uns aufdrängen, sind nicht erfreuliche, nicht hoffnungsvolle. Wir wagen, sie auszuführen.

Das „katholische Königspaar“, wie einst Ferdinand und Isabella! Hatte Ena von Battenberg, nun Viktoria, Königin von Spanien, es wirklich nötig, den Thron mit dem Übertritt zur katholischen Kirche, mit der „Bekehrung“ zu bezahlen? Ist es wirklich eine Notwendigkeit, daß protestantische und germanische Fürstinnen — wir legen auf das zweite Wort den Hauptton — sich in die welsche, griechische, slawische Welt um den Preis eines „Glaubens“-Wechsels verkaufen?

Irren wir uns, wenn wir dergleichen Übertritte mindestens unschön, taktlos nennen, einen Schlag ins Gesicht der „Zeit der Aufklärung und der Glaubensfreiheit“, einer Freiheit, die indes für die Throne nicht zu bestehen scheint? Und schuldig an solchem Verstoße gegen die gute Sitte würden nicht nur die Opfer solcher politischen Ehebündnisse, mitschuldig würden nicht minder deren Vermittler und Paten sein.

Aber es handelt sich leider um viel Schlimmeres, um ein von oben gegebenes Beispiel religiöser Anarchie.

Sonst wird von oben her den Völkern mit allem Ernste, aller Würde betont, daß die Religion dem Volke erhalten werden muß, daß sie der heiligste Besitz des Menschen sei, daß Kirchenbauen nicht nur eine religiöse, sondern auch eine soziale Tat sei. Wird der Glaube an die Aufrichtigkeit solcher „Erhaltung der Religion“ schon dadurch erschüttert, daß die oberen Schichten der

„christlichen Gesellschaft“ vielfach, wenn sie ehrlich sein wollen, nur sagen dürften: „Richtet euch nach meinen Worten, nicht nach meinen Taten“, so müssen die Völker noch mißtrauischer werden, wenn sie sehen, daß junge Fürstinnen, in einem Alter, in dem sie eigentlich recht warm religiös empfinden sollten, ein Glaubensbekenntnis wechseln wie ein Gewand, wie ein Zeremoniell, wie eine Mode, und daß sie leicht und fertig, ja leichtfertig, nach der Weisung des Remigius an den skrupellosen und religiös abergläubischen Chlodwig, von gewisser Stunde ab anbeten, was sie bisher verfolgt haben, und verfolgen, was sie bisher angebetet haben.

Denn genau genommen oder es mit dem neuen Glauben genau nehmend, wie ihre Beichtväter, wie die in der katholischen Kirche herrschenden Geister, muß die katholische Viktoria von nun ab auf die protestantische Ena, als auf eine Ketzerin, herabsehen; die Elisabeth von England hat sich in die katholische Maria von Spanien gewandelt. Und von dieser zur „blutigen Maria“ ist nur ein Schritt; ein Schritt, wie ihn die „Renegaten“ (renegare = abschwören) erfahrungsgemäß leicht genug machen.

Wäre also die Religion in der Tat noch immer etwas Heiliges, das innigste Bekenntnis des Herzens, dann wäre ein solcher Übertritt eine nicht zu rechtfertigende Gewissenlosigkeit.

Doch es steht ja anders, und damit kommen wir zum entscheidenden Worte. Die Religion wird zwar mit aller Inbrunst noch immer bekannt; doch gilt sie, wie die Beispiele zeigen, auch dort oben, von wo den Völkern ein Beispiel gegeben wird oder gegeben werden sollte, nur noch als eine Äußerlichkeit, als ein Mantel, den man an- und ablegen und englisch oder spanisch, deutsch oder griechisch, deutsch oder russisch tragen mag, wie es gefällt, wie es gerade paßt.

Man wird nicht einwenden, das alles sei ja doch „Christentum“. Ja, wenn dem so ist, wenn also ein Übertritt nichts weiter zu bedeuten hat — tatsächlich steht es anders —, dann lassen wir doch die unseligen Glaubensspaltungen dahingehen und bilden eben wieder die eine Glaubensgemeinschaft nach der einfachen, beglückenden Lehre des Urchristentums; und was darüber, das sei dann, wie es ist, vom Übel!

In solcher Weise, durch solche „allerhöchsten“ Vorgänge nicht beruhigt, sondern verwirrt, fragen wir uns wieder und fragen wir die Verantwortlichen: Aber wenn es so steht, wenn jene Fürstinnen in Madrid, in Athen, in Petersburg nicht gewissenlose Renegaten sind, sondern nur weltklug und „opportunistisch“ handeln, wenn sie mit dem minder gemütvollen, als gemütlichen Navarrer Heinrich IV. meinen, „Madrid vaut bien une messe“, aber warum macht man dann von Kirche und Kirchen und „Reinheit des Glaubens“ u. dgl. überhaupt noch so viel Wesens? Warum erkennt man nicht endlich und erkennt es offen und ehrlich an, daß „Religion“ als ein Bekenntnis von allem Möglichen, Wahren und Falschen, Sinn und Unsinn, eine wahre „olla podrida“ des Glaubens, überhaupt nichts mehr ist, daß dagegen die wahre Religion nur das Bekenntnis eines ehrlichen, guten, tiefen, gläubigen Herzens ist, das sich sein „Dogma“ kraft eigenen Rechtes formt: der Ausdruck des innerlichsten Seelenlebens, der Vertiefung in die Geheimnisse des Seins, der strengen Selbstverpflichtung, der unerschütterlichen Überzeugung und der daraus entspringenden Begeisterung? In solchem Sinne und nur in solchem „muß dem Volke die Religion erhalten werden“.

Und in solchem Sinn genommen, scheint die junge Königin „Religion" zu besitzen. Auf der Festordnung standen auch wieder Stiergefechte neben Festoper u. dgl., denn der tüchtige Espada (= Schwert, Degen; das ist der Toreador, der den Stier erlegt, sonst auch Matador = Schlachter genannt) steht in jener Welt in gleichem Range und Einkommen, wie irgend ein Heldentenor. Dieses Mal gleich drei „Corridas de toros".

Die Königin, wie verlautete, weigerte sich, dem Schauspiele beizuwohnen; sie wollte wenigstens eine Milderung der scheußlichen Pferdemetzelei dadurch erreicht sehen, daß an den Pferden gegen die Hornstöße gewisse Schutzgürtel aus Leder befestigt würden. Tatsächlich wäre damit kaum etwas Rechtes erreicht; doch wäre immerhin die Absicht anzuerkennen. Und wenn die Königin selbst nicht erscheint, so ist das ein Zeichen ebenso von wahrer Religion, wie von Mut. Denn in diesem Punkte läßt der Spanier nicht mit sich spaßen; die Stiergefechte sind ihm eine Art „nationales Heiligtum"; und sie antasten, heißt unter Umständen sogar politische Gefahren heraufbeschwören. Die sich dagegen aufgelehnt haben, sind immer nur wenige gewesen. Aber von wenigen ist seit je jeder Fortschritt der Gesittung ausgegangen; und die Königin an ihrer Spitze, durch sie vielleicht auch der König, könnte die Bewegung stärken und ihr schließlich doch mal zum Siege verhelfen.

Nehmen wir fröhlich und dankbar mit, was sich von Gemütsregungen irgendwo äußert, also auch hier das erste Auftreten der jungen Königin; mag sie auch den alten Glauben abgeschworen haben, wenn sie nur ihrem germanischen Empfinden nicht abschwört, es vielmehr der welschen Gefühllosigkeit und Grausamkeit mutig und selbstbewußt entgegenstellt. Dann möchte man von ihr rühmend sagen: „Die Religion ist tot; es lebe die Religion!"

Mitten hinein in die Festrede fiel der Bombenanschlag. Es war eine rohe, gemeine und sinnlose Tat. Doch erachten wir es für ein zu billiges Vergnügen, für eine zu leichte Erledigung der Frage, wenn man nur die Schalen des Zornes darüber ausgießt, wie man es auch vielfach in Rußland beliebt.

Messen wir nicht mit zweierlei Maß. Verbrechen werden überall in Menge und dauernd verübt, von seiten der führenden Klassen, wie von denen, die zur Führung zu kommen träumen. Und der rote Schrecken ist immer am lustigsten neben dem weißen in die Halme geschossen; in Spanien läge es näher zu sagen: neben dem schwarzen Schrecken, der, seitdem den Dominikanern (den „Domini Canes") die „heilige Inquisition" übertragen wurde, auf dem Lande gelastet hat und noch lastet. In Spanien ist nicht nur manches faul, sondern so ziemlich alles; und die Regierung hat dort unter Habsburgern und Bourbonen, Cristinos und Karlisten, ja unter der Republik, wenige bessere Zeiten ausgenommen, immer in Anschlägen, aber dauernden, zum „Systeme" erhobenen, auf Freiheit und Recht, Wohlfahrt, Glück und Leben derer bestanden, die ihre Persönlichkeit geltend machten und kraft ihrer anderer Meinung waren. Wenn irgendwo, so hat in Spanien der Spruch von den armen Achäern, die unter dem Wahnsinn ihrer Könige leiden müssen (Delirant reges, miseri plectuntur Achivi), sein Recht; aber er hat auch sein Gegenstück gefunden: die Könige haben den anarchistischen Geist großgezogen, sogar im „legitimistischen" Spanien; und der unschuldige Erbe des Frevels büßt es nun, wie Ludwig XVI. und andere gekrönte Leidenshelden. Alle Schuld rächt sich auf Erden!

* * *

Nachwort.

Es wäre so schön gewesen, 's hat halt nicht sollen sein! Wohlweislich sagte ich „wie verlautete“. Immerhin möchte ich das Vorstehende nicht abändern, sondern es als ein, wenn auch nicht hochgestecktes Wunschbild einer Fürstin stehen lassen; doch nur, um es für den vorliegenden Fall zu zertrümmern, gleichwie Beethoven die Widmung der „Eroica“ zerriß, als er vernahm sein „Held“ Bonaparte habe sich zum Kaiser gemacht.

Wir lesen weiter in Berichten Dinge, die uns spanisch genug vorkommen, die aber keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß die neue Königin den Rest von Gemüt, den sie etwa als germanische Aussteuer mit ins Land gebracht hat, sehr rasch und leicht über Bord geworfen hat.

Die Prinzessin, heißt es, hörte, daß sich auch der König für die Stiergefechte nur mäßig „interessiere“. Da habe sie gesagt, er müsse sich dafür „interessieren“; denn er müsse die „Passionen“ seines Volkes teilen.

Und sie selbst scheint sich sehr rasch in diese „Passionen“ — „Passionen“ sind ja immer „nobel“, wenn auch nicht vornehm und edel — hineingefunden zu haben. Vielleicht hat auch der Blutdampf, der von den bei dem Anschlage getöteten Pferden emporstieg, benebelnd auf ihre Sinne gewirkt, wie der Weihrauch der Kirche.

Das „Neue Pester Journal“ vom 8. Juni 1906 berichtet:

„Das riesige Amphitheater ist überfüllt. Man hat den Vertretern der ausländischen Presse gute Plätze auf den oberen Balkons angewiesen. Nur sind weit mehr Karten ausgegeben worden, als Raum vorhanden ist. Aus schwindelnder Höhe erblicke ich das gewaltige Haus. Ein festliches Publikum. Von drüben leuchtet es wie ein Feld voll heller Blüten, wie eine von Gänseblumen besäte Wiesenlichtung, die am Waldeshang ansteigt. Es sind die weißschimmernden Kleider und Mantilles der hübschesten Damen aus der Madrider Aristokratie.

„Nun erscheint der Hof. Lauter Jubel empfängt die junge Königin, die zum ersten Male an der Seite ihres Gatten die Stätte spanischen Nationalstolzes betritt. Niemand merkt der hübschen blonden Frau die Spuren des Entsetzens an, das am Hochzeitstag über ihren Weg geschritten. Mit graziösem Lächeln dankt sie grüßend der Menge. Dann gibt sie, mit einem wallenden Schleier winkend, selbst das Zeichen zum ersten Gefecht. ‚So ist's schön, so ist's gut. Das ist die Königin, wie wir sie lieben!‘ ruft die Menge, und immer wieder erschallt der Ruf: ‚Viva la Reina!‘

„Die Cuadrilla durchzieht in würdevoller Haltung die Arena und huldigt dem Königspaar. Dann kommt der erste Stier herein. Ein stattlich schöner Kerl, von mausgrauer Farbe. Zwei Caballeros, Herren der Aristokratie, die heute ihre Amateurbegabung in den Dienst des Kampfspiels stellen, sprengen auf stolzen Rossen auf den Plan und reiten auf den Stier mit spitzen Lanzen los. Doch der zeigt sich der Streitlust der Herren gegenüber sehr reserviert und weicht mit großer Vorsicht ihren Stichen und Hieben aus. Aber seine grausamen Verfolger lassen nicht ab von ihm, bis er endlich mit zwei Lanzenstücken in dem ganz zerschundenen und zerstochenen Körper wie zum Sterben in die Knie sinkt. Nun tritt der Matador in Aktion. Er möchte an dem todmüden Tier seinen Heldenmut kühlen und stößt ihm, während er ermattet vom Blutverlust an der Brüstung lehnt, den Degen in den Leib. Nicht kunstgerecht ins Genick, sondern ungeschickt in den Rücken, daß der arme, zerfleischte Stier

vor Schmerzen aufbrüllend sich zu Boden streckt. Endlich empfängt er den Todesstoß. Dem zweiten und dritten Stiere geht es nicht viel besser. Der eine kauert von Anfang an voll Angst im Sande und läßt sich geduldig zu Tode martern, der andere wankt mit drei Degen im Leibe dem vierten, erlösenden Eisen entgegen. Aber dem Volk ist mit dieser ‚ritterlichen' Jagd auf die friedlichen Toros nicht gedient. Seine Anteilnahme wächst, wie mit dem vierten Kampf wieder die Picadores auf ihren alten, todgeweihten Kleppern in die Arena kommen. Jetzt, wenn ein Pferd nach dem andern mit aufgerissenem Leib hinsinkt, kocht die Begeisterung hoch auf.

„Inzwischen wird die Pferdeschlächterei immer schlimmer. Alle Bemühungen, wenigstens diese eine widerliche Beigabe des rohen Schauspiels abzuschaffen, sind stets an dem allgemeinen Widerspruch des Publikums gescheitert. Dem Spanier genügt das Quantum Blutes nicht, das der Stier zu vergießen hat; alte Gäule müssen mit dem ihrigen die Arena tränken helfen! Hätte die Gewohnheit, Blut strömen zu sehen, hier nicht schon so sehr die Gemüter ‚abgehärtet', so würde der Hof, nach den Greuelszenen auf der Calle Mayor, vielleicht auf die Durchführung dieser Programmnummer verzichtet haben. Oder ist der jungen Königin beim Anblick der blutüberströmten Pferdeleichen nicht doch vielleicht die Erinnerung an jenen Augenblick gekommen, wo neben dem Brautwagen ein prächtiger Schimmelhengst lag, der mit seinem Leib die Bombenstücke aufgefangen, von denen sie selbst und der König getroffen worden wären? Man müßte meinen, daß der anmutigen Frau diese Bilder vor die Seele traten, wenn sie immer das Zeichen zu einem Akt rohester Tierquälerei geben mußte."

Dem entspricht, was „Die neue Gesellschaft" meldet:

„Die Festlichkeiten sollen nicht unterbrochen werden", hieß es im spanischen Hofbericht, als die Bombe Mateo Morals ein paar Dutzend Menschen getötet hatte. Die weißen Schuhe der jungen Königin, der sein Mordwerkzeug galt, netzte das Blut derer, die an ihrer Stelle starben. Man sagt, sie habe geweint — zwei Tage später schritt sie lächelnd zu einem anderen Blutvergießen, dem ihre Gegenwart die Weihe verleihen sollte. Der Stierkampf vereinigte Spaniens Volk vom Arbeiter bis zum König in der riesigen Arena. Und mit weißem, wallendem Schleier gab die Königin immer wieder das Zeichen zu neuer Schlächterei. Die Kampfstiere waren, so erzählten Augenzeugen, sehr friedlich gesonnen, sie mußten erst mehrere Degen im Leibe spüren — Degen hochgeborener Kavaliere sogar, die es ihren ritterlichen Vorfahren auf diesem ‚Felde der Ehre' gleich zu tun suchten —, ehe sie sich wehrten. Und mit roten Tüchern, mit Gebrüll und Lanzenstichen mußten sie gereizt werden, ehe sie sich entschließen konnten, den armen, todgeweihten Pferden der Picadores den Leib aufzureißen. Dabei heulte die Menge vor Begeisterung — die schönen Damen ringsum atmeten rascher und warfen heißere Blicke auf ihre Kavaliere, je mehr Blut die Arena rötete. Und die weiße, blonde Königin, Englands kühle Tochter, mit dem kultivierten Geschmack einer Lady der großen Welt wehte unermüdlich mit dem Schleier. Sollte ihr niemand gesagt haben, daß sie damit nicht nur den Tier-, sondern auch den Menschenschlächtern zu neuen Taten winkt? Und daß eines Königs Aufgabe nicht ist, den bösen Instinkten des Volkes zu schmeicheln, sondern den guten zum Durchbruch zu verhelfen? Es sind allzeit Sklavenseelen, die nach Geschenken und Spielen schreien, und die heimtückisch hinterrücks Dolche zücken."

Und eine dritte Stimme im „Anwalt der Tiere" (Berlin) lautet kurz und zutreffend:

„Bomben-Attentat und Stiergefecht. Als der fürchterliche Mordanschlag auf das junge spanische Königspaar mißlungen war, äußerte der König Alfonso zu seiner Umgebung: ‚Es verheiraten sich viele mit zwanzig Jahren, aber wenige kommen, wie ich, an demselben Tage nochmals zur Welt.' — Diesen einsichtsvollen Worten ist nur keine schöne Tat gefolgt. Noch am Schreckenstage hat ein Stiergefecht stattgefunden, am nächsten Tage wieder eins, welchem König und Königin beiwohnten; die junge Königin hat sogar selbst mit wallendem Tuch das Zeichen gegeben, wann die Abschlachtung von neuem beginnen sollte. Unmittelbar vorher waren die Majestäten in der Kirche Buen Suceso (zum guten Erfolge) gewesen, um ihre Andacht zu verrichten! — Leider gibt es heute keinen Propheten mehr, wie zur Zeit des Alten Testaments, der Alfonso die Worte entgegengedonnert hätte: ‚König, du sündigst!'"

Wir haben also unser Urteil dahin abzuändern: Die Königin ist ohne alle Religion ins Land eingezogen, wenn Religion gleichbedeutend ist mit Gemüt, Gewissen und dessen Betätigung; oder der geringe Bestand, den sie mitgebracht hat, ist schnell aufgebraucht worden.

Ein Bild unsrer Zeit! Wenn aber solche Beispiele von oben, von „allerhöchster" Stelle ausgegeben werden, wenn die geschriebene oder im stillen Herzen empfundene Vorschrift des Mitleidens, der Barmherzigkeit, der mehr als sinnlichen Liebe, die der „Höchste" gegeben hat, von den „allerhöchsten Herrschaften" dermaßen mißachtet wird, was wundern wir uns dann über die Anarchie von unten? Eines ist dem anderen wesensgleich und nur gradweise verschieden; und mit dem Maße, da ihr messet, wird man euch messen.

Vielleicht erleben wir es noch, daß die Königin den „Passionen" ihres angeheirateten Volkes weiter entgegenkommt und einmal einem regelrechten „Auto da fé" (einer Glaubenshandlung, d. h. einer Verbrennung von Ketzern) beiwohnt. Auf dem besten Wege dahin ist sie.

Prof. Dr. Paul Förster

Napoleon I. und die deutsche Presse

Das Schicksal der deutschen Presse zur Zeit des ersten Napoleon ist eine Tragödie, die mit dem Unglück des deutschen Vaterlandes vor hundert Jahren aufs engste zusammenhängt: es ist im Grunde der Kampf Napoleons gegen die öffentliche Meinung in Deutschland, ein grausamer, mit der ganzen Brutalität des herrschsüchtigen Korsen geführter Kampf, bei dem er — und das ist die Tragödie — auf der ganzen Linie Sieger blieb. Das schmerzvolle Ringen der deutschen Presse war um so tragischer und aussichtsloser, als das Zeitungswesen in dem Augenblicke, da die Katastrophe über Deutschland hereinbrach, noch selbst unter den Fesseln einer unwürdigen Abhängigkeit seufzte und — bei der Zerfahrenheit der politischen Verhältnisse des absterbenden Deutschlands — nicht getragen wurde von dem nationalen Bewußtsein einer in sich selbst gefestigten öffentlichen Meinung.

Die erhalten gebliebene Zeitungsliteratur der napoleonischen Zeit ist viel dürftiger, als man meinen sollte. Bei dem unglaublichen Druck, unter welchem die Presse während der französischen Invasion seufzte, war es nur zu natürlich, daß man nach der Abschüttelung des Fremdjoches mit einem gewissen Ingrimm alles vernichtete, was den Vertretern der damaligen Presse von Napoleon und seinen Kreaturen gewissermaßen mit dem Schwerte in der Hand diktiert worden war, und das Aktenmaterial, das Preßangelegenheiten betraf, war zumeist nach Paris gewandert und dort verschwunden. Der schwierigen Aufgabe, diese Tragödie zu schreiben, hat sich Dr. Ludwig Salomon unterzogen, der in seiner „Geschichte des deutschen Zeitungswesens" (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung) gezeigt hat, welch ungeheure Summe von geistiger Arbeit der vielgeschmähte deutsche Journalismus im Interesse der allgemeinen Kultur sowohl, wie zugunsten der politischen Entwickelung des deutschen Vaterlandes bisher geleistet hat.

Wenn man heute nach hundert Jahren sich darüber wundern muß, wie der Einfluß Napoleons auf die Presse Deutschlands ein so tiefgehender werden konnte, so muß daran erinnert werden, daß das Gewaltige in seiner Persönlichkeit einen Teil der besten Geister fast dämonisch in seinen Bann zog. Man trieb einen förmlichen Kultus mit ihm. Ganze Scharen hervorragender Männer — es seien nur Friedrich Wilhelm Schlegel, Wilhelm von Humboldt und August von Kotzebue genannt — pilgerten nach Paris, um den Heros der Welt von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Dem jungen Hegel erschien Napoleon als die „Weltseele auf daherschnaubendem Rosse". Man nannte ihn den „Einzigsten", „unsern Heiligen", den „großen Kaiser", und selbst ein Goethe beugt sich diesem Giganten, indem er ihm in einem seiner Karlsbader Gedichte folgende Strophe widmet:

> Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
> Er übersieht's im hellsten Geisteslicht;
> Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
> Nur Meer und Erde haben hier Gewicht ...

Um so leichter wurde Napoleons Einfluß auf die Presse, als man der Vergötterung seines Ruhmes von selbst die Spalten öffnete. Und er verstand es, die Zeitungen seinen eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Schon 1796 auf seinem Feldzuge in Italien sagte er zu einem ihn begleitenden Journalisten: „Denken Sie daran, in den Berichten über unsere Siege nur mich zu erwähnen, nur mich, verstehen Sie?" Wie er als Welteroberer niemand neben sich dulden wollte, so sollte auch in den von ihm eroberten Gebieten nur eine einzige Ansicht, die seinige, herrschen. Daher sein Zorn gegen jede Bekrittelung seiner Taten durch die Presse, die er in der Senatssitzung vom 12. Dezember 1809 mit einem Arsenal vergleicht, „das nicht jedermann zugänglich sein sollte".

So sehen wir in der Person dieses Mannes, den die Freiheit Frankreichs geboren, den größten Absolutismus vertreten. Es war ihm ein Greuel, daß das Volk Politik treibe; daher der häufig von ihm angewandte Trick, das Volk — auch das eigene — durch äußerlichen Pomp, Gepränge, Gesellschaftsleben, literarische oder musikalische Zänkereien in den Blättern abzulenken ... ganz wie Friedrich der Große, der im Frühjahr 1767, als das Gerücht eines neuen Krieges auftauchte, in die „Spenersche" wie in die „Vossische Zeitung" einen langen Bericht über ein furchtbares Hagelwetter lancierte, das in der Umgegend von Potsdam niedergegangen sei. Natürlich war an der ganzen Geschichte kein wahres Wort, und der Einsiedler von Sanssouci amüsierte sich

köstlich darüber, daß er den Berlinern „für ihr überflüssiges Geschwätz“ über eine angebliche Kriegsgefahr einen solchen Streich hatte spielen können.

Kam es jedoch Napoleon darauf an, für ein politisches Unternehmen Stimmung zu machen, so schrieb er selbst genau vor, wie sich die Zeitungen in diesem Falle zu verhalten hätten. Die Direktive dazu gab er persönlich meist in dem „Moniteur“, der von jeder Redaktion — auch in Deutschland — gehalten werden mußte. Dabei erregte es ihm absolut keine Gewissensbedenken die Tatsachen zu entstellen oder gänzlich zu fälschen, wenn sein Interesse es erheischte. So schrieb er unterm 1. August 1813 an seinen Kriegsminister, General Clarke, aus Mainz in bezug auf die Schilderung des Sturmes auf Saint-Sebastian: „Es wird ratsam sein, die Zahl der Gefangenen und die Zahl der erbeuteten Kanonen etwas zu vergrößern, nicht um Frankreichs, sondern um Europas willen.“

Mit welcher Rücksichtslosigkeit er gegen die Leiter von Blättern vorging, die, bewußt oder unbewußt, seiner Meinung nach seine Politik schädigten, geht aus einem Schreiben hervor, das er am 26. Juli 1809 an den Polizeiminister Fouché sandte: „Ich schicke Ihnen eine Nummer der „Gazette de France“, in der Sie einen neuen Artikel aus Berlin finden werden, den der Redakteur in sein Journal aufgenommen hat, und dessen Zweck es ist, die Allianz zwischen Frankreich und Rußland in Zweifel zu ziehen und unsere Verbündeten zu insultieren. Sie halten diesen Redakteur einen Monat gefangen und ernennen einen anderen an seiner Stelle. Sie haben mich wissen zu lassen, aus welcher Quelle die Artikel kommen.“

Zur Zeit seiner höchsten Macht richtete er (5. Februar 1810) ein eigenes Generaldirektorium für die Druckereien und den Buchhandel ein, dessen Direktor Graf Portalis wurde. Auf Grund einer geheimen Instruktion sollte die neue Behörde, der man noch eine Anzahl von Zensoren zugesellt hatte, nach drei Seiten hin ihres Amtes walten: durch Beeinflussung, Überwachung und Unterdrückung. Ferner lag der neuen Behörde die Redaktion des „Moniteur officiel“ ob, die Veröffentlichung offiziöser und offizieller Schriftstücke, sowie die Verleihung von Ämtern, um die Polemik zu vernichten. Aber nicht bloß auf die Zeitungen, auch auf die Vereine, die Predigten, die öffentlichen Vorträge, Theatervorstellungen und hundert andere Dinge bezogen sich diese Bestimmungen, die jede selbständige Geistesregung in den von Napoleon besetzten Ländern im Keime ersticken mußten. Mit einer weiteren Bestimmung vom 29. Mai 1809: „Jedes Blatt wird unterdrückt werden, das andere politische Nachrichten bringt als die dem Moniteur entnommenen“, wurde der Presse jede Selbständigkeit genommen.

Besonders einschneidend waren die Maßregeln der napoleonischen Zensur bei dem reichentwickelten Zeitungswesen in Hamburg. Gerade weil es im geschäftlichen Interesse Hamburgs lag, die Handelsbeziehungen in England zu pflegen, wurde der „Hamburgische Korrespondent“ zur Aufnahme eines Artikels gezwungen, der die ärgsten Schmähungen gegen die Napoleon so verhaßte englische Regierung enthielt. Von den 15 Zeitungen und Zeitschriften, die bisher in Hamburg bestanden hatten, wurden neun sofort unterdrückt, die andern fristeten ein jämmerliches Dasein, bis sie auch endlich eingingen, so daß in der Hauptsache nur der „Hamburgische Korrespondent“ und die „Hamburger Nachrichten“, beide natürlich unter französischen Titeln: „Journal officiel du Département des Bouches d'Elbe“ und „Affiches, Annonces et Avis divers de Hambourg“

weiter bestanden. Aber unter welchen traurigen Umständen existierten sie! „Es ist sicher verbürgt," heißt es in einer Jubiläums-Festnummer des „Hamburgischen Korrespondenten" von 1881, „daß fortan kein anderer als der französische Oberpolizeidirektor d'Aubignose alle wichtigen Zeitungsartikel verfaßte und die Redaktion nötigte, diese wörtlich aufzunehmen".

Noch schlimmer wurde im Jahre 1808 der „Bayreuther Zeitung" mitgespielt, weil sie eine Korrespondenz gebracht, die Napoleon im höchsten Maße mißfallen hatte. Von Toulouse aus schrieb er sofort nach Kenntnisnahme an seinen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Champagny: „Lassen Sie mich wissen, ob der hier beigefügte Artikel des ‚Journal de l'Empire', der aus Belgrad datiert ist, wahr oder erfunden ist. Wenn er wahr ist, so schlagen Sie mir vor, die ‚Bayreuther Zeitung' verbieten zu lassen." Und schon am nächsten Tage ließ er die Weisung an den Marschall Berthier abgehen, die „Bayreuther Zeitung" unterdrücken, die Korrespondenz des Redakteurs unter Siegel legen und diesen selbst ins Gefängnis abführen zu lassen.

In den Gebieten der Rheinbundfürsten, der gefügigen Werkzeuge des Imperators, ließ Napoleon nun vollends keine Rücksicht walten, besonders wenn es galt, „dem Verlangen des Protektors des Bundes zu entsprechen, frische Truppen zu liefern, Geld für Kriegsoperationen herbeizuschaffen und die Presse mundtot zu machen". Der eilfertigste und ergebenste aller Rheinbundfürsten war der frühere Reichs-Erzkanzler Karl von Dalberg, den Napoleon zum Vorsitzenden des Rheinbundes, zum Fürst-Primas ernannt hatte. Als dem jungen Rheinbundstaate eine Verfassung gegeben wurde, fand es Dalberg ganz natürlich, daß diese, wie er sich selbst ausdrückte, „aus dem Geiste des Kaisers Napoleon geflossen war". Wahrlich, das Verhalten einer großen Anzahl von Blättern der Rheinbundpresse bildet kein Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen Vaterlandes und des deutschen Geistes. Sie hatten, oft in freiwilliger Unterwerfung, jeden Rest von Selbständigkeit eingebüßt. Die spärlichen Nachrichten, welche gebracht werden durften, liefen fast immer auf eine Vergötterung „Napoleons des Einzigen" hinaus.

Zur Ehre der württembergischen Presse muß gesagt werden, daß hier die deutsche Gesinnung etwas länger standhielt als in Bayern. Namentlich wurde es dem „Schwäbischen Merkur", damals der bedeutendsten württembergischen Zeitung, sehr schwer, aus seiner franzosenfeindlichen Haltung ein Hehl zu machen. Nachdem aber Württemberg durch den Rheinbund in völlige Abhängigkeit geraten, der allmächtige Kaiser auch selbst nach Stuttgart gekommen war, wurde jede Mißfallensäußerung über Napoleon und seine Politik streng unterdrückt. Die Erschießung Palms am 26. August 1806 (das berühmte Buch „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", das dazu die Veranlassung gab, ist übrigens soeben in einem schönen Neudruck bei Fritz Lehmann, Stuttgart, mit einer gediegenen Einleitung von Prof. Dr. Rich. Graf du Moulin-Eckart, erschienen) durfte beispielsweise mit keinem Worte erwähnt werden. Eine der unverschämtesten Forderungen napoleonischer Schergen gegenüber der Presse war die Verordnung, „jedes Zeitungsblatt einige Stunden vor Ausgabe jedesmal dem Herrn Staats- und Kabinettsminister von Taube, Exzellenz, vorzulegen".

Schwerer als irgendwo lastete die Faust Napoleons auf der Presse Badens. Insbesondere unterlagen die Mannheimer Blätter den schärfsten Maßregeln. Über die Schlacht bei Aspern waren nur solche Bulletins zugelassen worden, welche die Tatsache der Niederlage völlig verdunkelten. Ein Artikel der

„Freiburger Zeitung“ gab schließlich die willkommene Veranlassung für Napoleon, die Zeitungen Badens mit Ausnahme eines Regierungsblattes völlig zu unterdrücken. Aber die großherzogliche Regierung konnte und wollte sich nicht entschließen, den immer dreister und frecher auftretenden französischen Forderungen zu entsprechen. Sie wies darauf hin, daß der Großherzog die Privilegien der Zeitung garantiert habe und sie nicht ohne weiteres widerrufen könne. Die französische Regierung antwortete mit einem Dekret, wonach vom 31. Okt. 1810 ab sämtliche Zeitungen in Baden ihr Erscheinen einzustellen hätten. Die ihnen verliehenen Privilegien wurden als „unverträglich mit dem Staatswohl“ für erloschen erklärt.

Nirgends zeigte sich die mit dem Schwerte Napoleons erzwungene Korruption der Presse und die Fälschung der öffentlichen Meinung in so schamloser Weise wie in jenen Gebietsteilen, die von Napoleon nach dem Frieden zu Tilsit zum „Königreich Westfalen“ erhoben und seinem Bruder Jérôme geschenkt worden waren. Die einzige hier in Betracht kommende Zeitung, der „Moniteur westphalien“, war eins der offiziellen Leibblätter Napoleons, womit er in Deutschland die öffentliche Meinung machte. Die gröbsten Lügen und Fälschungen wurden hier unwidersprochen als Ausdruck der Volksmeinung ausgegeben. Die Rundreise des Königs Jérôme, um sich überall huldigen zu lassen, begleitete der „Moniteur westphalien“ mit bombastischen, lügenhaften Phrasen, obwohl die Studenten in Helmstedt mit ihren Tintenfässern nach den angemaßten westfälischen Farben geworfen hatten.

Den Zustand der Presse in dem ebenfalls zum Rheinbund gehörigen Königreich Sachsen illustriert am besten das wechselvolle Schicksal der „Leipziger Zeitung“, damals in Sachsen das einzige politische Blatt von Bedeutung. Wenige Tage nach den Schlachten bei Jena und Auerstedt ergossen sich die französischen Scharen in die Stadt. Bereits in der Nummer vom 19. Okt. 1806 wurde die Redaktion von dem französischen Gouverneur gezwungen, einen aus französischer Feder geflossenen sogenannten „unparteiischen“ Bericht über die Doppelschlacht aufzunehmen und in der Folge alle überschwenglichen offiziellen französischen Siegesbulletins wörtlich abzudrucken. Als am 23. Juli 1807 Napoleon in größter Eile die Stadt passierte, mußte die Zeitung einen Bewillkommnungsartikel mit den bombastischen Worten schließen: „Nur unsere feurigsten Wünsche für das dauerhafteste Wohlergehen des allergnädigsten Kaisers und Königs Napoleons des Großen begleiten ihn, den größten Regenten und Feldherrn der Weltgeschichte, den Freund unseres angebeteten Königs, ihn, der unserm Vaterlande Selbständigkeit und dauerndes Glück zu schaffen versprach.“

Auch nach der Erhebung Preußens in dem unvergeßlichen Frühling des Jahres 1813 sollte die Leipziger Presse noch schlimme Tage erleben. Am 31. März 1813 waren russische Truppen in Leipzig eingerückt. Es war erklärlich, daß die Verbündeten auch ihrerseits die Presse den Zwecken der mächtig erwachten nationalen Bewegung dienstbar zu machen suchten. In der „Leipziger Zeitung“ erschien ein aus dem russisch-preußischen Lager stammender Brief, der den Marschall Davout, weil er die Dresdener Brücke hatte sprengen lassen, einen „Mordbrenner der Ruhmbegierde“ nannte, und in einem weitern Artikel wurden die falschen Kriegsnachrichten des „Journal de Paris“ richtiggestellt und mit entsprechenden Bemerkungen versehen. Als aber nach der Schlacht bei Lützen (Großgörschen) am 2. Mai das Heer der Verbündeten zum Rückzuge gezwungen wurde und Napoleon dadurch wieder in den Besitz von Sachsen

gelangt war, mußte die „Leipziger Zeitung" sofort wieder den Preßerzeugnissen des französischen Kaisers ihre Spalten öffnen.

So sehr auch der damalige Redakteur Mahlmann einem Konflikte mit der französischen Regierung, die ihm den „Mordbrenner aus Ruhmbegierde" nicht vergessen hatte, aus dem Wege zu gehen bemüht war, eine unscheinbare Annonce, in welcher der Name des preußischen Freischarenführers Rittmeisters von Colomb erwähnt wurde, gab der französischen Verwaltung den lang erwünschten Vorwand zu Mahlmanns Verhaftung. Mitten aus seiner Tätigkeit und seiner Familie herausgerissen, wurde er nach Erfurt ins Gefängnis abgeführt, wo er acht Tage in bangster Ungewißheit und qualvollster Spannung in strengster Haft zubrachte; schien ihm doch das tragische Ende des Buchhändlers Palm gewiß. Zwar gelang es der Reklamation der sächsischen Regierung, ihn seiner Tätigkeit zurückzugeben, aber sein Blatt kam unter die Leitung eines besonderen Kabinetts; die Aufsicht über die Redaktion führte ein französischer Agent, Baron Bucher, und so unterschied sich Mahlmanns Schicksal wenig oder gar nicht von einer förmlichen Gefängnishaft. Die Nachrichten über die Niederlage der Franzosen bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz wurden in dem Blatte völlig verschwiegen; die Niederlage bei Kulm gab man für einen französischen Sieg aus. —

War der Zustand der Presse in den Napoleon befreundeten Rheinbundstaaten schon ein so trostloser, so kann man einen Schluß daraus ziehen, wie es mit dem Zeitungswesen in dem von ihm so sehr gehaßten Preußen bestellt war. Dabei war die Presse Preußens bisher ohnedies nicht auf Rosen gebettet gewesen. Zwar hatte Friedrich der Große bei seinem Regierungsantritt verheißen, daß dem „Berlinischen Zeitungsschreiber eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden solle", und „daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genieret werden müßten"; aber bald fühlte man doch die schwere Hand des „aufgeklärten Despoten", der die Macht der Presse bald erkannt hatte und sie sich und seiner Politik in umfassendster Weise nutzbar zu machen suchte. Schon am 11. Mai 1749 war die Zensur wieder eingeführt worden, und so kam es, daß die „Gazetten" schließlich ganz energisch „genieret" wurden. Nach des großen Königs Tode — unter Friedrich Wilhelm II. — war die Berliner Presse noch tiefer gesunken. Am 19. Dezember 1788 erschien das berüchtigte Wöllnersche Zensuredikt, das jede freie Bewegung völlig hemmte. Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., hatte den besten Willen gehabt, seinem Lande auch in geistiger Beziehung aufwärts zu helfen und dabei eine „anständige Publizität" zu fördern; aber der von Friedrich dem Großen überkommene Grundsatz, daß der Bürger sich um staatliche Verhältnisse nicht zu kümmern habe, war in den höheren Beamtenkreisen noch zu vorherrschend, als daß es dem Willen des Königs gelungen wäre, sich durchzusetzen.

So war es bei den drückenden Zensurvorschriften geblieben, und als das Unglück über Preußen jäh hereinbrach und die Nachricht von den Schlachten bei Jena und Auerstedt in Berlin eintraf, da erschien in den Maueranschlägen des Gouverneurs von Berlin, Grafen von Schulenburg, nicht die Aufforderung, das Vaterland zu schützen und alle Kräfte zusammenzuraffen, sondern der Appell an den Gehorsam des Volkes: „Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht!", und nachdem Schulenburg vor den anrückenden Franzosen geflohen war, fand es sein Nachfolger, Fürst Hatzfeld, für gut, die Schraube der Zensur und der geistigen Bevormundung noch fester anzuziehen, indem er für Berlin

die engherzige Parole ausgab: „Unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgeht."

Die beiden einzigen damals in Berlin erscheinenden Zeitungen von Bedeutung waren: „Die Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" („Spenersche Zeitung") und die „Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" („Vossische Zeitung"). Längst war für die „Vossische Zeitung" die klassische Zeit dahin, da ein Lessing gegenüber dem gelehrten Pedantismus und dem süßlichen Getändel der Dichterlinge die kritische Geißel schwang und dadurch zum ersten Male in Berlin eine öffentliche Meinung schuf. Die scharfe Zensur hielt jede freie Meinungsäußerung zurück. Die Not im Vaterlande durfte kaum berührt werden. Einen um so größeren Raum nahmen die Vorgänge im gesetzgebenden Körper zu Paris ein. Die widerlich servilen Adressen an Napoleon mußten natürlich getreulich wiedergegeben werden. Eingestreute humoristische Nachrichten und allerlei Notizen über erschreckliche Belanglosigkeiten sollten den Leser bei guter Laune erhalten. Ja, noch wenige Tage vor der furchtbaren Katastrophe von Jena merkte man in den Zeitungen Berlins so gut wie nichts von einer bevorstehenden Entscheidung; die Nachricht von dem gänzlichen Zusammenbruch des preußischen Heeres bei Jena und Auerstedt traf daher die meisten wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Der am 10. Oktober 1806 erfolgte Tod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld wurde erst in der Nummer vom 21. Oktober mit kurzen, dürren Worten gemeldet; der Einmarsch der Franzosen in Berlin am 22. Oktober wurde den beiden Zeitungen erst durch die Mitteilungen des Fürsten Hatzfeld am 25. Oktober bekanntgegeben.

Der Berliner Magistrat übertraf an Dienstwilligkeit und Servilismus fast noch den Gouverneur von Berlin. Bei der Nachricht von dem Heldentod Schills in den Mauern Stralsunds war es der „Vossischen Zeitung" nicht gestattet, in einem ausführlichen Bericht den Namen des kühnen Helden auch nur ein einziges Mal zu erwähnen. Noch in dem ereignisreichen Winter von 1812 zu 1813 brachten die Berliner Zeitungen keine einzige der Wahrheit entsprechende Nachricht außer den lügnerischen Bulletins, die ihnen von den Preßvögten der französischen Regierung in die Feder diktiert worden waren.

So mußten die Patrioten denn wieder ihre Zuflucht zu geschriebenen Zeitungen nehmen, wie sie im achtzehnten Jahrhundert bereits bestanden hatten. Alle Nachrichten, die man in den gedruckten Zeitungen vergebens suchte, tauchten hier mit unverhüllter Deutlichkeit auf. Wer diese geschriebenen Zeitungen herstellte, wer sie verbreitete — niemand schien es zu wissen. Man verteilte sie in den Wirtshäusern, verstreute sie auf den Straßen; schweigend und verstohlen steckten sie die Vorübergehenden ein, um sie zu Hause zu lesen. Auch als man durch das berühmte 29. Bulletin die ganze Furchtbarkeit der französischen Niederlage in Rußland erfahren hatte, enthielten sich die beiden Berliner Zeitungen jeder Äußerung über die allgemeine Lage, und diesmal hatte ihre schweigende Zurückhaltung einen praktischen Hintergrund, ja sogar einen patriotischen Wert, denn jetzt gerade hatte jenes verwegene Doppelspiel des Staatskanzlers von Hardenberg begonnen, das mit großem diplomatischen Geschick das Vertragsverhältnis zwischen Preußen und Frankreich solange aufrechtzuerhalten bemüht war, bis das Bündnis mit Rußland als gesichert gelten konnte. Als in der Nacht vom 19. zum 20. Januar Major von Natzmer mit der Zusage des Kaisers von Rußland zu einem Bündnis eintraf, wurde die

Lage für die leitenden Staatsmänner, insbesondere den König, noch gefahrdrohender. Noch hielt Augereau, Herzog von Castiglione, Berlin besetzt, und die geringste Unbedachtsamkeit irgend eines Mitwissenden hätte die Gefangenschaft des Königs zur Folge gehabt.

Nachdem Friedrich Wilhelm auf Hardenbergs dringendes Betreiben am 22. Januar Berlin verlassen und sich nach Breslau begeben hatte, konnten sich die Patrioten freier regen. Zwar zunächst mußte auch jetzt noch die Presse sich der größten Vorsicht befleißigen, um den schlauen Korsen auch weiterhin in Sicherheit zu wiegen, und die „Spenersche Zeitung“ brachte auf Hardenbergs Weisung eine Ermahnung an die „guten Bürger der Residenzstadt Berlin: sich in allen Stücken gegen das kaiserlich-französische Militär so zu betragen, als es den Verhältnissen gegen Alliierte gemäß ist“. Als am 3. Februar Hardenberg mit dem berühmten Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps den ersten verhängnisvollen Schritt an die Öffentlichkeit wagte, der die lang zurückgehaltene Begeisterung mit Macht entfesselte, durften auch die Zeitungen wieder aufatmen nach langem schweren Drucke. Sie richteten eine besondere Rubrik „Vaterlandsliebe“ ein, eine Art „öffentlichen Sprechsaals“, worin alle auf die vaterländische Sache bezüglichen Zuschriften abgedruckt und auch die Gaben verzeichnet wurden, welche die Opferwilligkeit der Bürger auf den Altar des Vaterlandes darbrachte. Ludwig Salomon bringt in seiner „Geschichte des deutschen Zeitungswesens“ eine Anzahl charakteristischer Mitteilungen aus dem Publikum; eine davon in der „Spenerschen Zeitung“ lautete:

> „Die Königliche Aufforderung an die gebildeten Jünglinge unseres Vaterlandes tönt in die Herzen wie eine Stimme Gottes. Ich erbiete mich, drei unvermögenden jungen Männern, die sich den edlen Freischützen anschließen wollen, zur vorschriftsmäßigen Bekleidung und zum Ersatz der Zehrkosten bis Breslau behilflich zu sein.
>
> Der Buchbinder Friedrich Braunes, Stechbahn 3.“

Zwar verbot Augereau den Zeitungen, die Rubrik „Vaterlandsliebe“ weiterzuführen, und der französische Gesandte forderte von Hardenberg eine Erklärung über die unverkennbare Bewegung im Volke, die einer Rüstung gleichkäme; aber dem gewandten Hardenberg gelang es noch einmal, den Gesandten über die wahre Natur dieser Bewegung zu täuschen, bis das Bündnis zwischen Rußland und Preußen bei Kalisch definitiv abgeschlossen war und Hardenberg die Maske fallen lassen konnte. Bereits in der Nacht vom 3. zum 4. März verließen die Franzosen aus Besorgnis, von den Russen überrumpelt zu werden, die hochaufatmende preußische Hauptstadt, die fast sieben Jahre unter ihrem harten Joche geseufzt hatte. Am 17. März erschien der berühmte „Aufruf an mein Volk“. In den allgemeinen Jubel und die wogende Begeisterung durften nun auch die Zeitungen einstimmen, und auch die Rubrik „Vaterlandsliebe“ wurde nun wieder eingeführt.

Freilich die Hoffnung der Patrioten auf eine freiheitliche Gestaltung der politischen und geistigen Verhältnisse in Deutschland und Preußen sollten sich nicht so bald erfüllen. Die Berufenen verstanden es nicht, das heilige Feuer der Begeisterung zu schüren und zu nähren. Auf die wunderbar erhebenden Tage der Freiheitskriege folgte die düstere Zeit der Metternichschen Gewalt- und der preußischen Rückschritts- und Ohnmachtspolitik. In der langen Zeit vom Wiener Kongreß bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, da die Edelsten und Besten für ein kraftvolles geeintes Deutschland ihre geistigen

Kräfte, oft ihr Amt und ihre persönliche Freiheit opferten, fiel der Presse eine besonders schwere und wichtige Aufgabe zu. Sie ist — allerdings nicht ohne neue heiße Bedrängungen — dieser Aufgabe gerecht geworden. Sie hat sich aus der abhängigen und unwürdigen Stellung früherer Jahrhunderte in langen, schweren Kämpfen zu der Stellung einer geistigen Großmacht emporgearbeitet, mit der auch die politischen Mächte rechnen müssen, und über die man nicht mehr zur Tagesordnung übergehen kann.

Hermann Müller-Bohn.



Christliche Ethik

Nichts ist in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts schimpflicher behandelt worden, als die christliche Moral. Seit Nietzsche sie zur minderwertigen Sklavenmoral gestempelt hat, glaubt die Menge seiner Nachbeter alles Schmähliche ihr anhängen zu dürfen. Jede andre Moral gilt für besser als sie, und gar an Buddhas universale, menschen- und tierfreundliche Moral reicht sie bei weitem nicht heran. Gerade im Namen der Moral machen unsre modernen Buddhisten Propaganda für ihre Religion. Mit Eifer sucht man auch nach einer „philosophischen Moral", welche die christliche ersetzen könne, und selbst die Darwinianer und die Häckelianer krönen ihre Biologie mit einer entwicklungsgeschichtlichen Tiermoral, die auch für die Gattung „Mensch" gelten soll.... Und weil auch der theoretisch moralinfreiste Nietzscheaner in Praxis eben doch nicht ohne Moral auskommen kann, so ist eine leistungsfähige religionslose, möglichst bequeme Moral ein gesuchter Artikel, der aber immer noch nicht erfunden ist, so viele Moralsysteme auch in letzter Zeit aus dem Boden schießen. Die Not ist groß, zumal nun auch Volksschullehrer nicht hinter dem Fortschritt der Zeit zurückbleiben zu können glauben, sondern zu Bremen ganz energisch nach Abschaffung des christlichen Religionsunterrichtes rufen, der unbedingt durch „philosophische Moral" ersetzt werden müsse. Die Herren vergessen nur, daß ihr Experiment schon seit 3 Jahrzehnten in Frankreich in Übung ist, aber mit dem traurigsten Erfolg: die Zahl der jugendlichen Verbrecher hat sich seit 1874 in Frankreich vervierfacht. Ende der achtziger Jahre, als die ersten (seit 10 Jahren) religionslos erzogenen Bursche ins Leben eingetreten waren und die Zahl der jugendlichen Verbrechen rasch aufs Doppelte gebracht hatten, setzte der französische Minister Brisson eine Enquete ein zur Untersuchung dieser damals unerhörten Tatsache. Von allen Lehrern der Staatsschulen wurden Berichte eingefordert über den ihnen vorgeschriebenen „Moralunterricht" und seinen Erfolg. Die Berichte lauteten trostlos. Die meisten Lehrer klagten schon über den Mangel an tüchtigen Lehrbüchern, viele wußten gar nicht, welcher moralischen Richtung sie folgen sollten; alle beklagten, daß der Moralunterricht der langweiligste und unfruchtbarste sei. Jetzt kommt der deutsche Michel nachgehinkt und will sich an die Spitze dieser neuesten „Kulturaufgabe" stellen!

Unter solchen Umständen ist die „Christliche Ethik" von Dr. Ludwig Lemme, Professor der Theologie in Heidelberg (2 Bde. 11 Mk. u. 10 Mk., Edwin Runge, Groß-Lichterfelde-Berlin 1905), eine Tat, und sehen wir auf Inhalt

und Darstellung: eine bedeutende, der vollsten Beachtung würdige Tat. Da tritt einmal wieder ein Theologe auf den Plan und entfaltet vor uns die ganze Größe, hehre Majestät und den vollen Reichtum der christlichen Moral in wohlfundamentierter, wissenschaftlicher Gliederung und in einer Schreibweise, in die auch der gebildete Laie sich bald hineinzulesen vermag. Lemme wendet besonders in den ersten grundlegenden Partien viel Sorgfalt daran, sich auch mit den philosophischen Prinzipien und Systemen zwar in aller Kürze, aber mit prinzipieller Klarheit auseinanderzusetzen. Denn in der Untersuchung über das Wesen des Sittlichen hat die theologische Moral die Ergebnisse der philosophischen ernstlich zu berücksichtigen; da muß der Theologe auch Philosoph sein, da darf er die Philosophie nicht außer acht und Betracht lassen.

Gar mancher Philosoph aber wird da von der Unerschrockenheit des Theologen überrascht und frappiert werden, wenn er sieht, mit welch unbefangener Kühnheit Lemme (I, 28) von der „Belanglosigkeit" und „Dürftigkeit" der Resultate der bisherigen philosophischen Moral redet, wie ihr „Bankerott" als feststehende Tatsache erklärt (I, 36), die Einseitigkeit, Mangelhaftigkeit, Unzulänglichkeit und Verkehrtheit ihrer einzelnen Prinzipien und Systeme aufgedeckt und nachgewiesen wird.

In einem Zeitalter, das von Theologie und Christentum gar nichts mehr, aber um so viel mehr von der Vernunft und Wissenschaft erwartet, gehört schon Mut dazu, so aufzutreten. Er hat zwar die Ansicht, daß eine vollständige Scheidung und Loslösung der theologischen von der philosophischen Moral doch undurchführbar ist, aber er stimmt Schopenhauer zu, der gesagt hat, daß „in den christlichen Jahrhunderten die philosophische Ethik ihre Form unbewußt von der theologischen genommen hat", und er fügt bei, daß „des vielleicht größten Moralphilosophen der Neuzeit, Kants, Moral im Grunde nichts als ein verdünnter, mit ungeheurem Aufwand von Geisteskraft in Szene gesetzter Auszug theologischer Ethik ist". „Die modernen Bemühungen aber um die selbständige Ausgestaltung einer philosophischen Moral sind tastende Versuche, welche noch volle Unsicherheit hinsichtlich Methode und Stoffabgrenzung zeigen." Lemme ist der Ansicht, daß Systeme, welche auf die christliche Moral keine Rücksicht nehmen, sich zum bloßen Formalismus entleeren, wie Herbart, Wundt, Ziegler verdeutlichen, oder aber zu inhaltlicher Dürftigkeit und Armseligkeit herabsinken, wie durch Schopenhauer, von Hartmann, und von Gizycki u. a. illustriert werde. Deswegen sei „bei der gegenwärtigen Sachlage die Aufgabe wichtiger, sich philosophischer Einflüsse zu erwehren, als sich mit denselben zu bereichern, zumal Einflüsse von dort, besonders in jetziger Zeit, mehr verarmend wirken". Wir sind recht begierig, was philosophischerseits auf diese ungenierte Attestierung der Wertlosigkeit ihrer ethischen Leistungen erwidert wird. Nicht darauf zu reagieren, wäre ein Eingeständnis der Schwachheit. Einstweilen wollen wir nur sagen, daß man auch den oben angeführten Satz Schopenhauers gar leicht umkehren und mindestens mit demselben Recht sagen kann, daß die theologische Moral bisher unbewußt von der philosophischen gar viel ihrer Form und ihres Inhalts entnommen hat, wie sich auch geschichtlich leicht nachweisen läßt. Viele Jahrhunderte hindurch stand die theologische Moral auf den Schultern der philosophischen, und gewiß nicht immer zu ihrem Nachteil in wissenschaftlicher Beziehung. Ja wir wagen es auszusprechen, daß Prof. Lemme selber nur durch seine fleißige Umschau in der philosophischen Ethik zu einer so vollkommnen Entwicklung der theologischen sich hat aufschwingen können. Was verdanken

die Kirchenväter einem Plato, Aristoteles, der Stoa! Wie abhängig sind formell und materiell, positiv und negativ die Scholastiker, ein Duns Scotus so gut wie Thomas von Aquin, von Aristoteles! Und erst die protestantische Ethik! Melanchthon ist ein protestantischer Aristoteliker auch in der Ethik, und seine Nachfolger machen bei jedem maßgebenden Philosophen ihrer Zeit ihre Anleihen. Ohne Kant und Fichte wäre auch Schleiermacher nicht zum Ethiker geworden. Die moderne theologische Moral läßt sich aber nur verstehen aus der philosophischen, wir brauchen nur den Namen R. Rothe auszusprechen. Lemme selbst bietet ein gutes argumentum ad hominem für den Satz von der Abhängigkeit der theologischen Ethik von der philosophischen. Er formuliert als Prinzip der Sittlichkeit und darum auch als ihren Zweck die Persönlichkeit (I, § 10 u. § 26); Ausgangspunkt und Grundprinzip des sittlichen Lebens ist die natürliche Persönlichkeit; Endziel und Höhepunkt der sittlichen Entwicklung ist die christliche Persönlichkeit. Lemme ist der erste Theologe, der dieses Prinzip aufstellt; aber wäre er wohl darauf gekommen, wenn nicht der Philosoph und Antimoralist Nietzsche den Begriff der Persönlichkeit in den Vordergrund des geistigen Lebens unsrer Zeit gestellt und die Persönlichkeit in der Person des Übermenschen als höchstes Entwicklungsziel statuiert hätte? Warum kommt denn die theologische Ethik erst jetzt auf die Idee, die Persönlichkeit ins Zentrum des sittlichen Lebens zu stellen? Ja sogar die Mangelhaftigkeit, die bei Lemme noch der Fassung des Begriffes „Persönlichkeit" anhaftet, kommt auf Rechnung der Philosophie. Lemme nämlich vermischt fortwährend Persönlichkeit und Individualität. Das sind aber zwei ganz verschiedene Begriffe; Lemme jedoch braucht sie ganz als synonym. Woher kommt dies? Weil Ed. v. Hartmann, dessen Aufsatz im Türmerjahrbuch 1902 er zitiert, auch so tut. Lemme überschreibt den § 10 „Die Individualität", handelt darin aber hauptsächlich von der Persönlichkeit, nur daß er immer und besonders am Anfang den nicht hierher gehörigen Begriff der Individualität einmischt. § 26 hat er dann richtig „Die christliche Persönlichkeit" überschrieben. Wenn man aber selber so stark von der zeitgenössischen Philosophie beeinflußt ist, dürfte über die armen Philosophen und ihre philosophischen Bestrebungen auf ethischem Gebiet etwas glimpflicher zu urteilen nicht so unangebracht sein. Die Theologie sitzt immer in dem Glashaus der großfenstrigen Kirche; da muß sie mit dem Steinewerfen recht vorsichtig sein. Ist dies der Dank der Theologie? Jetzt, wo endlich die Philosophen es durchgesetzt haben, daß man reinlich zwischen Glauben und Wissen scheidet, und jetzt, wo eben dadurch die Theologen genötigt worden sind, sich auf ihre Glaubensgüter zu besinnen, und anfangen, deren Wert zu erkennen, — jetzt sehen sie gleich hochfahrend auf die armen Philosophen herunter, weil diese in ihrem Wissen nicht so weit gekommen seien als sie, die Theologen, in ihrem Glauben. Der Theologe hat jetzt auf sein großes christliches Glaubensgut leicht und gut pochen, nachdem er und seitdem er von und durch Kant gelernt hat, daß die Theologie gleichsam immun gegen die philosophisch-wissenschaftliche Ansteckung sein kann. Ein klein bißchen mehr Dankbarkeit auch gegen die moderne Philosophie wäre nicht so übel, Herr Lemme!

Aber freilich, 's ist ja wahr: gegenüber dem Reichtum und der Größe und Majestät der christlichen Ethik ist die philosophische gewiß arm, niedrig, dürftig, unbeständig, verworren zu nennen. Und darum möchten wir die Türmerleser, nicht bloß die Theologen darunter, sondern auch alle für wissenschaftliche

Lektüre empfänglichen Laien, recht ernstlich auffordern, sich in das Werk Lemmes zu vertiefen. Sie werden allen Respekt vor der vielgeschmähten christlichen Moral bekommen und sich diese von niemand in der Welt mehr verekeln lassen. Was denn eigentlich christliche Sittlichkeit sei, ihr Wesen und ihr Inhalt, und worin ihre für jede andre Moral ganz unerreichbaren Vorzüge bestehen, ihre Herrlichkeit und Majestät, darüber existiert eine unglaubliche Unwissenheit unter unsern Gebildeten. Jedweder kann ihnen irgend ein Zerrbild, häßlich und abschreckend, als christliche Moral vorhalten, und sie wenden sich gruselnd ab und wollen von der christlichen Moral nichts mehr wissen. Der eine nennt sie gemeine Sklavenmoral, der andre beschuldigt sie, sie züchte stolze Heilige; dem einen fordert sie zu viel Askese, der andre bemängelt, daß sie keine Liebe zu den Tieren empfehle; dem einen ist sie nur ein höheres Polizeiinstitut, der andre sieht darin die Prinzipien der Sozialdemokratie, und alle tadeln ihre Kulturfeindschaft. Was aber eigentlich christliche Sittlichkeit ist, weiß keiner zu sagen. Wie kann unsern Gebildeten wieder vor Augen gestellt werden, was wirklich der sittliche Gehalt des Christentums ist? Aus einem Werke wie dem Lemmes können sie es deutlich und klar erfahren, aber man müßte es eben studieren oder wenigstens immer bei der Hand haben, um sich je bei Gelegenheit instruieren zu können. Besonders auch den Lehrern möchten wir es empfehlen.

Während nun Lemme den Standpunkt der christlichen Ethik in allen Fragen, wie mir scheint, korrekt und klar und vollständig vertritt, wie einer wissenschaftlichen Darlegung geziemt, so dürfte wohl da, wo ethische Zeit- und Streitfragen berührt werden, noch eine tiefere Erfassung der Probleme gewünscht werden. Um unsern Wunsch zu begründen, heben wir die drei jetzt am meisten in der Literatur besprochenen sittlichen Fragen heraus: die Arbeiterfrage, die Frauenfrage und die sexuelle Frage.

Der Arbeiterfrage widmet er ungefähr 4 Seiten, recht wenig! Lemme erkennt zwar an, daß „die modernen sozialen Kämpfe zweifellos ein ideales Element" haben, das er als „Aufschrei der Seele nach Gerechtigkeit" bezeichnet, aber „in ihrer gewöhnlichen Form der Raubgier und Habgier" entsprängen sie „der Selbstsucht". Mir scheint dies eine starke Verkennung der Tatsachen und der innersten Tendenz dieser Bewegung. So sinnlos und scheußlich die Arbeiterrevolution jetzt in Rußland auftritt und sich nur in Raubgier und roher Mordlust äußert, so liegen sogar da der Arbeiterbewegung ideale Elemente reinster und höchster Natur zugrunde: es ist der Aufschrei der Seele des niedern Volkes nicht bloß nach Gerechtigkeit, sondern nach Menschenrecht und Menschenwürde. Das Volk will den Arbeitgeber, den Fabrikherrn, den Guts- oder Bergwerkbesitzer nicht als Halbgott über sich thronen haben, der über die Arbeiter wie über *sein Eigentum* verfügt, wie über Leibeigene. Wenn der Arbeitgeber von *seinen* Arbeitern redet, so versteht er das „sein" immer noch im possessiven Sinn, als ob ihm die Arbeiter zu eigen gehörten, statt bloß im Sinn eines Dativs Commodi, daß sie ihm zum Vorteil arbeiten. Daher unwillkürlich die herabwürdigende, herrische, ja oft sehr rohe Behandlung der Arbeiter besonders auch von Seite der Stellvertreter und Beamten der „Herren". Unsere Arbeiter fühlen instinktiv, mit ungeheurer Erbitterung, daß sie gleicher Rasse und Natur, gleicher Nationalität und gleichen Blutes mit dem Arbeitgeber sind, und wollen dieses natürliche Gleichheitsverhältnis nicht mehr in ein Herren- und Hörigkeits- oder gar Sklavenverhältnis sich verkehren lassen. Sie wollen im Arbeitgeber nicht ihren „Herrn" sehen, dem gegen-

über sie mundtot und unfrei sind, der nicht nur über ihre Arbeitskraft gänzlich eigenmächtig verfügen, sondern auch ihr übriges Leben nach seinem Gutdünken regeln und beschränken kann und will. In unsern sozialen Arbeiterkämpfen handelt es sich in letzter Linie um Ausrottung der letzten Überreste der alten Leibeigenschaft und Hörigkeit. Diese dürfen nicht wiederaufleben unter der Form und unter Mißbrauch des Arbeitskontrakts. Wir sind auch überzeugt, daß die volle soziale und moralische Gleichberechtigung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zum Durchbruch und zur Anerkennung kommen muß. Denn wenn z. B. die Deutschen in der Menschheitswelt wirklich eine führende Herrenstellung einnehmen wollen, dann geht es nicht auf die Dauer an, daß ein Teil derer, die gleicher Rasse, gleichen Blutes und gleicher Nationalität sind, ihres Herrenrechts beraubt und selber noch die Halbsklaven des andern Teiles sind. In unsrer Arbeiterfrage steckt auch eine Menschheitsfrage. Diese Seite hätte Lemme auch beachten sollen; das gehört auch zur christlichen Ethik.

Die Frauenfrage behandelt er recht zutreffend, und da ist jeder seiner Sätze billigenswert. Aber er hätte wohl erwähnen dürfen, daß in Deutschland die Frauenfrage immer mehr zur Beamtentöchterfrage zusammenschrumpft. Dies hängt mit der beklagenswerten Tendenz unsrer hohen und niedern Beamtenschaft zusammen, in Nachahmung und unter Einfluß des Militärstandes sich und ihre Familien immer mehr vom „gemeinen Volk" abzusondern. Je serviler die Beamtenschaft nach oben wird, um so weiter rücken sie und ganz besonders ihre Frauen und Töchter vom „Volk" ab und wollen aristokratisch leben und behandelt sein. Die Stellung unsrer hohen und niedern „Beamtenschaft" zum „Volk" sollte auch einmal genauer beleuchtet werden. Ganz irrig ist die Meinung Lemmes, die Frauenfrage werde durch die Mediziner gelöst werden; es handle sich um Verringerung der Knabensterblichkeit im Säuglingsalter, die im Verhältnis zur zäheren Lebenskraft der weiblichen Säuglinge bis jetzt eine größere sei; daher komme der Überschuß an ledigen Mädchen!

Der sexuellen Frage steht Lemme so ratlos gegenüber wie alle, die bisher darüber geschrieben haben. Mir scheint, die Zunahme der Unsittlichkeit bei beiden Geschlechtern steht in engem Verhältnis zu den Kulturverhältnissen, in denen gerade die breite Schicht des höheren Mittelstandes lebt. Bei diesem schiebt sich die Zeit der Heiratsmöglichkeit der jungen Männer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter hinaus, und die Stellung des Weibes gestaltet sich hier in immer unnatürlicherer Weise. Gerade in dieser Schicht greift die Unsittlichkeit in erschreckendem Maße überhand, und da nützen weder religiösere Erziehung viel, noch Vereine zum weißen Kreuz. Da müßte zweierlei geändert werden: 1. unsere Erwerbsverhältnisse und 2. die Stellung des Weibes innerhalb unsrer Kultur und zu unsrer Kultur, erst dann würde die Unsittlichkeit mit Erfolg bekämpft werden können.

Ganz vortrefflich ist aber wieder der Abschnitt über das Verhältnis des Christentums zur Kultur, der materiellen und geistigen, und so können wir das Werk Lemmes allen empfehlen, denen es um solide Kenntnis der christlichen Moral zu tun ist.

F. Heman





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die deutschen Behörden

Ein offenes Wort

Durch die Zeitungen ging jüngst eine kleine Notiz, die mir sehr merkwürdig war: ein Handwerker in Berlin wurde als Zeuge vor Gericht geladen. Seine Frau bemerkte von da an auffallende Unruhe, Aufregung, Nervosität, Furcht an ihm; und als er am kritischen Tage im Zeugenzimmer des Gerichtes der Aufrufung harrte, brach bei dem Unglücklichen Tollwut aus. Er mußte in eine Irrenanstalt verbracht, von seiner Einvernahme Abstand genommen werden.

Wenige Tage später las man von einem Erlaß des neuen preußischen Justizministers, Beseler, der den Gerichtsbehörden höfliche und anständige Formen gegenüber dem Publikum zur Pflicht macht.

Der aus Angst vor der Zeugenvernehmung geisteskrank gewordene Handwerker und der Erlaß des Justizministers: die haben viel miteinander gemein. Das möchte ich kurz darlegen.

Höfliche Behörden: das war bisher ein Widersinn, ähnlich etwa wie wenn man sagen wollte: trockenes Wasser. Wasser ist naß; Behörden sind grob. Beides war bis jetzt die selbstverständlichste Sache von der Welt.

Es wäre töricht zu verlangen, daß die Beamten der Polizei und der Gerichte mit Glacéhandschuhen Leute anfassen sollten, deren Beruf es ist, ihren Mitmenschen die Geldbeutel aus der Tasche zu praktizieren, und nur ein Fanatiker der guten Verkehrsformen wird von einem Untersuchungsrichter fordern, daß er sänftiglich wie mit Samt mit einem Kerl umgeht, der hie und da Lust bekommt, einem ruhigen Staatsbürger ein Messer in den Leib zu rennen.

Trotzdem ist Ruhe, ist ein wenig Milde und Nachsicht auch hier nicht fehl am Ort. Der Richter bedenke: er hat die ungeheure Gewalt des Staates auf seiner Seite; der Angeschuldigte ist ein wehrlos sich windender Wurm.

Aber es ist nicht das allein. Auch wer *nicht* Taschendieb und *nicht* Messerstecher ist, kann mit Polizei und Gericht in Berührung kommen. Dann wird er in neunzig von hundert Fällen grob angeherrscht, eingeschüchtert, verletzt werden. Er sei eines Vergehens beschuldigt, sei nur denunziert, was sich ja leicht als haltlos herausstellen kann: der Schutzmann kommt (ein tatsächliches Vorkommnis) in aller Herrgottsfrüh, holt den Schlaftrunkenen, der vielleicht

von Nachtarbeit übermüdet ist, aus den Federn, führt ihn durch Straßen und über Plätze coram publico. Siehe Hebbels „Maria Magdalena“, Akt III, Szene 10: „Straß' auf, Straß' ab, über den Markt, wie den Fastnachtsochsen!“ Man beachte im gleichen großen Trauerspiel den ersten Akt, Szene 7, wie der Gerichtsdiener Adam und ein Kollege zum Meister Anton kommen, dessen Gattin am Schrecken stirbt. Dies Eindringen ereignet sich noch heute. Man sollte glauben, ein Beamter bleibe immer eingedenk, daß im allgemeinen ein solches Haus das eines Ehrenmannes ist, eines, der zwar verdächtigt wurde, gegen den einstweilen aber nicht das geringste bewiesen ist: demgemäß habe er sich zu betragen. Aber dieser Glaube trügt. Der Gendarm kommt in solch ein Haus, wie in eine auszuhebende Verbrecherherberge.

Dann die Gerichtsverhandlung. Der Hochmut junger Assessoren, die sich als Träger des Staatsgebäudes betrachten und nicht etwa gerecht, vielmehr „schneidig“ sein wollen. „Den Kerl woll'n wir uns langen!“ Das ist so etwa der Juristenjargon. Längst hat sich im deutschen Volk der Glaube an die Unparteilichkeit der Staatsanwaltschaft verloren. Nur ganz weltfremde Gemüter glauben heute wirklich noch daran, daß der Staatsanwalt die objektive Wahrheit, daß er Gerechtigkeit suche. Die Bestrafung des Angeklagten sucht er! Das erhellt schon aus der Tatsache, daß in den meisten Fällen der Gerichtshof im Strafmaß unter dem Antrag des Staatsanwalts bleibt, daß er häufig auf Freisprechung erkennt, wo der Vertreter der öffentlichen Anklage Verurteilung wünscht. Mir ist nicht unbekannt, daß jeder Staatsanwalt täglich aus dem Publikum einlaufende Anzeigen als unbegründet zurückweist: hier sind meist persönliche Beweggründe — gekränkte Rachsucht, Neid u. dgl. — im Spiel. Aber was habe ich nicht schon für Fälle miterlebt, wo die Unschuld des Beschuldigten handgreiflich war, oder wo eine kleine Dummheit eines unreifen Menschen vorlag. Da fühlte der Staatsanwalt die Pflicht, etwa einem solchen halben Knaben in einer viele Seiten umfassenden Anklageschrift ausführlich sein Verbrechen vorzuhalten und in das Tun des Beschuldigten fürchterliche Absichten rhetorisch hineinzutragen, an welche dieser niemals leise gedacht hat. Wie mancher mußte mit Staunen erst aus der staatsanwaltschaftlichen Anklage erkennen, welch abgefeimter Spitzbube er sei, da er doch bisher des Glaubens war, unredliche Handlungen zu meiden! In der Gerichtsverhandlung wie zuvor betrachtet der Beschuldigte resp. Angeklagte darum mit vollem Rechte den Staatsanwalt als erbitterten, zu fürchtenden Feind, der nicht das Recht will, sondern sein Verderben, den moralischen und gesellschaftlichen Ruin des Angeklagten. Denn das bedeutet es für einen niemals zuvor bestraften Angehörigen gebildeter Kreise, wenn er plötzlich etwa wegen einer kleinen Nachlässigkeit, die sich mit allerlei unglücklichen Zufällen belastend verkettet, ins Gefängnis geworfen wird — weil eben der Staatsanwalt mit großem Aufwand von „Helligkeit“, Spitzfindigkeit und Wortgewandtheit unabweisbar darzulegen versteht, wie der vergeblich seine Unschuld beteuernde Angeklagte ein gefährlicher Verbrecher sei, der seine arge Absicht schlau in Szene gesetzt und von Anfang an planvoll zu Werke gegangen sei.

Nach meiner festen Überzeugung scheidet durchschnittlich vielleicht täglich in Deutschland ein Mensch freiwillig aus dem Leben, weil er sich, ohne sich schuldig zu fühlen, plötzlich von einem Netz furchtbarer, seine Ehre verneinender Darlegungen umwoben, die bürgerliche Achtung verloren und keine Möglichkeit, sie wiederzugewinnen, sieht. Wie hilflos ist ein einfacher, zu reden nicht gewöhnter Mann

gegenüber der oratorischen Kunst des Staatsanwalts, der vielleicht seit Jahren fast ausnahmslos täglich vor der Öffentlichkeit zu sprechen pflegt! Das ist es ja, ich muß es wiederholen: Richter wie Staatsanwalt halten sich fast niemals gegenwärtig, daß sie in strahlender Machtvollkommenheit gewaltig thronen, frei und ungebunden herrschen, daß vor ihnen ein zitternder Mensch steht, der sich absolut nicht wehren kann, alles hinnehmen muß, was ihm gesagt wird. Wer im gesellschaftlichen Leben einen Vorwurf gegen mich erhebt, wohl gar in ehrverletzender Form erhebt, der mag sich wahren: ich werde mir Genugtuung zu schaffen wissen. Der Staatsanwalt kann im Gerichtssaal meine Ehrlichkeit in Abrede stellen, meine Absichten aufs niedrigste verdächtigen, kann dabei Ausdrücke wählen, wie sie so schroff und kränkend sonst kein Erzogener gebraucht: ich muß es hinnehmen; Ehrenbeleidigungsklage gegen den Staatsanwalt zu erheben geht nicht an, meinen Sekundanten würde er abweisen mit der Begründung, daß er sich nicht schlage um solcher Worte oder Handlungen willen, die er in Ausübung seines Amtes gesprochen resp. begangen habe. Wie unmännlich also, wie widerwärtig und unmenschlich, den solchermaßen aller Rechte Beraubten die richterliche oder staatsanwaltschaftliche Macht „fühlen zu lassen", ihn zu demütigen auf jede erdenkliche Art. Was Wunder, wenn jedermann Berührung mit Gerichten scheut wie mit dem Feuer! Wenn selbst der keiner Schuld sich Bewußte beim Empfang einer Anklageschrift fühlt, wie ein eiserner Ring sich ihm um den Hals legt — grausam, unentrinnbar! Er fühlt sich rein: doch wer vermag zu sagen, was der Staatsanwalt in ein harmloses Tun hinein interpretiert, wie er im Handumdrehen aus dem bisherigen Ehrenmann einen Unredlichen macht! Es gilt Kampf auf Leben und Tod: denn wird das Schuldig gesprochen, so ist der Bestrafte für die Gesellschaft erledigt, die jeden mit Freiheitsentziehung Bestraften unerbittlich ausstößt; sein Weib, seine Kinder sind unglücklich fürs Leben; auf seine Eltern und Geschwister fällt die Schmach zurück; vielleicht läßt er die nächste Nacht im gemeinsamen Schlafraum versehentlich den Gashahn offen, oder er schießt Gattin, Nachkommen und dann sich nieder wie tolle Hunde, weil ihm Ehre über Leben geht. Von solchen furchtbaren Dramen lesen wir tagtäglich in den Blättern, so häufig, daß wir es schon nicht mehr beachten, nicht mehr darüber nachdenken, was wohl einen vielleicht glücklichen Familienvater zu diesem Verzweiflungsschritt getrieben haben könne? Wie oft würde die Antwort lauten: die Schneidigkeit des Herrn Staatsanwaltes, der bald Erster Staatsanwalt werden möchte.

Aber es handelt sich nicht allein um Angeklagte. Der wahnsinnig gewordene Berliner Handwerker war ja nicht angeklagt: er sollte nur eidliches Zeugnis ablegen, das er verweigern durfte, wenn er fürchten mußte, sich zu belasten. Die selbstverständlichste Sache von der Welt, und dieser Mann verliert den Verstand darüber. Der war vielleicht danach! könnte man einwenden. Aber über solch ein Ereignis darf man nicht wegscherzen. Es liegt kein Ausnahmefall vor: dies Vorkommnis hat durchaus symptomatische Bedeutung. Da ist gar kein Zweifel: die meisten Deutschen haben Furcht, vor den Assisen auch als Zeugen, als gänzlich unbeteiligt zu erscheinen. Sie empfinden instinktive Angst, wenn sie vor die Schranken des Gerichtes treten sollen. Ein panischer Schrecken bemächtigt sich ihrer; kommt es ganz schlimm, so werden sie geisteskrank, wie unser Handwerker. Nein, niemand kann es leugnen, daß dem so ist. Jeder von uns kann es täglich beobachten. Ich besitze hierin eine sichere Erfahrung gerade aus der letzten Zeit. Ein Mann, dem ich, indem ich ihm derb

die Wahrheit sagte, fühlbar auf die Hühneraugen getreten war, verbreitete aus Rachsucht allerlei Schinderhannesgeschichten über mich in der Gesellschaft. Ich erfuhr zufällig davon, machte bei sämtlichen Personen Besuch, die nach meinen Informationen von dem Klatsch erfahren hatten, und bat um freundliche Auskunft, wobei ich ausdrücklich hinzusetzte: von dem Erfahrenen würde ich nur den Gebrauch machen, zu dem die Betreffenden mich ermächtigten.

Nun sollte man denken: etwas Klareres gibt es nicht. Die Gebetenen müßten sich sagen: da ist ein Mensch, dem niemals ein ehrenrühriges Tun nachgesagt wurde, der als Schriftsteller ganz besonders sein Ehrenschild rein halten muß, und den ein Feind plötzlich aufs schlimmste verdächtigt. Selbstverständlich ist es meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, dem Angegriffenen zu helfen, daß er sich gegen leichtfertige und bewußt wahrheitswidrige Antastung seiner Ehre wehren kann. Natürlich sag' ich ihm, was ich gehört habe, und stelle ihm mit Freuden frei, jeden ihm nötig scheinenden Gebrauch von meinen Mitteilungen zu machen!

So *sollte* man denken. Wer aber so denkt — und ich tat es leider —, der mache sich auf ärgste Enttäuschung gefaßt. Der Gefragte wird sich hin und her winden, allerlei von unkontrollierbaren Gerüchten murmeln, wovon allerdings auch an sein Ohr ein verworrener Ton geschlagen sei, und zuletzt kategorisch erklären: „Etwas Gewisses habe ich nicht erfahren und kann Ihnen zu meinem Bedauern also auch keine bestimmten Angaben machen."

So ging es mir. Nicht bei *einem*: bei *jedem*. Ohne Ausnahme. Keiner wollte mit der Wahrheit herausrücken, keiner etwas Sicheres wissen. Weißt du, lieber Leser, was ich tat? Ich faßte einen verzweifelten Entschluß, suchte meinen befreundeten Rechtsanwalt auf und sagte: „Bitte, laden Sie mir die sämtlichen Herrschaften vor Gericht: vielleicht löst ihnen der Zeugeneid die Zunge." Mein Advokat tat es. Und was ergab sich vor Gericht? Eine große Überraschung. Mit zwei Ausnahmen entsannen sich *sämtliche* Zeugen plötzlich wieder des Klatsches ganz genau. Das tat der Eid: auf Meineid steht Zuchthaus. Köstlich, wie die Herren und Damen nun auf einmal ganz Gewisses erfahren hatten, ganz Sicheres wußten, ganz bestimmte Angaben machen konnten. Sie hatten mich, mit andern Worten, bis auf zwei allesamt feig belogen, indem sie von nichts wissen wollten.

Seitdem habe ich mich in die Einsamkeit zurückgezogen und erwäge bei mir, ob ich mich in der Wildnis ansiedeln, in Felle kleiden und von selbstgeschossenen Tieren und eigenhändig gepflanztem Kohl nähren soll. Leider bin ich allzusehr von der Kultur beleckt, als daß ich hoffen dürfte, mich bei Rückkehr in diesen primitiven Urzustand dauernd wohl zu fühlen. Leider.

Was erzählst du uns das *hier*? fragt der Leser. Weil es hierher *gehört*. Gewiß haben an jener Feigheit die verschiedensten Beweggründe Anteil. Man will es mit niemand verderben. Vielleicht betrachtete man Herrn X., der des Klatsches waschweibischer Urheber war, als Schwiegersohn in spe; vielleicht war er ein angenehmer Causeur, den man gern bei sich sah. Vielleicht schämt man sich ein bißchen, weil man selber den Klatsch gedankenlos weitergetragen hat. Und so weiter.

Aber das ist's nicht allein. Wie kommt es, daß selbst solche ehrenwerte Leute, die auf Herrn X. weder für ihre Tochter spekulieren, noch ihn für einen amüsanten Gesellschafter halten, noch sich an dem Klatsch beteiligt haben, wenn von Gerichtszeugnis die Rede ist, sofort nervös werden? Vielleicht ist für

sie X. ein unausstehlicher parfümierter Schwätzer, vielleicht tragen sie niemals Gerede weiter: gleichwohl ist ihnen der Gedanke, vor Gericht erscheinen zu müssen, überaus peinlich.

Warum das?

Ich erkläre es einfach durch die Ursachen, die den Berliner Handwerker irrsinnig gemacht haben. Der Zeuge wird unhöflich behandelt; der Gruß, den er als erzogener Mensch beim Eintreten sagt, wird so wenig beachtet als erwidert. Zunächst wird er auf Vorbestraftheit untersucht; etwaige alte, längst verjährte Schulden muß er öffentlich erneut eingestehen. Dann wird die inquisitorische Daumenschraube angesetzt: Richter, Staatsanwalt, Verteidiger, Angeklagter fragen hin und her, kreuz und quer. Gleichgültige Dinge, die man eine Stunde, nachdem sie geschehen, vergißt, vor Gericht muß der Zeuge sich ihrer nach einem Jahr deutlich entsinnen. Sonst wird er argwöhnisch angeschaut. Der Vorsitzende weist auf die Heiligkeit des Eides hin, auf die Folgen unwahrer oder teilweise unzutreffender Aussagen. Man gerät in Verwirrung, widerspricht sich: Verteidiger oder Ankläger — je nachdem ihrem Standpunkte der Widerspruch zuträglich ist oder nicht — stürzen sich mit Eifer auf den Widerspruch, der selbstverständlich die Unwahrheit der Aussage beweist. Zur Besinnung bleibt wenig Zeit; man hat nur den einen Wunsch: Fort! Hinaus aus dieser Folterstätte! Man sagt eben so schnell als möglich, was man weiß, kommt aber nicht so leichten Kaufes davon, sondern muß noch eine halbe Stunde die Qualen der eisernen Jungfrau kosten. Endlich wird man grob, wie man empfangen wurde, entlassen. Ich weiß noch, wie ich einmal nach einer zeugeneidlichen Einvernahme wie ein Verrückter durch den Korridor des Gerichtsgebäudes jagte, um nur ins Freie zu kommen, so daß ein Amtsdiener hinter mir her rannte, weil er mich für einen flüchtenden Verbrecher hielt: das Mißverständnis klärte sich bald auf, der Verfolger ließ mich, nicht ohne bedenkliches Schütteln des Kopfes, meiner Wege ziehen, und ich atmete, der muffigen Atmosphäre des Gerichtssaales und der eisernen Jungfrau des Verhörs entronnen, aus voller Brust die frische Luft der freien Gottesnatur ein.

Wenn nun ein Freund oder Bekannter, dem alte Weiber beiderlei Geschlechtes an die Ehre wollen, meine Zeugenschaft erbittet, stehe ich zur Verfügung. Das versteht sich von selbst. Aber daß ich gern vor Gericht ginge, nein . . . das zu behaupten wäre Lüge. Zwar nicht entschuldigen, doch verstehen, ganz verstehen kann ich die feige Furcht vor der Zeugenaussage.

Und ich meine: da ist ein Krebsschaden an den deutschen öffentlichen Verhältnissen, der schwerste Folgen nach vielen Richtungen hat und der doch gewiß ausgerottet werden könnte, wenn nur ein wenig guter Wille und Vernunft zusammenwirkten.

Die Herren in der Toga des Richters und des Staatsanwalts mögen aufhören, Angeschuldigte und Angeklagte, ja sogar Zeugen als Menschen zweiten Grades zu betrachten, denen man ganz unbekümmert Mißachtung zeigen darf. Sie mögen nie vergessen, daß sie die Macht haben gegenüber Wehrlosen, daß sie die Staatsgewalt mit Milde und Ruhe würdiger als mit Hochmut und Schroffheit repräsentieren. Sie mögen Abstand nehmen von einem Ton, dessen jeder Gebildete sich im Privatleben gegenüber einem Hausknecht schämen würde, und statt dessen die Formen erzogener Menschen und guten gesellschaftlichen Verkehrs (wenn natürlich auch ohne dessen Höflichkeitsfloskeln) wahren. Sie mögen den Angeklagten und Zeugen das beklemmende Gefühl nehmen: da sind

Beamte, die uns das Leben schwer machen, uns zu Verbrechern stempeln und moralisch und gesellschaftlich, sozial und wirtschaftlich vernichten wollen. Ihr Auftreten sei human, ja freundlich, damit die Leute merken: wir haben es mit Männern zu tun, die für uns alle das Beste wollen; die es als ihre Aufgabe betrachten, die Gesellschaft vor dem Verbrechen zu schützen, der Gerechtigkeit eine Gasse zu brechen. Wir stehen nicht Feinden gegenüber, die an unserer Vernichtung emporsteigen, die Karriere machen wollen, indem sie uns schuldig machen: sondern uneigennützigen Dienern der gemeinen Wohlfahrt, die uns respektieren und unsrer Ehrerbietung wert sind.

Sind das Utopien?

Ich weiß es nicht. Nur das weiß ich: wird das schöne Ziel erreicht, so wird kein preußischer Justizminister mehr nötig haben, den Gerichtsbeamten Höflichkeit gegenüber dem Publikum einzuschärfen. Und keinen einfachen Mann aus dem deutschen Volke wird mehr des Verstandes berauben das Übermaß der Furcht davor, daß er als Zeuge vor Gericht erscheinen soll.

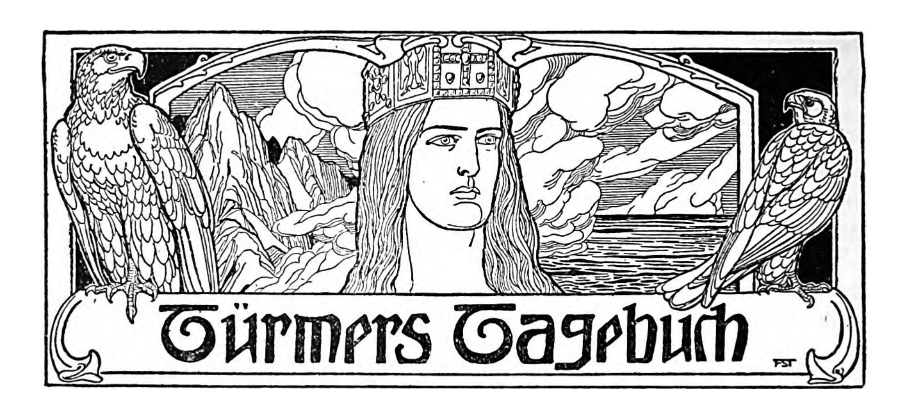
Friedrich Bernt in Leipzig

* * *

Ausdrücklich betont sei, daß der T. diese Ausführungen nur auf gewisse, leider öfter wiederkehrende Vorfälle bezieht, die aber bei aller Unerquicklichkeit eine Verallgemeinerung auf den deutschen Richter- und Beamtenstand noch keineswegs zulassen.

Der Türmer





Der reiche und der arme Vetter — Ein Ministerium des Geistes — 1806—1906

Ganz ohne Wirkung auf die öffentliche Meinung hüben wie drüben konnte ja die Englandfahrt deutscher Redakteure, vorher die der Bürgermeister, nicht bleiben. Schon die elementarsten Gebote der Höflichkeit und Dankbarkeit für genossene Gastfreundschaft gebot vorübergehende Zurückstellung streitiger, geflissentliche Betonung gemeinsamer Interessen und Anschauungen. Aber überschätzen wird wohl kein Ernsthafter diese Augenblicksrücksichten und Gefühlswallungen. Denn mehr sind sie nicht, können sie ihrer ganzen Entstehung und Wesenheit nach auch nicht sein.

Zumal die Eindrücke, die unsere Englandfahrer dort empfangen haben, mußten doch so einseitig wie nur möglich ausfallen. Denn mehr als die Fassade des Hauses haben sie wohl kaum zu sehen bekommen, vielleicht noch einen flüchtigen Blick in fest- und feiertäglich ad hoc hergerichtete und geschmückte Räume.

Anders als unsere so leicht begeisterten, für Freifahrten, Freizigarren, Freiessen und -trinken so dankbar empfänglichen Mitbürger scheinen die in England selbst ansässigen Deutschen zu urteilen. Vielleicht aus gewissen Gründen des wirtschaftlichen Wettbewerbes auch nicht gerade mit einwandsfreier Unparteilichkeit. Immerhin kann es nicht schaden, in diesen Tagen freigebigster Quittierung für empfangene Wohltaten auch andere, weniger beeinflußte Stimmen anzuhören, ohne weitere Absicht, als zur Herstellung eines vernünftigen Gleichgewichts.

„Wenn gute Leute und schlechte Musikanten“, so äußert sich Dr. Max Polaczek in der „Welt am Montag“, „glauben, durch Bankette und Toaste auf den Gang der englischen Entschließungen einwirken zu können, so kennen sie eben das Volk nicht, von dem Friedrich List gesagt hat, es sei bei ihm Regel, ‚Kriege zu führen und Allianzen zu schließen mit ausschließlicher Rücksicht auf das Interesse von Gewerbe, Handel und Schiffahrt‘.

„Der Grundzug des englischen Charakters ist die mit Heuchelei verbundene Roheit, ihr gesellen sich Hochmut und Skrupellosigkeit, wo es auf die Verfolgung eigensüchtiger Interessen ankommt. Der Nachweis, daß das englische Volk brutal sei, muß schon als geführt erscheinen, wenn man an den nationalen Sport des Boxens, an die Brutalitäten des Fußballs und an das Institut der Tretmühle erinnert, eine Tortur, die zugleich den Gefangenen zum seelenlosen Teil einer Maschine hinunterdrückt. Besser aber noch werden Einzelheiten unsere Behauptung unterstützen. Der Engländer ist hart sowohl gegen Fremde wie gegen Volksgenossen; ‚er ist gegen Arme im allgemeinen unbarmherzig und gibt nur dann, wenn er durch gesteigerte Zeichen von Elend und Hilfsbedürftigkeit sozusagen dazu gezwungen wird'. (Siehe Heilsarmee.) Nur in England konnten die sogenannten Sonnabend-Nachtmärkte entstehen, die lediglich für Arbeiter abgehalten und auf denen nur schlechte, halbverfaulte oder sonst verdorbene Waren feilgeboten wurden.

„Wenn die Rechtsordnung eines Volkes das sicherste Bild seines Charakters bietet, so spricht es nicht zu seinen Gunsten, daß noch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der unbefriedigte Gläubiger sich an die Leiche seines Schuldners halten und sie von der Beerdigung ausschließen konnte. Der Fall ist z. B. 1856 praktisch geworden, zweitausend Jahre, nachdem die lex Poetoelia das inpartersecanto der 12 Tafeln beseitigt hatte. Dem Leichnam des Gehängten wird kein Sarg gegönnt, nackt wird er verscharrt.

„Wenn ein Schiff auf See die Notflagge eines anderen nicht beachtet, wenn ein Dampfer nach der von ihm verschuldeten Kollision seine Fahrt fortsetzt, ohne für die Opfer der Katastrophe zu sorgen, ohne den geringsten Versuch zu ihrer Rettung zu machen, so kann man sicher sein, daß es den Union-Jack führt.

„Hand in Hand mit der Roheit geht die Heuchelei, speziell der Cant, d. i. jene soziale Art der Heuchelei, für die uns Deutschen selbst der Name fehlt. Es genügt, an die Namen Byron und Wilde zu erinnern, die ihm zum Opfer gefallen sind. Nirgends wird die äußere respectability so ängstlich gewahrt wie in England, in der die breach of promise-Prozesse im Schwange sind, wo eine skandalöse Gerichtsverhandlung die andere drängt, in jenem Lande, das den schmutzigsten Prozeß aller Zeiten, den von König Georg IV. gegen seine Gemahlin Karoline angestrengten, erlebt hat. In Parenthese mag hier angefügt werden, daß die ‚stolze englische Aristokratie', die unserem Adel immer und immer wieder als Muster vorgeführt wird, in jenen Prozessen allzuhäufig eine Rolle spielt. Trotzdem ist der ‚freie' Engländer Snob genug, um sich glücklich zu fühlen, wenn er mit einem ihrer Angehörigen in Berührung kommt. Dabei weiß er genau, daß die heutigen Träger historischer Namen Nachkommen geadelter Bierbrauer und Fabrikanten oder königlicher Maitressen (dies in der Mehrzahl) sind; haben doch sogar mehrere dieser Damen selbst die Peerage bekommen.

„Welche Triumphe hat die Heuchelei nicht bei dem berühmten Prozesse gegen den Earl of Cardigan gespielt. Er hatte den Kapitän Tuckett im Duell getötet und war nach englischem Gesetz des Mordes angeklagt. Die Anklage lautete: ‚Lord Cardigan habe auf Harvey Garnett Phipps Tuckett' — der Kapitän hatte drei Vornamen — ‚geschossen'. Cardigan gestand selbst ein, den Mann erschossen zu haben, aber da nur sicher zu erweisen war, daß der Getötete Harvey Tuckett, nicht aber auch Garnett Phipps geheißen habe, erklärten den Earl seine Peers und Richter für nicht schuldig.

„Der Engländer ist hochmütig; er tut sich etwas zugute auf seine respectability und auf seine Frömmigkeit; er verachtet die foreigners, die armen Deutschen sowohl wie die Froschesser, die Franzosen, er verachtet die Iren und selbst die niederen Klassen seines Volkes. Charakteristisch hierfür ist die Art, wie ein so menschenfreundlicher Dichter wie Dickens Nicht-Gentlemen, insbesondere Bediente, schildert. Man lese daraufhin die Pickwickier nach. Nie und nimmer wird der Engländer ein anderes Volk für gleichberechtigt ansehen.

„‚Die Erhaltung eines ausgedehnten Besitzes und zugleich einer gewinnreichen Stellung im Handel und Verkehr zwingt die Handelsmächte zu einer schwankenden, widerspruchsvollen Politik, in der Gewalttat mit furchtsamem Zurückweichen (vgl. den Angriff auf die Fischer bei Hull) abwechseln, und die, um Blut und Gold zu sparen, manchen Umweg und Abweg nicht scheut. — — Es ist also kein Zufall, daß man von punischer Treue und vom perfiden Albion spricht.' Diese Worte Ratzels sind mit leichter Mühe aus der Geschichte zu belegen. Wie noch in keinem Kriege, den England führte, englische Kaufleute fehlten, die den Feinden gegen gute Bezahlung Waffen und Munition lieferten (im jetzigen Kaffernkriege erhalten die Schwarzen ihre Gewehre aus Birmingham), wie dieses Volk Missionäre entsendet und zugleich Götzenbilder exportiert, so hat es noch alle seine Bundesgenossen betrogen und kaltblütig sein Wort gebrochen, wenn es seine Habsucht befriedigen konnte. 1809 sagte England Persien Subsidien zu, wenn es jeder Macht den Durchzug nach Indien verwehre, aber 1813 behielt Rußland im Frieden von Gulistan alle Eroberungen und wurde Herr des Kaspisees. 1814 erhöhte Großbritannien die Subsidien und sagte Persien Hilfe gegen jeden unprovozierten Angriff seitens einer anderen Macht zu; als aber Rußland 1825 das persische Goktscha besetzte, verweigerte England die Hilfe unter dem nichtigen Vorwande, Goktscha sei unbewohnt. Wiederum 1879 unterzeichnete der Afghanenfürst Jakub einen wahren Bündnis- und Subsidienvertrag mit England; als nun die Russen Pendeh wegnahmen, blieb England ruhig und überließ nach vielen Worten Afghanistan sich selbst!

„Um seinen Topf zu wärmen, hat es stets kaltblütig bei seinen Nachbarn Feuer angezündet und dabei einen erstaunlichen Mangel an Gefühl für Rassengemeinschaft bewiesen. Es hat sich skrupellos der Kaffern gegen die Buren bedient und die Steinäckers-Horse, die durch Shangans, Swazis, Zulus und Kolvas die Kuriere Bothas und des Vizepräsidenten Schalk

Burger abschießen ließen, werden nicht vergessen werden. Wir Deutschen wären schon längst mit den Hottentotten fertig, wenn die Engländer Morenga schon vor zwei Jahren, als er geschlagen sich auf ihr Gebiet flüchtete, unschädlich gemacht hätten. Wenn sie ihn jetzt festhalten, geschieht es nur, weil sie selbst von der äthiopischen Bewegung bedroht werden.

„Wie England in Indien vorging, sei mit den Worten eines Engländers geschildert. Das Organ Disraelis, ‚Preß', schrieb, als England das Königreich Audh annektierte: ‚Für diesen Akt kolossalen Raubes gibt es keinen direkten Vorwand. Der König hatte unserer Autorität nicht Trotz geboten, noch war seine Herrschaft unseren anstoßenden Besitzungen im geringsten schädlich oder gefahrdrohend. Die amtliche Proklamation gibt zu, daß die eingeborene Dynastie, bei allen sonstigen Fehlern, England immer treu und ergeben war. Aber der König habe schlecht regiert, und deshalb wird nicht nur er abgesetzt, sondern auch seine Söhne werden des Thrones verlustig erklärt. Dazu gibt es wirklich kein Seitenstück. Wenn ein solcher Vorwurf die Konfiskation eines Reiches sichert, welcher Staat ist dann vor seinem mächtigeren Nachbarn sicher?'

„Ich habe mit Absicht unbekanntere Beispiele für die Perfidie der englischen Politik ausgewählt, — denn wie sie z. B. gegen die Südafrikanischen Freistaaten handelte, ist noch in aller Erinnerung — und will nur noch eines, ein wahres Kabinettstück, anführen. Chinesische Polizei hatte 1856 von einem chinesischen Schiffe Seeräuber wegarretiert. Das Schiff hatte f r ü h e r die Erlaubnis zur Führung der englischen Flagge gehabt. Sie sollte nämlich den Opiumschmuggel der Ostindischen Kompanie schützen. Der englische Konsul Parkes in Canton schrieb dem englischen Gouverneur Sir John Bowring in Hongkong, die Chinesen hätten die englische Flagge beleidigt. Dieser antwortete: ‚Das Recht des chinesischen Schiffes zur Aufziehung der englischen Flagge war erloschen, es hat folglich keinen Anspruch auf englischen Schutz.' Etwas später aber schrieb derselbe Bowring dem chinesischen Taotai Yeh von Canton, der die Seeräuber hatte festnehmen lassen: ‚Das Schiff trug die englische Flagge gesetzlich, kraft einer von mir gegebenen Erlaubnis.' Yeh berief sich zwar auf den wahren, ihm bekannten Tatbestand, aber er mußte doch die Räuber herausgeben und um Entschuldigung bitten, da ihm mit dem Bombardement Cantons gedroht wurde. Und? Jetzt ließ Bowring Canton doch bombardieren, weil, wie er in einem gleich den anderen dem Parlament vorgelegten Briefe sagte, die Chinesen nicht gewußt hätten, daß die Konzession, die englische Flagge zu hissen, für das Schiff erloschen war. Das war selbst dem englischen Parlament zuviel, es sprach Lord Palmerston ein Tadelsvotum aus, aber der löste es auf, und das englische Volk gab ihm und seiner auf doppelte Lügen begründeten barbarischen Politik recht . . ."

Diese Ausführungen scheinen die Zustimmung vieler Deutschen in London gefunden zu haben. „Also endlich", schreibt deren einer von dort, „beginnt man in Deutschland gegen die Anglomanie der Landsleute blank

vom Leder zu ziehen, und es ist notwendiger als je, da die Abneigung der Engländer gegen alles Fremdländische mehr als sonst in Blüte steht. Seine ganze Erziehung ist darauf angelegt, einen Stolz und Selbstdünkel in ihm großzuziehen, daß er nicht mehr imstande ist, über alles Importierte, geistiger oder materieller Art, ruhig und objektiv zu urteilen. Alles Englische ist gut — alles Ausländische im vornherein zum mindesten mit Vorsicht zu genießen, wenn sein Dünkel und Mißtrauen es nicht ohne weiteres ungeprüft ablehnt. Dazu kommt, daß die hiesigen Zeitungen, um den heimischen Erzeugnissen gegen ausländische Konkurrenz, die infolge des Freihandels ungeheure Massen über den Kanal schwemmt, zu helfen, diese mit Lüge und Gehässigkeit, Spott und Ironie, offen oder versteckt, als minder qualifiziert hinzustellen suchen. Sie erinnern sich der Zeitungshetze gegen deutsche Schuhwaren. In der Fleet-Street, der englischen Zeitungsstraße, wurde geschwind ein Histörchen fabriziert, das die Runde durch die gesamte englische Presse machte und dem urteilsunfähigen Leser höchlichstes Vergnügen bereitete. Danach sollte in Berlin ein Dieb die momentane Abwesenheit des einen Schuhwaren-Ladenbesitzers benutzt haben, um sich in aller Eile ein Paar neue Schuhe anzuziehen. Der plötzlich hinzukommende Besitzer verfolgt mit herbeigerufenen Leuten den Stromer und sieht nach einigen hundert Schritten zu seinem Entsetzen, wie sich an den neuen Schuhen des Verfolgten, allmählich, aber unaufhaltsam: links — der Absatz, rechts — die Sohle, rechts — der Absatz, links — die Sohle ablöst. Der biedere Meister schwindet schleunigst und ängstlich zurück — und bestreitet vor dem Kadi, bestohlen worden zu sein (sic!). Recht albern und einfältig — aber der einfältige Leser kauft nur noch Schuhe mit englischer Marke! Mit welchem Behagen englische Zeitungen ihre Leser mit ‚german sausages‘ (deutsche Wurst) gruseln machen, wird Ihnen nicht unbekannt sein. Kurz: englisch ist Trumpf! Selten bezieht der Engländer seine Ware aus hiesigen „foreigner“-Geschäften. Im hiesigen Fremdenviertel, Charlottestreet, beobachtete ich zwei Engländer vor einem deutschen Wäschegeschäft, die sich auf die erstaunlich billigen Preise aufmersam machten und nicht übel Lust hatten, Einkäufe zu machen. Schließlich wandten sie sich mit einem verächtlichen ‚Made in Germany‘ vom Schaufenster ab, um vielleicht in englischen Geschäften teurer, aber nicht besser einzukaufen. ‚Made in Germany‘ bedeutet bei dem Durchschnittsengländer so viel als: die Sache ist faul! Kommen Fremde mit Kleidern oder Uhren in ein englisches Versatzgeschäft, ist die erste Frage: ‚Made in England?‘ ‚No, Germany!‘ Und nun entweder eine gänzliche Abweisung oder eine lächerlich geringe Beleihung. Englische Geschäfte wollen um Gottes willen nicht mit ausländischen verwechselt sein. Darum auf ihren Firmenschildern: English Dining rooms! No foreign servants! (Englisches Restaurant! Keine ausländischen Bedienten.) English Hotel! No foreign waiters! (Keine ausländischen Kellner!) English fruiters! No foreign fruits! (Englische Obsthändler, Keine ausländischen Früchte.) English fabricats! English, English, English und kein Ende! Und selbst die englischen Barbier-

laden vergessen nicht, auf ihren Schildern ausdrücklich und energisch ‚englische Bedienung' zu versichern. Die hiesigen deutschen Kaufleute, wenigstens viele, rechnen mit dieser Abneigung der Engländer gegen alles Ausländische und vor allem gegen alles Deutsche. Sie verwandeln darum mit affenartiger Geschwindigkeit ihre guten deutschen Namen in englische auf ihren Firmenschildern. Aus Baumann wird Bowman, Blumenthal-Bloomental, Reimann-Ryman, Birnbaum-Peartree, Schumann-Shooman, Grünbaum-Greenbowm, Heine-Hyne, selbstredend wird aus Karl-Charles und aus Heinrich-Henry! Selbstredend! Ist aber eine offizielle deutsche Feier in der Kolonie, an der die deutsche Botschaft teilnimmt, werden schwungvolle, begeisterte Reden über Deutschland und Deutschtum und Nationalstolz gehalten, und Charley Bowman ist schleunigst wieder der alte Baumann. Nun ja, was tut man nicht alles für Deutschland! Besonders wenn man sich durch seine Verbindungen einen Vogel ins Knopfloch locken will! Zum mindesten muß man dafür mal das Hemd wechseln! Die Kinder vieler deutschen Landsleute werden durchaus englisch erzogen. Entweder verstehen sie überhaupt nicht mehr Deutsch oder, geradezu gesagt, schämen sie sich, deutsch zu antworten. Man kann es ihnen nicht übelnehmen. Von ihren Eltern hören sie nur englische Konversation, und in der englischen Schule kommen wir armen Deutschen so schlecht weg, daß wir es unseren Kindern nicht übelnehmen können, wenn sie allmählich über deutsche Sitten, Gebräuche und Sprache verächtlich denken können. Wir haben ein deutsches Theater hier und unter Hans Andresens Leitung ein vorzügliches! Aber kommen Sie hinein, so hören Sie die meisten Ihrer Landsleute englisch konversieren; es ist nichtswürdig, daß wir in der Anglomanie schon so weit gekommen sind, daß wir in einem ‚deutschen Theater' die Sprache Goethes verleugnen. Hilft alles nichts, man will partout Engländer sein! Wo soll der Engländer die Achtung vor deutscher Sprache, Sitten und Gebräuchen hernehmen, wenn er sieht, wie Deutsche selbst alles über Bord werfen, als ob es keinen Pfifferling wert sei. Dies bestärkt ihn in seinem Selbstdünkel! Er wird im Verkehr reserviert oder gönnerhaft. Neulich klopfte auf einem Meeting ein Engländer einem deutschen Herrn jovial auf die Schulter: ‚Well, Mr. K..z. Sie sehen wie ein Engländer aus!'

„Das sollte eine Freundlichkeit, womöglich Auszeichnung sein. Der deutsche Herr wußte die Ehre zu schätzen und lächelte geschmeichelt. Gottlob gibt es ja noch viele Landsleute hier, die für sich und ihre Kinder jedes Aufgehen im englischen Wesen energisch abweisen; insbesondere sind es hier die deutschen Handwerker, kurz die weniger bemittelten Klassen, die sich selbst und dem Lande treu bleiben, das sie geboren. Sie schicken ihre Kinder in deutsche Schulen, schließen sich zu deutschen Vereinen zusammen und halten deutsches Wesen und Sprache hoch und heilig! Bravo! Aber die haute volée in der deutschen Kolonie ist verenglisiert! Wie gesagt, nur an Fest- und Jubeltagen entdeckt sie ihr deutsches Herz!

„Also die ganze Erziehung zum Selbstdünkel, die Zeitungshetze, die Verleugnung des Deutschtums durch Deutsche und vor allen Dingen die deutsche Konkurrenz auf wirtschaftlichem Gebiete macht den Engländer zum Deutschenhasser. Insbesondere sind es die vielen deutschen Handwerker, Bäcker, Barbiere, Kellner usw., die dem englischen Handwerker ein Dorn im Auge sind, da sie ihm Kunden entziehen und durch Billigkeit die Preise herabdrücken. In London allein gibt es (laut Statistik) 12000 deutsche Barbiere, 7000 deutsche Bäcker, Tausende von Kellnern, die alljährlich im Frühjahr herüberkommen und den englischen Kellnern, die zu träge und eingebildet sind, fremde Sprachen zu lernen, die Arbeit fortnehmen. Denn in großen Hotels (Savoy-, Carlton-, Cecil-Hotel) mit internationalem Verkehr werden selbstredend Fremdsprachler vorgezogen. Dazu kommt, die Abneigung noch größer zu machen, daß unsaubere, zweifelhafte Existenzen in bedauerlich großer Anzahl von Deutschland herüberkommen. Deutsche Dirnen und Zuhälter stellen hier ein großes Kontingent, und kommt einem englischen Gentleman bei seinem Liebesabenteuer in Piccadily die Börse abhanden, so kann man in 8 von 10 Fällen getrost annehmen, daß eine ausländische Dirne die Hand im Spiele hat. Englische Dirnen gibt es deren sehr wenig hier, bleiben auch in diesem trostlosen Berufe immerhin ‚gentlewoman'. Das muß offen zugestanden werden! In englischen Romanen spielt der deutsche Einbrecher und die deutsche Dirne eine große Rolle, deutsche Tücke und Hinterlist desgleichen, nur der deutsche ‚Gentleman' fehlt gänzlich. So haßt also der englische Arbeiter und Handwerker den Deutschen hauptsächlich der wirtschaftlichen Konkurrenz wegen, und der gebildete Engländer sieht in ihm den politischen Rivalen und hält mit seiner Abneigung nicht zurück. Glauben Sie doch da drüben um Gottes willen nicht, daß die Anglo-German-Meetings eine Freundschaftswandlung hier zuwege gebracht haben. Es sind hier immer nur wenige Leute, vielleicht nur die, die dem Anglo-German-Club angehören, denen es um deutsche Freundschaft ernst zu tun ist. Die breiten Massen wollen davon nichts wissen. Es war für uns tatsächlich beschämend, die förmliche Raserei der deutschen Freundschaftsmeetings da drüben zu sehen. Tag um Tag brachte der Draht neue Meldungen von begeisterten Freundschaftsversammlungen. Jeder Bürgermeister hielt es für eine nationale Pflicht, seine Stadtkinder für englische Freundschaft zu begeistern. Professoren von Universitäten, Leute von bestem Namen, bewiesen unter großem Applaus haarklein, daß kein Grund vorliege, England zu hassen. Wirklich, wir warfen die Zeitung unwillig fort, denn der Widerhall hier war ein verdammt flauer. Oder haben Sie etwa von mehr als 4 Meetings (gegen 35 in Deutschland) hier in England gehört? Haben hier irgendwelche Lordmayors englischer Städte oder Professoren englischer Universitäten sich gleicherweise und gleich begeistert für die deutsche Freundschaft engagiert? In den ungebildeten Kreisen lachte man über deutsche Nachrennerei, in den gebildeten ironisierte man sie, das war der Effekt! Denn

eine Minderung der Abneigung gegen Deutschland haben sie nicht zuwege gebracht, und von einem Wecken des Freundschaftsgefühls für Deutschland kann überhaupt keine Rede sein. Wir aber waren mehr als einmal versucht, über den Kanal zu rufen:

„Halt 's Maul, Michel! Werde etwas reservierter und stolzer! Man lacht und bespöttelt deine Begeisterung! Oder meinen Sie etwa, daß neulich die ‚berühmte' Studienreise, die von den Bürgermeistern so gern ins Politische hinübergespielt wurde, mehr Wirkung gehabt habe? Ganz und gar nicht! Viele der Zeitungen hier registrierten nur die Reise, das Programm usw., und nur die liberalen Zeitungen besprachen sie liebenswürdig und freundschaftlich. Die Herren Bürgermeister wurden herumgefahren, rühmen den Ton im Parlament, den Lunch im Mansionhouse, und wurden schließlich von König Eduard mit lächerlich nichtssagenden Worten begrüßt. Das Publikum nahm überhaupt keine Notiz von ihrem Besuche; sie wurden erst aufmerksam gemacht durch Zeitungsnotizen, die über den ‚außerordentlichen Fall' debattierten, daß man im ‚Mansionhouse' den Gästen Zigarren angeboten, was in der Geschichte des ‚Mansion'hauses einzig dastehe. Man glossierte also den ‚Rauchklub' im Mansionhouse. Ein ganz außerordentliches Resultat des Bürgermeisterbesuches! Aber ebenda im Palaste des Londoner Lordmayors hielt Herr Oberbürgermeister eine begeisterte Rede und bewies wiederum haarklein, wie seine Kollegen in den Freundschaftsmeetings vorher, daß ‚eigentlich kein Grund zur Feindschaft zwischen Deutschland und England vorhanden wäre, und daß, soviel er gesehen, eine Feindschaft gegen Deutschland überhaupt in England nicht bestehe! Recht schön, Herr Oberbürgermeister, aber was haben Sie eigentlich gesehen? Den Hydepark, das Albertdenkmal, das Parlament, das Hotel de Kaiser, das Mansionhouse, den Buckinghampalast, 50 Leute vom Anglo-German-Club, den Lordmayor und den König! Und ist das England?! Und ist das das englische Volk? Nein, da konnten Sie allerdings von der Abneigung des Volkes gegen Deutschland nichts gewahr werden, dazu gehört, daß man jahrelang hier in England wohnt und Gelegenheit hat, mit allen Bevölkerungsklassen zusammenzukommen. Dann erst merkt man, daß John Bull für den deutschen Michel nur ein geringschätziges Lächeln übrig hat oder, wenn es hoch kommt, ein beleidigendes gönnerhaftes Getue. Oberbürgermeister Kirschner wurde dann auch in Deutschland von Zeitungsreportern interviewt und gab mit seltenem Stolze die Erklärung ab, daß ‚der Besuch der Bürgermeister in England außerordentlich günstige Folgen für die deutsch-englische Freundschaft zeitigen würde'. Wer's glaubt, zahlt den bewußten Taler! Und nun kommen ja auch die Herren von der deutschen Presse herüber. Sie werden wie die Bürgermeister von 50 Leuten empfangen, werden den Hydepark, das Albertdenkmal, den Buckinghampalast und den König sehen, werden den Lunch im Mansionhouse nehmen und auf der Terrasse des Parlaments ihren Tee trinken. Sie werden dann, des Lobes über englische Freundschaft voll, nach Deutschland zurückkehren und

wiederum haarklein beweisen, daß ‚die sogenannte englische Abneigung gegen Deutschland ins Reich der Fabel gehört'. So kommen Sie nur, meine Herren, aber reden Sie nicht zu viel, sind Sie etwas stolz und reserviert, und bleiben Sie gleich zehn Jahre hier, damit Sie Gelegenheit haben, den ‚wirklichen Engländer' kennen zu lernen und nicht den englischen Gastfreund, der Ihnen liebenswürdige Worte über Deutschland sagt. Den anderen Herrschaften in Deutschland aber gebe ich den guten Rat, sich nicht mit allzuviel Reden und Begeisterung für England ins Zeug zu werfen; es stehen lange Reihen deutscher Landsleute, und nicht die schlechtesten, an der Küste, die, der deutschen Nachrennerei überdrüssig, Ihnen zurufen möchten: Halt 's Maul, Michel!"

Nationales Selbstbewußtsein ist bei unsern lieben Landsleuten eine so seltene und darum schätzenswerte Eigenschaft, daß man es auch dort nicht gern missen möchte, wo es einmal übers Ziel hinausschießt. Man kann also an diesen temperamentvollen Äußerungen ruhig seine Freude haben, ohne sich das schroffe und jedenfalls sehr einseitige Urteil über das gesamte englische Volk zu eigen zu machen. Daß wir in England besonders beliebt sind, glaube ich auch nicht. Wo sind wir denn überhaupt besonders beliebt? Sollte es aber wirklich nur der wirtschaftliche und politische Wettbewerb sein, der die anderen Völker hinderte, uns in dem Maße gerecht zu werden, wie wir es wünschen und — als Summe von Individuen — wohl auch verdienen? Dann müßte diese mäßige „Beliebtheit" doch mehr den Beigeschmack der Furcht, des Respekts haben als den einer gewissen Geringschätzung. Völker mit alter freiheitlicher und nationaler Kultur haben wenig Neigung, diejenigen hoch zu achten, die es an genügender Selbstachtung fehlen lassen; ehrliche Freundschaft aber ist zwischen Völkern nur möglich, wo sie auf gegenseitiger Achtung beruht. Wann endlich wird man bei uns begreifen lernen, daß wir um so kühlere „Freunde" finden werden, je mehr wir ihnen nachlaufen, um so größere Hochachtung, je unbefangener wir uns als freies und mündiges Volk nach außen und innen geben? —

Zwingt es nicht zum Nachdenken, wenn selbst ein so deutschfreundlicher Publizist wie der bekannte Sidney Whitman über den Besuch der deutschen Redakteure in London in einem Tone berichtet, bei dem man nur im Zweifel sein kann, ob das gequälte Wohlwollen oder der mühsam verhehlte Spott überwiegt?

„Ich habe", so schreibt Whitman an die „Schlesische Zeitung, „fast alle die Deutschen gesprochen, und sie waren unisono von der echten Herzlichkeit ihres Empfanges überzeugt und sehr befriedigt. Wohl selten ist bei Vertilgung von so vielen feinen Weinen so wenig faule, übertriebene Festrederei gewesen, nämlich fast gar keine. Dieses halte ich an und für sich als ein sehr günstiges Zeichen, denn es bestärkt den Eindruck, daß die gegenseitige freundliche Stimmung den Rausch des Alkohols überdauern wird. Es war offenbar beiden Teilen Ernst mit dem Wunsche einer besseren Verständigung zwischen den zwei stammverwandten Nationen.

„Zwei der gemütlichsten Abende hatten wir am Sonntag den 24. Juni bei Felix Moscheles, dem Maler, und am Donnerstag den 28. Juni das Diner bei Mr. Alfred de Rothschild. Von der Pracht der Kunstschätze, ich darf wohl auch sagen der vornehmen Feinheit der Gastfreundschaft, macht man sich schwerlich einen Begriff. Die gesellschaftliche Stellung der Rothschilds hier ist eine geradezu fürstliche, mit welcher selbst die von Mendelssohn in Berlin nicht den Vergleich aushalten kann. Und von den ganzen Rothschilds ist Mr. Alfred derjenige, welcher sich stets für deutsches Wesen und deutsche Bildung am meisten sympathisch gezeigt hat.

„In erster Reihe verweisen wir auf den Empfang bei der Herzogin von Sutherland vorigen Mittwoch abend. Die Sutherlands sind diejenige englische Adelsfamilie, mit welcher die verstorbene Königin von England am intimsten verkehrte. Ihr Londoner Palais ist eine der Sehenswürdigkeiten Londons. Als einst — vor etwa 50 Jahren — die Königin ihnen einen Besuch machte, sagte sie beim Betreten der fürstlichen Räume: ‚Es ist mir, als käme ich von meinem Wohnhause im Neuen Palast, mein lieber Herzog.' Hier empfing nun die Herzogin, von dem Herzog unterstützt, denn sie war es, in deren Namen die Einladungen versandt wurden, die deutschen Journalisten, welche, etwas gegen englische Sitte, aber zum sichtbaren Vergnügen der edlen Frau, (!) ihre schöne Hand küßten. Die Gelegenheit war in der Tat der exzeptionellen Huldigung männlicher Lippen wert, denn eine so schöne hehre Gestalt, wie eine Königin aus Plantagenetzeiten, strahlend mit ihrer diamantenen Krone, haben die Herren wohl noch selten im Leben als ihre Wirtin begrüßen können. Wie denn überhaupt der Glanz der anwesenden weiblichen Schönheit und ihres herrlichen Geschmeides wohl alles das übertreffen mochte, was man selbst an einem großen europäischen Hofe zu sehen bekommt. Wenigstens hörte ich dieses Urteil offen von verschiedener Seite aussprechen."

Frau Lily Braun aber, die wegen ihrer Teilnahme an der „bürgerlichen" Spritztour vom „Vorwärts" gröblich abgekanzelt wurde, erklärt in der „Neuen Gesellschaft" den Empfang bei der Herzogin für den „wenig harmonischen Abschluß" ihrer „Meerfahrt": „Ich hätte ihn mir geschenkt, wenn nicht zweierlei mich angezogen hätte: die berühmte Gemäldegalerie in Stafford-House und die Herzogin, deren politischer Radikalismus sie fast ebenso bekanntgemacht hat, wie ihre Schönheit. Sie ist zwar den Weg ihrer bekannteren Schwester, der Gräfin Warwick, der bis zum offiziellen Eintritt in die Sozialdemokratie geführt hat — ohne dadurch ihre gesellschaftliche Stellung irgendwie zu erschüttern — noch nicht gegangen, aber sie gilt als eine ihr Gleichgesinnte. Mir kam aber doch ein leiser Zweifel an: wer sich unter solcher Last von Brillanten noch wohl fühlen kann, ist kaum ein überzeugter Sozialist. Die Verbindung höchster künstlerischer und persönlicher Kultur mit sozialistischer Überzeugung ist nicht nur möglich und selbstverständlich — ist sie doch eines der Ziele, das wir für alle erstreben! — aber der barbarische Luxus der oberen Zehntausend Londons

ist unvereinbar mit ihr. Ich kann den Seelenzustand auch jener Frauen nicht begreifen, die vom Elend der Heimarbeiter an diesem Abend mit mir sprachen und dabei den Mut hatten, Hunderttausende in Perlen und Edelsteinen auf dem Körper zu tragen. Sport — nichts weiter! . . ."

Frau Dr. Braun hat sich dann noch unter Leitung eines Redakteurs der Daily News und einiger Schwestern der inneren Mission nach Whitechapel begeben, „jenem historischen Elendsviertel, wo mehr als eine halbe Million Menschen eng gedrängt beieinander hausen:

„Es war ein Weg durch die Hölle. Enge, schmutzige Höfe, angefüllt mit zerlumpten Kindern, die an Brotrinden und Obstresten, von der Straße aufgelesen, gierig nagen, Räume wie Höhlen mit pestilenzialischem Gestank erfüllt, nichts darin als ein paar elende Lumpen, Greisinnen, schwangere Weiber, kaum entbundene Wöchnerinnen und Kinder in Massen als Bewohner! Oft 14 bis 17 in einem einzigen Raum, der ihnen gestattet, nur dicht beieinandergedrängt auf der Erde zu schlafen. Eine Dirne in einem ‚Zimmer', die zuweilen neben fünf Kindern sieben Männer beherbergt! Mitten in diesen Höhlen des Jammers werden Säcke und Segel genäht, zuweilen auch Männerhosen und Kinderhemden. Und all das in einer Stadt, wo die Herzogin von Sutherland und ihre Gäste Millionen um Hals und Nacken tragen!

„Meine Bewunderung Englands hat einen starken Stoß erlitten.

„Wie eine wüste Phantasie zogen in den Stunden dieses Tages die Bilder an uns vorüber: Krankheit, Laster, Hunger, Verzweiflung, Stumpfsinn — alle Stationen auf dem Passionsweg der Menschheit. Und eine halbe Million — 500000!! — Kinder des Jammers gehen ihn hier, wo der Reichtum seine größten Orgien feiert, hier in der Metropole eines Landes, das alle Schätze der Welt im Besitze hat. Und sie schreien und toben nicht, sie ziehen nicht vor die Paläste der Reichen und überfluten sie mit ihren endlosen, endlosen Scharen, — ist das überirdische Geduld und Ergebung oder armselige Vertiertheit? Das eine ist gewiß: solange der englische Sozialismus nicht diese Menschen erobert hat, solange die englische Gewerkschaftsbewegung sie nicht herausreißt aus dem Sumpf, so lange wird weder der eine noch der andere zum Siege gelangen . . ."

Und das Ergebnis der Pressefahrt?

„Ich gehöre zu den Ungläubigen jeglicher ‚Allmacht' gegenüber, also auch gegenüber der der Presse, und mein Unglauben muß, da ich eine Deutsche bin, ihr gegenüber ein besonders schwer zu erschütternder sein, denn selbst wenn unsere deutschen Redakteure als unschuldweiße Friedensengel von London heimgekehrt sein sollten und nun nichts als Schalmeien blasen würden — unsere Regierung würde sich den Teufel darum kümmern. Wir haben keine konstitutionelle Verfassung, keine verantwortlichen Minister, keine öffentliche Meinung, die mehr Einfluß hätte als das Bitten und Schreien kleiner Kinder den Herren Eltern gegenüber. Darum versteht uns die durch eine jahrhundertlange Demokratie erzogene Masse des englischen

Volkes so wenig: Die vielen gedrahteten und gesprochenen politischen Meinungsäußerungen des deutschen Kaisers erscheinen ihm nicht als seine persönlichen Ansichten, sondern als Wiedergabe des Volksempfindens. Die wenigen besser Eingeweihten aber sagen: Was nützen alle Freundschaftsversicherungen der Deutschen, was nützen selbst ihre aufrichtigsten Gefühle, wenn sie ohnmächtig sind und der Frieden der Völker mehr von der Wetterfahne auf dem Neuen Palais als von dem Willen der Nation abhängt? — Sollte demnach der ganze Besuch nutzlos gewesen sein? Sicherlich nicht. Schon der Einblick in die englische Art und Sitte, in englische Freiheit mag manches dunkle Gehirnkämmerlein erleuchtet haben, vor allem aber ist die Überzeugung geweckt oder befestigt worden, daß in England niemand den Krieg will, niemand Feindschaft: nicht die Regierung, nicht die Presse, nicht die Gelehrten, nicht die großen Herren des Geldmarktes. Und das Volk? Wir Sozialisten wissen, daß der Frieden bei ihm die sicherste Stütze findet. Aber für die deutschen Redakteure wäre es doch von erzieherischem Wert gewesen, ihnen in diese ihnen zumeist recht fremde Welt einen Einblick zu verschaffen, und da das einigermaßen schwer sein dürfte, so hätten sie sich bemühen sollen, selbst etwas tiefer zu blicken. Aber das Tieferblicken ist die Sache der meisten nicht. Wer bei uns alle Tage Leitartikel schreibt, hat keine Zeit für Entdeckungsreisen unter Tage."

Bei aller Auflehnung gegen die Satzungen der alleinseligmachenden Partei hat Frau Dr. Braun es doch nicht über sich vermocht, nun auch die äußerste Konsequenz zu ziehen und König Eduards Einladung zum Frühstück auf Schloß Windsor zu folgen. Vor diesem Popanz des (allerdings nur deutschen) sozialdemokratischen Dogmas, das jede Berührung mit der Monarchie, auch der ehrlich konstitutionellen, als lästerlichen Verrat an den heiligsten Parteigütern brandmarkt, schreckte selbst die sonst so kecke „Genossin" zurück. Auch das kennzeichnet den tiefen Unterschied in der politischen Kultur der beiden Völker, des freien und des unfreien, das in eben diesem Bewußtsein auf Schritt und Tritt von dem Gedanken verfolgt wird, es könnte seiner freien Würde etwas vergeben. Dagegen nun die Auffassung des Engländers W. T. Stead in seinem Brief an die Genossin Braun:

„Ich würde es tief bedauern, wenn Sie sich außerstande fühlen sollten, die Einladung zu einer Veranstaltung anzunehmen, die ein Ausdruck der Gastfreundschaft *der Nation* sein soll, die *unter unserer Verfassung nicht anders geboten* werden kann als durch *das offizielle Haupt unserer gekrönten Republik*. Wenn die Annahme der Einladung auf Ihrer Seite irgendwelchen Verzicht auf den geringsten Bruchteil Ihrer antimonarchischen Grundsätze einschlösse, würde ich der letzte in der Welt sein, der Sie aufforderte, zu kommen. Aber es will mir scheinen, als ob Sie Ihre Bedenken zu einem unlogischen Extrem (to a very illogical extreme) trieben, wenn Sie eine gastfreundliche Einladung, die von dem amtlichen Oberhaupt einer fremden Nation ausgeht, deswegen

ablehnten, weil diese Nation ihre altüberlieferten Institutionen nicht nach Ihren Idealen umgestaltet hat. Wenn dieser Grundsatz allgemeine Gültigkeit erhielte, könnte kein Monarchist die Gastfreundschaft des Präsidenten einer Republik annehmen. Das würde absurd sein, aber nicht weniger absurd ist die Voraussetzung, daß die Annahme der Gastfreundschaft des Souveräns eines Landes, das Sie besuchen, einen Verrat an den Grundsätzen der Sozialdemokratie bedeute.

„Ich wünschte um so herzlicher, daß Sie uns zum Schlosse begleiteten, als Ihre Gegenwart eine entscheidende Anerkennung von zwei großen Prinzipien bedeuten würde, denen Sie und ich unser Leben gewidmet haben, nämlich der Souveränität des Volkes und der Gleichberechtigung der Frau. Tatsachen sprechen lauter als Worte, und das Ereignis, daß Sie auf das königliche Schloß eingeladen sind, stellt vor aller Welt fest, erstens, daß in konstitutionellen Monarchien der Souverän sich nicht um die politische Ansicht derjenigen kümmert, die in seinem Reiche sich aufhalten, sei es dauernd als Staatsangehörige oder vorübergehend als Besucher, und zweitens, daß der König es ablehnt, zuzugeben, eine Frau müsse auf Grund ihres Geschlechts geringer gewertet werden. Sie sind eingeladen worden, weil Sie die Herausgeberin eines anerkannten Organes der öffentlichen Meinung im Deutschen Reiche sind. Der Umstand, daß Sie Sozialdemokratin sind, hat nichts zu bedeuten. Sie haben ebensoviel Recht auf Ihre Meinung wie der König auf seine Überzeugung, und unser Souverän ist nicht darauf aus, politische Unabhängigkeit mit gesellschaftlicher Ächtung zu bestrafen. Seine Majestät hat als Prinz von Wales den ausgesprochenen Republikanismus Mr. Chamberlains für den Verkehr mit ihm nicht als Hindernis betrachtet, und ich vermag nicht einzusehen, warum Sie deshalb nicht im Schlosse frühstücken sollten, weil Sie die Überzeugung nicht aufgegeben haben, die Mr. Chamberlain vor dreißig Jahren hatte."

Noch verlautet zwar nichts darüber, ob und wann eine Abordnung englischer Pressevertreter uns den doch anständigerweise schuldigen Gegenbesuch machen wird, und schon zerbricht sich ein Mitarbeiter der „Berliner Zeitung" den Kopf darüber, wie wir uns revanchieren könnten, wie der arme Vetter den reichen Vetter wohl bewirten sollte. Man möchte annehmen, dergleichen dürfte doch nicht so schwer halten, aber so ganz unbegründet ist die Sorge doch nicht.

Zwar, so meint der Verfasser, soweit die deutsche Presse in Betracht käme, hätte es weiter keine Not. „Die Berliner Zeitungen werden den englischen Kollegen ein ansehnliches Festmahl gewiß bieten können; und wenn es auch unter den deutschen Herausgebern keinen gibt, der es bis zum Lord gebracht hat, es dürften sich doch einige finden, die eine großzügige Gastfreundschaft zu üben sehr gut imstande sind.

„Aber die Deutschen wurden im englischen Parlament zu Tisch geladen, der Unterstaatssekretär der Kolonien empfing sie in Westminster-Hall, der Kriegsminister auf der Westminster-Terrasse zum five o'clock tea. Lord

Avebury, Sir Bryse, der Lord-Kanzler sprachen bei dem offiziellen Begrüßungsmahl. Der Vorsitzende des Londoner Grafschaftsrates bat die deutschen Gäste zu sich auf seinen Landsitz. Der König von England ließ sie auf Schloß Windsor durch seinen Oberhofmeister und durch seine ersten Kämmerer herumführen und bewirten, die ehrwürdige Universität Cambridge öffnete gastlich ihre Pforten. Der Lordmayor der London-City bot ein Prunkmahl im Mansion-House, und Lady Wernher wie die Herzogin v. Sutherland, zwei der ersten Damen Englands, gaben den deutschen Journalisten große Feste. Zu alledem wurden die Vertreter der deutschen Presse überall, wohin sie in England kamen, von den Spitzen der Behörden im vollen Ornat feierlich begrüßt. In Southampton, in Stratford on Avon, in Cambridge, in Plymouth.

„Da müssen wir doch einmal überlegen, was wir dafür aufbringen können. Es ist möglich, daß der Senat von Bremen, oder der von Hamburg zu irgend einer Festlichkeit sich entschließt. Es ist denkbar, daß die Goethe-Gesellschaft irgendwelche Veranstaltungen trifft, damit dem Besuch der Deutschen in der Shakespearestadt Stratford on Avon ein würdiger Empfang der Engländer in der Goethestadt Weimar an der Ilm zur Seite steht. Ob aber einem feierlichen Besuch der Wartburg etwa die großherzogliche Unterstützung zuteil würde, erscheint vielen zweifelhaft. Und zweifelhaft ist es, ob Cambridge in Heidelberg oder Bonn ein Gegenstück finden könnte. Die beste Antwort auf Windsor wäre freilich ein Besuch und eine Bewirtung in Sanssouci. Und wurden die deutschen Journalisten im Windsor-Park zu dem Froymore-Mausoleum geführt, wo die Queen Viktoria, die Mutter der Kaiserin Friedrich, die Großmutter Kaiser Wilhelms, ruht, so könnten die Engländer im Mausoleum zu Potsdam an den Sarkophag treten, darin die Tochter ihrer Königin an Kaiser Friedrichs Seite schläft. Allein, wer wagt im Ernst daran zu denken?

„Es ist möglich, daß der Oberbürgermeister von Berlin sich entschließt, die englischen Gäste im Rathaus zu empfangen. Es ist wahrscheinlich, daß der Reichskanzler sie zu einer Garden party einlädt. Damit wären wir aber mit den Möglichkeiten wie mit den Wahrscheinlichkeiten so ziemlich fertig. Der hohe Adel, der in England so repräsentativ und mit so demokratischen Allüren den deutschen Gästen freundlich entgegentrat — wo ist er bei uns? Er kommt gar nicht in Frage, kann in solch eine Kombination gar nicht miteinbezogen werden. Der deutsche Adel als Vertreter deutscher Gastlichkeit, mitarbeitend an einem Kultur- und Verständigungswerk, in enger Fühlung mit den Zeitströmungen, mit den Wünschen und geistigen Bewegungen der Allgemeinheit . . . man läßt sich dergleichen nicht einmal einfallen. Aber bei solchen Gelegenheiten wird es wieder einmal bemerkbar, wie abgeschlossen, wie entrückt unser Adel inmitten der modernen Zeit lebt; als eine besondere Kaste, eingemauert und verschanzt hinter seine Vorurteile, abgesondert, und ohne lebendige Berührung mit der lebendig tätigen, lebendig sich entwickelnden Nation, ohne den Wunsch einer solchen Be-

rührung, und ohne Verbindung mit ihren geistigen Zielen; mit ihren kulturellen Bestrebungen.

„Vielleicht wird Herr v. Mendelssohn bereit sein, diese Lücke auszufüllen, vielleicht werden etliche Finanzbarone und einige Kommerzienräte die glanzvolle Gastlichkeit üben, wird den Adel wieder einmal während seiner Abwesenheit vertreten. Der Adel hat ja gewöhnlich bei solchen Anlässen durch seine Abwesenheit gestrahlt, ist nicht zu finden gewesen, wenn in Deutschland Feste des Geistes oder Feiertage einer friedlichen Kultur begangen wurden. Er war auch bei Theodor Fontanes siebzigstem Geburtstag abwesend. Und doch hatte dieser deutsche Journalist sich einige Verdienste um den Adel erworben und wäre des Dankes, des Grußes der Junker nicht ganz unwürdig gewesen. Diesem Adel, der es nicht für standesgemäß hielt, vom Ehrentag des Journalisten Fontane Notiz zu nehmen, kann es nicht zugetraut werden, daß er jetzt englischen Zeitungsschreibern seine Türen öffne.

„Aber das macht im Grund auch nichts. Die Engländer, die unseren Besuch erwidern, wollen ja Deutschland kennen lernen, wie es ist. Und sie werden die Überzeugung mit sich fortnehmen, daß heute die höchsten Verwaltungsstellen des Reiches, die diplomatischen Vertreterposten im Ausland, die Ämter in den Kolonien dem deutschen Kaufmann, dem Ingenieur, dem Industriellen, den Männern des praktischen Lebens und der praktischen Tat gebühren . . ."

Auch der Industrialismus kann überschätzt werden. Schließlich gibt es ja in Deutschland außer Industriellen, Kaufleuten und Ingenieuren auch noch einige andere Leute und Berufe, die zum Ruhme des deutschen Namens das Ihrige und nicht das Minderwertigste beigetragen haben. Daß der heutige deutsche Adel an den „Festen des Geistes und der Kultur" in seiner Allgemeinheit nur wenig teilnimmt, läßt sich leider nicht bestreiten. Jedenfalls wird er selbst nicht behaupten, daß er sich bei solchen Anlässen in den Vordergrund drängt. Es ist nicht immer so gewesen, man darf nicht vergessen, wie oft deutscher Adel seit den Tagen der Minnesänger bis in die furchtbaren Stürme des 30jährigen Krieges und weiter den verfolgten Geist gastlich bei sich aufgenommen hat.

* * *

Geist ist heute in gewissen höheren Kreisen Großpreußens überhaupt wenig beliebt. Er ist auf alle Fälle ein unheimlicher Geselle, bei dem man nie sicher ist, ob er nicht durch völlig überflüssige Exzesse Ruhe und Ordnung des staatlichen Schafstalles stört und dessen friedlich verdauende Insassen unbotmäßig macht. In diesem Sinne, sofern es sich nämlich um Beaufsichtigung und Eindämmung aller vom Staate nicht approbierten und reglementierten geistigen Betätigung handelt, ist man wohl befugt, in Preußen von einem — „Ministerium des Geistes" zu reden.

Mit wie herrlichem Rechte, das lehren uns die Meinungen und Taten des gegenwärtigen preußischen Kultusministers, Ritters neuesten Schlages

und Verdienstes vom Schwarzen Adler, Herrn *von* Studt. Für die seiner Obhut anvertrauten Seminaristen existieren z. B., wie die Monatsschrift der Bremer Lehrer zu melden weiß, die Ibsen, Hauptmann usw. nicht: sie sind auf den Index gesetzt. Aber in der Sorge für das geistige Heil seiner „Untergebenen“ erschöpft sich das väterliche Wohlwollen und die stupende Weisheit eines hohen Ministerii noch keineswegs. Auch die körperliche Gesundheit der Lehrerschaft liegt ihm am Herzen, und wo könnte die besser gewahrt und gepflegt werden als — auf dem Lande? Herr von Studt hat also eine Verfügung erlassen, in der es heißt:

„Durch den Staatshaushaltsetat für das laufende Etatsjahr sind neue Mittel zu laufenden *widerruflichen* Staatsbeihilfen für leistungsschwache Schulverbände zu dem Zwecke bereitgestellt worden, tunlichst eine Erhöhung des Mindestgrundgehaltes der ersten und alleinstehenden Lehrer auf 1100 Mark, der übrigen Lehrer auf 1000 Mark, der Lehrerinnen auf 800 Mark und des Mindestsatzes der Alterszulagen für sämtliche Lehrer auf 120 Mark und der Lehrerinnen auf 100 Mark herbeizuführen. Die Maßnahme zielt darauf ab, auf dem Gebiete des Besoldungswesens der Volksschullehrer und Lehrerinnen eine größere Gleichmäßigkeit und Stetigkeit herzustellen und *der Landflucht der Volksschullehrer entgegenzuwirken*. Daraus folgt, daß die Regierungen und die ihnen unterstellten Organe in der Besoldungsfrage *keine Schritte unternehmen dürfen, die dieses Ziel in Frage stellen könnten*. Wenn demnächst Schulverbände, insbesondere *Stadtgemeinden*, eine weitere Erhöhung des Grundgehaltes und der Alterszulagen ihrer Volksschullehrer und Lehrerinnen beschließen sollten, so ist von der königlichen Regierung *vor* der Bestätigung des Erhöhungsbeschlusses sorgfältig zu prüfen, ob dadurch das *von der Regierung verfolgte Ziel gefährdet* werden würde. Gelangt die Regierung zu der Überzeugung, daß der Beschluß in dieser Beziehung erheblichen Bedenken unterliege, so ist der Fall mir vorzutragen. Die Zahlung der staatlichen Beihilfen darf erst erfolgen, wenn der Schulverband die Übernahme des gesamten mit der Erhöhung verbundenen Mehraufwandes bedingungslos und unabhängig von der in Aussicht gestellten staatlichen Beihilfe beschlossen hat oder eine dahingehende rechtskräftige Zustellung im Beschlußverfahren getroffen ist.“

Wer wollte die Zuträglichkeit und Annehmlichkeit des Landlebens verkennen? Erinnert es also nicht geradezu an die Weisheit der alten Patriarchen, wenn Herr von Studt einer leichtfertigen Übersiedelung des unerfahrenen Lehrers aus den gesunden und freien ländlichen Verhältnissen in die „verpestete“ Enge der Stadt — und gar Großstadt vorbeugt?

Betrachten wir einmal die Dinge bei Licht. Da ist in der Nähe Berlins, in der Mark, ein Dominium Beerbaum. Das Schulgebäude des Dominiums ist nach dem „Preußischen Stadt- und Landboten“ ein *einstöckiges Häuschen*, das neben dem Klassenzimmer, in dem gewöhnlich *sechzig bis siebzig Kinder* unterrichtet werden, noch die Lehrer-

wohnung, bestehend aus zwei kleinen Stuben, Kammer und Küche enthält. Während das Schulzimmer erst in neuerer Zeit angebaut ist und billigen Anforderungen entspricht, liegt die Lehrerwohnung in dem alten Gebäude, das vor etwa hundert Jahren errichtet sein dürfte. Natürlich ist der „Zahn der Zeit" nicht spurlos an diesen Räumen vorübergegangen, und recht eindrücklich sollte hieran die Lehrerfamilie an einem schönen Sonntag erinnert werden. Ein donnerähnliches Krachen erscholl plötzlich um die Mittagsstunde im Hause, und als die Bewohner erschreckt in die Wohnung eilten, sahen sie, daß in der „guten Stube" Lehmpatzen und starke Holzstücke den Fußboden und die Möbel bedeckten. In der Stubendecke befand sich ein großes Loch, das einen Blick nach dem Boden gestattete. Ein Glück im Unglück, daß es nicht in der Nacht passiert war; die schweren Holzstücke, die, mit dem Lehm verbunden, die Stubendecke bilden, hätten sonst die in diesem Raum schlafenden Kinder der Lehrerfamilie erschlagen. Schon im Frühjahr dieses Jahres ist ein Teil der Decke herabgestürzt. Anstatt nun eine umfassende Reparatur vorzunehmen und die Decke zu verschalen, hat man das Loch nur geflickt und tüchtig Schlämmkreide aufgetragen. Auch im übrigen ist die Wohnung so beschaffen, daß sie behördlich geschlossen werden müßte. Die Tapeten sind an den Wänden infolge der Nässe verstockt, im Fußboden wuchert der Schwamm, die Balken sind wurmstichig. Da auch in dem Kämmerchen die Decke abzustürzen drohte, hat sie der Lehrer mit Brettern benagelt. Die Küche ist notdürftig mit Mauersteinen gepflastert, die eine holprige Fläche bilden. Die Lehrerfamilie hat die gefährdete Stube geräumt und benutzt vorläufig das Klassenzimmer als Wohn- und Schlafraum. Es wird bemerkt, daß der jetzige Patron der Schule an den mißlichen Zuständen schuldlos ist. Erst seit dem 1. Juli d. J. befindet sich das Dominium Beerbaum in dem Besitz des Grafen Pückler — nicht identisch mit dem „Dreschgrafen" —, und zwar hat er es von einem Grafen Brandenburg übernommen.

Diese Zustände stellen nicht etwa Ausnahmen dar, sie sind für gewisse Gegenden des deutschen Nordens und Ostens typisch. Da könnte freilich so ein begehrlicher Lehrer in seinem sträflichen Übermut auf den frivolen Einfall kommen, wenn irgend möglich, in der Stadt unterzukommen. Das aber soll eben nicht sein, eine hohe Regierung käme ja in arge Verlegenheit! Und so hilft sie sich — nicht etwa durch Hebung des Landschullehrers, sondern durch abschreckende Niederhaltung der städtischen Lehrerbesoldung! Ist das nicht der feinste Extrakt sublimer Staatskunst?

Ein hohes Kultusministerium stellt auch fest, daß sämtliche Mitglieder der sozialdemokratischen Partei, also ungefähr der dritte Teil des deutschen Volkes, in einem Maße moralisch verwahrlost sind, das sie nicht einmal zur Erteilung von — Turnunterricht sittlich befähigt:

„Auf Vortrag der Regierung in Schleswig hat der Unterrichtsminister dahin Entscheidung getroffen, daß die Erteilung von Unterricht an jugend-

liche Personen **nicht den Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung**, sondern, soweit es sich um Privatunterricht handelt, denen der **Kabinettsorder vom 10. Juni 1834** und der Ministerialinstruktion vom 31. Dezember 1839 unterliegt, wobei auf Entgeltlichkeit oder Unentgeltlichkeit kein entscheidendes Gewicht zu legen sei. Hiernach bedarf es zur Erteilung von Turnunterricht an jugendliche Personen der Erlaubnis der Ortsschulbehörde. Diese Erlaubnis kann aber nur dann erteilt werden, wenn der betreffende Bewerber auch seine **sittliche** Tüchtigkeit für Unterricht und Erziehung genügend nachweist. Das Vorhandensein der **sittlichen** Tüchtigkeit für Unterricht und Erziehung ist aber **bei allen** (!) **Mitgliedern der sozialdemokratischen Partei zu verneinen**, da die Ziele und Bestrebungen dieser Partei in geradem Gegensatz stehen zu den Grundlagen des Staatswesens und zu den **Aufgaben des Schulunterrichts**, die Kinder zur Achtung und Ehrfurcht vor den bestehenden Gesetzen, zur Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und **Königstreue** zu erziehen. Es ist daher **keinem** Mitgliede der sozialdemokratischen Partei die Erlaubnis zur Erteilung von Turnunterricht an jugendliche Personen zu gewähren, vielmehr ist ihnen die Abhaltung solchen Unterrichts wegen Mangels der erforderlichen Tüchtigkeit für Unterricht und Erziehung **überall zu untersagen!**"

Ich habe von den Eigenschaften, die nach diesem Erlaß den Inbegriff der preußischen „Sittlichkeit" ausmachen, nur die „Königstreue" durch den Druck hervorgehoben, da die anderen aufgeführten doch wohl nur dekorative Bedeutung haben, jedenfalls weit hinter jenes erste und entscheidende Postulat preußischer Moral und Religion zurücktreten. Überhaupt ließe sich der Religionsunterricht ganz gut abschaffen und doch der durch ihn erstrebte Zweck erreichen, indem man nämlich alle religiösen Gebote und Glaubensartikel einfach von Gott auf den König überträgt. Denn das ist ja doch der eigentliche und einzige Zweck der („Religion dem Volke erhalten" genannten) Übung. Wenigstens in den Augen aller urteilsfähigen und — ehrlichen Leute.

Es ist doch was Schönes und Großes um die famosen „Kabinettsorders" und „Ministerialinstruktionen" aus Anno Toback. Zu was allem lassen sie sich nicht gebrauchen! Da gibt's eine vom 13. Juli 1839 über „die für die Folge rücksichtlich der Übernahme von Nebenämtern durch Staatsbeamte zu beobachtenden Bestimmungen". Die Verordnung, die sich nur auf die unmittelbaren, nicht auf die mittelbaren Staatsbeamten bezieht, für jene aber sowohl auf remunerierte als auch auf solche, die ohne Remuneration aus Staatskassen angestellt sind (wie z. B. unbesoldete Assessoren und Referendare), bestimmt gleich eingangs: „Kein Staatsbeamter darf ein Nebenamt oder eine Nebenbeschäftigung, mit welcher eine fortlaufende Remuneration verbunden ist, ohne vorgängige ausdrückliche Genehmigung derjenigen Zentralbehörden übernehmen, welchen das Haupt- und das Nebenamt untergeben sind." Da nach Teil II Titel 12 § 73 A. L.-R. die Universitäts-

lehrer die Rechte der „königlichen Beamten“ genießen, also als unmittelbare Staatsbeamte gelten, so unterstehen sie allerdings jener Verordnung.

Dem Wortlaut nach. Solange aber die Order besteht, ist sie noch nie auf Universitätslehrer angewandt worden. Dies sollte Herrn von Studt vorbehalten bleiben, der sie ausgerechnet dazu ausgegraben hat, einem unserer berühmtesten Gelehrten Hindernisse in der Verbreitung seines Wissens auf den Weg zu legen.

„In Berlin“, so erzählt die „Frankf. Ztg.“, „ist von den Ältesten der Kaufmannschaft eine Handelshochschule begründet worden, die neben ihrem eigenen Dozentenkollegium auch die in Berlin wie kaum an einem anderen Orte Deutschlands in reicher Fülle vereinigten ausgezeichneten Lehrkräfte anderer Bildungsanstalten für die junge Hochschule als ‚nebenamtliche Dozenten‘ zu verwerten sucht. Der Bureaukrat, der gegenwärtig das ‚Ministerium des Geistes‘ in Preußen verwaltet, fühlt sich nun betroffen durch die Tatsache, daß unter diesen nebenamtlichen Dozenten sich einer seiner ‚Untergebenen‘ befindet, der nicht im Besitze der Erlaubnis zu ‚nebenamtlicher‘ Tätigkeit ist, wie sie nach einer alten Kabinettsorder aus dem Jahre 1839 erforderlich wäre; flugs wird ihm die Übernahme der Lehrtätigkeit untersagt, solange nicht die Erlaubnis dazu nachgesucht und erteilt worden ist. Daß die Genehmigung, wenn sie nachgesucht worden wäre, etwa hätte versagt werden können, ist bei einem Institut, das sich der Anerkennung und der Unterstützung aller staatlichen Behörden erfreut, wie es bei der Handelshochschule in Berlin der Fall ist, selbstverständlich ausgeschlossen. Der ganze Zweck der Maßregel ist nur, an einem einzelnen Beispiel zu zeigen, daß der Universitätsprofessor in erster Linie Untergebener des vorgesetzten Ministers ist, genau so wie jeder Landrat und Regierungsrat. Nachdem es glücklich gelungen ist, mit dem Volksschulgesetz dem reaktionären Geist die Pforten der Schulverwaltung in weitestem Maße zu öffnen, sollen nun auch die Universitäten, an denen immer noch ein gewisser Rest akademischer Freiheit in Ehren gehalten wurde, herankommen. Darüber wundert sich auch niemand, weil niemand vom Ministerium Studt etwas anderes erwartet hatte. Was in Erstaunen setzt, ist nur die bodenlose Ungeschicklichkeit, mit der man sich hierzu gerade eine der ersten Koryphäen der Berliner Universität heraussucht. Es gibt heute auf dem Gebiete des Strafrechtes kaum einen Gelehrten, der Liszt an Bedeutung überragte. Aber Liszt ist natürlich einer Richtung verdächtig, die nicht die des Herrn Studt ist, und wir haben schon angedeutet, daß der Minister ihn fälschlich im Verdacht der Urheberschaft der Professorenkundgebung haben wird. Ein Duell Studt contra Liszt zeigt vor dem Forum der öffentlichen Meinung von vornherein ein Mißverhältnis der Kräfte, das schon beinahe den Eindruck eines komischen Kontrastes hervorruft.“

Wenn dieses Vorgehen des Kultusministers von vielen als ein Akt der Feindseligkeit gegen die neue Hochschule aufgefaßt wurde, so ist die

„Vossische Zeitung" in der Lage, diese Meinung zu entkräften. „Leider!" möchte sie fast hinzufügen: „denn wenn wirklich nichts weiter vorläge als eine Feindschaft des Kultusministers gegen diese Hochschule, so könnte man beruhigt sein, da diese Hochschule schließlich in den Grundlagen ihrer Existenz von Gunst und Ungunst der Behörden unabhängig ist. Man kann dasselbe nicht von unseren Universitäten sagen, und die Politik der letzten Ministerien war nur allzu deutlich darauf gerichtet, diese Abhängigkeit zu möglichst sichtbarem Ausdruck zu bringen. Unter Zedlitz wurde versucht, Anfang und Ende der Vorlesungen unter genaue behördliche Kontrolle zu stellen, und als dies nicht gelang, plante man eine neue Ferienordnung; die Vorbereitungen dazu wurden mit solcher Genauigkeit geführt, daß man für die exakte kalendarische Berechnung der Feriendauer sogar ein Gutachten der Kalenderkundigen der Berliner Sternwarte einforderte. Unter Bosse ließ man diesen Versuch fallen, weil man mit der Beschränkung der Privatdozenten und der Lex Arons genug zu tun hatte. Unter Studt bekümmert sich das Ministerium um die Privatverhältnisse der Universitätslehrer in einer immer unerträglicher werdenden Art. Nicht genug, daß früher schon die Kollegiengelder gekürzt worden sind, auch die Nebeneinnahmen der Professoren und Privatdozenten werden unter Kontrolle gestellt. Die Steuererklärungen über das private Einkommen und Vermögen sind zwar kraft des Geheimhaltungsparagraphen vor den Augen des Kultusministeriums geschützt (obgleich man auch hierüber in diesem Ministerium in einer Art Bescheid weiß, die den Neid jedes Auskunfts- und Heiratsbureaus erregen könnte); aber alles, was aus ‚nebenamtlicher Tätigkeit' oder irgend etwas, was dem ähnlich sieht, herrührt, soll auf das genaueste registriert werden. Und da hat man glücklich die alte Kabinettsorder von 1839 ausgegraben und ein ‚Exempel' statuiert. Das einzig Wunderbare an dieser Maßregel ist, daß sich manche über sie wundern. Sie fügt sich dem herrschend gewordenen System den Universitäten gegenüber einfach ein."

Die Dekorierung des maßgebenden Vertreters dieses Systems hat nun verschiedenen Blättern die Frage in den Mund gelegt, ob denn Kaiser Wilhelm II. von seinen Ratgebern auch wirklich so bedient werde, wie er es füglich verlangen dürfe. „Wir haben", so schreiben u. a. die „Hamburger Nachrichten", „schon seit langer Zeit den Eindruck, als ob es mit dieser Informierung des Kaisers nicht zum besten stehe. So manche Stellungnahme und Äußerung des Monarchen erschien nur dann erklärlich, wenn man annahm, daß ihm von seinen amtlichen und außeramtlichen Beratern oder Informatoren ein Bild der Sachlage, um die es sich in dem betreffenden Falle handelte, gegeben worden sei, das der Wahrheit nicht in allen Punkten entsprach. Welche schweren Nachteile für Reich, Staat und Volk aus einer solchen falschen, einseitigen oder unvollständigen Informierung des Kaisers entstehen können, und ein wie großes öffentliches Interesse daran besteht, daß der hier offenbar vor-

liegende Übelstand baldigst beseitigt wird, bedarf nicht erst der näheren Ausführung.

„Wen die Schuld für die falsche oder unzureichende Information des Monarchen trifft, läßt sich natürlich sehr schwer feststellen. Die Vermutung spricht aber dringend dafür, daß sowohl amtliche wie höfische Stellen und außerdem Privatpersonen in Betracht kommen, die das Ohr des Kaisers haben und diesen Umstand zu benutzen wissen. Manche überraschende Äußerung und Stellungnahme des Monarchen mag ja auch als Ausfluß des eigensten Wesens desselben und seines hohen Selbstbewußtseins aufzufassen sein, das sich in gewisser Beziehung noch so berechtigten und wohlgemeinten Vorstellungen nicht leicht zugänglich erweisen dürfte; aber in der Hauptsache wird man doch immer auf unzutreffende, mangelhafte oder tendenziöse Information des Monarchen durch die zum Gegenteil verpflichteten Stellen schließen müssen, wenn der Kaiser etwas tut oder äußert, was in weitesten Kreisen Erstaunen oder Befremden erregt. Welche Motive hierbei auf seiten der betreffenden Ratgeber des Kaisers im Spiele sind, läßt sich natürlich ebenfalls schwer beurteilen. Oftmals mag der Fall vorkommen, daß man, um ihm nicht eingestehen zu müssen, auf irgend einem Gebiete eine falsche Politik getrieben oder dem Monarchen zu einer solchen geraten zu haben, sich dem Kaiser gegenüber mit Verlegenheitsdarstellungen zu helfen sucht, welche der Wahrheit nicht ganz entsprechen. So soll kürzlich der Fall vorgekommen sein, daß der Kaiser die Annahme eines Gesetzes im Privatgespräch mit einer ‚welfischen Intrige' in Zusammenhang gebracht hat, eine Äußerung, die das größte Erstaunen erregen mußte und nur so zu erklären war, daß man, um dem Kaiser nicht die Augen über das Fiasko der gesamten Politik zu öffnen, welche auf dem Zusammengehen mit dem Zentrum basiert, ihm einen Zusammenhang der Dinge geschildert hatte, der in Wirklichkeit überhaupt nicht vorlag. Zu ähnlichen Gedanken gelangt man auch gegenüber manchen Entschließungen, die in bezug auf die Kolonialverwaltung getroffen worden sind; wir fürchten, daß hier die nämliche Rücksicht auf die Zentrumspolitik gewisser amtlicher Stellen zu Informationen des Kaisers bewogen hat, welche denselben zu Zustimmungen veranlaßt haben, die unterblieben wären, wenn eben die Information eine andere gewesen wäre ..."

* * *

Solche Beobachtungen können uns doch nur in der Erkenntnis bestärken, daß ein „persönliches Regiment" im eigentlichen Sinne des Wortes heutzutage überhaupt nicht mehr möglich ist, wenn aber möglich, nicht wünschenswert. Hundert Jahre sind es nun seit den Tagen, an denen unser Volk den Kelch der Leiden und der Schmach bis zur Neige leeren mußte, weil es seine Geschicke, schwächlich und vertrauensselig genug, völlig in die Hände seiner Fürsten gelegt hatte. Und wie hat der fremde Eroberer deren Schwächen erspäht, mit zynischem Hohn ausgeschlachtet! „Er

wußte," schildert's Heinrich von Treitschke, „daß er den Höfen der Mittelstaaten alles zumuten durfte, wenn er ihnen einen neuen Beutezug gegen ihre kleinen Mitstände gestattete. Sein Entschluß war gefaßt: ‚Es liegt in der Natur der heutigen Verhältnisse, daß die kleinen Fürsten vernichtet werden.' Schon erhob sich über den Trümmern der alten Staatengesellschaft das neue Föderativsystem: die Sonnennation Frankreich, umgeben von Trabantenstaaten. Für den Deutschen Bund, der die Reihe dieser Trabantenvölker zu verstärken bestimmt war, rechnete er zunächst auf die vier süddeutschen Mittelstaaten und auf das neue niederrheinische Großherzogtum Joachim Murats; von den kleineren dachte er nur wenige zu schonen, die sich durch Untertänigkeit oder hohe Verwandtschaft empfahlen . . . In Napoleons Kabinett gelangte die Verfassung des Rheinbundes zum Abschluß; mit keinem der deutschen Höfe wurden Unterhandlungen geführt; selbst von den Gesandten in Paris erhielten nur vier die Urkunde zum Lesen, bevor Talleyrand am 12. Juli die Getreuen zur Sitzung berief. Hier hielt er ihnen ihre hilflose Lage vor; wie sie als Rebellen gegen das Reich nicht mehr auf halbem Weg stehen bleiben dürften. Dann wurde die Urkunde ohne jede Beratung angenommen. Der rheinische Bund Ludwigs XIV. lebte wieder auf, in ungleich stärkeren Formen. Sechzehn deutsche Fürsten sagten sich vom Reich los, erklärten sich selbst für souverän, jedes Gesetz des altehrwürdigen nationalen Gemeinwesens für nichtig und wirkungslos; sie erkannten Napoleon als ihren Protektor an und stellten ihm für jeden Festlandskrieg Frankreichs ein Heer von 63000 Mann zur Verfügung. Unbedingte Unterwerfung in Sachen der europäischen Politik und ebenso unbeschränkte Souveränität im Innern: das waren die beiden aus gründlicher Kenntnis des deutschen Fürstenstandes geschöpften leitenden Gedanken der Rheinbundsverfassung. Die Höfe ertrugen die Unterwerfung, weil sie, eingepreßt zwischen Österreich und Frankreich, eines Schutzes bedurften und auf neue Geschenke napoleonischer Gnade hofften; einige trösteten sich wohl insgeheim mit dem Gedanken, die französische Übermacht werde nicht ewig dauern; die Souveränität aber hielten sie sämtlich fest als einen Schatz für alle Zeiten. Der deutsche Partikularismus trat in seiner Sünden Blüte. Napoleon versagte sich's nicht, in einem Brief an Dalberg an den uralten Landesverrat der deutschen Kleinfürsten höhnisch zu erinnern; er nannte die Politik des Rheinbundes konservativ, denn sie stelle nur von Rechtes wegen ein Schutzverhältnis her, das in der Tat schon seit mehreren Jahrhunderten bestanden habe . . . Das verheißene Fundamentalstatut des Rheinbundes ist nie erschienen, der Bundestag mit seinen zwei Räten nie zusammengetreten; diesem Werk der rohen Gewalt fehlte von Haus aus die Fähigkeit rechtlicher Weiterbildung. Dem Protektor, der schon seinem zahmen gesetzgebenden Körper in Paris ein mutwilliges ‚Vous chicanez le pouvoir!' zugerufen hatte, lag wenig daran, auch noch durch die schwerfälligen Beratungen eines rheinischen Bundestages belästigt zu werden; ihm genügte, daß er jetzt mit den deutschen Regimentern vom linken Rheinufer an

150 000 deutsche Soldaten unter seinem Befehl hielt. Die beiden Könige des Rheinbundes aber verhehlten nicht ihren Widerwillen gegen jede bündische Unterordnung und verwarfen kurzweg all die Pläne für den Ausbau des Bundes, welche der neue Fürstprimas Dalberg mit unerschöpflicher Begeisterung entwarf. Das Bundesgebiet erstreckte sich vom Inn bis zum Rhein über den ganzen Südwesten, reichte dann nordwärts bis tief nach Westfalen hinein, den preußischen Staat und seine kleinen Verbündeten in weitem Bogen umklammernd; und der Artikel 39 der Rheinbundsakte kündete bereits drohend an, daß auch anderen deutschen Staaten der Eintritt vorbehalten bleibe ... Die alte Begehrlichkeit der habsburgischen Dynastenpolitik wollte selbst in diesen finsteren Tagen, da eine tausendjährige Geschichte ihren tragischen Abschluß fand, nicht zur Ruhe gelangen. Wie seine Ahnen den Besitz des Kaiserthrones immer nur als ein Mittel zur Vermehrung ihrer Hausmacht angesehen hatten, so dachte Kaiser Franz, auch die Niederlegung der Krone noch zu einem einträglichen Handelsgeschäft zu machen. Graf Metternich sollte nach Paris eilen, um dort ‚die Kaiserwürde recht hoch anzurechnen und keine Abneigung zur Abtretung der gedachten Würde, vielmehr eine Bereitwilligkeit hierzu, jedoch nur gegen große für meine Monarchie zu erhaltende Vorteile, merken zu lassen'. Mit solchen Gesinnungen nahm der letzte römisch-deutsche Kaiser Abschied von dem Purpur der Salier und der Staufer. Die Politik des Hauses Österreich bekannte endlich mit dürren Worten, wie sie zu Deutschland stand. Aber das geplante Handelsgeschäft mißlang. Als Metternich in Paris eintraf, war die Rheinbundsakte bereits abgeschlossen. Der Deutsche Kaiser stand der vollendeten Tatsache gegenüber und mußte noch erleben, daß in Regensburg Napoleon und seine Vasallen die förmliche Aufhebung des Reiches aussprachen. Am 1. August erklärten acht Gesandte im Namen der rheinbündischen Fürsten, daß ihre durchlauchtigen Herren es ‚ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessen' fänden, sich loszusagen von dem Heiligen Reich, das in der Tat schon aufgelöst sei; sie stellten sich unter ‚den mächtigen Schutz des Monarchen, dessen Absichten sich stets mit den wahren Interessen Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben'. Durch ein kühl und farblos gehaltenes Manifest vom 6. August legte Kaiser Franz die deutsche Krone nieder und erklärte zugleich, dem Recht zuwider, ‚das reichsoberhauptliche Amt und Würde' für erloschen, sein Kaisertum Österreich für ledig aller Reichspflichten ... Die Nation blieb stumm und kalt; erst als sie die Schmach der kaiserlosen Zeit von Grund aus gekostet hatte, ist der Traum von Kaiser und Reich in deutschen Herzen wieder lebendig geworden."

Man mag diese traurigste Epoche deutscher Geschichte aus jahrhundertelangen Entwicklungen, aus weit zurückliegenden Ursachen und Wirkungen begreifen, erklären wollen —: zu „retten" ist an ihr nun einmal nichts. Alle dahin zielenden Versuche werden nur immer schärfere Kritik herausfordern. Wenn irgendwo die Tatsachen gesprochen — entschieden haben,

Weltgeschichte Weltgericht war, so hier. Der Bankerott des deutschen Fürstendespotismus war eben ein allgemeiner, und auch Preußen machte keine Ausnahme. Denn das Preußen Friedrich Wilhelms III. war eben längst nicht mehr das „friderizianische"; daß es sich darüber in unsäglicher Selbstverblendung täuschen konnte, sein Verhängnis. Und wenn heute der kommandierende General und militärische Schriftsteller Freiherr von der Goltz es sich angelegen sein läßt, das „Urteil der Geschichte" über „Jena" einer Korrektur zu unterziehen, so ist er — in einem ähnlichen Irrtum befangen.

Wäre, so meint er („Von Roßbach bis Jena und Auerstädt, Berlin, Mittler & Sohn), ein „energischer Monarch" dagewesen, so hätte der die Aufhebung der Erbuntertänigkeit durchführen können — vor Jena! — hätte ein „kraftvoller Regent", ein „umsichtiger, willensstarker und entschlossener Fürst" an der Spitze des Staates gestanden, hätte ein „starker Wille" regiert und den Widerstand der Privilegierten gebrochen, so wäre alles anders gekommen, der treue Adel „hätte sich gewiß nicht mit den Waffen in der Hand erhoben, um die Abschaffung der Erbuntertänigkeit zu hintertreiben, und ebensowenig würde das Offizierkorps revoltiert haben, um zu verhüten, daß seine Reihen den Söhnen der guten bürgerlichen Familien eröffnet würden". Von der Goltz macht geradezu die „Friedensliebe" des Königs für den Zusammenbruch verantwortlich: „Wohl darf ein Monarch den Frieden lieben und preisen, aber doch immer nur in einem Sinne und in einer Haltung, daß jedermann überzeugt bleibt, er werde auch entschlossen zum Schwerte greifen, sobald die Staatsräson es verlangt; sonst wird er sein Volk, ohne es zu wollen, tatenscheu und energielos machen."

Nun sind aber, wie Kurt Eisner in der „Neuen Gesellschaft" bemerkt, „alle ernsten Historiker darüber einig, daß — sofern man überhaupt von persönlichem Verschulden reden darf — Friedrich Wilhelm III. gerade durch seinen ganz ausgeprägten Herrscherwillen, dem nur keinerlei Herrscherfähigkeit entsprach, frevelte: er wollte alles allein tun und entscheiden, und da er innerlich moralisch und geistig ein Schwächling war, brach sein absolutistischer Anspruch so jämmerlich zusammen — die Posse eines kraftvollen, willensbegehrlichen Selbstherrschers, dessen Hohlheit der erste Ernstfall entblößt!"

Die Jena-Legende bestehe für Freiherrn von der Goltz wie in seinen früheren Veröffentlichungen, so auch in der letzten immer noch darin, „daß erstlich nicht das Junkertum verantwortlich sei, das sich vielmehr, wie immer, glänzend bewährt habe, und daß zweitens nicht der Barbarenstaat des Polizei- und Militärabsolutismus, sondern im Gegenteil die Aufklärung, die Humanität, das Weltbürgertum nach Jena geführt habe".

Gegen diese Auffassung, die auch dem soeben erschienenen Generalstabswerke über Jena zugrunde liegt, wendet sich Kurt Eisner mit einer Schärfe, die sicher nicht nach jedermanns Geschmack sein wird, aber auch das sachliche Urteil nicht zu trüben braucht. Nach dem Generalstabswerk mit

seinen ziemlich belanglosen Veröffentlichungen aus den Untersuchungsakten über die angeklagten Offiziere sei es außer Frage, daß die Versuche, nur allein das Offizierkorps verantwortlich zu machen, „nicht um der Wahrheit, der sie widersprechen, sondern um politischer Zwecke willen, fortgesetzt werden. Sie haben erst lange nach Beendigung der Befreiungskriege ihre jetzige wohlberechnete Ausgestaltung angenommen, in Zeiten, wo die Unzufriedenheit mit inneren Zuständen das Bestehende zu mißachten und nach dem Beispiel der französischen Revolution das Offizierkorps, das in Preußen von jeher zu den festesten Stützen des Königtums gehörte, anzufeinden unternahm."

„Aber gerade das jetzige Generalstabswerk", so eifert dagegen Kurt Eisner, „bietet Material, um die ganze Jena-Schande des preußischen Junkertums, aus dem das Offizierkorps hervorging, zu erkennen. Man hat sich wiederholt auf die vielen tapferen Offiziere berufen, die damals fürs Vaterland gefallen seien. Wieviel von den armen Mietlingen und Gepreßten der Mannschaften damals auf preußischer Seite vernichtet wurden, ist niemals genau ermittelt worden, da die Armee aufgelöst wurde. Dagegen kann man annähernd die Zahl der ‚geopferten' Offiziere berechnen. Das Generalstabswerk beziffert die Zahl der in den ganzen Feldzügen 1806/07 getöteten oder an Wunden gestorbenen Offiziere auf 190: 6 Generäle, 31 Stabsoffiziere und 152 Subalternoffiziere. 190 Junker ließen sich also unter den Trümmern Preußens begraben! Die Junkerklasse . . . brachte ganze 190 Personen als Opfer auf, als es galt, den Staat vor der völligen Zertrümmerung zu retten . . . Wahrlich, es gehört ein Heldenmut dazu, angesichts dieser zerschmetternden Zahlen irgend etwas zu retten, irgend etwas beschönigen zu wollen. In der anderthalbstündigen Schlacht von Roßbach betrug der Verlust der Verbündeten (unter Soubise) 650 Offiziere, und doch höhnen alle preußischen Schulbücher über die verlotterten französischen Weichlinge und Feiglinge. Das preußische Junkertum aber gab in dem ganzen Feldzug, als es sich um die nationale Existenz selbst handelte, nur 190 der Seinigen her — ein Fall so beispielloser Feigheit einer herrschenden Klasse, wie er in der ganzen Geschichte nicht zum zweitenmal vorkommt! Das Generalstabswerk hat nicht einmal das Bewußtsein, wie es sich selbst blutig peitscht, wenn es die Zahl der nach der Niederlage infolge von Strafen zwangsweise ausgestoßenen Offiziere auf 17 Generäle, 50 Stabsoffiziere, 141 Subalternoffiziere, insgesamt 208 angibt. Es sind mithin mehr Offiziere durch das Kriegsrecht als durch den Krieg vernichtet worden! Da man nach Jena ging, mußte das preußische Volk 7096 Junker als Offiziere füttern. Alle hatten geschworen, bis zum letzten Blutstropfen ihren König und das Land zu verteidigen. 190 hielten das Versprechen, oder eigentlich noch nicht einmal so viele; denn es sind noch abzuziehen, die auf der Flucht tödlich verwundet wurden, und außerdem befinden sich unter den 190 auch Bürgerliche und Nichtpreußen. Das war das blutige Opfer des preußischen Junkertums!

„Trotzdem trägt nicht der heldenhafte, todesmutige Junkerstaat, sondern die — Aufklärung und Humanität jener Zeit die Schuld. Das war die Entdeckung, die der Freiherr v. d. Goltz 1883 auf den Patentmarkt der Geschichte brachte, die er jetzt wiederholt und die auch das Generalstabswerk als historische Wahrheit seinen Betrachtungen zugrunde legt, wenn es als die große Sünde der Zeit, ‚die in Preußen und ganz Deutschland 1806 allgemein verbreitete Weltbürgerlichkeit und Gefühlsschwärmerei, die Genußsucht und Gier nach Bereicherung' erkennt. Und so Goltz: ‚Unter dem milden Regimente der beiden Nachfolger Friedrichs, die mehr geben als fordern wollten, ließ das Volk sich gehen. König Friedrich Wilhelm III. zumal war stets darauf bedacht, die Lasten zu verringern, den Bürger gegen Vergewaltigung und Beamtenwillkür zu schützen und durch immer größere Sparsamkeit, nicht durch vermehrte Opfer, den Bedürfnissen der Zeit gerecht zu werden. So entwöhnt das Land sich jedes energischen Kraftaufwandes.' (S. 507.) ‚Man schätzte sich in Preußen glücklich, eine Regierung zu besitzen, welche dem Volke die guten Errungenschaften der Revolution ohne Umsturz zu gewähren verstand.' (S. 508.) ‚Aus dem Kultus des Individuums, der Aufklärung, dem Sinn für Lebensgenuß keimte aber am Ende eine alles beherrschende Selbstsucht.' (S. 509.) ‚Unstreitig hat die materialistische Lebensauffassung der Aufklärungsperiode viel zur inneren Schwäche der preußischen Armee beigetragen.' Mit ganz besonderem Nachdruck weist Goltz auf die Verfügungen hin, daß die Wachen und Posten ‚mit Glimpf und Gelassenheit' gegen die Bürger vorgehen sollten, er findet sogar — gegenüber den das Gegenteil beweisenden Kabinettsorders — die Behauptung, der Offizier und Soldat sei rechtlich gegen das Zivil zurückgesetzt worden, und er denunziert als Zeichen besonders scheusäliger Humanität das Verhalten der Breslauer Behörden, die nicht das ausländische Gesindel der Garnison gegen streikende Handwerksgesellen sofort, sondern erst nach etlichen Verhandlungen losließen.

„Man steht vor einem völligen Rätsel. Aus welchen Quellen hat der Mann diese tollen Phantasien geschöpft? Was hatte das System Friedrich Wilhelms III. mit Aufklärung und Humanität zu tun? War es auf der Galeere, als die Lessing den Staat Friedrichs II. bezeichnete, nicht noch schlimmer geworden? Waren nicht die bildungsfeindlichen, brutalen Zeiten Friedrich Wilhelms I. vor Jena wiedergekehrt? Waren die preußischen Junker gefühlsselige Schwärmer, und die Offiziere, die zumeist durchaus roh und stumpf waren, Weltbürger? Tausende von Zeugnissen sprechen gegen diese Phantasien und kein einziges für sie.

„Freilich es gab Aufklärer, Weltbürger, Künder der Humanität. Aber sie wurden von Preußen verfolgt und gehetzt. Lange vor Jena, unter dem Eindruck der Revolutionskriege, hatten sie den Zusammenbruch vorausgesagt. Sie waren die Träger des revolutionären Dranges nach deutscher Freiheit und Einheit. Sie erkannten die ganze Vaterlandslosigkeit des preußischen Junkerstaates. Sie hatten auch schon das Argument — auf

das die Goltze unserer Zeit immer hinweisen —, daß ja das ruhmlose Heer der Koalitionskriege (und hernach von Jena) das Heer Friedrich des ‚Einzigen' sei, mit der klaren Erkenntnis widerlegt: das preußische Heer sei sich freilich gleich gewesen, aber der Gegner sei inzwischen durch die Schule der Revolution gegangen und sei zu einem freien Volk in Waffen geworden. Aber die Schriften dieser Aufklärer und Weltbürger mußten namenlos im verborgenen gedruckt werden, und erwischte die preußische Inquisition die Frevler, so wurden sie bis nach Sibirien geschleppt. Kurz, die Aufklärung und die Humanität für den Zusammenbruch von Jena verantwortlich machen, ist ebenso witzig, wie wenn man heute die Katastrophe des Zarismus auf die Aufklärung, die Humanität, das Weltbürgertum Nikolaus II. zurückführen wollte.

„Indessen, wie ist solch tolle Verwirrung, so wüster Spuk möglich geworden? Wie konnte ein blödes Ammenmärchen zur wissenschaftlichen Offenbarung aktiver Generäle und selbst des angeblich so gebildeten preußischen Generalstabes werden? ...

„Die Goltzsche Entdeckung ist nämlich schon 1883 ein Plagiat an einem uralten Unsinn gewesen. Die Jenalegende von der schuldigen Aufklärung stammt aus jenen Kreisen rebellierender Junker, die noch 1806 so wild gegen die Stein-Hardenbergische Reform tobten, daß sogar gelegentlich einer von ihnen eingesperrt werden mußte. Damals lag dem Schwindel wenigstens noch eine gewisse Bauernschlauheit zugrunde. Der Junker wollte nämlich seinem erschreckten König klarmachen, daß derselbe Geist, der nach Jena geführt habe, nun das Teufelswerk der Reformen erzeuge. Herr v. d. Goltz ist nichts als der modisch geschminkte Nachschwätzer jenes reaktionswahnsinnigen Generalleutnants v. d. Marwitz, dessen Lebenserinnerungen seine eigene Familie erst herauszugeben wagte, als die Märzstürme von 1848 in dem Hexensabbat der wüstesten Konterrevolution geendet hatten: im Jahre 1852. Dieser Marwitz war der Prophet, vielleicht sogar der Erfinder der wundersamen Mär von den ‚wahren Ursachen' der Katastrophe. Schon 1808 hatte er, der auch bei Jena mitgeflohen war, in einem Gutachten an die Untersuchungskommission die Losung ausgegeben: ‚Die Disziplin hatte durch allgemeine Gutmütigkeit und falsch verstandene Menschenliebe so nachgelassen, daß sie der alten preußischen nicht mehr ähnlich sah.'

„Marwitz war der krasseste Typus jenes unsäglich rohen preußischen Junkertums, das in Jena gezüchtigt wurde, und das ein Jahrhundert später wieder allmächtig herrscht. Ihm war alles Revolution, Jakobinertum, Aufklärung, Demokratie. Das Unheil fing schon mit dem allgemeinen Landrecht an, das gegen sein Dogma von der preußischen Dreieinigkeit verstieß. Der liebe Gott — der König — das Junkertum: die haben die Völker in Zucht zu halten. Die drei Instanzen haben nicht etwa die Aufgabe, das Volk glücklich zu machen — dieser Wahn ist eben für Marwitz der Urquell der Revolution — nein, ihre einzige Pflicht ist es, die Knute zu schwingen.

Die Ursachen der vermehrten Verbrechen fand Marwitz in der zu weit betriebenen und falschen Schulbildung, in der Gesindeordnung von 1810, ‚welche als ein Vertrag zwischen beinahe Gleichgestellten, allenfalls für Sekretäre und Kammerjungfern, nicht aber für zuchtlose Knechte und Mägde, hinreichend ist'. Als ein bei ihm einquartierter französischer Offizier seine Haushälterin peitschte, warf er den Menschen nicht etwa hinaus, sondern höhnte vielmehr die zimperlichen Franzosen, die wegen solcher Kleinigkeit straften.

„Dieser Patron ist der Erfinder der von Goltz übernommenen Jenalegende. Sie wurde von ihm erfunden, um die Reformen nach der Katastrophe zu hintertreiben. Und wenn sie heute wieder auftaucht, so ist das entweder völlige Sinnlosigkeit oder sie beruht auf der gleichen Tendenz, die demokratische und sozialistische Bewegung zu verleumden. Das Spiel, die Unterdrückten für die Schande der Unterdrücker verantwortlich zu machen, wiederholt sich so lange, als die Herrschaft der geschichtlich Verurteilten nicht gänzlich zertrümmert ist. ..."

So wird auf beiden Seiten — revidiert und superrevidiert. Das ist für den Zeitpsychologen vielleicht das Interessanteste an diesem Zusammenstoß zweier Extreme. Ob aber das Bedürfnis nach solchen „Rettungen" zu den erfreulichen Zeichen unserer Zeit gehört? Ob es nicht mehr für eine gewisse Verweichlichung als für Abhärtung unseres Geschlechtes spricht, daß wir den erschütternden Ernst einer geschichtlichen Bußpredigt, wie es das Jahr 1806 bedeutet, zu mildern suchen? Ob in solchem Bedürfnis nicht ein Unterbewußtsein lebt: daß wir selbst in manchen Dingen bei allzu scharfer Kritik nicht gut bestehen würden? Warum denn das Urteil über Dinge abschwächen, über die wir uns selbst erhaben fühlen? Ein System in Schutz nehmen, mit dem wir selbst fertig sind, das für uns völlig überwunden ist?

Es lassen sich in unseren Tagen mancherlei Erscheinungen beobachten, die nicht ausgerechnet an das Zeitalter des Alten Fritzen oder des Alten Wilhelm erinnern, dieser beiden Gipfel in der Geschichte Preußens und der Hohenzollern. Mit so verschiedenen Maßen sie gemessen werden müssen, beide waren Männer der schlichten, wortkargen Tat, die sich in jeder Lage zu bescheiden wußten, bis zur völligen Anspruchslosigkeit. Und dieser Geist des schlichten, anspruchslosen, selbstverständlichen Pflichtgefühls übertrug sich mit derselben geräuschlosen Selbstverständlichkeit auf ihre ganze Umgebung, die Beamtenschaft, das Heer, alles, was mit ihnen in nähere oder fernere Berührung trat. Es ging sozusagen alles „ohne Apparat".

Heute kann kaum noch etwas geschehen, ohne daß dafür ein mehr oder minder großer Apparat mit mehr oder minder großem Geräusch und Gepränge aufgeboten würde. Jede beiläufige Veranstaltung wird zur Haupt- und Staatsaktion, entfesselt eine fieberhafte Geschäftigkeit äußerst wichtigtuender Müßiggänger, eine Sturmflut rasender Zeitungsartikel und rauschender oratorischer Ergüsse. Altpreußische Einfachheit und Anspruchslosigkeit —: wohin sind die geschwunden!

In diesem Jahre, erzählt der „Roland von Berlin", soll am kaiser-

lichen Hoflager der Sedanstag mit besonderer Prachtentfaltung gefeiert werden. Und zwar in Schlesien, wo sich auch die Kaisermanöver abspielen werden. Schon seien die umfassendsten Vorbereitungen getroffen worden, insonderheit hätten die Quartiermacher ein schweres Stück Arbeit zu bewältigen gehabt. Man fußt bei den schlesischen Manövern auf einer fridezizianischen Überlieferung. So oft der König Anlaß zu haben glaubte, die Welt von der Schlagfertigkeit seines Heeres zu überzeugen, verlegte er die Herbstmanöver nach Schlesien und entfaltete dabei all sein Genie.

„Indessen", so heißt es dann weiter, „vermelden sich in Militärkreisen einige schüchterne Stimmen mit respektvollem Räuspern, ob es im Zentenarjahr von Jena angebracht ist, die Eroberung Schlesiens so geräuschvoll zu inszenieren. Auch unsere altgedienten Generale, die das Prädikat z. D. mit Würde tragen, predigen allerorten die Einkehr, wie es der schlichte Bürgersinn schon des längeren tut. Sie warnen vor Epigonenhochmut, der weiter und weiter um sich greift, sie warnen vor dem Luxus und dem weichen Wohlleben, das heute wieder ins Ungemessene geht, sie warnen vor allem vor jeder Ruhmredigkeit, die erfahrungsgemäß den Boden bereitet für Katastrophen, wie sie bei Auerstädt und Jena verblüffend in die Erscheinung traten. Die also reden und alle guten Geister beschwören, sind nicht die Allerweltsnörgler, nicht die eingeschworenen Oppositionshetzer, es sind die alten Offiziere, die aus einer großen und strengen Schule hervorgegangen und auf den Schlachtfeldern ihren Manneswert erprobt und erwiesen haben. Wenn sie dem jungen Geschlecht die Rückkehr zum altpreußischen Ernst und zur spartanischen Einfachheit empfehlen, so verschweigen sie dabei nicht, daß eben nur auf diesem Wege die Hohenzollern zur Kaiserkrone gelangt sind. In der Tat bietet gerade ein Manöver, das ja vom Kriegsernst umwittert sein soll, die beste Gelegenheit zur Übung der Mannszucht und der soldatischen Genügsamkeit. Ob heute noch am preußischen Hofe die spartanische Tugend gepflegt wird, sollte sich in diesen Tagen, da die Hoffouriere in Schlesien ausschwärmten, aufs neue erweisen.

„Ein sehr reicher Großindustrieller hatte sich erboten, während der Kaisermanöver einem preußischen Prinzen, welcher angesichts seiner jungen Jahre noch den Dienst eines Subalternoffiziers versieht, in seiner glänzend eingerichteten Villa Quartier zu geben. Es war da so viel verfügbarer Raum vorhanden, daß der opferfreudige Herr mindestens drei Prinzen beherbergen zu können glaubte. Alsbald erscheint auch ein Beamter des Oberhofmarschallamtes und nimmt die Zimmer in Augenschein, welche der Hausherr für den Zweck für passend erachtet. Der Beauftragte des Hofes aber macht ein sehr ernstes Gesicht und wünscht die Villa des weiteren zu besichtigen. Etwas erstaunt, aber doch willig führt der Besitzer den zeremoniösen Ankömmling durch die Zimmerfluchten, indem er sich denkt, daß er es mit einem kunstsinnigen Herrn zu tun habe. Die Villa, die mit einem Kostenaufwand von drei Millionen erbaut ist und 23 Zimmer ohne Nebengelasse aufzuweisen hat, ist in der Tat eine Sehenswürdigkeit. Nach voll-

endetem Rundgange scheint der Beamte einen Überschlag zu machen, er wiegt bedenklich mit dem Haupte und erklärt nach einigen feierlichen Minuten höfischer Denkarbeit, daß Seine Königliche Hoheit unter gewissen Bedingungen die Gnade haben werde, von dem Anerbieten Gebrauch zu machen. ‚Unter gewissen Bedingungen? Nun, ich stelle meinem Gast auch meine sechs Gespanne mit 12 Pferden und drei Automobile mit ebenso vielen zuverlässigen Chauffeuren für die paar Tage gern zur Verfügung' — ‚Selbstverständlich!' näselt der Hoffourier, der nun endlich anfängt, einen Riesenpapyrus von Forderungen aufzurollen. So einfach ist es doch nicht, für einen preußischen Prinzen Quartier zu machen, wie es sich ein gewöhnlicher und zumal bürgerlicher Sterblicher vorstellt.

„Es wird nämlich gefordert für Seine Königliche Hoheit: 1 Salon, 1 Schlafzimmer, 1 Ankleidezimmer, 1 Badezimmer.

Für Ihre Königliche Hoheit: 1 Salon, 1 Schlafzimmer, 1 Ankleidezimmer, 1 Badezimmer.

Für den Herrn Hofmarschall: 1 Salon, 1 Schlafzimmer, 1 Ankleidezimmer, 1 Badezimmer.

Für die Frau Oberhofmeisterin: 1 Salon, 1 Schlafzimmer, 1 Ankeidezimmer, 1 Badezimmer.

Für die beiden Herren Adjutanten: 1 Salon, 2 Schlafzimmer, 1 Ankleidezimmer, 1 Badezimmer.

„Der Großindustrielle ist im ersten Augenblick rein verblüfft über die preußisch-spartanische Einfachheit, die sich in diesem Manöverbegehren kundgibt. Ja, dann würde die Villa bis unters Dach beansprucht, und zudem besitzt sie nur zwei herrschaftliche Badezimmer. Der höfische Cherub aber öffnet schon den Mund zu einem Vorschlag zur Güte, indem er die Forderung stellt, daß der verehrte Herr Gastgeber mitsamt seiner Familie während des Manövers die Villa räumt und bis dahin noch drei Badezimmer erbauen läßt. Für das sonstige Gefolge und für den Troß der Dienerschaft würde ja wohl außerdem Raum geschafft werden können. Unterdessen hat sich der Hausherr einigermaßen gesammelt und erklärt höflichen, aber bestimmten Tones, daß er unter diesen Umständen auf die große Ehre, einen preußischen Prinzen einzuquartieren, verzichten müsse. Dieser eine Vorgeschmack auf die Eroberung Schlesiens läßt gewiß darauf schließen, daß man in diesem Herbst gewaltig große Dinge im Schilde führt, daß man das düstere Zentenargespenst mit Glanz und Gloria abzuführen gedenkt. Doch scheint der altpreußische Geist noch nicht ganz ausgestorben zu sein, wie eben dieser Villenbesitzer bei anderer Gelegenheit erfuhr. Später meldete sich bei ihm ein regierender deutscher Bundesfürst als Manövergast an. Diese Königliche Hoheit aber forderte nicht die ganze Villa für sich, sondern nur ebensoviel Raum, wie für einen Adjutanten des preußischen Prinzen unumgänglich notwendig erschien.

„Wir nehmen an, daß weder der Kaiser noch der in Frage stehende Prinz eine Ahnung davon haben, in wie unerhörter Weise die Hof-

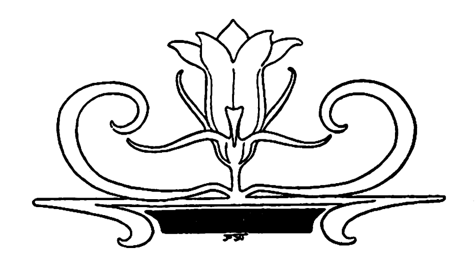
bediensteten die schlesische Gutmütigkeit auszuschlachten streben. Wenn man in der Tat heute noch der Ansicht huldigt, daß ein Manöver dem Ernstfall eines Krieges möglichst angenähert werden soll, so ist das unverfrorene Begehren des Oberhofmarschallamts zum mindesten unbegreiflich, und so mag es denn kommen, daß der byzantinische Übereifer der Höflinge der Popularität der Hohenzollern einen unberechenbaren Schaden zufügt. Wo soll schließlich das Vertrauen zu den Regierenden herkommen, wenn Krieg und Manöver wie ein Spielzeug und eine Lustbarkeit gedeichselt und zu einem banalen Pomp aufgebläht werden? Aber wo ist der mutige Mann, der dem ahnungslosen Kaiser die Augen über die Machenschaften der hochmütigen Hofclique öffnet? Wenn der ungeheure Lärm des Hoflagers und des Kriegsspiels verrauscht sein wird, dann werden eben diese guten Liegnitzer und Breslauer des Unterschiedes der alten und neuen Zeit innewerden. Es ist ja nicht das erstemal, daß sie erlauchte Einquartierung haben. Gleich nach dem Kriege wurden in Schlesien die Kaisermanöver abgehalten. Man sah den sieggekrönten Helden mit einer lodernden Begeisterung entgegen und man hätte ihnen mit Freuden ganze Paläste und Villen zur Verfügung gestellt, wenn sie nur gewollt hätten. Damals liefen noch nicht die Höflinge wie grimmige Löwen im Lande umher. Ein Kommerzienrat, bei welchem Moltke in Quartier angemeldet war, fuhr selber in seines Herzens Freude und Sorge nach Berlin, um sich zu erkundigen, was für Bequemlichkeiten er dem berühmten Gast zu bieten habe. Ganz trocken erwiderte der Stratege, daß er nicht nach Breslau komme, um sich zu amüsieren. Wenn ihm ein einfenstriges Zimmerchen für sein Feldbett gewährt würde, so würde er dankbar für die Liebenswürdigkeit sein. Ebenso dachten Bismarck, Roon, Manteuffel und die Prinzen, die mit zu Felde gezogen waren und etwas geleistet hatten. Der alte Kaiser verbat sich sogar das Badezimmer, weil er nach alter Gewohnheit neben dem Feldbett auch die ihm vertraut gewordene Badewanne mit sich führte und neben sein hartes Lager aufstellte. Wenn er dazu noch ein Zimmerchen erhielt, um Meldungen entgegenzunehmen und Unterschriften zu leisten, so war er vollauf befriedigt und bat im übrigen seine Gastgeber, sich nicht zu inkommodieren. Das aber waren die Männer, welchen das Volk mit brausendem Jubel entgegenströmte. Heute müssen die Hurraschreier eigens an die Straße kommandiert werden, aber das Hurra ist auch danach.

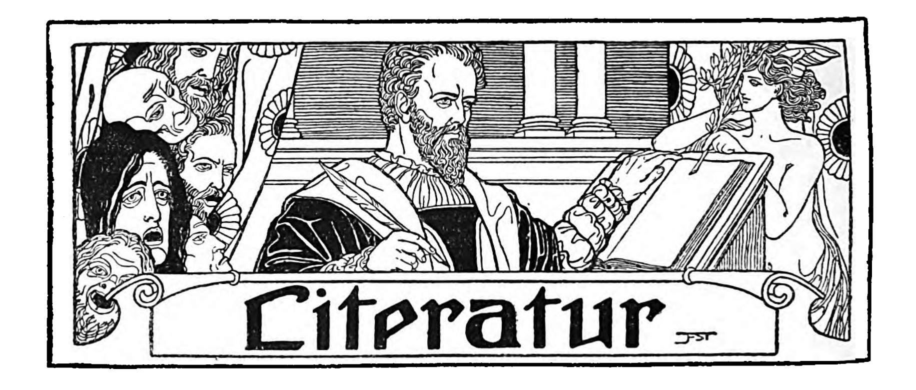
„Im übrigen geschieht erstaunlich wenig, um der stetig sich ausbreitenden Reichsverdrossenheit ein wenig entgegenzuarbeiten. Gerade der Mittelstand, in welchem die Dynastie noch die festeste Stütze hat, wird rein für Luft geachtet, Steuern um Steuern werden ihm aufgepackt, damit eine kopflose Zickzackpolitik notdürftig über Wasser gehalten und der ungeheure Aufwand der Privilegierten in süßem Jubel weitergetrieben werden kann. So oft sich aber Gelegenheit bietet, die gähnende Kluft zwischen Hof und Volk zu überbrücken, wird sie mit unfehlbarer Sicherheit verpaßt. Die Amnestie, die bei der Silberhochzeit des Kaisers als Entgelt für die grenzen-

losen Huldigungen und Gaben als etwas Selbstverständliches nicht erst erbeten, sondern erwartet wurde, blieb merkwürdigerweise aus. Nun wiederholte sich bei der Geburt des Prinzen dasselbe Spiel zwischen Erwartung und Enttäuschung. Offenbar geflissentlich wird der Kaiser von seiner Umgebung darüber im Dunkel gehalten, was im Herzen des Volkes vorgeht ..."

In der letzten Frage kann ich dem Verfasser nicht beistimmen. Es ist ziemlich sicher, daß der Kaiser von dem Wunsche nach einer Amnestie unterrichtet ist. In offiziösen Blättern wurde auch angedeutet, warum der Kaiser keine Amnestie erlassen wolle: weil er die Geburt seines Enkelsohnes nicht als politisches, sondern als reines Familienereignis ansehe. Bestätigt sich diese offiziöse Mitteilung, so stellt sich der Kaiser damit in wohltuenden Gegensatz zu den byzantinischen Ausschweifungen jener Überpatrioten, die das Ereignis als einen weltgeschichtlichen Akt feierten und den kaum oder noch nicht geborenen Prinzen bereits mit der Kaiserkrone hoch zu Roß an der Spitze einer siegreichen Armee sahen. Wo doch Vater und Großvater sich noch recht guter Gesundheit erfreuen und so Gott will, noch lange Jahre erfreuen werden! Daß ihre prophetischen Huldigungshymnen an den Enkel ein frühzeitiges Ableben des kaiserlichen Großvaters oder kronprinzlichen Vaters voraussetzen, scheint dieser Art „Monarchisten" nicht eben viel Beschwerde zu machen.

Die liberalen und demokratischen Blätter verfahren übrigens von ihrem Standpunkte aus sehr inkonsequent, wenn sie sich über das Ausbleiben einer Amnestie beklagen. Gerade sie müßten gerechterweise die kaiserliche Auffassung gelten lassen. Oder wollen sie noch kaiserlicher sein als der Kaiser?





Kritik als Erziehung zur Kunst

Von

Dr. Karl Storck

So hoch man die Kritik um ihrer selbst willen einschätzen mag, gewissermaßen als Fähigkeit der Reproduktion künstlerischer Weltempfindung durch den Genuß, so sollten wir uns gerade in unserer überkritischen Zeit stets vor Augen halten, daß Kritik doch immer nur ein Mittel zum Zweck ist. Dieser Zweck ist, wo es sich um Kritik von Kunstwerken handelt, eben die Kunst, d. h. Mehrung und Steigerung des künstlerischen Lebens im Schaffen wie Genießen. Die Kritik hat also eine zwiefache Aufgabe, je nachdem sie an die Schaffenden oder die Genießenden sich richtet, eine Doppelaufgabe gegenüber den Künstlern und dem Publikum. Nach diesen Richtungen wollen wir die Stellung des Kritikers betrachten.

1. Kritiker und Publikum

Das Hinführen zur Kunst erscheint mir als die wichtigste und fruchtbarste Tätigkeit des Kritikers. Erzieher zur Kunst für jene, die den Weg zu dieser nicht allein finden. Man hat merkwürdigerweise gerade heute, wo die Bewegung: „Kunst fürs Volk" eine so große Ausdehnung angenommen hat, vielfach die Ansicht vertreten, daß man die Kunst nur ins Volk zu bringen habe und dann ruhig abwarten könne, es würde sich von selbst ein engeres Verhältnis einstellen.

Mir ist's recht bezeichnend, daß diese ganze Bewegung hauptsächlich von den Städten ausgegangen, und auch im Grunde von Kunstgelehrten und Kritikern vertreten worden. Es bedarf doch nur eines Blickes in die wirklichen Lebenstatsachen, um zu erkennen, daß dann das völlig fremde Verhältnis zwischen Volk und Kunst, wie wir es heute haben, gar nicht hätte eintreten können. Es ist ja heute und schon lange so viel Kunst dem Volke zugänglich, daß man eigentlich nur zuzugreifen brauchte, um die Kunst zu haben. Es liegt doch schließlich nicht daran, daß wir nun einmal billige

Reproduktionen für einfache Haushaltungen haben; denn streng genommen ist der Mensch heute doch viel weniger an das geknüpft, was ihm sein eigenes Haus bietet, als in früheren Zeiten. Die Öffentlichkeit hat aber immer mit vielen Kunstwerken gearbeitet; die Tatsache, daß wir in diesen Schöpfungen oft keine wahren und bedeutenden Kunstwerke zu erkennen vermögen, tut hier nichts zur Sache.

Nun gebe ich gerne zu, daß in früheren Zeitaltern, denen gegenüber wir das Gefühl haben, daß dem Volk als Masse etwas wie künstlerische Kultur eignete, auch in dem Sinne nicht eine Erziehung zur Kunst stattfand, daß der Kritiker nun hingegangen wäre und den Weg zu dieser Kunst gewiesen hätte. Damals fand das Volk diesen Weg allein; aber doch nur deshalb, weil diese Kunst nicht ins Leben des Volkes hineingetragen worden, sondern weil sie daraus hervorgegangen war.

Die ganze in manchen ihrer Schöpfungen so gewaltige Kunst des Mittelalters, auch seine riesige Architektur, geht in ihren Wurzeln auf die häusliche Werkkunst zurück. Je mehr die Kunst durch die Gesamtentwicklung unserer Weltanschauung zur Betätigung der starken Einzelpersönlichkeit wurde, je mehr, etwa seit der Periode des Humanismus, die Persönlichkeit sich fast im Gegensatze zur Masse befand, desto mehr mußte die Kunst eine Äußerung, eine Betätigung eines Einzelwesens, eines ganz ausgeprägten Individuums werden, um so schwerer und seltener vermochte sich das Verhältnis einzustellen, daß die Masse die Sprache des so gewaltig über sie hinausgewachsenen Einzelnen verstand.

Wir reden so gern davon, daß Humanismus und Renaissance — zumeist doch gerade dadurch, daß sie, wie Goethe hervorhob, die Kritik weckten — die einfache Gläubigkeit an die Wahrheit und Berechtigung alles Dargebotenen untergruben; daß sie den Wert der Persönlichkeit, das Recht des einzelnen gegenüber der Masse heraufgeführt haben. Dann müssen wir aber auch die Folgerung anerkennen, daß infolgedessen nun auch zwischen den seelischen Betätigungen dieses einzelnen und der Masse, wenn nicht ein Gegensatz, doch ein so riesiger Abstand vorhanden ist, daß es eines Ausgleichs, einer Verbindung bedarf, wenn der einzelne zu den anderen herüberkommen soll.

In unserer deutschen Kultur ist diese Kluft weiter geworden, als in jeder anderen. Wir haben schon lange Zeit, als unser Kulturleben noch rege war, fast die ganze seelische Kraft unseres Volkstums auf ganz andere Gebiete lenken müssen (z. B. auf das Religiöse durch die ganze Reformationsperiode, im Grunde schon von der Zeit der späteren Mystik an), wodurch natürlich eine Schwächung des künstlerischen Vermögens eintrat. Wir sehen, wie im 15. und 16. Jahrhundert das Volk die Kunst nicht mehr aus Freude an der Kunst aufnimmt, sondern nur, soweit sie diesen starken anderen seelischen Bedürfnissen entgegenkommt. Die Literatur wird Satire oder lehrhafte Form; die Musik schafft ihr Wesentlichstes im kirchlichen Volksgesang, der ja für die spätere Musikentwicklung von höchster Bedeu-

tung wird, zunächst aber eine starke Herabminderung des künstlerischen Schaffens in der Musik bedeutet. Wichtiger als die Malerei wurde der Holzschnitt, der ja gewiß in den Händen einer genialen Persönlichkeit wie Dürer ein wunderbares Kunstwerk war, aber schnell von dieser Höhe zum bloßen Zweckmittel für irgendwelche lehrhaften oder religiösen Vorstellungen wurde. Eigentlich hat nur die Architektur durch diese Anklammerung ans Notwendige und ans Kleinleben Vorteile erfahren, die die Beengung wettmachen.

Es liegt mir fern, die Kulturtätigkeit des deutschen Volkes während der genannten Zeit zu unterschätzen, aber sie hatte eben eine andere Richtung angenommen, die für das innige Verhältnis des Volkes zu einer freien Kunst sehr ungünstig war. Aber das hätte sich wohl von selbst wieder überwinden lassen, wenn nicht danach durch die traurige Periode des Dreißigjährigen Krieges diese Kulturtätigkeit des Volkes überhaupt unterbunden worden wäre.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege ist die ganze künstlerische und wissenschaftliche Kultur in Deutschland so klar das Werk des einzelnen, seither wendet sich die Kunst als Ganzes so bewußt an die Aufnahmefähigkeit einzelner durch Bildung oder Besitz hervorragender Kreise, daß sogar der Begriff „Volkskunst" zu einem Reizmittel einer in ihren Erzeugnissen so exklusiven Kunstrichtung, wie der Romantik, werden konnte.

Von da ab wird unser Gefühl von der Beteiligung des Volkes an der Kunst durch die Größe des Kreises, auf den die Kunst Wirkung hat, bestimmt. Das richtet sich aber keineswegs, wie man so leicht annahm, nach der Verbreitung der Volksbildung im allgemeinen, sondern nach der Richtung der Volksinteressen. Was die Verallgemeinerung der Volksschule und des gesamten Unterrichtswesens an Bildungserhöhung der breiten Volksmasse gebracht hat, das wird weitaus dadurch aufgebraucht, daß heute für diese breite Volksmasse zahlreiche Dinge Interesse haben, um die sie sich früher nicht bekümmert hat. Man bedenke doch, welche verhältnismäßig große Geistesarbeit das Volk heute für seine Beteiligung an der Politik aufbringt durch das bloße Lesen einer täglich erscheinenden Zeitung. Das ist für diese Leute geistige Arbeit. Und wenn wir nun bedenken, in welch schrecklich unfruchtbare Bierbankpolitik diese Arbeit schließlich ausgeht, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn gegenüber der steten Vermehrung dieser Volksbelehrung immer eine starke Verminderung der eigentlichen Volksbildung eintritt.

Aber auch für die wirklich gebildeten Kreise sind die künstlerischen Fragen gegenüber anderen immer mehr in den Hintergrund getreten. Für die Periode Goethe-Schiller lag z. B. die Politik so sehr außer dem Interessenbereich des gebildeten Mannes, daß Goethe nur deshalb 1813 seine, wie man immer behauptet, „unpatriotische" Haltung einnahm, weil er das Gefühl hatte, es sei noch zu viel Kulturarbeit auf anderen Gebieten zu verrichten, als daß jetzt schon das deutsche Volk imstande wäre, dieses neue Gebiet für sich zu gewinnen.

Die Jahrzehnte sind ja kaum vorüber, wo von denselben berufsmäßigen Bildungsverbreitern, die heute stets den Ruf: Die Kunst dem Volke! im Munde führen, eigentlich alles angewendet wurde, um jede Phantasieanlage des Volkes zu ertöten. In der Blütezeit des Materialismus trat die ganze freisinnige und demokratische Presse, die jetzt so oft ihren Schwerpunkt im Feuilleton sucht, für die Popularisierung der exakten Wissenschaft ein, die all jenem Hang zum Wunderbaren und Geheimnisvollen, zum nicht Materiellen, der doch aufs innigste mit künstlerischer Kultur verknüpft ist, den Garaus machen sollte. Der letzte Rest der künstlerischen Volkskraft ist dann noch im Industrie- und Maschinenzeitalter untergegangen, nämlich die häusliche Werkkunst. Da man jetzt alles viel billiger fertig kaufen kann, als man es sich selber herzustellen vermag, da ferner die Leute, verführt durch das Beispiel der Reichen und Vornehmen, diese gekaufte Industrieware für schöner halten, ist jene kunsthandwerkliche Tätigkeit von Spinnen, Weben, von Töpferei, Tischlerei, Hausmalerei u. dgl. erstorben. Wir müssen sie jetzt mit allen Mitteln neu beleben und haben bezeichnenderweise am ehesten die Abnehmerkreise für das dann so Geschaffene bei den gebildeten, also bei den bewußt künstlerisch empfindenden Kreisen.

In dieser Neubelebung oder Stärkung der künstlerischen Tätigkeit im Volk haben wir eins der stärksten Erziehungsmittel zur Kunst. Denn wer selber irgendwie künstlerisch tätig ist, hat naturgemäß — und die Erfahrung bestätigt es — ein feiner empfindendes Organ für alle übrige künstlerische Tätigkeit als derjenige, der ihr völlig unvorbereitet entgegentritt. Hier hat man also bis zu einem ganz geringen Grade scheinbar recht mit der Behauptung: Laßt nur die Menschen, zumal im eindrucksfähigen Kindesalter, stets von der Kunst umgeben sein, so werden sie schon kunstempfänglich werden. Aber doch sicher ebenso empfänglich für geringwertige Kunst wie für bedeutende, zumal doch dann, wenn die Kunst, die im Kindesalter so um uns herum ist, minderwertig wäre. Und damit komme ich auf meinen Ausgangspunkt zurück: die Aufgabe der Kunstkritik müßte also, selbst wenn man dieses einfache Verhältnis zugäbe, darin beruhen, dafür zu sorgen, daß nur gute Kunst diesen Menschen gegenübertritt. Auch schon da hätte also die Kritik eine Aufgabe der Kunsterziehung zu erfüllen.

Nun verschmähen wir es aber doch sonst überall, jeden einzelnen die Gesamtarbeit von neuem verrichten zu lassen, um zu einem bestimmten Ziele zu kommen. Wir sollen uns doch dazu helfen, dieses Ziel schneller zu erlangen. Werden wir es nicht um so mehr müssen, wenn dieses Ziel ein solches ist, daß dafür gegenüber zahllosen anderen Lebensströmungen sehr bald der Augenblick eintritt, bei dem gerade dem einfachen Geiste der Gedanke kommt: „Es hat gar keinen Zweck, daß du nach diesem Ziele strebst, es bringt dir ja keinerlei Gewinn und keinerlei Vorteil." Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß unser ganzes Leben eigentlich kunstfeindlich ist, daß, je schwerer die äußeren Bedingungen eines einigermaßen behaglichen Daseins zu erschaffen sind, desto weniger Kräfte übrigbleiben, desto weniger Wille vor-

handen ist, sich um etwas zu bemühen, was zunächst keinerlei Erhöhung dieser Lebensbehaglichkeit verspricht. Es ist ja nachher der höchste Lohn dieser Bemühung um die Kunst, daß wir für das Gesamtleben von diesem scheinbar unnützen Gebiete eine außerordentliche Bereicherung, eine letzterdings geradezu materiell wirkende Verschönerung des Daseins erfahren. Aber das weiß doch der einfache Mensch nicht, das muß ihm doch gesagt und muß ihm doch gezeigt werden. Welch wunderbarer Lohn für denjenigen, der an sich diese Segnungen der Kunst erfahren hat, andere dazu anzureizen, daß sie sich darum bemühen, und ihnen dabei diese Bemühung vermindern zu helfen!

Ich kann mir denken, daß mancher an den Worten „Bemühung um die Kunst" sich stößt. Gerade jene Leute, die so sagen: Laßt einfach die Kunst in der Umgebung sein, das Verhältnis wird sich schon einstellen, — scheinen doch damit auch behaupten zu wollen, daß dieses Kunstverhältnis von selber, also ohne Bemühung kommt. Was müßten dann Museumsdiener für kunstliebende Leute sein! In der Wirklichkeit ist die Fähigkeit des Kunstgenießens genau so Veranlagung wie die des Kunstproduzierens. In tausend Abstufungen ist diese Kunstproduktionskraft den Menschen verliehen, so daß es sicher nur ganz wenige gibt, die nach keiner Richtung hin für eine solche Kunsttätigkeit veranlagt sind. Aber auch die größte Veranlagung vermag ohne Bemühung, ohne Arbeit nicht zu einem hervorragend künstlerischen Gestalten zu gelangen. Man suche doch in den Äußerungen der reichsten Genies nach nur einer Stelle, in der ein solches Genie behauptet, daß sein künstlerisches *Schaffen* nicht auch Arbeit wäre. Und nun wollen wir Genießenden es einfacher haben? Gerade das ist ja der Fluch vor allem unter den gebildeten Kreisen, daß sie im schläfrigsten Hindämmern ihres Alltagslebens Kunst aufnehmen möchten. Einem Kunstwerk, das der verdichtete Ausdruck der jahrelangen Entwicklung, der vielleicht ungeheuer mühseligen Arbeit, des schweren inneren Kampfes einer hochbegabten Künstlerseele ist, glauben Tausende und aber Tausende mit dem Rüstzeug einer Durchschnittsbildung ohne weitere Anstrengung beikommen zu können! Gelänge es uns doch nur, diesen Aberwitz im Kunstgenuß zu beseitigen, was hätten wir als Kritiker dann schon erreicht! Vermöchten wir doch nur die Überzeugung zu verbreiten, daß selbst dort, wo sich die Größe und die Gewalt eines Kunstwerks uns blitzgleich offenbart, indem diese Empfindungsgewalt in unser Gemüt geradezu einschlägt —, daß es selbst dann noch des Miterlebens, eines oft qualvollen Eindringens in die ganzen seelischen Kämpfe bedarf, die diese Künstlernatur durchgemacht hat, um zur Höhe zu gelangen. Wie soll denn der den Siegesjubel des letzten Satzes einer Beethovenschen Symphonie vollkommen nachfühlen können, der nicht zuvor in die Qualen und Leiden hinabgerissen wurde, deren Überwindung ja erst diesen Jubel ausgelöst hat!

Wir erleben es ja heute alle Tage, zumal dem Theater gegenüber, daß uns die Leute sagen: Nein, ich mag nichts von diesen Erregungen!

Ich kann diese Kunst nicht brauchen, ich habe am Tage genug zu tun und zu arbeiten, wenn ich ins Theater gehe, will ich mich eben amüsieren. — Gelingt es einem, ein einziges Mal einen solchen dem ernsten und schweren Kunstgenuß widerstrebenden Menschen wirklich zu einem großen Kunstwerk hinzubringen und ihn dabei festzuhalten, ihn durch die eigene Empfindungsstärke dann hineinzuzwingen in diese Welt, so wird er nachher immer bekennen, daß gerade diese Erschütterung, der Kampf um den Genuß diesen so ungemein erhöht und fruchtbar gemacht habe. Diese Welt der Kämpfe und Erregungen ist ja grundverschieden von all dem anderen, was ihm die Mühseligkeit des Tages gebracht hat, und je schwerer eigentlich jene Tätigkeit war, um so mehr erheischt diese homöopathische Geistes- und Seelenkur eine schwere Dosis. Vielleicht offenbart sich nirgendwo schroffer und schrecklicher die Unfruchtbarkeit eines großen Teils der modernen Kunst, als dadurch, daß sie diese Erlösungskraft nicht hat, weil sie sie gar nicht haben will, weil sie nicht nach Erlösung verlangt.

So hat der Kritiker auf Schritt und Tritt fast allen Menschen, auch den willigen gegenüber zu tun, um sie wirklich zur großen Kunst hinzuführen. Daß er dabei den Leuten sagt, wie so etwas gemacht worden ist, daß er ihnen meinetwegen erklärt, auf welchen technischen Mitteln die und die Wirkungen beruhen, das ist natürlich nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus seiner Aufgabe. Seine Aufgabe ist vielmehr, darzulegen, das Verständnis dafür zu erwecken und den Kunst Empfangenden empfinden zu lassen, wie dies und dieses Kunstwerk eine Lebensäußerung des Künstlers war.

Historisch wahr, objektiv wahr wird man dabei oft nicht sein können (man denke an Shakespeare); aber gerade auf diesem Gebiete tritt die echte Subjektivität der Kritik ein. Denn für den stark empfindenden Kritiker kann ja nur etwas Erlebnis werden, was auch für den schöpferischen Künstler eine starke Betätigung von Leben war. Der Kritiker wird hier mehr gegen Täuschungen gewappnet sein, weil er über eine weiter ausgedehnte Kenntnis von Kunstwerken verfügt, weil ihn also die bloße Kopie, die Wiederholung des bereits von anderen als Erlebnis Geschaffenen eher abstößt. Aber auch wenn er sich darin täuschen sollte — das Vorleben-Können, das Vermitteln-Können eines Kunstgenusses ist ja bereichernde Mitteilung eines Erlebnisses und strahlt die Kraft auf das zurück, was das Erlebnis gab.

2. Kritiker und Künstler

In der Umsetzung der Kunst in Leben liegt die schöpferische Tätigkeit der Kritik: d. h. aus der Kunst, aus dem Kunstwerke für die Nichtkünstler Erlebnisse zu machen, den Nichtkünstlern, der riesigen Welt der Genießenden die Fähigkeit zu verschaffen, sie auf den Weg zu bringen, Kunstwerke so in sich aufzunehmen, daß dieser Kunstgenuß ein wertvoller Lebensbestandteil wird. Diese Auffassung gründet sich auf eine durchaus nicht artistische Anschauung der Kunst. Ich fasse die Kunst überhaupt auf als

Betätigung der Lebenskraft. Beim wahren Kunstwerk und für den wahren Künstler ist sie das immer. Aber für die Erkenntnis seines Wertes in der geistigen Entwicklung der Welt kommt es weniger darauf an, wie stark seine Persönlichkeit sich in Kunst umzusetzen vermochte, als inwieweit diese Persönlichkeit als Weltwert empfangen werden konnte. Um nur ein Beispiel zu geben: eine gewiß geniale Persönlichkeit wie Byron, dem sich jegliches Erlebnis und sein ganzes Denken und Wollen in Dichtung umsetzte, bedeutete für die Welt viel weniger, als manche weit schwächere und geringere Künstlerpersönlichkeit, weil die Werte seiner Kunst nicht in Leben umgesetzt werden können, weil sie vernichtend auf dieses Leben wirken. Byron hat bezeichnenderweise viel stärker auf andere Künstler gewirkt, freilich auch hier mehr zerstörend. Der Kritiker, der einen naiv empfindenden Menschen zu Byron hinzuführen hätte, würde jedenfalls immer Schwierigkeiten dabei finden, diesem Menschen verständlich zu machen, wieso Byron einmal als starker Wert des geistigen Lebens empfunden wurde. Er müßte seinem Zuhörer die ganze Verfassung der Zeit nach dem Walten des ungeheuren Tatgenies Napoleon beibringen, auf daß dieser Mensch von heute zu erfühlen vermöchte, wie in einem Menschen produktive Kraft den Charakter der Selbstzerstörung anzunehmen vermag, wenn sich diese produktive Kraft nicht in einer Richtung betätigen kann, die dem betreffenden Menschen als fruchtbar erscheint. In dieser Zeit nach den ungeheuren Taten der französischen Revolution und der darauffolgenden napoleonischen Herrschaft bis einschließlich der Freiheitskriege hatte sich vor allem der künstlerischen Jugend das Gefühl bemächtigt, als habe die Kunst für die Realität kaum eine Bedeutung, als müsse sie ins Traumland gehen, um die zu finden. Man erkennt aber doch auch wieder an einem einzigen solchen Beispiel, wie die Wissenschaft von der Kunst es vermag, durch Beleuchtung und Darlegung der Daseinsbedingungen einer Künstlernatur bzw. eines Kunstwerks Verständnis und Liebe für diese sonst außerhalb der Lebensrichtung der Gegenwart stehende Kunst zu erwecken, also doch Lebenswerte zu verschaffen.

Man wirft mir ein: „Du siehst also den Kritiker ganz auf der Seite der Kunst Genießenden. Du siehst in ihm einen Erzieher, einen Hinführer zur Kunst für die Nichtkünstler. Ist er denn nicht auch ein Erzieher der Kunst und der Künstler? Im allgemeinen sehen wir doch gerade in der Tätigkeit der sogenannten Tageskritik ein Urteilen und Beurteilen des Kunstschaffens hauptsächlich von dem Standpunkt aus, ob sie richtige Kunstwerke sind. Und wir erleben Tag für Tag, daß Künstlern der Rat gegeben wird, so und so hätten sie es zu machen, um echte Kunst zu schaffen.“

Ich lasse freilich diese Art der Tageskritik fallen. Sie ist in vollem Sinne unfruchtbar, ist eigentlich nichts weiter als Gezänk und leeres Gerede. Das Publikum steht da und sieht bloß, daß zwei sich um etwas streiten; dieser Streit wird schließlich zur Hauptsache, während es doch einzig und allein darauf ankäme, daß das Publikum zu dem Streitobjekt gelangt. Es ist sehr bezeichnend, daß kunstgeschichtliche Werke, auch wenn der Gegen-

stand ihrer Behandlung nicht weit zurückliegt, nur selten diesen Charakter erhalten, den der größte Teil der Tageskritik von selbst annimmt. Das beruht keineswegs darauf, daß wir den Schöpfungen der Vergangenheit gleichgültiger gegenüberstehen als denen der Gegenwart, sondern ausschließlich darauf, daß der Schriftsteller dann ganz von selbst eine höhere Warte zu ersteigen strebt, als wenn er sich als Reporter von Tagesereignissen fühlt.

Ich persönlich fühle mich als Kritiker in der Tat durchaus als Publikum, als Mensch, der zur Kunst hinwill, und sehe den Unterschied zwischen Kritiker und Liebhaber (in den hunderterlei Abstufungen dieses Begriffes) darin, daß der Kritiker mit dem gesamten wissenschaftlichen Gerüst, also mit Kunstgeschichte, Kunsttechnik, Persönlichkeitspsychologie, Kultur- und Weltanschauung das Erfühlte zu begründen sucht, und auch zu begründen sucht, warum er der und der Kunst gegenüber nicht zu seinen Genüssen kam, während die Natur des Liebhabers in der glücklichen Lage ist, keine Gründe zu brauchen. Ich wähle absichtlich diese Ausdrücke; denn ich fasse die Stellung des Kritikers nicht als ein ihm verliehenes Amt, sondern als ihm eingeborenen Beruf auf. Seine Natur läßt ihm die fraglose Liebe des Liebhabers nicht zu; sie verlangt von ihm für ihn selbst die Begründung seiner Liebe. Wenn ich den Liebhaber „glücklich" nenne, so ist es in jener Art, daß alle Anspruchslosigkeit vor Kampf behütet. Das höchste Glück ist freilich der Sieg nach dem Kampfe. Zu ihm gelangt auch in der Kunst nur die Kämpfernatur. In diesem Begründen-müssen liegt die erzieherische Kraft, während auch von der größten Freude des Liebhabers nur eine suggerierende Kraft ausgehen kann. In seinem Falle kommt es allerdings zu einem Mitreißen in augenblicklicher Stimmung, im anderen zu einem tiefgehenden, den ganzen Menschen erfassenden Überzeugen, das außerdem diesem Menschen die Selbständigkeit läßt, ihn befähigt, auf dieselbe Weise einer anderen Kunsterscheinung nahezutreten.

Ich stehe also auf dem Boden, den Schopenhauer dem Kritiker als wahren Standpunkt angewiesen hat mit den Worten: „Vor ein Kunstwerk hat jeder hinzutreten wie vor einen Monarchen; er hat abzuwarten, ob es ihn der Anrede würdigt." Das heißt also: Der Künstler hat recht; wir haben zu suchen, wie wir diesen Künstler erkennen, wie wir zu ihm kommen. Wohlverstanden, der wahre Künstler. Im letzten Sinne nur das Genie. Und so stehen wir nun eigentlich wieder am Anfang, indem sich der Streit dann darum drehen wird: Ist denn das ein wahrer Künstler? Ist denn das wahre Kunst? Denn kein Kritiker bestreitet ja seine Unterordnung unter das, was er für wahre Kunst hält.

„In demselben Augenblicke, wo wir uns begrenzt fühlen, werden wir frei", sagt Goethe. Von diesem Riesen sollten wir vor allem eins lernen können, und das ist Bescheidenheit. Es ist von wunderbarer Beruhigungskraft, mit welcher stillen Heiterkeit Goethe das Begrenztsein im Erkenntnisvermögen des einzelnen zugibt. Er hat ja auch als Kennzeichen des Genies Eckermann gegenüber die „Dauerhaftigkeit der Werke" des-

selben verkündet. Ob diese Werke von Dauer sind, vermag der in seiner Lebenszeit eng umschriebene einzelne Mensch ja nicht zu prüfen, und schon daraus ergibt sich die Mahnung zur Bescheidenheit des Urteils. Man wird vom Kritiker nie verlangen dürfen, daß er mehr gibt oder anderes, als seine Überzeugung. Aber man hat das Recht, von ihm zu verlangen einmal, daß er selber das Gefühl hat, von dem wir oben sprachen, daß der Kunstgenuß keine leichte Beute ist, daß wir um ihn ringen müssen, wo er sich nicht von selber einstellt. Wir haben also das Recht, von ihm ernste Arbeit, ernstes Ringen um jene Künstlererscheinungen, denen die öde Handwerksmache nicht auf der Stirne steht, zu verlangen; und zum zweiten muß er fühlen und sich bewußt sein, daß er begrenzt ist. Ich habe es nie verstanden, daß gerade die Kunstkritiker so leicht die Bescheidenheit verlieren. Ein Blick in die Geschichte — und wir haben eine beinahe unendliche Kette der Blamage in der Kunstkritik. Das Schmerzhafte, das Widerwärtige dieses Versagens der Kunstkririk beruht aber keineswegs in der Unfähigkeit der Betreffenden, eine Künstlererscheinung zu erkennen, sondern in der Anmaßung, in der rohen Lieblosigkeit, mit der sie der betreffenden, ihnen nicht eingehenden Künstlererscheinung gegenübergetreten sind. Wir haben es ja in den letzten Jahrzehnten bei Wagner und Böcklin aufs schroffste erlebt. Wer sich davon überzeugen will, der hat es gerade für die Persönlichkeit Wagners bequem, indem Wilhelm Tappert ein Lexikon dieser Schimpfkritik zusammengestellt hat. Ich frage mich umsonst nach einem Grunde, weshalb Schriftsteller, die im gewöhnlichen Leben beim Verkehr doch sicher die allgemeinen Anstandsregeln wahren, diese völlig beiseite schieben, sobald sie einem Kunstwerke gegenüberstehen. Ganz abgesehen davon, daß diese kritische Schimpferei doch niemals die Sache an sich zu fördern vermag, niemals zur Kunsterkenntnis selbst beiträgt —, wie zerstörend wirkt sie auf das ethische Fühlen der weitesten Volkskreise? Es gibt eben allen diesen Dingen gegenüber, ja im Grunde für alles, was Beschäftigung mit dem Nebenmenschen heißt, nur eine fruchtbare Kraft, und das ist die Liebe, oder sagen wir genauer: der Wille zur Liebe. Diese Lebenskraft macht sehend. Man erkennt mit ihr, auch durch widerstrebende Außenhülle hindurch, wie Kräfte am Werke sind, für die wir Wertschätzung, Bewunderung, vielleicht auch Mitleid empfinden, wodurch ein inneres Verhältnis sich einstellt. Vermögen wir das bei gutem Willen nicht zu erreichen, so haben wir für uns das Recht, ja die Pflicht zur Ablehnung. Gebietet es ihm seine innere Natur nicht, so sollte die Klugheit dem Kritiker nahelegen, eine solche Ablehnung in Formen auszudrücken, die die menschliche Höflichkeit nicht außer acht lassen.

Wenn Goethe uns den Rat gab, uns begrenzt zu fühlen, so heischte er damit keineswegs Beschränktheit. Wenn wir vom Kunstkritiker gegenüber dem Kunstwerk Bescheidenheit verlangen, so heischen wir nicht Charakterlosigkeit oder Verleugnung einer selber erkämpften Überzeugung. So gut es eine produktive Kunst gibt, so gut gibt es eine produktive Kritik. Goethe hat uns ja diesen Begriff des Genialen als Kraft zur Produktion

so umfassend verstehen gelehrt, daß er alle menschlichen Betätigungsarten in sich schließt, daß umgekehrt ein noch so reiches Hervorbringen von Kunstwerken an sich noch keineswegs wahre Produktivität ist. (Man lese einmal das so fruchtbare Gespräch mit Eckermann am 11. März 1828.)

Aus dieser Tatsache ergeben sich die Rechte des Kritikers gegenüber dem Künstler. Wir haben Zeitalter gehabt, in denen die Kritiker viel produktiver waren als die Künstler. Der Genialität Lessings in diesem Sinne war von etwa 1750—1765 in Deutschland keine künstlerische Kraft zur Seite zu stellen. Und wenn wir neben Lessing als Kritiker den Kritiker Herder stellen, so haben wir zwei so grundverschiedene, dabei in höchste Höhe hinaufragende kritisch geniale Persönlichkeiten, denen wir in ihrer Art doch nur in Goethe und Schiller auf dem Gebiete künstlerischer Schöpfergenialität Gleichwertiges an die Seite stellen können. Wir müssen dabei bedenken, daß die auf die Gebiete der Kunst vorwiegend gerichtete Kritik aus einem anderen Boden der produktiven Natur herauswächst als das künstlerische Schaffen. Der Künstler z. B. braucht keine Fähigkeit zur Psychologie einer anderen Künstlererscheinung zu besitzen, also schließlich auch gar keine Kraft zur Psychologie des Lebens der Kunst an sich. Seine Natur ist innerhalb der Kunst Genie der Tat, die des Kritikers innerhalb des gleichen Gebietes Genie des Erkennens.

Es hat in der Kunstgeschichte jedes Volkes Perioden gegeben, in denen dieses Erkennen auch für die Kunst als solche unendlich wichtiger war als das Geschaffene selbst, d. h. also das Hervorbringen von Werken. Denn die Tatsache dieses Hervorbringens von Werken bedeutet ja noch keineswegs künstlerische Produktivität. Die ganzen Versspielereien und mühsamen Reimereien der deutschen nachreformatorischen Dichtung, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein, lassen uns kaum einmal das Funkeln genialer Produktionstätigkeit erkennen. Und welche Berge von Literatur wurden währenddessen geschaffen! Schon daß diese ganze Kunsttätigkeit in der Nachahmung fremder Vorbilder ihre Aufgabe sah, bezeugt ihre innere Unfruchtbarkeit, und die Herrschaften, die uns für unsere heutige Malerei so stark aufs Ausland verweisen, sollten durch diese Beispiele aus der Geschichte bedenklich gestimmt werden; denn natürlich sagte man auch damals, es handle sich nur um die Nachahmung der fremden Technik. Da haben dann Lessing und vor allem Herder durch die Erforschung der Quellen zu wahrer Kunstproduktion dieser selbst viel mehr genützt als alle, die nach dem äußeren Anblick eine schöpferische, künstlerische Tätigkeit übten. Und Herder kam noch viel weiter als Lessing, weil Lessing sich an das Gegebene hielt und zumeist dessen Unwert dartat, während Herder in die allgemeinen Lebensbedingungen für künstlerisch schöpferische Kraft unterzutauchen suchte und diese Kräfte selber zu ergründen strebte. Beide Kritiker hatten das Recht, der Kunst gegenüber als Wegweiser aufzutreten, solange nicht, wie in der Gestalt Goethes, diese Kunst neue Werte schuf, die innerhalb des Gebietes des Erkennens noch nicht sein konnten, bevor sie nicht geschaffen waren.

Erst dadurch, daß sie nunmehr vom Künstler geschaffen wurden, erhielt das Genie des Erkennens die Möglichkeit, sich in sie zu versenken. Für dieses letztere Verhältnis haben wir den lehrreichsten Fall in der Gestalt Richard Wagners, der auch eine geniale Kritikernatur war, trotzdem aber für sein eigenes Allkunstwerk die innersten Ursachen und Triebfedern nicht erkannte, weil er sich als nach Erkenntnis strebender Kritiker naturgemäß an alles bereits Geschaffene hielt, während der Künstler in ihm nachher durch sein Allkunstwerk etwas Neues gab, zu dessen Erkenntnis wir Heutigen nunmehr gerade durch das Kunstschaffen Wagners instand gesetzt werden.

Aber auch in diesem Verhältnis des Kritikers zur Kunst sehe ich, von diesen ja so seltenen Fällen der himmelragenden Genialität abgesehen, das wichtigste Betätigungsfeld in der Kunstpolitik. Der Kritiker übt hier sein Vermittleramt in der anderen Richtung, indem er gewissermaßen der Wunschsprecher des Volkes wird. Für das gewaltige Gebiet der Gebrauchskunst, in des Wortes weitestem Sinne, der auch die ganze Unterhaltungskunst faßt, erscheint der Kritiker als berufenster Forderer an den Künstler. Außerdem aber auch als Berater des Künstlers in allem, was verstandesmäßig zu erfassen ist, sozusagen in allem Handwerksmäßigen der Kunst. Das eine Beispiel der komischen Oper zeigt beides. Es waren Kritiker, die gegenüber der allgemeinen Sklaverei, in die das Opernschaffen nach Wagner geraten war, auf die Notwendigkeit der Schöpfung der deutschen komischen Oper hinwiesen; Kritiker, die die Stilelemente dieser Gattung feststellten.

So hat die Kritik ein weites und fruchtbares Betätigungsfeld, auf dem sie fruchtbar arbeiten kann, weil sie Werte schafft; Werte, die die künstlerische Tätigkeit allein nicht zu vollbringen vermag. Die Kritik in diesem Sinne ist notwendig für die Kunst und für das Volk, weil sie der Kunst erst das rechte Wirkungsfeld bereitet. Denn so sicher die Kunst auch für sich bestehen kann, so sicher ist ein reines l'art pour l'art auf die Dauer unfruchtbar. Nicht loslösen — und sei es auch ein Hinausheben — wollen wir die Kunst vom Leben, sondern in Leben umsetzen.



Von Mörikes „Maler Nolten"

Habent sua fata libelli — Bücher haben ihre Geschicke! Die alte Weisheit des Terentianus Maurus bewahrheitet sich an einer Reihe literarischer Erscheinungen der Neuzeit. Auch Mörikes berühmter Jugendroman „Maler Nolten" hat seine Geschichte, die erst jetzt, nachdem die gesetzliche dreißigjährige Schutzfrist für seine Werke abgelaufen ist, ihren Schluß erhält. Als der Achtundzwanzigjährige im August 1832 von seinem Pfarrvikariat im hochgelegenen Albdorf Ochsenwang aus die Dichtung, die seine einzige auch dem Umfang nach große bleiben sollte, in die Welt sandte, bereiteten ihr des Dichters schwä-

bische Freunde eine begeisterte Aufnahme und verpflanzten ihre hohe Meinung von dem Werke bald auch in die literarisch urteilsfähigen Kreise Norddeutschlands. Aber das große Publikum versagte gänzlich. Nur langsam verkaufte sich das Buch. Nach einem Jahrzehnt war noch nicht einmal die Hälfte der Auflage vergriffen. Der Rest wurder rascher abgesetzt: der wachsende Ruhm des Lyrikers kam auch dem Roman zugute. Im Jahre 1850 konnte an eine Neuausgabe gedacht werden. Aber nun war der Autor, der inzwischen geistig über seine Jugendschöpfung hinausgewachsen und von ihren Mängeln durchdrungen war, nicht mehr für einen unveränderten Abdruck zu haben. Er wollte den Roman, namentlich dessen ersten Teil, einer Umarbeitung unterziehen. Seine poetischen Freunde rieten ab: Storm, Freiligrath, Auerbach, Heyse, Kugler. Er solle lieber Neues schaffen, meinten sie; der Nolten gehöre schon der Geschichte an, und er habe sozusagen das Dispositionsrecht darüber verloren. Eine Jugendstimmung, zumal eine romantische, müsse man lassen, wie sie sei, dürfe man nicht aus einer späteren Stimmung korrigieren. Aber Mörike war mitunter ein echt schwäbischer Hartschädel. Er hörte die Einwände gegen seinen Plan teilnehmend an, ließ sich scheinbar überzeugen und kam schließlich doch immer wieder auf seine ursprüngliche Absicht zurück. Der Rat, etwas Neues zu schaffen, war freilich bei ihm nicht zum besten angebracht. Nie hatte er versucht, die Poesie zu kommandieren, und freiwillig stellte sich die Muse nur noch wunderselten bei ihm ein. Um ein andres Werk hat uns also die durch die Erneuerung des Nolten verschuldete Zeitvergeudung gewiß nicht betrogen. Aber es war doch ein peinliches Schauspiel, wie sich der Dichter über zwei Jahrzehnte lang an einer im Grunde genommen ziemlich überflüssigen Arbeit abquälte, die ihm mehr und mehr über den Kopf wuchs und doch nicht mehr ganz von ihm bewältigt werden konnte.

Mörike starb, und die Umarbeitung des Nolten war noch nicht druckfertig. Was nun beginnen? Sollte man die ganze Liebesmühe des Toten verloren sein lassen und einfach auf den Urnolten zurückgreifen? Es wäre an sich das Schlimmste nicht gewesen. Aber Gründe der Pietät sprachen gebieterisch dagegen. Allzu entschieden hatte er seine Willensmeinung kundgetan, daß er die erste Ausgabe des Romans nicht von neuem in die Hände des Publikums gelegt wissen wolle. So blieb nichts andres übrig, als den Abschluß der Arbeit durch fremde Hand besorgen zu lassen. Man dachte zuerst an Paul Heyse. Er lehnte klugerweise ab. Bei ihm und jedem Dichter überhaupt wäre die Versuchung zu gefährlich gewesen, eigene poetische Ideen dem Werke Mörikes aufzupfropfen. Ein feingebildeter Ästhet, der selbst künstlerischer Produktion ferne stand, war zu derartigem der rechte Mann. Ein solcher fand sich in dem Gymnasialprofessor Julius Klaiber, der später den durch Vischers Tod verwaisten Lehrstuhl für Literaturgeschichte am Stuttgarter Polytechnikum eingenommen hat. Klaiber, der überdies Mörike in dessen letzten Lebensjahren nahegestanden hatte und in seine Absichten eingeweiht war, führte die Arbeit rasch und glücklich zu Ende. Der erste Band war ohnehin so gut wie fertig, der größere Teil des zweiten mußte noch „einer durchgängigen sprachlichen Läuterung" unterzogen werden. In der Mitte klaffte eine Lücke, für deren Ausfüllung Klaiber die Verantwortung selbständig zu tragen hatte. Er hat seines Amtes mit dem richtigen Takt gewaltet und sich schonend auf das Unerläßliche beschränkt. Schwerlich hätte ein andrer die Aufgabe besser zustande gebracht. Trotzdem spürt man da und dort, daß eben ein fremder Geist über das Werk

gekommen ist, und wahrscheinlich hätte Mörike, wenn er einmal in die Revision des zweiten Teils hineingeraten wäre, tiefer einschneidende Veränderungen vorgenommen, als er ursprünglich selbst beabsichtigte und der fremde Ergänzer sich erlauben durfte.

Im Herbst 1877 erschien „Maler Nolten" in dieser erneuten Gestalt im G. J. Göschenschen Verlag. Im ganzen ist dieser Text bis 1904 siebenmal unverändert abgedruckt worden. Die deutsche Lesewelt hat sich daran gewöhnt, ihn als maßgebend zu betrachten. Der Urform des Romans kam von da an nur noch literarhistorisches Interesse zu. Je höher freilich Mörike in der allgemeinen Wertschätzung stieg, desto lebhafter wurde auch die Nachfrage nach der ersten Ausgabe des Werks, für die heute von Bücherliebhabern beträchtliche Preise bezahlt werden.

Mit dem 1. Januar 1906 sind nun also Mörikes Werke freigeworden. Wie sich bei einem so auffällig in die Mode gekommenen Dichter gar nicht anders erwarten ließ, stürzten sich die Klassikerverleger alsbald auf den dankbaren Artikel, und das kauflustige Publikum ist schon jetzt in der angenehmen Lage, eine große Auswahl von hübschen und billigen Ausgaben zu haben. Die Gedichte nehmen dabei naturgemäß eine bevorzugte Stelle ein und außerdem — unter der Einwirkung des Mozartjubiläums — die liebenswürdige Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag". Aber auch an Gesamtausgaben ist kein Mangel, und in diesen darf selbstverständlich der „Maler Nolten" nicht fehlen. Vom buchhändlerischen Standpunkt aus war in erster Linie ein Abdruck der von Klaiber vollendeten Neubearbeitung wünschenswert. Denn diese hat sich einmal beim Publikum eingebürgert, und durch die stilistische Modernisierung wird sie für die breiten Massen weit lesbarer gemacht als der Urnolten. Die einheitlichere Stimmung und ursprünglichere Färbung, die dem letzteren eignet, fällt dagegen nur für eine verhältnismäßig beschränkte Anzahl von Kennern in die Wagschale. Nun aber ist Klaiber erst im Jahre 1892 gestorben, und somit bleibt der zweite Teil der Neuausgabe des Romans, an dem jener wesentlichen Anteil hat, noch bis zum 1. Januar 1923 geschützt. Die privilegierte G. J. Göschensche Verlagshandlung hat sich auf dem Vertragswege mit dem Klassikerverlage von Max Hesse in ihr Vorzugsrecht geteilt, so daß nur die von diesen zwei Buchhandlungen veranstalteten Gesamtausgaben die Neubearbeitung bringen dürfen und auch wirklich gebracht haben.

Für die übrige Konkurrenz war es das Nächstliegende, einen einfachen Abdruck des „Maler Nolten" von 1832 zu geben. Man konnte sogar aus der Not eine Tugend machen, indem man sich auf die literarhistorischen Qualitäten der ursprünglichen Fassung des Romans berief. Und ohne Frage war ein Neudruck des Urnolten, der sich in der Erstausgabe nur noch schwer und um schweres Geld beschaffen läßt, für manche erwünscht. In der Reclamschen Ausgabe von „Eduard Mörikes sämtlichen Werken", sowie in den Sonderausgaben der Cottaschen Handbibliothek und des Bibliographischen Instituts (Meyers Volksbücher) ist diesem Bedürfnis zur Genüge Rechnung getragen. Wir haben damit drei unveränderte Abdrucke des Texts von 1832, denen im Laufe der nächsten Zeit vermutlich noch weitere an die Seite treten werden.

Auch Dr. Gustav Keyßner hat in der von ihm besorgten einbändigen Lexikonformat-Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart zum Urnolten gegriffen. Er bietet jedoch statt des unveränderten einen revidierten Neudruck. Er hat dazu ein auf der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart ver-

wahrtes Handexemplar des Dichters benutzt. Dabei sah er jedoch von all den Randbemerkungen und Zusätzen Mörikes ab, die schon eine Umredigierung der ersten Fassung bedeuten, und berücksichtigte nur die mannigfachen Korrekturen von Druckfehlern, unbedeutenden stilistischen Nachlässigkeiten, die dem Verfasser offenbar nur beim Korrekturlesen entgangen waren, und von kleinen sachlichen Unachtsamkeiten, die für die Handlung belanglos sind, den aufmerksamen Leser aber stören müßten; nur an einer Stelle ist auch ein ganzer syntaktisch und inhaltlich mißglückter Satz durch die an den Rand geschriebene bessere Formulierung ersetzt worden. Gegen dieses schonende und taktvolle Verfahren des Herausgebers läßt sich nichts einwenden.

Aber damit ist das ganze Reich der Möglichkeiten immer noch nicht erschöpft. Das Vorzugsrecht der Göschenschen und Hesseschen Verlagshandlung bezieht sich ja nur auf den zweiten Band der Neubearbeitung des Romans, während der erste, von Mörike fertiggestellte freigeworden ist. Dieser läßt sich natürlich nicht mit dem zweiten der ursprünglichen Fassung zusammenspannen. Aber warum sollte einem modernen Literarhistoriker verboten sein, was Klaiber erlaubt gewesen ist? Dieselben Mörikeschen Handschriften, auf Grund derer Klaiber die Neubearbeitung einst vollendet hat, stehen ja auch jetzt noch jedermann zur Verfügung. Gedacht, getan! Walter Heichen hat wirklich für die von Adolf Willdorff in Stuttgart-Berlin hergestellte und — vom Warenhaus Tietz vertriebene Ausgabe von „Eduard Mörikes sämtlichen Werken in vier Büchern“ eine besondere Nolten-Bearbeitung zusammengeschustert. Sein rühmliches Beispiel wird Nachfolge finden. Es liegen Verdachtsgründe vor, daß auch X und Y mit einem vierten und fünften Text des Romans herausrücken werden. Das fällt — ganz unabhängig von der Frage, wie geschickt oder ungeschickt sich der einzelne Neubearbeiter aus der Affäre ziehen mag — einfach unter den Begriff groben literarischen Unfugs. Ihn zu verhindern, bietet die Gesetzgebung, durch die der doch ziemlich geringfügige Anteil Klaibers an dem Roman überflüssigerweise geschützt wird, leider keine Handhabe. Einen solchen merkwürdigen Spezialfall konnte natürlich auch kein Gesetzgeber vorsehen. Wenn aber Mörike derartiges geahnt hätte, wären von ihm seine sämtlichen Nolten-Handschriften ganz gewiß den Flammen überliefert worden.

R. Krauß



Ein deutscher Verleger

Auffallend wenig für unsere sonst so jubiläumsfreudige Zeit ist der 50. Wiederkehr des Todestages eines der verdienstvollsten deutschen Verleger gedacht worden. Dabei war Karl Joseph Meyer nicht nur der Begründer des noch heute blühenden „Bibliographischen Instituts“, nicht nur geistiger und kaufmännischer Leiter bedeutsamer literarischer Werke, sondern auch ein Unternehmergeist von gewaltiger Spannkraft und bewundernswertem Scharfsinn, dabei eine durch und durch sozial empfindende Edelnatur.

Und hier liegt die immer deutlich empfundene Grenze zwischen Unternehmer und Abenteurer. Denn manche Unternehmungen K. J. Meyers waren abenteuerlich; aber nur weil sie außer der Zeit lagen, weil sie dieser um Jahr-

zehnte vorausgingen. Er war nicht nur der gute Freund des Nationalökonomen Friedrich List, sondern auch sein geistiger Genosse. Aber er besaß in viel höherem Maße als List den Drang zur praktischen Erfüllung des theoretisch als richtig Erkannten. Er war eine viel stärkere Natur als sein Freund und hätte sich nie wie dieser durch Mißerfolge zum gewaltsamen Ende treiben lassen. Das Bewußtsein, lediglich ein Opfer der unreifen Zeit zu sein, hielt ihn aufrecht; daneben freilich die Tatsache, daß alle Welt so von der Lauterkeit seiner Bestrebungen und seines Charakters überzeugt war, daß selbst die durch seine mißglückten Unternehmungen schwer Geschädigten niemals Vorwürfe gegen seine Person erhoben. Der Herrschernatur Meyers aber beugten alle sich gern, weil jeder fühlte, daß der Machttrieb dieses Mannes nicht Ausfluß von Selbstsucht war, sondern von dem Streben, das Gesamtwohl zu erhöhen.

Demokratie und Sozialismus im idealsten Sinne der Worte, darum auch in Verbindung mit starkem Nationalgefühl sind leicht als Triebfedern von Meyers Handeln zu erkennen, seitdem er 1826 in seiner Vaterstadt Gotha unter dem stolzen Namen „Bibliographisches Institut" eine mehr als bescheidene Druckerei und Verlagshandlung gegründet hat. Der damals Dreißigjährige hatte bereits eine bewegte Entwicklung hinter sich, deren aufregendste Zeit von waghalsigen Börsenspekulationen in London erfüllt ist. Aber zu diesen Spekulationen hatte sich Meyer, der aus bescheidenen Handwerkskreisen hervorgegangen war, selber in angestrengtester Tätigkeit die Mittel erworben.

Ob er schon damals mit rasch erworbenem Reichtum große volkswirtschaftliche Pläne durchführen wollte, stehe dahin; volkstümliche Bestrebungen zeigt jedenfalls bereits die erste literarische Arbeit des in die Heimat Zurückgekehrten. Literarisch wird man sein Streben, Shakespeare so zu „verbessern", daß er von allen Schlacken des rohen Ausdrucks und dergleichen gereinigt sei, kaum rechtfertigen wollen; aber sein Ziel war eben, Shakespeare dem Volke zu geben. Mehr als das englisch geschriebene Unterhaltungsblatt „British Chronicle" (1827/29) und das „Handbuch für Kaufleute" gab ihm das eigenartig geschriebene „Korrespondenzblatt für Kaufleute" die Mittel an die Hand, seinen Lieblingsgedanken auszuführen: dem Volke die Literatur zugänglich zu machen. Billige Klassiker, das Groschenbüchlein mit literarisch wertvollem Inhalt waren das eine Mittel. Das andere war die Subskription und die Kolportage. Meyer hat zuerst diesen Weg eingeschlagen, auf dem man auch mit bescheidenem Geldbeutel in den Besitz größerer Werke kommen konnte. Meyer ist damals vielfach mit den Eigentumsrechten anderer Verleger in Streit geraten. Er verteidigte seine Auslesen aus den noch nicht „freien" Werken der Klassiker mit dem Hinweise, daß er eine „zivilisatorische Mission" erfülle. „Dem Volke seine großen Dichter vorenthalten, sei eine Versündigung am Volksgeist." So wenig Meyers Standpunkt juristisch zu halten war, es bleibt ihm das Verdienst, die rechtmäßigen Verleger zu billigen Klassikerausgaben gezwungen zu haben; ferner hat er das Vorbild für die heute so blühenden, billigen deutschen Büchereien (Meyer, Reclam, Hendel) geschaffen.

Nachdem er 1828 nach Hildburghausen übergesiedelt war, entfaltete Meyer eine schier unbegreifliche Tätigkeit. So versuchte er die besten Werke bildender Kunst in billigen Reproduktionen volkstümlich zu machen. Eine „Volksbibliothek für Naturkunde" und eine „Geschichtsbibliothek" schloß sich an. Dann aber gründete er mit „Meyers Universum" eine für damalige Verhältnisse glänzend illustrierte Zeitschrift, in der er mit flammenden Worten in

stets ungebeugtem Mute auch zu den Zeitfragen Stellung nahm. Diese Zeitschrift hat in den dreißiger Jahren zeitweise 80 000 Abonnenten gehabt; man kann sich danach eine Vorstellung von der Wirkung dieser von Meyer fast allein geschriebenen Zeitschrift machen.

Dabei waren seine Pläne und Arbeiten auf dem Gebiete des Berg- und Eisenbahnbaus im Grunde noch viel gewaltiger und bedeutsamer. Allerdings wohl zu groß. Nicht eigentlich phantastisch — denn spätere Zeiten haben sie verwirklicht —, aber zu wenig mit den vorhandenen Hilfsmitteln und den gesamten Volksverhältnissen rechnete der rücksichtslos dem einmal erkannten Ziele zustrebende, allzuleicht entflammte Mann.

Während diese Unternehmungen scheiterten, entwickelte sich der Verlag immer großartiger. Ein Jahr vor seinem am 27. Juni 1856 erfolgten Tode vollendete er das Werk, das heute noch den höchsten Ruhm des Bibliographischen Instituts ausmacht: das Konversationslexikon. Siebzehn volle Jahre hatte die Herstellung der ersten Ausgabe in Anspruch genommen; sie wurde auch für die älteren Lexika von Brockhaus und Pierer ein vielfach doch unerreichtes Vorbild, nicht nur durch die großartige Verwertung der Illustration, sondern auch durch die vorzügliche Raumverteilung. Ein halbes Jahrhundert nach Vollendung der ersten konnte die Ausgabe der sechsten Auflage des Konversationslexikons beginnen. Was das heißen will, kann man erst ermessen, wenn man hört, daß die vierte Auflage in 200 000, die fünfte in mehr als einer Viertelmillion Exemplaren verbreitet worden ist. Diese sechste Auflage, die jetzt bis zum 13. Bande gediehen ist, ist eine vorzügliche Leistung. Etwa 150 000 Artikel stehen auf den mehr als 18 000 Druckseiten, die in zwanzig stattliche Bände verteilt sind. 11 000 Abbildungen, 1400 besondere Illustrationstafeln geben zum gedruckten Worte die sinnliche Anschauung.

Würde doch das „Wörterbuch des menschlichen Wissens" von seinen Besitzern nur besser benutzt! Erst wenn sich jeder zum Grundsatze macht, nichts von allem, was ihm in Lektüre oder Gespräch begegnet, unklar zu lassen, jedesmal nachzuschlagen, wird das Konversationslexikon seinen Dienst voll erfüllen und seinen Teil dazu beitragen, des alten Karl Joseph Meyer Leitwort zu erfüllen: „Bildung macht frei." St.



Tendenzdichtung

Warum sollte eine ‚Tendenz', d. h. das Streben, eine politische, religiöse oder soziale Strömung in einem künstlerisch zusammengefaßten und aufgebauten Einzelfall darzustellen, von vornherein das Kunstwerk töten? Sind nicht gerade die größten und unvergänglichsten Dichtungen der Weltliteratur im Grunde ‚Tendenz'-Dichtungen, wenn auch im weitesten und höchsten Sinne aufgefaßt? Wir wollen doch nicht etwa zum Grundsatze des l'art pour l'art zurückkehren, worauf allerdings manche neoromantischen und rein formalistischen Züge in der literarischen Produktion unserer Tage schon hinzudeuten scheinen? Das würde ein rasches Aufgeben des Zusammenhangs zwischen der Kunst und dem voll pulsierenden Leben zur Folge haben und die erstere unausbleiblich zur Verknöcherung, alles literarische Leben zu einem hohlen Ästhetentum führen. Nein,

die ‚Tendenz‘ können die literarischen Erzeugnisse unserer Zeit und der Zukunft nicht entbehren, wenn sie lebensfähig sein sollen; sie sollen sie nicht entbehren; sie ist in ihnen das Lebensblut, das ihre Wangen rot färbt, ihre Gebärden kräftig und ausdrucksvoll gestaltet. Alles, was in dem Gedankenleben unserer Zeit gärt und kämpft und nach einem möglichst klaren Ausdruck ringt, ruft das dichterische Schaffen zur Hilfe herbei. Mit den rein theoretischen Erörterungen allein wird weder auf dem Gebiete der politischen Kämpfe, noch auf dem des religiösen Empfindungslebens, noch bei den uns alle in Anspruch nehmenden sozialen Fragen der notwendige Ausgleich der ungeheueren Überspannung erreicht, die das Zeichen unserer Zeit ist. Unser Volk bedarf mehr denn je der dichterischen Aussprache über das, wodurch es bewegt und erregt wird, zur eigenen innerlichen Befreiung. Und mehr denn je geht deshalb der Zug des dichterischen Schaffens dahin, ‚tendenziös‘ zu sein, d. h. in plastischen Einzelfällen und Einzelfiguren das zum deutlichen Ausdruck zu bringen, was in den Strömungen und Bewegungen des großen, gewaltigen Allgemeinlebens und Allgemeinempfindens oft nur unfaßbar, undarstellbar unter der Schwelle des öffentlichen Bewußtseins bleibt. Wie der Chorus der antiken Tragödie soll die Dichtung den Vorgängen auf der Bühne des öffentlichen Lebens zur Seite stehen und sie mit ihrem Gesange begleiten, jubelnd oder trauervoll, anklagend oder trostspendend, zermalmend oder erhebend, wie es diese Vorgänge und ihre Betrachtung sub specie æternitatis jeweilig erheischen ... Man sollte sich davor hüten, einer Dichtung von vornherein vorzuwerfen, daß sie um einer ‚Tendenz‘ willen konzipiert und verabfaßt sei. Ihr Wertanspruch wird hierdurch in keinerlei Weise berührt. Erst das Medium, in dem die ‚Tendenz‘ ihre künstlerische Verkörperung erfährt, also der Geist, die Lebensauffassung und Weltanschauung des Verfassers und seine künstlerische Gestaltungskraft, drückt dem Werke den Stempel auf. Vor allem aber ist es die Reinheit der Begeisterung für die ‚Tendenz‘, welche, verbunden mit dem Streben nach innerer Wahrheit, die Dichtung über den Standpunkt der gemeinen Sensations- und Effekthascherei hinaushebt. Eine scharfe Beobachtungsgabe und die sichere Erfassung des Typischen und Allgemein-Menschlichen, das in jedem Einzelvorgang für den dichterischen Blick zutage tritt, müssen zu diesen Vorbedingungen als künstlerische Gestaltungsmittel hinzutreten. Aus der Vereinigung dieser Gaben erblüht dann die „Tendenzdichtung“ in höherem Sinn, wie sie für unsere Zeit notwendig ist und von ihr mit Sehnsucht erwartet wird. Es ist kein Zweifel, daß trotz mancher Abirrungen der literarischen Produktion auf das rein ästhetisierende Gebiet und trotz des Überwucherns einer zwar tendenz-, aber auch gedanken- und inhaltlosen Unterhaltungsliteratur das Streben unserer Zeit nach dem dichterischen Kunstwerk in diesem Sinne gerichtet ist. Wir wollen ‚Tendenzromane‘ lesen, ‚Tendenzstücke‘ auf der Bühne sehen; wir fühlen freilich auch, daß nur eine ganz gewaltige und reine dichterische Kraft das tendenziöse, die Überspannung unseres Denkens und Empfindens auslösende Kunstwerk hervorbringen kann, nach dem wir uns sehnen, das uns notwendig ist.“

O. Bulle in der Beilage zur „Allg. Zeitung“.





Die Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung

Von

Felix Poppenberg

I.

Die Aufschrift „Kunstgewerbe-Ausstellung", die sich die große kulturelle Heerschau in Dresden für ihr Wappenschild alter Tradition gemäß gewählt, ist heute nur noch ein unzureichender Begriff für das, was unsere Gegenwart erstrebt und was in dieser Revue erreicht wurde. Gerade der Begriff der „Ausstellung" mit seinem Beigeschmack des Ephemeren, des Theatralischen, nur zum Anschaun, zum täuschenden Schauspiel Bestimmten, wird hier überwunden. Die starke Bewegung, die mit dem Namen Kunstgewerbe, Dekorative Kunst, Angewandte Kunst nur sehr unvollkommen umschrieben wird, diese Bewegung, die unser gesamtes äußeres Leben in allen seinen öffentlichen und privaten Verrichtungen zweck- und sinnvoll, mit ehrlichen Mitteln, einkleiden möchte, so daß Form und Inhalt zu einem ausdrucksechten, gradgewachsenen Ganzen werden, diese Bewegung konnte sich an dem Schein- und Surrogatwesen von Ausstellungsatrappen nicht genügen lassen. Sie mußte, soweit solches innerhalb der menschlichen Grenzen möglich ist, danach streben, bei einem plastischen Abbild ihrer Arbeit einen tätigen Wirklichkeitszusammenhang zu gewinnen. Nicht für die Ausstellung, sondern für das Leben!

Kein Theater-Ausstattungsstück ward also inszeniert, sondern ein wahrhafter, mit Zweckverstand, Geschmack und künstlerischer Liebe in der Ausgestaltung aufgebauter Jahrmarkt des Lebens ward ins Sein gerufen. Auf Schritt und Tritt merkt man den Geist, der hier die Richtung gibt. Und dieser Geist und diese Tendenz geht klarbewußt auf das Schaffen einer Gesamtkultur für den äußeren Rahmen der Existenz aus. Nicht wie in den Anfängen müht man sich um das Einzelmöbel, das Einzelgerät; der Raum, die Wohnung, das Haus ist nun das gesteigerte Ziel. Was nützen die kostbarsten Möbel, die lieblos und zufällig zwischen vier Wände gestellt werden? Doch das schlichteste Mobiliar, das zusammenhangsvoll sich aneinanderschließt, trauliche Ecken bildet, gebrauchsbehaglich seine Dienste bietet, vermag ein Heim zu bilden. Solche Raumkultur in den mannigfachsten Variationen, für die verschiedensten Bedürfnisse, Budgets und Temperamente beispielhaft zu zeigen, sowohl als Einzelinterieur, als auch gruppenweis zu einer Wohnung vereinigt, wie auch in der einzigwahren Vervollkommnung im gartenumzogenen Eigenhaus, das war das

eine Thema für Dresden, private Kultur kann man es nennen. So nahe dies uns alle persönlich angeht, so interessiert uns das zweite Thema, jene anderen Versuche, die diese privaten Grenzen erweitern, und die Öffentlichkeit und all ihre vielgestaltigen Aufgaben reformatorisch vorzunehmen versuchen, fast noch mehr, weil sich in ihnen die Gesamtheitstendenzen, die Überwindung des anfangs einseitig geltenden artistischen Inzuchts- und Atelierprinzips deutlich und lebensstark erweisen.

Kritik und Zensur wird bei der Einzelmusterung ihre Einwände und Fragezeichen nicht zurückhalten; je besser sie es meint, um so offener muß sie urteilen, damit Zweifel fruchtbare Anregung werde. Aber alle Einzeleinwände wird jener unzweifelhafte Eindruck überwinden, daß eine große „Freimaurerei" mit reichbegabten Mitgliedern aller Orten strebend sich um einen neuen Gesamtaufbau und Ausbau unserer äußeren Existenz müht und daß sie das, was frühere Jahrhunderte besaßen und was in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts verloren ging, in neuem Geist, mit Inhalt und Form der Gegenwart, langsam wieder aufbaut. Und erinnern muß man dabei immer daran, wie jung doch eigentlich diese ganze Bewegung in Deutschland noch ist.

* * *

Wir betrachten also zunächst die Proben öffentlicher Raumkultur. Gleich die ersten Eindrücke im Hauptgebäude eröffnen ein weites Reich. Es umfaßt die moderne kirchliche Kunst. Eine protestantischer, ein katholischer Kirchenraum und eine Synagoge stellt sich mit Vorhallen und sakralen Nebenräumen dar, ferner ein kleinerer Andachtssaal und ein Kabinett für kirchliche Kleinkunst.

Gegen die geweihte, jahrhundertschwere Stimmung alter Münster kommen diese Versuche natürlich nicht auf. Sie wollen das auch wohl kaum, sie wollen nur zeigen, daß es, wenn man neue Kultusstätten baut, wohl möglich ist, statt einer charakterlosen, verflauten, fabrikmäßigen Nachahmung alter Handwerkskunst, in moderner Technik ein Neues zu schaffen; sie wollen zeigen, daß auch mit Gegenwartstechniken und modernem Material eine weihevolle Stimmung erreicht werden kann. Es ist charakteristisch, daß in diesem Reich die gesammelteren, intimeren Stätten besser gelangen, als die größeren. Ein tiefer Ausdruck stiller Andacht wird eher getroffen, als ein inbrunststarkes Kathedralenpathos.

Die Kirchenräume haben etwas Nüchternes in ihrer Totalität. Anregend und fruchtbar sind nur einige Einzelerscheinungen. So die Kanzel in der evangelischen Kirche von Fritz Schumacher, die in betontem Gegensatz zur seitlichen katholischen Kanzel wirklich Hauptstück und Mittelpunkt der Predigtkirche bildet, auch nicht wolkenentrückt in mystischer Höhe schwebt, sondern der Gemeinde menschlich nahe ist in Form einer Kathedra, eines Lesepults. Und darum doch nicht kleinlich und prosaisch. Denn sie ist aus Marmor errichtet mit breitgeführten, schöngerundeten Seitenwangen. Und in ihre Vorderwand sind an den beiden Pfostenstellen des Mittelstücks in eingebauten, schmal gegliederten Vertiefungen mattglühende Beleuchtungskörper angebracht. In diesem Raum wird auf die Kerzen verzichtet, und das Gegenwartslicht, das elektrische, durchaus stimmungsvoll und feierlich verwendet. Zwei bronzene Kandelaber tragen schwebende Lichtgehänge und werden gekrönt von großen sternförmigen, leuchtenden Kristallkörpern.

Mystische Stimmung wird in einem Vorraum durch ein Motiv geschaffen, das in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche auch praktisch schon verwandt ist.

Ein Fries von Glühbirnen läuft um die Wände, in vertiefter Rille liegend, so daß man die Birnen selbst nicht sieht, nur das strahlende Element flutet hell und weich durch den Raum, wie ein Symbol: ein Licht des Lebens aus geweihten Wänden dringend.

Ein reines Ganzes bildet der Andachtsraum von Alfred Altherr. Hier wird ein wichtiger Versuch gemacht, Landhauskolonien ein passendes, wesenverwandtes Gotteshaus zu schaffen. Denn es scheint ein Stilfehler, ein Versagen des Gefühls für das Richtige und Stimmende, wenn sich unter ausgeprägt ländlichen Bauten eine auf Miniaturformat reduzierte Kopie eines Doms erhebt. Das ist unechte Gesinnung. Kirche und Häuser im Grünen sollen eines Herzens sein. Solchen Wesenseinklang findet man in englischen Cottagevierteln mit ihren lieblichen Landkirchen, unmonumental, idyllisch, mit grünem Holzgestühl, weißsprossigen Fenstern und nickendem Blumengerank um den Altar.

Altherrs Andachtsraum verwendet, aus solchem Einheitsgedanken heraus, die gleichen Stoffe wie der Profanbau. Er bekleidet die Wände in Panneelhöhe mit warmgelben Kacheln. Die Eichenstühle und der Kokosteppich heben sich heller davon ab. Die Nische mit dem Predigerpult ist mit olivgrünen Kacheln ausgekleidet. Dazu klingt gut das Weiß der Decke mit ihren Holzleisten, und das blanke Messing der Beleuchtungskörper. Und die Gesamtkomposition dieser weltlichen Stoffe hat doch etwas Feiertägliches, zur Sammlung Einladendes durch die Architekturanlage. Die schrägzulaufenden oberen Querwände konzentrieren den Raum und leiten alles auf jene Predigtnische zu, und seine hellen Töne verklingen ruhevoll in dem gedämpften Frieden ihres grünen Dunkels.

Fesselnde Anregung kommt auch aus der gehaltreichen Schau kirchlicher Kleinkunst. Ihr Hauptgegenstand ist der Abendmahlkelch. Eine retrospektive Auslese führt schöne Exemplare vergangener Stilperioden vor. Nicht aus antiquarischem Interesse allein, sondern um instruktiv zu zeigen, wie die guten Zeiten der Vergangenheit stets dem Gerät den jeweiligen Gegenwartsausdruck gaben, ohne geistesarm früheres zu kopieren. Ein Kapitel voll Kunstfülle ließe sich über diese Kelch-Metamorphosen von der romanischen Form bis zum Empire schreiben, und des Bewunderns ist hier kein Ende, wie auch der größte Aufwand an Schmuck, Reliefs, Kräuselwerk, Emaillen, Gravierungen, Cloisonnés, Steininkrustationen, Treibarbeit künstlerisch gebändigt wird, wie ein untrügliches Takt- und Proportionsgefühl die ornamentalen Teile dem Hauptgedanken, der Kelcharchitektur, unterordnet.

Für eine neuzeitliche Kelchausgestaltung ist ein hygienisches Prinzip maßgebend gewesen — das hygienische Element läßt sich ja überhaupt in der modernen Ästhetik als charakteristisch nachweisen —, nämlich das sanitäre Bedenken gegen die gemeinsame Benutzung. Es galt also, einen Kelch zu konstruieren, der jedem Sakramentempfänger eine deutlich erkennbare eigene Trinkstelle weist, und es galt, solche Zweckmotive ästhetisch so auszubilden, daß das Zweckvolle gleichzeitig zum Schmuck würde. Das gelang am besten bei einigen Zinnkelchen, die, unserer Neigung zum organischen Wachstum der Linien entsprechend, aus breiter, weichgekanteter Fußplatte schwellend aufstreben, sich zum Kelch weiten und seinen Rand nicht kreisrund führen, sondern mehrfach kerben. Dadurch entstehen mehrere Abteile, die dem Geistlichen durch Drehen des Kelches ein Darbieten unbenützter Trinkstellen ermöglichen.

Auch Proben moderner Gesangbuchkunst finden sich hier, vor allem von Otto Hupp, mit charaktervollem Letternwerk, Initialen, künstlerischen Titeln und

Lederbänden, die religiöse Symbole, den blühenden Kreuzstamm, Dornenranken, flammende Herzen ornamental verwerten.

Den stimmungstiefsten Eindruck kirchlicher Kunst empfängt man endlich auf dem kleinen Friedhof, der ein fruchtbares Protestbeispiel sein soll gegen die herzensöde Reih-und-Glied-Kasernierung der Toten auf den modernen großstädtischen Begräbnisplätzen und gegen die Entartung des Gräberschmucks durch die Dutzenddenksteine aus blankpoliertem Granit mit ihrer konventionellen Aufschrift, die in ihrem frostigen, schablonengleichen Beieinander der Familienanzeigenseite einer Tageszeitung gleichen.

Hier aber steigt, von liebevollem Sinn angelegt, ein grünender Wiesenfleck lehnan, ein steinerner Laubengang zieht sich an der einen Mauer, ein Brunnenbecken mit fließendem Wasser spiegelt Busch und Strauch. Und aus diesem Rasen wachsen nun mannigfache Gedenkzeichen. Statt jenes polierten Granits, der keine Patina annimmt und in kalter, sich nie einstimmender Glätte daliegt, bevorzugt man den wittrigen, porigen Muschelkalkstein, der auch ein Lieblingsmaterial Meister Messels ist. Der saugt Luft und Wetter in sich ein, er verwächst einheitlich mit Boden und Umgebung, seine lebendig empfängliche Struktur nimmt die Runen der Zeit willig auf sich.

Schlichte Formen liebt man, die aufgerichtete, nach oben schmäler werdende Platte. Ein Relief ist darauf flächig eingegraben oder in Meißelhandschriftzügen die Aufschrift, so daß das Satzbild als eine ornamentale Vignette im Grunde liegt.

Aus einem feinen Sinn heraus ist Hermann Obrists Mal errichtet. Ein breiter, nach oben sich verjüngender Steinschaft, ungekünstelt, treibt empor, efeuberankt, sich streckend und strebend — man fühlt den Stein als ein lebendiges Element behandelt; und oben an der Spitze sind ovale Höhlungen. Das Regenwasser kann sich darin fangen, und sie werden, wie die tiefen Wappenprägungen alter Grabplatten, zu einer Tränke für die Vögel unter dem Himmel. Eine reine, sinnende Naturfrömmigkeit spricht aus diesem Zeichen. Es ist aus dem gleichen Geist hervorgegangen, wie die Brunnen Obrists.

Ein vernachlässigtes Material guter Vergangenheit kommt auch wieder zu Ehren, das Erz. Auf dem Nürnberger Johannesfriedhof lasten wuchtige Eisenplatten auf den Grüften, gewaltige Schlußsteine, die nur das Jüngste Gericht sprengen sollte. Und dann wieder — die Sammlung der Volkskunst zeigt das, und das Skansen-Freiluftmuseum bei Stockholm hat besonders schöne Beispiele — wird das Eisen zu Kranz- und Filigranwerk geschmiedet; zierliche Behänge und Plättchen schaukeln daran im Winde, ähnlich dem skandinavischen Brustschmuck der Mädchen.

In solcher blühenden Schmiedeeisentechnik finden sich auch hier reizvolle Beispiele. Spirales Gitterwerk rahmt die Schriftleiste, die mit ihrem Buchstabendurchbruch zum Zierat wird, darüber wölbt sich eine geschweifte Bedachung, die eine Nische für eine kupferne Blumenschale schirmt.

Auch die bescheidenste Form des Holzdenkzeichens findet sich, manchmal etwas sehr im buntschildrigen Pfefferkuchenstil, aber auch in echter Kindlichkeit, im Geist eines letzten Spielzeugs für die abgeschiedenen Kleinen.

* * *

Wir verweilten in diesen feiertäglichen Bereichen etwas länger, weil von der Betätigung der angewandten Kunst für sie bisher wenig Gelegenheit war

zu sprechen, und weil wir hier eine erfolgreiche und zukunftsvolle Grenzerweiterung und eine Überwindung des Industrialismus durch lebendiges Gefühl zu erkennen glauben.

Die anderen Behandlungen von Themen öffentlicher Kultur berühren sich mehr mit Bekannterem und schon öfter Besprochenem.

Nicht nur an die Kirche, auch an Staat und Schule ward gedacht. Zwei Trauzimmer sehen wir, das eine für das Standesamt der Stadt Magdeburg von Albin Müller, das andere für das neue Rathaus in Schönefeld bei Leipzig von Fritz Drechsler. Beide kann ich nicht gelungen finden. Das erste vor allem leidet unter einer unruhigen Wandbehandlung mit vielen kleinlichen, schlecht zusammengehenden Motiven, darunter z. B. Füllungen von grauem Zementstuck mit Mosaikplättchen. Der Gerichtsstuhl mit der überlebenshohen Lehne, das Gitterwerk darüber mit den eingelassenen, elektrisch aufglühenden Röhren hat etwas fatal Theatralisches, mehr auf den Hokuspokus einer geheimen Gesellschaft berechnet, als auf ein ruhig-ernstes Amtsgemach, in dem Menschen in bürgerlicher Kleidung und nicht in phantastischem Ornate walten.

Diesen Ton der Sachlichkeit, und doch über das Alltägliche herausgesteigert, trifft der Amtsgerichtssaal für das Amtsgericht Sulzbach in Bayern, der von Professor Krüger und Julius Diez in München stammt, viel besser. Holzbehandlung, Eisenkrone, die breite, verglaste Fensterwand, die Nische für den Gerichtshof, ist wuchtig, großzügig und dabei sehr einfach gehalten. Und gerade die Sparsamkeit der Schmuckmotive gibt dem Raum die Haltung.

Auch das Dresdener Sparkassensitzungszimmer von Hans Erlwein hat, abgesehen von den Supraportenporträts im Schützenkönigstil, Charakter, und seine Heizanlage aus dem durchbrochenen Metallgitterwerk in wuchtiger keramischer Ummantelung und der oberen Abschlußleiste, einer von Fratzenmäulern gespeisten Wasserrinne verdient besondere Erwähnung, weil hier ein Zweckmotiv, die Anfeuchtung heiztrockener Luft, ganz ungezwungen zu einer originellen Schmuckanlage für den Raum gewandt wurde.

Noch ein offizieller Saal darf nicht übergangen werden, Pankoks Festraum für die Stuttgarter Gewerbe- und Handelszentralstelle. Eine kühn und wahrhaft großartig waltende Baumeisterhand hat dies monumentale, hochragende Holzpaneel errichtet, das sich in machtvoller Rundführung zu einer feierlichen Pforte auswölbt und sie emporenartig krönt. Und mit sicherem Takt ist dies Paneel gefeldert, und die Füllungen mit freien Intarsiaphantasiespielen belebt aus dunkleren und helleren Hölzern, mit Perlmuttersplittern durchsprüht. An Endells Tiefsee-Ornamente erinnern diese Gebilde manchmal und an Endell auch die Krone mit den seesternförmigen Gehängen.

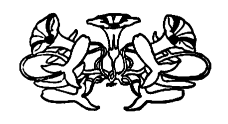
Noch ein kurzes Wort über die helle Freudigkeit der sächsischen Dorfschulstube mit der blauen Vertäfelung, der breiten, weißsprossigen Fensterseite, vom Blumenbord begrenzt, mit dem Aquarium davor und den farbenfrohen Drucken an der Wand.

Große Öffentlichkeitsbedeutung haben dann alle die Versuche, die sich auf das Reisen beziehen. Man findet hier Wartesäle und Schalterräume, die — das ist das wichtige — kaum teurer sind als die bestehenden, und die durch ihre lichte, gutabgewogene Farbentönung, durch die hübschen, kurvig gegliederten Verglasungslinien des Fensters einen erfreuenden Eindruck machen. Die Berliner Schalteranlagen der Hochbahn von Grenander zeigen übrigens solche Tendenzen schon praktisch ausgeführt.

Der neue, auf Sachlichkeit, Komfort und Zweckvervollkommnung ausgehende Stil paßt ja gerade so außerordentlich für alles, was zum Reisen gehört. Aber gerade hier hat er sich bisher am wenigsten betätigen können. Unsere Eisenbahncoupés sind mit ihren unanatomischen Staubfraß-Polstern so unzweckmäßig als möglich, und auf den großen Schiffen regiert der nicht aus den Schiffsbedingungen entwickelte, sondern ihnen aufoktroyierte Schloßprunk französischer Königsstile. Hiergegen macht Richard Riemerschmied einen siegreichen Vorstoß mit seinen Einrichtungen für Offiziersmesse und Kommandantensalon eines deutschen Kriegsschiffes, S. M. Kreuzer „Danzig". Diese fast unscheinbare Installierung aus hellfarbigem Eichenholzmobiliar ist wesensecht aus den eigentümlichen Bedingungen der Kajüte erwachsen. Kredenz und Sitzarrangements gliedern sich organisch, die Dachrippen, an die sich die Messinglampen klammern, die Rundfenster, alles will deutlich den Schiffscharakter bekennen, und hier wird ehrlich und in besserer Erkenntnis auf den falschen früheren Ehrgeiz verzichtet, eine Festlandwohnung vorzutäuschen.

Zur Reise gehört auch das Hotelzimmer. Und auch hier findet die Reformierung ein weites Feld. Wenn es sich um Luxus-, um Fürstenzimmer, um verschwenderische Ausstattung handelt, dann sind unsere großen Hotels wohl leistungsfähig. Aber der Typus des normalen Durchschnittzimmers, das nicht mit der ständigen Wohnung konkurrieren will, das uns nicht mit mäßigen Bildern an der Wand langweilt, das unpersönlich ist und seine Annehmlichkeit in der vollkommen ausgebildeten Technik aller Bequemlichkeiten sucht: musterhafter Waschtoiletten mit fließender warmer und kalter Wasserleitung, raffiniert-praktischen Schränken und einer Anordnung dieser Dinge, die wohnlich ist, der scheint noch wenig ausgebildet. In Schweden, in Saltsjöbaden, in den schmucken, aus lustig-bunten Hölzern auf einem Steinsockel aufgebauten „Sommerhotellet" fand ich dafür ein entzückendes Muster. Und in Dresden hat wieder Richard Riemerschmied ein paar Proben gegeben, die Nacheiferung verdienen. Kleiderspind und Waschtoilette, diese am Tage wie ein Schrank abzuschließen, flankieren als feste Wandbestandteile die Türe und bilden überdacht einen schmalen Schwellenvorraum. Die Holzbehandlung ist licht, und die breite, in weißes Rahmenwerk gefaßte Fensteranlage braucht keine verhüllende Tapezierdraperien, nur leichte Scheibengardinen mit Messingstangen. Und das gibt eine helle, freundliche Raumstimmung.

Ferner bietet die Straße lockende Aufgaben. Der Laden, der die Straßenwand bildet, reizt zur Neugestaltung. Glas, Eisen, Messing, Kachel-Verkleidung, die herausgebaute Schaufensterbucht, ergibt in seinem Zusammenklang eine schmucke, blanke, durch das reine Material erzeugte Schönheit. Hier wird diese „Kunst auf der Straße" durch eine im Garten aufgebaute wirkliche Ladenreihe illustriert. Fliesen, leider etwas sehr metallisch schillernd, bekleiden die Fassade, und die Eisenpfeiler, die sie fassen, wachsen nach oben zu weitausgreifenden Armen aus, die das breit vorgebaute Dach, den Schutz gegen Sonne und Regen, in sichtbarer Konstruktion tragen, eine moderne konstruktive Variante zum Florentiner Dach.



Wandkritzeleien

Von den vielen, welche jährlich die alte Reichsstadt Rothenburg o. T. besuchen und auf die — im Jahre 1681 gebaute — Altane des Rathauses treten, beachtet vielleicht nicht einer, was da auch an den Wänden alles zu sehen ist. Es sind bloß Kritzeleien mit Rötel; aber sie gewinnen Leben, wenn man sie näher betrachtet. So sieht man u. a. da in Zeichnungen die koketten Stöckelschuhe der Damen der Rokokozeit mit Schnitt und Einzelheiten sauber dargestellt und neben ihnen die Namen Bezold, Rickert und andere, lauter angesehene Patriziernamen. Nun, die würdigen Ratsherren selber werden nicht diese Studien gemacht haben, es sind also wohl ihre Sprossen gewesen, die jungen Herren, welche auf dem Rathause das Regieren erst lernen sollten und in den vielen freien Stunden, die sie in jener Zeit dabei gehabt haben mögen, auf der Altane flanierten und über Gegenstände ihrer Unterhaltung unabsichtlich solche Zeugnisse der Nachwelt hinterließen. Wie anschaulich versetzt es uns sogleich in das damalige werktägliche Leben und Treiben!

Die nahe Bergkirche bei Laudenbach im Vorbachtale, eine Wallfahrtskirche, ist mit allerlei so frischen wie neuen Inschriften bedeckt, die meisten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges datiert. Man findet es an allen alten Bauten. Der Rötel, der dem Bleistift voranging, ist unverwitterbar; eher geht der Stein zugrunde als der Rötelstrich auf ihm. Zu gleicher Zeit und früher wurden Namen und Zeichen auch eingeritzt oder eingemeißelt. Je ferner sie unserer Zeit sind, um so mehr entfernen sie sich von dem den heutigen Menschen Selbstverständlichen und werden sie teilweise auch dem sachkundigen Forscher undeutbar. An Kirche und Kloster Maulbronn in Schwaben sind sie von der romanischen Zeit an vorhanden, und obwohl vieles durch die Restaurierung zerstört worden ist, kann man noch Tage mit ihrem Studium verbringen und findet immer Neues; denn es will auch gelernt sein, dergleichen zu sehen; so wird man das innen an der Fensterwand schwachbeleuchteter Räume Befindliche nur im Widerschein eines dagegen gehaltenen Blattes weißen Papieres wahrnehmen.

Es lohnt sich; denn der Verlauf unserer Kulturgeschichte offenbart sich da überall in greifbar deutlichen Zügen. In Maulbronn beginnt es mit einer kleinen, bescheiden in Kursivschrift eingegrabenen Mitteilung an einem Strebepfeiler des romanischen Chors, in der sich ein Bruder Hermann als Baumeister nennt; dann folgen bald am Sockel von Paradies und Kirche zahlreiche Äußerungen eines fast wilden Glaubens oder Aberglaubens, darauf asketische und dogmengläubige im Inneren. Mit der Reformation treten die Zöglinge der evangelischen Klosterschule auf diesen Schauplatz; die genaue eingeritzte Zeichnung einer großmächtigen Reisekutsche mag wohl dem Heimweh eines Knaben ihren Ursprung verdanken. Im 18. Jahrhundert erscheinen auch die Reisenden, die heute Touristen heißen, und Schwärmer mit den für ihr Zeitalter charakteristischen Darstellungen, wie man sie aus Stammbüchern kennt; und von einer gewissen Zeit im 19. Jahrhundert ab verfällt es zunehmend ins Rohe und Sudelhafte, ohne irgendwelchen ernstlich gemeinten Inhalt mehr, und wird in Schrift und Stil und Inhalt es auch bleiben, solange es Ansichtspostkarten geben wird.

Denn bis dahin, selbst vom wilden Volke des Dreißigjährigen Krieges, wurde alles dieses Schreiben und Zeichnen mit Zierlichkeit und Sorgfalt als

eine feine Kunst geübt und in einer jeder Zeit eigentümlichen Gefühlsstimmung; die Schrift der jetzt — mit wohlfeilem Spotte, der umgekehrt nicht schwieriger wäre — sog. Biedermeierzeit wird ja, als das Neueste, heute vom verehrten Publikum wieder beachtet und nachempfunden. Sie ist höchst ausdrucksvoll, aber das ist jede in ihrer Art. Deshalb sind solche unscheinbaren Spuren früheren Lebens auch in dieser Hinsicht interessant und sind es wohl wert, daß auf sie aufmerksam gemacht werde. H. W.



Ein Virchow-Denkmal

Ich beabsichtige hier nicht eine Kritik des preisgekrönten Entwurfs zum Virchow-Denkmal von Klimsch. Nicht nur weil so viel über oder besser gegen das Werk geschrieben worden ist, sondern weil meines Erachtens eine ernsthafte Kritik desselben unmöglich ist. Man müßte dann in allgemeine Erörterungen eintreten über die Lächerlichkeit dieser abgebrauchten Herkulessymbolik für geistiges Schaffen; über den merkwürdigen Mangel an monumentalem Empfinden und dergleichen mehr. Dann wäre freilich mehr zu sagen über die Art solcher Preiskonkurrenzen, über die unglaubliche Rücksichtslosigkeit der Preisausschreiber, die wesentliche Bedingungen erst nachträglich aufstellen, über die dabei geübte Verschwendung künstlerischer und materieller Arbeit. Doch davon sei in anderem Zusammenhang die Rede. Heute möchte ich eine andere Tatsache beleuchten. Über der Bekämpfung des preisgekrönten Entwurfes vergißt man ganz die Frage, ob nicht Arbeiten eingegangen waren, die der Auszeichnung würdiger gewesen wären, die vor allem die Ausführung als Denkmal verdient hätten.

Nach meiner Meinung war das der Fall, und wir führen unseren Lesern den Entwurf vor, der unter dem Motto „Erforschung, Belehrung, Betätigung" eingereicht war und von den Preisrichtern so völlig unbeachtet gelassen worden ist.

Die von W. Brurein, einem Schüler Messels, herrührende Architektur nimmt in ausgezeichneter Weise auf die gegebenen Raumverhältnisse Rücksicht. Der für das Denkmal bestimmte Platz ist klein, von hohen Häusern umgeben, von mehreren Straßen durchschnitten. Der keck aufsteigende Obelisk wirkt trotz der Enge des Platzes groß und frei; die Schnittlinien gegen Häuser und Straßen sind so scharf, daß dem Denkmal die selbständige Bedeutung gewahrt bleibt.

Ganz hervorragend ist die plastische Arbeit von Ernst Müller-Braunschweig, von dessen Werken wir unsern Lesern schon mehrere vorführen konnten. Die Vorderseite des sechseckigen Kalksteinobelisken trägt lediglich das Marmorrelief Virchows und oben die Äskulapschlange. Die Bedeutung und Tätigkeit Virchows ist ganz aus heutigem Denken heraus symbolisiert. Auf der Forschertätigkeit beruht das Wissen. Die Gestalt des den Schädel betrachtenden Forschers tritt gebietend hervor. Unten die Eule als Zeichen der Wissenschaft, oben das Mikroskop, das Hilfsmittel des Forschers.

Virchow war dann vor allem Lehrer, wie dieser Mann mit dem Buche der Wissenschaft in der Hand. Der Berliner Bär unten kündet den Ort seiner

Wirksamkeit, die Wage der Gerechtigkeit oben erinnert an Virchows Tätigkeit im öffentlichen Leben.

Die Betätigung zum Wohle der Menschheit hat ihren höchsten Ausdruck in der Mutterliebe. Die Frau mit dem kranken Kind im Arm, dem Verbandzeug in der Hand zeigt diese Liebestätigkeit der Mutter in der schönsten Stunde, wo sie gleichzeitig Pflege eines Kranken bedeutet. Wir erinnern uns, wie sehr der Charité Virchows Schaffen galt. Der Pelikan am Fuße symbolisiert die Liebe, der Destillierapparat oben zeigt das Mittel, wodurch der Gelehrte der liebenden Pflegerin zu Hilfe kommt.

Man wird nicht leugnen können, daß hier ein reicher, durchaus dem Leben des dargestellten Mannes entnommener Gedankengehalt eine überzeugende, dabei plastisch sehr anmutende Gestaltung erhalten hat. Noch ist alles nur Entwurf; die Durcharbeitung hätte sicher noch vieles zur Abrundung des Ganzen beigetragen. Hoffen wir, daß die schöne Arbeit wenigstens nicht ganz umsonst entstanden ist. St.



Neue Bücher

Kunstgeschichten. Neben die großen kunstgeschichtlichen Lehrbücher, deren manche — vor allem Lübke-Semrau und Springer — zu Hausbüchern geworden sind, ist in den letzten Jahren eine Reihe kleinerer Kunstgeschichten getreten, die eigentlich am besten die Aufgabe einer Einführung ins Gesamtgebiet erfüllen können. Jene großen Kunstgeschichten erhalten in der Praxis nämlich alle fast den Charakter bloßer Nachschlagewerke. Es ist kein Buch darunter, das man um seiner selbst willen gründlich studieren möchte. Das große zweibändige Werk von Cornelius Gurlitt ist in weiten Abschnitten zu unpersönlich; Meier-Gräfes „Entwicklungsgeschichte der Kunst" zu einseitig und immer tendenziös. Vielleicht versagen die Bücher in dieser Richtung auch deshalb, weil sie zu sehr gleichzeitig Lehrbücher sein wollen. Zu solchen sind sie aber zu umfangreich; es gibt nur wenige Glückliche, die so viel Geduld und Zeit haben, bei umfangreichen Werken in die erste Lehre zu gehen. Ich halte das übrigens für falsch. Man sollte große Werke über ein Fach erst zur Hand nehmen, wenn man das ganze Gebiet im Tatsächlichen kennen gelernt hat. Um solchen Überblick zu gewinnen, sind die sogenannten „Leitfäden" am besten. Je weniger subjektive ästhetische Bewertung dabei mit unterläuft, um so besser.

Aus diesem Grunde empfehle ich den „schematischen Leitfaden der Kunstgeschichte" von Käthe Strunz. (Leipzig u. Wien, Franz Deuticke, 2 Mk.) Bei straffer Gliederung erhält man eine gute Aufzählung der charakteristischen Merkmale der verschiedenen Gruppen und Künstler. Man kann aus dem Schriftchen viel lernen und erhält dadurch die beste Vorbereitung für das eingehendere Studium. Dieses wird durch das Buch geradezu hervorgerufen, während kleine Kunstgeschichten sonst leicht bewirken können, daß man sich an ihnen genug sein läßt. Leider hört die Übersicht mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts auf; für dieses aber wäre ein derartiger Leitfaden einmal besonders verdienstlich.

Das 19. Jahrhundert ist übrigens die Schwäche fast aller dieser Bücher, was um so mehr zu bedauern ist, als auch jede vernünftige Kunstpolitik das

Wecken starker Teilnahme für das zeitgenössische Kunstschaffen bei breiteren Volkskreisen erheischt. Gerne sei anerkannt, daß sowohl M. von Broeckers in 6. Auflage vorliegende „Kunstgeschichte im Grundriß“ (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, gebdn. Mk. 3.50), wie A. Bohnemanns „Grundriß der Kunstgeschichte“ (2. Aufl., Leipzig, Hirt & Sohn, gebdn. 4 Mk.) eine bessere Würdigung der Gegenwart anstreben, als sie sonst in derartigen Werken versucht wurde. Aber es fehlt doch gar zu sehr ein Eindringen in die tieferen Ursachen der Entwicklung, die wirkliche Darstellung der entscheidenden Probleme. Darauf aber kommt es an, wenn der Leser selber ein Urteil zu gewinnen lernen soll. Diese beiden Bücher sind reich illustriert, nach meinem Gefühl haben sie zu viele Bilder. Viel weniger Blätter, diese aber in großen sorgfältigen Wiedergaben, scheint mir erstrebenswerter. So ist dann wirklich ein künstlerisches Genießen möglich, während bei der heute üblichen Weise meist nur noch das Stoffliche der Bilder zur Geltung kommt.

An sich ist auch als Einführung in die Kunstgeschichte ein Versuch geeignet, wie ihn Martin Pfannschmidt in „Bildern aus der Geschichte der bildenden Künste“ dem christlichen Hause darbietet (Gustav Schloeßmann, Hamburg, gebdn. 4 Mk.). Wichtiger als Kunstkenntnis bleibt ja immer der Kunstgenuß. Zu diesem aber wird man am leichtesten geführt, „wenn man von vorneherein sich gewöhnt, sich in die Betrachtung einzelner Erscheinungen liebevoll hineinzuversenken und sie aus dem Geiste ihrer Zeit und als Glieder einer oder mehrerer Entwickelungsreihen zu verstehen. So wird ein Baustein an den andern gereiht; und es entsteht allmählich ein Überblick über das Gebäude der Kunstgeschichte, an welchem die edelsten Kräfte des Menschengeschlechts gebaut haben und noch bauen.“

Die Aufgabe ist lohnend, aber sehr schwer. Pfannschmidt fehlt vor allem das dabei denn besonders wichtige Herausarbeiten der großen Entwicklungsgänge. In seinem ganzen Buche kommt der Name Böcklins nicht vor, geschweige der vieler bedeutender Ausländer, trotzdem die „neudeutsche Kunst“ behandelt sein soll; Schwind, Cornelius und viele andere werden zwar gelegentlich genannt, aber nirgends in ihrer Richtung gebenden Bedeutung. Gerade darauf aber käme es bei dieser Art der Darstellung an.

Ein Recht dazu, den Schwerpunkt auf die Abbildungen zu legen, hat „Der Kunstschatz“. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Ein Buch der Erhebung und des Genusses. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa“ (Stuttgart, Wilh. Spemann, 50 Lieferungen zu 40 Pfg.). Ich brauche dem Titel kaum mehr als etliche sachliche Notizen beizufügen. Das Werk erscheint in Großfolioformat. Die Bilder sind sehr groß, viele als Doppelblätter mitgegeben, durchweg sorgfältige Autotypien, die Beilagen zumeist mit Tonunterdruck. Auf diese Weise ist wirklich ein Kunstgenuß möglich. Der Text des früheren Direktors des Museums in Aachen ist wohl imstande, diesen Genuß zu vertiefen. Außerdem bringt er das Wissenswerte über das Geschichtliche der Künstler und der Kunstentwicklung. So kann ich das Werk gut empfehlen.

St.





Schumanns Leben und Werke

Von Franz Brendel

II.

Schumanns zweite Epoche ist die der Wendung zum Objektiven hin. Er tritt aus seiner Innerlichkeit heraus, wendet sich ab von dem früheren phantastischen Humor und dem Schwelgen der Phantasie, nähert sich der Objektivität des Stils und des Ausdrucks. Das unruhige, leidenschaftliche Auf- und Abwogen weicht einer gehalteneren Ruhe, die früheren Formen treten an die Stelle der selbstgeschaffenen, und das Streben nach Bestimmtheit des Ausdrucks erreicht seine Spitze, indem der Komponist das Gebiet der Gesangsmusik betritt. In diese zweite Epoche fallen zunächst die Lieder, seine erste Symphonie, dann weiter alle die großen Werke, die ihm vorzugsweise Bahn gebrochen haben, das Pianofortequintett und -quartett, die Quartetts für Streichinstrumente, eines der umfangreichsten seiner Werke, „Das Paradies und die Peri", endlich ein Teil der Faustmusik.

Die Lieder Schumanns sind in gewissem Sinne eine Fortsetzung seiner Charakterstücke für Pianoforte und in ihrem Wesen durch die Beschaffenheit dieser mehrfach bestimmt. Die schon früher vorhandene Bestimmtheit des Ausdrucks hat jetzt durch den Text ihren Abschluß erreicht, das melodische Element hat sich in der Singstimme verselbständigt, zugleich ist die reiche Behandlung des Pianoforte beibehalten und bildet in der Begleitung oftmals die wichtigste Seite dieser Lieder. Daß der Autor zunächst Pianofortekomponist war, ist überall zu erkennen. Nicht die Begeisterung des Gesangskomponisten, nicht oder weniger der Wunsch, was bei einem Gedicht empfunden wird, vorzugsweise in der Singstimme auszusprechen und allen Ausdruck darin zu konzentrieren, eine poetisch-musikalische Begeisterung im allgemeinen, welche den Inhalt des Gedichts nur überhaupt musikalisch wiederzugeben trachtet, hat zunächst sie hervorgerufen. In diesem Sinne sind auch die Dichtungen gewählt, der trefflichste Geschmack gibt sich überall kund, aber nicht alle sind gleich passend für die Zwecke des Gesangskomponisten, dies wenigstens, sobald wir die Aufgabe desselben im Sinne des früheren Standpunkts fassen. Wie es in unserer lyrischen Poesie verhältnismäßig eigentlich wenig Deklamierbares gibt, wenig ganz Abgeschlossenes, plastisch Ausgeprägtes, sondern mehr innere Stimmungen

ausgedrückt sind, welche mitempfunden werden müssen, nicht äußerlich hingestellt, einer Versammlung anschaulich vorgestellt, kurz: nicht deklamiert werden können, so ist auch eine Anzahl dieser Lieder weniger zum Singen möchte man sagen, mehr zum musikalischen Privatgenuß, am wenigsten zum Vorsingen, geeignet; sie sind bedeutend durch die Tiefe des geistigen Gehaltes, aber sie sind teilweise weniger für den Sänger, sie sind für den Musiker überhaupt, sie wollen als Ganzes, als musikalische Schöpfung genossen werden, minder speziell als Gesangskompositionen. Allerdings liegt in dieser Behandlungsweise zugleich ein großer Fortschritt. Der frühere Standpunkt, wo der Komponist mehr oder minder gleichgültig mit den Worten des Dichters schaltete und waltete, ist verlassen, eine innigere Durchdringung des Textes wird, nach Schuberts Vorgang, darin erstrebt. Schumann ist indes darin nicht ganz mit sich zum Abschluß gekommen. Seine Behandlung der Singstimme ist weder das eine noch das andere ganz, sie tritt aus der Sphäre absolut-musikalischer Auffassung heraus, ohne die neue Ausdrucksweise, die ich später noch genauer zu charakterisieren habe, ganz zu erreichen. Der Wert der Schumannschen Lieder ruht daher vorzugsweise in ihrer Geistestiefe, und in dieser Beziehung gehören sie zu dem Größten und Herrlichsten, was überhaupt existiert, ja man kann wohl sagen, im Hinblick auf die vorzüglichsten derselben, daß es wenige Schöpfungen geben möchte, die ihnen überhaupt an die Seite gestellt werden können. Was die soeben erwähnte Behandlung der Singstimme betrifft, so zeigen einige noch die freie Bewegung der früheren absolut-musikalischen Melodie, bei anderen ruht der Schwerpunkt in der Begleitung und die Melodie ist mehr eine geistreiche Deklamation, die mindestgelungenen, namentlich späteren, verraten ein unsicheres Hin- und Herschwanken. — — — —

Schumanns Entwicklung hat von da an in der Fortbildung und Steigerung dieser jetzt eingeschlagenen Richtung bestanden und die schon zum Teil genannten Schöpfungen seiner zweiten Epoche sind der Ausdruck derselben. Es zeigt sich im weiteren Fortgange eine immer größere Erweiterung seiner anfänglich noch in engere Grenzen eingeschlossenenen Individualität, er tritt aus seiner subjektiven Innerlichkeit mehr und mehr heraus, indem er sich größerer Formen bemächtigt, das Nächtlich-Phantastische weicht einer größeren Klarheit und plastischen Gestaltung. Nach allen Seiten hin zeigen sich Fortschritte, zeigt sich eine Umbildung, die gerade für eine solche Individualität große Schwierigkeiten bot. So wie gegen die „Papillons“ die späteren derselben Richtung angehörenden Pianofortekompositionen vertiefteren Ausdruck, größere Fülle und Kraft der Gedanken, eine reichere Instrumentalbehandlung enthalten, so auch die späteren Orchester- und Gesangswerke im Vergleich zu den vorangegangenen Pianofortekompositionen. Mendelssohns Einfluß ist hierbei nicht zu verkennen. Es war die Zeit der glänzenden Wirksamkeit desselben in Leipzig, wo in Schumann diese Umbildung vorging. Beide Künstler standen in nahem persönlichen Verkehr. Natürlich, daß ein solcher Verkehr nicht ohne Rückwirkung bleiben konnte auf die doch minder in sich abgeschlossene Individualität Schumanns, während der schon fertigere Mendelssohn sich weniger berührt zeigt. Beide Künstler sind in vielfacher Beziehung Gegensätze. Schumann, wie gesagt, begann mit der entschiedensten Innerlichkeit; er vermochte objektivere Formen nicht sogleich aufzunehmen und seiner Eigentümlichkeit gemäß zu gestalten; er mußte alles aus dem Inneren herausschaffen und rang darum mit dem Ausdruck, bis er das Überkommene selbständig zu reproduzieren vermochte,

und wenn daher als das Charakteristische Mendelssohns sogleich der große, überschauende Blick, die Kraft in der Bewältigung der Massen, die Formvollendung sich darstellt, so sehen wir Schumann, hierin nachstehend, mehr mit der Ausarbeitung des Details beschäftigt, bei dem Reichtum des einzelnen leicht den Überblick verlierend und eine klare Gliederung minder berücksichtigend. Mendelssohn nimmt äußerlich Rücksicht auf das, was Erfolg hat, bei ihm ist diese feine Kenntnis des Schicklichen überwiegend; Schumann folgte überwiegend dem Drange seines Inneren. Schumann versucht sich, Mendelssohn kennt seine Kraft. Dieser, nach dem Früheren zurückgewendet, weiß seine Gedanken plastisch anschaulich darzustellen; jener ringt mit dem Ausdruck, holt aber dafür tiefer aus und fördert noch Unentdecktes zutage. Schumann erreichte nur in selteneren Fällen die letzte und höchste Klarheit und Abgeschlossenheit meist nur in einzelnen Teilen seiner Werke; Mendelssohn verfällt in minder gelungenen Werken in Formalismus und Manier und wiederholt sich, in den Werken für Pianoforte z. B., was gewisse Lieblingswendungen und Figuren betrifft, sehr auffallend. Schumann schreibt schnell, hin und wieder zu schnell, Mendelssohn feilt und überlegt wohl zu sehr. Schumann erweckt mehr unmittelbare Sympathie, Mendelssohn gibt mehr den Eindruck des Vollendeten und Klassischen. Bei diesem ist nichts gewagt, was nicht trifft, jenem fehlt oft diese schlagende Wirkung, dafür aber scheint bei Mendelssohn der Gedanke eingegeben zu sein durch die Kenntnis der Wirkung von außen, während er bei Schumann aus dem Inneren hervorgegangen ist. Schumann ist die tiefere, bedeutendere Natur, Mendelssohn hat mehr den Ausdruck in seiner Gewalt. So sehen wir, wie Schumann sich durch Mendelssohn ergänzt. Aber man kann die Frage aufwerfen, ob überall der Einfluß des letzteren auf den ersteren für diesen vorteilhaft gewesen sei. So viel ist richtig, daß Schumann aus seiner Bahn etwas abgelenkt wurde. Er hat seine frühere große Eigentümlichkeit zum Teil aufgegeben und andrerseits nicht ganz erreicht, wonach er strebte. Es ist daher zweifelhaft, ob auf diesem neuen Wege für Schumann die letzte Vollendung überhaupt zu erreichen war. Wäre es nicht möglich gewesen, kann man fragen, in derselben phantastisch-humoristischen Weise, wie Schumann früher für das Pianoforte schrieb, auch das Orchester, versteht sich mit entsprechenden Modifikationen, aber in diesem Geiste zu behandeln, und würde nicht durch solch freien Erguß der Seele das Ideal der Zeit, welches die alten Formen zurücktreten läßt, und ein dramatisch bewegtes Seelenleben, Bestimmtheit des Ausdrucks, Humor und Phantasie an die Spitze stellt, ergriffen worden sein? Ich erlaube mir nicht, eine ganz bestimmte Antwort auf diese Frage zu geben. Ich stellte jedoch die früheren Pianofortewerke Schumanns sehr hoch, und ich glaube daher, daß dieser Ausgangspunkt von dem Komponisten nicht so ganz verleugnet und abgelehnt werden durfte, wie es geschehen ist. Erklärlich aber wird hierdurch der Rückschritt, den er in seiner dritten Epoche getan hat. Ich komme sogleich noch auf diesen wichtigen Punkt zu sprechen, nachdem ich erst einige Hauptwerke der zweiten Epoche noch etwas näher bezeichnet habe.

Ausgezeichnet ist die erste Symphonie, ein Hauptwerk der zweiten Epoche, hervorstechend durch die jugendliche Kraft und Fülle, die Frische, den übersprudelnden Jugendmut; Schumanns Humor gewinnt in dem Scherzo eine eigentümliche Gestaltung, und es tritt derselbe so sehr als eine Hauptseite hervor, daß auch in anderen nachfolgenden Werken gerade diese eine der hervorstechendsten bleibt. So in der zweiten Symphonie, so in der Komposition,

welche unter dem Titel: „Ouvertüre, Scherzo und Finale" erschienen ist. In der zweiten Symphonie sind das Scherzo und das zauberhafte Adagio die zunächst zündenden Nummern. Großartig und gewaltig auch ist der erste Satz, am mindesten konnte ich mich anfangs mit dem letzten Satz befreunden. Diese Symphonie aber ist ein neuer Beleg, wie vorsichtig man sein muß im Urteil. Sie wird mehr und mehr jetzt als eine der größten Leistungen Schumanns anerkannt, als ein in sich gerundetes Meisterwerk, in dem alle Teile auf gleicher Höhe stehen. — Derselbe Geist, der hier in der Symphonie zur Erscheinung gekommen ist, waltet in den Quartetts für Streichinstrumente, in dem Quartett und Quintett für Pianoforte. Es sind dies wahrhafte Perlen in dem Kranze der Schumannschen Werke. — Eine natürliche Folge der geringeren Bedeutung der Oper in dieser Epoche, der geringeren Befähigung dieser Komponisten dafür, war die erhöhte Wichtigkeit der Konzerte, und die produktive Kraft brach sich daher auf Wegen Bahn, die früher weniger betreten worden waren. So erklärt sich, daß diese Tonsetzer in der Musik für Gesang und Orchester, in der Kantate, Ausgezeichnetes geleistet haben. Die frühere Zeit besaß nur wenig hervorstechende Werke für Gesang und Orchester; ich erinnere an Rombergs Kompositionen, die eine Zeitlang sich großer Beliebtheit erfreuten und noch heute von schwächeren Dilettantenvereinen, insbesondere an kleineren Orten, gesucht werden. Jetzt haben wir infolge jenes Umstandes Schöpfungen, wie Mendelssohns „Walpurgisnacht", Gades „Comala" u. a. Ebensosehr wie in der Oper war aber auch in kirchlicher Beziehung das frühere Terrain verloren gegangen. Auch aus diesem Grunde demnach sahen sich diese Tonsetzer auf das Konzert verwiesen. So trat das Konzertoratorium an die Stelle des früheren im kirchlichen Geiste gehaltenen Oratoriums. In diese Sphäre, wenn auch nur in einem weiteren Sinne, gehört bekanntlich ein Hauptwerk Schumanns: „Das Paradies und die Peri", jenes Werk, welches ihm fast zuerst in weiteren Kreisen Bahn brach und das Verständnis auch für andere Schöpfungen erschloß. Die andere Hauptseite der Schumannschen Individualität, die schwärmerische Innigkeit und Zartheit, ist hier vorzugsweise zum Ausdruck gekommen. Im Formellen zeigt sich ein großer Fortschritt durch Beseitigung der alten, längst durch die feststehende Manier darin unerträglich gewordenen Rezitative. — Im verwandten Geiste wie „Paradies und Peri" hat Schumann seine Musik zu Goethes „Faust" gedichtet. Das Werk ist vollständig erst nach seinem Tode veröffentlicht worden. Zur Zeit seines Lebens kam nur der Epilog im Himmel, wie man diesen im Gegensatz zum Prolog im Himmel nennen kann, zur Zeit der Goethefeier im Jahre 1849 in Leipzig zur Aufführung. Die Dichtung gehört zu dem Größten und Herrlichsten, was Goethe geschaffen, sie bildet den Glanzpunkt des zweiten Teiles der Faustdichtung, und wenn ich sage, daß Schumann dem Fluge Goethes gefolgt ist, so habe ich damit ausgesprochen, daß ich die Komposition zu den bedeutendsten neuerer Tonkunst zähle. Es hält nicht in allen Teilen sich auf gleicher Höhe. Weniger befriedigend sind die Nummern des ersten Teiles. Erst allmählich steigt es zu der bezeichneten Größe empor. So ist auch die unmittelbar vor dem Epilog befindliche Szene der „vier grauen Weiber" ein großes Meisterstück.

Schumann ist nicht vollständig aus sich herausgetreten, es sind immer nur Annäherungsversuche, die er unternahm, wenn auch gewaltige; er geht bis auf einen gewissen Grad aus sich heraus, um sich dann wieder in sich zurückzuziehen. Dies bezeichnet die dritte Epoche in seiner schöpferischen Tätigkeit,

hierin liegt der schon vorhin angedeutete Rückschritt, den er gemacht hat. Man kann diese Epoche ungefähr von der Zeit seiner Übersiedelung nach Dresden an datieren. Er hat auch da noch ausgezeichnete Werke geschrieben, denn es gehört dahin die Musik zu Byrons „Manfred", ein gewaltiges, tief bedeutungsvolles Werk, dessen Ouvertüre zu den großartigsten Schöpfungen der nach-Beethovenschen Zeit zu rechnen ist; im ganzen aber ist doch der Rückschritt unverkennbar. Schumanns Größe beruht neben dem Reichtum seiner musikalischen Begabung auf der Tiefe des geistigen Gehalts, den er ausgesprochen hat, wir haben das Bewußtsein bei seinen Werken, daß es eine der hervorragendsten Persönlichkeiten ist, die sich offenbart. Was die Darstellung dieses Gehalts betrifft, so blieb bei ihm stets zu wünschen übrig. Er hat die angestrebte Objektivität des Ausdrucks, die plastische Klarheit nicht immer und überall, vielleicht nur in seinen schönsten Momenten erreicht. Der Rückschritt besteht jetzt darin, daß mit der Abnahme der Macht und Gewalt des Inhalts die formellen Mängel mehr hervortreten. Früher hob ihn die Energie der Leidenschaft und der Reichtum seiner Phantasie über diese Mängel empor, so daß dieselben, obschon vorhanden, doch verdeckt sind; jetzt wird das nicht Erreichte bemerkbar, weil die andere Seite, worin sein Wert vorzugsweise beruhte, zurücktritt. Das gilt z. B. von der Behandlung der Singstimme. Schumann hat sie nie ganz in Fluß zu bringen vermocht, es ist nicht bloß technisch Unsingbares, es ist auch viel des ästhetisch Unmotivierten darin. Der frühere große Schwung seiner Melodie aber verdeckte diese Ecken und Sonderbarkeiten; später nahm jener ab, während die Ecken blieben. Darum sehen wir in späteren Werken so oft das ganz bedeutungslose Herauf- und Heruntergehen der Stimme, das für den Sänger Undankbare und zugleich Ausdruckslose. Der naturgemäße Fortgang wäre gewesen, wenn Schumann in seiner dritten Epoche sich der Darstellungsmittel im erhöhten Grade, etwa in Mendelssohnscher Weise, bemächtigt hätte. Man hätte darin nicht einen eigentlichen Fortschritt finden können, aber er würde damit das seinem Ausgangspunkt entgegengesetzte Ziel erreicht haben. Einmal abgelenkt von seiner Bahn, blieb ihm eigentlich kein anderer Weg übrig. Statt dessen ist Schumann stehen geblieben, was die Handhabung der Ausdrucksmittel betrifft, während die produktive Kraft zurücktrat. Zwei Wege gab es meinem Dafürhalten nach für Schumann: entweder konsequentes Beharren in der anfänglich eingeschlagenen Richtung, und er würde dann, wie ich glaube, am größten geworden sein; oder, wollte er jene durch Mendelssohnsche Einflüsse bewirkte Wendung machen, Fortgang auf dieser Bahn, so daß er dann mit Verlust tieferer Innerlichkeit zu formell vollendeterem Ausdruck gelangt wäre. Es mögen zum Teil äußere Einflüsse gewesen sein, welche ihn zurückgehalten haben. Vor allen Dingen hat Schumann in seiner letzten Epoche zu viel geschrieben. Er hat mehr nur fortgearbeitet, ohne die eigentlich bedingende innere Notwendigkeit abzuwarten. Seine späteren Werke, soviel Schönes im einzelnen darunter ist, sind nicht mehr Ausdruck innerer Weiterentwicklung, sie sind nicht eine qualitative Erweiterung, sie sind nur eine quantitative Vermehrung.



Eine Musikerehe

Man ist versucht von einer Musikehe zu sprechen, wenn man den treuen Bund Robert Schumanns mit Klara Wieck aus der liebevollen Schilderung Berthold Litzmanns genauer kennen gelernt hat. Denn so recht ist dazu erst jetzt die Gelegenheit geboten, seitdem der zweite Band der groß angelegten Biographie Klara Schumanns aus der Feder des genannten Bonner Literarhistorikers erschienen ist. (Klara Schumann, II. Bd., „Ehejahre". Leipzig, Breitkopf & Härtel, 9 Mk.) Dieser Band ist ganz anders als der erste, den ich vor drei Jahren an dieser Stelle unsern Lesern, den Leserinnen insbesondere, so dringend empfohlen habe. Jener war ein echter Roman: ein prachtvolles Liebespaar kämpfte wider alle Mächte um seine Vereinigung und gelangt nach schwersten Prüfungen und zahllosen Hemmnissen zum Siege. Dieser zweite Band dagegen ist eine stille Geschichte, fast ein Idyll. Allerdings nicht in dem Sinne von Tatlosigkeit, sondern weil den Beteiligten ihr stilles Mit- und Ineinander das höchste Glück ist, weil beiden als höchstes Lebensideal die glückliche Ehe vorschwebt.

Es waren keineswegs alle Bedingungen für das Glück dieser Ehe vorhanden. Freilich ihre Liebe war auf die härtesten Proben gestellt worden und hatte diese siegreich bestanden. Von dieser Seite drohte keine Gefahr. Diese lag vielmehr in der Tatsache, daß beide Künstler waren. Künstlerehen erfreuen sich ja im allgemeinen keines guten Rufes. Aber mehr, weil man dem leidenschaftlicheren Künstlertemperament keine rechte Beständigkeit oder auch nicht die nötige Widerstandskraft gegen die prosaischen Zutaten zutraut, die auch bei der innerlich vornehmsten Ehe nicht zu vermeiden sind. Gegenüber diesen Gefahren helfen aber dem Künstler dieselben Kräfte, die jeder Feinfühlige aufwenden muß: Liebe und Pflichtgefühl. Beide waren bei Robert und Klara Schumann aufs höchste ausgebildet.

Nein, die eigentliche Gefahr liegt im Künstlertum an sich. Bei Schumanns war der eine Umstand günstig, daß die äußeren Verhältnisse so lagen, daß der Mann nicht des Broterwerbs willen zu einer ihm verhaßten Tätigkeit (etwa Stundengeben) greifen mußte. Andererseits besaß die Frau in ihrer Virtuosität das Mittel, die äußeren Lebensverhältnisse außerordentlich günstig zu gestalten. Es hätte sich nun der Ausweg eines Nebeneinanders geboten, bei dem jeder Teil seinem Berufe nachgegangen wäre. So ist es wohl bei den meisten Künstlerehen der Fall. Aber für beide Schumanns blieb das höchste Ideal ihres Lebens ihre Ehe, also gerade die Gemeinsamkeit, das Einswerden. Andererseits war die höchste Auffassung des Künstlertums für beide unentbehrliche Lebensnotwendigkeit. Es durfte keines von beiden seine Kunst opfern müssen, wenn sie nicht nur als Einzelmenschen, sondern auch als Gatten glücklich werden sollten.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen auszuführen, wie beide dieses Ideal der Künstlerehe anstrebten — das muß man langsam im Buche nachlesen —; es genüge, daß sie das Ideal verwirklicht haben. Verwirklicht, indem sie — vor allem Klara — scheinbar opferten, in Wirklichkeit indem beide gewannen und sich vertieften. Als sie heirateten, war die berühmte Klara doch im wesentlichen Virtuosin. Ihr starker Gefühlsreichtum hatte ihrem Virtuosentum eine höhere Vergeistigung gegeben. Aber so recht eingedrungen in die Musik, in Künstlers Lande zu gehn, hat sie doch erst an der geliebten Hand

Schumanns gelernt. Die Liebe hat ihr geholfen, die ungeheure Überlegenheit des schöpferischen Künstlers zu erfassen, die Liebe hat ihr es leicht gemacht, sich dieser Überlegenheit zu beugen.

Bei Robert Schumann andererseits finden wir einmal für „reproduzieren" das Wort „zurückschaffen". Er empfand also doch wohl beim Spiel seiner Frau, daß er wieder in jenen wundervollen Zustand des Schöpferischseins zurückversetzt wurde, der vor der eigentlichen Gestaltung liegt. Jedenfalls war sie immer ihm die beste Interpretin, war wirklich seine rechte Hand. —

Litzmann tritt in diesem Bande stärker hervor als im ersten, wo er fast nur mit Briefen und Tagebüchern arbeiten konnte. Man wird ihm das Zeugnis zuverlässigster Forscherarbeit und geschmackvoller Darstellung nicht vorenthalten. So ruhig das ganze vorwärts geht, es entrollt sich doch ein reiches Leben vor unsern Augen, und der tragische Abschluß von Roberts Dasein wirkt als feierliche Stimmung durch das Ganze. Um so erhebender ist die Art, wie die Frau den Schlag erträgt. Die Treue über das Grab hinaus wahrt sie in der starken Art der Liebesarbeit für die Kinder, die leiblichen und die geistigen, ihres hingeschiedenen Gatten. Jenen schuf sie ein behagliches Leben, diesen ward sie die beste Verkünderin für die ganze Kunstwelt. St.



Eine neue deutsche Nationalhymne!

Im „amtlichen Schulblatt für den Regierungsbezirk Stettin" vom 1. des Wonnemonats unseres durch eine neue Nationalhymne bereicherten Jahres steht folgendes zu lesen:

„Bekanntlich ist die Weise, nach der unsere Nationalhymne ‚Deutschland, Deutschland über alles' gesungen wird, österreichische Anleihe. Wir Deutschen haben den schönsten und reichhaltigsten Liederschatz, borgen aber für den ersten und wichtigsten nationalen Hymnus fremdes Gut! Darüber wurde im Kreise derer, die mit nationalem Bewußtsein musikalisches Verständnis verbinden, von jeher Beschämung empfunden.

Der wehende Gruß der deutschen Trikolore: ‚Deutschland, Deutschland über alles' soll bei patriotischen Feiern, an nationalen Gedenktagen in uns mitklingen mit dem kraftvollen Ausdruck deutschen Geistes und deutscher Kraft. Die entlehnte österreichische Weise zu

‚Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz' usw.

trägt dem Text entsprechend einen anmutigen, innigen, etwas weichmütigen Charakter, und es ist eine der gröbsten musikalischen Sünden, diese Melodie durch ein straffes, belebtes Tempo zu vergewaltigen, um sie eben unserem Nationallied anzupassen.

Einen kernhaften Sang, der in seiner frischen Art die jungen Gemüter schon beim Einüben begeistern, jeden Deutschen, mag er politisch gefärbt sein, wie er will, bei patriotischen Anlässen befeuern wird, bietet der kgl. Musikdirektor M. Koch-Stuttgart.

Dieser Komponist hat mit seinem ‚Sanct Michel, salva nos', einem kräftigen Appell an das deutsche Nationalgefühl, beim Berliner Sängerwettstreit 1904 die Siegespalme errungen. Es ist zu hoffen, daß seine ebenfalls markige

Weise zu ‚Deutschland, Deutschland über alles', die erstmals vor zwei Jahren bei einer Gymnasialfeier in Ludwigsburg erscholl, den Weg in die deutschen Lande und Herzen finden wird.

Wo schon das Ausland dem Deutschtum zu huldigen Gelegenheit hatte, war man noch immer in Verlegenheit darüber, mit welchen Klängen das stolze deutsche Banner eigentlich zu begrüßen wäre. Denn man weiß allerorts: Die Weise zu ‚Deutschland, Deutschland über alles' gehört den Österreichern, die Weise zu ‚Heil unserm König, Heil!' den Engländern, ‚Wir treten zum Beten' ist altniederländisch. So sind es vielleicht die Klänge eines Militärmarsches, welche die deutsche Flagge begrüßen, und der Ausländer lächelt über den sangesfrohen deutschen Michel, der für seine teuersten Gefühle wohl die passenden Worte, aber keine eigenen Noten hat.

Mögen darum Schulen und Schulbehörden, Turn-, Militär-, Krieger- und politische Vereine es als eine Ehrensache betrachten, dem deutschen Volke zu einem eigenen Nationalgesang zu verhelfen.

Die neue Melodie ist in der soeben erschienenen Liedersammlung von Koch, betitelt ‚Deutsche Klänge' (30 neue Gesänge, Preis Mk. 1.50, Verlag von Albert Auer, Stuttgart) enthalten, außerdem auch in zwei- und dreistimmiger Schulausgabe à 3 Pf. pro Blatt im gleichen Verlag erschienen."

Also Haydns wunderbar breite, so gewaltig gesteigerte Melodie soll nun auf einmal gar weichmütig sein. Und nun soll die Schöpfung des Genies verdrängt werden durch eine, meinetwegen tüchtige Handwerksarbeit, die ihre „Kraft" lediglich der Schneidigkeit des vorgeschriebenen Marschtempos verdankt. Und das, weil Haydn ein Österreicher ist? Etwa kein Deutscher? Haydn und Mozart und Schubert hätten wohl gar österreichische und nicht deutsche Musik geschrieben?! Und diese Kinderei just bei dem gewaltigen, allumfassenden Texte des großdeutschen Liedes! Das ist die strafende und erlösende Ironie des Falles.



Briefe

W. S., E., P. H. — A. N., F. b. B. — K. W., H. — R. R., K. b. D. — A. O., K. i. Pr. — J. M. S., N. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

P. S., H. a. Rh. Beide Einsendungen kommen in Betracht, doch müssen wir uns die endgültige Entscheidung noch vorbehalten.

Lic. Dr. B., R. b. W. — Pf., O. — B. B., G. — F. R., B. Verbindl. Dank für den Zeitungsausschnitt.

F. G. Guniha. Aus eigener Anschauung kennen wir das viel inserierte Werk nicht. Die Urteile, die wir darüber hörten, gehen weit auseinander. Übrigens möchten wir die Gelegenheit wahrnehmen, um ein für allemal festzustellen, daß Herausgeber und Redaktion an der Zusammenstellung des Inseratenteiles in keiner Weise beteiligt sind, diese vielmehr allein vom Verlage aus erfolgt.

—r. Trotz mancher Schärfen in der Form geben wir doch Ihrer interessanten Zuschrift um der Sache willen Raum. Sie schreiben: Die Reform des höheren Mädchenschulwesens ist bald glücklich unter Dach und Fach gebracht. Ob die Erwartungen erfüllt werden, die man an diese Umgestaltung des Lehrplans knüpft, erscheint uns mehr als fraglich, kann uns aber für jetzt gleichgültig sein. Im lieben Preußenlande deutscher Zunge werden die Mädchenbildungsanstalten mit dem griechischen Namen bald wie Pilze aus der Erde schießen. Wir wünschen ihnen alles Gute, den Lyzeen sowohl als auch den Oberlyzeen!

Was uns heute beschäftigen soll, das sind die Begleitumstände, unter denen die Reform geboren wurde. Schon vor längerer Zeit berichteten die Zeitungen, auf den kaiserlichen Teeabenden werde die Reform der höheren Mädchenschulen eingehend gewürdigt. Namentlich bringe die Kaiserin dieser pädagogischen Frage das lebhafteste Interesse entgegen. Das kann man nur



lobend anerkennen. Im allgemeinen ist es ja so, daß pädagogische Dinge die Gedanken gekrönter Häupter nur wenig belästigen. Sogar in die Erziehung der eigenen Kinder mischt man sich nur insofern, als diese Einmischung durch die Elternpflicht unbedingt geboten erscheint. Im übrigen ist ein Heer von Erziehern und Erzieherinnen zur Stelle. Sie werden dafür bezahlt, und so mögen sie auch sehen, wie sie das vom Hofmarschall vorgeschriebene Maß Ziegel erfüllen. In Aristokratenfamilien gilt es durchgehends als unstandesgemäß und spießbürgerlich, sich viel mit dem eigenen Fleisch und Blut zu beschäftigen. Mit den Pferden — ja! Mit den Kindern — nein, dazu ist die pädagogische Arbeit denn doch zu sehr Kinderei.

Also nochmals, es ist erhebend, zu sehen, wie unsere allverehrte Kaiserin auch hier ihre natürliche Aufgabe als Weib und Mutter erfaßt. Es ist ja bekannt, daß die Repräsentantin des deutschen Reiches sich am wohlsten inmitten ihrer Familie fühlt. Für Familienfragen ist sie stets da. Dieser Umstand, dieser häusliche Sinn erklärt auch ihr Interesse für das höhere Mädchenschulwesen, sowie überhaupt auch das Frauenbildungswesen. Da ist es ganz selbstverständlich, daß die Monarchin an den Teeabenden sich über den Stand der ihr am Herzen liegenden Fragen informierte. Sie holte dabei ihre Informationen von Leuten, die auf diesem Gebiete vermöge ihres Berufs oder ihrer allumfassenden Bildung zu Hause waren. Wir erinnern nur an Professor Harnack und an Helene Lange-Grunewald. Den Teeabenden folgten Konferenzen im Kultusministerium. Herr Studt, in seiner bureaukratischen Art sonst mehr als sparsam, wenn es gilt, bestimmte Fragen durch die in der Praxis gewonnene Erfahrung lösen zu lassen, ist wie umgewandelt. Er hat die gründliche Verachtung des grünen Tisches vor der Beschreitung dieses einzig richtigen Weges überwunden und hört, bevor er die Arbeit seiner Räte gutheißt, nicht nur das Urteil der praktischen und theoretischen Sachverständigen über diese Arbeit, sondern er läßt sich auch von ihnen positive Vorschläge machen. Nach Beendigung der Konferenzarbeit zeichnet die Kaiserin in Gegenwart des Ministers eine Reihe von Teilnehmern dadurch aus, daß sie dieselben in besonderer Audienz empfängt und ihnen viele Worte der Anerkennung sagt. So sah der Apparat aus, der aufgeboten wurde, um das Mädchenschulwesen auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben.

Die Feder sträubt sich, dieses schöne Bild zu verlassen. Es war ihr wohl bei dieser Schilderung. Nunmehr aber soll sie zu obigem Bilde ein Pendant entwerfen, das ein düsteres Farbengemisch zeigt. Wir denken an die Entstehung des Schulgesetzentwurfs! Wie geheimnisvoll ist man dabei im Kultusministerium verfahren. Man weiß heute noch nicht genau, ob der jetzige Entwurf einen noch weit reaktionäreren Vorgänger hatte oder nicht. So vorsichtig arbeitete man hinter verschlossenen Türen. Als wir bescheidentlich betonten, es sei notwendig, den Entwurf vor der Landtagseröffnung bekanntzugeben, damit das Volk, die Presse und die Lehrerschaft Gelegenheit habe, sich mit ihm zu beschäftigen, da winkte man ab, und die „Kreuzzeitung" meinte höhnisch, sie begreife diese Forderung um so weniger, als der Entwurf die Interessen der Lehrer nur sehr mittelbar berühre. Natürlich, warum kümmern sich die Lehrer auch um Schulangelegenheiten! Die wahrzunehmen ist eine ureigenste Angelegenheit der „Kreuzzeitung" und ihrer geistlichen Hintermänner, unter welchen Schwartzkopff der vornehmste ist! Der Volksschule und ihren berufensten Vertretern bietet man so etwas im Ellen Keyschen Jahrhundert des Kindes, ohne irgendwelche Gewissensskrupel über eine solche Behandlungsweise zu empfinden! Sie entspricht dem Geiste, der das Kultusministerium Studt beherrscht. Seit Mühler haben die Lehrer solche Tage der Erniedrigung und Verachtung nicht gesehen! Ferdinand Stiehl, der 1844 als Seminardirektor von Neuwied ins Kultusministerium berufen wurde, um die Leitung des Volksschulwesens in die Hand zu nehmen, ist mit Recht in der Geschichte der Pädagogik als ein Mann festgelegt, dem keine Maßnahmen reaktionär genug waren. Aber die Einsicht und Achtung vor dem Lehrerstand besaß er doch, daß er sich sagte, ohne seine Mithilfe sei die Bearbeitung eines Schulgesetzes schlechterdings unmöglich. Als deshalb die Verfassung vom Jahre 1850 in Artikel 26 ein besonderes Gesetz zur Regelung des Volksschulwesens versprach und Stiehl es als seine Aufgabe betrachtete, ein solches Gesetz möglichst bald zu beschaffen, fragte er die Seminar- und Volksschullehrer um ihren Rat. Das ungemein wertvolle Material, welches Stiehl auf diese Weise gewann, rechtfertigte sein Vorgehen vollauf. Wenn das Gesetz nicht zustande kam, so lag das in den politischen Zeitverhältnissen begründet, die mächtiger waren als alle pädagogischen Glanzleistungen.

Unsere heutige Zeit bedarf der Lehrer nicht mehr, obgleich ihre vertiefte und erweiterte pädagogisch-wissenschaftliche Durchbildung ihren Rat bei der Schaffung eines Schulgesetzes weit wertvoller gemacht hat. Statt dessen sind juristische Spitzfindigkeiten und theologische Herrschaftsgelüste die maßgebenden Faktoren gewesen, die bei der Aufstellung des Entwurfs in Frage kamen. Je gründlicher man ihn unter die Lupe nimmt, um so mehr muß ihn der durch die Pädagogik geschärfte Verstand verachten. Wir sind keine gesetzlosen Schwärmer, müssen uns aber immer wieder fragen: Weshalb diese Festlegung der Konfessionsschule? Hat sich etwa

der jetzige Zustand nicht bewährt? Es ist eine Demütigung der Volksschule sondergleichen, daß man sie vor allen Schulgattungen dazu ausersieht, die Kirchenfahne auf ihrem Dache flattern zu lassen. Den höheren Schulen würde man eine derartige Schmach nicht gesetzlich festlegen. Der leitende Gedanke kann doch nur der gewesen sein, dem „Volke" müsse man die Religion erhalten, während in den höheren Kreisen die Bildung geeignet sei, die heilsamen Wirkungen der Religion hinsichtlich ihres Einflusses auf Sitte und Ordnung zu ersetzen. Die Religion hat es mit ewigen Werten zu tun. Ihnen hat sie in allererster Linie dienstbar zu sein. Sie lediglich als Mittel zur Erreichung irdischer Zwecke zu benutzen, ist ein Mißbrauch sondergleichen. Aber das kümmert unsere bureaukratisch-konservativen Staatshämorrhoidarier nicht. Der in den Volksschulen untergebrachte Nachwuchs der Plebs bedarf der religiösen Zügel.

Aber wurde denn die Volksschule nicht aufs höchste ausgezeichnet durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an Herrn v. Studt? Es gibt Blätter, denen diese Auszeichnung eine Überraschung war. Für uns war sie es nicht. Herr v. Studt ist vor allen Ministern der Liebling der Kaiserin, und was seine Schulpolitik angeht, so bewegt sie sich in Bahnen, die den Richtlinien der deutschen Lehrerschaft diametral entgegengesetzt sind. Jede geistige Gütergemeinschaft zwischen dem pädagogischen Chef und seinen Untergebenen ist aufgehoben, seitdem diese die Überzeugung gewonnen haben, daß der Unterrichtsminister lediglich die Geschäfte der Klerisei besorgt. Es gab nie einen preußischen Kultusminister, dessen Urteile von pädagogischer Sachkenntnis so wenig getrübt waren, wie das bei Herrn v. Studt der Fall ist. So oder ähnlich urteilte der alte Eugen Richter schon vor Jahren, und die Erfahrungen der Jahre werden den geistvollen Nörgler nur in seinem Urteil bestärkt haben. Da man Unfähigkeiten nicht mit dem hohen Orden vom Schwarzen Adler dekoriert, so muß die Auszeichnung wohl einen andern Grund haben. Will man ihn kennen lernen, dann muß man die Gesinnung des Kaisers über die Bestrebungen der Lehrerschaft sich vergegenwärtigen. Davon ist wenig Erbauliches zu berichten, weshalb wir darüber hinweggehen. Herr v. Studt verwirft die freiheitlichen Äußerungen der großen Lehrerversammlungen, und er rühmt sich der Tat, daß er nie einen Vertreter dazu entsandt habe. Die Dekorierung des Kultusministers durch den Kaiser ist zu gleicher Zeit die denkbar schärfste Verurteilung des deutschen Lehrervereins. Ob es wohlgetan ist, den Bogen immer straffer zu ziehen, braucht nicht erörtert zu werden. Die notleidende Landwirtschaft darf Minister stürzen; die Industrie beseitigt nicht genehme Persönlichkeiten ebenfalls; die Lehrerschaft mag protestieren so laut sie will: die Antwort darauf ist die Auszeichnung des Gegners. Der Schulmeister soll eben nicht mucksen, sondern die Hand küssen, die ihn ins Gesicht schlägt. Aber der Schulmeister von heute ist weder knieschwach noch kreuzlahm. Seinem Kleinod, der verachteten Volksschule, zuliebe nimmt er manches hin, doch auch da nur, „so weit, als christlich ist". Seine persönliche Ehre wertet er sehr hoch, deshalb läßt er sie nicht antasten. Pflicht und Ehre — das sind seine Leitsterne. Und diese beiden Leitsterne hält er unverrückt im Auge, auch dann, wenn hundert Schulgesetzvorlagen den pädagogischen Himmel verdunkeln.

M. L. In dem Gedicht „Gebet", Heft 10, Seite 414 soll die dritte Zeile heißen „Leite meine Seele", statt „Weite meine Seele".

L., P. O. K. (Kapkolonie). Besten Dank für den Ausschnitt aus der „East London-Zeitung", der allerdings niedriger gehängt zu werden verdient. Dazu werden Sie übrigens die Tagebuchausführungen dieses Heftes interessieren. Das englische Blatt, das, wie Sie mitteilen, in den östlichen Provinzen der Kapkolonie viel gelesen wird, schreibt: „Morenga, der Hottentottenführer, ist mit dem Rest seiner Leute von der Kappolizei bei Aries, Gordonia, festgenommen worden. Einige Jahre lang hat er den deutschen Truppen Trotz geboten und sie oft im Kampfe geschlagen. Jetzt ist er in die Hände der Polizei dieser Kolonie gefallen, die ihm alle Sorgfalt und Beachtung wird angedeihen lassen, die einem so tapfern Manne und erprobten Führer gebührt. Man kann nicht umhin, für ihn in seinem Mißgeschick Sympathie zu fühlen. Er war, wie sein ganzes Volk, das Opfer eines Kolonisationssystems, das, solange es verfolgt werden wird, die Eingeborenen zwingen wird, sich aufzulehnen. Morenga ist, um die Worte eines, der ihn gut kennt, zu gebrauchen, ‚ein Gentleman und hat stets die Leute, die in seine Hände fielen, respektiert und menschlich behandelt'. Heute ist er in britischen Händen, und sein Los wird ihm, solange er in unserm Schutze bleibt, so behaglich wie möglich gestaltet werden. Wir bedauern die Umstände, die einen so tapfern Mann zwangen, die Waffen gegen die Regierung des Landes zu erheben, in dem er residierte, aber des mag er sicher sein: er wird Schutz, und wenn's sein kann, ein glückliches Asyl auf britischem Gebiete finden." Sie haben ganz recht, wenn Sie fragen, „ob die Engländer unter den Rebellen Natals einen ähnlichen Helden entdecken werden". Und was sagt unsere Kolonialregierung zu dieser britischen Liebenswürdigkeit?

**Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.**



Ferd. Waldmüller pinx. Mezzotinto Bruckmann



LANDSCHAFT (ISCHL)



Die politische Volksseele des Deutschen

von

Dr. Wilhelm Winter

Während heute zu gleichen Zeit [illegible] Schichten des deutschen Volkes ein fast fieberhafter po[illegible] hat, und der Rausch des Erfolges den Ultramontanis[illegible] neuen politischen Eroberungen begeistert, bietet die Masse de[illegible] ein Bild trauriger politischer Stagnation. Die groß[illegible] Volks-schichten, die nach ihren Fähigkeiten und na[illegible] zumeist auch nach ihrem Besitz in erster Linie zur Führung [illegible] wären, kranken an politischer Passivität, Unklarheit und [illegible]keit. Wir leben im Zeitalter jener Presse, die unter dem Motto [illegible] „Wir haben nur ein Geschäft und keine Meinung." Sie wiegt den Bürge[illegible] tiefer in das behagliche Gefühl ein: es ist wichtiger, über alle Einz[illegible] der neuesten Sensationsaffäre, über die Schlagworte und Witze des [illegible] Modeschwanks, über alle Kuriositäten von heute unterrichtet zu se[illegible] sie morgen vergessen zu haben, als zu den großen politischen Tage[illegible] Stellung zu gewinnen. Während auch die gut geleitete politisch[illegible] liche Presse häufig geradezu mit Existenzschwierigkeiten zu ringen [illegible] die Lokal- und Generalanzeiger alljährlich ihre Giebelreklamen [illegible] dem staunenden Großstadtmenschen von dem neuen Zuwachs [illegible] zahl zu erzählen wissen.



Mezzotint v. Bruckmann

LANDSCHAFT (ISCHL)



VIII. Jahrg. September 1906 Heft 12

Die politische Volksseele des Deutschen

Von

Dr. Wilhelm Wintzer

Während heute zu gleicher Zeit die unteren Schichten des deutschen Volkes ein fast fieberhafter politischer Eifer ergriffen hat, und der Rausch des Erfolges den Ultramontanismus beständig zu neuen politischen Eroberungen begeistert, bietet die Masse des deutschen Bürgertums ein Bild trauriger politischer Stagnation. Die große Mehrheit der mittleren Volksschichten, die nach ihren Fähigkeiten und nach ihrer Bildung, zumeist auch nach ihrem Besitz in erster Linie zur Führung des Volkes berufen wären, kranken an politischer Passivität, Unklarheit und Meinungslosigkeit. Wir leben im Zeitalter jener Presse, die unter dem Motto gedeiht: „Wir haben nur ein Geschäft und keine Meinung." Sie wiegt den Bürger immer tiefer in das behagliche Gefühl ein: es ist wichtiger, über alle Einzelheiten der neuesten Sensationsaffäre, über die Schlagworte und Witze des neuesten Modeschwanks, über alle Kuriositäten von heute unterrichtet zu sein, um sie morgen vergessen zu haben, als zu den großen politischen Tagesfragen Stellung zu gewinnen. Während auch die gut geleitete politische bürgerliche Presse häufig geradezu mit Existenzschwierigkeiten zu ringen hat, können die Lokal- und Generalanzeiger alljährlich ihre Giebelreklamen erneuern, die dem staunenden Großstadtmenschen von dem neuen Zuwachs ihrer Abonnentenzahl zu erzählen wissen.

Politische Stagnation ist freilich die Signatur der Epigonenzeitalter zu allen Zeiten und unter allen Völkern gewesen. Dieser schwache Trost aber wird niemand beruhigen, der in den Ereignissen von 1870 nicht das Ende, sondern den Anfang einer aufstrebenden Entwicklung des deutschen Volkes erblickt. Und wenn dieses Emporstreben des deutschen Volkes gerade in bürgerlichen Kreisen sich heute mehr als zu irgend einer früheren Zeit im wirtschaftlichen Wettbewerb betätigt, so genügt auch diese Tatsache nicht zur Erklärung der politischen Interesselosigkeit und Zerfahrenheit der Gegenwart. Gewiß verführt der materielle Erwerb heute dazu, alle Kräfte im Kampf ums eigne wirtschaftliche Vorwärtskommen zu erschöpfen, so daß weder Zeit noch Ruhe bleibt, sich aus dem engen Pflichtenkreis zur Beschäftigung mit den Allgemeininteressen aufzuraffen. Aber auch wo diese Zeit und Ruhe vorhanden waren, erlebten wir doch weit weniger eine wirtschaftspolitische Meinungbildung vom Standpunkte des Gesamtinteresses, als eine egoistische Gruppierung der Meinungen vom Standpunkte der Einzelinteressen. Die Gefährdung der Portemonnaieinteressen wurde der Anstoß zu politischer Betätigung — aber auch nur im Sinne einer Wahrung dieser Portemonnaieinteressen. Zur Bildung einer gewerblichen Mittelstands-, einer Detailhändler-, einer Fabrikanten- oder Kohlengrubenbesitzer-, einer Bank- und Börsenpartei — vielleicht sogar einer Hausbesitzer- und Mieterpartei sind längst die kräftigsten Ansätze vorhanden. Das Fehlen geschulten wirtschaftspolitischen Denkens und die Sorge allein für die eignen Sonderinteressen verhinderten daher in den Zollfragen jede Verständigung, so daß in dem besonnener Überlegung auf allen anderen Gebieten so zugänglichen deutschen Volke hier die Entscheidung nur durch parlamentarische Gewaltmittel herbeigeführt werden konnte.

Politik ist Willenshandlung. Es gehört Entschluß zu praktischer Gedankenarbeit dazu. Aber es liegt in der Natur des Deutschen, praktische Lebensprobleme lieber auf dem Wege theoretischen Grübelns, im Spiel der Phantasie und der Abstraktion zu lösen, als aus den wirklichen Verhältnissen praktisch mögliche Zwecke abzuleiten und alles Interesse und alle Energie für ihre Durchführung einzusetzen. Die deutsche Geschichte mit ihrer Kleinstaaterei und ihrem fürstlichen Absolutismus hielt die Gewöhnung an politische Betätigung nur allzulange hintenan, so daß die Neigung zu politischer Apathie und die politische Ungeübtheit und Unwissenheit nur immer tiefer befestigt wurden. Nur einschneidende Ereignisse oder starke Persönlichkeiten konnten aus dem Schlummer aufrütteln und den politischen Trieb auslösen.

Für die breiten Schichten des deutschen gebildeten Bürgertums fehlt es heute an solchen Ereignissen oder Persönlichkeiten. Der Reichstag, der nach den Idealen der Reichsgründer zur politischen Führung des deutschen Volkes berufen wäre, weist keine Persönlichkeit, keine Partei auf, die in den großen Hauptfragen der Lösung der sozialen, der wirtschaftlichen, der weltpolitischen und der Kulturaufgaben des deutschen

Volkes ein geschlossenes Programm, ein volkstümliches Ideal zu verkünden wüßte, das die Massen fortzureißen vermöchte. Der heutige Reichstag ist vielmehr durch seine geistige Mittelmäßigkeit und seine Zersplitterung in Parteien ein getreues Konterfei der politischen Unsicherheit, Zerfahrenheit und Gleichgültigkeit der Masse des deutschen Volkes. Von hier aus ist kein Begeistern, kein Aufrütteln großer Massen des Bürgertums zu politischer Selbsttätigkeit zu erwarten.

Auch die Regierung ist heute nicht geeignet, der Allgemeinheit zum klaren politischen Orientierungspunkt zu werden. War früher vielleicht der Name Bismarck auch oft für solche ein Programm, die sich in blindem Vertrauen zu dem großen Staatsmann eignen politischen Nachdenkens überhoben glaubten, so haben das Hin und Her des neuen Kurses, seine Konzessionsfreudigkeit an die verschiedensten Parteien, die scheinbar die selbständige Mitarbeit des Volkes in erhöhtem Maße herausforderte, erst recht die politische Beteiligung und Regsamkeit in der Nation eingeschläfert. Und so sehr auch Kaiser Wilhelm persönlich bestrebt gewesen ist, die Volksseele durch seinen Willen zu beeinflussen und durch seine Kundgebungen mit sich fortzureißen — trotz seiner Vielseitigkeit und seines idealen Wollens blieb seine politische Physiognomie den breiten Schichten des Volkes viel zu widerspruchsvoll, unruhig, verschwommen und daher völlig unverständlich, als daß er bisher eine Anhängerschaft großen Stils um seinen Namen hätte scharen können. So sehr seine Kundgebungen in jedem Falle interessierten, häufig die Geister aufrüttelten — sein Name bedeutet auch heute noch viel zu wenig ein praktisches, in sich geschlossenes volkstümliches Programm, als daß er allein an der politischen Gleichgültigkeit hätte etwas ändern können. Da es auch an epochemachenden Ereignissen im Deutschen Reiche insbesondere seit Bismarcks Abgang gefehlt hat, so ist das Volk auch unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. nicht politisch erzogen, sondern nur tiefer in die politische Trägheit eingewiegt worden.

Das große allgemeine Interesse, das z. B. die Marokkoangelegenheit vorübergehend gefunden hat, ist eine Episode geblieben. Es war durch den Umstand veranlaßt, daß Fürst Bülow, der hier einmal die volle Unterstützung des Kaisers hinter sich hatte, das deutsche Volk mit Hilfe der Presse für das große nationale Ziel zu interessieren wußte, das er dabei im Auge hatte: der deutschen Diplomatie im europäischen Konzert endlich die ihr nötige Ellenbogenfreiheit wieder zu erzwingen. Aber auch dies Interesse währte nur kurze Zeit. Als die Kriegsgefahr beschworen war, flaute es rasch ab und konnte auch durch die Marokkokonferenz kaum zu merklichem Leben wieder erweckt werden.

Um so kräftiger pulsiert heute ständig das politische Leben in den zwei großen Massenparteien des deutschen Volkes, im Zentrum und in der Sozialdemokratie. Das Zentrum hat durch alle Stürme der Zeit seinen Mandatbesitz im Reichstage behauptet. Die Sozialdemokratie ist gewaltig angewachsen, und es wäre töricht, wegen der Zänkereien und Spaltungen im

Lager der Genossen auf einen entscheidenden Rückgang der Partei in absehbarer Zeit rechnen zu wollen. — Warum vermögen sie beide es dauernd, die großen Massen an ihre Fahnen zu heften und für ihre Ziele zu begeistern? Sind sie etwa reich an überragenden Persönlichkeiten, an denen sich die Geister scheiden? Eine Zeitlang glaubten auch einsichtige Leute, die ultramontane Bewegung würde durch den Tod der Führer Windthorst und Lieber — die sozialdemokratische durch Liebknechts Tod merkliche Einbuße erleiden. Die Tatsachen haben sie Lügen gestraft. An den Persönlichkeiten hängt die Kraft dieser Bewegungen ganz und gar nicht. Auch die Organisation, so gewaltig sich ihre Wirkung im inneren Zusammenhalt beider Parteien geltend macht, ist doch nur die Schale, nicht der Kern dieser wie aller politischen Bewegungen. Gerade die Willigkeit, mit der sich die Massen des sonst zum politischen Herdentrieb ganz und gar nicht veranlagten deutschen Volkes dieser Organisation fügen, weist darauf hin, daß es der Inhalt, nicht die Form dieser Bewegungen ist, wodurch die Massen gepackt werden.

Ist dieser Inhalt nun jenes praktische, in sich geschlossene Programm in den großen Lebensfragen der Nation, das durch seine innere Wahrheit und Klarheit hinreißt? Leider nichts von alledem! Beide Parteien finden sich schlecht und recht — meist mehr schlecht als recht — mit den großen Zeitfragen ab. Gewiß, sie haben auch für diese Zeitfragen Antworten bereit, die ihrer Wählerschaft meist aus der Seele gesprochen sind. Einzelne Anhänger mag diese Beantwortung auch in ihren Bannkreis gezogen haben. Aber beileibe ist es nicht das tätige Interesse an diesen das Wohl der Gesamtnation betreffenden Problemen, die ihnen die Anhänger scharenweis zuführt.

Die Wurzeln für beide Parteibildungen liegen vielmehr ganz wo anders. Die Aufdeckung dieser Wurzeln eröffnet außerordentlich lehrreiche Einblicke in die mangelhafte politische Charakteranlage des Deutschen. Denn beide Parteien saugen künstlich ihre Kraft aus unpolitischen, gänzlich außerhalb des Sorgens und Denkens für das Allgemeinwohl liegenden Trieben und Neigungen des deutschen Volkes.

Zunächst bestätigen beide Parteibildungen die Tatsache, daß der Deutsche jedesmal erst eines empfindlichen Anstoßes, eines unangenehmen Druckes bedarf, um aus der politischen Untätigkeit aufzuwachen. Die Zentrumspartei erstarkte, als sich der katholische Volksteil im Deutschen Reiche unabänderlich an eine protestantische Mehrheit staatlich gebunden sah, und als sich ihm der Druck dieser Mehrheit im Kulturkampfe fühlbar machte. Sofort erlag die neue Partei der weiteren deutschen Unart, den Kampf gegen den andersgesinnten Landsmann als Selbstzweck der Partei zu betrachten. Noch heute, lange nach Beendigung des Kulturkampfes, hält die Partei nur zusammen, weil es der Klerus als eine seiner Hauptsorgen betrachtet, nicht nur die Erinnerung an den längst beendeten Kulturkampf künstlich wachzuerhalten, sondern auch durch Steigerung des konfessionellen

Bewußtseins und des Mißtrauens in den andern Volksteil die Massen vom Überlaufen in andre politische Heerlager zurückzuhalten.

Nicht anders verhält es sich mit der Sozialdemokratie. Auch sie verdankt ihre Entstehung der Not, dem empfindlichen wirtschaftlichen Elend, in das sich der Lohnarbeiter durch den Fabrikbetrieb, durch die drohende Arbeits- und Rechtlosigkeit gedrängt sah. Und als die „herrschenden Klassen“ unter dem Drucke der drohenden sozialen Gefahr sich dieser Not zuwandten, glaubte die Partei nur durch künstliche Absage an die gesamte soziale Gesetzgebung, durch fortwährende geflissentliche Erweiterung der Kluft zwischen der besitzenden und der Arbeiterklasse leben und gedeihen zu können: vollständige Verrottung der Bourgeoisie — unbedingte Vollkommenheit der Arbeiterklasse. Nicht ohne Grund befürchtet sie, daß der politische Trieb wieder einschlafen würde, wenn durch Überhandnehmen der revisionistischen Richtung an der Überzeugung der Massen gerüttelt würde, daß es nur an der Korruptheit und dem bösen Willen der Bourgeoisie liegt, wenn es dem Arbeiter noch immer nicht so geht, wie er es verdient. Das Gefühl, in schmählicher Weise benachteiligt zu sein, muß beständig erregt und gestachelt werden, denn nur an ihm kann das politische Feuer entzündet und in Brand gehalten werden.

Leider ist diese Erscheinung nur eine Bestätigung dessen, was in der Geschichte auch vergangener politischer Bewegungen in Deutschland beobachtet worden ist. Man vergegenwärtige sich die Lage am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Zunächst ließ sich der Deutsche die Zerstückelung Deutschlands durch Napoleon ruhig gefallen. Der korsische Eroberer warf ja ein Staatenkonglomerat über den Haufen, dessen politisch unerzogene Bürger ihre Fürsten und Regierungen für sich denken ließen, und die anfangs sogar geneigt waren, nach mancher Richtung hin die Neuordnung der Dinge geradezu als Wohltat zu empfinden. Erst als der Druck der Fremdherrschaft zum Bewußtsein kam und sich als auf die Dauer unerträglich erwies, erwachten weite Kreise des Volkes aus ihrem politischen Dornröschenschlaf. Aber als der Zweck der gewaltigen Bewegung der Freiheitskriege erreicht, die drückenden Fesseln gesprengt waren, da trat sofort wieder die politische Versumpfung ein. — Erst der erneute Druck durch das Wiedererstarken des fürstlichen Absolutismus, Hand in Hand mit dem Unbehagen über die staatliche Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands, weckte die politischen Lebensgeister wieder auf. Freilich zeigt auch die Geschichte dieser Bewegungen, daß bei aller Begeisterung für die deutsche Einheit das — nur zu begreifliche — Streben vorherrschte, von dem Drucke des Absolutismus befreit zu werden. Ebenso setzten die Regierungen weit mehr Umsicht und Energie an die Niederwerfung der ihre Herrschaft bedrohenden Freiheitsbewegung als an die Schaffung der deutschen Einheit. In der Art, wie die demokratische und die Einheitsbewegung sich kreuzten und gegenseitig hemmten, zeigte sich die politische Unklarheit und mangelhafte Erkenntnis der Tatsachen und Möglichkeiten, wie sie der Deutsche als politisches Erbteil von der Vergangenheit überkommen hat.

Aber eines hatten doch die beiden großen Bewegungen des vorigen Jahrhunderts vor den Massenparteien der Gegenwart voraus: sie beide erstrebten ein auf das Wohl der Gesamtnation gerichtetes klares und erreichbares Ziel, dort die Befreiung, hier die Einigung Deutschlands. Sozialdemokratie und Ultramontanismus aber arbeiten praktisch lediglich auf das Wohl einer Menschenklasse im Staate hin, dort der Arbeiterklasse, hier des katholischen Volksteils. Und das Wohl dieser Klassen wird nicht auf dem geraden Wege eines auf das Gesamtinteresse gerichteten politischen Programms erreicht, sondern auf dem Umwege eines mystischen Glaubens an ein Ideal, an ein überweltliches Jenseits, in dem alle politischen Probleme auf einmal gelöst sein sollen. Der Ultramontane sieht in dem geistlich-weltlichen internationalen Machtaufbau der katholischen Kirche den Endzweck alles politischen Strebens. Ihm selbst wird für seine Teilnahme an diesem Streben ein überweltlicher Lohn versprochen. Der Sorge für das kirchliche Ideal ist die Sorge um das staatliche Interesse vollkommen untergeordnet. Triebfeder und Basis für alles politische Streben ist nicht ein staatliches Ideal, sondern ein jenseits aller Politik liegender religiöser Glaube. Nur die Zaubermacht einer an sich ganz und gar unpolitischen, transzendentalen Lebensanschauung hält diese Partei im Innersten zusammen, erklärt ihre Größe und erklärt ihre Dauerhaftigkeit.

Auf demselben politischen Zaubermittel eines überweltlichen Glaubens beruht die Macht der Sozialdemokratie. Die politisch ungeschulten Massen halten zur roten Fahne, weil sie von ihr eine Machterweiterung der Arbeiterklasse im Staate erhoffen, die sie zur Herbeiführung eines goldenen Arbeiterzeitalters befähigt. Der fromme Glaube an die Erlösung von allem politischen Übel durch das noch nie dagewesene, praktisch undurchführbare, erträumte Ideal der sozialistischen Gesellschaftsordnung ist die Grundlage der sozialdemokratischen Macht in den unteren Volksschichten. Die Autorität der Führer, die richtig auf die Unzufriedenheit der Massen und auf ihre politische Gedanken- und Kritiklosigkeit spekulieren, überhebt die Masse des Arbeiterpublikums des Nachdenkens über die Möglichkeit der doppelten Phantasie, der Arbeiterherrschaft im Staate und des kommunistischen Staatsideals. Aber mit dem Glauben an dieses internationale Ideal steht und fällt die Macht der Sozialdemokratie. Beide großen Bewegungen ändern also nichts an dem Urteil über den unpolitischen Grundcharakter des Deutschen, sie bilden vielmehr nur eine drastische Bestätigung dafür. Das politische Denken des Deutschen ist unentwickelt und schläft gemeiniglich. Um es zum Leben zu erwecken, bedarf es — von Kriegszeiten abgesehen — eines künstlichen Anstoßes und bei den unteren Schichten noch außerdem eines mystischen Ideals.

Es ist bei solcher Naturanlage des deutschen Volkes natürlich keine Aussicht vorhanden, daß sich an der politischen Misere der Gegenwart, die das gesunde politische Leben Deutschlands zwischen die Übermacht der Sozialdemokratie und des Ultramontanismus einklemmt, etwas Wesentliches änderte.

Um das deutsche Bürgertum zu regerem politischen Interesse aufzustacheln, dazu wäre wiederum ein so übermütiges Schalten und Walten der beiden Parteien nötig, daß die dazwischen liegenden Schichten sich dadurch in ihren innersten Lebensinteressen angegriffen fühlten. Aber der Umstand, daß sich im parlamentarischen Leben rechts und links zwei extreme Parteien die Wage halten, wird eine Entscheidung in diesem Sinne vermutlich noch lange hinausschieben. Noch eher kann auf eine politische Gesundung des rechten Flügels der Sozialdemokratie gerechnet werden. Auch steht zu hoffen, daß die parlamentarische Erziehung des deutschen Volkes auf die Dauer das politische Empfinden und Denken schließlich doch vertiefen und verallgemeinern wird.

Je mehr aber heute Sozialdemokratie und Zentrum die Massen in die politische Schule nehmen, um so mehr erwächst dem Staate unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts die Pflicht, den mangelnden Sinn zu wecken und schon in der Schule den erforderlichen Grund für politisches Interesse und Verständnis zu legen. Die republikanisch regierten Staaten Europas und Amerikas sind längst mit praktischen Bestrebungen dieser Art erfolgreich vorangegangen. In Deutschland steht heute dem bürgerkundlichen Unterricht noch immer eine Reihe politischer und pädagogischer Vorurteile entgegen. Ich meine, sie müßten sich gerade an der Hand von Betrachtungen wie die vorstehenden über die politische Psyche des Deutschen überwinden lassen. Erfreulicherweise mehren sich denn auch die Stimmen, die nicht von dem gefährlichen Experiment einer Beschneidung des Reichstagswahlrechts, sondern von einer allgemeineren Grundlegung des politischen Interesses und Verständnisses in der mittleren, in der Fortbildungs- und in der höheren Schule ein wirksames Mittel zur politischen Gesundung des deutschen Volkes sehen. Vor nicht gar langer Zeit hat der Bonner Kurator v. Rottenburg mit beredten Worten eine Weckung des politischen Sinnes schon in der Schule für möglich und für nötig erklärt. Es ist alte, schlechte deutsche Gewohnheit, auf diesem Gebiete alles sich selbst — im besten Falle der einseitigen Arbeit der Parteien an der Jugend zu überlassen, die dann so oft den politischen Trieb in völlig unfruchtbare Bahnen leiten. Solange auch in der Schule der Trieb des Deutschen, in theoretische Fernen zu schweifen, dadurch gefördert wird, daß er die großen politischen Gegensätze lediglich an griechischen und römischen oder doch weit zurückliegenden deutschen Beispielen kennen lernt, von der deutschen Staatsverfassung dagegen, von den Grundlagen der Verwaltung und erst recht von der eigenen parlamentarischen Geschichte der Neuzeit kaum die allerdürftigsten Andeutungen erfährt, kann unmöglich auf eine Weckung des Willens zu politischer Betätigung gerechnet werden. Was erfährt der Durchschnittsdeutsche z. B. von der Geschichte der Beziehungen des Deutschtums und des Polentums seit den Zeiten der Annexion? Und doch kann nur auf Grund der Kenntnis wenigstens der großen Umrisse dieser Beziehungen auf das heute von der Staatsverwaltung so sehr gewünschte Interesse und Verständnis für die Polenfrage gerechnet werden.

Sofern man sich also nicht der unsicheren Hoffnung hingeben will, daß Personen oder Ereignisse — gewöhnlich sind es schlimme und verhängnisvolle Ereignisse gewesen — das trostlose Bild der innerpolitischen Lage Deutschlands zufällig verändern werden, weist die Erkenntnis der politischen Volksseele des Deutschen grundsätzlich auf den Versuch hin, die guten und echten politischen Instinkte schon in der Schule zu wecken und zu pflegen. Auf die Dauer wird sich die Volkserziehung im Interesse einer kräftigen und gesunden Fortentwicklung des deutschen Volkes der praktischen Lösung dieser Aufgabe nicht entziehen können.



Im Herbst gesungen

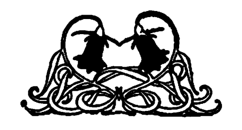
Von

Max Mell

Wir haben keine Frage,
Die einer lösen soll:
Nun schwanken alle Tage
Beladen, reif und voll,
Wie Garbenwagen schwanken
Zum Hoftor hoch herein.
Nicht fragen und nur danken
Soll unsre Losung sein.

Daß jetzt die Wälder klagen,
Glaubt meine Seele nicht:
Es liegt auf diesen Tagen
So viele Zuversicht.
Die Garben sind geborgen,
Verheißend ist der Wein:
Nicht immer muß voll Sorgen
Die Zeit der Ernte sein.

Mit freundlichen Gefährten
Laßt uns des Abends gehn
In rotgefärbten Gärten
Und dämmernden Alleen,
Und wo die Füße rauschen
In Blättern, die verwehn,
Uns liebe Worte tauschen,
Die in den Winter sehn.





Leibeigen

Eine Kolonialnovelle aus der Gegenwart

Von

Hanna Christaller

(Schluß)

Die ganze Nacht hindurch hallten die Gänge des Hospitals wieder vom Gewimmer Tiemes. Gegen Morgen wurde sein wildes Stöhnen und Röcheln allmählich stiller, bis es endlich ganz verstummte. Da war's in der Tat, als lagerten die Schatten des Todes über dem Hause.

In die Kolonie war die Kunde von dem Hinscheiden Romunds und dem zähen Todeskampfe des bärenkräftigen Tieme schnell gedrungen. Verstört und ernst kamen die Landsleute und ließen sich teilnahmsvoll den Hergang berichten. Sie sprachen gedämpft — sie schauderten und gingen.

Und auch Aheba kam. Sie flehte mit Augen und Händen, als Gabriele ihr den Tod des Gatten mitgeteilt hatte. Da ging ihr die Schwester voran ins Totenzimmer. Mit ausgebreiteten Armen warf sich das junge Weib über den Leichnam und preßte ihn an den vollen Busen. Mit ihrem Atem versuchte sie, dem Geliebten Leben einzuhauchen; unter leisen, herzzerreißenden Klagetönen saugte sie sich fest an seinen starren Lippen — fast gewaltsam mußte man sie endlich von ihm reißen. Und dann wankte über die kurze Haide die einsame Gestalt davon und kauerte an einer armseligen Hüttenmauer nieder, um in tränenlosem Schmerz nach dem Fenster hinüber zu starren, hinter dem der Entseelte schlummerte.

— — — Ein leeres Parterrezimmer war mit Palmengrün geschmückt worden. Düster und feierlich standen mitten darin die zwei einfachen bretternen Särge, mit schwarzem Sammet überzogen. Palmenzweige lagen darauf und Kränze, grün mit feuerroten Blumen, wie die tropische Sonne sie zeitigt. Nach und nach füllte sich das Zimmer mit Europäern; sie waren alle von Kopf bis zu Fuß blendend weiß gekleidet. Nur das Gewand des Missionars Johannes Riedel war so schwarz wie die Überkleidung der Särge, zu deren Häupten er sich aufstellte. Im Halbkreis vor und neben ihm gruppierte sich nun die Trauerversammlung. An der rechten Flanke des Zimmers stand zwischen Babetten und Marien der Stabsarzt; etwas seitab aber lehnte am Fenster

Gabriele, ruhig und bleich. Sie empfand ein unwillkürliches Wohlgefallen beim Anblick des schönen Paares. Er in sich gekehrt und finster, sie ganz Anmut und den Kopf leicht und sinnig zu ihm hinübergeneigt — beide wie für einander geschaffen. Kein Ton wurde in der Versammlung laut. Nur die kleine Babette schluchzte manchmal vor Ergriffenheit, Heimweh und Übermüdung leise auf. Sie glühte wie eine Päonie, und außer den Blumen auf den Särgen war ihr Gesicht das einzig Rote in der Halle. Jedes andere Antlitz zeigte schon den angegilbten Teint der weißen Afrikabewohner. Verstohlen musterte man sich gegenseitig, und jeder fragte sich: „Welches von den abgeblaßten Gesichtern wird das nächste auf der Bahre sein?"

Auf dem Wandelgang draußen stimmten die Missionsschüler ein Grablied an. Maria preßte ihr Taschentuch an die Augen. Der Doktor rang nach Fassung und sah zu Gabrielen hinüber. Diskret blickte diese zum Fenster hinaus. Ach! da drüben an der armseligen Hüttenmauer kauerte noch immer Aheba. Nun weinte auch die Schwester.

Der Missionar hielt eine kurze Ansprache. Dann kamen täppisch und verlegen die schwarzen Träger herein; sie hoben, je sechs und sechs, die Särge auf ihre Schultern und gingen mit ihrer Last hinaus. Geräuschlos schloß sich das Gefolge an.

Maria blieb zurück. Von der Veranda aus sah sie dem Leichenzug nach. Langsam bewegte er sich auf dem sandigen, lockeren Wege vorwärts, und weithin leuchteten die roten Blumen auf den schwankenden, schwarzen Särgen. Dicht hinter diesen gingen, den Missionar in der Mitte, die Schwestern. Ihre hellen Gewänder flatterten im Winde. Ihnen folgte die weiße Männerschar. Und wie Kobolde, große und kleine in bunten Verhüllungen, wimmelten nebenher die Schwarzen. Hinter einer Palmenpflanzung verschwand der Zug.

Nach diesem Punkt starrte noch immer Maria, als das ernste Bild längst vorübergezogen war. Traurige Gedanken bestürmten sie. Wenn man nun ihren Mann so fortgetragen hätte? Sie schloß die Augen. Nichts wollte sie sehen, nichts denken. Dann blickte sie wieder auf. Da drüben, was war das? Mutterseelenallein schwankte über die Haide noch eine Gestalt. Die letzte im Gefolge? So spät? Ein schwarzes Weib! Die Negerin stand still und warf die Arme hilflos empor. Sie taumelte weiter — Aheba, das Weib von der armseligen Hüttenmauer — und hinter den Palmen verschwand auch sie — —.

„Tiemes heidnisches Weib," klagte Maria sich an, „sie hat mehr getan als ich. Den Menschen, der ihr am nächsten stand, sie hat ihn geliebt und beglückt. Aber, wenn du gestorben wärest, armer Christoph, die dich beweinen würde, sie hätte dich nicht beglückt." Gramvoll verzog sich ihr Gesicht. „Wäre nur eines nicht: sein eifernder Starrsinn!" dachte sie. Oder täuschte sie sich? Trug sie nicht auch Schuld? Wer kennt sich selbst? Und sagen nicht alle, er sei ein so pflichtgetreuer, braver Mensch? „Ja,

und das ist er auch!" redete sie in sich hinein. Und so war sie vielleicht doch des Übels Quelle? Wie gern wollte sie sich ändern! Aber sie konnte doch nie und nimmermehr bekennen, was ihr Herz, was ihr Gewissen verwarf? Sie seufzte. Beängstigend trat ihr vor die Seele, was in ihr so oft ein Gefühl von Haß und Verzweiflung erzeugt hatte: der Zwist und Hader, der ihren Gatten und sie immer mehr einander entfremdete. Und in Hader und Zwist sollte es fortgehen ein Leben hindurch? „Nichts dauert ja lange" — so hatte sie sich zu trösten gesucht damals, als sie vor der Entscheidung stand. Aber die zehn Monate, die sie nun mit ihm zusammen gelebt hatte, die kamen ihr vor wie eine sich schwer hinschleppende Ewigkeit. Und es war doch nur eine so kurze Zeit: zehn Monate! Aber er hätte sterben können in dieser kurzen Zeit. Er hätte dahingetragen werden können, wie heute die beiden andern — im schwarzen Sarg auf Nimmerwiederkehr. Und dann? Wenn er gestorben wäre? Was wäre dann gewesen? Es war ihr, als flüstere ihr ein Dämon Ungeheuerliches zu: „Frei, frei, frei — Herbert!" Sie hielt sich die Ohren zu. Töricht Tun! Der Dämon saß ja in ihr. Voll Grauen und Entsetzen sah sie in sich hinein. Herrgott! wenn jemand ihre Gedanken lesen könnte! Scheu blickte sie um sich. „Ich bin doch recht schlecht!" dachte sie. „Kaum sind die Särge zum Hause hinaus — da schleichen schon solche Gedanken in mein Herz. Ob Christoph auch so denken könnte? Nein, gewiß nicht! So bin ich doch schuld an allem? Und könnte ich je mit dieser Sinnesart einen Menschen beglücken? Wissen und Behaupten dessen, was man für gut und wahr erkennt, tut's nicht. Nur Taten können überzeugen. Die größte Tat aber ist, jede Minute sich selbst verleugnen, dem andern zuliebe." Und mußte sie darin nicht ganz von vorn anfangen, unermüdlich an sich arbeiten Tag für Tag? Das war so schwer. O, und wie oft würde sie fehlen! Wie ein Gebirge türmte es sich vor ihr auf —: Pflichten, nichts als Pflichten! „Aber doch! Es sei!" entschied sie.

Sie faßte sich ein Herz und trat in Christophs Zimmer. Still setzte sie sich an sein Lager und strich in halber Liebkosung über seine Hand.

„Was hat sie?" dachte er bei sich und sah überrascht auf: „Wünschest du etwas?"

„Ja!" sagte sie schüchtern.

„Von mir?" Ein dumpfes Staunen lag in seinem Blick.

„Ich möchte dich etwas fragen, Christoph."

Beunruhigt blickte er auf.

„Hast du auch manchmal böse Gedanken?" forschte sie.

Er lächelte.

„Denkst du nie, wenn ich eben so gar nicht nach deinem Wunsch bin, eine andere Frau wäre besser für dich?"

Der Missionar wandte den Kopf ab: „O Maria!"

Auf einmal fuhr ihr ein Gedanke durch den Sinn — wenn das vielleicht ein Ausweg wäre!

„Hast du nie eine andere geliebt?“ fragte sie atemlos.

„Nein, nie!“ entgegnete er. „Wie hätte ich dazu kommen sollen?“

„Ach, du Armer, Guter!“ sagte sie zwischen Mitleid und Bewunderung.

Der Kranke traute seinen Ohren nicht: „Was sagtest du eben?“ unterbrach er leise ihr hoffnungsloses Sinnen.

„Armer, Guter!“ wiederholte sie weich. „Wie viel sollte ich dir geben! Gelt, du hattest nie ein Geheimnis vor mir?“

„Nein!“ sagte er aus tiefster Überzeugung.

„Und wenn ich krank würde, Christoph, unheilbar krank, wie würdest du es aufnehmen?“

„Ich würde denken, daß Gott mich durch dieses Kreuz züchtigen wollte.“

„Züchtigen? Wofür?“ fragte sie grenzenlos erstaunt. „Dich? Du bist ja doch unverdorben wie ein Kind?“

Sein fahles Gesicht färbte sich rot. Unsicher tastete er nach ihrer Hand; sie gab sie ihm, und er drückte sie auf sein Herz. „Fühlst du, wie es pocht? Ich bin kein Kind.“

Ein Schauer des Widerwillens durchflog sie. Sie suchte diese Bewegung vor ihm zu verbergen und kniete an seinem Lager nieder. Aufschluchzend barg sie das Gesicht an seiner Schulter: „Ach, wäre ich erlöst von meinen Qualen! Sieh, ich bin voller Selbstsucht. Ich bin gar nichts. Ich muß ganz von vorn anfangen!“

Christoph war zerknirscht. So also sah es in diesem Herzen aus, das er bei sich des Hochmuts und der Unbeugsamkeit geziehen hatte? Eine innige Rührung kam über ihn, ein unendliches Erbarmen. Höheres Entzücken, als er jetzt empfand, konnte die Engel im Himmel nicht durchzittern angesichts eines Sünders, der Buße tut. So leidenschaftlich, wie diese reumütige Seele, hatte er selbst Verschuldetes niemals bereut. Eigentliche Qualen hatten ihm seine Verfehlungen nie bereitet, und das kam seiner selbstquälerischen Natur beinahe wie Unrecht vor.

„Liebe Frau, wir müssen beide noch recht viel lernen. Wie viel ich von dir lernen kann, sehe ich erst jetzt.“

„Und“, sagte sie, „es ist schließlich ganz einerlei, ob man recht behält oder nicht, wenn man nur im Frieden leben kann, weißt du — und an der Bahre des andern sich nicht sagen muß: Wie oft hätte ich nachgeben können!“

„So war's nicht gemeint“, berichtigte Christoph; er tat es zum erstenmal mit dem sicheren Gefühl, daß sie ihm nicht widersprechen werde. „Recht behalten? Wir wollen ja nicht recht behalten. Aber, verstehst du? Wer die Sache Gottes verficht, der freilich — der darf nicht nachgeben, absolut nicht!“

In Maria vibrierte es. Da war er wieder, der alte Fanatismus! Der beugte sich nicht angesichts der eigenen Todesnot; der blieb aufrecht

angesichts der Särge anderer. Der behielt recht und blieb starr, wenn aller Herzen weich wurden. Er steifte sich auf die Sache Gottes, dieser Fanatismus. Sie wußte ja, was Christoph unter der Sache Gottes verstand: seine eigene, menschlich vorgefaßte Meinung. Alles bäumte sich in ihr auf. „Werde ich's ertragen, meine Überzeugung verraten können? Tag für Tag verraten? Es wird mich zerreißen." Worte saßen ihr schon in der Kehle, Worte des Widerspruchs. Es war ihr, als müsse sie an ihnen ersticken — aber sie überwand sich und schwieg.

* * *

Im Hospital war es ruhiger geworden. Christoph erholte sich sichtlich. Maria, die kaum von seiner Seite wich, war ihrem Vorsatz treu geblieben —: meisterlich hatte sie verstanden, sich zu überwinden. Ihr war nicht wohl, nicht wehe dabei. Aber manchmal, wenn der Trieb zu denken und zu grübeln sie ergriff, hervorgepeitscht durch die Widersprüche, in die sie sich hier verwickelt sah, dann tönte es heran wie eine süße, tränenerstickte Weise: Mir ist, als ob ich längst gestorben wär'. Ob diese gedankenlose Schlaffheit ihres Gemüts endlich das war, was Christoph immer predigte —: der Welt abgestorben sein?

Je gelassener und stiller indessen Maria war, desto heiterer wurde der Genesende. Er freute sich auf sein Heim, und sein Herz floß über von Dankbarkeit gegen Gott, der endlich seinem Weibe den richtigen Weg gezeigt hatte. Ganz anders aber beurteilten der Stabsarzt und Gabriele den Zustand der Leidenden.

„Sie sollten durchaus Ihre Lebensweise ändern!" sagte Gabriele eines Morgens zu Marien, als diese von der Veranda, wo sie in Rustans Gesellschaft gefrühstückt hatte, direkt ans Lager ihres Gatten zurückkehren wollte. „Mehr Bewegung! Wie schön ist es, wenn ich mir freie Zeit nehme, so am Meeresstrand oder in die nahen Dörfer zu wandern! Bewegung und Abwechslung erfrischt und ermuntert."

Die junge Frau wollte antworten. Als sie aber den Stabsarzt kommen sah, stotterte sie etwas von Pflicht und huschte schnell ins Krankenzimmer.

Der inzwischen Herangekommene sah ihr bitter nach. Ihr absichtvolles Ausweichen, ihre Sorgfalt für den andern stachelte seine Leidenschaft aufs höchste.

„Immer da hinein!" Er machte eine schwippende Bewegung nach dem Zimmer, in dem Christoph lag. „Dieses Kamel von einem Ehemann läßt die arme Frau ruhig an seinem Bett die Stunden zählen. Von Hygiene hat der so wenig einen Begriff, wie das Dromedar vom Seiltanzen. Wenn es aber so weitergeht und er feine Anspielungen nicht versteht, werde ich ihm einmal knüppeldick kommen."

„Doktor, Doktor!" warnte die Schwester. „In Ihnen ist nicht allein der Arzt erbost! Lassen Sie mich offen reden! Das arme Weib ahnt wohl, wie es um Sie steht. Ich habe gezittert, als der todkranke Mann

ins Haus kam. Welch eine Versuchung trat an Sie heran, als dieser Patient in Ihre Hand gegeben wurde! Sie aber taten an ihm, was Sie nur tun konnten. Und nun sollten Sie ihn dem Tode abgerungen haben, nur um ihn einem Leben des Unglücks und der Verwaisung zurückzugeben?"

„Pah!" grollte er. „Dem ist's ja einerlei, ob er aus einem irdenen Topf trinkt oder aus einer göttlich schönen, goldenen Schale, wenn er nur sein Gebet dazu sprechen kann. So was schluckt und denkt: mein Durst ist gestillt — Amen!"

„Sie sind wirklich ein garstiger Herr heute, der reine Satan!" strafte sie ihn. „Ja, ich merke es wohl, der Leopard lauert auf die Antilope."

Er wandte ihr unwirsch den Rücken zu; sie aber drang unerschrocken in ihn: „Bezwingen Sie sich um Gottes willen! Zeigen Sie, daß Sie wahrhaft lieben können, indem Sie dieser zarten Frau nicht eine Bürde auferlegen, unter der sie zusammenbrechen muß! Sie welkt ja von Tag zu Tag mehr dahin. Doppelt ist sie in ihrem Nervenleben gefährdet, durch das Klima und durch diesen unglückseligen Zwiespalt zwischen Neigung und Pflicht."

„Neigung?" fragte er, wie von einem neuen Hoffnungsstrahl entflammt. „Schwester, Sie sprechen ein himmlisches Wort, und bei dieser Anschauung muten Sie mir zu, ich soll auf mein Recht als Mensch verzichten, weil ich meine Pflicht als Arzt getan habe? Nein! Ich kenne meinen Weg."

Sie maßen einander Auge in Auge.

„Ja!" sagte er mit einem grausamen Lächeln, und die Zähne blitzten unter seinem Schnurrbart hervor.

Die Zimmeruhr schlug. „Sieben!" zählte er in einem Ton, als ob nichts vorgefallen wäre. „Ich muß meinen Rundgang machen." Er ging.

„So ein Hitzkopf!" dachte Gabriele. „Leidenschaft verblendet. — — Rustan," fuhr sie herum, „willst du ruhig sein!"

Das Tier schnupperte an der Türe, hinter der Maria verschwunden war, und kratzte heimlich daran. Die Schwester mußte lachen. „Wie der Herr, so der Hund! Kusch! Dich braucht man hier nicht. Wo gehörst du hin, aufdringlicher Kerl?" Er zog den Schwanz ein und rannte davon, seinem Herrn nach.

Gabriele trat in das Zimmer des Ehepaares. „Der Doktor wird gleich kommen."

Mit einem raschen Entschluß stellte Maria ihren Nähkorb beiseite und sagte: „Ich werde doch etwas ins Freie gehen." Sie nahm Tropenhelm und Schirm aus dem Schrank und festete den Gürtel um ihr weißes Gewand. Auf der Schwelle aber blieb sie stehen und strich sich über die Stirn. „So drückend wie heute, meine ich, war das Wetter lange nicht."

„Gestern schien es ja auch, als komme ein Tornado — machen Sie sich nur unbesorgt auf den Weg!" ermutigte Gabriele. „Ihren Mann behüte ich so lange!"

Als Maria draußen war, fragte Christoph bedrückt: „Warum geht sie? Ich hatte über Nacht einen Traum —: von trübem, gelbem Wasser, als hätte eine Sturmflut die Erde von den Bergen heruntergewaschen. Wild schoß es dahin, und ein weißer Schwan schwamm darauf, und die Wirbel rissen ihn fort. Bisweilen bog er den Kopf zurück, als strebe er ans Ufer, und stieß einen klagenden Schrei aus, beinahe wie ein Mensch, aber die Flut trieb ihn weiter, immer weiter, bis ich ihn nicht mehr sah."

„Sonderbarer Traum!" murmelte Gabriele und trat unter die offene Türe. Dort auf dem gelben Meeressand schritt Mariens lichte Gestalt entlang. „Das ist der weiße Schwan auf dem trüben, gelben Wasser."

Unaufhaltsam wanderte Maria weiter. Das Meer war unruhiger als gewöhnlich. Donnernd stürzte die Brandung ans Ufer. Die hoch sich aufbäumenden Wogen mit ihren zuckenden Schaumkämmen erschienen ihr wie mutige Rosse, die mit weißflatternden Mähnen daherstürmten. Trotzig wild drängte eines hinter dem andern her. Wohlig fühlte Maria auf ihren Wangen den Atem der wilden Renner, kühlen, feinsprühenden Gischt.

Auf dem Meer schwamm eine kleine, dunkle Flotte von Fischerkähnen. Schwarze Arme warfen Netze aus; nervige Fäuste handhabten kräftig die Ruder im ungebärdigen Element. Dahinter aber am Horizont wuchsen bleigraue Wolkengebirge bedrohlich empor.

Gedankenverloren schlenderte Maria weiter. Die trotzigen Stürme zur Seite fürchtete sie nicht. Wie tosend sie auch daherkamen, stets an einem gewissen Punkt zerschellten ihre weißen Brüste. Schäumend zerrann in sich selbst das dräuende Bild, aber immer aus sich selbst gebar es sich wieder.

Vor der Wandernden schoß ein Kahn dem Lande zu und fuhr auf den Sand. Pustend sprangen die klatschnassen Insassen heraus und zogen das Fahrzeug auf die Düne. Ihre Angehörigen, die am Ufer gewartet hatten, rannten mit allerlei Gefäßen herbei und drängten sich neugierig um das Boot. Mit Bedacht wurde das triefende Netz auseinandergeschlagen. Alles griff mit schwarzen Fingern jubelnd hinein in das schuppenschillernde, silberne Gewimmel. Die Luft war voll Jubel und Lachen.

Maria beschleunigte ihre Schritte. Die freudigen Menschenstimmen taten ihr weh.

Ziemlich am Ende des Dorfes stand ein einsames, verlassenes Haus. Melancholisch schaute es mit seinen halberblindeten Fensterscheiben aufs Meer hinaus. Maria setzte sich auf die niedrige Mauer, welche den arkadenähnlichen Unterbau stützte. Sie lehnte den Kopf an den weißen Pfeiler neben ihr und lauschte dem donnernden Gesange der Brandung. Gigantisch schoben sich die Wolkengebilde übers Meer und senkten sich tiefer und tiefer hernieder in breitgeschichteten, blauschwarzen Ballen. Verdunkelnd dehnten sie sich unter der Sonne, schwarze Schatten über die gärende Flut werfend.

Die Luft war schwer und beklemmend. Wie ein bleierner Druck legte sich's auf die Stirn der Lauschenden. Und sie schaute und schaute. Apa-

tisch beobachtete sie, wie ein Boot ums andere sich landeinwärts rettete. Weltverlassen kam sie sich hier neben dem leeren, einsamen Hause vor. Leise begann sie eine Melodie vor sich hin zu summen: „Am fernen Strand — weiß ich ein Land" — ach, wie fing es doch an, das Lied, das sie so oft als Mädchen gesungen? Sie intonierte die Melodie. Nun wußte sie's. Mit verschleierter Stimme sang sie:

„Wie mir geschah,
Da ich ihn sah —
Möcht' Well' und Wolken fragen.
Gefühl der Lust
Schwellt mir die Brust,
In Worten nicht zu sagen.

Am fernen Strand
Weiß ich ein Land,
Wo mild die Lüfte blauen,
Wo von den Höhn
Erhaben schön
Die Palmenwälder schauen.

Möcht' segeln gehn,
Die Welt zu sehn
In bunten Abenteuern.
Auf hohem Schiff,
Dahin am Riff,
Wie wollt' ich südwärts steuern!

Es atmet sacht
Die Sommernacht
In den beglückten Zonen —
O könnt' ich dort
Im stillen Port
Mit dir, Geliebter, wohnen!"

Ein trostloses Lächeln irrte um ihren Mund. Das war das Lied ihrer holden Jugendsehnsucht — und so sah die Erfüllung aus? Sie schauderte zusammen — ein kalter Windstoß fuhr daher. Das Meer wurde immer schwärzer. Sollte sie heimeilen? Nun pfiff es von rechts und links. Sie ging ganz hinein, bis in den Hintergrund der Arkaden. Sie faßte ihr leichtes Gewand fest um sich zusammen. Da — ein greller Blitz zerriß die Wolken. Langanhaltender Donner! Erschrocken drängte sie sich an die Mauer. Das Meer war nur noch ein weißsprudelndes Chaos. O, und immer noch einige Boote dort! Bange klopfte ihr Herz. „Ob sie ans Ufer kommen werden?" Was lag übrigens daran? Ein bißchen früher oder später sterben!

Plötzlich erschallte in ihrer Nähe ein freudiges Gebell. Die Schnauze am Boden, rannte Rustan daher, und jetzt stürzte er auf sie los — kaum konnte sie sich seiner stürmischen Liebkosungen erwehren.

Auf dem Fuße folgte dem Tier der Stabsarzt. „Was sind das für Geschichten? Bei dem Wetter!" sagte er atemlos. Er winkte ihr, ihm zu folgen. „Schnell, schnell!"

Sie gehorchte.

Kräftig rüttelte er an dem verschlossenen Hoftor, das seitwärts den Zugang zum Hause bildete. Es wollte nicht weichen. Ein plumpes Vorlegeschloß hielt die Ringe, zwischen denen der Türriegel durchgeschoben wurde, fest. Martini schlug heftig und immer heftiger mit dem massiven eisernen Griff seines Stockes darauf, so heftig, daß eine jähe Röte sein Gesicht bis zum Haaransatz färbte. Zwei-, dreimal zerklüftete ein Blitz den wettergrauen Dunstkreis. Zwei-, dreimal dröhnte der Donner. Schon klatschten schwere Tropfen nieder.



Camille Corot
Vom Wege nach Arras

„Das rostige Zeug muß doch weichen!“ Er zerrte ungestüm an dem hängenden Schloß. „Da!“ Er warf es auf die Seite und stieß die Türe auf.

„Rasch hinein!“ befahl er. „Es ist die höchste Zeit. Ein Tornado läßt nicht mit sich spaßen.“

Sie eilten die außen am Haus hinaufführende Treppe hinan, Rustan ihnen nach.

Auf der schmalen Veranda, die nur zum Teil von dem weitvorspringenden Strohdach bedeckt wurde, hatten sich Tauben eingenistet. Rucksend drängten sie sich auf einem Balken dicht unter dem Dach.

Der Stabsarzt drückte auf die grünspanüberzogenen Klinken einiger Türen. Endlich gab eine nach. Er öffnete. Dumpfige Luft schlug ihnen entgegen; Staubflocken, vom Zugwind aufgewirbelt, tanzten über den Boden.

„Wissen Sie, daß wir hier im sogenannten Kakerlakenhause sind? Hier wohnten Romunds“, sagte der Stabsarzt.

Sie waren in einen langgestreckten, mehrfenstrigen Raum getreten. Die Wände wiesen breite, feuchte Flecke auf, und im Hintergrund stand ein leerer Schrank ohne Türen.

Maria hastete an den kahlen Längsseiten des Zimmers einige Male hin und her, wie ein flatternder Vogel, der sich erst an seinen Käfig gewöhnen muß. Lieber wäre sie draußen in Sturm und Wetter gestanden, als hier im Banne dieser dunklen Augen, die flirrend ihren Bewegungen folgten.

Sie flüchtete sich an ein Fenster. Da draußen raste der Sturm mitleidslos über hoch und niedrig hin. Entsetzt stob der träge Sand empor; verdichtet, wie zu einer Mauer, jagte er dahin, und die Palmen dort hinter den Negerhütten bogen sich unter der wütenden Umarmung des Orkans; hilflos streckten sie ihre Zweige alle nach einer Richtung hin.

Der Stabsarzt trat zögernd zu seiner Gefährtin. Nun standen sie stumm nebeneinander. Eisig kalt strömte es durch die Fensterritzen herein. Rustan drängte sich dicht an die beiden hinan, und jedes von ihnen fühlte fast irritierend die Berührung des warmen Tierleibes.

Herzbeklemmend ward ihnen bewußt, wie sie einander in die Arme flüchten würden, in den trauten Schutz geliebter Arme — wenn — —

Draußen heulte der Sturm und brüllte die See. Aber noch zögerten die alles verdüsternden Wolkenmassen, sich zu ergießen — nur spärlich polterten schwere, dicke Tropfen an die Scheiben.

Weich und noch von der Schwüle des Tages gesättigt legte sich in dem gewitterdämmerigen Raum die Luft um Haupt und Glieder. Und der Tumult draußen erregte die Nerven, und das Zwielicht drinnen spornte die Phantasie, und die Nähe, die süße Nähe des andern, die jedes empfand, stürmisch stachelte diese Nähe die Sinne. Nur ein Schritt trennte die beiden. Krampfhaft umklammerte der Stabsarzt den Fensterriegel, damit die zuckende Hand nicht anderes heische. Trotz und Verlangen stritten in ihm.

„Ha!“ dachte er, „da draußen geht's aus einem andern Stil. Da ist Kraft. Wie es sich tummelt, titanisch um das ächzende Haus! Wie

es brausend anstürmt gegen Himmel und Erde! Und doch! Was da webt in diesem heldischen Krieg der Elemente, das ist nur ein Teil jener göttlichen Urkraft, die Millionen Welten durchpulst und in jedem Herzen pocht, fordert und gewährt. Die fragt nichts nach irdischer Mache. Ameisenwimmelnde Menschheitswinzigkeit, was weißt du von Gott?"

Wieder überlohte ein Blitz den Himmel. Krachend folgte ihm der Donner. Und nun — nicht Regen, nein, Wasserströme gossen die berstenden Wolken herab. Im Nu war alles überschwemmt. Es prasselte gegen die Fenster und troff übers Gesims.

Das Paar flüchtete in den Hintergrund des Zimmers. Maria lehnte sich erschöpft an die Wand.

„Das Unwetter kann noch lange dauern," sagte der Stabsarzt, „und in dieser Baracke muß schon die alte Scharteke dort in der Ecke einen Sitz abgeben."

Sofort ging er ans Werk. Ein paar Griffe, und der Schrank lag am Boden. Einen Moment stob es aus allen Ritzen des Möbels von Kakerlaken — nur so lange, bis die lichtscheuen Geschöpfe sich in ein dunkles Versteck gerettet hatten. Maria beachtete es kaum und setzte sich. An der freigewordenen Kalkwand aber rutschte ein eingeklemmt gewesener kleiner Bilderrahmen herab. Martini hob ihn auf. Das Bild Romunds in voller Jugendschöne lachte ihn an. Erschüttert ließ er es zu Boden gleiten und schlug sich vor die Stirn. „Dahin! Über ein kleines — und auch wir sind dahin! Und was war unseres Lebens Inhalt? Maria, warum marterst du mich? Was hab ich dir getan? Du fliehst mich — jetzt, wo ich frei bin, wo ich dein Geständnis habe, wo ich nur auf den Wink deiner Augen warte, um dich von dem Manne, dessen Namen du trägst, frei und ehrlich zurückzufordern — jetzt, Maria — —"

„Herbert," flehte sie tonlos, „höre mich!" Sie wollte ihn auf den Sitz zu sich herabziehen. Er aber warf sich vor ihr nieder und vergrub das Gesicht in ihren Schoß. Sie streichelte traurig sein weiches Haar. „Lieber, Lieber, es kann ja nicht sein! Im Fegefeuer dieser letzten Tage hat ein Höherer zu mir gesprochen. Niemand geht ungestraft hinweg über eine Menschenseele. Ich muß, ich werde auf dem Platze beharren, auf dem ich stehe. Niemals kann ich die Deine werden!"

„Was muß ich hören?" Er sprang auf. „Ist es möglich?"

„Ja, und unabänderlich! Gott hat es so gewollt." Groß und sicher stand sie vor ihm.

„Gott?" fragte er. „Kein Erdenunsinn so groß, daß Gott oder Götter ihn nicht schon hätten wollen müssen. Stehst du auch unter dem Bann des Wahns, daß Menschensatzungen Gesetze Gottes sind? Wohlan, so richte er zwischen dir und mir!" Mit ausgebreiteten Armen machte er einen Schritt dem Fenster zu. „Allmächtiger! wo ist dein Blitz? Strafe mich, wenn ich fehlte gegen dein Gesetz! Strafe mich! Ich bin bereit."

„Herbert!" fuhr Maria auf, von Grauen gepackt. „Herbert!"

Er hörte nicht.

„Der du in den Wolken zürnst," redete er mit gehobener Stimme weiter, „ein Zeichen will ich von dir. Richte mich! Tue ich unrecht, zurückzufordern, was ich besaß? Auf, Schleuderer der Blitze, richte mich, wenn du es über dich vermagst, und zücke dein göttliches Schwert! Hier bin ich! Triff!"

„Du frevelst!" rief dazwischen Maria. „Entsetzlicher du!"

Verzweifelnd griff sie nach ihm — — — aber prasselnd, knatternd, pfeifend fuhr es daher. Sie rang die Hände. Mit lautem Krach brach unterm Druck des Orkans die Tür auf. Das Haus erdröhnte in seinen Fugen, und winselnd drängte sich Rustan an Marien. Sie aber sah nur noch ein grelles, ein zuckendes Lohen; eine Gestalt sah sie im schwefligen Licht mit erhobenen Armen und flatterndem Gewand. Gell schrie sie auf und sank zu Boden. Bergsturzgleich krachte der Donner.

Der Stabsarzt stand mitten im Zimmer, aschfahl — aber unversehrt.

* * *

Hinter dem Hospital gab es ein lauschiges Plätzchen. Auf der Steinbank dort im Palmenschatten saß Gabriele, vor sich auf dem Tisch zwei Briefe. Der mit dem schmalen schwarzen Rand zeigte kräftig männliche Schriftzüge. An dem andern, aus feinem überseeischen Papier, hatte sie soeben den letzten Federzug gemacht. Indem sie hier und da ein Strichelchen ergänzte, überlas sie ihn noch einmal:

„Lieber Herr Stabsarzt!

Endlich, nach mehr als vierwöchiger Trennung, ein Lebenszeichen von Ihnen aus dem Hererolande! Einen wahren Kultus treiben wir seit Ihrem Fortgang von hier mit den Kriegsnachrichten. Wie ganz anders gestaltet sich doch das Interesse an den Ereignissen, wenn ein uns nahestehendes Menschenleben uns mit ihnen verbindet! Recht vermißt werden Sie hier. Aber ich verstehe ja so gut, daß Ihres Bleibens an unserer Küste nicht länger war. Sah ich doch, wie der jammervolle Nervenzustand unserer armen Maria Sie an den Rand der Verzweiflung brachte — eine Mißlage, der Sie um so mehr ein Ende machen mußten, als Ihre Gegenwart die Kranke stets aufs neue erregte. Das Nervenfieber, das sie nach jener Ohnmacht im Kakerlakenhause ergriff — niemand kann sich's mehr verhehlen —, hat sie leiblich und geistig gebrochen. Nichts vermag die tiefe Schwermut und stumpfe Unempfindlichkeit, die sich ihrer bemächtigt hat, zu bannen. Verhängnisvoller Irrtum, dem dieses zarte Wesen zum Opfer gefallen! Verhängnisvolle Rolle, welche der Irrtum im Leben der Menschheit überhaupt spielt! Nur Irrtümer unterscheiden im Grunde die Menschen. Um Irrtümer zerschlagen sie sich die Köpfe. Nur zu! Solange sie es tun, haben sie es nötig. Erst wenn wir einmal so viel Weisheit gewonnen haben werden, um einander zu dulden, dann wird Friede auf Erden sein.

Und nun zu Ihnen, lieber Freund! Im Tumult äußerer Kämpfe, so hoffe ich, werden Sie die Nachwehen des überstandenen inneren Kampfes leichter verwinden, als es hier möglich gewesen wäre. Möge Ihnen Gesundheit und Kraft erhalten bleiben zum Wohl der Kriegsverwundeten und -kranken, die, heimatfern, so sehr eines Helfers bedürfen, der von sich selbst los ist. Sie sind es jetzt. Glücklich, wer beizeiten freiwillig **wird**, was wir alle eines Tages unfreiwillig werden **müssen**! Und darum murren Sie nicht gegen ein Geschick, das Ihnen etwas geraubt hat, ehe die engen Bande der Gewohnheit Sie fester damit verknüpft haben! Lichtgewohnte Augen finden sich schwer im Dunkeln zurecht, und auf jeglichen Tag folgt die Nacht.

Alles fließt — nichts bleibt. Wonne war da, wo das Scheiden herb ist, Leid dort, wo wir leichten Fußes davoneilen. So gleicht sich alles aus, nur scheinbar ungerecht für das stürmische Augenblicksgeschöpf, aber wunderbar tröstend für den, der ewiges Leben sieht im ewigen Wechsel des Alls. Fanatiker und Weltbeglücker, vergessen wir so oft zu leben vor lauter Tüftelei darüber, wie wohl das Leben zu modeln sei. Vieles ist so lieb, so schön, so groß beabsichtigt. Aber die schlechte Ausführung macht es zum Zerrbild. Im Grunde sind wir ja alle schlechte Ausführer guter Ideen. Es gibt so wenig Meister, und selbst Meisterwerk bleibt immer nur Stückwerk. Der liebe Herrgott aber dreht lächelnd Sonnen, Monde und Sterne, zählt uns unsere paar Erdenjahre hin — und sagt nichts dazu.

Leben Sie wohl, und seien Sie herzlich gegrüßt

von Ihrer

Gabriele.

P. S. Bitte, keinen Brief mehr mit schwarzem Rand! Mir fährt seit einiger Zeit alles in die Knochen. Warum wäre man denn auch in Afrika, wenn man nicht nervös werden dürfte?"

Eine Weile träumte die Schwester vor sich hin. Dann schien es ihr, als würde sie gerufen. Rasch steckte sie ihren Brief in ein Kuvert und schloß es. Während sie noch adressierte, kam Babette verstört herbeigestürzt.

„Ich sagte es ja, ich sagte es ja, das wollte er." Sie warf ein Telegramm auf den Tisch. Mit zuckender Hand griff Gabriele darnach. Sie las:

„Doktor Martini gefallen. Eine Kugel mitten durch den Kopf!"

Das Blatt entfiel ihr. Babette hob es auf, blickte bang in das stille, schmerzstarre Gesicht der Schwester und ging weinend hinweg.

Gabriele nahm den schwarzumrandeten Brief des Stabsarztes. Sie vergrub ihr Gesicht darein, und da war es ihr, als streichle eine kühle Totenhand ihr lind die Wange.

„O!" hauchte sie. „Und ich habe dich doch so lieb gehabt!"





Carlyle als Philosoph

Von

Alma von Hartmann

Deutschland, „das gelehrte, unermüdliche, tiefdenkende Deutschland", wie Carlyle selbst sagt, hat mehr als ein anderes Land Anlaß, sich mit diesem geistreichen englischen Popularphilosophen zu beschäftigen, der in seinem Lande schon früh als der beste Kenner deutscher Literatur galt und dessen Ruf als Historiker seine höchste Höhe erreichte, als er über den größten preußischen König ein dreibändiges Geschichtswerk geschrieben hatte. Es ist immer interessant, zu sehen, wie weit und in welcher Richtung sich die Einflüsse deutschen Geisteslebens erstrecken. Ist doch der Eroberungszug der Ideen für einen Freund des Denkens und Forschens weit anziehender zu beobachten als der lärmende Siegeszug einer Armee, die nicht aus innerer Überzeugung, sondern aus der Gewohnheit des Gehorchens und der Unmöglichkeit, unter den gegebenen Verhältnissen anders zu handeln, ihr Leben eingesetzt hat.

Die gewöhnlichen Menschen sind sich des Carlyleschen Wortes, daß sie „aus der Ewigkeit in die Ewigkeit hin" gehen, zu wenig bewußt, sonst würden sie, eingedenk dieser ihrer Ewigkeitsmission, nach anderen Grundsätzen handeln, andere Einflüsse von sich ausgehen lassen. Carlyle aber ist sich über seinen transzendenten Ursprung und Ausgang sehr klar geworden, er weiß, wie er in Sartor Resartus sagt, daß „jede Straße, auch diese einfache Entenpfuhler Straße, bis ans Ende der Welt führt", vor allem aber ist er von dem Gedanken durchdrungen, daß die Wirkungen jedes, auch des allergeringsten Menschen unter uns, niemals durch alle Jahrhunderte hindurch ein Ende haben werden. Maeterlinck hat diesen Gedanken aufgegriffen und ihm ergreifenden Ausdruck gegeben. Schärft Carlyle sich dadurch das Verantwortungsgefühl, so stellt er daneben noch die größten, bis zur Pedanterie sich steigernden Anforderungen an seine Wahrheitsliebe. Bei aller Anlage zur schonungslosen Satire läßt er sich nie verleiten, von dem höchsten Prinzip der Wahrhaftigkeit abzuweichen. Er war Journalist, d. h. er ver-

diente lange Jahre hindurch seinen Lebensunterhalt durch regelmäßige Arbeit für Journale; aber er ordnete, selbst wenn das Geld in seinem kleinen Haushalte sich dem Ende zuneigte, seine Anschauungen niemals denen der Zeitschriften unter, für die er schrieb. Als ihm die Times für seine Veröffentlichungen angeboten wurde, machte er von diesem Vorschlag keinen Gebrauch, weil die politische Richtung der Zeitung nicht der seinigen entsprach. Er war Kritiker, aber er besprach nur solche Bücher, die ihn zu einer Besprechung reizten, und wer eine Rezension im landläufigen Sinne des Wortes von ihm erwartete, der würde sich sehr getäuscht gesehen haben. Sein Freimut war grenzenlos und schonte weder irgend eine Partei noch die so leicht verletzte nationale Eitelkeit seines Volkes. In der Einsamkeit, die jedem originellen Denker zuteil wird, der in dem Umgang mit den erhabensten Geistern aller Zeiten die beste Gesellschaft gefunden hat, verachtete er jeden schwächlichen Kompromiß mit irgend einer bestehenden, noch so mächtigen Partei, vielmehr zog er sich auf sich selbst und seinen unausrottbaren sittlichen Idealismus zurück, wenn er ihn auch zu Schroffheiten veranlaßte, die ihn in Deutschland damals unmöglich gemacht hätten. Denn er beschränkte sich nicht allein auf geistige Fehden in der Welt der Literatur und der Philosophie, sondern griff mutig in das politische Gebiet über und eiferte gegen die Korngesetze, den Mammonismus, die Heuchelei des Kirchentums, die Unfähigkeit der Aristokratie zum Regieren, die Ungerechtigkeit der Verteilung der sozialen Rechte und Pflichten usw.

Carlyle, der durch sein Geburtsjahr, 1795, noch in das von ihm wegen seines Nationalismus und Atheismus so viel geschmähte 18. Jahrhundert hineinreicht, sollte Theologie studieren, wandte sich aber schon früh der Mathematik und Literatur zu. Als er mit 19 Jahren die Universität Edinburg verließ, war er erst einige Jahre Schullehrer, machte dabei die Bekanntschaft Irvings, des späteren Begründers der nach ihm genannten Sekte, der leider schon in den besten Lebensjahren dem Wahnsinn und Tode verfiel; und diese Bekanntschaft entschädigte ihn in etwas für die ihm sehr widerwärtige Beschäftigung des Unterrichtens. Aber schon 1818 ging er nach Edinburg zurück, um erst Jura, dann die deutsche Sprache und Literatur mit vollem Nachdruck zu studieren. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich zuerst durch Übersetzung von Legendres Grundzügen der Geometrie, später als Hauslehrer in einer vornehmen Familie, deren Mitglieder seine hypochondrischen Grillen mit großer Geduld ertrugen. 1821 lernte er Jane Welsh kennen, mit der er sich 1826 vermählte. Literarische Neigungen führten diese beiden hochbegabten jungen Menschen zueinander. In diesen Jahren eines oft stürmischen Brautstandes, zu dem sich die geistigen Beziehungen allmählich auswuchsen, hat Carlyle das Leben Schillers geschrieben, Wilhelm Meister übersetzt, ist mit Goethe in Briefwechsel getreten, hat Tieck und Hoffmann gelesen und „Bruchstücke deutscher Romantik" veröffentlicht. Zur Vorbereitung auf die Hochzeit las er Kants Kritik der reinen Vernunft! Auch nach der Hochzeit setzte er die deutsche Lektüre fort

und studierte Herder, Hans Sachs, Mendelssohn, Fichte, Schelling, Kant, Heine. Das junge Paar wohnte zuerst in Edinburg, da aber der literarische Verdienst Carlyles nicht zur Erhaltung des Haushalts ausreichte, und Jane bei Schließung der Ehe auf ihr ganzes Vermögen zugunsten ihrer Mutter verzichtet hatte, so siedelte man mit heroischem Entschluß nach der kleinen Farm Craigenputtock über. Die Ehe war keine glückliche; Carlyle eignete sich seiner Natur nach nicht zum Ehemanne und vernachlässigte seine edle Frau, die geträumt hatte, seine Mitarbeiterin zu werden. „Ich habe Carlyle aus Ehrgeiz geheiratet, er hat meine kühnsten Erwartungen übertroffen, und doch, wie elend bin ich gewesen", hat sie selbst später einmal gesagt. Sie war dazu geboren, der geistige Mittelpunkt eines auserlesenen Kreises zu sein, und mußte sieben Jahre lang mit kurzen Unterbrechungen auf einer einsamen Farm in der ödesten Gegend Schottlands leben, ohne jeglichen Umgang und durch die Armut und die Unmöglichkeit, Dienstboten zu bekommen, genötigt, die niedrigsten Dienste selber zu tun. Der Glaube an den Genius ihres Mannes, der seine einsamen Wege ging und kein Auge für die Leiden seiner Gattin hatte, hielt sie geistig aufrecht, aber ihr Körper war den Strapazen nicht gewachsen, und sie brachte bei der Übersiedelung nach London im Jahre 1834 nur noch eine sehr zerrüttete Gesundheit mit. Dort bildete sie zwar das Entzücken des auserwählten kleinen Kreises, den sie gelegentlich um sich versammelte, litt aber in zunehmendem Maße an Nervenschmerzen, die sie mit großer Geduld ertrug, und Herzschwäche, bis sie im Jahre 1866 starb. Carlyle liebte sie in seiner Art, wovon die reizenden Briefe, die er ihr von seinen Reisen aus schrieb, Zeugnis ablegen. Er hat ihren Verlust nie überwunden und ihr in den „Briefen und Erinnerungen" ein liebevolles Denkmal gesetzt, aber er war nicht imstande, seine Eigentümlichkeiten zu mildern und mit seiner Gattin die Ehe zu führen, nach der ihr Herz verlangte. Schon früh hat seine Mutter von ihm gesagt: „Es ist übel mit ihm auszukommen", und seine Frau hatte viel unter seiner Liebe zur Einsamkeit, seiner bitteren Laune und Menschenverachtung zu leiden. Die Gatten lebten einsam nebeneinander; kein Kind verband sie, und wenn sie diesen Mangel ihrer eigentümlichen Natur nach auch nicht schmerzlich empfunden haben, so drängt sich dem Betrachter doch unwillkürlich der Gedanke auf, daß viele Dissonanzen dieser Ehe ihre Auflösung in einem heiteren Kindergelächter gefunden haben würden. Die besseren Einnahmen der mittleren Lebensjahre haben nichts dazu beigetragen, das eheliche Verhältnis zu ändern, das im Gegenteil durch die innige Freundschaft Carlyles mit der schönen Lady Ashburton für die arme Jane noch durch die Qualen der Eifersucht verschlimmert wurde. Einige Briefe Mazzinis, dem sie sich anvertraut hatte, zeugen von dem aufgeregten Zustande ihres Gemüts, für den ihr Mann gar kein Verständnis hatte. Mit dem anderen Freundschaftsverhältnis Carlyles, das berühmt geworden ist, dem zu dem edlen Amerikaner Ralph Waldo Emerson, erklärte sich Frau Carlyle von Anfang an auf das innigste einverstanden. Im Jahre 1833

erschien der damals 30 Jahre zählende Emerson „wie ein Bote vom Himmel“ in Craigenputtock, um Carlyles Bekanntschaft zu machen, von dem er in Frasers Magazin ein paar Aufsätze gelesen hatte. Der aus diesem Besuch hervorgehende, über fast 40 Jahre sich erstreckende Briefwechsel gehört zu den schönsten Denkmälern wahrer Freundschaft. Die beiden Menschen waren im Temperament und in der Art, wie sie ihre Ansichten äußerten, grundverschieden und sich dieser Verschiedenheit auch wohl bewußt, aber jeder erkannte die Wahrhaftigkeit und den Idealismus im anderen und beugte sich vor der unausrottbaren Eigentümlichkeit des Freundes in der freudigen Gewißheit, daß jeder dieselben Ziele verfolge und nur verschiedene Waffen anwende, um die „Dämonen der Schmutzwelt“ zu bekämpfen. Zunächst tritt Carlyle, der, wie Emerson von ihm sagt, „ein Mann von Anfang an gewesen ist“, als der Überlegenere auf, aber zum Schluß ist er es, der unter der zunehmenden Schweigsamkeit des Freundes leidet und die anfängliche Kritik gegen das uneingeschränkteste Lob zurückstellt. — Die ersten Jahre in London brachten aus Gründen der Armut die Notwendigkeit mit sich, Vorlesungen zu halten, bis der Erfolg der „Geschichte der französischen Revolution“ und die Einnahmen, die Emerson ihm in Amerika durch Druck seiner Schriften verschaffte, diese Carlyle sehr unerquickliche Methode des Geldverdienens überflüssig machte. Sein Freund Mill beging die Unvorsichtigkeit, das Manuskript des ersten Bandes der „Französischen Revolution“ zu verlieren, so daß Carlyle genötigt war, es ganz aus dem Kopfe noch einmal zu schreiben, wodurch sich der Zeitpunkt des Erscheinens des epochemachenden Werkes wesentlich verzögerte, und Carlyle die bittere Not der Armut noch länger zu kosten bekam. Essays und historische Arbeiten, eine über Cromwell und das Werk über Friedrich den Großen, füllen den Rest des arbeitsreichen Lebens, das erst 1881 im 86. Lebensjahre endigte. Daneben geht ein reger Briefwechsel, vor allem mit der frommen, vortrefflichen Mutter, die erst des Sohnes wegen Lesen und Schreiben gelernt hatte, mit dem Lieblingsbruder John, dessen medizinische Studien Carlyle lange Jahre trotz der eigenen Not auf das freigebigste bezahlte, mit den Freunden Irving und Sterling und anderen. Wir verdanken diesen Briefen einen Einblick in Carlyles Seelenleben, wie ihn so leicht kein zweiter Schriftsteller gewährt; vulkanische Ausbrüche der Ungeduld und Bitterkeit wechseln ab mit elegischen Betrachtungen und satirischen oder humoristischen Bemerkungen über Zustände und Personen, aber nirgends findet sich ein abstoßender Zug, immer wieder wird man zur Bewunderung genötigt, oft zur Rührung.

Der Lebensabend war reich an Auszeichnungen. 1866 wählte man ihn in Edinburg, wo seine Bewerbung um eine Professur zweimal vergeblich gewesen war, zum Rektor. Seine Rektoratsrede und ihr großartiger Erfolg war die letzte Freude, die seine Gattin wenige Tage vor ihrem plötzlichen Tode noch erlebte. 1870 trat er in der Times sehr energisch für die Berechtigung Deutschlands, sich das Elsaß zurückzunehmen,

ein. Aus Berlin erhielt er 1874 den Orden pour le mérite. Die Erhebung in den englischen Ritterstand lehnte er ebenso wie eine Pension in einem schönen Briefe an Disraeli, den er Gladstone vorzog, ab. Der 80. Geburtstag brachte ihm einen Brief Bismarcks. In Ruskin erkannte er gewissermaßen seinen Nachfolger, obgleich dessen Kunstinteressen ihm fern lagen.

Ein Systematiker ist Carlyle nicht. Es ist eine mühsame Arbeit, seine Anschauungen aus allen den verschiedenen Aufsätzen zusammenzulesen. Der Mensch tritt uns oft deutlicher entgegen als der Denker. Das Talent zur Selbstironisierung und das sprunghafte Denken hat ihn Jean Paul und Novalis nahegebracht. Von Goethe, den er doch in jeder Weise aufs höchste verehrte, hat er in formeller Beziehung viel weniger. Der Vorwurf, im Stil zu sehr von Jean Paul abhängig und dadurch geschmacklos zu sein, ist ihm gerade von seinen nächsten Freunden, die sich einer vorwiegend klassischen Bildung erfreuten, zu allen Zeiten seines Lebens gemacht worden. An John Sterling schreibt er darüber einmal: „Ein Mann hat nur ein gewisses Maß von Stärke; Unvollkommenheiten hängen ihm an, und wenn er warten will, bis er diese rein abgebürstet hat, so kann er sich immer und ewig um seine Achse drehen und wird doch keine Fortschritte machen.“ Es ist auch bei Carlyle nicht gerade der Stil, der an den deutschen Humoristen erinnert, sondern die barocke Einteilung des Stoffes und das Abschweifen in fernabliegende Gedankengänge. Aber gerade diese Abschweifungen enthalten so viele Anregungen, daß man um des Inhalts willen die lose Form gern übersieht, ja sogar ein ästhetisches Wohlgefallen an der Zwanglosigkeit der Gedankengänge empfindet. Nüchterne Köpfe, denen die Fähigkeit zum Witz oder vielmehr zum Humor abgeht, werden dem englischen Denker vielleicht ebenso verständnislos gegenüberstehen wie Jean Paul und den Romantikern überhaupt. Die Nuance des Schriftstellers, die Carlyle vertritt, schillert zwischen dem einförmigen Grau des Gelehrten und dem lebhaften Rot des Dichters. Seine Individualität ist zu stark, um ganz hinter dem von ihm behandelten Stoff zu verschwinden; sie benutzt den Stoff vielmehr, um daran ihre Kräfte zu erproben, die eigenen Empfindungen zu läutern, eigene Gedanken zu entwickeln und in der Kritik Punkte aufzustellen und Behauptungen durchzuführen, die mit dem zu kritisierenden Buche oft nur den allerlosesten Zusammenhang haben. So enthält sein meisterhafter Essay über Diderot, zu dem er 26 Bände durchgelesen hatte, nicht sowohl die Angabe des ganzen wissenschaftlichen Lebenswerkes dieses Mannes, als eine Reihe glänzender Bemerkungen über die Verderblichkeit des Atheismus, die Oberflächlichkeit einer mechanischen Weltauffassung, die geistige und politische Verworrenheit des 18. Jahrhunderts. Über alledem erhebt sich aber doch scharf umrissen die Gestalt des talentvollen Enzyklopädisten, der nach Voltaire der gefeiertste Schriftsteller Frankreichs, ja des ganzen damaligen gebildeten Europas war, und neben ihm werden mit wenigen prägnanten Strichen die Figuren seiner Mitkämpfer

lebendig. Diderots Wesen wird am besten mit den kurzen Worten wiedergegeben: „Er wohnte sein ganzes Leben in der dünnen Rinde des Bewußten; das tiefe, unergründliche Gebiet des Unbewußten, worin das andere ruht und seine Bedeutung hat, ward von ihm unter keiner Form auch nur geahnt.“

In den Aufsätzen über Mirabeau und Voltaire finden wir eine Tiefe der Charakteristik, die den philosophischen Geist verrät. Carlyle erklärt viel von Voltaires Wirken durch die Worte: „Die Starken im Geist sind von dem regelmäßigen Einfluß auf die Angelegenheiten des Staates ausgeschlossen und sich dieses Unrechts tief bewußt.“ Man könnte glauben, daraus eine unbefriedigte Sehnsucht Carlyles selbst herausklingen zu hören, wenn nicht gerade dieser Essay mit einer sehr schönen Stelle über die Wirksamkeit und Macht der Literatur eingeleitet würde. „Könnte der Ehrgeiz stets seinen eigenen Weg wählen, und wäre der Wille bei menschlichen Unternehmungen gleichbedeutend mit Fähigkeit, so würden alle wahrhaft ehrgeizigen Männer Schriftsteller sein.“

In der Tat faßte Carlyle seinen Beruf von der idealsten Seite auf, obgleich ihm dann und wann auch wieder Zweifel an dem Werte desselben kamen. In dem Buche „Über Helden und Heldenverehrung“, mit dem er wohl am meisten durchgedrungen ist, stellt er den Schriftsteller unmittelbar neben die Propheten, Götter und Herrscher. Er legt dabei Fichtes Definition des Gelehrten, des „literary man“, wie er übersetzt, zugrunde. Wenn der Schriftsteller der inneren Stimme der Wahrheit folgt, ist er ein ebensolcher Held wie die anderen, zu unseren Zeiten oft ein wirksamer Ersatz für den heiligenden Einfluß der Kirche, denn die Bücher überdauern das gesprochene Wort und erwecken noch nach Jahrhunderten Gefühle der Begeisterung und Verehrung. Geleitet von diesem Gedanken, daß der von einem Menschen ausgehende Einfluß, nach welcher Richtung er auch wirksam sei, niemals verloren gehen könne, um so weniger, wenn er in Büchern niedergelegt sei, soll der Schriftsteller seiner Zeit den Spiegel vorhalten, vor keiner Schroffheit zurückweichen, wenn es sich darum handelt, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, aber auch seine Bewunderung voll ausströmen lassen, wenn sein begeisterungsfähiges Gemüt irgendwo tief ergriffen worden ist. So handelte Carlyle selbst. Und da ist es ein bedeutsames Zeichen für die Verwandtschaft seines Geistes mit dem deutschen, daß er immer wieder auf die Anregungen zurückkommt, die er von den deutschen Dichtern und Philosophen empfangen hat. In einem Briefe an seinen Bruder sagt er: „Ich höre nicht auf, dem Himmel für solche Männer zu danken wie Richter, Schiller und Goethe.“ Sein Briefwechsel mit Goethe ist bekannt. Schon zu einer Zeit, wo man von Carlyle in England noch wenig wußte, hatte er die Aufmerksamkeit Goethes durch seine Übersetzung Wilhelm Meisters und ein „Leben Schillers“ auf sich gezogen. Die schönen Briefe des alten Goethe (von denen leider mehrere verschwunden sind), der in Carlyle eine „moralische Kraft“ erkannte, waren ein Lichtblick in den traurigen

Jahren des Verkanntseins. Als Carlyle sich um eine Professur in Edinburg bewarb, konnte er ein Zeugnis Goethes einschicken, das ihm in Deutschland überall Tür und Tor geöffnet haben würde, in England freilich nichts nützte. Seine einflußreichen literarischen Gönner werfen es ihm sogar als eine Schwäche vor, daß er zu sehr am deutschen „Mystizismus“ und an Goethe hänge, mit dem man in England niemals voran kommen könne. Aber Carlyle ließ sich nicht beirren. Wenn er Voltaire und Diderot zwar gerecht wird, aber ihren prinzipiellen Anschauungen doch polemisch entgegentritt, so weiß er in dem Essay über Novalis nichts Besseres zu tun, als ganze Stellen aus den „Fragmenten“ und den „Lehrlingen von Sais“ zu übersetzen, um den englischen Lesern einen Begriff von der Tiefe des deutschen Mystikers zu geben, und über Schiller sagt er: „Sein Charakter war allerdings deutsch, wenn deutsch soviel als wahr, innig, gediegen und edel menschlich sein heißt, sein Gedankengang aber und seine Art, sich auszusprechen, ist bis auf die deutschen Vokabeln europäisch.“

In Sartor Resartus nähert sich Carlyle wohl am meisten seinen deutschen Vorbildern. An einer Stelle führt er Jean Paul sogar redend ein. In diesem Buche wird die Phantasie „König über ihn“; er läßt sie in den tollsten Sprüngen frei schalten, verliert aber dabei nie den Zweck aus dem Auge, seinen Landsleuten, die er dessen für besonders bedürftig hält, das Verehrungswürdige der Begeisterung, die Einheit des Irdischen und Göttlichen vor Augen zu halten. Dadurch, daß er sich einen deutschen Philosophen konstruiert, dessen in „Zettelsäcke“ (ganz nach Jean Paulschem Vorgang) verpackte Lebensweisheit er vorführen will, kann er sich die absonderlichsten Abschweifungen gestatten. Er geht dabei von dem Gedanken aus, daß man nur dann für die Ewigkeit pflanzen kann, wenn man die Phantasie und das Herz des Menschen ergreift. Für den Popularphilosophen ist dies ein ganz richtiger Standpunkt, denn wenn man auf Kreise wirken will, denen die Abstraktionen der Vernunft noch keine Willensimpulse zu bringen vermögen, so muß man darauf bedacht sein, Phantasie und Gemüt zu befruchten selbst auf die Gefahr hin, die wissenschaftliche Ausdrucksweise manchmal ein wenig zu vergewaltigen. Carlyle hat die Abstraktionen des Göttlichen immer in Bereitschaft, aber mehr als eine Reserve für den tiefer Dringenden oder als einen Ausblick des dürstenden Geistes denn als Betätigung des Erkenntnisstrebens selbst. In fast genial zu nennender Weise paßt er seinen Idealismus den Fähigkeiten seines Leserkreises an, und zwar so, daß der unbefangene Leser sich ganz der agitatorisch-unmittelbaren Kraft der Sprache gefangen gibt, während der tiefer Blickende zugleich die Elemente einer „transzendentalen Philosophie“, wie Carlyle seinen Anschauungskreis am liebsten bezeichnet sehen möchte, erfaßt.

Die „Philosophie der Kleider“ in Sartor hat prachtvolle Stellen über die Erbärmlichkeit und Heuchelei der oberen Stände, nach deren Begriffen sich die Gesellschaftsordnung auf Kleidung stützt. „Es bleibt zu untersuchen, inwieweit eine Vogelscheuche als bekleidete Person nicht auch

ein Recht auf geistlichen Zuspruch hat, ja ob sie nicht vielleicht in Anbetracht ihrer hohen Funktion — denn ist sie nicht auch eine Verteidigerin des Eigentums? — Anspruch auf eine gewisse königliche Ausnahmestellung und Unverletzlichkeit hat." Um die Anbetung der Kleider, d. h. die Verehrung alles hohlen äußeren Scheins noch bitterer zu verhöhnen, bekennt er sich ironisch selbst zu dieser Verehrung und überträgt sie mit feierlichem Ernst auch auf die abgelegten Kleider, von denen alle Falschheit und Lüge abgefallen ist. Mit derselben Ironie feiert er den Stutzer als einen hochherzigen, schöpferischen Enthusiasten, der als lebender Märtyrer umherwandle. Dabei überschüttet er Bulwer wegen seines „Pelham" mit dem bittersten Spott und stellt die stutzerhaften Aristokraten zu der Sekte der „Geplagten", d. h. der Arbeitssklaven, in Gegensatz. Dagegen tritt er schon hier für die Bewunderung als die Basis der Anbetung ein. Der Mensch soll aber nicht bloß bewundern, sondern auch gehorchen, ja, eines ist ohne das andere nicht denkbar. Gehorcht er zuerst dem Göttlichen in der Natur, so wird er auch dem Göttlichen im Menschen nicht unehrerbietig gegenüberstehen. Freilich kommt es darauf an, zu unterscheiden, wem man gehorchen soll, wem nicht. Die Heroen- und Herrenverehrung hat von jeher unter der Menschheit bestanden; sie ist kein knechtisches Gefühl, das man ausrotten muß, sondern der starke Felsen, auf dem die Kultur sich aufbaut.

Sehr hübsch sind auch die Ausführungen über den Menschen als „hantierendes Tier". Darin liegen im Keime die Gedanken, die Ernst Kapp später in seiner „Philosophie der Technik" weiter entwickelt hat. Carlyles tiefer Geist hat oftmals den Weg gezeigt. So finden wir in den Sätzen über das Lachen Gedanken Nietzsches vorweggenommen, in denen über das Schweigen Maeterlinck vorgearbeitet. „Wieviel liegt in dem Gelächter! Es ist der Chiffreschlüssel, womit wir den ganzen Menschen entziffern. Manche Menschen zeigen ein ewiges, unfruchtbares Schmunzeln oder Grinsen. In dem Lächeln anderer liegt ein kalter Glanz wie des Eises usw. Der Mensch, der nicht lachen kann, taugt bloß zu Verrat, Hinterlist und Trug." Und über das Schweigen: „Schweigen ist das Element, in welchem große Dinge sich zusammenformen, damit sie endlich fertig gestaltet und majestätisch in das Tageslicht des Lebens heraustreten, das sie hinfort beherrschen sollen. Die Gedanken arbeiten nicht anders als im Schweigen. — In deinen eigenen gewöhnlichen Verlegenheiten schließe nur einen Tag den Mund, und wieviel klarer werden dir am Morgen deine Absichten und Pflichten sein — welche Trümmer und welchen Unrat fegen diese stummen Arbeiter hinweg, wenn zudringliches Geräusch ferngehalten wird."

Wenn Carlyle seinen Professor Teufelsdroeckh bis zu dem Kapitel Kirchenkleider vorgedrungen sein läßt, so beschenkt er uns mit den Worten: „Kirchenkleider sind in unserem Wörterbuche die Formen, die Gewänder, unter welchen die Menschen zu verschiedenen Zeiten das religiöse Prinzip verkörpert und dargestellt, d. h. die göttliche Weltidee mit einem vernünftigen und praktisch tätigen Körper bekleidet haben, so daß sie als ein leben-

diges und lebengebendes Wort unter ihnen wohnen möchte." Die Vergänglichkeit alles Kirchenwesens und dabei doch die Notwendigkeit der Existenz einer Bekleidung des Göttlichen für die meisten Menschen ist selten so einfach und in so wenigen Worten ausgedrückt worden. So notwendig wie die Kleider für den Menschen, der es in seiner Nacktheit sonst nicht zur Beherrschung der Natur bringen würde, so notwendig ist dem Durchschnittsmenschen die sinnliche Veranschaulichung des Göttlichen, weil sein Vermögen der Abstraktion noch nicht weit genug vorgeschritten ist, um jetzt schon den reinen Geist in seiner Unbewußtheit zu fassen. Deshalb legt Carlyle auch den Symbolen eine so große Bedeutung bei; sie sind ihm eine Offenbarung des Göttlichen.

In Sartor Resartus findet sich auch eine Auslassung über das Glücksstreben der Menschen, das Carlyle als etwas Niederes verurteilt. Er ist davon überzeugt, daß sämtliche Finanzminister Europas nicht imstande sind, einen Schuhputzer auch nur eine Stunde glücklich zu machen, „denn der Schuhputzer hat auch eine Seele, die ganz anders ist als sein Magen, und würde zu seiner dauernden Befriedigung und Sättigung nicht mehr und nicht weniger verlangen als Gottes unendliches Weltall ganz allein für sich selbst, um darin unendlich zu genießen und jeden Wunsch so schnell zu erfüllen, als er in ihm aufstiege". Damit ist die Unersättlichkeit des Willens treffend gekennzeichnet. Der Grund des Unglücks für die meisten Menschen liegt nach Carlyle darin, daß sie sich nicht für genügend belohnt erachten, und darin, daß sie es für ihre Bestimmung halten, soviel Glück als möglich im Leben einzuheimsen, sich also gedrückt und verbittert fühlen, wenn das Maß des Glückes, das ihnen zuteil wird, hinter ihren Erwartungen zurückbleibt. In sein Tagebuch schreibt er 1868: „Warum bin ich, das wunderbar verdienstliche ‚Ich', nicht vollkommen glücklich? Es wäre ein so leichtes Ding gewesen! Das ist, wie ich wahrnehme, der Grundton von all diesem heftigen Geschrei und unmelodischen, oberflächlichen Gequiek der armen Menschen." Mit diesem kurzen Urteil fertigt er alle Wehleidigkeit, den ästhetischen Weltschmerz des Byronismus, dem er auch sonst scharf entgegentritt, wie den Entrüstungs- und Situationspessimismus gleichermaßen ab. Er ruft den Menschen zu, daß sie gar kein Recht auf Glück haben, daß sie sich von der „Gefangenschaft des Wirklichen" befreien und erkennen mögen, daß das Ideal in jedem Menschen selbst liege, ebenso wie die Hindernisse. „Eine Situation, die nicht ihre Pflicht, ihr Ideal hätte, ist noch niemals von einem Menschen eingenommen." Immer sucht er dazu aufzustacheln, das erbärmliche und persönliche Selbst mit seinem anmaßenden Glücksstreben aufzugeben und das Göttliche im eigenen Herzen zu erkennen, damit man innewerde, daß die guten Handlungen aus eben diesem zu erschließenden Kern der unbewußten Seele heraus ihren Anfang zu nehmen haben. Ebenso wie das Ideal liegt auch das Hindernis des vollkommenen Lebens nicht in der Außenwelt, sondern in dem Menschen selbst. Aber „eine tote, eiserne Wage zum Abwägen von Freuden und Schmerzen"

scheint ihm ein Unding zu sein, eine Ausgeburt des verhaßten Mechanismus, weil ihm die alles belebende Herzenswärme und Begeisterung, die man eben nicht wägen kann, fehlt.

Für die Arbeit, in welcher Form sie ihm auch entgegentreten mag, findet er immer die höchsten und auch wieder die schlichtesten Worte der Anerkennung. Aber er stellt doch Unterschiede auf. „Zwei Menschen ehre ich und keinen dritten. Erstens den sich mühenden Arbeiter, der mit von der Erde geschaffenen Werkzeugen mühsam die Erde besiegt und sie zum Eigentum des Menschen macht. — Einen zweiten Mann ehre ich, und noch höher den, der für das geistig Unentbehrliche arbeitet, nicht für das tägliche Brot, sondern für das Brot des Lebens. Am höchsten steht er, wenn sein äußeres und sein inneres Streben eines ist, wenn wir ihn Künstler nennen können, nicht bloß irdischen Arbeiter, sondern begeisterten Denker, der mit vom Himmel geschaffenen Werkzeugen uns den Himmel erobert." In diesem Punkte weicht Carlyle ganz von Tolstoi ab, mit dem er sonst manche Züge, zum Beispiel die Verachtung aristokratischen Müßigganges, gemein hat. Man könnte darin einen Rassenunterschied erblicken, daß der Germane die geistige Arbeit so viel höher schätzt als die körperliche, die der Slawe allein gelten läßt.

In Carlyle laufen zwei Strömungen nebeneinander her, eine mystische, die sich gern gedankenvoll in die Betrachtung des Unendlichen versenkt, und eine praktisch soziale, die sich auf die Politik des Tages einläßt und gern unmittelbar einwirken möchte. Man darf diese Strömungen aber nicht als einander widerstrebende ansehen. Sie entspringen beide aus einem Urquell oder Urgedanken, der Einwohnung des Göttlichen in der Welt; und so durchdrungen ist er von diesem Gedanken, daß er unablässig darnach spürt, das Göttliche auch in den unscheinbarsten Tatsachen zu finden.

Seine philosophischen Ansichten lassen sich einerseits auf die Quelle deutschen Idealismus zurückführen, andrerseits auf die dem Engländer eigentümliche Hartnäckigkeit in bezug auf den Theismus. In dem Aufsatz über Novalis findet sich eine kurze Übersicht über die Grundzüge des philosophischen Idealismus, die allerdings entsprechend dem feuilletonistischen Zweck jener Veröffentlichungen nur sehr oberflächlich sein kann, aber doch zeigt, wie tief Carlyle namentlich auch von Fichte beeinflußt worden ist. Ihm als Mystiker steht eine Anschauung, die überall das Transzendentale betont, entschieden viel näher als der Glaube an die Herrschaft der Materie in dem groben irdischen Sinne, der ihr damals noch anhaftete. Er meint, wenn es auf den Glauben ankäme, so ständen sich diese beiden Gegensätze gleich, denn auch der Skeptiker könne nicht umhin, sich auf den Glauben, nämlich den Glauben an die Existenz der Materie, zu stützen; es sei daher ganz unlogisch von ihm, den Glauben bei den Transzendentalisten lächerlich zu machen. „Seltsam ist es, zu bemerken, wie diese Philosophen des gesunden Menschenverstandes, Menschen, welche hauptsächlich mit ihrer unwiderstehlichen Logik prahlen, und, als ob dies ihr ausdrücklicher Beruf

wäre, die Menschheit vor ‚Mystizismus‘ und ‚schwärmerischen Theorien‘ zu warnen und zu hüten suchen, selbst genötigt sind, ihr ganzes System auf Mystizismus und eine Theorie zu gründen, mit einem Worte, auf den Glauben, und zwar auf einen Glauben von sehr umfassender Art, den Glauben nämlich, daß die Sinne des Menschen entweder selbst göttlich sind oder daß sie nicht bloß eine treue, sondern auch eine buchstäbliche Vorstellung von den Wirkungen einer Gottheit gewähren. So wahr ist es, daß selbst für diese Menschen alle Kenntnis des Sichtbaren auf dem Glauben an das Unsichtbare beruht und von diesem seine erste Bedeutung und Gewißheit ableitet.“

Carlyle faßt nun den Idealismus so weit als möglich. Die erkenntnistheoretischen Grundlagen, die er nur selten berührt, dienen ihm lediglich als Ausgangspunkt, um darauf einen sittlichen Idealismus höchster Art zu errichten. Er ist auch darin ein Schüler Fichtes, der seinen erkenntnistheoretischen Idealismus ebenfalls nur benutzte, um dadurch die Grundlage zu einem sittlichen zu gewinnen. Den Wirkungen deutscher Philosophie schreibt er eine „grenzenlose“ Bedeutung zu. Die Vernunft, die er nach dem Vorgange Kants dem Verstande überordnet, ist ihm wie Hegel der Gipfelpunkt des menschlichen Geistes, die einzige Wirklichkeit, vor der alle als real geglaubte Wirklichkeit verblaßt. In den „Charakteristiken“ spricht er seine Ansicht von der Notwendigkeit der Metaphysik aus. Sie scheint ihm eine chronische Krankheit zu sein, der das Menschengeschlecht sich aber nicht entziehen kann. Das Stadium der Genesung ist die konstruktive Metaphysik, die neue Systeme aufstellt; das der wirklichen Krankheit ist der Skeptizismus, der immer unfruchtbar bleiben muß, weil er aus der Verneinung entspringt. „Wie sollen wir durch bloßes Untersuchen und Verwerfen dessen, was nicht ist, jemals die Kenntnis dessen erlangen, was ist!“ Ein Zeitalter, das skeptisch ist, erscheint Carlyle immer als ein unglückliches. Sind es doch nur die Zeiten des Glaubens, die Großes hervorgebracht haben, weil sie allein dem Handeln kräftige Impulse geben konnten. Man wird an Goethes Worte über die Unfruchtbarkeit ungläubiger Zeitalter in der Abhandlung zum west-östlichen Diwan erinnert, wenn man Carlyle hört. So sehr dieser aber auch die alten Zeiten des religiösen Glaubens preist, er selbst bekennt sich zu keiner Form desselben, sondern faßt seinen Glauben ganz allein als den Glauben an eine allem Geschehen zugrunde liegende göttliche Weltidee, deren primäres Wirken ihm unbewußt zu sein scheint. Der Begriff des Unbewußten ist ihm eine Denkform, ohne die er nicht auskommen kann.

Unter den Popularphilosophen ist er wohl der erste, der diesen Begriff schärfer ins Auge gefaßt hat. Wahrscheinlich hat er ihn von Schelling übernommen. In den „Charakteristiken“ sagt er: „Unbewußtheit gehört dem reinen, ungemischten Leben an; Bewußtheit einer krankhaften Mischung und einem Kampf zwischen Leben und Tod. Unbewußtheit ist das Merkmal des Schaffens; Bewußtheit im besten Falle das des Fer-

tigens." Vor allem das moralische Gebiet scheint ihm nur dann vollendet und wahr, wenn Unbewußtheit darin herrscht. Eine bewußte Tugend läßt er nicht gelten. In dem Bestreben, dem Unbewußten überall Geltung zu verschaffen, wird er, ein seltener Fall, ungerecht gegen das Bewußtseinsleben, das doch auf dem sittlichen Gebiete gerade von höchster Bedeutung ist. Das unbewußte Seelenleben hat ja auch seine sittlichen Instinkte; aber sie reichen doch nicht aus, um die Sittlichkeit zu ihrer höchsten Höhe zu führen. Wenn irgendwo, so ist das Bewußtseinsleben in der Moral wichtig und unersetzlich, so reizvoll auch die Äußerungen unbewußter Sittlichkeit bei Kindern und bei harmonischen Menschen sind, bei denen Pflicht und Neigung noch zusammenfallen.

In einer Zeit, wo alles Philosophieren sich in der Sphäre des Bewußtseins bewegt, berührt es seltsam, einen Denker zu finden, der zu dem Worte kommt: „Das Künstliche ist das Bewußte, Mechanische, das Natürliche das Unbewußte, Dynamische." Für die Kunst ist das ein sehr treffendes Wort, denn die echte künstlerische Schaffenskraft fällt ganz auf die Seite des Unbewußten, und der bewußten Tätigkeit bleibt nur die freilich ebenfalls sehr wichtige technische Ausführung der unbewußt empfangenen Ideen übrig. Wenn Carlyle aber auch in diesem Punkte vollständig recht zu geben ist, so tritt die Einseitigkeit seines Standpunktes bei der sozialen Betrachtung, wenn er den Zustand des Zeitalters am Maßstab der Unbewußtheit prüfen will, um so schärfer hervor. Bei den sozialen Funktionen und Gesetzen, zu denen doch auch die staatlichen Einrichtungen gehören, zeigt sich nämlich wieder die Wichtigkeit des bewußten Geisteslebens. Wie der Naturprozeß überhaupt, so ist auch der historisch übersehbare Entwicklungsprozeß gesellschaftlicher Einrichtungen darauf angelegt, immer höhere Stufen des Bewußtseins und der mit vollem Bewußtsein erzeugten sozialen Formen hervorzubringen. Zwar bleibt der Urgrund alles Geschehens und die ersten schöpferischen Anlässe zu neuen Entwicklungen auf jedem Gebiete der direkten und menschlichen Betrachtung unzugänglich, obgleich die Naturforscher das Möglichste tun, alles nach ihren allein gültigen, mechanischen Gesetzen zu erklären; aber die aus diesen schöpferischen Anlässen hervorgehenden Betätigungen tierischer und menschlicher Energie sind ohne Mitwirkung des Bewußtseins nicht zu denken. Wie alle Denker, denen der Begriff des Unbewußten als eine neue Leuchte aufgegangen ist, neigt auch Carlyle dazu, die Grenzen desselben zu erweitern und zu verwischen, um die Tragweite zu erhöhen, anstatt die Linien des Geltungsbereiches scharf festzulegen. Das Unbewußte erscheint bei Carlyle wie bei Novalis und Maeterlinck, den er wieder angeregt hat, leicht als der bequeme Abgrund, in den alles versenkt wird, was sich nicht klar aussprechen läßt oder was klar auszusprechen gefährlich ist. Das ist nicht wissenschaftlich und fördert nicht die Erkenntnis. Carlyle ist doch zu sehr Gemütsmensch, um den Verstand überall in seine vollen Rechte einzusetzen. Wie es ihm in der Nationalökonomie nur darauf ankommt, die ethischen Beziehungen von Menschen



M. J. Wagenbauer
Herbstliche Viehweide

zu Menschen nicht unter den Tisch fallen zu lassen, wie er bei der Geschichtschreibung das biographische Material als das allein ausschlaggebende hinstellt, so handelt es sich ihm bei seinem Streben nach Erkenntnis überhaupt in erster Linie um die Aufrechterhaltung einer religiösen (nicht kirchlichen) Grundlage, die das Natürliche, Reale zum Übernatürlichen, von dem es durchaus nicht wesensverschieden gedacht werden darf, erhebt.

In bezug auf seinen religiösen Glauben, der seiner über alles geliebten frommen Mutter und seinen hochkirchlichen Freunden viel Kummer bereitete, äußerte er sich in einem wichtigen Brief an Sterling folgendermaßen: „Du sagst, daß Teufelsdroeckh nicht an einen ‚persönlichen' Gott glaube. Du sagst das offen und mit freundschaftlicher Ehrlichkeit, um derentwegen ich dich hochachte. Es ist aber trotzdem eine schwere, fürchterliche Beschuldigung, die der Professor, wenn ich mich nicht irre, dadurch, daß er die Hand aufs Herz legt, beantworten oder sonst durch irgend eine Gestikulation aufs feierlichste verneinen wird. In Zeichen eher als in Worten, denn von dem Höchsten kann man nicht in Worten reden. Persönlich! Unpersönlich! Eins! Drei! Was für eine Bedeutung kann im Grunde ein Sterblicher diesen Worten in bezug auf einen solchen Gegenstand unterlegen? Wer darf ihn nennen? Ich wage es nicht und tue es nicht. — Schließlich sei überzeugt, daß ich weder ein Heide, noch ein Türke, noch ein beschnittener Jude bin, sondern ein unglücklicher Christenmensch, der weder ein Pantheist noch irgend ein anderer ‚Ist' sein will, sondern wider alle dergleichen Systemerbauer und Sektengründer die ausgesprochenste Verachtung hegt."

In bezug auf die Formen der Kirche dachte Carlyle ketzerisch genug; in seiner Jugend verhielt er sich sehr ablehnend gegen das Kirchentum überhaupt, später aber sah er ein, daß die Kirche für viele Menschen das einzige Bindeglied mit dem Göttlichen war und deshalb nicht verachtet und ausgemerzt werden durfte, ja er hielt sogar gute Freundschaft mit Bischöfen und wäre der Ehre, in Westminster beigesetzt zu werden, nicht entgangen, wenn er nicht selbst angeordnet hätte, daß er in seinem kleinen schottischen Geburtsort ohne jedes Zeremoniell, wie es die Gebräuche seiner Heimat mit sich bringen, begraben wurde. In Sartor Resartus hat er die Bekehrung vom Atheismus, wie er selbst sie in den Tiefen seiner Seele durchgemacht hat, geschildert. Der Konflikt zwischen Glauben und Unglauben war damit zugunsten des Glaubens entschieden und natürlich zugunsten derjenigen Form des Glaubens, die dem „Unglauben" am meisten entgegengesetzt und die einzige war, die es damals für die Erkennenden gab. Die Unpersönlichkeit Gottes kam nur für die Pantheisten in Frage, von denen Carlyle wohl mehr die naturalistischen Vertreter kannte, die sich dem Atheismus zuneigten. Wenn die Natur zum Gott erhoben werden sollte und das geistig schaffende Prinzip darüber in Verdunkelung zu geraten drohte, dann war es immer noch besser, den persönlichen Gott der Weisheit zu bekennen und allerlei Rätsel in den Kauf zu nehmen, als der mechanischen Welt-

auffassung in die Arme zu geraten. So ungefähr muß man sich Carlyles Stellungnahme gegenüber der Gotteserkenntnis erklären. „Wer nicht auf die eine oder die andere Weise die göttliche Weltidee erkennt, welche den äußeren Erscheinungen zugrunde liegt, kann auf keine äußere Erscheinung richtig deuten, und alles Geistige, was er tut, tut er notwendig unvollkommen oder unrichtig."

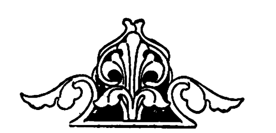
Die praktisch soziale Strömung hat Carlyle sein ganzes Leben hindurch begleitet. Er war stolz darauf, der Sohn eines Handwerkers und Bauern zu sein, obgleich er gelegentlich doch das Alter seiner Familie und die Abstammung von adligen Vorfahren betont. Mit Vorliebe verweilt er in den Biographien der von ihm dargestellten Männer wie Burns, Johnson, Jean Paul, Diderot, Schiller usw. bei dem Umstande, daß sie alle von Haus aus mit der größten Dürftigkeit zu kämpfen hatten. Der Unterschied zwischen der untätigen, „Rebhuhn schießenden" Aristokratie und den von der Armut niedergebeugten Arbeiterklassen schneidet ihm tief ins Herz. „Eine vornehme Klasse, die keine Pflichten zu erfüllen hat, gleicht einem an Abgründen gepflanzten Baum, von dessen Wurzeln alle Erde hinweggebröckelt ist." Die Aristokratie muß ihre bevorzugte Stellung dadurch rechtfertigen, daß sie die Geschicke des Landes mit Weisheit und arbeitsamer Sorgfalt leitet. Er preist Ernst August von Weimar, der seine geringen Einkünfte größtenteils auf Verbesserungen seines kleinen Ländchens verwandt habe, an welche gemeinnützige Bestrebungen auf Kosten einer Herabsetzung des persönlichen Luxus die englischen Magnaten gar nicht dächten. Indessen ist Carlyle keineswegs der Ansicht, daß die Demokratie die beste Regierungsform sei. Von der Tätigkeit des Parlaments hat er keine hohe Meinung; die Bestechlichkeit bei den Wahlen scheint ihm nicht die richtige Siebmaschine, um die Weisesten und Besten zur Regierung zu berufen, aber er ist dennoch von der Überzeugung durchdrungen, daß es der Mehrheit immer und in allen Fällen gebührt, zu gehorchen, den Gesetzen und den Personen, soweit sie Träger des Gesetzes und einer höhren Bildung sind, sich in Ehrfurcht zu unterwerfen, weil in jedem Gesetze sich der Niederschlag einer höheren Weisheit, der Funke des Göttlichen findet, dem selbst da Gehorsam gebührt, wo er unter dem Wust des Alltagsstaubes und einer schematisch gewordenen Sitte schwer zu erkennen ist. Jeder Stoff, der dazu dient, Verehrungsgefühle auszulösen, ist ihm vor allem sympathisch, weil er selbst sich durch die Größe anderer nicht gedrückt, sondern gehoben fühlt. Aber wenn er so den unteren Klassen den Gehorsam predigt, unterläßt er es nicht, den oberen in den ernstesten Worten das Gewissen zu schärfen. Unter seinen Händen wandelt sich jede Rezension zu einer Waffe um, das gleichgültige Geschlecht der Mitlebenden aufzurütteln und zu höheren Gesichtspunkten zu führen. Über die Nationalökonomie gießt er trotz seiner Freundschaft mit John Stuart Mill die schärfste Lauge seines Spottes aus. Die physischen Störungen des sozialen Organismus sind ihm nur der Abdruck der geistigen Störungen, die vorangegangen sind, ehe die ersten sicht-

bar werden, gerade umgekehrt wie bei der materialistischen Geschichtsauffassung des sozialdemokratischen Dogmatikers Marx. Die Nationalökonomie würdigt ihm nicht genug die feinen geistigen Faktoren, aus denen sich das wirtschaftliche Leben doch auch aufbaut. „Wir haben durch und durch und allgemein vergessen, daß Barzahlung nicht die einzige Wechselbeziehung menschlicher Wesen ist, und wir sind der festen Überzeugung, daß damit alle Verbindlichkeiten abgemacht und erledigt werden.“ Jeder Mensch soll den Grundsatz, daß Arbeit Pflicht sei, zum Regulator seines ganzen Lebens machen. Wie er früher mit diesem Gedanken den Byronismus als die Verkörperung unfruchtbaren Jammers über erfahrenes persönliches Ungemach zurückwies, so verkündet er jetzt, daß Tätigkeit und wiederum Tätigkeit alles entfalte, was zu einer gedeihlichen Volkswirtschaft nötig ist, alles, was die Menschen höher führe, wenn man dabei nicht aus den Augen lasse, daß es nicht nur die unteren Klassen sind, die zur Arbeit angehalten werden müssen, sondern auch die oberen. Die Revolution der Kommune im Jahre 1871 erpreßt ihm in einem Briefe an seinen Bruder den Ausruf: „Eins aber kann ich in diesem blutdürstigen Toben der ärmsten Klassen in Paris erkennen, nämlich eine fürchterliche Mahnung an die oberen Klassen aller Länder: Nach 82 Jahren des Kampfes, o, ihr schönen ‚oberen Klassen‘, ist unsere Lage noch immer nicht verbessert, wird vielmehr von Revolution zu Revolution unerträglicher. Bei den himmlischen Mächten, wenn ihr es nicht ändern könnt, so wollen wir die Welt in die Luft sprengen und mit ihr uns und euch.“

Man darf aus diesen kräftigen Worten nun nicht die Schlußfolgerung ziehen, daß Carlyle sich in irgend einem Punkte auf den anarchistischen Standpunkt stelle. Er haßt nur den „Dilettantismus“, wie er die Beschäftigung der oberen Klassen mit der Politik und der Regierung des Landes ingrimmig nennt. Noch 1850, zu Zeiten seines höchsten Ruhmes, hat er so radikale Artikel geschrieben, daß keine Zeitung sie aufzunehmen wagte, und er sie einzeln, als Flugschriften, drucken ließ. Er wendet sich gegen das Stimmrecht, äußert sich über die Mustergefängnisse, polemisiert gegen das moderne Regieren von Downing Street aus, ereifert sich gegen den Jesuitismus und schließt diesen letzten Aufsatz mit der berühmten Stelle über die Schweinephilosophie. Kurz vorher hatte er einen Artikel über die Negerfrage veröffentlicht, der einen Sturm des Unwillens entfesselte. Selbst sein Freund Mill sah sich zu einer Entgegnung veranlaßt, denn alle Liberalen Englands huldigten der Überzeugung, daß die Aufhebung der Sklaverei ein Gebot der Humanität sei, worin Carlyle anderer Meinung war. Carlyle war für das Parteileben in England überhaupt ein schwieriger Punkt, da er sich wie alle originellen Denker, denen der Egoismus und die Einseitigkeit jedes Parteistrebens sehr bald durchsichtig wird, zu keinem Programm bekennen wollte.

Was Carlyle so anziehend macht, das ist die Geistigkeit des ganzen Menschen, die nirgends einen kleinlichen Gesichtspunkt aufkommen läßt.

Man hat das Schwergewicht seiner Leistungen in der von ihm zuerst so ausdrücklich betonten Heldenverehrung gesehen, aber diese Heldenverehrung war doch nur der Ausfluß des zugrunde liegenden philosophischen Idealismus, der in jeder Erscheinung das Göttliche sah. Große Männer sind die Feuersäulen auf der dunklen Pilgerfahrt der Menschheit; sie stehen als himmlische Zeichen da, als ewig lebende Beweise dessen, was gewesen, als prophetische Verkünder dessen, was sein wird, die offenbarten verkörperten Möglichkeiten der menschlichen Natur. „Wer diese Größe niemals gesehen, niemals mit seinem Verstande aufgefaßt, niemals mit seinem ganzen Herzen leidenschaftlich geliebt und verehrt hat, der ist auf immer verurteilt, klein zu bleiben", sagt er in dem Aufsatz über Schiller. Carlyle selbst braucht sich diesem Verdammungsurteil nicht zu unterwerfen. Sein geistiger und sittlicher Idealismus und die Originalität der Wiedergabe des Aufgenommenen sichern ihm einen Anspruch auf Beachtung, die einem Essayisten — von seinen historischen Leistungen ganz abgesehen — sonst fast ein halbes Jahrhundert nach seiner Hauptwirksamkeit selten zuteil zu werden pflegt. So wahr ist es, daß die Verkündigung des Geistes lebendig macht. Für uns Deutsche aber bleibt der Mann doppelt verehrungswert, der die Kraft seiner Überzeugung aus deutschen Quellen hergeleitet und nie unterlassen hat, seine deutschen Lehrer und Vorbilder in den begeistertsten Tönen zu preisen, selbst auf die Gefahr hin, dadurch in seinem Lande Anstoß zu erregen. Hat er doch zu prophezeien gewagt, daß „Deutschland der Anführer des geistigen Europa sein wird"! Wenn er auch selber kein Philosoph in dem strengen Sinn des Wortes war, da es ihm mehr darauf ankam, Lebenswerte zu prägen als Erkenntniswerte, so ging doch seine ganze Entwicklung von den philosophischen Überzeugungen aus, die er sich in seiner Jugendzeit durch das Studium deutscher Literatur und Philosophie gebildet hatte. Daß er, wie Goethe von ihm sagte, eine „moralische Kraft" wurde, ist auf nichts anderes als die wunderbare Durchdringung seines ganzen Wesens mit deutschem Geistesleben zurückzuführen; daß er noch jetzt in beiden Ländern wie in Amerika große ideale Wirkungen ausübt, zeigt, daß Deutschland in seinen geistigen Größen eine Macht besitzt, die auch nach langen Zwischenräumen noch durch ein Medium wirken kann, ein Medium freilich, das das aufgefangene weiße Licht in einem ganz besonders eigenartigen Prisma, das um seiner selbst willen schon Interesse verdient, wiedergibt.





Die Kinderschule

Skizze

von

C. von Regin

Die Baronin von Ohringen war eine sehr wohlmeinende Dame. Niemand konnte behaupten, sie wäre das nur in Worten. Denn sie war auch eine sehr wohltätige Frau. Das wußten die Leute in Ohringen zum Teil aus eigener Erfahrung. Doch sie ließen sich dadurch nicht hindern, der Frau Baronin gelegentlich allerlei unlautere Motive unterzuschieben — wie wir sehen werden, freilich mit Unrecht.

Die Baronin war nicht nur wohlmeinend und wohltätig, sondern sie war auch sehr reich, d. h. eigentlich ihr Mann. Reichtum aber ist in den Augen vieler, wenn auch gerade keine Schande, so doch mindestens ein erschwerender Umstand. Und weil die Leute so dachten und darum nicht mithelfen wollten an der Kleinkinderschule, so bekamen sie nachher keine.

Nicht immer waren die Ohringen so reich gewesen. Der Baron Max entstammte der Seitenlinie des Hauses, deren Vermögen zwar nicht gering, aber doch auch nicht reich genug war, um große Sprünge zu ermöglichen. Die Baronin war aus gräflichem Hause, hatte einen tadellosen Stammbaum, sehr schöne blaue Augen und vier Brüder in der Armee. Infolge des letzteren Umstandes war wenig Kleingeld zu erwarten, und so reichte sie gern dem schmucken Leutnant und Besitzer von Klein-Pardiß die Hand zum Lebensbunde, trotzdem sie damit den heiß ersehnten Berliner Wintern und Rivierareisen von vornherein entsagte. Da Max ein sehr lieber und leicht zu lenkender Gatte war, verzieh sie ihm bald diesen metallischen Defekt. Nur daß er nicht Graf war, konnte sie ihm nicht ganz vergeben. Niemals versäumte sie, ihrer Unterschrift das „geborene Gräfin von Patkul" hinzuzufügen. So erhielt sie das Gefühl des Degradiertseins in sich lebendig.

Einen Umschwung in den Vermögensverhältnissen bewirkte der Tod eines Vetters, des letzten Ohringen aus der Hauptlinie. Die gesamten Besitzungen gingen auf den lieben Max über, und nun war die Baronin in ihrem Element. Das alte Stammschloß der Familie bezogen sie ein Jahr nach dem Tode des „seligen Vetters". Für den Fall, daß es mit der

ewigen Seligkeit nichts war, hatte er freilich hier auf Erden gewissenhaft dafür gesorgt, daß er nicht zu kurz kam. Das Grundbuch wußte von den dadurch entstandenen Kosten zu erzählen. Aber da die Summen verhältnismäßig gering waren, ließ man ihm willig das Prädikat „selig" und richtete sich in dem alten Neste behaglich ein. Die Veränderungen im Schloß, dessen Mauern so dick waren, daß ein Klavier in der Fensternische Platz hatte, beanspruchten lange Zeit und machten viele Kosten. Doch endlich war alles fertig, amerikanische Öfen, Wasserleitung 2c., und was sonst dazu gehört, ein Haus komfortabel zu machen. Zugleich unterließ man es nicht, den Verkehr mit der „Gegend" aufzunehmen. Besagte „Gegend" bestand aus einem halben Dutzend teils ziemlich entfernter Rittergüter. Was sonst in dem stark bevölkerten Lande wohnte, waren bloß „Leute", kam also nicht in Betracht. Mit dieser Gegend wurde nun dreimal in der Woche Tennis gespielt, man hatte so nicht nötig, durch besondere Veranstaltungen die Langeweile zu verscheuchen, und konnte das dazu nötige Nachdenken sparen. Das war dem Herrn Baron das Angenehmste bei der Sache. Denn das Denken war ihm schon von jeher höchst zuwider gewesen.

Desto mehr dachte die Frau Baronin, und zwar — zu ihrer Ehre sei's gesagt — nicht nur an Tennis, Toiletten 2c., sondern als sie erst Zeit hatte, sah sie sich mit ihren offnen blauen Augen auch in der nächsten Umgebung um und überlegte, was man da wohl tun könnte. Getan mußte jedenfalls etwas werden — das war ihr Ehren- und Herzenssache. Und da fielen ihr denn zunächst die vielen mehr oder minder schmutzigen Kinder auf, die den ganzen Tag auf der Straße lagen ohne Aufsicht und Wartung. Das waren die Kinder ihrer Taglöhner, aber ebenso die Kinder der Handwerker und Fabrikarbeiter, die in Ohringen wohnten — eine ganz erkleckliche Zahl. Hier lag zweifellos ein Notstand vor, dem abgeholfen werden mußte. Die Mütter konnten nichts daran ändern, sie gingen auf Arbeit, und die Baronin konnte doch die Kinder nicht auf dem Schloßhof sammeln und beaufsichtigen. Es dämmerte ihr, daß sie über ein Werk christlicher Nächstenliebe nachsann, und damit wurde ihr auch klar, wo sie das Nötige erfahren konnte. Wozu hat man denn einen Pastor? Der mußte ihr helfen und zugleich lernen, daß sie mehr war als die oberflächliche Gesellschaftsdame, die er vermutlich in ihr sah. Kurz resolviert ersuchte sie den Geistlichen durch ein paar Zeilen, morgen — natürlich am Sonnabend — um 11 Uhr zu einer Besprechung bei ihr zu erscheinen. Es handle sich um eine Angelegenheit, die die Gemeinde anginge.

Der Pastor Molinäus setzte erstaunt seine lange Pfeife in die Ecke, als der Diener in der schwarz-roten Livree das Brieflein ablieferte, sagte aber bereitwilligst seiner Patronin den gewünschten Besuch zu. Nach Tisch besprach er mit seiner lieben Frau alle Eventualitäten. Was hatte sie wohl vor? Gemeindeangelegenheit? Ja, er hatte es. Jedesmal, wenn er die Baronin sah, hatte er über den miserablen Kirchengesang verhandelt. Der Lehrer war nämlich schwerhörig, Pastor Molinäus aber sehr musikalisch,

und seiner Sehnsucht Ziel war ein Kirchenchor. Das lag ihm im Blute. Denn seiner Vorfahren einer war Domorganist in einer thüringischen Residenz gewesen, hatte ursprünglich Müller geheißen, dann aber auf Serenissimi Wunsch den Namen Molinäus angenommen. Mit dem Namen hatte sich auch die musikalische Neigung vererbt, und bei den Pastoren der lebenden Generation wirkte sich diese Erbschaft in der Einrichtung von Kirchenchören aus. Er war der einzige, der noch keinen hatte, und längst bedrückte ihn das. Auch die Baronin war in seine Wünsche eingeweiht und hatte freundlichst zugestanden, daß derartiges auch in Ohringen wünschenswert sei. Nun dachte er nicht anders, als daß die Gnädige mit Gouvernante &c. sich zur Verfügung stellen wollte. Nach einem Blick auf die heilige Cäcilie über seinem Pianino zog er also Sonnabendvormittag im besten Rock los.

Die Baronin empfing ihn sehr gnädig, und nach den üblichen Befindensfragen steuerte sie gerade auf ihr Ziel los. „Was kann geschehen, um diesem Notstand mit den Kindern abzuhelfen?“

Das wußte der Pastor ganz gut, dafür gab es Kinderschulen; Kollege Meyer in Wahrenstedt hatte auch eine, eine Diakonissin leitete die Sache; ein Verein hatte Häuschen und Spielplatz gekauft, und mit auswärtiger Unterstützung ward die zur Erhaltung der Sache notwendige Summe aufgebracht. „Aber“, meinte der Pastor, „das kommt hier niemals zustande, ich kenne meine Ohringer.“

Es war nicht klug von dem Herrn Pastor, daß er das sagte. Die Ohringer mochte er in den 10 Jahren seiner Amtstätigkeit kennen gelernt haben, aber er konnte nicht wissen, was das gute Beispiel einer hochgestellten, edlen Frau vermag. Das führte ihm die Frau Baronin sanft zu Gemüte. Wünschenswert war die Kleinkinderschule ja, das mußte der Pastor zugeben, und so ließ er sich — ohne den Kirchenchor auch nur erwähnt zu haben — bereitfinden, für die Sache zunächst „Stimmung zu machen“.

Bei niedersächsischen Bauern Stimmung zu machen, ist nicht leicht. Das weiß jeder, der es einmal versucht hat. Denn der Niedersachse ist schwerfällig und langsam, ganz besonders, wenn eine Zahlung im Hintergrund lauert. Und neben dieser Schwerfälligkeit hält sein natürliches Mißtrauen jede Begeisterungsfähigkeit in solchen Dingen nieder. Namentlich wenn eine Baronin und ein Pastor etwas unternehmen, dann ist die Hoffnung auf Mithilfe der Bauern eitel.

Das sollte sich hier zeigen. Zwar zunächst fand der Pastor bei seinen Besuchen unerwartet viel Entgegenkommen. Speziell die Frauen, an die er diplomatisch vor allem sich wandte, hatten ein Herz für die Sache. Frau Kaufmann Pape hatte schon immer gesagt, daß so etwas nötig sei. „Ich kriege mich immer Krämpfen, wenn so'n Radfahrer vorbeisaust und Löhmanns Kinder spielen auf der Straße.“ Und frohen Mutes kehrte der Pastor heim, er hatte in den sechs ersten Familien des Orts so brillant Stimmung gemacht, daß er selbst ganz warm geworden war für die Sache. Auch die Männer der besuchten Frauen hatten beistimmend gegrunzt.

Doch ich muß leider gestehen, die Ohringer hatten eine schlechte Eigenschaft: sie redeten, wenn der Pastor fort war, ganz anders als in seiner Gegenwart. So ging es auch hier. Abends, als die „Herren" vom Gemeinderat sich bei Schmidt — das war der Krugwirt — trafen, gab's eine Debatte, die den Pastor tief betrübt hätte, wäre er unsichtbarer Zuhörer gewesen.

„August," rief der Schulze, „August, haste schon vom Paster seiner Kinderschule gehört?"

Die Ohringer sprechen nämlich mit Rücksicht auf ihre 1000 Einwohner stets hochdeutsch.

August Wilcke, der reichste Bauer des Orts, wendete sein breites, rotes Gesicht dem Frager zu, grinste mitleidig und erwiderte: „Ja, meine Frau hat er schon halb überrumpelt. Ich tu' aber nicht mit."

„So," meinte Christian Evers, Humpelkrischan genannt, „der Pastor will wohl das Kinnermädchen für seine zwei jüngsten Rangen sparen?! Von mir kriegt er keinen Pfennig."

Hermann Krah, der das Gymnasium bis Quarta besucht hatte und sich infolgedessen für einen Ausbund von Bildung hielt, mischte sich auch in das Gespräch. „Ich denke, schaden könnte es nicht, wenn die Kleinen schon ein bißchen poliert werden, ehe sie in die Schule kommen. Die Lehrer können ja kaum mehr fertig werden mit all den unruhigen Individuen" (das war sein Lieblingswort).

„Nu, denn bau du man mit dem Paster und der Baronin eine Kinderschule! Nachher wollen se woll auch alle aufs Jimnasium?"

An dem Punkte war Hermann Krah verwundbar. Er grollte und schwieg — und die Kinderschule hatte ihren einzigen Anwalt im Kruge verloren.

„Kinder," sagte der Schulze, „det is alles jut, aber wir dürfen nicht zulassen, daß die Gemeinde neue Lasten kriegt. Wir müssen eine neue Schulstube bauen und 'n neuen Lehrer anstellen, die Wasserleitung hat uns auch höllsch viel gekostet — wo soll denn das Geld herkommen; die Wirtschaft bringt nichts ein — nee, Kinder, das lassen wir."

„Recht haste," brummte Fritze Meyer, „und denn das Schützenfest nächstes Jahr! Man will doch auch mal vergnügt sein."

Hier hörte man Schmidt hinter dem Schenktisch beifällig murmeln.

Pockenkarl — eigentlich hieß er Karl Bock, aber wegen der Blatternarben in seinem Gesicht hatte man ihm diesen Beinamen gegeben —, Pockenkarl hatte bis jetzt geschwiegen. Er liebte das Reden nicht, desto mehr das Trinken. Jetzt schob er das Glas etwas von sich — zur Sicherheit — und fing im tiefsten Baß an zu reden: „Die Gutstaglöhner — die hätten so was wohl nötig. Keiner kümmert sich drum. Gestern erst habe ich dem Hofmeister sein Jüngstes aus dem Mühlgraben gezogen. Die vierjährige Minna hat's reinfallen lassen. Aber sollen wir bezahlen, daß dem Baron seine Taglöhnerkinder verwahrt werden? Nee, das kann er selber

tun, hat's ja dazu. Hundert Mark will er alle Jahr geben, sagt der Pastor. Das macht für mich zehn Pfennig. Die kann er kriegen. Für meine Kinder halte ich ein Mädchen. Punktum."

Pockenkarl stärkte sich auf diese lange Rede hin durch einen kräftigen Schluck, und Schmidt hatte verschiedene Gläser neu zu füllen. Es entstand eine Beratungspause. Schließlich meinte Fritze Meyer, der kleiner Leute Kind war und in einen Hof hineingeheiratet hatte, ohne recht zu wissen wie: „Ich bin auch auf der Straße groß geworden, und es hat mir nix geschadet. Haben sich so viel Mütter mit ihren Kindern geplagt, und jetzt sollen sie's nicht mehr brauchen? Nee! Und schließlich, was dabei mehr verdient wird von den Frauen, versaufen die Männer doch! Warum nicht gar! Wir geben nichts dazu!"

Und dabei blieb es. Das Schicksal der Kinderschule war besiegelt.

Man wandte sich der Besprechung des neuen Gendarmen zu und suchte aus seinen Gesichtszügen festzustellen, ob er es wohl in puncto Sonntagsarbeit sehr genau nehmen würde.

In den folgenden Wochen benutzte der Pastor jede sich bietende Gelegenheit zum „Stimmungmachen". Aus den Antworten mancher Gemeindeglieder schloß er freilich, daß viele Schwierigkeiten zu überwinden sein würden. Doch er ließ sich nicht entmutigen, arbeitete nach Wahrenstedter Vorbild Vereinsstatuten aus, sicherte sich eine Diakonissin, ließ sich vom Landrat und vom Verein für innere Mission Beihilfen zusagen und konferierte eifrig mit der siegesgewissen Baronin. Nur 400 Mark sollte der Ort jährlich aufbringen, das übrige war schon gedeckt. Einer der nächsten Sonntage war zu einer Versammlung bestimmt, in welcher der „Kleinkinderschul-Verein" konstituiert werden sollte.

Aber o weh — der Saal bei Schmidt blieb trotz aller Bekanntmachungen leer. Im Nachbarort war Kriegerfest, und da mußten die Ohringer dabei sein. So waren außer Barons und Pastors nur die zwei Lehrer erschienen, ferner der Gutsinspektor, der Obergärtner, der erste Diener, Hofmeister und andere Würdenträger des Guts bis hinab zum Schweinemeister, dazu der Fleischer und etliche andere Lieferanten, die es mit Pastors oder Barons nicht verderben wollten. Das war alles.

Unter diesen Umständen blieb man nicht lange beieinander, und es wurde beschlossen, den Gemeindediener mit einer Zeichenliste herumgehen zu lassen. Dann sollte das Weitere erfolgen.

Eitles Hoffen! 23 Mark und 85 Pfennig, das war die ganze schwerwiegende Summe, die gezeichnet wurde. Leider wurden die Redensarten, die der Gemeindediener zu hören bekam, nicht auf den Sammelbogen geschrieben. Das wäre eine interessante Blütenlese geworden.

Der Pastor Molinäus konnte dem Diakonissenhaus, dem Landrat und dem evangelischen Verein wieder abschreiben und dem Gemeindediener 1 Mark 50 Pfennig für seinen Rundgang aus eigener Tasche bezahlen. Denn er genierte sich, der Baronin damit zu kommen.

Die Baronin aber war aufs tiefste indigniert, ja geradezu empört über die Indolenz der kurzsichtigen Leute, und sie beschloß in ihrem Gemüte, nie wieder etwas für Ohringen als Ganzes zu tun. Vielmehr wandte sie ihre Fürsorge lediglich ihren Arbeitern zu.

Der Pastor hatte doch recht gehabt. Das ärgerte sie eigentlich am meisten. Dafür war sie aber für den Gedanken des Kirchenchores nicht zu haben, worüber sich wieder der Pastor ärgerte.

Die Kinder in Ohringen liegen noch heute auf der Straße — und dabei wird es wohl bleiben.



Am Meer

Von

J. Loewenberg

Es ebbt das Meer. Die Wellen schleppen müde
Zum Land sich hin und kriechen seewärts wieder.
Und immer breiter, flacher wird der Strand,
Und immer weiter wandre ich hinaus
Im öden Ufersande, sinnend, träumend,
Derweil des Meeres Strömung rückwärts fließt.

Hier war's, wo wir zum erstenmal uns sahn. —
Ein Kind im weißen Kleid und roten Käppchen,
Darunter hell hervor die Locken quellen,
Läuft barfuß sie vor mir im Sand, und mutig
Wagt weit ins Wasser sich das zarte Füßchen.
Ich werf' vom Strand ihr kleine Steine nach,
Daß hoch die Tropfen lustig sie umspritzen;
Sie zieht ein Mäulchen, schilt den großen Jungen,
Ich streck' voll Angst mich platt zu Boden hin
Und fleh' um Gnade. Schnell nimmt sie die Schaufel,
Und ohne Mitleid, Scholl' auf Scholle häufend,
Begräbt sie mich im Sand. — „Jetzt ist er tot!"
Und plötzlich springt der Totgeglaubte auf
Und schüttelt sich den Sand aus Haar und Kleidern.
Sie kreischt vor Schreck und wilder Lust hell auf
Und rennt davon, er hinterdrein und hascht sie
Und — sucht der kleinen Totengräberin
Den schönsten Seestern von der schwarzen Buhne.

Und wieder waren wir am Meer zusammen;
Doch mieden wir den Strand und suchten gerne
Der Dünen heimlich-stille Täler auf.
Was gab's nicht da zu suchen und zu finden!

Strandmiere, Augentrost und Wintergrün
Und endlich gar uns selbst, wenn unversehens
Den steilen Abhang eins hinunterglitt.
Und saßen schweigend in der Dünenmulde
Und lauschten auf des Meeres leises Rauschen,
Das weltenfern zu uns herüberklang.
Und wußten's doch und fühlten's beide klar:
Ein Schritt hinauf — und vor uns glänzt das Meer.
Und saßen träumend still und standen auf
Und gingen weiter tief ins Tal hinein.
Und wo aus dunklem Heidekraut hervor
Die kleine weiße Dünenrose glänzte,
Wo wir uns beide bückten, sie zu brechen,
Und plötzlich starr uns in die Augen sahen, —
— Da hab' ich dich zum erstenmal geküßt.

Und wieder bin am Meer ich, doch allein.
Sehnsüchtig blick' ich suchend in die Ferne.
Da schreitet vor mir auf dem hohen Kliff
Ein stolzes Weib, umrahmt vom Abendgold,
Indes die Nacht sich ihr zu Füßen schmiegt.
„Das ist sie, ist dein Glück, das vor dir geht!"
Und rascher treibt's mich fort in Angst und Sehnsucht.
Und immer weiter zwischen uns die Ferne.
Da bleibt sie stehn; ich schreite zögernd näher
Und breite stumm die Arme nach ihr aus.
Sie kehrt sich um, todbleich ist ihr Gesicht
Und ihre Augen lohn in fremdem Glanze.
„Das ist sie nicht, ist's doch, die ich verloren,
Da ich sie kaum gefunden. Kommst du wieder?
Ahnt dir, wie ich im Elend nach dir bange?
Auch du im Elend? Still, ich bring' Erlösung.
Zu spät? O nein!" Ich will sie an mich reißen.
Sie weist mich mit der einen Hand zurück
Und deutet mit der andern in die Nacht.
Ich dräng' mich vor. Da löst vom Klippenrande
Ein Stein sich ab und springt ins Meer hinunter,
Ich beb' zurück — verschwunden die Erscheinung,
Und schaudernd blick' ich in den Abgrund nieder. —

Und einsam wandr' ich meinen Pfad zurück
Im öden Sande der Erinnerung,
Derweil des Lebens Strömung abwärts fließt.





Mütter

Du kannst dein Leben führen
In Hütten, im Palast:
Der Schmerz hat so viel Türen,
Als wie du Kinder hast.

Laß schleichen die Gespenster,
Es kommt das Morgenglühn.
Das Glück hat so viel Fenster,
Als wie dir Kinder blühn.

Es haben viele Stumme die Sprache bekommen in den letzten Jahrzehnten. Was tut es, wenn dabei auch manches Geschrei und Gelärm in unseren Ohren nicht lieblich klingt, das wird wohl nicht anders möglich sein. Aber es ist doch, als ob wir durch einen plötzlich lebendig gewordenen Wald gingen, in dem es von allen Zweigen schallt.

Was war das Reich der Kinderseelen sonst für eine stille kleine Welt! Was darüber zu sagen war, blieb in den Familienkreisen, es hatte keinen „typischen" Wert. Jetzt brechen Scharen von Schriftgelehrten in den stillen Wald, gucken in alle Nester, stechen mit ihren Federn hinein und schreiben dicke Bände über die junge dumme Brut. Es kommt viel menschlich Wertvolles und noch mehr Ungescheites und Ungereimtes dabei heraus.

Über diesen neuen Moden haben die Mütter selber das Singen gelernt. Das soll man schon gelten lassen, ob es gleich lange nicht so biologisch, psychologisch und überhaupt logisch begründet sein mag wie das Federspitzen der Schriftgelehrten. Aber es hat den Vorzug der Unmittelbarkeit.

Manche Mütter fangen aus Ärger an zu singen. Sie haben nun so viel Gelehrsamkeit und wundervolle Morallehren über Kindesart und Kindererziehung gehört, daß es ihnen in die Galle gelaufen ist. Wie gut ist das zu verstehen! Es ist die ärgerlichste Sache von der Welt, wenn ein Theoretiker anfängt, einer Mutter, die alle Zusammenhänge kennt, hochtönende Maßregeln zu erteilen, die oft auf den verkehrtesten Voraussetzungen beruhn. Ich freue mich, wenn eine geärgerte Mutter plötzlich zornig anhebt zu singen, dann über dem Singen all ihren Zorn und den ganzen Morallehrer vergißt und immer heller, frohlockender, weicher und inniger singt von dem, was ihr Glück, ihre Ehre, ihr Stolz, ihr Schmerz — ihr Leben ist.

Andre Mütter sind wie die Kanarienvögel: sie werden von all dem Geschwätz und Gelärm um sie her angesteckt, wetzen ihren Schnabel und singen

nun drauf los, wie er ihnen gewachsen ist. Das kommt dann am allernatürlichsten heraus, das sind die herzerfrischenden, frohen, unbekümmerten Liedchen, an denen wir uns gar nicht satt hören können.

Mütter der ersten Art nennen ihre Äußerungen Reformgedanken. Sie holen oft weit aus und beziehen, wie es natürlich ist, die Frauenbewegung mit hinein. Es sind gebildete, oft kluge und aufmerksame Frauen, die den Gang der Zeit verstehn und würdigen und doch ihr eigenstes Heiligtum, ihr Nest, nicht von den zerstörenden Wirkungen eines allzu rasch brausenden Fortschritts verletzen lassen wollen. Die jedem Unberufenen, der sich zu nahe heranmacht, auf die Finger klopfen.

Alles dies finden wir bei E. v. Oertzen in ihren Mütterlichen Reformgedanken (Schwerin, F. Bahn. 1,60 Mk.). Es ist viel heißer Zorn, kräftiger Ärger, viel gesunder Sinn und weiter Blick und eine große, innige Herzenswärme darin. Ihre Auslassungen über die Abhängigkeit von der Mode, über Luxus und den Zauber der Bedürfnislosigkeit sind vortrefflich. Auch ihrer Abrechnung mit Ellen Keys „Jahrhundert des Kindes" kann man fast in allen Punkten beistimmen, wenn auch das bloße Nachweisen von einzelnen Widersprüchen hier im Prinzip nicht das Rechte ist, weil es nicht den Kern trifft, den Phantasieplänen einer träumenden Idealistin gegenüber. Nicht daß diese Pläne sich manchmal ins Gesicht schlagen, macht sie zu Trugplänen, sondern der unwirkliche Grund, auf dem sie stehn. Doch mit Rücksicht auf den allzu großen Einfluß, den Ellen Key auf die unreife Jugend übt, ist E. v. Oertzens Verfahren, auf einige ihrer Vorschläge einen leisen Schein von Lächerlichkeit zu werfen, vielleicht doch von praktischem Nutzen.

Gar nicht genug zu loben ist das Bestreben der Verfasserin, für die Schutzlosen unter den Kindern einzutreten. Hier ist der Platz, wo Not, Angst und namenloser Jammer zum Himmel schreien. Was auf Erden ist hilfloser als ein kleines Kind in der Hand der Roheit, der Grausamkeit und Gewissenlosigkeit? Und grade hier versagen die Gesetze und dadurch die Möglichkeiten zum Eingriff noch viel zu sehr. Der „Verein zum Schutz der Kinder gegen Mißhandlung und Ausnutzung" (Vorf. Prof. Dr. v. Soden, Berlin) tut, was in seinen Kräften steht, das ist viel, aber noch lange nicht genug. Wir denken es uns nicht aus, wenn wir sagen, daß von hundert Kindermißhandlungen kaum eine zur Strafe gezogen wird. Und zu was für einer geringfügigen Strafe! Es sei diesem Buche gedankt, daß es weit über den eignen engen Kreis hinaus für die Ärmsten unter allen Menschenkindern so große, starke Worte findet. Möchten sie viele neue Kräfte dem edlen Hilfswerk zuführen, denn tatkräftige Hilfe ist hier das erste und letzte, das nottut.

Ein ganz vorzügliches Buch ist auch das von Laura Frost: Aus unsern vier Wänden (Berlin, Schwetschke & Sohn. 4 Mk., geb. 4,80). Hier wird nicht viel an Reformen gedacht. Die Verfasserin nimmt die große Welt um sie her, wie sie ist, und ihre kleine darinnen ebenso. Wie sich die Mutter unter diesen Dingen zu verhalten hat, das sucht sie aus eigner Erfahrung auch andern Müttern nahe zu bringen. Es ist ein sympathischer, einfacher Zug in dem Buch, kein aufgeblasener Moralistenton, keine blutlose Theorie. Überall herrscht die Frische der eigensten Erfahrung. „Die Mutter soll zum Verständnis ihres Kindes erzogen werden", ist die erste Forderung. Mit kräftigen Beispielen stützt sie ihre verständigen Ansichten, die auf keiner Seite zuviel, aber auch nicht zuwenig geben. So leicht wird durch Erziehungsbücher eine gewissen-

hafte Mutter erst ganz verwirrt und ängstlich gemacht. Wer kann alle diese großen Forderungen erfüllen: „Erziehe dein Kind zur Wahrhaftigkeit, Bedürfnislosigkeit, Heimatliebe, Ordnung usw. usw.", und dann solche Schreibtischfrüchte wie die, die der Wanderprediger Johannes Müller austeilt, der in religiösen Dingen trefflich, in Erziehungsfragen ein Wortmacher ist: „Strafen (er sagt nicht etwa: Schläge!) sind ein Zeugnis der Unfähigkeit zum Erziehen." Wie manche treue Mutter hat dies Wort wohl schon geängstigt, und wie unsinnig ist es, in der einfachen, kühlen Wirklichkeit angeschaut! Was müßten das für Kinder sein, die nie zu strafen wären? Sollte nicht jedem natürlichen Menschen grauen vor solchen Tugendbildern? oder nicht jedem barmherzigen Menschen das Herz weh tun um solche nervösen Geschöpfchen, die vor lauter Zartgefühl nie sündigen! Fort mit jeder Erziehung, die das Kind so auf Drähte zieht! Und dann angenommen, es würde in solchem straflosen Zustande frei und stark sein, so gibt es ja gar keine Erzieher, die solche Virtuosität in bloßer Vorbeugung erreichten. Also wozu solche unwahren Sätze aufstellen? An schlechten Müttern mag gerüttelt werden, aber die Mehrzahl der Mütter sind abhängige, gutwillige, aber unsichere Wesen, die nur nervös werden durch solche übermäßigen Forderungen.

Da habe ich bei Laura Frost den besten Ton gefunden. Sie ist nicht eine so radikale Prügelgegnerin wie E. v. Oertzen, aber nicht aus größerer Robustheit oder Stumpfheit, sondern aus einem richtigeren Abwägen der Menschlichkeiten hüben und drüben. Was ist schon über die Prügelfrage diskutiert worden! So viel ist gewiß: Unerzogene Erzieher mit dem Stock in der Hand sind das widerwärtigste Bild, das die Menschheit bietet. Aber in normalen Verhältnissen werden einem Durchschnittsjungen ein paar Hiebe lieber und nützlicher sein als eine andere Strafe, die der Erzieher sich klug erdacht hat, und die ihn meist nur unnötig quält und aufregt. Die Frage bleibt immer individuell. Es steht auch so: E. v. Oertzen adressiert an ziemlich rohe Patrone, die „mit Genugtuung ihr Kind schlagen", Laura Frost an treue Mütter, die in der Wahl der Mittel nicht sicher sind. Am Ende werden sich beide Ansichten vereinen.

Es kann freilich nicht genug betont werden, daß man bei heranwachsenden Kindern möglichst früh die Strafen durch das eigene Gewissen, durch eine Art Selbsterziehung des Kindes zu ersetzen versuchen muß, um unabhängige Menschen zu erziehn. Das ist aber ein schweres und in seiner Erfüllung herrliches Werk, das man nicht so glattweg in einer These wie der Müllerschen anbefehlen kann.

Ein herzig liebenswürdiges Büchelchen ist die kleine Lebensgeschichte in Bildern: Ehe Bubi Student wird, von ungenannter Verfasserin, reizend illustriert von Tony Sarg (Berlin, Verlag Harmonie. 1,50 M.). Man lebt die Jahre der ersten Entwicklung, der Schulzeit, des Auswachsens aus den Kinderschuhen in heller Rührung mit. Das Bubi ist keineswegs mehr als ein Durchschnittsmenschlein, und es macht seiner Mutter oft das Dasein recht sauer. Je höher es ins Leben geht, je ergreifender wird der Entwicklungsgang. Bei allem überfließenden Humor liegt oft eine stille Wehmut auf dem Grunde, die Wehmut jedes echten Lebens, des Mutterlebens vor allem. Es ist entzückend, wie Bubi groß und frech wird. „Verzeih, lieber Papa, aber Nietzsche ist mir hierin doch kompetenter", und wie die Mama heimliche Stupser unter der Tischdecke austeilt, die bedeuten sollen: „Papachen, ärgere dich doch nicht so, er meint es ja

gar nicht so bös." Oder nach der andern Seite: „Um Himmels willen, Franz, jetzt schweig doch endlich einmal."

Es ist kein genialer Flug in dem Büchelchen, aber es ist ein Mutterbuch, wie man es sich nur wünschen kann, vom ersten Lallen bis zu der grauen Morgenstunde, da der Abiturient abgefahren ist und die Mutter in seiner leeren Stube steht mit dem offenen Bett, das er eben verlassen hat, den alten Büchern, der Flinte, dem leeren Pult. „Bubi! Bubi! Mein Bubi — —!"

Zum Schluß sei noch ein Buch erwähnt, das längst, wohl schon vor mehr als zehn Jahren erschienen ist, und das ich leider fast nie habe nennen hören. Die Mutter unter ihren Kindern, von Agnes Sapper (Stuttgart, Gundert). Es ist dieselbe Art, wie Laura Frost sie gibt, nur noch eingehender. Warum ist dies Buch nicht bekannter? Ein ganzes Mutter- und Kindesleben steckt darin. Wem es manchmal um Rat bange ist, wer die Erfahrungen einer andren Mutter kennen lernen möchte, ja wer ein großes, reiches, feines Menschenherz in der Fülle seines engen Kreises belauschen will, der gehe zu diesem Buch! Ein Anhang von Geschichtchen, kleinen Kranken vorzulesen, macht es für den Hausgebrauch sehr nützlich.

— — Menschen, wenn ihr von der großen kleinen Welt der Kinder wissen wollt, so geht nicht zu den Schriftgelehrten und Kinderlosen, wir haben Mütter, die uns davon erzählen. Denn die Mutter weiß hier am sichersten Bescheid, für sie ist dies das Wichtigste und Beste im Leben. Ihr Schmerz hat so viel Türen, ihr Glück hat so viel Fenster, als wie sie Kinder hat!

Marie Diers.



Karl von Clausewitz

Nicht einem Sieger in blutigen Schlachten gilt das Denkmal, zu dem in Breslau am 10. September unter den Baumwipfeln des alten Militärfriedhofs der Grundstein gelegt wird, sondern einem Geistesheroen, der das, was die Feldherrnkunst der großen Feldherren aller Zeiten geleistet hatte, im innersten Wesen richtig erkannte und ihm zuerst in mustergültiger Weise äußere Gestalt und Form verlieh. Indem er das, was Studium gereift und eigene Kriegserfahrung ihn gelehrt hatten, in seinem Werke „Vom Kriege" niederlegte, wurde er der intellektuelle Erzieher des preußischen Offizierkorps in der Kriegskunst und damit auch seines Nachfolgers, des preußisch-deutschen.

Wenn Napoleon als der unübertroffene Meister der neueren Kriegskunst auf dem Schlachtfelde gelten muß, wenn Friedrich der Große zu seiner Zeit der erste war, so darf Clausewitz den hohen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, der erste und größte gewesen zu sein, der die Psychologie des Krieges völlig erkannte und zur vollendeten Darstellung brachte. Im Vergleich zu der historischen Bedeutung der genannten und anderer großer Feldherrn, der Beweger des Menschengeschicks, tritt jedoch der Kriegstheoretiker Clausewitz weit zurück, obgleich er vor allem darauf hinwies, daß die Kriegsführung eine ganz nach den Umständen frei auszuübende Kunst und nicht eine Wissenschaft sei, vielmehr nur von der Kriegswissenschaft unterstützt werde. Indem er zuerst in der Zeit des Niederbruchs des alten Europa unter dem Stoß des

korsischen Eroberers mit voller Klarheit erkannte, daß die künstliche und gelehrte Auffassung des Krieges, die die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts gezeitigt hatten, reine Torheit sei, war er sich selbst vor allen bewußt, daß zwar der intellektuelle Teil der kriegerischen Aufgaben immer höchst einfach ist, daß dagegen die Schwierigkeiten erst anfangen beim Umsetzen des Gedankens in die Tat. Denn dabei gebe es zahllose Friktionen zu überwinden, und daher mache nicht das Wissen den Feldherrn, sondern die Kraft des Willens, und darum sei die kriegerische Tätigkeit der ganzen Führerschaft und der Truppen in allererster Linie von ihrer moralischen Verfassung abhängig, von ihrer unerschütterlichen Hingebung für die Sache, von ihrer Tapferkeit und ihrem Gleichmut in der Gefahr, ihrer Verantwortungsfreudigkeit und ihrem Ehrgeiz. Über den, ungeachtet dessen, hohen Wert der Theorie sagt Clausewitz: „Sie soll den Geist des künftigen Führers im Kriege erziehen oder ihn vielmehr in seiner Selbsterziehung leiten, nicht aber ihn auf das Schlachtfeld begleiten, so wie ein weiser Erzieher die Geistesentwicklung des Jünglings lenkt und erleichtert, ohne ihn darum das ganze Leben hindurch am Gängelbande zu führen." In diesem Sinne beherrscht Clausewitz heute die kriegswissenschaftliche Anschauung des Heeres, und sehr richtig bemerkte seinerzeit General von Meerheimb: „Er hat uns befreit von der hohlen Gelehrsamkeit seiner Zeit, und uns vor allem zuerst gelehrt, wie man den Krieg studieren und wie man seine Geschichte schreiben soll, und uns gezeigt, daß im Kriege wie in der Politik und im gewöhnlichen Leben die intellektuellen, moralischen Potenzen die materiellen unendlich überwiegen, und die Freiheit und ideale Erhebung des Geistes, die Stärke und Zucht des Willens im Dienste der Pflicht atmen in jedem Satz seiner Werke. Die Feldzüge von 1866 und 1870/71 sind in seinem Sinne gedacht und geführt worden."

Erscheint somit Clausewitz als der größte Kriegstheoretiker der Neuzeit, ja vielleicht aller Zeiten, so verdient besondere Hervorhebung, daß er, ganz abgesehen von seinen Leistungen als junger, 13 jähriger Fahnenjunker und darauf Fähnrich im Feldzuge von 1793/94, später, 1806, als Stabskapitän und Adjutant des Prinzen August von Preußen sowie 1813 und 1814 in der russisch-deutschen Legion, 1815 als Generalstabschef des dritten Armeekorps und 1830 bei den polnischen Wirren als Generalstabschef Gneisenaus, auch sonst ein Mann der Kriegspraxis war, zwar nicht auf dem Gebiete der eigentlichen Truppenkommandoführung, aber auf dem der höheren Generalstabstätigkeit. Auch war es ihm zweimal vergönnt, und zwar im Feldzuge von 1812, den er bei der russischen Armee mitmachte, in dieser Tätigkeit für den Verlauf des Krieges hochwichtige Entscheidungen herbeizuführen. Einmal dadurch, daß er den Kaiser Alexander zum Aufgeben des von General von Phull vorgeschlagenen und angelegten befestigten Lagers von Drissa bewog und damit einer sicheren Katastrophe für das russische Heer vorbeugte. Das andere Mal dadurch, daß er es war, der den noch schwankenden General York zum Abschluß der folgenschweren Konvention von Tauroggen zu bewegen wußte. Somit griff sein weitschauender Geist in die Geschicke seines Vaterlandes mit nachhaltigem Erfolge ein, und sein Vorausblick bewährte sich auch darin, daß er, trotz seines warmen nationalen Empfindens für das gesamte Deutschland die ganze deutschnationale Bewegung der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts allerdings ablehnend, das prophetische Wort sprach: „Deutschland könne nur durch das Schwert zur politischen Einheit kommen, wenn einer seiner Staaten alle anderen unterwerfe."



Jos. Ant. Koch
Landschaft mit Regenbogen

In der Epoche der welterschütternden Ereignisse um die Wende des 19. Jahrhunderts, am 1. Juni 1780, in Burg bei Magdeburg als Sohn eines alten friderizianischen Offiziers und damaligen Akzise-Einnehmers in bescheidenen Verhältnissen geboren, hatte Clausewitz ohne jede Protektion oder Konnektion seine Laufbahn lediglich seiner glänzenden Begabung, seiner Tüchtigkeit und gewinnenden Persönlichkeit, sowie seiner Hingebung an seinen Beruf und seiner mannigfaltigen Verwendung zu verdanken. Das Geschick begünstigte ihn dabei namentlich dadurch, daß er schon 1801 zum Besuch der allgemeinen Kriegsschule in Berlin gelangte und dort zu deren damaligem zweiten Direktor, Scharnhorst, in nahe Beziehungen trat; von ihm wurde er in seinem Bildungsgange wesentlich gefördert, so daß er ihn als den „Freund und den Vater seines Geistes“ bezeichnete. Auf Scharnhorsts Empfehlung wurde von Clausewitz Adjutant des Prinzen August. In dieser Stellung gewann er Einblick in die damaligen politischen Verhältnisse sowie die des Hofes und legte den Grund zu der großen Menschenkenntnis, die ihn später auszeichnete, und von der seine Charakteristik geistreicher bedeutender Militärs und Politiker jener Zeit, die Höpfner zum Teil veröffentlichte, beredtes Zeugnis ablegt. Der Krieg von 1806, den Clausewitz in dieser Stellung mitmachte, und während dessen er nach der Kapitulation von Prenzlau mit dem Prinzen in französische Gefangenschaft geriet, sowie die folgenden Kriege, an denen er teilnahm, lieferten dem jungen Kapitän einen Schatz von Erfahrungen für die Beurteilung des Krieges und der Kriegskunst, denen wir später in seinen Werken wieder begegnen. Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft blieb er in brieflicher Verbindung mit Scharnhorst als damaligem Vorsitzenden der Militärreorganisationskommission, bei deren Arbeiten Clausewitz in Königsberg 1808 mitwirkte, namentlich als es die Ausarbeitung der Pläne für eine außerordentliche Volksbewaffnung galt. Hier machte er auch die erste Bekanntschaft Gneisenaus. 1810 wurde er als Bureauchef und Adjutant Scharnhorsts, der zum Chef des Generalstabs, des Ingenieurkorps und des Militärbildungswesens sowie zum Inspekteur der Festungen ernannt war, zum Militärlehrer des Kronprinzen bestellt, dann als Major in den Generalstab versetzt, wo er zugleich mit großem Erfolg Lehrer des Generalstabsdienstes &c. an der reorganisierten Kriegsschule wurde. In demselben Jahre schloß er den glücklichen Ehebund mit Marie Gräfin von Brühl, Hofdame der Prinzessin Charlotte, einer Enkelin des bekannten Ministers Augusts des Starken, deren Aufzeichnungen und Briefwechsel mit Clausewitz eine wichtige Quelle nicht nur für seine Beurteilung als vortrefflichen Menschen und Gatten, sondern auch für die damaligen Zeitereignisse sind. Nach dem Abschluß des durch die bedrohte Lage Preußens dem Könige unvermeidlich erscheinenden Bündnisses mit Frankreich, am 24. Februar 1812, schieden Clausewitz, Gneisenau, Scharnhorst, Boyen und die gleichgesinnten Freunde aus dem vaterländischen Dienste aus, und Clausewitz trat wie viele andere im Mai jenes Jahres in russische Dienste. Hier blieb er zunächst in beratender Stellung dem Hauptquartier unter General von Phull zugeteilt und vermochte in den beiden bereits erwähnten wichtigen Momenten in den Gang der Entscheidungen bestimmend einzugreifen. Im übrigen jedoch gewann er in Ermangelung der Kenntnisse der russischen Sprache keine wirksame Tätigkeit, dafür aber einen reichen Schatz neuer Kriegserfahrungen, der seine weitere Entwicklung wesentlich förderte.

Im Feldzuge von 1813 wurde er zunächst dem Blücherschen Hauptquartier

als russischerseits delegierter Generalstabsoffizier beigegeben und hatte nun Gelegenheit, in seinen Beratungen mit Gneisenau diese Erfahrungen zu verwerten. Zuvor aber nahm er während eines kurzen Aufenthalts in Königsberg an der Organisation der Landwehr und des Landsturms in Ostpreußen nebst Alexander Dohna den hervorragendsten Anteil. Bei den die Erhebung Preußens einleitenden Ereignissen in Breslau scheint Clausewitz jedoch nicht beteiligt gewesen zu sein. Er adjutantierte, obgleich er noch nicht aus russischen Diensten hatte scheiden können, während des Feldzuges 1813 bei Scharnhorst, dem Generalstabschef Blüchers, und focht bei Groß-Görschen und Bautzen.

In der russisch-deutschen Legion war er als Generalquartiermeister beim Korps Wallmoden in Norddeutschland und Belgien tätig, und später unter Wittgenstein sowie nach dem Rücktritt in den preußischen Dienst im Feldzuge 1815 als Generalstabschef Thielmans. Als solcher zog er mit dem dritten Armeekorps in Paris und Fontainebleau ein, kehrte mit dem Frieden nach Deutschland zurück, war drei Jahre lang Chef des Generalstabs Gneisenaus bei dem neuen rheinischen Armeekorps und wurde alsdann unter baldiger Beförderung zum Generalmajor zum Direktor der allgemeinen Kriegsschule in Berlin ernannt. In dieser Stellung, die er zwölf Jahre lang, von 1818—1830, innehatte, verfaßte er die ausgezeichneten Werke, auf denen sein Ruhm als Militärschriftsteller beruht, denen aber bereits zahlreiche Denkschriften und kriegswissenschaftliche Abhandlungen vorausgegangen waren.

Sein Werk „Vom Kriege“ bezeichnet den Höhepunkt seines geistigen Schaffens. Wie General von Caemmerer in seiner biographischen Skizze Clausewitz' treffend betont, ist es „für das preußisch-deutsche Heer zu einem frisch sprudelnden Quell der Wahrheit geworden. Ihm in erster Linie verdanken wir die klaren und einfachen Anschauungen sowie die bewußte Selbsttätigkeit und Verantwortungsfreudigkeit der Führerschaft in den letzten großen Kriegen. Ihm verdanken wir außerdem einen guten Teil von der Feldherrnnatur unseres leitenden Strategen. Moltke hat das Werk gründlich gekannt, seinen Gedankengang in zahlreichen Fällen schriftlich und mündlich als Beweismittel oder Erklärung herangezogen und damit deutlich gezeigt, daß er den wesentlichen Inhalt für zutreffend hielt. Wenn er selbst einige neue strategische Grundsätze aufstellte, so hat er dabei in keiner Weise die Empfindung, aus der Clausewitzschen Lehre herauszutreten.“

Es kann überraschen, daß Clausewitz in seiner Stellung, die für ihn wie geschaffen schien, in zwölfjährigem Wirken keine Befriedigung fand. Es lag dies jedoch in den seine Wirksamkeit hemmenden Verhältnissen, da die wissenschaftliche Leitung der Kriegsakademie in den Händen der Studienkommission lag und Clausewitz bei seinen Bemühungen, den wissenschaftlichen Geist der Anstalt zu beleben und strengere Disziplin einzuführen, auf Gegenwirkungen stieß, an denen sie scheiterten. Er fand nur Ersatz in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, während er eine Stellung, in der er im tätigen Leben zu wirken vermocht hätte, weit vorgezogen haben würde. Sie wurde ihm endlich als Inspekteur der zweiten Artillerie-Inspektion in Breslau zuteil. Und bald durfte er in einen noch weit größeren Wirkungskreis eintreten als Chef des Generalstabs des Oberkommandos Gneisenaus über das 1., 2., 5. und 6. Armeekorps, das 1830 in Posen aus Anlaß der polnischen Erhebung in Warschau gebildet wurde. Hier wurde Gneisenau im August 1831 von der Cholera hinweggerafft, der Clausewitz nach seiner am 7. November erfolgten Rückkehr nach Breslau

am 16. November ebenfalls zum Opfer fiel. Er war nur 51 Jahre alt geworden. Mit ihm sank eine große Hoffnung, wohl die größte der preußischen Armee, ins Grab. Denn der intime Freund und Schüler Scharnhorsts und Gneisenaus war der berufene Generalstabschef des Heeres in jedem kommenden Kriege und nach erreichter Anciennität auch sein berufener Führer. Allein er hinterließ ihm in seinen Schriften ein unvergängliches Vermächtnis. Denn es leben darin Anschauungen, die, in tiefster Forschung und reichsten Erfahrungen wurzelnd und von hoher politischer Einsicht durchweht, bei aller Großzügigkeit einfach und praktisch zugleich sind.

Rogalla v. Bieberstein



Aus Alt-Wien

Wien vor hundert Jahren

Der französische Schriftsteller Tournade schrieb einmal den Satz: Si vous voulez faire de la politique, lisez les journeaux du jour; mais, si vous voulez faire de la philosophie, lisez les journeaux de l'an passé. Wir glauben es auch recht gern, daß wer politisieren will, die Zeitungen von heute liest; daß wer zum Philosophen werden will, die Zeitungen vom vergangenen Jahre lesen muß. Was aber wird aus dem Mann, der die Zeitungen des vergangenen Jahrhunderts liest? Offenbar ein Geschichtschreiber, ein Kenner gewesener Kultur, der vielleicht besser ins Detail eindringt, anschaulicher die Dinge sieht als der Leser von vielbändigen Geschichtsbüchern.

Eine Quelle interessanter Belehrungen über das Leben der uralten Kaiserstadt Wien ist bis jetzt vielleicht noch nie benützt worden: die ersten Bände der Kaiserlichen Wiener Zeitung, die freilich nur noch in wenigen Exemplaren existieren. Sie erschien zuerst als „Wienerisches Diarium“, später „mit k. k. allergnädigster Freiheit“ als Wiener Zeitung. Der älteste auf der Wiener Hofbibliothek und wahrscheinlich sonst nirgends mehr zu findende Band stammt aus dem Jahre 1703. Jedenfalls ein ehrwürdiges Alter für eine periodische Zeitung! Wir wählen den Jahrgang 1799, um den Lesern aus den vergilbten Blättern ein wohl lebendig anmutendes Bild des Wiener Lebens vor hundert Jahren zu geben.

Der Jänner steht natürlich im Zeichen des Karnevals, und so erfährt man aus der Wiener Zeitung vom Sonntag dem 12. Jänner 1799, daß es zu jener Zeit einen „k. k. Hof- und Kammertanzmeister“ gegeben hat. Diesen Titel hat Se. Majestät, „jederzeit geneigt Talente aufzumuntern und zu unterstützen“, dem Ballettmeister der k. k. Hoftheater-Direktion Anton Muzzarelli verliehen. Auch der Inseratenteil ist ganz der „Phäakenstadt“ würdig. In allen Tonarten werden Faschingskrapfen angepriesen. Das süße Einerlei wird durch eine „Kräutersuppen-Ankündigung“ in würdig-ernster Fassung unterbrochen.

Dafür ist im Februar 1799 im amtlichen Teile des Blattes sogar vom lenkbaren Luftschiff die Rede. „Das achtzehnte Jahrhundert scheint ausersehen zu sein, große Ereignungen und bewunderungswürdige Erfindungen hervorzubringen. Noch ehe es ganz abläuft, soll auch die Kunst, in der Luft zu schiffen, zur Reife gebracht, das ist die Direktion des Luftballons bewerkstelligt werden.

Es hat nämlich jemand, der für jetzt noch unbekannt bleiben will, die Erfindung dieser Kunst im hiesigen Universitätsarchiv versiegelt niedergelegt. Damit er, im Falle die Erfindung von einem andern und auf dieselbe Art gemacht würde, ehe er selbst noch mit der Ausführung zustande käme, nicht um die Ehre gebracht würde, der erste oder doch wenigstens ein gleichzeitiger Erfinder zu sein." Der große Unbekannte hatte keinen Grund, sein Geheimnis und sein Prioritätsrecht so ängstlich zu hüten. Auch das neunzehnte Jahrhundert hat ihn nicht um die Ehre gebracht, ein Problem gelöst zu haben, das seit 1783 auf der wissenschaftlichen Tagesordnung steht.

Am 15. Mai 1799 bringt die Wiener Zeitung eine Bekanntmachung: „Da sich das irrige Gerücht verbreitet hat, daß in Galizien eine Steuer auf die Kleidung der Judenschaft gelegt werden soll, so wird hiermit zur Beruhigung der Manufakturisten und des Handelsstandes dieses Gerücht als falsch und grundlos erklärt." Obwohl die Kriegsereignisse alle Gedanken beschäftigen, wie sie naturgemäß auch den breitesten Raum in der Zeitung einnehmen, wird die Verbesserung der städtischen Hygiene nicht vergessen, und am 25. Mai finden wir eine recht interessante Verlautbarung; sie gestattet, die historisch beglaubigten Anfänge der Wiener Straßenbespritzung festzustellen. „Die wichtigen Nachteile," heißt es darin, „welche allhier der häufige Staub, der Schaden, den er an Geräten und Kleidungen verursacht, und die Ungemächlichkeit, welche überhaupt damit verbunden ist, haben Se. Majestät zu dem Befehle bewogen, daß die bereits einmal bestandene Anstalt des Aufspritzens wieder eingeführt werden soll." Jedoch wird in jener Verlautbarung wegen des Wassermangels in „mehreren Gegenden der Vorstädte für gegenwärtig die Pflicht des Aufspritzens nun unmittelbar auf die Stadt beschränkt". Das Aufspritzen vor hundert Jahren erinnert lebhaft an das heutige: „In der Stadt sind täglich alle fahrbaren Straßen, wenn sie nicht ohnehin vom Regen befeuchtet sind, zweimal, und zwar in den Stunden von 7 bis 8 Uhr vormittags und von 2 bis 3 Uhr nachmittags, mit reinem Wasser, durch Spritzkannen oder Spritzwägen zu bespritzen." Auch die Hausmeister werden bereits herangezogen, während den Bewohnern der Vorstädte gegenüber das „Zutrauen" geäußert wird, sie würden das Aufspritzen freiwillig vornehmen.

Es wird warm innerhalb der festen Stadtmauern, und am 15. Juni 1799 finden wir in der Wiener Zeitung eine „Nachricht von den kalten Bädern beim Augarten". Die Leopoldstadt war ja in früherer Zeit sehr reich an Badeanstalten, deren einige erst in den letzten Jahren zu bestehen aufhörten. Die Nachricht hebt mit einer allgemein gültigen Maxime an: „Die kalten Bäder haben von jeher das Schicksal gehabt, daß sie bald übermäßig gelobt, bald übermäßig getadelt worden sind." Die Bäder „in der schönen Gegend des Augartens, in der sanft hinströmenden Donau" werden mit fast poetischen Wendungen, unter Zugabe des Preistarifes (ein Flußbad 3 Kreuzer) angepriesen.

Mit dem Bade erwacht die Exkursionsluft der Städter; die Lust der Wiener an Ausflügen in die Umgebung ihrer gesegneten Stadt ist von ihren Vorfahren ererbt. Am 25. Mai 1799 kündigt ein Buchhändler, der seinen Laden „am Stephansfreydhof im deutschen Hause" hält, in der Wiener Zeitung die zweite vermehrte Auflage eines Werkes: „Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien" an. Greifenstein, der Kobenzl, Hütteldorf, Dornbach, Neuwaldegg figurieren bereits unter den Ausflugsorten, selbst Kaltenleutgeben ist schon entdeckt, und die Brigittenau (heute ein Wiener Bezirk) ist

noch eine Spazierfahrt. Immerhin scheint die Mode der Sommerwohnungen noch nicht zu grassieren, denn unter den wichtigsten Annoncen der Wiener Zeitung findet sich nichts darauf Bezügliches. Die Landpartien ersetzten eben die Sommerwohnungen. Der Adel suchte seine Sommerpaläste auf; der Bürger — aß Gefrorenes, das im Sommer die Cafétiers auch ankündigen. Ambrosio Augustini macht überdies bekannt, „daß er beym Schabdenrüssel nächst dem rothen Thurm Nr. 517 ersten Stock zwey Billardzimmer zur Unterhaltung der Gäste eröffnet habe". Auch der Inhaber des Badener Kasinos stellt sich, und zwar mit einer „Ballnachricht", ein, die jeden Sonntag einen Ball und gleichzeitig Gefrorenes verheißt. „Die Gefrorenen" sind auch über die Gasse zu haben und werden „sich an Güte, Feinheit und des guten Geschmack wegen besonders anempfehlen".

Aus den Annoncen entnehmen wir auch, daß sehr viele Wiener Häuser damals noch Gärten besaßen. Auf der Mariahilfer Straße, in der „Alservorstadt" und an vielen andern Punkten finden wir das Grün, das heute zur Seltenheit geworden ist. Da ist es wohl zu begreifen, daß nach Sommerwohnungen kein starkes Bedürfnis bestand. Nur am 3. Juli 1799 taucht einmal die Ankündigung einer Sommerwohnung in St. Veit an der Wien auf. Die Annoncen ergehen sich oft in liebevollen Landschaftsschilderungen. Ein Haus in Meidling hat „sowohl an sich selbst" — dieses Haus an sich selbst muß einem Philosophen gehört haben — „als wegen der unbeschränkten Aussicht vor allen übrigen den Vorzug". Hören wir die Gründe dieser stolzen Meinung: „Die Spitze des Wienerberges, des Gatterwäldchens, die Weinhügel des sogenannten Grünen Berges, der Lustgarten des Schönbrunner Schlosses, das Schloß des Fürsten Galitzyn, der Kahlenberg und endlich die Residenz sind die Gegenstände (!), die sich von da dem Auge uneingeschränkt darbieten." Obendrein hebt sich dieses seltene Haus auf einer kleinen Anhöhe „ländlich schön heraus" und besitzt einen Garten mit einem „besonders schönen Traubengange von echten Burgunder Reben". — Meidlinger wie Burgunder — diese Sorte ist längst — ausgetrunken!

In der Reisezeit wünscht jemand, der den 5. August in eigener Chaise mit Extrapost von Wien nach Leipzig reist, einen Reisegesellschafter. Zu erfragen im „Weißen Ochs" bei der „Hauptmauth". — Auch Lord Henley, königlich großbritannischer Gesandter an kaiserlich königlichem Hofe, „gedenket in kurzem von hier abzureisen. Ersuchet daher einen jeden, der an selben eine Forderung hat, sich baldigst zu melden". Wenigstens ein Lord, der sich nicht „entschuldigen läßt", er sei zu Schiff nach — England.

Wiederholt tritt die Wiener Zeitung für die Blatternimpfung ein und beeilt sich, anläßlich des Todes der Erzherzogin Karoline, die siebzehn Tage nach der Impfung verschied, zu betonen, daß „dieser höchst traurige Fall der durch tausendfältige Erfahrungen bewiesenen Wohltätigkeit der Blatterneinimpfung durchaus nichts von ihrem Werte benimmt". — Die „Kriegsereignungen" füllen auch im Juli die Spalten des Blattes: sie wie „die Wut des demokratischen Vulkans" in Frankreich sorgen dafür, daß der Sauregurkenzeit für die Zeitung vorgebeugt blieb. In England hält Pitt eine Rede, die seine bekannte Feindschaft gegen die französische Republik bezeugt und den Lesern am 6. Juli im Auszuge mitgeteilt wird.

Auf der idyllischen Seite finden dagegen Kaffeeliebhaber eine „Nachricht von der echten, unvermischten und besten Gattung — Cichorienkaffee von Prag";

Wohnungsuchende unter vielen andern Anzeigen auch die im zärtlichen Diminutiv gehaltene eines „Gartens mit Zimmerl und Kücherl zu verlassen". Dieses „Verlassen" statt „Vermieten" ist echt österreichisches Deutsch und wird bekanntlich noch heute angewendet. Eine große Küche erhält dagegen die wuchtige Bezeichnung „Kuchel". — Verschwendungserklärungen kommen ziemlich häufig vor, und man möchte darin ein Sympton der berühmten Leichtlebigkeit erblicken; auch Gläubiger werden in hellen Haufen „konvoziert" . . . Man sieht, daß es damals nicht immer bloß die „Läufer" waren, die den flotten Karossen nachrannten.

Auch das kaiserlich königliche Versatzamt erinnert gelegentlich an rechtzeitige Auslösung der Pfänder, die sonst versteigert werden. Gegen Ende des Jahres nehmen wie am Anfang die neuen Reklamen für Kalender einen breiten Raum im Inseratenteile ein. Da wird ein französischer Luxuskalender mit den Worten angepriesen: „Einige Einbände von diesem Kalender sind à la Crocodil, das Desin ist auf die Art der Hüte, welche die englischen Damen dem Admiral Nelson zu Ehren in London tragen." Neben einem „Kalender der Liebe" figuriert ein „Kalender in einem Würfel, das zugleich zu einer Nadelbüchse zu gebrauchen ist". Beklagenswerter Geschmack! Im Anzeigenteil wird der Tod einer pensionierten kaiserlich königlichen Ministerial-Bankodeputation-Hofkonzipisten-Witwe gemeldet.

Den Bücherankündigungen entnehmen wir, daß wir noch in der Blütezeit der Ritter- und Gespenstergeschichten stehen. Der Vielschreiber Spieß begegnet unter den Anzeigen, die außerdem Werke mit vielversprechenden Titeln preisen, wie: „Die Totenfackel oder die Höhle der Siebenschläfer", „Der Geist des eingemauerten Markenstein", „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Beschwörung im Schlosse Stern bei Prag", „Guntrams Schatten um Mitternacht, eine Geisterszene aus dem zwölften Jahrhundert".

Um 1 fl. 19 kr. broschiert konnte man das Gruseln lernen. Wenige von den angekündigten Büchern kennt man heute — eine Ausnahme gilt nur für „Des Herrn von Montesquieu sämtliche Werke". Das Erscheinen des dritten, vierten und letzten Teiles von „Hans Heiling, viertem und letztem Regent der Erde-, Luft- und Wassergeister", einem — etwas ungewöhnlich ausgesponnenen — Volksmärchen von Ch. H. Spieß, wird von zwei Buchhändlern gleichzeitig angekündigt. Ob dieser Skribent nicht mehr Käufer fand als der Autor des „Geistes der Gesetze?"

Die Stuwerschen Feuerwerke sind berühmt in der Wiener Lokalgeschichte, ihre beständige Verregnung ist sprichwörtlich geworden. Hier eine authentische „Feuerwerksnachricht", die der Selbstironie nicht entbehrt: „Dem verehrungswürdigen Publikum wird hiermit bekannt gemacht, daß — wenn nach vier regnerischen Sonntagen endlich der fünfte schön werden sollte — ich, Sonntag, den 22. September, mein durch mehrere Ankündigungen schon allbekanntes Abschieds-Hauptfeuerwerk abzubrennen die Ehre haben werde." Und der Schluß lautet: „Das edle Publikum Wiens verläßt den deutschen Künstler nicht, und rechtfertigt dessen Zutrauen auf seine Herzensgüte! Johann Georg Stuwer." Für den königlich kaiserlich privilegierten Kunst- und Lustfeuerwerker im Prater klassisch genug. Aber es kommt noch besser. An einem Septembertage konnten die Wiener in der Zeitung eine förmliche Proklamation lesen, die Stuwer eines verunglückten Feuerwerkes wegen erließ. Es hieß darin: „Kann ich mit dem Himmel rechten, und meine Arbeit gegen Wind, gegen Thau und Feuchtig-

keit verwahren??" — Kurz, Wiens berühmter Kunstfeuerwerker gehabt sich wie ein Medina Sidonia, der nur der Übermacht der Elemente unterlegen ist.

Wie damals gereist wurde, erfahren wir gleichfalls aus der Zeitung, wo von Zeit zu Zeit — selten genug — ein Reisegesellschafter gesucht wird. „Es reiset jedermann mit Extrapost und einem ganz geschlossenen Wagen zu Ende Oktober von hier über Klagenfurt oder Grätz nach Laibach, und wünscht gegen Bezahlung der Hälfte der Reisekosten einen Gesellschafter." Bereits in der Mitte des Oktober finden sich Maskenfeste angekündigt. Jedenfalls wurde damals viel mehr getanzt als gereist. — Ein bürgerlicher Kleidermacher in der Dorotheengasse macht zu wissen, daß er die langen Beinkleider auf die neueste Art nach dem englischen Schnitte verfertigt. — In Wien wurde schon damals sehr viel Billard gespielt, wie die zahlreichen Annoncen zeigen. Auch das Klavier tritt bereits in unheilkündender Häufigkeit auf. — Bei einem Buchhändler im Schulhof oder am sogenannten Ober-Jesuiten-Platzl ist ganz neu zu haben: „Neue Reise nach Cayenne, oder zuverläßliche Nachrichten von der jetzigen Deportationsart der Franzosen." Der heutige Zeitungsleser kann hier ein Gefühl von Nervosität nicht unterdrücken. Sollte man auch in den Annalen des Jahres 1799 schon etwas über die „Affäre" finden?

Die Sprache der Annoncen von damals ist überhaupt salbungsvoller als heute. Einem dienstsuchenden jungen Manne „erlaubt es Selbstruhm nicht, viele Vorzüge bekanntzumachen". Die inserierende Bescheidenheit — ein Widerspruch in sich selber! „Eine Person von Mittelalter" wünscht bei einer hohen Herrschaft oder auch in einem Privathause zu dienen.

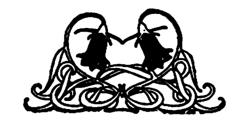
Bei Anzeigen von Landhäusern finden sich malende Beschreibungen wie aus Geßners Idyllen. — Der bürgerliche Gastgeber zur Mehlgrube gibt sich die Ehre, einem verehrungswürdigen Publikum gehorsamst bekanntzumachen, daß er alle Sonn- und Feiertage in seinem Saal eine wohlgewählte Musik abzuhalten gesonnen sei. „Mannspersonen in Livrés und Frauenzimmern mit Corsetten ist der Eintritt nicht gestattet, wie auch das Tanzen mit Sporen gehorsamst verbeten wird." Dieser „Musiknachricht" gleich auf den Fersen folgt eine Nachricht „von dem k. k. Versatzamte", was manchem Ballbesucher als ironischer Kontrast auffallen, manch anderm aber zu nützlicher Wissenschaft dienen mochte. — Aus Italien kommen Berichte über Schlappen, welche die „Franken" erlitten, die „französischen Revolutions-Canibalen". — Solches Pathos wendet man heute wohl kaum mehr auf; „der Name Gallier ist in allen diesen Ländern mit Schand gebrandmarkt . . . Alles was der Franzos macht, hat keine Dauer." Diese Maxime stammt übrigens aus Machiavelli. — Friedlicher geht es in Großbritannien zu. Die Gemahlin des Lord-Mayors hat ein Kind bekommen, und die Stadt London verehrt ihr eine Wiege, die 500 Pfund Sterling kostet. Überhaupt interessiert man sich sehr für auswärtige Ereignisse. Der dänischen Handlung bringt die von den Engländern fortgesetzte Blockade der holländischen Häfen noch immer großen Schaden. Die Fortschritte der von der Judengemeinde schon seit 1790 errichteten dänischen Les-, Schreib- und Rechenschule" werden bemerkt, sowie, daß in Kopenhagen allein 44 jüdische Professionisten in dieser Schule gebildet worden sind. „Um den Allmächtigen für die bisher erfochtenen Siege und erhaltenen wichtigen Vorteile, insbesondere aber für die glückliche Eroberung der Hauptfestung Mantua den gebührenden Dank abzustatten und zugleich ferner Segen für Se. Majestät Waffen zu erbitten", hat Donnerstag den 8. August zu Sankt

Stephan ein feierliches Hochamt und Tedeum stattgefunden. Auf die Wiedereroberung Mantuas hat Johann Georg Ritter von Mößle, ein annoncierender Poet, eine Ode gedichtet, die „sammt einer freyen Übersetzung jener fünf Elegien, so die Ebreichsdorfer Muse nach dem Frieden zu Campo Formio am 17. April 1798 bei Gelegenheit der Aufgebotsfeyer gesungen hat“, und überdies „nebst der Ansicht der Stadt Mantua“ um 34 kr. broschiert zu haben ist. Über die Kriegsbegebenheiten wird in der Zeitung übrigens ein fortlaufendes Tagebuch veröffentlicht. In England ist man mit der Ausladung der reichen westindischen Kauffahrteiflotte beschäftigt, von der zweihundert Segel in den dortigen Häfen eingelenkt sind und noch einige hundert Segel aus Jamaika erwartet werden. „So benutzt diese Nation“, bemerkt das Blatt dazu, „den Zeitpunkt, durch Industrie Reichtümer zu sammeln und alles zu beleben, währenddem Frankreich sich bestrebt, durch ein elendes Freyheitssystem sich und andere Länder arm zu machen und zu Grund zu richten“. Im Gegensatz zu dem von der Publizistik kaum zu bewältigenden französischen Tatsachengedränge sorgt der Postwagen auf der Strecke von Czaslau nach Trautenau ausgiebig für Freunde der Langsamkeit. Mittelst Hofdekretes vom 12. August wird bewilligt, daß „die bisherige achttägige Postwagenfahrt von Czaslau nach Trautenau in Böhmen vom 1. September anfangend vermittelst eines Kalesches bis Arnau extendiret werden könne“.

„Die zwei Extremitäten von Italien“, gemeint ist Ober- und Unteritalien, „geben den Allierten noch Vieles zu tun“. In Unteritalien haben die vereinigten Russen, Österreicher und Türken einen Sieg errungen. In Frankreich hingegen nimmt mit jedem Tage seit der Wiederauflebung des Jakobinerklubs die „Reibung der innerlichen Fraktionen“ überhand. Das „Journal der Freunde der Gesetze“, so wird uns mitgeteilt, hat einen satirischen Aufsatz: „Die Reunion der Gänse“ veröffentlicht. „Lasset uns die Gänse der französischen Republik sein“, heißt es darin mit witziger Anspielung auf jenes verdienstvolle kapitolinische Geflügel . . . In Konstantinopel werden viele abgehauene Köpfe französischer Offiziere am Serail aufgestellt. Darunter befand sich einer mit nur einem Ohr. „Dieser mußte also gleich unter einem lauten Geschrey des umstehenden Volks: ‚Gleichheit! Gleichheit!‘ heruntergenommen und nach abgeschnittenem Ohr (sic! Mehr lateinisch als deutsch) wieder aufgesteckt werden; an vielen Köpfen sah man statt der Ohren französische Freiheits-Kokarden aufgesteckt“ . . . Konstantinopel amüsiert sich!

Von der Lektüre solch witziger Greuel weit hinten in der Türkei erholte sich der ehrsame Wiener Bürger etwa in dem wackern und neu hergerichteten Wirtshaus „zur Weintraube“ auf der Wieden Nr. 180, dessen neuer Übernehmer eine lange Anzeige in die Wiener Zeitung einrücken ließ, die von kulinarischer Beredsamkeit strotzt. Magerer dürfte die „Kost für Studierende“ ausgesehen haben, die samt Logis im Hause Nr. 1005 in der Himmelpfortgasse im vierten Stock gegen billige Bedingnisse zu haben ist. Dafür wird „auch über derselben Sittlichkeit Obsorge getragen werden“. Ob das den Studierenden ein Ersatz für schlechte Küche war?

Dr. Emil Rechert





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zu „Antiqua und Fraktur"

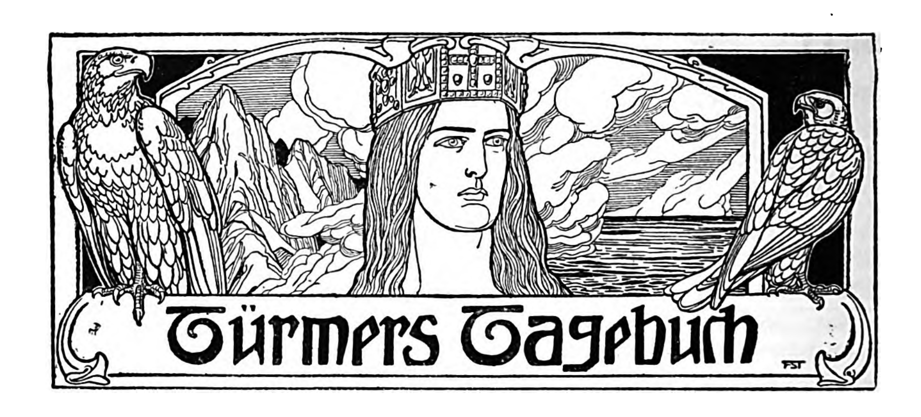
Der Artikel des Türmers in Heft 10, Juli 1906, bezweckt die Ehrenrettung der Fraktur, doch, wie mir scheint, in zu maßvoller Weise. Gerade bei dem wichtigsten Punkte, die Tauglichkeit für die Augen betreffend, stellt er sich kleinlaut auf die Seite der Antiqua. Hier möchte ich einsetzen und eine Lanze für Fraktur brechen.

„In der Tat wird man auch bloß aussagen können, daß bei überanstrengendem Lesen Fraktur eher zur Schädigung der Augen führe als Antiqua." „Erst wenn man empfindliche Augen und Nerven bekommen hat, vermag man, wenn man sie ermüdet hat, einen Unterschied zugunsten der Antiqua zu fühlen." (Abs. 4.)

Ich bin einer, der empfindliche Augen und Nerven hat, die vom Lesen bald ermüdet werden; aber je länger je mehr komme ich zum gegenteiligen Ergebnis: Fraktur strengt mich weit weniger an als Antiqua. Da mögen alle Augenärzte und alle voreingenommenen Theoretiker dagegen sprechen, es ist doch so. Und wenn ich mich nach dem Grunde frage, so finde ich ihn nirgends anders als in dem formalen Charakter beider Schriftarten, der im vorletzten Absatz genannten Artikels untersucht wird. Auf Seite der Antiqua ist formale Einfachheit, auf Seite der Fraktur Vielgestaltigkeit. Die Schlußfolgerung hieraus: „Nach dem Gesetze von der Ermüdung der Aufmerksamkeit und des Interesses durch Wiederholung von Gleichem werden diese von vornherein durch die Antiqua weniger angeregt; hingegen Fraktur usw." eigne ich mir ganz an.

Aber nicht nur die psychologische Betrachtung spricht für Fraktur, sondern auch die rein mechanische Seite des Sehens. Jede ausgeprägte Gestalt oder Gestalt mit besonderen Kennzeichen in Natur oder Kunst macht sich dem Auge schneller bemerkbar, sowohl einzeln als (und noch viel mehr) in der Reihe oder gehäuft. Kürzer: formale Vielgestaltigkeit erleichtert das Erkennen. Die vielen Ecken und Spitzen oder Schwänzchen der Fraktur erleichtern dem Auge das Erkennen der Buchstaben und der Wörter, sie fallen sanft ins Auge, dieses braucht sich zu ihrer Unterscheidung nicht anzustrengen; es ist durchaus nicht so, daß sie sozusagen die Augen stechen, wie ich vor Jahren einmal gelesen habe. Das viele Gleiche, besonders die vielen Rundungen der Antiqua dagegen erfordern zum Unterscheiden ein genaueres Ansehen, sie ist darum für das Auge anstrengender. Bei Fraktur ist das Sehen oder Lesen eigentlich oberflächlicher, das Auge gleitet leichter und weiter voraus als bei Antiqua. Dieser Mehrverbrauch an Sehkraft summiert sich beim Dauerlesen, daß er für ein schwaches Auge fühlbar wird. Daraus folgt für mich, „daß für Sachen, die man in Menge flüchtig lesen muß, F r a k t u r vorzuziehen ist".

J. S.



Russisches — Vo-russisches — Ein Bollwerk der Sozialdemokratie — Die staatserhaltende Partei — Ratgeber und Informationen — Mehr Presse, mehr Parlament!

Von allen Deutungen der Zukunft Rußlands ist die wahrscheinlichste noch die, daß es dort — „immer anders“ kommen wird. Nach der plötzlichen, nicht überraschenden Auflösung der Reichsduma glaubte Europa schon die Minuten bis zur offenen Revolution, dem völligen Zusammenbruch der Monarchie zählen zu dürfen. Es dauerte indessen eine ganze Weile, und nichts geschah, was für russische Zustände außerordentlich gewesen wäre. Aber auch die nun das Gegenteil prophezeiten, wurden alsbald ins Unrecht gesetzt: es kamen die sehr ernsten militärischen Meutereien in Kronstadt, Helsingfors usw. — also wieder anders.

An Kritikern, die sowohl den Zaren wie auch die Duma von der Gipfelhöhe ihrer intellektuellen und moralischen Überlegenheit zu belehren wissen, gibt's wahrlich genug, obwohl es hier eigentlich weniger auf Kritisieren als auf verständnisvolles Registrieren der mit unerbittlicher Notwendigkeit sich vollziehenden Tatsachen ankäme. Was wir jetzt miterleben, ist, wenn's auch noch Jahrzehnte anhalten sollte, doch nur das Schlußkapitel einer langen Handlung, der letzte Ausläufer Jahrhunderte zurückliegender Ursachen. Im Lichte dieser Bedingtheit, man kann sagen Notlage beider Teile erscheint alles superkluge Besserwissen ebenso wohlfeil wie überflüssig.

Ganz Kluge haben schon die Gewährung irgendwelcher Verfassung und die Einberufung der Duma für einen verhängnisvollen „Irrtum“ erklärt. Das ist nun keineswegs die Meinung des Grafen Witte. In einer Unterredung mit dem Vertreter eines englischen Blattes erklärte der früher ebenso maßlos überschätzte, wie jetzt zu Unrecht unterschätzte russische Staatsmann, daß wenn hier ein Irrtum vorläge, er nur darin gefunden werden könne, daß die Nation nicht schon viel früher zur Teilnahme an der gesetzgeberischen Arbeit eingeladen ward: „Weise wäre es gewesen, dem

russischen Volke nach und nach einen wachsenden Anteil an den Staatsgeschäften zu geben und es sorgfältig zu dieser verantwortungsvollen Aufgabe zu erziehen.

„Dann wissen Sie, daß meine Anschauung in der Agrarfrage immer auf der Überzeugung beruhte, daß es, milde ausgedrückt, unklug und unpolitisch ist und war, die Bauern in den abnormen Verhältnissen leben zu lassen, die obwalteten und immer noch bestehen. Ebensowenig wird es Ihnen neu sein, daß mir in meinen Plänen, hierin Besserung zu schaffen, stets unüberwindliche Hindernisse von kurzsichtigen Parteien in den Weg gelegt wurden. Was den Bauern nottut und notgetan hat, ist an erster Stelle das Recht des persönlichen Eigentums zusammen mit all den anderen Rechten, deren sich die anderen Staatsbürger erfreuen. Alsdann: diejenigen Bauern, die zu wenig Land haben, fordern mehr, und es ist die unbedingte Pflicht des Staates, in dieser Sache nichts unversucht zu lassen. Es leuchtet aber jedem normalen Menschen ein, daß extreme sozialistische Theorien nicht ins Werk gesetzt werden können, ohne einen blutigen Bürgerkrieg zu entflammen, und allein schon aus diesem Grunde kann keine Regierung den Versuch dulden, solche Projekte zu verwirklichen . . .

„Mit bekümmertem Herzen fühle ich mich gezwungen, zu bekennen, daß die Duma selbst die Schuld an dem Ausgang des Streites trug. Ich behaupte, daß es keine Nation gibt, so liberal auch ihr Regierungssystem sein mag, deren Haupt und Regierung das, was die Duma getan hat, geduldet hätten oder hätten dulden können. Wo es auch sei, würde ein Parlament, das in dieser Weise aufgetreten wäre, kraft der Konstitution aufgelöst worden sein. Denn die Regierung mußte wählen zwischen der Revolution, organisiert unter dem Deckmantel der Legalität, und der Auflösung der Duma . . ."

Ein „erheiterndes Gefühl" hat die Duma beim Grafen Leo Tolstoi ausgelöst. Schien es ihm doch, als wollten Kinder „Große spielen!" „In den Debatten nichts Neues, nichts Originales, nichts Fesselndes. Das alles haben wir schon gehört, zum Überdruß gehört. Keiner hat etwas Eigenes zu sagen. Es fehlt den Abgeordneten an ‚erfinderischen' Köpfen, wie Turgenjew es nennt. Dasselbe beklagt ein russischer Kaufmann, der eben bei mir war; und ein kluger Engländer schreibt mir: ‚Wir erwarten von Ihrer Duma das Weisen neuer Wege, statt dessen ahmt sie uns sklavisch nach.' Kürzlich bekam ich ein sehr gutes Buch eines Deutschen; sein Pseudonym lautet: Ein Selbstdenker. Sehen Sie, das fehlt bei uns. Bei den Abgeordneten ist alles Westeuropa entlehnt, und sie sprechen voll kindlicher Freude von den ‚Couloirs', von dem ‚Block' und dergleichen und sind stolz darauf, daß man alles dies aussprechen kann. Unsere Duma erinnert mich an Krähwinkel. Kleider und Hüte, die man in der Hauptstadt schon zu tragen aufhört, werden in Krähwinkel als modisch angestaunt. Neben der erheiternden hat die Sache aber ihre betrübliche Seite. Nach

Spencers Wort, das auch für Rußland besonders gilt, stehen Parlamentarier im allgemeinen unter dem Durchschnittsniveau ihrer Gesellschaft; und trotzdem übernehmen sie selbstbewußt die Aufgabe, das Schicksal eines Hundertmillionenvolkes zu dirigieren! Widerwärtig ist schließlich die ganze grobe, unwahrhaftige, selbstgefällige, boshafte Art dieser Volksvertreter!"

Liegt hierin nicht auch — mit Respekt zu fragen — ein Stück Pharisäertum? Die Kritik wäre überzeugender, wenn Tolstoi als einer urteilte, der selbst Hand ans Werk legte, sich bemühte, was ihm an der Duma unzulänglich und töricht erscheint, an seinem Teil zu bessern. Was will man denn von einer Schöpfung verlangen, der kaum noch die Zeit vergönnt war, sich auf sich selbst zu besinnen, ihrer Aufgaben bewußt zu werden?

„In einem Lande, wo nichts organisiert ist als die Korruption," so kennzeichnet die „Berl. Ztg. a. M." die Lage hüben wie drüben, „wird von einer kurzlebigen ersten Parlamentstagung verlangt, daß sie in einem Augiasstall Grund bohre, wo der Unrat bis unter die Fliesen steht! Dieselben Politiker, die in Deutschland grundsätzliche Gegner eines Verfassungsstaates sind, erwiesen sich für Rußland als grenzenlose Verehrer der Kompetenz, die einem Parlamente zufallen müsse, und mit der Aufzählung aller erdenklichen Reformakte, die in Rußland hätten vorgenommen werden sollen, aber nicht vorgenommen worden sind, fiel dumpf dröhnend eine Schaufel Erde nach der andern auf den Sarg des allzu früh verstorbenen Parlamentes, das ‚nichts Positives' geleistet hat.

„Man könnte das so hinnehmen, wie es gemeint ist, und es zu dem Übrigen legen, denn ein politisches Kind weiß ja, daß die Leichenprediger auf die Duma predigen, aber den deutschen Parlamentarismus meinen. Wundern muß man sich nur über den Eiertanz, den manche liberale Politiker auf dem lockeren Erdreich des russischen Grabhügels exerzieren, um die Erde über dem Sarge nur ja recht festzutrampeln. Nach der Angstschablone des ‚Einerseits—Anderseits' beklagen sie zwar das jähe Ende der Duma, um dann aber aus beiden Backen es nachzuposaunen, daß die Duma allerdings nichts Positives geleistet habe.

„So muß es kommen! Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Dem deutschen Parlamentarismus wird seit Anbeginn von seinen Feinden derselbe Vorwurf gemacht. Die einzelnen Oppositionsparteien geben sich dann stets alle erdenkliche Mühe, dem deutschen Wahl- und Redebürger vorzurechnen, was ihre Mitglieder für hervorragende ‚positive Mitarbeiter' seien. Kein Parlamentskandidat unterläßt es, bei Neuwahlen jeden Wähler durch rühmliche Hinweise auf seine ‚positive Mitarbeit' von etwaigen Wahlirrungen abzuhalten. Der große Schulze hat einen Antrag auf Gehaltserhöhung für die Diätare bei der Oberrechnungskammer gestellt, der edle Krause hat für Polkwitz eine Erweiterung der Bahnhofsrestauration beantragt, der unerschrockene Kulicke hat die sorgsamere Reinigung des Wartesaales in Krojanke gefordert, der geistvolle Lehmann hat für Volksunter-

haltungsabende gestritten, der geschäftskundige Miericke-Meseberg hat die Verbreiterung des Schleusentores an dem oberen Stromlauf der Knatter durchgesetzt usw. — alles positive Mitarbeit. Daß die Herren dabei eigentlich stets recht schlecht abschneiden, und daß ein halbwegs federgewandter Kanzlist die ganze ‚positive Mitarbeit' in einigen Dutzend Anschreiben an die Regierung aus dem Handgelenk erledigen könnte, kommt ihnen nicht in den Sinn.

„Der Parlamentarismus wird stets schlecht abschneiden, wenn er für seine innere Berechtigung nichts anderes anführen kann als die aus Wahlangst geborene Krähwinkelei seiner Mitglieder. In England hat kein geringerer als Disraeli einst dem Unterhause klipp und klar gesagt, was seines Amtes sei. Ein Parlament, meinte er, sei keine Verwaltungsstelle, sondern es sei die Stelle der Kritik für die Regierung, es müsse daher mit Machtvollkommenheiten versehen sein, welche dieser Kritik Nachdruck verleihen. Es habe die Aufgabe, die Klagen und Beschwerden des Volkes zum Ausdruck zu bringen, und es habe seine Machtvollkommenheiten zu benutzen, damit die Regierungen diesen Klagen Gehör schenken: ‚Ein Parlament hat nicht praktische Arbeit zu leisten, sondern es muß die Regierung anhalten, praktische Arbeit zu leisten. Jedes Parlament, das auch nur den leisesten Ehrgeiz verrät, selbst die Geschäfte des Landes zu führen, statt sie zu überwachen, betrügt sich um sein eigenes Recht.'

„Diese Worte sollten sich die deutschen Parlamentskrähwinkler und ihre journalistischen Anwälte merken, damit nicht einst das Blut des deutschen Parlamentarismus über sie komme, wenn ihm von wegen Mangels an positiver Mitarbeit der Garaus gemacht werden sollte. Das Sterbelied, das sie jetzt gedankenlos der Duma singen, könnte wörtlich auch einst an seinem Sterbebette gesungen werden."

Dreiundsiebzig Tage hat zunächst die ganze Herrlichkeit nur gedauert. Und doch: „Es war ein unerhörtes, tieferschütterndes Drama, das hier gespielt wurde", heißt es in der „Neuen Gesellschaft". „Jede Rede wurde zum Aufschrei, jede Debatte zur Anklage eines in Leiden, Verfolgungen und Elend versenkten Volkes. Wie in Wandelbildern zog die Geschichte des russischen Volkes, der russischen Sklaverei, der russischen Willkür und Menschenentwürdigung in vierzig Sitzungen an uns vorüber. Worte, nur Worte sollen es gewesen, alles im Wellenspiel der Reden verrauscht sein! Aber drängte sich der stumme Schmerz der Jahrzehnte nicht stürmisch zum Ausdruck, war es nicht ein Ungeheures, das die Herzen wenden, die Hirne wirbelig machen mußte, wenn ein Geschlecht im knechtischen Schweigen erzogen, groß geworden unter der Angst der Knute, der Verschickungen, der endlosen Kerkerqualen, durch seine verordneten Vertreter alles, die ganze Wahrheit seines Hasses, seiner flammenden Empörung, seines würgenden Ingrimms aussprechen durfte? Töricht, wer vergäße, nicht zu ermessen suchte, was im Despotenreich des Zaren elf Wochen des ungefesselt freien Wortes zu bedeuten haben . . .

„... Nicht um ihrer Fehler willen ist die Duma zerstört worden, wenn auch vielleicht bei der Wahl des Zeitpunktes für den Staatsstreich die inneren Konflikte des Parlaments mitbestimmend waren, der Staatsstreich selbst war unvermeidlich, weil die herrschende Bureaukratie, solange noch eine Ader von Kraft in ihr schlägt, niemals einer redlichen Volkskontrolle sich unterwerfen, Hof und hoher Adel von den Interessen des Latifundienbesitzes sich nicht loslösen werden ...“

Was soll nun aber werden? Oder richtiger: Was kann in Rußland in absehbarer Zeit werden? Der Verfasser des von offiziöser Seite viel angefeindeten Buches „Die Zukunft Rußlands“, Regierungsrat Martin, äußerte in der „Neuen Freien Presse“ die Ansicht, daß jene Zukunft in allen wesentlichen Fragen nicht nur für Jahre, sondern für Jahrzehnte unabänderlich klargestellt sei. Es sei viel schwieriger, die Zukunft Österreich-Ungarns oder die Zukunft Deutschlands für Jahrzehnte voraussagen zu wollen als die Zukunft Rußlands. „Die große Menge der Staatsmänner, Diplomaten und Generale aller Länder, die im Herbst 1903 einen Krieg zwischen Rußland und Japan für unwahrscheinlich hielt und im Februar 1904 nach dem Ausbruch des Krieges an den Sieg Rußlands glaubte, hat auch heute noch keinen Anhalt dafür, wie die Geschicke Rußlands sich in den nächsten Jahrzehnten gestalten werden. Für sonst kluge und einsichtsvolle Männer bleibt die russische Frage unverständlich, wenn ihnen die genügende Kenntnis der Landwirtschaft abgeht. Der Ertrag vom Hektar russischen Bodens wird im Durchschnitt auch in 10 Jahren nicht reicher sein, als er gegenwärtig ist. Innerhalb von 10 Jahren können die Schulbildung und das Kapital des russischen Bauern nicht vermehrt werden. Aller Voraussicht nach wird aber in dem kommenden Jahrzehnt der russischen Revolution das in der russischen Landwirtschaft investierte Kapital durch die Agrar-Unruhen vermindert, während die Bevölkerung sich fortgesetzt vermehrt. Daher werden in 10 Jahren die Hungersnöte im russischen Weltreiche sich noch stärker fühlbar machen. Die russische Revolution wird also in 10 Jahren stärker sein als in der Gegenwart.“

Daran würde auch ein liberales Dumaministerium nichts ändern können. Denn so klug und geschickt dessen einzelne Mitglieder sein mögen: hexen kann keines von ihnen. „Daher kann das Ministerium auch nicht den jährlichen Getreideertrag des Hektar russischen Bodens, der gegenwärtig nur 500 Kilogramm beträgt, auf 1600 Kilogramm erhöhen und dadurch dem Getreideertrag des deutschen Bodens gleichstellen. Das Dumaministerium kann nicht den 80 Prozent der erwachsenen Bauern Großrußlands, die heute noch nicht lesen und schreiben können, diese Kunst über Nacht beibringen. Selbst wenn alle Mitglieder des Dumakabinetts wahre Anleihegenies sind, vor deren Stern die Größe eines Witte oder Necker verblaßt, so werden sie dennoch nicht in der Lage sein, die 100 Milliarden Mark Anleihen im Auslande aufzutreiben, deren die russische Landwirtschaft bedarf, um zu der intensiven Kultur der deutschen Landwirtschaft überzu-

gehen. Das liberale russische Ministerium wird ebensowenig wie das liberale französische Ministerium im Jahre 1789 in der Lage sein, den Geist der Meuterei aus der Armee zu bannen. Ich habe bereits in meinem ersten Buche: ‚Die Zukunft Rußlands und Japans', das am 22. August 1905 erschien, darauf hingewiesen, daß erst die Einberufung eines Parlaments, also die Errichtung eines Zentralorgans der Revolution, der Armee die Gelegenheit zum Abfall von der Krone gibt. Seit der Einberufung der Reichsduma am 10. Mai 1906 hat die Meuterei in der russischen Armee eine bedeutende Ausdehnung erfahren. Ein Dumaministerium bedeutet nichts anderes als den Abfall der Armee von dem Hause Romanow. Das liberale französische Ministerium der Jahre 1789 und 1790 hat durch Aufteilung des ansehnlichen Grundbesitzes der Krone, des Adels und der Kirche an die Bauern eine für die französische Landwirtschaft sehr wohltätige Reform durchgeführt. Die Aufteilung des Landes war damals die Grundlage einer intensiveren landwirtschaftlichen Kultur. Im heutigen Rußland bedeutet die Aufteilung des dem gebildeten, kapitalkräftigen Großgrundbesitzer gehörigen Landes an die ungebildeten und armen Bauern einen Rückschritt der landwirtschaftlichen Kultur. Was dem russischen Bauern nottut, ist nicht mehr Land, sondern mehr Bildung und Kapital.

„Welches werden nun aber die positiven Handlungen des Dumaministeriums sein? Da es die Einnahmen des von der Revolution heimgesuchten Landes nicht anders vermehren kann, wird es, wie einst das französische Ministerium, die Fabrikation von Papiergeld in größtem Stile aufnehmen. In der französischen Revolution hat man nicht weniger als 45 Milliarden Franken Assignaten im Jahre 1796 gleichzeitig im Umlauf gehabt. Dem Interesse der französischen Republik entsprach es, die Zinsen der Staatsschuld mit Papier zu bezahlen, da fast alle Staatsgläubiger Franzosen waren und ihren Einfluß gegen eine vollkommene Einstellung der Zinszahlung geltend machten. Da drei Viertel der russischen Staatsschuld im Auslande untergebracht sind, liegt es mehr im Interesse des russischen Staates, die Zinszahlung beizeiten ganz einzustellen, als sich mit halben Maßnahmen zu begnügen. Erst ein von seinen Schulden durch den Staatsbankerott ganz befreites Rußland wird nach Beendigung der Revolution wieder in großem Maße den Kredit des Auslandes genießen. Das Dumaministerium wird ebenso wie das liberale Kabinett in Frankreich als Vertreter des Volkswillens von Monat zu Monat schärfere Maßnahmen gegen die Autoritäten des früheren zaristischen Staates treffen. Es wird die Beamten, die Gouverneure, die Generale und die Hofmänner, die das Volk bedrückt und ausgesogen haben, zur Verantwortung ziehen. Das Dumaministerium wird mehr und mehr das Exekutivorgan der Duma und des Volkswillens werden. In demselben Maße sinkt die Macht der Krone herab. In wenigen Jahren wird Rußland einer vollkommenen Anarchie und Schreckensherrschaft preisgegeben sein, wie sie Frankreich in den Jahren 1793 und 1794 erlebt hat.

„Während der halbasiatische griechisch-katholische Muschik noch kaum die Kulturstufe des vorrevolutionären französischen Bauern erreicht hat, macht in allen Teilen des russischen Weltreiches, von Lodz bis Wladiwostok, von Petersburg bis Tiflis, sich bereits der mächtige Arm der zielbewußten internationalen Sozialdemokratie fühlbar. In zehn Jahren werden in Rußland nicht nur die agrarischen Ursachen der Revolution stärker sein als jetzt, sondern auch die Hilfsmittel, durch welche die internationale Sozialdemokratie die Revolution im russischen Reiche aufrechterhält und fördert. Das in der Weltgeschichte nie dagewesene Zusammenwirken des ungebildeten Bauern mit der internationalen, von Jahr zu Jahr anwachsenden Sozialdemokratie garantiert die jahrzehntelange Dauer der russischen Revolution ...“

Ähnliches scheint man auch in den Kreisen der Dumamitglieder zu erwarten. Ein Mitarbeiter der „Russischen Korrespondenz“ hat deren mehrere auf ihrer Durchreise durch Berlin gesprochen. „Erinnern Sie sich,“ bemerkte der deutsche Besucher, „daß Sie damals in Moskau von der Notwendigkeit sprachen, den Polen die Autonomie zu gewähren, damit ein Bollwerk gegen etwaige Eroberungsgelüste des westlichen Nachbarn vorhanden sei. Ich sagte Ihnen schon damals, daß es ein Irrtum sei, zu glauben, Deutschland denke an einen Marsch nach Warschau oder gar an die Eroberung eines Teiles von Polen.“

„Ja, aber Sie kennen die Meldung der ‚Rossija‘.“

„Sie ist dementiert.“

„Gewiß, aber doch glaubt man nicht nur in Petersburg, sondern auch in London und Paris, daß etwas dahintersteckt.“

„Mag sein, jedoch bei einigem Nachdenken werden Sie sich sagen müssen, daß kein deutscher Staatsmann die Verantwortung für eine solche Aktion auf sich nehmen würde; so viel Rücksicht müßte er schon auf die Stimmung im Lande nehmen.“

„Aber der Kaiser?“ fragte schnell aufblickend Roditschew, und seine Freunde schienen ähnliche Vermutungen zu hegen. „Wird er nicht um des monarchischen Gedankens willen bereit sein, das Schwert zu ziehen?“

Der Berichterstatter betont, daß er den Einwurf: „Aber der Kaiser“ — schon einmal in Moskau von Dumamitgliedern gehört habe.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs wird von deutscher Seite auf die Ruhe aufmerksam gemacht, mit der die Auflösung der Duma vom Volke aufgenommen wurde —:

„Ist das nicht ein schlimmes Zeichen?“

„O nein, die Antwort wird gegeben werden, die Kampfespartei wird zu dem Argument der Bomben zurückkehren, die Bauern werden keine Steuern zahlen und Tumulte verüben. Nur werden einige Wochen, vielleicht ein paar Monate hingehen, bis der genügend organisierte Kampf ausbricht. Und selbst wenn Stolypin (der neue Ministerpräsident) die ehrliche Absicht hätte, ohne Anwendung von Gewalt zu regieren, es wird ihm nicht

möglich sein, das Volk wird Rechenschaft fordern über die Behandlung der Duma."

„Weiß das Volk durchweg, was die Duma bedeutete?"

„Ja und nein. Die meisten haben sicherlich ihre Bedeutung begriffen."

„Und die anderen?" — Roditschew erinnert daran, daß 1848 ein Marseiller Bürger die Konstitution für eine Dame gehalten und ihr als solcher seine Hochs ausgebracht habe. „Vielleicht gibt es auch in Rußland noch einzelne, die sie gewissermaßen personifizieren, aber mögen sie sie für eine gütige Prinzessin oder eine Fee halten, sie vertrauten ihr. Sie erwarteten von ihr Land."

„O, und mehr als das," fiel einer seiner Freunde ein, „zuerst verlangte man nur Land, *jetzt will man schon mehr*. Man weiß, daß Land ohne Rechte nichts bedeutet, und man glaubte der Duma, daß sie auch Rechte gewähren werde."

„*Aber ist der Bauer nicht absolutistisch gesinnt?*" fragen ein paar deutsche Zweifler.

„*Er war es einmal*, aber jetzt ist er es schon nicht mehr", versicherten die Russen. „Er hat den Sozialdemokraten, die ihm klarzumachen suchten, es sei besser, alle drei Jahre einen neuen Kaiser zu wählen, geantwortet, er wisse nicht, aus welchen Kreisen er gewählt werden solle: Wollt Ihr einen Edelmann auf den Thron setzen oder einen Juden? Besser schon bleibt es beim alten. Aber er hat sich schon zu der Überzeugung durchgearbeitet, daß der Zar nicht alles verstehen könne. Der Kaiser muß Ratgeber haben, und nun hat er die Leute, die etwas von den Dingen verstanden, nach Hause geschickt."

„Nein, nein, *wir fallen nicht in den Absolutismus zurück*. Wir sehen hoffnungsvoll in die Zukunft, es wird Frühling werden in Rußland." Das war der allgemeine Gedanke, und das war auch die Zuversicht, die freudig durch eine kleine Rede hindurchklang, in der Kovalewsky den deutschen Freunden für ihr Interesse und ihre Sympathien dankte. Diese Deutschen aber wissen, daß ihre Sympathien nicht ganz uneigennütziger Natur sind. Ein Rückfall in den Absolutismus in Rußland würde *auch bei uns alle reaktionären Elemente stärken*, die Entwicklung zur Freiheit aber wird allen demokratischen und dem Rückschritt feindlichen Bestrebungen bei uns zugute kommen. Vielleicht meint dieser oder jener, man verlange drüben zu viel, man müsse Maß halten in den Wünschen und seine Forderungen nicht gar über das Maß des in Deutschland Erreichten hinausschrauben.

„Sehen Sie," entkräftete einer unserer russischen Freunde im voraus solche Einwände, „ein Dorf hat bislang keine Beleuchtung gehabt. Die benachbarte Stadt hat Gas. Ist das Dorf deshalb gehalten, sich auch zunächst mit Gas zufrieden zu geben oder gar bei Petroleumlicht anzufangen? Warum darf es nicht gleich auf die Anlage elektrischer Beleuchtung hinarbeiten? Im übrigen sind wir gar nicht so radikal, unser Programm hat

sich die deutschen Ideen angeeignet, nur sind es bei Ihnen eben zunächst noch Ideen, Theorien. Wir versuchen sie in die Praxis umzusetzen."

Die letzten Ausführungen berühren sich mit denen in den „Funken", nur sind sie hier nicht ganz frei von leisem Spott:

„Die Russen sind fertig, und die Kultur der Welt liegt für sie fertig da, soweit nur ihre Mittel reichen. Rußland braucht kein Rechtswesen aus sich und in sich zu entwickeln, es nimmt Geschworenen- und Friedensgerichte fertig zu sich von England, Frankreich und Belgien herüber. Rußland hat es nicht nötig, Wege und Straßen langsam fortschreitend zu bauen, fertig zieht es Eisenbahnen über sein Land. Rußland braucht nicht mühselig zu lernen, braucht nichts zu erfinden, andere besorgen das und verfertigen es für Rußland. Rußland durchleuchten die Röntgenstrahlen, Rußland lauscht dem Phonographen, Rußland ergötzt sich am Kinematographen; die Russen hören nur auf das letzte Wort der Kultur, denn das ist das beste, nur das allerletzte sprechen sie nach, und so reden sie jeden neuen Tag nur das Neuste. Die russische Reichsduma ist das modernste Parlament der Welt, was es fordert, wagen nicht einmal die Parlamente Englands und Amerikas zu verlangen, denn der Russen Fertigkeit überholt im Nu aller andern Fertigkeiten. Die Russen jagen zwar oft einem Vogel nach, der ihnen selber im Kopfe sitzt, doch die Tauben fliegen ihnen fertig gebraten in den Mund ..."

Nun würde man sich aber über die Stimmung in den herrschenden Kreisen gründlich täuschen, wollte man meinen, die russische Revolution habe für sie nur Schattenseiten. So urteilt wenigstens ein kaukasischer Deutscher, der schon seit mehr als 30 Jahren als Kaufmann drüben lebt. Nach ihm — und die Behauptung hat für den Kenner russischer Verhältnisse durchaus nichts Unwahrscheinliches — wird die Revolution vom Großfürsten bis zum untersten Tschinownik als hervorragend günstige Konjunktur für Spitzbübereien allergrößten Stils betrachtet. „In dem Wirrwarr versucht jeder, sich von Staatsgütern und privatem Besitz so viel anzueignen, als nur irgend angeht. So erhielt ... ein Kaufmann in Batum das Schreiben zweier Großfürsten, in dem ihm diese beiden Halunken einen Wald von mehr als 600000 Hektar für ein Lumpengeld anboten, wiewohl dieses Land seit Jahrhunderten im Besitze von grusinischen Fürsten und Bauern ist. Wäre der Mann darauf eingegangen, so hätte man dort einen Aufstand provoziert und ein Blutbad veranstaltet, um die dem geplanten ‚Geschäft' hinderlichen Personen aus dem Wege zu räumen. Für solche Arrangements stehen überall in Rußland Beamte hohen und niederen Ranges zur Verfügung, selbstverständlich nicht um der Liebe Gottes willen, sondern gegen Kasse. — Das nennt man in Rußland ‚die Exploitierung der Revolution'."

Erst dieser altgewohnte Zug verleiht dem Bilde die sprechende Ähnlichkeit, ohne ihn würden wir doch die rechte Naturtreue, das „wahrhaft Russische" schmerzlich vermissen ...

* * *

Alle offiziösen Dementis haben bisher nicht vermocht, die Befürchtung einer bewaffneten deutschen Einmischung in die inneren Kämpfe Rußlands aus der Welt zu schaffen. Vollends das Ausland bleibt gegen alle derartigen Versicherungen taub. Wirft das schon ein bezeichnendes Licht auf das Vertrauen, dessen sich unsere Offiziösen im In- und Auslande erfreuen, so nicht minder auf die eigentümliche Meinung, die das Ausland sich über Kaiser Wilhelm II., seine Anschauungen und Absichten gebildet hat. Und nicht nur über den Kaiser, auch über das deutsche Volk, das vom gesamten Europa, nicht zuletzt in London und Paris, als willenloses Werkzeug, Quantité négligeable in der Hand seines „Herrn", aus voller ehrlicher Überzeugung „geschätzt" wird.

Den Klagen unserer Offiziösen über die Ungläubigkeit des Auslandes hält die „Times" ein interessantes Dokument entgegen, ein russisches Geheimzirkular, das die Überschrift trägt: „Ministerium des Innern. Zentralbureau für die Regulierung gedruckter Publikationen. 9. Juni 1906, Nr. 5378", und das unterschrieben ist: P. Stolypin, Minister des Innern. Belgard, Chef des Zentralbureaus. Dieses Zirkular informiert die Gouverneure, daß der Ministerrat es für rätlich erachtet habe, eine der bestehenden unabhängigen Zeitungen als das Medium zu wählen, durch das neben dem Staatsanzeiger „genaue Information über alle wichtigen Fragen und Ereignisse veröffentlicht werden kann und aus dem man die Ansichten und Absichten der Regierung kennen lernen kann". Es teilt die geschäftlichen Arrangements mit, die mit den bisherigen Besitzern der „Rossija" zu diesem Zwecke gemacht wurden, empfiehlt den Gouverneuren seine Benützung und „lenkt ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Bedeutsamkeit der Leitartikel und der Information über allgemeine Fragen und Tagesereignisse, die in diesem Blatt veröffentlicht werden".

Gerade dieses Blatt hat aber nicht als Gerücht, sondern als Tatsache mitgeteilt, daß die Kaiser von Deutschland und Österreich bereit seien, dem Zaren nötigenfalls mit bewaffneter Macht zu Hilfe zu kommen, und in Petersburg glaubt man zu wissen, daß dieser Artikel von einem hohen Beamten des Ministeriums des Innern geschrieben worden sei. Es ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern, daß die Führer der Duma fest an das Bestehen einer deutsch-russischen Geheimabmachung glaubten und sich darin durch offizielle Dementis nicht beirren ließen, die nach ihrer Ansicht selbstverständlich erfolgen mußten.

„Die englische Presse", bemerkt zu diesen Mitteilungen der Londoner Korrespondent des Stuttgarter „Beobachters", „hat nicht mehr getan, als wiedergegeben, was ihren Korrespondenten in Petersburg und in Paris von leitenden Männern dort als ihre feste Überzeugung mitgeteilt wurde; sie hat zugleich die deutschen Dementis mitgeteilt, sich aber anders, als die französische Presse, weder für noch gegen die Wahrheit dieser Gerüchte entschieden. Wir glauben keinen Moment, daß sie zu dieser Zurückhaltung der Wunsch, Deutschland etwas anzuhängen, bestimmt. Der Zweifel

ist ganz bona fide. Man weiß in England wohl, daß das deutsche Volk nicht reaktionär gesinnt ist und in seiner großen Mehrheit mit den freiheitlichen Bestrebungen in Rußland sympathisiert. Man glaubt aber zu wissen, daß das deutsche Volk nicht Herr im eigenen Hause ist, und daß nicht es, sondern eine relativ kleine Clique in Berlin die deutsche Politik bestimmt. Daß aber sie durchaus reaktionär gesinnt ist und daß sie im eigenen Interesse einen Sieg der Reaktion in Rußland wünschen muß, das kann man hier niemand ausreden. Das allein ist der Grund, warum die Gerüchte von geheimen Abmachungen zwischen Kaiser und Zar den Engländern an sich nicht unwahrscheinlich erscheinen."

Der englische Ministerpräsident hatte in London an die anwesenden Parlamentarier aller Länder die Aufforderung gerichtet, in ihrer Heimat für Herabsetzung der Rüstungen zu wirken. Er sprach dabei die Überzeugung aus, daß man durch die permanenten Rüstungen einen Wettlauf miteinander nach einem Phantom der Sicherheit anstelle, das verschwinde, sobald man sich ihm nähere. Der verstorbene Staatssekretär Hay habe den Krieg als die größte und grausamste der menschlichen Dummheiten bezeichnet. Wie solle man es dann bezeichnen, daß die Stärke und Kraft der Nationen in Vorbereitungen auf den Krieg vergeudet werde? Noch vor wenigen Jahren sei der Friede ein einsamer Wanderer auf der Erde gewesen, der jeden Augenblick erwarten mußte, mißhandelt zu werden. Wenn heute der Friede noch nicht festen Fuß habe fassen können, so müsse man bedenken, daß man Zeit nötig habe, um Vertrauen zu gewinnen in die neue Ordnung der Dinge. Die Stimmung der Völker erwecke Hoffnungen. Die Bande des gegenseitigen Verständnisses zwischen den Völkern würden immer stärker, und die Erkenntnis stehe bevor, daß die Völker selbst die Opfer des Krieges und des Militarismus seien, daß die Kriegstriumphe die Früchte der Arbeit vernichteten und das Feuer der schaffenden Energie zu einer zerstörenden Kraft machten.

Demgegenüber müssen wir Deutsche uns — diesmal vom Franzosen, dem „Temps" — sagen lassen, daß das zwar eine ernste Bedeutung für England und Frankreich habe, wo in beiden Staaten das Parlament der wahre Souverän sei. In Deutschland aber tue es, was der Kaiser wolle, und der Kaiser tue, was er wolle. So müßten sich die beiden Nachbarländer Frankreich und England bedanken, eine schöne Rolle zu spielen, bei der der mächtigste Nachbar, der Militärstaat par excellence — das Deutsche Reich — doch nicht mittun dürfe, wenn es auch wollte.

Hat das Ausland so unrecht? Mußte nicht erst kürzlich ein Zentrumsblatt gegen gewisse Treibereien russisch-preußischer reaktionärer Richtung energisch Front machen? Wenn nach Bismarck das bißchen Herzegowina noch nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert sei, erklärte die „Köln. Volksztg.", so seien diese Knochen für den

russischen Absolutismus erst recht zu schade. Anders der „Reichsbote". Er hatte Fürchterliches vorausgesehen, für den Fall, daß der russische Despotismus unterliege. Nach dem Zarentum werde das deutsche Kaisertum an die Reihe kommen. Mancher, erwidert darauf das kölnische Blatt, werde denken, es heiße solchen Phantastereien viel zu viel Ehre antun, wenn man sie nur erwähne, geschweige denn widerlege. „Wir wissen wohl, warum wir das dennoch tun. Wir wissen, wie und wo mit solchen Ausstreuungen Stimmung gemacht wird. Wären wir Freimaurer, so würden wir das ‚große Notzeichen' geben, damit uns recht viele deutsche Blätter in Abwehr der Gespenster aus dem verzauberten Schloß des ‚Reichsboten' zu Hilfe kämen. Wir hoffen aber, daß dieser Hinweis genügt, obschon wir keine Freimaurer sind, und daß uns alle unterstützen werden, die das deutsche Vaterland vor schlimmen Experimenten behüten wollen . . .

„Kein Deutscher ist doch dazu verpflichtet, die Throne von Rußland, Schweden, und England stützen zu helfen. Nicht einmal der deutsche Kaiser denkt so, sonst würde er nicht der erste gewesen sein, der dem König Haakon einen Besuch machte, obschon die Norweger ihren bisherigen und rechtmäßigen König einfach vor die Türe gesetzt hatten. Wie bei Deutschland und allen anderen Staaten vor 35 Jahren die französische Republik Anerkennung fand, so würde auch eine etwaige russische Republik ohne Schwierigkeit anerkannt werden. Und es ist eine lächerliche Phantasie des ‚Reichsboten', daß dann das deutsche Kaisertum ‚an die Reihe käme'. Wer sollte das deutsche Kaisertum denn abschaffen? Etwa die Sozialdemokraten? Nun, wenn die das könnten, so brauchten sie nicht erst auf Rußland zu warten.

„Die Sorge für das deutsche Kaisertum ist in diesem Falle eine Attrappe. Man wünscht eine gründliche Niederlage des russischen Parlamentarismus aus einfach reaktionärer Gesinnung und hofft im stillen, daß, wenn das russische Experiment gelinge, vielleicht doch noch ein Tag kommen werde, wo der Deutsche Reichstag der Duma nachfolgen werde in den Orkus. In allen Fragen, welche die Volksfreiheit betreffen, tut man gut, auf die verborgenen, dem bloßen Auge nicht sichtbaren Fäden zu achten, welche schon seit langen, langen Jahren zwischen Berlin und St. Petersburg hin und her gehen, und die selbst dann nicht durchschnitten wurden, als die politischen Beziehungen sonst zwischen beiden Staaten gespannt waren. Nur so ist verständlich, warum es bei uns gewisse Kreise gibt, die mit rastlosem Eifer darauf hinarbeiten, daß die Reaktion gerade in Rußland erhalten bleibt. Darum wird das Zarentum wider besseres Wissen als deutschfreundlich gepriesen. Das alles geschieht, um die Reaktion zu stärken, in gleicher Weise an der Spree wie an der Newa."

Man möge doch Rußland, dessen Regierung und Volk uns in gleichem Maße feindlich seien, ruhig seine eigenen Wege gehen lassen. Wozu auch immer seine Finger in fremde Feuer stecken?

Ein so wohlgemeinter und verständiger, wie im Grunde doch nur selbstverständlicher Rat. Und gehört nicht in der Tat Überwindung dazu, vom Kaiser anzunehmen, daß er eine andere Haltung als diese einzig selbstverständliche einzunehmen gedenke? Wie kommt es dann aber, daß die Gerüchte vom Gegenteil gar nicht totzukriegen sind? Logische Gründe reichen hier nicht aus, wir müssen auch gewisse Stimmungen, Imponderabilien zu Hilfe nehmen. Und die finden wir allerdings überall eher angedeutet als in der offiziösen Presse. Beiläufig: Wie viele „gutgesinnte" Blätter sind denn heute noch — nicht offiziös?

Als ein Scheinwerfer auf solche Stimmungen mag immerhin dienen, was dem „Vorwärts" geschrieben wird:

„Die deutsche Regierungspresse, voran die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung', zeigt stets die größte Empörung, wenn im Ausland behauptet wird, der deutsche Kaiser mische sich in die russischen Vorgänge und erteile dem Kaiser Nikolaus reaktionäre Ratschläge. Es wäre viel vernünftiger, wenn die geschäftsmäßigen Entrüstungsschulzes in sich gehen und ihrem Gewissen die Frage vorlegen würden, ob die bewußten Behauptungen wirklich so frivol aus dem Nichts konstruiert sind, wie sie der Welt glauben machen wollen.

„Ein nicht geringer Teil der Schuld an dem Mißtrauen, das Wilhelm II. von weiten Kreisen des Auslandes entgegengebracht wird, fällt auf die ‚nationalen' Tintenkulis selbst. Sie suchen den Kaiser zu einem irdischen Herrgott zu machen; bei allen großen Aktionen, mögen sie das Deutsche Reich auch nur indirekt berühren, stellen sie den Kaiser als die eigentliche Triebfeder hin. Als z. B. Rußland und Japan Frieden geschlossen hatten, hieß es zuerst, Präsident Roosevelt gebühre das Hauptverdienst. Schon nach drei Tagen posaunten die deutschen Byzantiner aus, nicht Roosevelt, sondern Wilhelm II. habe das Ende des Blutvergießens veranlaßt. Und war während des russisch-japanischen Krieges in der gutgesinnten Presse nicht öfters von Handschreiben Wilhelms II. an den Zaren zu lesen? Wenn aber der deutsche Kaiser von seinen eigenen Anbetern als ein Allerweltsmann, als ein deus ex machina gepriesen wird, so darf man sich nicht wundern, daß andere Leute den Faden in einer anderen Nummer weiterspinnen und sagen, Wilhelm II. sei auch der Urheber weniger löblicher Dinge. Die Byzantiner haben auf der ganzen Welt die Überzeugung erweckt, der jetzige deutsche Kaiser wolle überall spiritus rector sein. Und nun haben sie die Bescherung.

„Außerdem steht fest, daß Wilhelm II. kein Freund von Volksvertretungen ist, die aus allgemeinen, gleichen und direkten Wahlen hervorgehen. Der Reichstag hat es zur Genüge erfahren. Obwohl er die politischen Anschauungen des Volkes keineswegs richtig wiederspiegelt, weil man die Städter durch die seit der Reichsgründung unveränderte Beibehaltung der Wahlkreise schwer benachteiligt hat, und obwohl der Reichstag so zahm ist wie ein Schoßhündchen, erfreut er sich keineswegs der Gunst des Kaisers.

Wir erinnern nur an das Telegramm an Bismarck, an die Äußerung über die Diäten, an den Widerstand, den die Einführung der letzteren bei ihm gefunden hat. Selbst der preußische Landtag, der als wirkliche Volksvertretung gar nicht gelten kann, hat schon seinen Mißmut zu spüren bekommen.

„Und ist die deutsche Regierungsmethode nicht sehr dazu angetan, die bewußten Gerüchte zu stützen? Muß diese Methode nicht einen bösen Schatten in dem vorgeschritteneren Teil des Auslandes werfen? Man kann sich denken, welch geradezu russische Eindrücke die politischen Prozesse, die ununterbrochen im Deutschen Reich, vor allem in Preußen und Sachsen, z. B. in England machen. Schon der Süddeutsche wird immer mehr von Zweifeln geplagt, ob Preußen ein moderner oder halbbarbarischer Staat sei. Was mag erst ein Engländer denken, der von dem in Preußen und Sachsen beliebten Einsperren wegen politischer Äußerungen hört oder liest? Und ist es nicht ein unbestreitbares Faktum, daß im Deutschen Reich die Feinde des Reichstagswahlrechtes, ja sogar die Befürworter des Staatsstreiches von der offiziösen Presse, die über die Sozialdemokratie so gern herfällt, niemals zurückgewiesen werden? Selbst ganze Verschwörungen gegen dieses Recht regen die Regierung nicht auf. Ein einziges Mal war in den höchsten Regionen des Reiches ein energisches Eintreten für ein freiheitliches Wahlrecht zu beobachten. Diese Rede wurde aber nicht in Preußen, sondern in der bayerischen Reichsratskammer vom bayerischen Prinzen Ludwig gehalten.

„Man täusche sich doch nicht darüber, daß das Ausland für die rückständigen deutschen Zustände in letzter Instanz Wilhelm II. verantwortlich macht und daraus seine Konsequenzen in bezug auf Rußland zieht. Nicht intrigante Ausländer sind daran schuld, daß der deutsche Kaiser als Nikolaus' böser Geist hingestellt wird, sondern die deutschen Byzantiner, die deutschen Schweifwedler und die deutsche reaktionäre Regiererei sind die Ursache. Es geht jetzt nur die Frucht des jahrelang ausgestreuten Samens auf.

„Wenn die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' sich einbildet, sie könne die Welt mit Schimpfkanonaden überzeugen, so ist sie sehr naiv. An solche Dementis kann man glauben und nicht glauben. Auch haben offiziöse Dementis einen üblen Geruch, da mit ihnen schon verschiedene Male die Wahrheit dementiert wurde. Will man die Gerüchte, daß Wilhelm II. den Zaren zu reaktionären Maßnahmen verleite, gründlich widerlegen, so können nur Taten helfen. Würden die preußische Regierung und die Reichsleitung die reaktionären Pfade, auf denen sie wandeln, verlassen, so wäre dies der beste Beweis dafür, daß der Kaiser nicht daran denkt, den russischen Absolutismus zu stützen."

Man gebe, so schließt die Zuschrift, dem preußischen Volk ein freiheitliches Wahlrecht, das auch den Besitzlosen zu Worte kommen läßt, man stelle die politische Inquisition ein, die im Reich wütet, man klopfe den

Scharfmachern, die das Reichstagswahlrecht konfiszieren wollen, auf die Finger, dann werde das Ausland und auch die deutsche Sozialdemokratie in Sack und Asche Buße tun. Bis dahin müsse sich aber die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schon gefallen lassen, daß sehr viele Leute ihre Beteuerungen und Schwüre nicht für bare Münze nehmen.

Die Sozialdemokratie „in Sack und Asche Buße tuend" —: Wäre solch Schauspiel nicht eine Messe wert? Ja, wäre ein nur mäßigen Ansprüchen der Vernunft und Gerechtigkeit genügendes preußisches Wahlrecht ein zu teurer Preis dafür?

* * *

Es ist nicht zuviel gesagt: Das gegenwärtige preußische Wahlrecht ist vielleicht das stärkste Bollwerk, die stärkste moralische Position der Sozialdemokratie. Beileibe nicht der „staatserhaltenden" Klassen! Ein vom Augenblicke geborenes Angst- und Notprodukt, sollte es ja nicht einmal von seinen eigenen Urhebern für die Dauer stabiliert werden. Selbst im Herrenhause erklärte ein Redner, niemand sei da, der das heutige preußische Wahlrecht als ein gerechtes und rechtmäßiges ansehen würde! „Sieht man", so erinnert Friedrich Stampfer in der „Neuen Gesellschaft", „von dem ehemaligen Polizeiminister v. Hammerstein ab, der in urwüchsiger Naivität und ohne jede nähere Begründung das preußische Wahlrecht zum besten aller Wahlsysteme proklamierte, so hat kaum jemals eine Regierung oder eine Partei den Versuch gemacht, dieses Wahlrecht ernstlich zu loben oder mit Gründen zu verteidigen. Als es entstand, war es nichts anderes als ein Verlegenheitsprodukt der Gegenrevolution, die sich nicht unmittelbar in den Absolutismus zurückstürzen, aber die Wiederkehr einer demokratischen Nationalversammlung unter allen Umständen verhindern wollte. Als das Ministerium Brandenburg-Manteuffel am 13. August 1849 das oktroyierte Wahlgesetz dem ersten Hause, das auf Grund seiner Bestimmungen gewählt worden war, zur Genehmigung vorlegte, erklärte selbst dieses ultrareaktionäre Ministerium, das Gesetz sei bloß als ein provisorisches anzusehen, es sei nicht ganz zweckmäßig, und man müsse sich seine spätere Revision vorbehalten. Bismarck war also nicht ganz ohne Vorgänger, als er später dieses Wahlrecht für das elendeste aller Wahlsysteme erklärte, und es heißt immerhin die Stetigkeit seiner Anschauungen unterschätzen, wenn man uns heute einreden will, das berühmte Wort sei nichts als der plötzliche Ausbruch des Ärgers gewesen, hervorgerufen durch mißliebige Erfahrungen bei den Landtagswahlen. Es war vielmehr ein lange vorbereiteter Trumpf, der im günstigen Augenblick ausgespielt wurde. In der Verfassungsdebatte des Norddeutschen Bundes, am 28. März 1867, führte Bismarck aus: ‚Das allgemeine Wahlrecht ist uns gewissermaßen als Erbteil der Entwicklung der deutschen Einheitsbestrebungen überkommen, . . . wir haben es im Jahre 1863 den damaligen Bestrebungen Österreichs in Frankfurt entgegengesetzt, und ich kann nur einfach sagen: Ich kenne kein besseres Wahlgesetz . . . Was

wollen denn die Herren, die das anfechten, und zwar mit der Beschleunigung, deren wir bedürfen, an dessen Stelle setzen? Etwa das preußische Dreiklassensystem? Ja, m. H., wer dessen Wirkungen und die Konstellation, die es im Lande schafft, etwas in der Nähe betrachtet, muß sagen, ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist noch nicht in irgend einem Staate ausgedacht worden. Ein Wahlgesetz, das alles Zusammengehörige auseinanderreißt und Leute zusammenwürfelt, die nichts miteinander zu tun haben, das in jeder Kommune nach anderem Maße mißt . . . Wenn der Erfinder dieses Wahlgesetzes sich die praktische Gestaltung vergegenwärtigt hätte, hätte er es nicht gemacht.'

„Wie wenig der erste Kanzler, trotz seiner reaktionären Grundauffassung, ein Fanatiker des Dreiklassenwahlrechts war, geht auch schon daraus hervor, daß er viel später, im Jahre 1881, durch die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' ankündigen ließ, er gedenke in Preußen die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts vorzuschlagen, allerdings unter der Bedingung, daß nicht nur dieses preußische Wahlrecht öffentlich ausgeübt, sondern auch die geheime Abstimmung bei den Reichstagswahlen beseitigt werden sollte. Der Handel mißlang, und zwei Jahre später mußte der Minister v. Puttkamer im Abgeordnetenhause erklären, daß die Regierung ihren Plan nicht weiter verfolge. Der Preis, den Bismarck für die Beseitigung des Dreiklassenwahlrechts forderte, war zu hoch, als daß er hätte gezahlt werden dürfen — immerhin, zum ewigen Inventar des preußischen Staates hat er das Dreiklassenrecht nicht gezählt.

„So verdankt das Gesetz, auf Grund dessen eine der beiden gesetzgebenden Körperschaften Preußens seit siebenundfünfzig Jahren gewählt wird, seine Existenz nur der Verlegenheit. Sein innerer Widersinn war seit je offenkundig — schon bei den ersten Urwahlen konnten die Demokraten höhnend auf die Generale und Minister hinweisen, die gesenkten Hauptes zu den Wahlen der dritten Klasse schlichen, indes demokratisch gesinnte Wähler der ersten Klasse sich der Wahl enthielten. Man kann aber in diesem Falle nicht von der Vernunft reden, die zum Unsinn wurde, sondern dieser Unsinn war von vornherein Unsinn und wurde von seinen Urhebern und Beschützern stets als solcher empfunden.

„Die preußische Wahlrechtsbewegung hat, indem sie die Position des Dreiklassenwahlrechts entblößt von aller logischen und moralischen Verteidigung zeigte, keine neue politische Sachlage geschaffen, wohl aber die längst bestehende in verschärfter Form dem öffentlichen Bewußtsein zugeführt. Die Tatsache wird lebendig, daß eine der wichtigsten politischen Einrichtungen Preußens nichts anderes ist als das Notprodukt einer ‚tollen' Zeit, in der noch ganz andere Leute toll waren als die Revolutionäre. Und man verlangt Achtung vor dieser Einrichtung, die niemals die Achtung der Regierungen, ja nicht einmal die jenes Hauses besessen hat, das ihr sein Dasein verdankt, die nie für etwas anderes gehalten wurde denn

für einen unsauberen Vorteil, den man nicht verteidigt, weil er zu unsauber, den man aber doch festhält, weil er ein Vorteil ist!

„Die Demokratie ist der Feind, das gleiche Wahlrecht ist der Schrecken! Man hat das Dreiklassenwahlrecht gemacht, weil man um alles in der Welt etwas anderes haben mußte als das allgemeine und gleiche, man läßt es bestehen, weil man weiß, daß jeder Reformversuch durch seine innere Logik, wenn auch in Etappen, zum demokratischen Wahlrecht führen muß. Vergangenheit und Gegenwart — das Wahlrecht der Revolution, heute das Wahlrecht fast aller zivilisierten Länder, spricht dafür. Jedes Zurückweichen, so fürchtet man, werde die sozialdemokratische Wahlrechtsbewegung unwiderstehlich machen, werde als Zeichen der Schwäche aufgefaßt werden — als ob das starre Festhalten an einem System, das man nicht verteidigen kann, etwas anderes wäre als ein Zeichen der Schwäche, der größten Ratlosigkeit. Man will dem ‚Umsturz' nicht die Wege ebnen, man vergißt, daß nichts diesen ‚Umsturz' so sehr fördern kann wie der gegenwärtige Zustand, der an einem krassen Beispiel zeigt, wie wenig in den Augen der derzeit herrschenden Klassen Recht, Vernunft und Moral bedeuten, der die preußische Wahlrechtsfrage als eine glatte Machtfrage des Klassenkampfes enthüllt!

„Es ist in der Tat ein außerordentlicher, ein ungeheuerlicher Zustand, in den der preußische Staat geraten ist! Daß man volksfeindliche, schädliche und ungerechte Maßnahmen dem Volke als ihm nützliche und gerechte darstellt, das erlebt man alle Tage auch unter demokratischer Verfassung. Etwas anderes aber ist es, wenn herrschende Klassen alle Versuche der Täuschung als nutzlos aufgeben, alle Angriffe mit Schweigen erwidern und sich einfach darauf einrichten, das, was sie nun einmal haben und nicht fahren lassen wollen, durch Aufwendung ihrer Machtmittel zu verteidigen. Das ist ein Zustand, nicht der Gesetzlichkeit, sondern der Diktatur — die Diktatur allein regiert ohne Angabe der Gründe — ein Zustand, der daran erinnert, daß Preußen nicht im Zeichen einer ruhigen organischen Entwicklung, sondern noch immer in jenem der Kontrerevolution steht. Dieser Zustand hat fast zwei Menschenalter überdauert, er konnte es, weil das neue Reich das alte Preußen überstrahlte, und die Vorgänge, die sich innerhalb der deutschen Präsidialmacht abspielten, in ein wohltätiges Dunkel zurückversanken. Aber welcher weitblickende Politiker, welcher Kenner der Geschichte würde die Prophezeiung wagen, daß ein solcher Zustand von ewigem Bestande oder auch nur noch von langer Dauer sein könnte?

„Es wäre eine trügerische Vorspiegelung, wollte man glauben, daß solche spezifisch preußische Erscheinungen ausschließlich auf allgemeine Gesetze der kapitalistischen Entwicklung, auf die notwendige Zuspitzung der Klassengegensätze zurückzuführen seien. Diese Gesetze wirken überall, doch nicht gleichmäßig; ihre Wirkungen werden durch Besonderheiten der wirtschaftlichen Entwicklungshöhe und der nationalen Eigenart wesentlich modifiziert.

So stellt Preußen, und besonders die Haltung der bürgerlichen Parteien in Preußen und seinen Vorländern, innerhalb der allgemeinen Entwicklung einen durchaus anormalen Fall dar: in keinem anderen Lande der Welt findet man einen so ganz von allen modernen Ideen abgekehrten Konservativismus, einen so völlig an sich selber irre gewordenen Liberalismus und eine so gesetzlich wirkende und politisch so wenig aktive Sozialdemokratie wie hier!" . . .

Die politische Moral weiter „staatserhaltender" Kreise läßt sich nicht schärfer beleuchten, als es hier durch die bloßen Tatsachen geschieht. Sie sind beschämend genug, und es ist sehr gleichgültig, wer sie uns zu Gemüte führt. Kein Ehrlicher wird sie bestreiten. Und mit einer solchen politischen Moral heischt man hochmütig Achtung und Ehrerbietung von den Gemaßregelten und Übervorteilten? Ein solches System, bei dem der größte Teil des gesamten Volkes von der Bestimmung über seine eigenen Geschicke einfach ausgeschlossen wird, glaubt man wirklich und wahrhaftig dauernd „konservieren" zu können? Wo der russische Analphabet aus dem dunkelsten Dorfe Halbasiens größere Rechte fordert! Wenn einem dann aber doch Zugeständnisse abgetrotzt werden, dann hat man — nicht wahr? — auch ewigen Anspruch auf die Dankbarkeit der durch solche Großmut tiefgerührten „unteren" Klassen.

* * *

Und das alles — aus bloßer schlotternder Angst vor dem greulichen roten Lappen, vor der erschröcklichen vaterländischen Gefahr, daß auch eine kleine Minderheit Sozis das dämmerstille Heiligtum der preußischen Landstube durch ihre vulgäre Gegenwart profanieren könnte. Nun ja, die Gefahr ist nicht ausgeschlossen, daß der eine oder andere bürgerliche „Volksvertreter" von rauher Proletarierkehle aus friedlichem Schlummer geschreckt würde. Daß aber der preußische Staat durch sotane Anwesenheit von vielleicht einem Dutzend „Genossen" unbedingt und sofort umgestürzt werden würde: diesen Glauben haben nur ganz Harmlose, die ihre politische Einsicht aus den kolportagehaften Schreckbildern gewisser Scharfmacherorgane und bezahlter Agitatoren beziehen. Wer auch nur einige Ahnung von den Realitäten des politischen Lebens, den wirklichen Machtverhältnissen hat, kann über solch' „frommen" Köhlerglauben an die märchenhafte Macht und den kolossalen politischen Einfluß der deutschen Sozialdemokratie nur gelassen lächeln. Eingeweihte „Genossen" sind die letzten, die ihm huldigen, ja gerade von ihnen kann man je länger desto öfter Bekenntnisse hören, die alles andere atmen, nur nicht Sieghaftigkeit.

Bringt man von dem, was der englische Genosse und Schriftsteller Bernard Shaw kürzlich über die deutsche Partei schrieb, in Abzug, was auf Rechnung des bekannten Spötters Shaw zu setzen ist, so wird man auch vom Schalk noch manche Wahrheit hören.

„Die deutsche sozialdemokratische Partei", erklärt er frei und fröhlich im

„Berliner Tageblatt“, „ist die konservativste, die respektabelste, die moralischste und die bürgerlichste Partei Europas. Ihre Parteivertretung im Reichstag ist keine rohe Partei der Tat, sondern eine Kanzel, von der herab Männer von respektablem Alter und mit alten Ideen einer verworfenen kapitalistischen Welt eindrucksvolle Moralpredigten halten. Ihre Anhänglichkeit an ihren unfehlbaren, allwissenden Propheten Karl Marx und ihr Glaube an sein Buch, die ‚Bibel der arbeitenden Klassen‘, lassen sie in unserem skeptischen Zeitalter als ein Beispiel einfältigen Glaubens und einfältiger Pietät erscheinen. Mit Millionen von Stimmen zu ihrer Verfügung, widerstehen sie den Lockungen des Ehrgeizes und den realen Vorteilen, die ein öffentliches Amt mit sich bringt, und bezeichnen diejenigen, die sich von den Freuden tugendhafter Entrüstung zu den Arbeiten praktischer Verwaltung und zu den Verantwortlichkeiten eines Amtes wenden, als Abtrünnige und Verräter. Diese hochsinnigen Männer als Anarchisten zu bezeichnen oder sie als Revolutionäre zu fürchten, würde die blindeste Unwissenheit in bezug auf ihren wahren Charakter und ihre parlamentarische Haltung beweisen. Fast sie allein halten in Europa die Fahne des Ideals (wie Ibsen sich ausdrückt) hoch, und wenn ihre Hingebung an diese abstrakte Aufgabe sie unfähig zu irgend etwas anderem macht, so sollte das sicherlich bei denjenigen, die die bestehende Verfassung der deutschen Gesellschaft aufrechterhalten wollen, am allerstärksten zu ihren Gunsten ins Gewicht fallen.

„Der Streit zwischen der Londoner Fabian Society und der deutschen sozialdemokratischen Partei ist schon sehr alt. Lange Jahre nach der 1884 erfolgten Gründung der Fabian Society war der einzige englische Sozialist, der von den deutschen Führern als echter Marxist anerkannt wurde, unglücklicherweise auch ein notorischer Halunke, der natürlicherweise den Umstand, daß er so verrufen war, damit erklärte, daß alle anderen englischen Sozialisten Betrüger seien. Da er hierin von Friedrich Engels unterstützt wurde, so nahmen die deutschen Führer seine Behauptung mit der gewohnten frommen Leichtgläubigkeit auf. Friedrich Engels war ein höchst liebenswürdiger und respektabler alter Herr, der so sehr außerhalb der Parteibewegung stand, daß sein Lieblingsscherz die Erzählung der Tatsache war, daß der vorher erwähnte Halunke der einzige englische Sozialist außer der Marxschen Familie wäre, der ihn überhaupt von Ansehen kannte. Später wurde der erwähnte Halunke durch eine tragische Katastrophe entlarvt, die die Augen einer jeden Partei hätten öffnen müssen, die weniger verknöchert gewesen wäre als die Marxsche Gefolgschaft; doch hatte dies keinen nennenswerten Einfluß auf die Verbesserung der Beziehungen zwischen der deutschen Partei und dem englischen Sozialismus. Die sozialdemokratischen Zeitungen schreiben über die Fabian Society noch genau so wie damals, als sie von der Engelsschen Leibgarde düpiert wurden. Liebknecht machte zwar einen Versuch, die Sache ins reine zu bringen, indem er in einer Versammlung der Fabian Society in London sprach, aber er war ebenfalls

zu verknöchert, um zu begreifen, daß der englische Sozialismus den deutschen Sozialismus sowohl in ökonomischer und sozialer Theorie als auch in Parlaments- und Verwaltungspraxis weit hinter sich gelassen hatte.

„Was mich betrifft, so ist meine einzige Differenz mit den deutschen Sozialdemokraten die, daß ich mit ihren Überzeugungen nicht übereinstimme. Ich bin kein Marxist. Ich bin kein Darwinist. Ich bin kein Materialist. Ich bin kein Dogmatiker. Ich leugne mit aller Entschiedenheit das Bestehen eines Klassenkampfes zwischen Proletariat und Kapitalisten und behaupte im Gegenteil, daß Millionen von Proletariern bereit sind, den Begriff des ‚Mehrwertes' bis zu ihrem Tode zu verteidigen, weil sie davon ebenso abhängig sind, wie es die Unternehmer sind. Ich lasse mich durch das literarische und journalistische Genie Marx' nicht düpieren, weil ich selbst ein literarisches Genie und ein Journalist bin, und man braucht nicht nebenbei noch ein wirtschaftliches Genie zu sein, um zu sehen, daß Marx auf dem Gebiete abstrakter wirtschaftlicher Theorie ein Halbwisser war ... Ich bin ein Sozialist, der darauf abzielt, die politische Macht durch den Sozialismus in genau derselben Weise zu unterwerfen, wie es jetzt durch den Kapitalismus geschieht. Ich habe nichts dagegen, daß Sozialisten öffentliche Ämter annehmen, im Gegenteil, wenn vorgeschlagen würde, Herrn Bebel zum Kaiser und Herrn Singer zum Kanzler zu machen, und sie würden das ‚aus Prinzip' ablehnen, so würde ich ihre Ablehnung ihrer Unfähigkeit zuschreiben, die in meinen Augen niemals ein Vorzug sein kann."

„Man könnte", bemerkt hiezu „Genosse" Dr. Braun in seinem Organ, „diese Epistel an die Deutschen lächelnd beiseite legen, wenn man sich nur erst dessen vergewissert hätte, ob sich in ihr nicht am Ende bis zu einem gewissen Grade die allgemeine Meinung spiegelte, die man im Auslande über die deutsche Sozialdemokratie hegt. Hier ist der Punkt, wo die Fröhlichkeit ein Ende haben und an ihrer Stelle ernsteste Nachdenklichkeit am Platze sein könnte. Sieht man im Auslande im Revolutionarismus der deutschen Sozialdemokratie wirklich nur eine rollende Phrase? Da müssen wir leider bekennen, daß wir in der letzten Zeit in der ausländischen Presse häufig auf Besprechungen über die deutsche Sozialdemokratie gestoßen sind, die uns nicht wenig stutzig machten. Die Befürchtungen der preußischen Regierung, meldete am 21. Januar der Berliner Berichterstatter des ‚Daily Chronicle', sind lächerlich. Die deutschen Arbeiter sind keine Jakobiner, sondern bürgerliche Radikale, und würden, lebten sie in England, treue Leser des ‚Daily Chronicle' sein. Dieser Tage hieß es in einem Petersburger Briefe des Pariser ‚Journal des Debats': ‚Die Befürchtung, daß etwa die russische Revolution nach Deutschland übergreifen könnte, besteht nirgends. Die deutschen Sozialdemokraten sind trotz ihrer Stärke und ihrer großen Zahl unfähig, anders zu handeln, denn als gefügige Untertanen des Kaisers.' Dergleichen hören zu müssen, ist viel peinlicher als die schlimmsten Beschimpfungen und tollsten Verleumdungen unserer gehässigsten deutschen Gegner. Und es hieße die Selbstsicherheit doch zu

weit treiben, würden wir uns nicht schließlich die Frage vorlegen, ob in einem so weit verbreiteten und gewiß ernst gemeinten Urteil nicht am Ende ein Körnchen Wahrheit stecke. So könnte es am Ende uns ebenso ergehen wie dem bürgerlichen Theaterpublikum bei anderen Komödien Shaws: wir könnten nämlich, nachdem wir eine Weile über den tollen Schwank herzlich gelacht, zuletzt erkennen, daß wir über uns selbst gelacht haben. Aus dem Chaos des possierlichen Widersinns erhebt sich plötzlich eine warnende Wahrheit ... ‚Die konservativste, die respektabelste, die moralischste, die bürgerlichste Partei Europas ...!?‘ Das Stück ist aus, ihr braucht nicht zu klatschen — aber geht nach Hause und denkt nach!“

Nirgends, aber auch nirgends, stellt Dr. Braun mit Betrübnis fest, habe er „die doch so naheliegende Bemerkung gefunden, daß eine bewaffnete Intervention Deutschlands schon deshalb unmöglich sei, weil die deutsche Regierung doch mit den Kräften ihrer heimischen Arbeiterbewegung zu rechnen habe, weil die große, mächtige, von einer begeisterten Anhängerschaft vorwärts getriebene sozialdemokratische Partei eine solche Kraft des Widerstandes darstelle, daß alle Berechnungen der Diplomaten an ihr scheiterten ... In allen Berechnungen spielt die deutsche Sozialdemokratie nicht die Rolle eines aktiven Faktors ... Schlimm genug, wenn solche Nachrichten in Rußland und in der ganzen Welt nicht der überlegenen Antwort begegnen, die deutschen Arbeiter seien keine brauchbaren Soldaten der russischen Gegenrevolution. Schlimm genug, wenn man der deutschen Sozialdemokratie nicht so viel Einfluß und Macht zuschreibt, daß man sie für bereit und fähig hält, in einem weltgeschichtlichen Augenblicke ihren Mann und ihre Männer zu stellen! ...“

So sieht die Großmächtigkeit und Kriegsbereitschaft der Partei bei Licht betrachtet aus. Nach dem einwandsfreien Zeugnis gesinnungstüchtiger Genossen des In- und Auslandes. Sie brauchte nichts weiter als Schonung vor den plumpen Eingriffen ehrlicher Tölpel und bezahlter Hetzer, um sich zu jener „bürgerlichen“ Partei zu entwickeln, als die sie schon heute von Bernard Shaw ausgerufen wird. Und nicht nur von ihm. Einer, der die Magenfrage auch in den idealsten Bewegungen nicht unterschätzt, schreibt sogar in den „Funken“:

„Wir sind ein Staat mit alten Überlieferungen; neue Elemente finden in den herrschenden Klassen schwer Eintritt. Darum läßt sich von Obrigkeits wegen eine Methode, aus wilden Sozialdemokraten gutsituierte Bourgeois zu züchten, nicht inaugurieren; sie stieße auf zu viel eingewurzelte Vorurteile. So stünde die Sache denn verzweifelt; der große Kladderadatsch wäre, früher oder später, unausbleiblich.

„Aber vielleicht, wenn der Staat nicht dazu fähig ist, die intelligenten Elemente zu saturieren und zahm zu machen, gibt es jemand andres, der das vermag?

„Vielleicht — ich zittre vor Vergnügen bei dem Gedanken — übernimmt die Sozialdemokratie höchstselbst diese Funktion?

„Man hat Bebel einen Bourgeois genannt. Nun, Bebel ist's wirklich nicht. Wer mit daran gearbeitet hat, eine mächtige Bewegung zu entfesseln, etwas Neues und Unerhörtes zu schaffen, und dann unausgesetzt und unter den schwierigsten Verhältnissen, auch unter Opfern, für diese Sache gearbeitet hat, der ist taktfest. Aber jetzt, wo eigentlich Neues nicht mehr zu leisten ist und die Angehörigkeit zur Partei keine Existenz mehr vernichten kann, jetzt, wo vielmehr die Partei eine Unzahl Ämter in der Organisation, in Redaktionen, in Gewerkschaften und Kassen tatsächlich zu vergeben hat, Ämter, die immerhin eine bescheidene bürgerliche, nicht proletarische Lebensführung ermöglichen, sollte es da wirklich unmöglich sein, daß man die Sozialdemokratie in ähnlicher Weise als Versorgungsanstalt benutzt, wie etwa den Staat? Ich bin, wenn man mich darum bittet, bereit, vieles zu glauben; aber daß die sozialdemokratischen Beamten in ihrer Mehrzahl inwendig anders eingerichtet sein sollten als die staatlichen, das leuchtet mir nicht ein. Wenn die Sozialdemokratie ihre Machtkompetenzen noch erweitert, wenn sie Mitglieder in die Aufsichtsbehörden und Inspektionen, in kommunale und — am Ende gar staatliche Ämter schickt, dann dürften die Gelegenheiten, ehrgeizige und fähige Mitglieder zu sättigen, vollauf vorhanden sein. Der Satte aber beißt nicht. Und warum sollte das nicht so kommen? ..."

* * *

Es gibt auch andere Gefahren als die — zur Zeit jedenfalls noch (oder — schon?) — ziemlich harmlose deutsche Sozialdemokratie, Gefahren, wie sie uns Harden in einem Rückblick auf „Bismarcks Nachfolger" nahe genug rückt.

„Sie ahnen nicht, wieviel ich noch verhindere!" Das sei längst die Losung geworden, die stets offene Ohren und willigen Glauben finde. „Der arme Kanzler, heißt's, muß in minder wichtigen Fragen zehnmal nachgeben, um da, wo die kaiserliche Initiative gefährlich zu werden droht, einmal seinen Willen durchsetzen zu können. Welcher Deutsche hätte vor den trüben Tagen des Caprivismus an solchen Versuch der Entschuldigung gedacht? Die Botschafter und ihre Gehilfen lächeln, wenn von unseren Offiziösen bestritten wird, der deutsche Kaiser habe dies oder jenes gesagt oder getan. Wissen die Bülow und Tschirschky denn immer, was er sagt, sinnt und tut? Was er mit Franz Joseph besprochen und der Fürstin Metternich anvertraut hat? Ob aus Kiel, Hamburg oder einer Fjordstadt Nikolai nicht eine lange Depesche, der urgeniale Herr von Schoen eine Weisung erhielt, die dem Nachbarverhältnis der beiden Kaiserreiche neuen Inhalt gibt? Welche Gegenstände in der vertraulichen Aussprache mit Hakon berührt worden sind, eine Aussprache, deren Thema Onkel Eduard durch den (Hakon befreundeten) Bruder seines Geheimsekretärs bequemer und rascher noch als von Majestät Maud erfahren konnte? Wußten sie, daß sechzehn deutsche Linienschiffe nebst etlichen Torpedobooten zum Besuch norwegischer Häfen ausziehen würden? Im Londoner Marineamt fand man die Nachricht, die den Gegner von übermorgen in schon dankbarer Hoffnung auf

den Erwerb einer wertvollen strategischen Basis zu zeigen schien, so wichtig, daß die Absicht, die Britenflotte wieder in die Ostsee dampfen zu lassen, für die Manöverzeit dieses Jahres aufgegeben wurde. Hatte der Kanzler dem Plan zugestimmt? Schon versichern ruhigen Gemütes selbst Offiziöse, Fürst Bülow habe ‚natürlich' nicht gewußt, daß der preußische Kultusminister den Schwarzen Adler und ein Lob seines ‚geschickten Eingreifens' erlangen werde: und glauben, ihrem Herrn mit der Beteuerung zu dienen, er sei von einer politischen Handlung des Königs ahnungslos überrascht worden. Schon lesen wir im Lokalanzeiger, Wilhelm habe den Zaren zu einer Zusammenkunft eingeladen, die in Peterhof aber als einstweilen unmöglich bezeichnet wurde. Ist's wahr? Dann war's ein neuer Fehler. Der Repräsentant einer Großmacht muß seinem Gotte danken, wenn er, ohne unhöflich zu werden, den arme Nika jetzt nicht zu sehen braucht, also auch nicht in den Verdacht kommen kann, ihm Berater und Vormund zu sein ...

„Daß der calculus des Kaisers fast immer auf der falschen Stelle lag, möchte noch hingehen. Wilhelms in die Weite strebendes Planen ist nirgends ans Ziel gelangt. Er hat Frankreich nicht versöhnt, den Islam nicht gewonnen, weder in Rußland noch in Ostasien Liebe geerntet, trotz aller Geschenke, Artigkeiten und Milliardärbesuche in den Vereinigten Staaten nicht die erhoffte Neigung zu einem Schutzbündnis gegen England gefunden; nicht einmal das Vertrauen der Holländer zu stärken und den Dreibund zu erhalten vermocht. Wie sein Ahn, das einzige politische Genie des Zollernhauses, könnte auch er, nur mit schwerer belastetem Herzen, heute über die Zeit klagen, où l'on est bien revenu de la terreur de nos armes, où l'on pousse la témérité jusqu' à nous mépriser. Auch Hohenzollern sind sterbliche Menschen und dem Irrtum untertan. Doch selbst ein mit politischem Talent und sicherem Augenmaß begabter Monarch könnte in unseren Tagen nicht die Geschäfte eines großen Reiches führen. Nicht, wenn er an der Spitze zu sehen wäre. Eduard tut viel (manche Briten meinen: zu viel) und hat sein soigniertes Fetthändchen in jedem Spiel, das um hohen Einsatz geht. Sieht man ihn aber? Ist seines Wirkens Spur aus der Ferne genau zu erkennen? Britannien wollte ein schwaches Reussenreich: Japan erfüllte den Wunsch. Wollte in Asien gegen Amerika, Rußland und Deutschland, in Afrika gegen deutsche Konkurrenz, in Europa gegen eine Festlandskoalition gesichert sein: Bündnis mit Japan, Freundschaft mit China, Vorstoß nach Tibet; Begünstigung der Hereros und Hottentotten, schlaue Ausbeutung der Kameruner, Windhuker, Berliner Kolonialskandale, Cromers kluge Diktatur in Ägypten, Abkommen über Tripolis, Marokko, Abessinien, Einschüchterung des Osmanenkhalifen; entente cordiale mit Frankreich, Italien, Spanien, Portugal; auf Norwegens Thron ein Däne, der von England die Frau und die Krone empfing; der Sultan am persischen Golf so ohnmächtig wie am Sinai. Rußland? Sobald es mürb genug ist, laden wir's in unseren Konzern, der

das deutsche Land wie ein Gurt umschnürt, helfen ihm auch wohl mit Bargeld aus der Klemme. Einstweilen schüren wir die Feuer, deren Glut ihm den Angstschweiß aus den Poren treibt. Sagen dem Zaren: Deutschland will mit Waffengewalt intervenieren, weil es dir nicht mehr die Kraft zur Ruhestiftung zutraut. Sagen der Rebellenschar: Deutschland will eurem Tyrannen starke Büttel liefern, weil es von jeher der Hort finsterer Reaktion war und immer sein wird. Säen auf beiden Seiten so Mißtrauen wider den Nachbar und hindern durch das Alarmgeschrei Deutschland, die Gelegenheit zu vorteilhafter Annäherung zu benutzen ... Zeigen auf Kongressen und bei Verbrüderungsschmäusen inzwischen, daß wir fast too full of the milk of human kindness sind, und empfehlen, da wir in naher Zeit nicht viel stärker werden können, den Völkern der Erde, die lästige Rüstung abzulegen ... So macht man Politik, nützt man wechselnde Konjunkturen aus. Der König ist hinter dem Vorhang zu ahnen; wer nach ihm stäche, träfe gewiß aber nur irgend einen Polonius. Der König läßt sich suchen, läßt seines Willens Richtung erraten. Redet nicht, telegraphiert nicht und kann jeden Augenblick sagen: Das hat mein Minister getan, der Vertrauensmann der regierenden Mehrheit. Ist überall, wo er sich zeigt, willkommen; und erlebt jetzt die lange in kühler Geduld erwartete Freude, daß die Frage, ob er den Neffen endlich besuchen will, zum Pivot deutscher Politik geworden ist.

„Nie wäre sie's geworden, wenn Bismarck ein aufrechter Nachfolger lebte. Der hätte die Mensurdepesche, die Besuche in Schönbrunn und Christiania, das Loblied auf Studt und die Botschaft an Nikolai als Kanzler nicht überdauert; selbst wenn er erst nach der marokkanischen Niederlage ins Amt gelangt wäre. Der würde jetzt tapfer vor seinen Herrn hintreten und sprechen: ‚Eine Zusammenkunft mit dem König von England ist fürs erste unmöglich; müßte dem Ansehen Eurer Majestät ungemein schaden. Draußen, und noch mehr in unserer Heimat. Nicht mir steht das Urteil darüber zu, wo in diesem Verwandtenzwist das Recht, wo das Unrecht ist. Mit einem Vetter aber, der gegen ihn so gehandelt, über ihn so gesprochen hat wie, nach unzweideutiger Wahrnehmung und zehnfach beglaubigtem Zeugnis, König Eduard gegen und über Euer Majestät, würde sogar ein Privatmann nicht persönlichen Verkehr suchen. Der gekrönte Vertreter einer Großmacht darf es nicht. Alle, die für uns wichtig sind, wissen, was geschehen ist; wissen auch, daß der König nur kommt, weil er sehr oft (und nicht ihm allein) ausgesprochenen Bitten sein Ohr nicht länger verschließen kann, und daß sein Gefühl beim Scheiden nicht zärtlicher sein wird als in der Minute des ersten Grußes. Wir wollen so höflich sein, wie sich's ziemt, jede Möglichkeit neuen Haders sorgsam meiden und in stiller Geduld warten, bis im Volksempfinden die Wunde verharscht. Wenn der Oheim dann, ungerufen, unerfleht bei uns einkehrt, wird er gastliche Aufnahme finden. Für diesmal erbitte ich die Ermächtigung, durch den Botschafter melden zu lassen, Eurer Majestät Zeit sei für Hochsommer und Herbst so belastet,

daß die Zusammenkunft mit dem König, zumal er den Umweg über Berlin scheue, leider verschoben werden müsse.' Keiner sprach seit 1890 je wieder so. Jeder umlauerte den Herrn. Was mag er wollen? Welchen Willensausdruck wünscht er von mir zu hören? Caprivi war ein in der Furcht des Kriegsherrn erwachsener, der Politik fremd gebliebener Soldat, Hohenlohe ein müder, des Reichsgeschäftes unkundiger Greis, Bülow ein von Fortunen allzu hitzig geküßtes Gunstkind, das, mit charmanten Gaben, überall ein guter Zweiter werden konnte, nirgends ein Erster. Ein strammer General, zwei schmiegsame Diplomaten, die ein Staatsmann zu nützlichem Agentendienst verwenden konnte. Alle drei dachten mehr an Applaus als an fortwährende Wirkung; wollten sich auf der Höhe halten und ihrer Person Anerkennung werben, nicht den vorbedachten Plan eines Schöpferhirnes durchsetzen. Wollten sich, nicht eine Sache. Alle drei stöhnten vor den Gästen über die Gefahr kaiserlicher Initiative, und keiner wagte Kopf und Kragen an den Versuch, sie zu mindern. Was kommen mußte, kam. Schneller als in Fritzens Preußen nach 1786 führte diesmal der Schlängelpfad bergab; schneller noch als in den dunklen Tagen, da Friedrich Wilhelm der Vierte die Hoffnung enttäuschte. Das Unglück dieser Zeit hat Treitschke in die Worte gefaßt: ‚Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn.' Damals gab es kein Deutsches Reich, hatte der Preußenstaat noch keine Verfassung. Temperament und Neigungen eines deutschen Kaisers würde die Neugier vergebens umspähen, wenn wachsam vor ihm der Kanzler stünde, der für den Platz gedacht ward. Dann würde der Kaiser nicht täglich genannt, aber auch nicht für das Mißgeschick des Reiches verantwortlich gemacht. Doch Bismarck hat, seit Caprivi das böse Beispiel gehorsamer Handlangerleistung gab, keinen Nachfolger gefunden ..."

Immer öfter und dringlicher kehrt in der Presse aller Parteien die bängliche Frage wieder: „Was erfährt der Kaiser?" Einen besonderen Aufsatz widmen ihr die „Funken". Der Verfasser, Eduard Goldbeck, erinnert zunächst an eine Episode aus der Kronprinzenzeit des nachmaligen Kaisers Friedrich. „Der ‚Kronprinz' hatte sich einmal zur Besichtigung des V. Armeekorps angesagt, versäumte aber die angesetzte Stunde, weil er unterwegs — es war im Jahr 1866 — anderen Truppen begegnete, die er noch nicht gesehen hatte und an denen er nicht ohne eine Begrüßung vorüberreiten wollte. Als er nun beim V. Korps ankam und den General von Steinmetz mit einem Wort der Entschuldigung über die Verspätung begrüßen wollte, ‚ich habe mich verspätet ...', setzte dieser mit scharfer Betonung hinzu: ‚Jawohl, Keenigliche Hoheit, 'ne ganze Stunde, Zeit genug, 'ne Schlacht zu verlieren.' Solche Originale sind jetzt nicht mehr möglich, weder am Hofe, noch in der Armee, noch in der Verwaltung. Wie es Feinschmecker gibt, die Schwarzbrot lieben, so wissen manche Fürsten die Delikatesse der Grobheit zu goutieren. Wilhelm II. gehört, glaube ich, nicht zu ihnen. Er läßt sich, wie Bismarck von ihm sagte, nicht imponieren,

sondern imponiert lieber den anderen. Und das gründlich. Seine Umgebung ist sein Echo geworden, und so habe ich mich schon oft gefragt: Was erfährt der Kaiser?

„Vor einiger Zeit kam im Reichstage die Frage zur Sprache, ob und in welcher Hinsicht unser Richterstand verbesserungsbedürftig und verbesserungsfähig sei. Der sozialdemokratische Abgeordnete Heine hielt eine glänzende Anklagerede, Herr Nieberding antwortete dürftig. Bald darauf wurde dem Professor Gierke der Auftrag, gelegentlich eines Diners beim Justizminister in Gegenwart des Kaisers über das Thema ‚Die Stellung und die Aufgaben der Rechtsprechung im Leben der Gegenwart' einen Vortrag zu halten. Er erledigte die Anklage, bei uns werde allzu häufig Klassenjustiz geübt, mit dem Satze: ‚Der ganze Vorwurf ist nichts als ein hetzerischer Versuch, an einer besonders bedrohlichen Stelle unseren Staatsbau zu unterhöhlen.' Franz v. Liszt aber schreibt in seiner Broschüre ‚Die Reform des Strafverfahrens' (Berlin, J. Guttentag) folgendes:

„‚Diese Aufgabe (der Kommission für die Reform des Strafprozesses) ging dahin, die Gründe klarzulegen, aus welchen, wie die Motive zu der Regierungsvorlage von 1895 zugeben, das Vertrauen des Volkes in unsere Strafrechtspflege erschüttert ist, und damit die Richtung zu bestimmen, in der sich die Reformvorschläge zu bewegen haben. Zu einer solchen Prüfung hätte schon die unbestreitbare und wohl auch allgemein bekannte und anerkannte Tatsache Anlaß geben sollen, daß diese Erschütterung des Vertrauens nicht allen Gerichtskörpern gegenüber und nicht in allen Teilen des Deutschen Reiches in gleicher Stärke vorhanden ist. Der tiefste Grund für die Entfremdung, die zwischen dem Rechtsbewußtsein des Volkes und unserer Strafrechtspflege zweifellos besteht, liegt zum kleineren Teil im Gesetz, zum größeren Teil in der Persönlichkeit unserer beamteten Strafrichter. Das darf nicht vertuscht, das muß vielmehr mit möglichster Offenheit ausgesprochen werden.'

„Diese Sätze beweisen wohl, daß Prof. Gierke im Unrecht war, als er die Sozialdemokratie und ihre trefflichen Minierer als die einzigen Nörgler im beseligten Deutschland darzustellen suchte. Was erfuhr der Monarch durch den beredten Mund dieser juristischen Leuchte? Nichts. Nichts als etwa die folgende Pompositát: ‚Unserer Zuversicht, daß die deutsche Rechtsprechung auch in Zukunft alle Schwierigkeiten, die ihr die wirtschaftlichen und sozialen Bewegungen eines gärungsreichen Zeitalters bereiten, siegreich überwinden werde, gibt nichts anderes einen so festen Halt als der hohe und starke Schirm und Schutz unseres Kaisers und Königs' ...

„Ein anderes Bild... Anläßlich der Finanzreform hat der Kaiser dem Fürsten Bülow mit einer Wärme für seine Mühewaltung gedankt, die geradezu unerklärlich war. Fast klang es, als sehe der Kaiser in der Ausschnüffelung einiger kulturfeindlichen und leistungsunfähigen Steuern eine rettende Tat. Erstens ist ... die Reform dieses hochtönenden Namens nicht wert, weil sie keine grundsätzliche Änderung bringt. Das Reich hat zunächst etwas höhere Einnahmen; in spätestens zehn Jahren ist die Finanzmisere

genau dieselbe. Das Ziel der Reform hat der verstorbene badische Finanzminister Dr. Buchenberger in folgenden Worten ausgesprochen: ‚Das Bedürfnis einer Reform im Sinne einer schiedlichen und friedlichen Trennung zwischen Reichs- und Landesfinanz ist nach wie vor gegeben und kann erst dann als befriedigt angesehen werden, wenn die Matrikularbeiträge in ein festes Verhältnis zu den Überweisungen getreten oder doch gesetzliche Sicherheiten gegen allzu großes Schwanken der Matrikularbeiträge gegeben sind.' Dieses Ziel ist nicht erreicht worden, die Mitarbeit des Fürsten Bülow ist eine minimale gewesen, gegen die Fahrkartensteuer und die Erhöhung des Ortsportos protestiert die — freilich in ihrer Existenz noch nicht amtlich beglaubigte — öffentliche Meinung mit Einmütigkeit. Und angesichts dieser Tatsachen fragt man sich wieder: Was erfährt der Kaiser?

„So langweilig die Parlamentsverhandlungen bisweilen sind, der Kaiser sollte sie doch lesen. Lesen. Im Stenogramm. Nicht nur in ad usum delphini auf den Glanz hergerichteten Referaten. Dann würde er ersehen haben, daß Herr Genzmer hunderttausend Mark vergeudet hat und daß gesetzliche Vorschriften verletzt worden sind, nur um ihm ein Haus als ‚fertig' zu präsentieren, das in Wirklichkeit nicht fertig war. Er würde ersehen haben, daß die hohe königliche Staatsregierung in der Denkschrift, in der sie die Etatsüberschreitungen zu rechtfertigen versuchte, diese skandalöse Tatsache mit keinem Worte erwähnte; wie es scheint, weil Herr Genzmer es vorzog, sie in des Busens tiefstem Schrein zu bergen. Er würde ersehen haben, daß Herr v. Rheinbaben kein Wort der Entschuldigung nötig fand, sondern in hohem Ton die Presse abkanzelte, die Gott sei Dank diese netten Leistungen ans Licht gezogen hatte. Das alles würde er ersehen haben und könnte dann ein für allemal zeigen, daß ein Hohenzoller für Potemkinaden nicht empfänglich ist. Aber: Was erfährt der Kaiser?

„Über Algeciras ist genug gesprochen worden. Aber ich will doch noch erwähnen, daß selbst ausländische Blätter erstaunt die Frage aufwarfen, warum wir die Berufung einer Konferenz erzwangen, auf der wir der Lage der Dinge nach nur Nackenschläge erhalten konnten. Die Contemporary Review sagt . . .: ‚Es scheint indessen eine Tatsache zu sein, daß die Botschafter an den verschiedenen Höfen Europas in Anbetracht des Autors den genialen Plan unentwegt priesen und das vollste Vertrauen auf sein Gelingen bekundeten. Nicht einer von ihnen — so versichern Berliner Berichte — hatte den Mut, nach Hause zu schreiben: Der Schlachtplan ist allerdings des kaiserlichen Genius würdig, aber nichtsdestoweniger wird die plebejische Volksmeinung unnachgiebig widerstehen. Deshalb bin ich außerstande, von diesem Lande irgendwelche Unterstützung auf der Konferenz zu erhoffen. Nicht ein Geschäftsträger schrieb so, obwohl nur wenige anders gedacht haben können.' Richtig. Und warum schrieben diese Herren anders, als sie dachten? Cruelle énigme. Sicher nur aus Mißtrauen gegen sich selbst und im Vertrauen auf die höhere Einsicht . . .

„Es wäre ziemlich gleichgültig, ob der Kaiser besser oder schlechter informiert ist, ob er Ohnet für einen Shakespeare, Begas für einen Michel-

angelo, Werner für einen Botticelli hält, wenn er nicht auf allen Gebieten eingriffe und einwirkte, immer voll guten Willens, immer von der Überlegenheit seiner Einsicht überzeugt und durchaus nicht immer hinreichend informiert. Das Ergebnis ist eine Minderung der monarchischen Autorität. Dieses Ergebnis wäre nicht beklagenswert, wenn ihm eine Minderung der monarchischen Machtfülle entspräche. Da diese Machtfülle aber in den Jahren eher gewachsen ist, entsteht eine Inkongruenz, die auf viele Deutsche sehr peinlich wirkt. Gute Monarchisten haben daran gedacht, zu Informationszwecken die österreichische Einrichtung eines Ministers a latere bei uns einzuführen. Ein Minister a latere ist ein Minister, den der Monarch beiseite liegen lassen kann. Es muß anerkannt werden, daß uns solch ein Minister recht fehlt. Aber ich fürchte, auch er würde nicht das Ohr des Monarchen haben. Wilhelm II. will keinen Mentor; er sucht, wie Wilhelm IV., gehorsame Minister. Typen wie Steinmetz sind weder bei Hofe, noch in der Armee, noch in der Verwaltung mehr möglich ..."

Das beste Informationsmittel (cum grano salis: auch für Monarchen) ist und bleibt nun einmal — was immer dagegen mit erkünstelter Geringschätzung gesagt werden möge — die Presse. Aber gerade auf sie scheint der Kaiser nicht besonders gut zu sprechen zu sein. Im Hafen von Bergen hatte er auf seiner diesjährigen Nordlandsfahrt eine französische Reisegesellschaft zum Diner geladen. Zu ihr soll er sich nun nach einem Bericht des „Matin" auch über die Marokkofrage geäußert und dabei bemerkt haben:

„Man hat meine Absichten mißverstanden und meine Gedanken entstellt. Wenn ich jemand beschuldigen wollte, wäre das die Presse. Sie ist an viel Schlechtem schuld. Die Unverantwortlichkeit, die im Journalismus herrscht, ist sehr sonderbar. In allen anderen Berufszweigen muß jemand genaue Bedingungen erfüllen. Der Arzt kann den Kranken nur pflegen, wenn er ein Examen bestanden hat, das ihm oft viele Arbeitsjahre gekostet hat. Der Advokat kann erst plädieren, wenn er Jura studiert hat. Nur der Journalist braucht weder Examina noch Studien (?? D. T.). Ein junger Mann von 22 Jahren kann in dem größten, geachtetsten Blatte der Welt einen Artikel schreiben, der den stärksten Widerhall finden und den mächtigsten Eindruck auf die Zeitgenossen machen kann. Täglich befinden sich in den Zeitungen Kommentare und Kritiken, deren Verfasser gewiß ehrliche Männer sind, die aber oft der Kenntnisse ermangeln. Diese Männer sind Leiter der öffentlichen Meinung, sie üben den größten Einfluß aus und sind oft am wenigsten geeignet." Der „Matin" bemerkt dazu: „Die Journalisten sind leider nicht die einzigen, von denen kein Examen verlangt wird. Die Sache liegt ebenso bei den Monarchen."

Dieses abschätzige Urteil glauben die „Hamburger Nachrichten" auf eine Enquete zurückführen zu dürfen, die der Kaiser Ende der 90er Jahre durch amtliche Instanzen und private Personen habe veranstalten lassen, und deren Ergebnis sehr ungünstig gewesen sei.

Was bei einer solchen „Enquete" herauskommen würde, hätte dem

Kaiser jeder erfahrene Publizist ohne weiteres vorher sagen können. Denn ein länger im Amte stehender Publizist verhehlt sich, daß es, genau wie n allen anderen Berufen, so auch in seinem räudige Schafe gibt. Mit ieser Unzulänglichkeit alles Irdischen hat er sich längst abgefunden, es ver- nag ihm das aber weder die Freude an seinem Berufe, noch das Bewußt- ein zu trüben, daß kaum in einem anderen Stande das *eigene* Können, ie *eigene* Tüchtigkeit so *durchschlagend* über die moralische, soziale ind materielle Stellung *entscheiden*, wie in diesem. Protektionen und Verbindungen, die schönsten Examina, akademischen Würden, Orden und Titel können ihm vielleicht vorübergehend zu einem angesehenen publizisti- chen Posten verhelfen, niemals auf die Dauer. Von Tag zu Tag, mit edem Beitrag, den er liefert, muß er auch seinen *Befähigungsnachweis* iefern, sein vom Kaiser vermißtes „*Examen*" bestehen. Gewogen und zu eicht befunden, wird er mit kühl geschäftlicher Höflichkeit beiseite geschoben, inem andern Platz zu machen. Nirgends vollzieht sich die *Auslese* so ücksichtslos nach dem Gesetz der stärkeren Leistung.

Wenn es sich aber wirklich ereignete, daß es einem 22jährigen nicht nur *gelänge*, seinen Artikel „in dem größten, geachtetsten Blatt der Welt" *unterzubringen*, sondern damit auch „den stärksten Widerhall zu finden, en mächtigsten Eindruck zu machen", — was wäre denn damit anderes ewiesen, als daß dieser seltene Jüngling sein publizistisches *Examen* ufs *glänzendste bestanden* hätte, daß er eben ein *publizistisches* Genie wäre? Wo aber, fragt das „Berliner Tageblatt" mit Recht, „wo ibt es ein Blatt, das sich zu den ‚größten und geachtetsten der Welt' ählen dürfte, in dem 22jährige Männer den Ton angeben und Artikel chreiben könnten, die ‚auf die Zeitgenossen den mächtigsten Eindruck machen önnen?' Wo sind solche Herren ‚Leiter der öffentlichen Meinung?' Der- leichen Blätter gibt es nicht. Die deutsche Presse wird, soweit sie den Titel ‚Presse', Vertreterin des Volksgewissens und der Volksüberzeugung, erdient, von Männern geleitet und bedient, die über das jugendliche Un- estüm der zwanziger Jahre längst hinaus sind, die sich ihre journalistische Schulung in harter Arbeit, *nicht in spielerischer Gelegenheits- rtikelei* erworben und dabei ihr publizistisches Verantwortlichkeitsbewußt- ein gestählt haben."

Und wie sagte doch Bismarck in einem ruhigen Tischgespräch, nicht m Tosen des politischen Kampfes? „Ich gebe Ihnen gleich einen Leiter- vagenvoll von diesen Geheimräten, Juristen, Theologen oder auch Philo- ogen mit lauter ersten Noten in die Lehre, und Sie können aus ihnen nicht iel mehr als einen Schneider machen, der mit der Schere irgend ein geist- oses Lokalblatt zusammenstellt. Das Zeug zum Redakteur, der selber denkt, chafft und schreibt mit Schwung und Kraft, muß man auch mitbringen. Die Übung und Erfahrung bessert und feilt auch allerdings viel aus, und elbst das Einsperren gehört zur politischen Erziehung."

Mit dem „Einsperren" stellt Bismarck dem Publizistenstande gleich- eitig auch ein rühmliches *moralisches* Zeugnis aus. Denn wer sich für

seine Überzeugung einsperren läßt, vor dem kann auch der Gegner nur den Hut ziehen.

Aber der „Reichsbote" ist auf der rechten Fährte, wenn er die öfteren Verstimmungen gegen die Presse auf gewisse persönliche Enttäuschungen und den falschen Standpunkt zurückführt, den man ihr gegenüber einzunehmen beliebt: „Man ist an vielen Stellen falsch gewöhnt, in der Presse nur einen Kanal für die eigenen Ansichten, einen Wiederklang des begehrten Ruhmes oder ein Mittel zur Beeinflussung der Menge zu sehen, und vergißt darüber, sie als selbständige Geistesmacht, als Trägerin der Macht der Ideen, die Carlyle einmal die ‚wahre Souveränin der Menschheit' genannt hat, und als freie Erzieherin des Volkes zu achten. Dieser Stellung aber streben alle besseren, bedeutenderen Organe der deutschen Presse zu, welcher religiösen oder politischen Richtung sie auch angehören. Am tiefsten steht hierin gerade jene parteilose und Sensationspresse, die man ja aber unseres Wissens in oberen Regionen merkwürdig überschätzt, wohl deshalb, weil sie über so viel Dienstwilligkeit und Superlative verfügt, wie sie die selbsturteilende Presse niemals bieten kann, da sie vor der Zeitgeschichte auch ihre eigene Verantwortlichkeit trägt. — Die viel angefochtenen Journalisten sind überhaupt, wenigstens soweit sie auf beachtenswerten Posten stehen, viel ruhigere, nüchternere, schweigsamere, ihrer höheren Verantwortung bewußtere Männer, als man das vielfach anerkennen will. Denn wollten sie aus der Schule plaudern, wie sie es unter vier Augen gelegentlich tun, so würden sie sich reichlich für alles ihnen angetane Unrecht und hochmütige Absprechen revanchieren können, da vor ihrem geschärften Geistesauge viele irdische Größen, oft mit Titel und Orden behangen, stark zusammenschrumpfen, und sie nicht selten viel mehr über das überrascht sind, was man oben nicht weiß, als über das, was man ihnen zu sagen hat. Auch hier ist Bismarck ein guter Zeuge, wenn er irgendwo einmal erzählt, daß er lieber drei Journalisten statt fünf Botschaftern empfangen hätte, weil er von jenen mehr als von diesen erfuhr . . ."

Schließlich hat Bismarck auch nur das Auskultatorexamen gemacht. Und wo bliebe Schiller, der „Hungerkandidat" und „entlaufene" Karlsschüler?

„Als strenggläubiger Christ", meint die Berliner Wochenschrift „Die Wahrheit", „ist der Kaiser tief davon durchdrungen, daß er sein Herrscheramt der göttlichen Macht allein verdankt und ihr allein auch einst darüber Rechenschaft abzulegen hat, wie er dieses Amtes waltete. Fühlt er sich daher auserwählt und erhöht vor Millionen, wie niedrig und erbärmlich muß ihn da die Kritik dieser ‚Winkelschreiber' berühren, die, wie er hört, nichts anderes zu tun haben, als hinter ihren Tintenfässern alles Große und Erhabene herabzuwürdigen! Diese ‚Kunden', — Kuli, Zeilenschinder! Nichts hat es an dieser Anschauung geändert, daß die Ereignisse so manchem ‚Winkelschreiber', der da, wo es nottat, in selbstloser, patriotischer Hingebung warnend seine Stimme erhob, dem Kaiser gegenüber recht gegeben haben, nichts, daß der Einfluß der Presse auf alle Teile des öffentlichen

Lebens gerade während der letzten Jahrzehnte ein so ungeheurer geworden ist. Dies zu erkennen und zuzugeben, daran mag den Kaiser auf der einen Seite sein stark ausgeprägtes und wohlberechtigtes Selbstbewußtsein hindern. Auf der anderen aber muß die Schuld daran den Männern zugesprochen werden, die seine persönliche Umgebung bilden und ihn systematisch in seiner ihnen sehr sympathischen und nützlichen Verachtung der öffentlichen Meinung und ihrer Sprachrohre bestärken. Ein Beispiel für viele: Als einer der obersten Beamten seines Hofes dem Kaiser die Einladungslisten für die Trauung seines ältesten Sohnes, des Kronprinzen, in der Berliner Schloßkapelle, die an Raum ziemlich beschränkt ist, vorlegte, sah der Kaiser sie durch und fragte: ‚Und die Presse?' Der Hofbeamte erklärte, er hielte es nicht für notwendig, Vertretern der siebenten Großmacht einen Platz in der Kapelle anzuweisen. Da griff der Kaiser selbst zum Bleistift und befahl, daß drei Männer der Presse geladen werden sollten, nämlich ein Reporter des Reichsanzeigers, ein solcher des offiziellen Telegraphenbureaus und endlich jener greise Berliner Berichterstatter (Ludwig Pietsch von der ‚Tante Voß'), den der Kaiser seltsamerweise einst einen ‚lichtvollen Historiographen' nannte. Denn wenn der Kaiser die Kritisierung seiner politischen Handlungen durch die Zeitungen nur allzu leicht als eine dreiste Anmaßung empfindet, so legt er sehr hohen Wert darauf, daß die Festlichkeiten an seinem Hofe dem Publikum ausführlich geschildert werden. Hat er doch anfangs versucht, die Art dieser Schilderungen von ihrem bisherigen Niveau auf ein höheres, sozusagen literarischeres zu heben, indem er einen bekannten Romanzier sondieren ließ, ob er wohl bereit wäre, in dieser Hinsicht (sans travailler pour le Roi de Prusse) zu wirken, — die Antwort lautete freilich ablehnend.

„Früher beklagte der Kaiser sich im intimen Kreise öfters sehr lebhaft und sehr bitter, daß die ausländische Presse seiner Persönlichkeit und seinen Plänen mehr Verständnis und Wohlwollen entgegenbringe als die deutsche. Es fand sich niemand, ihm im Geiste Bismarcks zu antworten, daß es für den Leiter der Geschicke eines Reiches ehrenvoll sei, vom Auslande gehaßt, bedenklich aber, gelobt zu werden. In der Tat hat der Kaiser, der noch nie einen der Wortführer der öffentlichen Meinung aus dem Lager der Tagespresse Deutschlands von Angesicht zu Angesicht erblickte, bei manchen Gelegenheiten ausländischen Journalisten unverhältnismäßig hohe Ehrungen erwiesen. Die von Amerika verglich er bei der Ausreise des Prinzen Heinrich bekanntlich mit ‚kommandierenden Generälen', und erst vor einigen Monaten zählte zu den Gästen eines kleinen Diners von wenigen Personen, das der amerikanische Botschafter in Berlin dem Kaiser gab, Herr Elmer Roberts, der kluge und taktvolle Repräsentant der amerikanischen Associated Preß. Und als, gleichfalls vor nicht langer Zeit, ein Berliner Korrespondent Londoner Blätter, Mr. Bashford, einer englischen Revue einigen Text zu Illustrationen geliefert hatte, die den deutschen Kaiser als Jäger zeigten, durfte er das Heftchen dem Kaiser in besonderer Audienz feierlich überreichen. Eine Redaktrice des höchst fragwürdigen Pariser

Frauenblattes ‚La Fronde' ließ der Kaiser sich im Foyer des Wiesbadener Hoftheaters vorstellen und würdigte sie in gnädigster Weise einer Unterhaltung, die lang genug war, um der in Paris nicht eben angesehenen Dame Stoff zu einem Dutzend von Feuilletons zu liefern. Und bei dem letzten Besuche, den Wilhelm II. seinem königlichen Oheim Eduard VII. abstattete, bat er diesen, die Leiter der am meisten deutschfeindlichen Blätter Londons zur Tafel zu laden, setzte sich nach Tisch, im Rauchzimmer, unter sie, bezauberte sie durch seine Konversation, wie nur er es versteht, — und mußte es erleben, daß sie unmittelbar nach seiner Abreise in ihren Blättern schrieben: es sei naiv, zu glauben, daß derartige persönliche Liebenswürdigkeiten ihre politische Haltung bestimmen könnten, — was denn auch prompt durch eine Reihe gehässigster Artikel bekräftigt wurde.

„Der machtvollste Herrscher ist heutzutage außerstande, die Presse durch seinen bloßen Willen in seine Bahnen zu lenken. Kommandoworte verhallen als leerer Schall im Reiche der Säterkästen und Rotationsmaschinen. Das hatte schon Kaiser Wilhelm I. erkannt, der ‚alte' Kaiser, der der heutigen Generation bereits so altmodisch erscheint, und der es nicht verschmähte, selbst zur Feder zu greifen, um als praktischer Journalist seine Meinung in Broschüren und Leitartikeln zu verfechten. Das hatte Napoleon III. erkannt, der, wenn er von seinen Ministern überstimmt wurde, in seinem Brüsseler Leibblatt heftige Angriffe gegen sie veröffentlichte, deren Stil den kaiserlichen Verfasser sofort verriet. Und das hat auch König Eduard VII. von England erkannt, gegen den, soweit seine Persönlichkeit in Frage kommt, man niemals einem unfreundlichen Worte in der gesamten englischen Presse begegnen wird, weil er es verstanden hat, sich mit deren Führern du pair au pair auf das beste zu stellen. Es ist keine Seltenheit, daß ein Kammerherr oder Adjutant des Königs abends auf den Londoner Redaktionen, gleichviel welcher Partei, erscheint, und irgend eine Bitte des Königs übermittelt, die dieser als Gentleman an Gentlemen richten läßt.

„Journalist und Gentleman? Die derben Marginalien, mit denen Kaiser Wilhelm II. täglich die ihm vorgelegten, fein säuberlich auf Kartontafeln geklebten Ausschnitte aus deutschen Zeitungen versieht, zeigen ihn in dem bedauerlichen Irrtum befangen, daß zwischen diesen Begriffen ein prinzipieller Unterschied zu machen sei . . ."

* * *

Ein boshafter Zufall fügte es, daß mitten in die Erörterungen über die so minderwertige Presse die Bombe unseres neuesten Kolonialskandals hineinplatzte. Da mag sich wohl mancher kopfschüttelnd gefragt haben, ob wir denn wirklich schon zu viel Presse haben, ob wir nicht noch viel *mehr* Presse, d. h. *Öffentlichkeit* brauchen?

„Das Tollste und Stärkste bei diesen Staatsskandalen", urteilt die „Welt am Montag", „ist es, daß es nur *rein zufällig*, durch die Anzeigen beleidigter oder rachsüchtiger Privatpersonen gelungen ist, sie aufzudecken, trotzdem sie seit Jahren den Eingeweihten bekannt waren. Das

Vertuschungssystem, das man im Kolonialamt und mit dem Kolonialamt rieb, ist fast noch schlimmer, als die verheimlichten Sünden selbst. Auch ann noch, als der Benjamin des Zentrums, Herr Matthias Erzberger, n Reichstage seine viel zu gelinden Anklagen gegen die jämmerliche Kolonialmißwirtschaft erhob, zeigte man nicht übel Lust, den Spieß umudrehen und statt der Schuldigen die Ankläger zu verfolgen, ach jener beliebten Manier, die man in solchen Fällen der unbequemen Presse gegenüber im Vertrauen auf die straffe Justiz der Strafkammern on heute gern anwendet. Ein paar arme subalterne Sünder, denen ihr Gewissen nicht gestattete, länger schweigend dem ... Treiben zuzusehen nd die deshalb lieber ihre formelle, amtliche Pflicht zur Diskretion veretzten, sollten daran glauben, den weit schuldigeren und stark kompromittierten Oberen aber kein Haar gekrümmt werden. Erst die Verhaftung des Majors Fischer und die stürmische Erregung der öffentlichen Meinung aller antändigen Kreise über diese schmachvollen Skandale ließ diesen Plan cheitern. Es stände schlimm ums Deutsche Reich, wenn die Nörgler' nicht Wacht hielten, die ja nach der kaiserlichen Aufforderung chon vor Jahren den Staub von den Sohlen hätten schütteln sollen. Schönfärber à la Bülow stärken oben noch den gefährlichen Glauben, daß m neuen Deutschen Reiche alles in eitel Freude und Wonne schwimme ob der Herrlichkeit des neuen Kurses und des Zeitalters der Siegesallee, und das gesamte deutsche Volk über die Enthüllung eines neuen Denkmals für irgend einen toten oder lebenden, erwachsenen oder als Baby modellierten Hohenzollernsproß, über die Verleihung eines Parademarsches oder ähnliche weltbewegende Ereignisse vor Jubel Kopf stehe. Inzwischen aber kann in der inneren Staatsverwaltung die schlimmste Zerrüttung und Unordnung herrschen, ohne daß die Ratgeber des Kaisers dessen Blick auf Dinge enken, bei denen die Kern- und Lebensfragen des preußischen Staatswesens auf dem Spiel stehen, auf die Gefahr hin, die gute Laune des Monarchen eine Weile zu trüben.

„Was haben wir nicht alles in unserem Kolonialjammer in den letzten Jahren schaudernd miterlebt! Da waren die Kolonialgreuel der Leist, Wehlan, Schröder, Arenberg, Besser, Kannenberg usw. ... Neben dem ersten Beamten des Reichs in Kamerun jener von Togo, Horn, der in barbarischer Grausamkeit einen Eingeborenen am Marterpfahl zu Tode foltert und sich nun endlich ... in Disziplinaruntersuchung befindet. Unendlich sind die Opfer an Gut und Blut, die die Mißwirtschaft der Kolonialverwaltung dem deutschen Volke auferlegt hat: Hunderte von blühenden Menschenleben und gegen 900 Millionen! Und diese Millionen flossen zum guten Teil in die Hände der Firma von Tippelskirch & Ko., die ein Monopol für die Lieferungen hatte, dabei einfach aus zweiter Hand kaufte und immer bessere Bedingungen bekam dank ihrem Freunde, dem Major Fischer, dem zugleich die Bekleidungsbeschaffung oblag. ..."

Wenn die Zuwendungen an Major Fischer von den Inhabern oder Anteilseignern der Firma Tippelskirch & Ko. auch in der Form von

„Darlehen" erfolgten, so komme, meint das Berliner Blatt weiter, ein einfaches bürgerliches Gemüt doch um den nackten Tatbestand einer fortwährenden auffallenden Begünstigung der Gesellschaft auf Kosten der Steuerzahler durch einen finanziell abhängigen und unterstützten Offizier nicht herum. „Tatsache ist, daß Fischer der Firma und ihr allein Riesenaufträge zuschanzte, in einem Jahre 8 Millionen, an denen sie mehr als zwei Kommissionäre — denn sie kaufte selbst erst von anderen — verdiente. Die Preise waren, wie im Reichstage hervorgehoben wurde, viel zu hoch, über minderwertige Ware wurden beide Augen zugedrückt, die für das Reich höchst ungünstigen Verträge bis 1911 verlängert und ausdrücklich für alle Fälle die Losung ausgegeben: ‚Hie gut Tippelskirch allewege!' ...

„Für die Öffentlichkeit aber ist vor allem eine Frage wichtig: Wie konnte der Major Fischer, dessen zerrüttete Finanz- und Familienverhältnisse längst bekannt waren, fast ohne jede Kontrolle als die entscheidende Instanz für Millionengeschäfte des Reichs jahrelang tätig sein ... Warum handelte man nicht so vorsichtig, wie in der Militärverwaltung, die noch immer als mustergültig und unantastbar gilt? Die Wirtschaft und der Wirrwarr in der Kolonialabteilung, die dem Auswärtigen Amt, dem Kanzler, ja direkt untersteht, scheinen geradezu polizeiwidrig gewesen zu sein. Oder war man im Amte hypnotisiert durch die Namen der Teilhaber der Firma Tippelskirch & Ko., des jovialen Landwirtschaftsministers v. Podbielski, der 40 Prozent, des Legationsrats Dr. Bumiller, der gleichfalls 40 Prozent der Anteilscheine sein eigen nennen soll, während v. Tippelskirch mit 5 Prozent und wenig eigenem Vermögen nur nach außen hin die Firma markiert? Ja, dieser Anteil Pods bei Tippelskirch ist etwas höchst Bedenkliches. Klaren Wein hat er darüber der Öffentlichkeit noch nicht eingeschenkt. Vielleicht holt er das unter Eid vor Gericht nach. Es heißt, daß jetzt seine Frau die Anteilscheine besitzt; das ändert an dem Tatbestande nichts, wäre nur weniger offen und ehrlich ... Seine Richtschnur als preußischer General bleibt doch die Kabinettsordre Wilhelms I. über die Pflichten der Offiziere, in der es heißt: ‚Von der Teilnahme an Erwerbsgesellschaften, deren Zweck nicht unantastbar und deren Ruf nicht tadellos ist, sowie überhaupt von jedem Streben nach Gewinn auf einem Wege, dessen Lauterkeit nicht klar erkennbar ist, muß der Offizier sich weit abhalten. Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offizierstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden ... Völlige Erschütterung des Grundes und Bodens, worauf der Offizierstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit sich bringen würde.'

„Eine Reihe ernster Fragen drängt der Fall Fischer mit seinem Drum und Dran auf. Wie war es möglich, daß das Rechnungswesen im Kolonialamt so völlig zusammenbrach? Daß die Wahl der Leiter dieses Amtes

nicht ein einziges Mal den Richtigen traf, weder in Kayser, noch in Buchka, noch in Stübel? Wo blieben die vielgerühmten Leistungen und die Kontrolle der Oberrechnungskammer, die sonst allerlei große Aktionen um 2 Pfennige aufstellt, hier aber Millionen-Schäden für die Steuerzahler und eine ganz horrende Vergeudung von Staatsgeldern nicht verhüten konnte? Wer bürgt uns, da nur ein Zufall, eine private Denunziation aus Rachsucht, keine amtliche Aktion von oben diese Zustände aufdeckte, daß nicht heutzutage auch in anderen Verwaltungen ähnliche Mißstände bestehen? Wie kam es, daß der Reichskanzler ... nicht pflichtgemäß schon längst eingriff und durchgriff? ..."

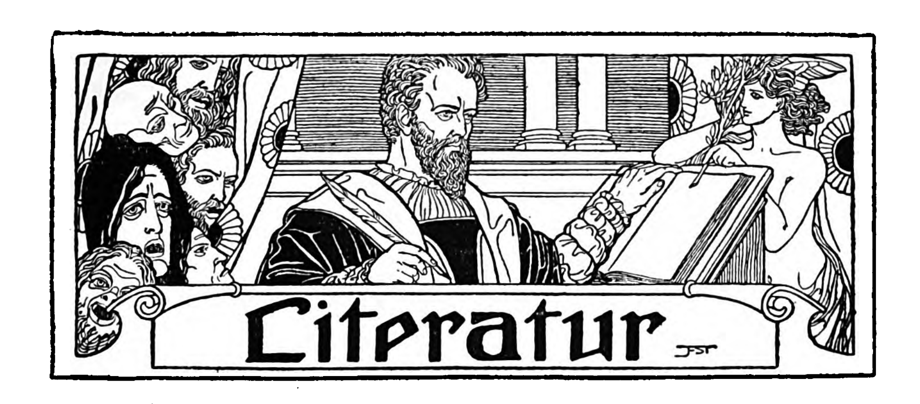
Und dabei konnte sich noch im Januar dieses Jahres der Abgeordnete Paasche stolz in die Brust werfen und vor versammeltem Reichsvolke von unseren Kolonialbeamten kühn behaupten: „Sie haben vor allem das Eine voraus, daß jeder Pfennig, der ausgegeben wird, ehrlich verrechnet wird, daß kein Pfennig hängen bleibt"! Wem will man nun noch mit solchen Redensarten Sand in die Augen streuen? Wir sind schon zu lange aus den aufgewärmten Schüsseln vergangener Größe, verblichenen Ruhmes gepäppelt worden, als daß wir uns mit rollenden, der preußischen Schulfibel entlehnten Tiraden noch fürder sollten abspeisen lassen. —

Einig ist das Ausland in der Bewunderung dessen, was das deutsche Volk aus privater Initiative, auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, der Industrie und Technik, des Handels und Verkehrs in unverdrossener tüchtiger Arbeit leistet. Stehen unsere politischen Erfolge, unser politisches Ansehen nach außen auch nur in einem annähernd entsprechenden Verhältnisse zu solcher völkischen Kraftentfaltung? — Und warum nicht?

Weil wir uns noch immer nicht als mündiges Volk zu fühlen gewöhnt haben, weil wir immer noch alles von der „Regierung" erwarten, wie hypnotisiert nach oben starren, als könnte sich heutzutage ein Staatswesen wie das Deutsche Reich ohne tätige Teilnahme aller tüchtigen Elemente auch nur auf der einmal erstiegenen Höhe behaupten. Noch ganz andere Aufklärungsarbeit müssen wir von unserer Presse, nicht zuletzt der „nationalen" und „staatserhaltenden", verlangen. Noch ganz andere Kontrolle der Regierungshandlungen von unseren Parlamenten. Und noch ganz anders müssen wir auch unsere Parlamente selbst kontrollieren.

Der mystische Glaube an eine Allmacht und Allweisheit des Gottesgnadentums könnte uns als monarchistische Gefahr ebenso verhängnisvoll werden, wie die sozialistische. Ehrliche Freunde der Monarchie werden auch nicht Unmögliches von ihr verlangen, werden ihr gern eine Verantwortung tragen helfen, der nachgerade auch die stärksten Schultern und das größte Genie des Einzelnen nicht gewachsen wären.





Goethe als Erzieher

Von

Dr. Bernh. Münz

Goethe hielt sich zeitlebens an seinen Spruch: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch." Da er überdies, wie aus zahlreichen Äußerungen, so z. B. aus dem sinnigen Ausspruche: „Christus hat recht, uns auf die Kinder zu weisen: von ihnen kann man leben lernen und selig werden" erhellt, die Kleinen gern zu sich kommen ließ und als Optimist im umfassendsten Sinne des Wortes von der Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur so sehr überzeugt war, daß er behauptete, wir besäßen von Natur keinen Fehler, der nicht zur Tugend werden könnte, selbstische Menschen seien wohl zugleich auch gut, es komme nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöst werde, so ist es geradezu selbstverständlich, daß er sich hie und da gedrängt fühlte, dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, pädagogische Betrachtungen einzuflechten.

Eine ganz besondere Gelegenheit dazu bot sich ihm im „Wilhelm Meister", in den „Wahlverwandtschaften" und in „Wahrheit und Dichtung". Ein pädagogisches System hat er freilich nicht aufgebaut. Die geschlossene Form eines Systems widerstrebte eben seiner im tiefsten Kerne künstlerischen Natur, die in der zarten Anschauung des einzelnen aufging. Seine ursprüngliche Intuition sträubte sich gegen das strenge Zergliedern, Trennen, Analysieren. Sein überwältigender Wirklichkeitssinn brachte es mit sich, daß er den „leidigen" Abstraktionen blutleerer Begriffe, welche die Luft wohl läutern, aber zugleich so verdünnen, daß einer normalen Lunge der Atem ausgeht, abhold war und zur Synthese hinneigte. Er rühmte Galilei, der schon in früher Jugend zeigte, daß dem Genie *ein* Fall für tausend gelte, indem er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte, und er entdeckte selbst, wie aus dem Beispiel des gespaltenen Schafschädels hervorgeht, in *einem* konkreten Falle das Typische einer ganzen Reihe. Am

larsten sprach er sich über seine Methode in dem Aufsatz: „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“ aus. Dieses einzige geistreiche Wort rührt von dem Anthropologen Heimroth her, der Goethes Verfahren in seiner Eigentümlichkeit dahin charakterisierte, daß sein Denkvermögen „gegenständlich“ tätig sei, womit er, wie Goethe erläuterte, aussprechen wollte, „daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei“. Er war in seiner Individualität so gefangen, daß seine Weltanschauung niemals in eine weltumspannende Begriffsbildung eintrat. Sie ist stets poetisch geblieben. In den Gestaltungen seines Phantasielebens allein suchte er die tiefen Rätsel des Daseins objektiv und konkret zu erfassen und für sich auszugleichen. Es ist seine Größe, daß er die seiner Natur gezogene Schranke niemals ernstlich durchbrochen hat.

Goethe konnte seine Prinzipien der Erziehung praktisch verwerten, als er den Sohn seiner Freundin Charlotte von Stein im Frühling 1783 in sein Haus aufnahm und für sein geistiges und körperliches Gedeihen mit aller Umsicht sorgte. Friedrich von Stein stellte seiner pädagogischen Tätigkeit das glänzendste Zeugnis aus; er gestand in der in seinem Nachlasse vorgefundenen autobiographischen Skizze: „Mit vollem Herzen hing ich an meiner Mutter und fast noch mehr an Goethe, der mir mit Liebe, Ernst und Scherz, so, wie es nötig war, begegnete, so daß ich sein Betragen gegen Kinder als ein Muster dieser Art betrachte... Ich war etwa neun Jahre alt, als mich Goethe zu sich in sein Haus nahm, welche Zeit ich die glücklichste Periode meiner Jugend nennen darf.“

Trefflich bewährte sich Goethe auch als Mentor des Herzogs Karl August. Der junge Fürst war derb und ungestüm, er hatte, wie der Altmeister seiner Egeria berichtete, „die böse Art, den Speck zu spicken“. Gleichwohl stand er ihm unentwegt zur Seite und entwickelte nach besten Kräften das Gute, das in ihm verborgen lag. Er wurde nicht müde, ihn zu lehren, daß

„Wer andere wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren“,

und ihm den Satz einzuschärfen:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!“

Karl August hat auch dankbar anerkannt, daß er ihm zwei Dritteile seiner Existenz schulde.

Später übernahm Goethe mit besonderer Sorgfalt die Erziehung seines Sohnes. Alles, was in seinem Kreise webte, wurde um Augusts Kindheit „hergelagert“. Leider stellte sich diesmal der Erfolg nicht ein, weil Goethe, in den Fehler seines Vaters fallend, den verständigen Worten von Hermanns Mutter:

„Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich"

zuwiderhandelte, dem Sohne keine Freiheit in der Wahl des Berufes und der Gattin ließ.

Goethe hatte stets einen ausgesprochenen Sinn und teilnehmendes Verständnis für jede harmlose Kinderlust. Alle Veranstaltungen und Maßregeln, den natürlichen Frohsinn zu hemmen, die Kinder einzuschnüren und einzuengen, alle Natur und Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrigbleibt als der Philister, waren ihm verhaßt. Er erklärte allem „Bemoralisieren", dem täglichen Schelten und Tadeln den Krieg. Die jungen Pflänzlein sollen, da sie kaum das erste Keimblatt zur Sonne gereckt haben, nicht gleich mit der plumpen Gartenschere und dem Okuliermesser veredelt werden, sondern nach ihrem Gefallen wachsen, die bunte Welt mit ihren eigenen, hellen Augen anschauen und mit naivem Appetit genießen. Er verglich die Unarten der Kinder mit den Stengelblättern der Pflanze, die nach und nach von selbst abfallen, er betrachtete sie als Übergänge, als Säure einer unreifen Frucht und rechnete sie zu den organischen Systemen, die den Menschen ausmachen. Fritz Jacobi schrieb er: „Ein Blatt, das groß werden soll, ist voller Runzeln und Knittern, ehe es sich entwickelt; wenn man nicht Geduld hat und es gleich glatt haben will wie ein Weidenblatt, dann ist's übel." Darum solle man die Jugend nur gewähren lassen, sie hafte nicht lange an falschen Maximen, das Leben reiße oder locke sie bald von ihnen los. Alles sei gewonnen, wenn sie das, was sie tut, mit Munterkeit und Selbstgefühl tue. Freudigkeit sei die Mutter aller Tugenden. Weil Goethe mit Vorliebe in die den Schlüssel zur Menschennatur liefernde Kinderseele hinabtauchte, in ihr heimisch war und selber zum Kinde unter Kindern wurde, verteidigte er immer wieder das Recht der Kindheit gegen die Eingriffe der Erwachsenen.

Die Erziehung hat nach Tunlichkeit die Einheit aller Seelenkräfte, die Vollständigkeit der menschlichen Natur, die das glückliche Los der Alten, besonders der Griechen, in ihrer besten Zeit war, anzustreben; nichtsdestoweniger hat sie andererseits, da die gleichmäßige Vereinigung sämtlicher Kräfte den „Neueren" versagt ist, die Natur bei ihnen alles auf Individualität angelegt hat, so daß die Verbindung mehrerer Fähigkeiten der Gipfel ihres Wesens ist, die verschiedenen Tätigkeiten je nach Neigung und Anlage zu sondern, denn „was der Mensch leisten soll, muß sich als ein zweites Selbst von ihm ablösen, und wie könnte das möglich sein, wäre sein erstes Selbst nicht ganz davon durchdrungen?" Bei aller Wertschätzung der vielseitigen Bildung darf nicht übersehen werden, daß man die Kinder, indem man sie für einen weiteren Kreis zu bilden gedenkt, leicht ins Grenzen-

lose treibt, ohne im Auge zu behalten, was denn eigentlich die innere Natur fordert. „Eins recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen." Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn dieses unerläßliche Ebenmaß abgeht. Der Erziehung muß demnach tiefgreifende Ausbildung für einen bestimmten Beruf, freilich ohne unnatürliche Selbstbeschränkung auf denselben, also relative Einseitigkeit vorschweben, und die vielseitige Bildung ist im Grunde genommen nicht als Selbstzweck, sondern nur als Vorbereitung für einen Beruf anzusehen. Aller Wissenschaft und aller Kunst soll ein Handwerk vorausgehen. Wie es an sich einen goldenen Boden hat, so ist es auch wieder der goldene Boden aller Zivilisation. Die freie Kunst ist die Blüte des Handwerks, der strengen Kunst, wie Odoardo adelnd es nennt; es ist ihre Wurzel. Die Künste sind das Salz der Erde; wie dieses zu den Speisen, so verhalten sich jene zu der Technik. Bevor der Künstler in das Heiligtum des Schönen eintritt, hat er zwei Vorhallen zu durchschreiten; seine Devise muß lauten: Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen.

Nach alledem sieht sich der Abbé bemüßigt, Wilhelm Meister zu widersprechen, da er, vom Zufall ausgehend, diejenigen preist, die durch das Schicksal erzogen werden. Er stellt Wilhelm die Notwendigkeit und den Zufall als die Mächte dar, aus welchen das Gewebe der Welt zusammengewirkt sei und zwischen denen die Vernunft meisternd in der Mitte stehen solle. Es ist aber Wilhelms Irrtum, in dem Notwendigen das Willkürliche und im Zufall die Vernunft zu erblicken, der zu folgen sogar eine Religion sei. Damit entsagt er seiner eigenen Vernunft und gibt seinen Neigungen unbedingten Raum. „Das Schicksal", mahnt ihn der Abbé, „ist ein vornehmer, aber teurer Hofmeister. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menschlichen Meisters halten. Das Schicksal, für dessen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein sehr ungelenkes Organ haben. Denn selten scheint dieser genau und rein auszuführen, was jenes beschlossen hatte." Die Erziehung soll also an die Stelle des Zufalls treten, um Harmonien zwischen den Neigungen und den vorhandenen Fähigkeiten herzustellen und diesen eine stetige organische Pflege angedeihen zu lassen. Da aber die Anlagen in der Kindheit nicht immer mit Zuverlässigkeit bestimmt werden können, weil die Natur uns nicht selten zum besten hat, manche Kräfte nur einer gewissen Zeit angehören und nach deren Ablauf von ihnen kaum mehr eine Spur zu entdecken ist, überdies auch die frommen Wünsche der Eltern verwirrend wirken, so kann das Richtige öfter nur durch den Irrtum ermittelt werden. Es soll daher jeder Neigung so früh und so schnell als möglich Gelegenheit gegeben werden, sich auszuleben, damit der Irrtum sich baldigst herausstelle. Der Erziehung durch die phantastische Schule des Irrtums wird indes von Natalie, vornehmlich im Hinblicke auf die Mädchen, die nur zu Müt-

tern erzogen werden sollen, die Erziehung durch das Gesetz gegenübergestellt. Goethe hielt es mit keiner der beiden einander entgegengesetzten Ansichten. Er identifizierte sich nicht mit Natalie, denn der gerade Weg ist nicht immer der kürzeste. Er bekannte sich nicht nur in Hinsicht auf die Erkenntnis, sondern in bezug auf alles menschliche Streben zu Lessings schönem Ausspruche: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen inneren, regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"; ließ er doch Faust, den Vertreter der strebenden Menschheit, dem Verführer Mephisto, der ihm die Ruhe vollendeten Genusses und vollendeter Erkenntnis verlockend zeigt, entgegnen:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!"

Aber auch der Abbé ist nicht sein Sprachrohr, denn seine Methode ist gar zeitraubend, und wenn auch ein Irrtum nicht immer schadet, so schadet das Irren doch immer, wie man am Ende des Weges sieht. Es gelangt eben nicht jeder trotz aller Sentimentalitäten und Verwirrungen unter der schönen und heitern Führung der Natur zum Ziele wie Wilhelm Meister. Goethe vermittelte daher zwischen Natalie und dem Abbé, er modifizierte ihre Standpunkte und verknüpfte sie zu einer höheren Einheit; sehen wir doch, wie in der pädagogischen Provinz weise Männer die Zöglinge sorgsam auf ihrer Odyssee beobachten und sie abkürzen: „Sie lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß ist, sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung nur allzu gefällig abirren mag."

An die Bibel, durch die er zur Natur und Einfalt hingezogen wurde, lange bevor Rousseau und Winckelmann in seine geistige Sphäre getreten waren, reihte er als Quelle der Bildung die Klassiker, in denen „das Gefühl, die Betrachtung sich noch nicht zerstückelt fand, jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft noch nicht vorgegangen war". „Wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen", bemerkte er in den „Maximen und Reflektionen", „und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden", und er wünschte darum, daß die griechische und römische Literatur, die an Gehalt dem Besten aus allen anderen Literaturen gleich, der Form nach ihm vorzuziehen ist, nie aufhören möge, die Basis der höheren Bildung zu sein. Er zog jedoch die Griechen den Römern vor, die wie ungebildete Leute, welche zu großem Vermögen gelangen, überladen und borniert bleiben. Dieses Urteil stimmt freilich schlecht zu der Tatsache, daß er Ovid unter dem Gesichtspunkte der Bildung der Phantasie zu seinem Liebling auserkoren.

Bevor der Jüngling in das feindliche Leben tritt, muß er einen soliden sittlichen Fond besitzen. Legt die Bibel den Grund zur sittlichen Bildung, so ist Spinozas erhabene Ethik der Schlußstein, die Krönung derselben. Ihr hatte Goethe es zu danken, daß seine wilden Triebe mit ihrem ungestümen Tun entschliefen; sie wehte ihm sanften Frieden zu, wenn durch die jungen Glieder die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt, sie kühlte ihm, wie mit himmlischem Gefieder, am heißen Tage die Stirn und eröffnete ihm durch ihre grenzenlose Uneigennützigkeit eine große und freie Aussicht auf die sittliche Welt, wie er sie bisher noch nie genossen. Das wunderbare Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe" mit den Prämissen, auf denen es ruht, und den daraus entspringenden Folgen erfüllte Goethes ganzes Nachdenken. Und doch begnügte er sich schließlich nicht mit Spinozas Ethik, weil sie, wenn auch im denkbar idealsten Sinne, der Glückseligkeitstheorie Rechnung trägt. Wohl war sie ihm so lieb und wert, daß er sie wiederholt als sein „altes Asyl" pries. Wir glauben jedoch Kant zu hören, wenn der alte Geistliche in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" nur die Erzählungen, die uns zeigen, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, „aus Überzeugung eines Besseren selbst gegen seine Neigung zu handeln", als moralisch gelten läßt, die Frage der verblüfften Luise, ob man also, um moralisch zu handeln, gegen seine Neigung handeln müsse, entschieden bejaht und nichts Moralisches darin findet, wenn ein tapferer Mann mit Lebensgefahr andere rettet, sondern nur dem Furchtsamen, der seine Furcht überwindet und dasselbe tut, die Palme der Sittlichkeit zuerkennt. Wie es sich mit dieser mit peinlicher Strenge durchgeführten Unbedingtheit des Sittengesetzes zusammenreimt, daß Goethe die Kantische Moral als überstreng kennzeichnete, sich zu Eckermann ausließ: „Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt, ich weiß, wieviel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem", ist allerdings ein Rätsel, das keineswegs dadurch gelöst wird, daß diese Worte zunächst im Hinblicke auf Schillers übermäßige Anforderungen an die eigene Arbeitskraft fielen.



Ferdinand von Saar †

... „Als einst im kühlen Abendhauch ein leichtes, schönes Sterben." Wie so viele seiner Hoffnungen war auch diese eitel. Es ist anders gekommen ... Die Kunde von seinem tragischen Ende war erschütternd für uns, seine Freunde, deren Herzen er nahegestanden als Mensch und Dichter, aber wohl auch für alle Österreicher, die sein Schaffen kennen und verstehen. Der Kreis ist klein und erstreckt sich kaum über die schwarz-gelben Grenzpfähle. Im Deutschen Reich ist er ein Fremder, sogar unter den meisten der feineren Literaturfreunde.

Ferdinand v. Saar war einer der Feinsten unter den Feinen. Das war sein Glück und sein Unglück, der Segen seines Lebens und dessen Tragödie. Immer habe ich seine Dichtung und des Dichters Psyche, die darin sich offenbart, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet. Wollte man den Gegenstand mit Gründlichkeit behandeln, so müßte man zunächst darstellen, wie die Eigenart der bedeutendsten Dichter Österreichs so ganz im Leide wurzelt, in einer seltsamen Scheu und Scham von Persönlichkeiten, die sich gern verhüllen, gern in sich selbst zurückziehen, weil ihre verfeinerte Empfindung leicht verletzt wird, und die deshalb lieber leiden als kämpfen, lieber verstummen als in die schrille Allerweltstrompete stoßen, lieber der Einsamkeit sich ergeben als auf dem Markte sich drängen, um mit den Lärmenden Lärm zu machen. Solche überaus Sensitive waren Grillparzer, Raimund, Lenau, die Betty Paoli. In dieser Reihe steht Saar. Sie alle hatten den Vorteil, ihre Muse rein zu erhalten und zu verhüten, daß auch nur der Saum ihres Kleides beschmutzt wurde. Aber auch die verhängnisvollen Folgen blieben nicht aus, die inneren Tragödien, denen sie anheimfielen und die sich meist entwickeln, wenn eine keusche Individualität sich in Gegensatz bringt zur rücksichtslosen Robustheit des Tages, zu den trivialen Anforderungen der Mode, und in Konflikt gerät mit der auf Äußerlichkeit und Schein gestellten Welt.

Den Ton einer weichen Resignation schlug Saar gleich in seinen ersten „Novellen aus Österreich" an (1876), und er klingt herber aus in seinem letzten Buche: „Tragik des Lebens" (1906). Dazwischen liegen andere Novellen, Gedichte und Dramen. Aber Anfang und Ende berühren sich. Der Kreis ist geschlossen und spiegelt getreu ein ringendes Menschendasein, das über 72 Jahre währte. Saar wurde 1833 zu Wien geboren. Vor wenigen Wochen, am 24. Juli, ging er in seiner heißgeliebten Vaterstadt freiwillig in den Tod.

Am intimsten wird seine Eigenart in den „Gedichten" veranschaulicht. Vor mir liegen sie aufgeschlagen, versehen mit einer Widmung in der nervösen, beinahe pathologischen Handschrift des Dichters. Ein Stoß seiner Briefe liegt daneben — und lebendig erhebt sich daraus der Schatten des Verewigten vor mir ...

Seine Briefe sind eine mitschwingende Saite auf dem Instrumente seiner Poesie, wie diese so herzenswarm, voll leise seufzender Klage über den Mangel an Erfolg und Anerkennung, voll Dankbarkeit für jedes Wort des Verständnisses, das ihm so selten wurde.

Auch ich sang meiner Zeit zu Lust und Frommen,
Doch sie blieb taub, an Herz und Sinn zersplittert:
Ich gab ihr Brot — sie hat's für Stein genommen.

Und aus seinen Briefen spricht die für ihn so charakteristische Entsagung, eine Entsagung ohne den Rost der Verbitterung, und die Fähigkeit, entsagend noch zu genießen; aber auch die nie versiegende Hypochondrie, genährt durch manches Erlebnis, durch körperliche und seelische Leiden. „Möchte nur das Publikum mir gegenüber nicht gar so spröde sein!" rief er einmal. „Ich glaube kaum, daß sich dies jemals ändern wird; desto mehr Gewicht habe ich auf die Anerkennung von wenigen Teilnahms- und Verständnisvollen zu legen." Er hatte sich daran gewöhnt, von seinen Zeit- und Altersgenossen, nur wenige ausgenommen, keine Förderung zu erfahren, von den jeweiligen Stimmführern am letzten. „Das ist", so schrieb er, „auch der Grund, weshalb ich dem eigentlichen Publikum so fremd bin wie der Mann im Monde, ... doch kann ich

mir ja an Ihrer warmen und rückhaltlosen persönlichen Anerkennung vollauf genügen lassen. Im übrigen bin ich aufs Warten eingerichtet und habe Geduld wie wenige — oder besser gesagt, wie keiner". Und dann: „Man muß eben im Leben viel gelitten haben — und noch leiden, um meinen Gedichten Geschmack und Verständnis abgewinnen zu können: sie stehen in zu großem Widerspruch mit der gegenwärtigen literarischen Richtung."

Mit diesen Worten umschreibt Saar selbst sein Los, und der angeschlagene Akkord ist das Leitmotiv seiner Gedichte. Mag die menschliche Tiefe, aus der sie stammen, anziehen oder nicht, in einem werden die Kenner sich vereinigen: Saar war ein edler Könner, ein Meister der poetischen Form. Aber kein blutleerer akademischer Formalist. Ganz das Gegenteil. Nicht auf dem Wege des Bürstens und Putzens sind seine Gedichte entstanden. Ihre Schönheit ist nicht äußerlich, besteht nicht bloß in der Reinheit von Rhythmus und Reim, kein spielend tändelnder Formalismus, keine verblüffende, versgewandte Technik, die zu Gepränge und Geflunker mit Worten verführt. Das Leichtgeflügelte lag ihm nicht. Alles war schwer bei ihm. Nur mühselig rang er sich Gebilde um Gebilde ab. Über eine einzige Wendung konnte er stundenlang nachgrübeln. Trotzdem merkt man nirgends die Arbeit. Am Schluß war jedes Gebilde wie aus einem Gusse und so selbstverständlich, als könnte es nicht anders sein. So ist denn die Form seiner Gedichte eine höhere, innere und besteht in der Harmonie zwischen dem tief im Herzen Empfundenen und dem strengen Gepräge durch die Sprache. Das innere Erlebnis ist plastisch geworden im sinnlichen Bild und die Form ist künstlerische Architektur des Geistes und der geistigen Anschauung. In diesem Sinne war Saar Künstler, und der Künstler hatte seine Wurzeln im Menschen selbst. Er war kein Gourmand; das Viel, die Masse war ihm gleichgültig. Aber er war in jeder Hinsicht exklusiver Gourmet, leiblich und geistig: von allem wenig, doch im Wenigen das Beste. Auf ihn selbst kann man seine Verse münzen:

Mit gier'gem Wunsch streckt der Gemeine
Nach allem, was da lockt, die Hand;
Erhabnen Sinns begehrt der Reine
Nur, was er seiner würdig fand.

Sein Denken und Fühlen war wie filtriert, und alle Fäden führten bei ihm ins Innere und in jene verborgenen Tiefen, an denen die Gewöhnlichen achtlos vorbeigehen, die aber das geschärfte Auge des Dichters erblickt, der dort noch sieht, wo andere nicht mehr sehen, ja der gerade in den mystischen Dunkelheiten am besten sieht, und dem daraus die schönsten Lichter und Sterne aufsteigen. Diese schauende Dichtergabe war ihm ganz eigen. Darum sein edler Anteil an allem Geschehen, darum auch seine Reizfähigkeit und, damit verbunden, seine gesteigerte Leidfähigkeit. Darum die ahnungsvolle Angst, das Bangen und Trauern in seinen Gedichten, leise schauernd, wie Blätter im Herbste. Darum das immer rege Schuldgefühl, das immer wache und gerechte Gewissen, darum das milde Verzeihen, das seine Quelle hat in einem wunderseltenen, ergreifenden, schönen Verstehen und in lauterer, prachtvoller Menschengüte. Einer solchen Dichtererscheinung gegenüber begreift man immer wieder das alte klassische Wort, daß die Poesie wahrer ist als die Geschichte. Niemals war bei Saar der Dichter vom Menschen getrennt, und der so hervorragende Dichter wäre er nicht geworden, wenn er als Mensch nicht noch mehr gewesen wäre. Mit Recht und Stolz durfte er singen:

Auf mein Verständnis konnte jeder zählen,
Und Mitleid, sanfte Tröstung ließ ich walten,
Sah ich vom Schmerz zerrissen eure Seelen.

Kein verbitterter, hadernder Pessimist, hat er die Schönheit des Lebens verstanden, empfunden und mit vollen Zügen genossen, dankbar und demütig, und des Menschen Wert danach bemessen:

Ob er, wenn es niedertaute,
Labend und erfüllungsschwer,
Wie beschämt den Segen schaute
Oder schnöde rief: Noch mehr!

Diese Anschauung gab ihm auch in sternenlosen Nächten ein freundlich trostvolles Geleite, und im Gram selbst verließ ihn nicht die zarte Empfänglichkeit für alles Schöne auf Erden. Auf ihn wirkten

In düstrem Waldesschatten
Die Blumen farbig licht —
Im öden Weltgewühle
Ein holdes Angesicht.

Das ist echter Saar. Echt war er immer. Er konnte die Poesie nicht machen, er mußte warten, bis sie kam und ihn rief. Ganz von seiner Stimmung abhängig, vermochte er nur zu schreiben, was das Innerste eines Gegenstandes ausdrückte. Darum sind seine Schöpfungen, auch die kleinsten, so ehrlich, so wahrhaftig und niemals flüchtig oder minderwertig. Sie sind wie Blumen, die im grellen Sonnenlichte nicht gedeihen, erst im Schatten der Dämmerung milde sich erschließen. Alles ist künstlerisch erwogen und abgetönt. Seine Muse war zart und still, so wie er selbst zu den Vornehm-Stillen im Lande gehörte. Stark aber war seine Empfindung und gedankenvoll-schwermütig seine Betrachtung. Das offenbart die Fülle seiner Lieder, Sonette, Rhapsodien und freien Rhythmen. Wie der echte Lyriker sein soll, war auch er subjektiv und träumerisch versunken in die Welt seiner Brust. Doch war sein Ich nicht von dumpfer Ichsucht ummauert, hinein strahlte das Leben und löste dichterische Reflexe aus, voll und bewegend, bebend und erschütternd. Er blieb nicht versteckt und verstockt in eigenen Lust- und Leidgefühlen, an allem hatte er Anteil, nichts Menschliches war ihm fremd geblieben. Dem Alltäglichen sogar, ja dem Niedrigen wußte er, vom Mitleid erregt, eine poetische Seite abzugewinnen, immer mit den reinsten Mitteln und den gemeinen Ausdruck des Naturalismus energisch verschmähend. Er hat das Trauerlos des Mädchens besungen, das in der Frone männlichen Erwerbes steht, ohne Liebesglück und mit unterdrücktem Begehren; auch sonst die Frau im Hingeben und Versagen, das Problem im geheimsten Nerv berührend. Dann die rhachitischen Kinder des Elends; die alternde Magd, die in wehmütiger Einsamkeit auf dem Tanzboden steht; die arme Witwe mit dem Säugling an der welken Brust; das öde Leben der Ziegelarbeiter. Für die ganz Enterbten hat er den Himmel um „Manna“ angerufen, um Schnee, der ihnen Arbeit und Verdienst schaffe. So ist es die gewaltige soziale Frage, die erbarmungsvollen, manchmal auch drohenden Widerhall findet in Saars Gedichten. Im knappen Kunstrahmen der düstere dynamische Kampf der Gegenwart.

An seiner Zeit konnte er sich nicht begeistern. Abhold war er einem Dichtergeschlecht, das „bloß mit dem Gehirn schafft“, ohne die großen Gemütsmächte, die ihn selbst so stark bewegten. Er konnte sich nicht befreunden mit

einem Jahrhundert, das „dem Erhabenen feind, sich gänzlich hingibt platter Gegenwart". Der Blick seiner Muse war gern der Vergangenheit zugekehrt.

Die Linien, mit denen die Physiognomie seiner Gedichte hier zu zeichnen versucht wurde, kommen auch seinen Novellen zu, denn immer war er er selbst. Das wirkliche Leben mit seinen krausen Verschlingungen lockte ihn, freilich nicht im Sinne einer modernen Schule. Er verlegte den Realismus nicht in äußerliches Nebenwerk, sondern in das Psychologische. Seine Novellen sind keine Klischees der Natur. Mit feinem Stifte hat er anmutige und ernste Seelenbilder entworfen, versehen mit dem Stile der Persönlichkeit, gearbeitet mit poetischen Farben, ohne daß dabei dem Realismus nur ein Rosenblatt verloren ginge. Er ist Dichter auch dort, wo er in den Sumpf hineinführt und zeigt, daß im Sumpfe noch der Himmel sich spiegelt. Der Schauplatz ist Stadt und Land in Österreich. Die Gestalten, aus Höhen und Tiefen stammend, veranschaulichen in ihrer Mannigfaltigkeit die gesamte Gesellschaft: Dichter, Priester, Offizier, Aristokrat, Bürger, Politiker, Proletarier. Bis 1848 reichen die Geschehnisse zurück und führen hart an die Grenze des Umsturzes, der sich in Anschauung und Sitte an der Wende des vorigen Jahrhunderts vollzogen hat. Die Novelle „Schloß Kostenitz", ungemein bezeichnend für den Verfasser, zeigt im Bilde die Entwicklung von damals bis jetzt. Ein adeliger Politiker, den Ideen des Sturmjahres zugetan, fällt als Opfer der Reaktion und lebt mit seiner viel jüngeren Gattin einsam beschaulich auf seinem Herrensitz, bis ein der Rückbewegung dienender schneidiger, skrupellos zugreifender Reiteroffizier ungebeten in die Idylle einbricht, die Dame verführen will und den Tod über sie bringt, darnach der Edelmann langsam hinwelkt. Nach seinem Hingang bemächtigt sich eine neue, rücksichtslosere, dem Kapitalismus angehörende Generation des Schlosses, moderne Menschen, die weit entfernt sind von dem träumerisch dämmernden Idealismus und dem empfindungsvollen Gemütsleben der Vorbesitzer. Die verschiedenen Stimmungen und Gesinnungen werden an ihren Trägern lebendig, und man gewahrt beinahe typisch Saars dichterische Merkmale: die geschmackvoll abschattierte Sprache, die harmonisch gerundete Darstellung, die Vermeidung greller Farben und krasser Effekte, seine Neigung für blasse, sensitive Frauen und für Tragödien, die weniger aus gewalttätigen Ereignissen als aus sehr verinnerlichter Empfindung herauswachsen. Tragisch sind die meisten seiner Geschichten, in denen er sich fast immer selbst als Erzähler einführt, und das Tragische besteht in einem seelischen Zusammenbruch des betreffenden Charakters. So ist es in der „Geigerin", die ihr warmes Herz an einen Unwürdigen verschwendet; in „Væ victis", wo ein altmodischer General von einem politischen Streber, dessen Stern eben aufgeht, besiegt und zum Selbstmord gedrängt wird; in „Tambi", der rührenden Hundegeschichte, wo ein genial veranlagter, an unpraktischem Sinn und Ungunst der Zeit scheiternder Poet der passive Held ist; im „Leutnant Burda", der eine Prinzessin in dem grausamen Wahne liebt, Gegenliebe zu finden; in „Seligmann Hirsch", wo ein jüdischer Emporkömmling im Kummer darüber, daß sich seine eleganten, salonfähig gewordenen Kinder seiner schämen, zugrunde geht. Saar hat in der Ausgestaltung solcher Tragödien ungewöhnliche Sicherheit, Tiefe und Feinheit bewiesen und überall den geheimen Zusammenhang angedeutet zwischen Menschenschuld und Schicksalswalten; dabei eine leise, ich möchte sagen elegische Ironie. Alles ist eingehüllt in den Schleier des Ahnungsvollen und Schwermütigen, ohne das nichts Tragisches besteht. Wenn man Saars Novellen liest, glaubt

man in eine Herbstlandschaft zu blicken, auf der die Dämmerschatten weicher Melancholie liegen.

Die vielgerühmten Perlen seiner Sammlungen sind „Innozenz" und „Die Steinklopfer". Innozenz, der katholische Priester, erzählt selbst aus seinem reichen Menschentum heraus die Geschichte seines Lebens, Liebens und in Wehmut abgeklärten Entsagens. Hier hat der Dichter für die intimsten Regungen Wort und Ausdruck gefunden. Man denkt beinahe an Musik; und aus dem Gemüte des Erzählers schimmern Lichter, die ihren milden Abglanz auch auf den Leser werfen. Lebhafter im Kolorit und heißer im Pulsschlag sind „Die Steinklopfer". Die Geschichte, umrahmt von der großartigen Natur des Semmering, erzählt von der langen Trübsal zweier Liebenden und am Schlusse von ihrem vollen Glück. Ihnen, den Ärmsten unter den Armen, hat ihre Liebe geholfen. Die Novelle ist ein Triumph realistischer Kunst, die es vermag, ohne gemeine Mittel die Gemeinheit, Laster und Elend in vollendeter Lebenstreue zu schildern. Nicht einmal des Dialekts bedurfte Saar, um seine Gestalten wahr und glaubhaft zu machen. Durch die Darstellung wußte er zu ergreifen und zu bezwingen. So ist die Lektüre seiner Novellen ästhetischer Genuß. Es mag ja richtig sein, daß sie in der alten Technik gearbeitet sind. Aber die echten Elemente der Dichtung sind immer dieselben. Nur auf die Mischung kommt es an, und hier hat ein Meister die Mischung vorgenommen.

Saar hat auch Trauerspiele verfaßt. Das Burgtheater machte ein paar spärliche Aufführungsversuche. Da sich der klingende Erfolg nicht sofort einstellte, verloren die Direktoren Mut und Lust. Am gelungensten ist das Drama „Heinrich IV.". Die Gestalten des Kaisers und seines gewaltigen Gegners, des Papstes Gregor VII., sind nicht ohne große Züge. Die Vorgänge fesseln und sind oft von kräftig dramatischer Wirkung. Freilich an den äußersten tragischen Konsequenzen ging Saars Natur wehleidig vorüber. Keine furchtbaren tragischen Gewitter, nur ein stimmungsreiches Wetterleuchten. Selbst im Grollen blieb er liebenswürdig. Aber einer besseren Förderung wären seine Dramen würdig gewesen.

Zu seiner Artung gehörte sein unerschütterlicher österreichischer Patriotismus, seine nie schlaffwerdende Heimatliebe. Wie Grillparzer, so liebte auch er sein „undankbares Vaterland leid- und schmerzvoll", am stärksten seine Vaterstadt, deren vornehme Natur- und Kunstschönheit er so innig verstanden und empfunden hat. Ein Denkmal, das nicht vergessen werden soll, hat er ihr in seinen „Wiener Elegien" gesetzt. Da zeigt sich wieder, daß die Vergangenheit für ihn nicht tot war. Er hat darin die lebendige Seele geschaut mit Augen sinnender Trauer. Keiner war er von den Gesund-Starken, die zum Äußersten stürmen können. Aber voll von Lebensschauern, wandelnd im Gefühl der Vereinsamung, ging er, der feine Dichter und gute Mensch, ganz zuletzt, als er Leid und Leben nicht mehr zu tragen vermochte, zum Äußersten.

Abschied sei von ihm genommen mit seinen Versen:

> Ergreifend Bild
> Von Erdenweh und tiefem Himmelsahnen —
> Du willst mich bitter — und doch sanft und mild
> An dieses Lebens ew'gen Zwiespalt mahnen!

Fritz Lemmermayer



Zu Heinrich Laubes 100. Geburtstage

(Geboren zu Sprottau am 18. September 1806)

Von seinen viele Bände füllenden Schriften erzählenden Inhalts wird nichts mehr gelesen; von den 12 Bände füllenden Dramen tauchen „Die Karlsschüler" — nicht ihres Wertes, sondern der Verwendung der Persönlichkeit Schillers wegen — und viel seltener „Graf Essex" gelegentlich im Spielplan auf. Man kann Laube also kaum mehr zur lebenden Literatur rechnen. Dennoch ist sein Name lebendig geblieben und wirkt wie ein allerdings mehr undeutlich empfundenes, nicht als geistig erfaßtes Programm.

Die Literaturgeschichte wertet ihn nicht gerade sehr hoch. Es fehlt seiner ganzen Schriftstellerei an Originalität und an ausgesprochen künstlerischem Gepräge. Denn daß Laube trotz allem eine starke schöpferische Kraft besaß, ist nicht zu leugnen. Der neunbändige historische Roman „Der Deutsche Krieg" (1863—66) entrollt lebendigere Bilder des Dreißigjährigen Krieges, als sie Gustav Freytag gelangen, und eine geschickt kürzende Ausgabe müßte auch heute dankbare Leser finden. Für uns dagegen ungenießbar sind seine „Reisenovellen" (6 Bde. 1834 bis 1837). Heines Vorbild in den „Reisebildern" ist hier ins Unerträglichste verzerrt; das selbstgefällige Ins-Licht-setzen der eigenen Person des Verfassers raubt dieser das letzte unserer Sympathie.

Dagegen müßte jeder, der die Entwicklung der deutschen Geistesgeschichte verfolgt, den allerdings auch vierbändigen Roman „Das junge Europa" (1833 bis 1837) lesen. Er offenbart mehr von Wesen und Werden des sogenannten „jungdeutschen" Geistes als irgend ein Geschichtsbuch. Denn er zeigt diese Entwicklung wider Willen des Verfassers an diesem selbst. Man kann sie in die Worte fassen: Vom idealistischen Revolutionsgeist zur materialistischen Realpolitik. Es mag ja gewagt erscheinen, bei einem Vertreter des „jungen Deutschlands" das Wort idealistisch zu brauchen. Sie wandten ihre scharfgeschliffenen Waffen ja gegen die sogenannten deutschen Ideale und betonten gegenüber aller Hochschätzung des Gewordenen und Gedachten das alleinige Herrscherrecht des wirklichen Lebens. Aber darin lag gerade ein idealistischer Zug. Sie selber, die so laut nach den Rechten des Lebens riefen, waren im Grunde Doktrinäre. Sie revolutionierten theoretisch, warfen grundsätzlich alles um und stellten ihre Forderungen so schroff hin, daß sie unlebbar wurden, unmöglich, weil außerhalb aller menschlichen Lebenskunst und Lebensschönheit. Dabei ist das Ganze l'art pour l'art oder Advokatenarbeit zur Verteidigung eigener Lebenssünden. Literarisch-artistische Anarchisten, das sind sie zu Beginn. Sie haben es sicher durchaus ehrlich gemeint und haben für ihre Schriften vielfach mit Gefängnis gebüßt. Auch Laube erfuhr zweimal die Härte der Gesetzgebung der Reaktion. Und war es das zweitemal ein fröhliches Gefängnis auf dem Schloß des Grafen Pückler-Muskau, so hatte er doch zuvor (1834—35) eine schlimme Kerkerhaft durchgemacht.

Um so überraschender und lehrreicher wirkt dann Laubes Entwicklung. Man erinnere sich, daß in Frankreich auf die Julirevolution das Bürgerkönigtum folgte, in dem wir die Verkörperung der nüchternsten Lebensrechnerei haben. Laubes Roman zerfällt in die Abteilungen „Die Poeten", „Die Krieger", „Die Bürger" und bietet so auch äußerlich eine Art Parallele.



Darin liegt nämlich die eigentliche „Stärke" der Jungdeutschen, das, was von ihnen nicht untergegangen ist, das, was z. B. noch heute vor allem die jüdischen Literarhistoriker zur Beschäftigung mit dieser Gruppe anlockt. Man lese z. B. die geradezu dithyrambische Verherrlichung der Leistungen des „jungen Deutschlands" in der Literaturgeschichte von R. M. Meyer nach, wie ihnen die Wahrung echt nationalen Geistes und die Verkündigung einer richtigen Realpolitik „dreißig Jahre vor Bismarck" zugesprochen wird. Dabei wird sehr geschickt beiseite gelassen, daß Bismarcks echt deutsche Realpolitik die Ausnutzung aller von den wirklichen Verhältnissen gebotenen Mittel zu einem großen idealen Ziele bedeutet, während das junge Deutschland dem selbstsüchtigen Materialismus huldigte. Nüchterne Rechnerei, wie man die gegebenen Verhältnisse am besten zum eigenen Vorteile ausnutzt, — das ist diese Realpolitik des jungen Deutschlands.

Laube hat seine politische Begabung auf dem Theater bewährt als Dramaturg. Von 1849—1867 war er Direktor des Wiener Burgtheaters, 1869 leitete er auf ein Jahr das Leipziger Stadttheater, dann kehrte er nach Wien zurück, wo er nun gegen seine frühere Wirkungsstätte das Wiener Stadttheater ausspielte. Laube hat große dramaturgische Verdienste; das ist ihm nicht zu bestreiten. Unter seiner Leitung war die Wiener Hofburg auch in rein literarischer Hinsicht fraglos die am besten geleitete Bühne Deutschlands. Aber darüber darf nicht vergessen werden, daß mit und durch Laube die verhängnisvolle Ernüchterung des Theaters zum Siege gelangte, gegen die wir noch heute umsonst kämpfen. Was Laube vom Theater wollte, ist in allem schnurstracks das Gegenteil des Gedankens „Bayreuth". Das Theater sollte ganz im Leben stehen; Leben wird aber dann hier Mode des Zeitgeistes, Flachheit und Alltäglichkeit. Sicher ist eine neue, einfache, im Naturalismus das beste Ziel erstrebende Schauspielkunst durch Laube angebahnt worden. Aber aus demselben Geiste entsprang die Pflege eines Repertoires, das dem Theater grundsätzlich alle lebenerhöhenden Kräfte benehmen muß und es zur Unterhaltungsstätte, im besten Falle zur Tendenzbühne herabwürdigt. Man hat Laube seinerzeit wegen der Einführung des französischen Sittendramas der Dumas, Augier und Sardou gepriesen. Daß in ihnen wirklich jene „Wahrhaftigkeit" lebe, die er als seine Grundregel immer betonte, wird heute wohl niemand mehr behaupten. Und daß das französische Sittendrama mit all seiner Gefolgschaft für unser geistes Leben ein Fluch geworden ist, leugnet auch kein Einsichtiger, so gern zugegeben sei, daß wir dieser Periode einige gute Komödianten verdanken. Nur das, keineswegs eine wertvolle Schauspielkunst. Einen neuen „Stil" haben wir hier keineswegs erhalten, wie oft behauptet wird. Die schauspielerische Individualität ist in einem günstigeren Sinne frei geworden als früher. Oder genauer, die naturalistische Darstellungsweise gewinnt nicht so leicht den Eindruck der Manier, wie etwa die pathetisch-plastische der alten Schule. Die Schauspielkunst ist in ihren besten Kräften in diesem Falle der Literatur vorangegangen und hat die Intimität geschaffen. Das ist gewiß etwas Schönes, ob aber gerade die Aufgabe des Theaters, der ausgesprochensten Öffentlichkeitskunst?! Jedenfalls muß das Theater, wenn es für unser Volkstum Werte gewinnen soll, eine ganz andere Entwicklung erfahren. St.



Die Journalistik als akademisches Lehrfach

Der Titel klingt vielleicht gerade dem Journalisten zunächst am wunderlichsten. Zu allermeist jenem, der nicht den ganz regelmäßigen Weg vom edaktionsvolontär über die verschiedenen Staffeln der Redaktionsleiter hinaufmacht hatte, sondern Journalist geworden ist, weil es ihn dazu drängte, zu n Ereignissen des Tages das Wort zu ergreifen. Dieser ist aber auch weniger ournalist als Schriftsteller. Der richtige Journalismus liegt tatsächlich eigenth nur in der Redaktion der Tagesblätter, in der eigentümlichen Arbeit der eitung, die immer mehr zu einer „Fortbildungsschule für Erwachsene“ georden ist, eine Lehrstelle auszufüllen. Dazu bedurfte es in der alten Zeit in r Tat keiner besondern Vorbildung. Aber seit einem Jahrhundert sind die eitungen etwas ganz anderes geworden, als sie früher waren. Da werden ir Dr. O. Wettstein von der Züricher Universität beistimmen, wenn er im Deutschen Tagblatt“ (Wien) ausführt: „Solange der Zensor für die politische ufklärung sorgte und nur der Postreiter alle acht bis vierzehn Tage sein ageres Nachrichtenränzel auspackte, bedurfte es keiner journalistischen Vorldung, den Inhalt der vier oder acht Oktavseiten des Wochenblättchens zu dnen. Als dann die französische Revolution die politische Presse ins Leben ef, hatte der Politiker das Wort, die Presse war Rednerbühne, sie hatte wenig ein Dasein um ihrer selbst willen, als das Reck, an dem der Turner h aufschwingt. Aber aus der politischen Presse wuchs die geschäftliche heraus, e Zeitung wurde selbständiges Unternehmen, sie schuf sich ihre eigenen Beiebsformen, ihre besondere Technik; die Journalistik als Beruf trat ins Leben, eben den Pastor auf der Kanzel, den Lehrer in der Schule, den Professor f dem Katheder trat der Journalist, sie alle in der Größe der Zuhörerschaft erholend. Am Ende des Jahrhunderts gab es kaum ein Gebiet geistiger ätigkeit mehr, das der Tagespresse nicht seine Beiträge lieferte, von Wissenhaft, Kunst, Literatur, bis zum Nachrichtenverkehr auf dem erdeumspannenden abel wie zu demjenigen, dessen Urquell in der Nähe der sprudelnden Kaffeenne entspringt. Der äußeren Entwicklung folgt die innere. Das Zeitungsreiben ist längst kein Beruf mehr, der Schiffbrüchigen als Nothafen dient, ist ein Lehramt geworden, das an den Mann, der es ausüben will, die öchsten geistigen Anforderungen stellt; Anforderungen nicht nur an sein natürhes Talent und an seine allgemeine Bildung, sondern an seine berufliche chulung. In dem stillen Teichlein, das die Presse der Großväter war und as wohl noch die kleine Provinzpresse sein mag, lernte schließlich mit Geduld nd Ausdauer auch der Ungelenke schwimmen; wer mit ungeübten Gliedern in n Strom der großen Presse unserer Zeit springt, mag zusehen, wohin ihn e Wellen verschlagen. Der eine sinkt, den andern wirft's ans Land“ ...

Es ist dieser Entwicklung gegenüber unverkennbar, daß die moderne Journalistik mit ihrer ungeheuren Vielseitigkeit nicht mehr ein Gelegenheits- oder ar Verlegenheitsberuf sein kann, sondern noch viel dringender einer besonderen orbereitung bedarf, als viele andere ungleich einfachere Berufe, bei denen e uns selbstverständlich erscheint. Ferner ist es klar, daß sich in den letzten ahrzehnten eine Fülle von technischen Kenntnissen und Erfahrungen auf journlistischem Gebiete angesammelt haben, die nur der wissenschaftlichen Sammlung nd Durcharbeitung bedürfen, um jedem, der sich dem Journalistenberufe idmen will, eine unschätzbare Hilfe sein zu können.

In Amerika hat man aus diesen Tatsachen die Folgerungen gezogen. Seit den achtziger Jahren werden an dortigen Hochschulen besondere Lehrgänge für Journalisten abgehalten: Vorlesungen theoretischer Art von Professoren, praktische Übungen von Redakteuren. Daneben hat sich die private Lehrtätigkeit des Gebietes bemächtigt. So auch in London, wo Sir William Hill, der Redakteur der „Westminster Gazette", eine Journalistenhochschule ins Leben gerufen hat. Sie erfreut sich der Unterstützung einsichtiger Mäcene, die auch für Reisestipendien gesorgt haben. So erhält jedes Jahr der beste Schüler von Hills Hochschule ein Stipendium von 400 Pfund Sterling zu einer einjährigen Studienreise in Europa oder Amerika.

Dagegen können etliche Privatunternehmungen in Frankreich und Deutschland zu keinem rechten Leben kommen. Und daß unsere Hochschulen sich der Neuerung verschließen, ist leider fast selbstverständlich. Dabei haben die Vorlesungen, die der Geschichtsprofessor Koch in Heidelberg über Journalistik abhält, durchweg 200 Zuhörer. Die philosophische Fakultät aber — Kuno Fischer ausgenommen — vermag darin natürlich kein Bedürfnis zu erblicken. Immerhin weisen die Vorlesungsverzeichnisse für diesen Winter häufiger Kollegien auf, die sich wenigstens mit den Rechtsverhältnissen der Presse befassen.

„Das eigentliche akademische Bürgerrecht aber hat die Journalistik an zwei schweizerischen Hochschulen erlangt. Im Herbst 1903 haben gleichzeitig die Universitäten von Bern und Zürich das neue Lehrfach in ihren Studienplan aufgenommen. In Bern doziert der Chefredakteur des ‚Bund' Dr. Bühler, in Zürich Dr. O. Wettstein, nachdem er schon im Winter 1902 an der Sankt Galler Handelsakademie journalistische Vorlesungen gehalten hatte. In Bern wie in Zürich ging man von der heute wohl von allen einsichtigen Journalisten geteilten Ansicht aus, daß es sich nicht um die Errichtung einer neuen Fukultät handeln könne. Der Journalismus ist nicht wie die Jurisprudenz oder die Medizin ein geschlossenes wissenschaftliches Gebiet für sich, er ist die Wissenschaft der besonderen Verwendung von Kenntnissen für die Zwecke der periodischen Presse. Je nach Neigung und Begabung wird der Journalist sich mehr der politisch-staatswissenschaftlichen oder der literarisch-ästhetischen Richtung zuwenden, er wird also für seine akademische Ausbildung entweder die staatswissenschaftlich-juristische oder die philosophisch-philologische Fakultät wählen.

„Hier mag er diejenigen Fächer aussuchen, die ihm für seinen künftigen Beruf von besonderer Bedeutung sind, aber während seines Hochschulstudiums soll er sich durchaus als Jünger seiner Fakultät fühlen, nicht ängstlich sich da schon ein Brotstudium zurechtschneiden. Je tiefer und vielseitiger die allgemeine Bildung, die er sich erwirbt, desto besser für ihn. Damit ist bereits angedeutet, daß ich kein Freund von besonderen Journalistenhochschulen bin; die Gefahr ist zu groß, daß hier auf ein zersplittertes Halbwissen ein journalistischer Drill gepfropft wird, der uns Routiniers liefert, aber keine Journalisten von gründlicher Bildung und weitem Blick.

„Daß die Universität Zürich mit dieser Angliederung journalistischer Fächer an die bestehenden Fakultäten das Richtige getroffen hat, darf ich, so kurz die Erfahrungen auch sind, heute schon mit gutem Gewissen behaupten. Obwohl die Vorlesungen für das Wintersemester im offiziellen Verzeichnis nicht mehr angezeigt werden konnten, war die Teilnahme von Anfang an erfreulich lebhaft. Neben Studierenden der beiden Fakultäten schrieben sich namentlich jüngere, schon in der Praxis stehende Journalisten ein, aber auch

Lehrer, Pfarrer, Typographen besuchten die Vorlesungen. Neben einem Kolleg über die ‚Geschichte der Tagespresse bis zur französischen Revolution', an welchem etwa 30 eingeschriebene Hörer teilnahmen, wurde ein einstündiges Praktikum, ‚journalistische Übungen', abgehalten, das so rege Beteiligung fand, daß es geteilt werden mußte. Der Zahl entsprach das Interesse; bis zum Schlusse war der Besuch und die Beteiligung an den Arbeiten ungeschwächt stark, obwohl die Teilnehmer durch andere Studien und ihre Berufsarbeit reichlich in Anspruch genommen waren. Der Lehrplan ging von den Elementen des journalistischen Betriebes aus: die Hörer wurden mit den Grundregeln der Abfassung journalistischer Arbeiten vertraut gemacht; dann hatten sie zunächst Meldungen in der Art der lokalen Reportage zu verfassen, denen die Anfertigung von Telegrammen folgte. Die Arbeiten wurden jeweilen nach Form und Inhalt kritisiert, wobei von Anfang an besonderes Gewicht auf den Stil gelegt wurde zur Abwehr des überhandnehmenden ‚Zeitungsdeutsch'. In der Folge wurde die Aufgabe gestellt, auf einen bestimmten Termin Berichte über Versammlungen und Parlamentssitzungen, die gerade stattfanden, einzuliefern, und zwar mit verschiedenen Zweckbestimmungen, als objektive Referate, als subjektiv gefärbte Verhandlungsbilder, als kritische Erörterungen. Nach wiederholten Übungen dieser Art wurde zur redaktionellen Tätigkeit übergegangen; man redigierte Telegramme, korrigierte sich gegenseitig die Arbeiten, arbeitete Zeitungsnummern kritisch durch, verfaßte Tagesberichte, Leitartikel, übte sich in Polemiken. Besuche von Druckereien vervollständigten das Bild, das die Zuhörer vom journalistischen Betrieb erhielten."

Sehr wertvoll erscheint mir nun ein Vorschlag, den Dr. Wettstein unterbreitet. Er verlangt als beste Ergänzung zur akademischen Ausbildung: „die Vermittlung eines Austausches von Journalisten zu Studien- und Ausbildungszwecken zwischen den verschiedenen Ländern. Ein Journalist, der nur die heimische Scholle kennt, wird heute in seinem Beruf nicht viel mehr zu leisten vermögen, als im Handelsfach der Kaufmann, der nie über das väterliche Pult hinausgesehen hat. Es sollte, meine ich, möglich sein, eine Anzahl größerer Blätter für den Gedanken zu gewinnen, ihre Redakteure auf ein oder einige Jahre ins Ausland zu schicken und dafür Ausländer bei sich aufzunehmen. In gegenseitiger Vereinbarung würde ihnen ein zum Leben ausreichendes Gehalt bezahlt, so daß besondere Reisestipendien überflüssig würden."

Die ganze Frage ist keineswegs eine bloß innere Berufsangelegenheit, sondern geht das ganze deutsche Volk an. Denn es ist sicher, daß hier das beste Mittel vorliegt, den deutschen Journalistenstand und damit die Presse, also das tägliche Brot im Geistesleben unseres Volkes zu verbessern.

St.



Das Kabarett

Wie hohe Wellen schlug es noch vor wenigen Jahren und wie kläglich verebbt es nun allgemach in trüben, seichten Wässern! Das „Überbrettl" ist eine Mode von gestern, die nicht leben noch sterben kann. So liest sich denn auch wie ein Nekrolog, was Erich Mühsam in der Wiener „Fackel" darüber plaudert:



„Die Idee, die dem Kabarett zugrunde liegt, ist gewiß nicht unkünstlerisch. Sie ging hervor aus dem Mitteilungsbedürfnis lustiger Künstler. Dichter, die fidele Verse machten, Maler, die groteske Bilder zeichneten, Musiker, die vergnügte Weisen fanden, vereinigten sich zu ihrer eigenen Erheiterung. Sie zeigten einander ihr neuestes Schaffen, und jede Zusammenkunft gab ein neues, eigenartiges Bild künstlerischer Produktion. Fand einmal ein anderer Ton seinen Weg in diesen lustigen Kreis, so mochte er die fröhliche Geselligkeit weihen und die ganze, mehr oder weniger improvisierte Veranstaltung künstlerisch abrunden. Männer, die kamen, um sich mitzufreuen an den Gaben der hungrigen Brüder, mußten sie mit Wein und Eßwerk traktieren, und allmählich mag sich so das Pariser Kabarett zu einer regelmäßigen Zusammenkunft schaffender Künstler und kunstfroher Genießer herausgebildet haben. Daß man mit dem Teller sammeln ging, und schließlich wohl auch festes Eintrittsgeld erhob, tat den künstlerischen Darbietungen keinen Abbruch. Die Veranstalter waren und blieben die Künstler. Was sie gaben, waren Geschenke ihrer Muse. Daß sie reiche Leute zahlen ließen, war ein praktischer Notbehelf. Aber wem ihre Darbietungen nicht paßten, der mochte fortbleiben. Konzessionen wurden nicht gemacht.

Der Ruf vom ‚Chat noir' und anderen Pariser Kabaretts drang über die Vogesen. Mit der plumpen Imitationswut, die den Deutschen auszeichnet, stürzte man sich auf die neue Idee — und pflanzte Palmen in Schneefelder.

Zuerst versuchte man es allerdings mit einer dem deutschen Wesen viel mehr entsprechenden Gründung. Man machte aus dem Kabarett ein Theater. So entstand Wolzogens Überbrettl. Das war an sich gar kein übles Gewächs. Jedenfalls lagen hier Möglichkeiten, heitere Kleinkunst zu popularisieren. Anspruchslose Verschen, anspruchslos vertont und niedlich gesungen — das war etwas, was zwar mit dem Wesen der Pariser Kabaretts in ihrer Betonung künstlerischer Eigenart herzlich wenig gemein hatte, — aber dem deutschen Gemüt hat nie etwas besser gelegen als die Klingklanggloribusch-Liedchen der Herren O. J. Bierbaum und Oskar Straus.

Die Idee war lebensfähig, Herr von Wolzogen war wohl der Mann, sie unter Wahrung eines gewissen künstlerischen Niveaus am Leben zu erhalten. Woran das Unternehmen scheiterte, hat er selbst oft genug auseinandergesetzt: an der Profitgier konkurrenzsüchtiger Banausen, die nach der einen Seite die Distanz zwischen Überbrettl — die Bezeichnung war trefflich! — und Tingeltangel, nach der andern Seite die Distanz zwischen Überbrettl und Vorstadttheater nicht abzumessen verstanden. Wolzogen gab den Kampf mit den wohl pekuniär überlegenen Nachtretern auf, und diese sorgten dafür, daß die gesunde und dem flachen Verständnis des deutschen Bürgers trotz der Einhaltung künstlerischer Grenzen noch angepaßte Institution rasch zum Teufel fuhr.

Jetzt kamen die Neunmalklugen an die Reihe. Sie bewiesen mit scharfsinniger Logik, daß das Überbrettl selbstverständlich eine total verfehlte Idee war, und daß nur das Kabarett, wie es in Paris florierte, der Vermittler populärer Kleinkunst sein könne. Also wurden Kabaretts gegründet.

Zuerst ging's noch. Es traten Künstler zusammen, die wirklich etwas waren. Sie amüsierten sich in aller Harmlosigkeit mit ihren Vorträgen und sahen nicht viel auf die Zuschauer, die mit ihren billig erworbenen Eintrittskarten gerade die Unkosten deckten. Aber bald ward in den deutschen Künstlern der deutsche Krämer lebendig. Man setzte höhere Preise an, und das Kaba-

rett war für den jeweiligen Unternehmer ein einträgliches Geschäft. Damit hörte natürlich der Künstler auf, der Gastgeber zu sein, der den Besucher des Kabaretts mit seinem Schaffen bekannt macht. Er mußte sich dem Geschmack des Publikums anpassen, und das heißt in Deutschland nichts anderes als: seine Kunst verkitschen. Das war natürlich das Ende des künstlerischen Kabaretts. Hier war der Strich, der das deutsche Kabarett von seinen französischen Vorbildern grundsätzlich schied. Das Kabarett begab sich seiner Wesensart, als es anfing, der angstgemuten Schwerfälligkeit des deutschen Philisters Konzessionen zu machen.

Berlin war jetzt übersät mit Kabaretts, die die geschmacklosesten Namen trugen. Da war das Kabarett ‚Zum Nachtomnibus', ‚Zum Klimperkasten', ‚Zur Schminkschatulle' (Herr Danny Gürtler!) usw. usw. Was da geboten wurde, kann man sich vorstellen. Fadester Dilettantismus, ödeste Zoterei, geistlosester Humbug. Daß hier und da doch immer wieder mal ein echter Künstler auftauchte, daß einzelne — sehr vereinzelte — Kabaretts doch ein gewisses künstlerisches Niveau wahrten, vermochte den sicheren Niedergang nicht aufzuhalten. Denn zu aller blöden Schablonenhaftigkeit trat noch ein Faktor hinzu, der jeder künstlerischen Regung auf den Kabaretts vollends den Todesstoß versetzte: die hohe Obrigkeit.

Aus dem Betrieb der Kabaretts war naturgemäß mittlerweile ein sehr einträgliches Gewerbe geworden. Geschäftskundige Leute, die bis dahin mit irgendwelcher Kunst nicht das geringste zu tun hatten, gescheiterte Existenzen, die zu keiner anderen Beschäftigung mehr anstellig waren, wurden plötzlich Kabarettiers. Sie fingen zum Teil mit recht erheblichen Kapitalien an, engagierten Leute, die als Humoristen bei Witzblättern einen gewissen Ruf hatten, für ungeheure Gagen und schufen dadurch auch so manchem Weinwirt reiche Nebeneinnahmen. Das erregte den Konkurrenzneid mancher anderen Gastwirte, die sich dann mit einer Denunziation an die Berliner Polizei wandten, weil da und dort öffentliche Schaustellungen ohne polizeiliche Konzession vorgenommen würden. Seitdem unterliegen auch die Kabarettdarbietungen der behördlichen Zensur.

Das ist natürlich schon an und für sich absurd genug. Die Originalität der Pariser Kabaretts besteht eben darin, daß die Künstler bei jeder Zusammenkunft mit irgend einem neuen Beitrag überraschen, daß die Vorträge unter Umständen ganz improvisiert werden. Das war nun für Berlin unmöglich. Aus der fröhlichen Veranstaltung künstlerischer Geselligkeit war eine programmatisch abgezirkelte, behördlich sanktionierte, künstlerisch wertlose bürgerliche Abendunterhaltung geworden.

Aber damit nicht genug. Die Berliner Polizei zeichnet sich dadurch aus, daß ihr Rotstift mit unnachahmlicher Sicherheit all das zu treffen weiß, was durch eine satirische Note oder durch die formale Gestaltung oder durch andere Qualitäten sich von dem Kitsch der übrigen Darbietungen künstlerisch abhebt. Sexuelle Themata sind natürlich in der Satire gar nicht zu vermeiden, und es gehört schon eine ganze Portion verbohrten Muckertums dazu, solche Themata eo ipso anstößig zu finden. Das tut auch die Polizei nicht. Wo es sich um nackte, unverfälschte Zote handelt, ist sie gar nicht zimperlich. Witzlose lüsterne Sächelchen dürfen, soweit sie gerade Ausdrücke vermeiden, getrost passieren. Aber wehe der Derbheit, wenn sie boshaft ist! Ohne Gnade verfällt sie der Konfiskation. — Von sozialen Thematen gar nicht zu reden. Kritisch ist polizeiwidrig.

Kunstlos, poesielos, kastriert vegetiert so in Berlin das Kabarett weiter. Sehr vermögende Unternehmer, die die Prätention haben, das Publikum trotz allem in dieser oder jener ‚Nummer' mit Kunst zu füttern, geraten dabei natürlich nach der andern Seite hin auf Abwege. Bald indem sie einen Künstler aufs Brettl zerren, der seinen ganzen Qualitäten nach auf die Bühne oder in den Konzertsaal gehört, bald indem sie einen Vortragenden in ein abenteuerliches Kostüm stecken und ihn so zu einer Zirkusattraktion degradieren. Das übrige Repertoire setzt sich dann aus Tingeltangel- und Variéténummern höchst abgeschmackt zusammen, aus denen sich das Programm der anderen Kabaretts, die auch nach außen hin keinen Anspruch mehr auf künstlerische Note machen, ausschließlich rekrutiert.

Wie lange sich die Rudimente des französischen Kabaretts in Berlin noch halten werden — das kann kein Mensch wissen. Sicher nicht länger, als bis das liebe Publikum, dem zu Gefallen sich die Künstler derart entwürdigt haben, selbst angeödet ist von der Einrichtung ..."

Mit der „Veredelung des Variétés", mit der Schaffung einer „feinnervigen Kleinkunst" war es also, wie wir aus der Berliner „Wahrheit" ergänzen, wieder einmal nichts: — „desto besser sollte es der ... Zote, dem Tingeltangel-Chanson und dem deklamatorischen Dilettantismus ergehen. In den Hinterstuben soundsovieler Weinstuben taten sich dichtende Barone und musizierende Ladenjünglinge auf, etablierten ‚geschlossene Gesellschaften' und verzapften Kunst. Diese Sorte Kunst war danach. Man nahm dafür kein Eintrittsgeld, das durfte man nämlich nicht, weil sonst eine Variétékonzession nötig gewesen wäre, die mancherlei Verpflichtungen auferlegt. Dafür verlangte man eine Mark Garderobegeld und zwang die, welche nicht alle werden, so hohe Weinpreise zu zahlen, wie sie die Nachtlokale zu verlangen sich allenfalls erlauben dürfen. ... Auf die Dauer konnten sich diese Stätten des gewerbsmäßigen Neppens natürlich nicht halten. Sie gingen den Weg alles Irdischen und täuschten so den zuversichtlichen Glauben ihrer Gründer, daß das einzig Bleibende doch die Zote sei. Was heute noch aus dieser sonderbaren Kunstsphäre übrig geblieben ist, trägt einen etwas anderen Charakter. Man hat das trügende Gewand heute der Polizei gegenüber lächelnd abgestreift, weil man es nicht mehr nötig hat, und sich offiziell als Variété aufgetan. Nur der täuschende Name ‚Kabarett' ist geblieben. Er lockt noch immer die sog. ‚Feinschmecker', denen das Theater zu ernst, Wintergarten und Apollo-Theater aber zu wenig ‚intim' sind ... Noch ein anderes halten wir für beachtenswert: die Damen, die in den Kabaretts auftreten, werden vielfach gezwungen oder doch sehr dringlich gebeten, den Gästen an deren Tischen Gesellschaft zu leisten und auf diese Weise den Sektkonsum nach Kräften zu fördern. Kellnerinnen in Mädchenkneipen dürfen das bekanntlich nicht, weil man für ihre Sittlichkeit (oder die Sittlichkeit der Gäste?) fürchtet. Diese Damen aber dürfen es ... Das System ist jedenfalls ganz dasselbe wie in Animierkneipen. Es pflanzt sich schon durch ganz Deutschland fort: überall findet das Berliner Muster die entsprechende Nachahmung ..."

Also lieber die gemeine Zote, als irgendwelche politische oder soziale Satire — das ist der preußischen Staats- oder — was so ziemlich dasselbe — Polizeiweisheit letzter Schluß! Und es kann ja auch nicht ausbleiben, daß der reizebedürftige Großstädter sich um so gieriger auf die Zote stürzen wird, je rigoroser ihm die feineren und geistigeren Reize der Kritik und Satire vorenthalten

werden. Wirft das nicht auch ein grelles Licht auf die Ehrlichkeit der offiziellen Sittlichkeits- und Verfrommungsbestrebungen?

Die schärfsten Satiren schreibt im modernen Deutschland die Wirklichkeit. Aber ist es denn an dem —: Zote oder Muckertum? Ein drittes gäbe es nicht für uns?



Heimatkulturroman

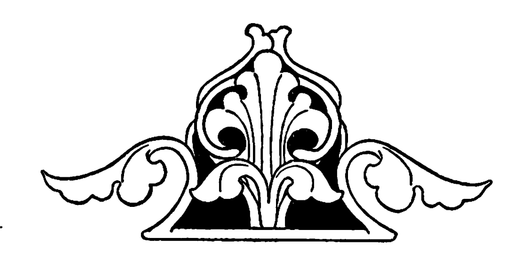
Max Geißler, einer unsrer Dichter, die das Nationale in der Kunst hochhalten und fördern und aus deutschem Boden neue poetische Werte schöpfen, hat jüngst wieder einen Roman, „Das Moordorf", erscheinen lassen (bei Staackmann in Leipzig), der in vieler Hinsicht einen Fortschritt gegenüber seinen früheren Arbeiten bedeutet. Was er in seinem ersten erzählenden Werk, dem Halligroman „Jochen Klähn", mit dem Schwung und der Begeisterung eines neu errungenen Arbeitsgebietes mit schönem Gelingen in Angriff nahm, hat er — nach einigen Abschweifungen in den Romanen „Traum in den Herbst" und „Tom der Reimer" — in dem vorletzten Roman „Am Sonnenwirbel" und eben jetzt im „Moordorf" wieder aufgenommen und hat es bewußt als Programm, als den „Roman der Zukunft", wie er sich in den „Hamb. Nachrichten" anläßlich einer Besprechung von mir ausdrückte, bezeichnet. Es geht in der Tat ein tieferes Streben durch die Romandichtung, die bloße Erzählung als Unterhaltungsliteratur ist glücklicherweise überwunden, und wir wandeln auf dem Wege nach einer neuen deutschen Kunst, bei der wir wieder im väterlichen Boden neue, kräftige Wurzeln schlagen wollen. Der Weg, den Geißler geht, ist ein sehr schöner, ein zweckentsprechender, denn er führt zu einem guten Ziel. Das beweist „Das Moordorf", ein reifer, poetisch hervorragender und ideenreicher „Kultur"-Roman aus deutscher Heimat.

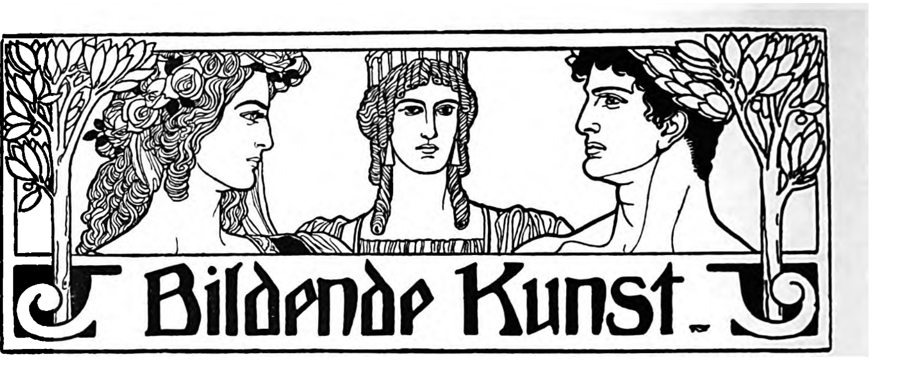
Hier kann der Dichter auf die eine Bergeskuppe der nationalen Dichtung gelangen, die auf dem Wege des Romans erreicht wird; aber Geißler ist noch nicht auf dem Gipfel der Vollendung angelangt, selbst mit diesem recht bedeutenden Moorroman noch nicht. Da wir auf Geißlers Schaffen besonderes Augenmerk richten und gerade von ihm für die Zukunft der deutschen Dichtung noch manches, ja selbst noch ein Meisterwerk erwarten, darum sagen wir das, und er möge es nicht übel aufnehmen. Mit seiner hochpoetisch-feinsinnigen Vertiefung in die Vorgänge der Natur und seiner trefflichen Sprache sollte er sich noch an tiefere Seelenprobleme machen. Bis jetzt zeigt er zwar, wie die menschliche Seele stark genug ist, sich die Natur untertan zu machen, und daraus zieht er für den Menschen wirtschaftlichen, ökonomischen Nutzen (z. B. Urbarmachung des Moores!); aber wie nun aus eben diesem wirtschaftlichen Sieg des Intellekts und der Seelenkraft wieder ein Rückschlag, ein Segen für die Menschenseele selbst erstehen und wie sie selber erstarken kann an dieser Kraft, die aus dem Heimatboden quillt, das kommt noch nicht klar genug zum Ausdruck. Geißler sagt das wohl gelegentlich oder läßt es seine Gestalten sagen, aber das erleben diese Menschen

noch nicht genügend, das wird noch nicht überzeugend genug gestaltet, und eben auf das Erleben und das Gestalten kommt es dabei an. Besonders wer wie Geißler mit der bodenwüchsigen Kraft der Dichtung auch wiederum für das Volk wirken will, der muß seine Lehren wirklich gestalten: das hat von jeher auf das Volk der Dichter und Denker seinen Eindruck nicht verfehlt. Das Volk, das einen Sagenkreis wie den der Edda aus seinem Urborn geschöpft hat, will die großen Lehren seiner Dichter nicht nur gesprochen, sondern will sie in lebensvollen Gestalten verkörpert sehen. Und dieses Ziel ist es, das wir Geißler noch nahelegen möchten. Er wird es erreichen, denn er bringt alles mit, was dazu gehört: Schauen und Empfinden, Fabulieren und Malen. Sein Moordorfroman sei jedem zum Lesen empfohlen; was uns zu wünschen blieb, liegt fast außerhalb dieses Werkes selbst und geht nur den Dichter an und im Prinzip den Fortschritt unserer Dichtungen überhaupt.

Wie eine feine Dichtersehnsucht aus dem Leben, das uns umgibt, seelische Werte zu schöpfen vermag, das mag man einmal an der soeben bei Costenoble (Jena) erschienenen Novelle von Konrad Berthold, „Die Bilder des Meisters Elz", ersehen, die ich zufällig gleichzeitig mit Geißlers neuestem Werk las. Diese Novelle wird natürlich nie etwas fürs Volk sein, wie es Geißlers Heimatkulturromane werden können, aber sie entwickelt gerade diejenige psychische Seite, die Geißler noch etwas deutlicher hervorkehren sollte. Die Heimatkultur muß ebenso wie auf Boden, Natur und den äußeren Menschen auch auf die Seelenart des Volkes der von dem Dichter behandelten deutschen Gegend ihr Gewicht legen, und dann vor allem das allgemein Deutsche herauskristallisieren, das sich in der besonderen Stammesart wie ein Niederschlag offenbart. Wenn wir so mehr als das Gewöhnliche von Geißler verlangen, brauchen wir den Türmerlesern nicht zu betonen, daß schon große Wünsche von ihm befriedigt worden sind.

Dr. A. Elster





Vom Heidelberger Schlosse

Von

H. Walling

Wir geben unserem geschätzten Mitarbeiter in dieser strittigen Frage um so lieber das Wort, als die unsern Lesern oft bewährte Eigenart seiner Denkweise ihm auch in diesem Falle treu geblieben ist. Nicht in allem stimme ich seinen Ausführungen bei; es gibt sicher ein Recht der Ruinen und des Volkes an ihnen. Aber Wallings Ausführungen über die schablonisierte Romantik werden jedem zu denken geben. Im übrigen stimmt W. ja auch der Art Schäfers nicht bei, und das scheint uns in der Tat die Hauptsache. Die Art Schäfers aber war bereits so bekannt, daß man ihn zu dieser Aufgabe niemals heranziehen durfte.

* * *

Ein schönes festes Schloß ward im unseligen 17. Jahrhundert von einem barbarisch wütenden Feinde zerstört, die Verteidigungswerke gebrochen, die Gebäude verwüstet und Feuer an sie gelegt. In der Not der Zeiten haben seine Besitzer es nicht zu altem Glanze wieder aufrichten können, sonst hätten sie es getan, und haben sich begnügt, einen Teil wieder in Dach und Fach zu bringen, und das übrige stehen und liegen lassen, wie es war.

So blieb es. Zunächst redete man nicht viel darüber, denn man hatte genugsam dergleichen gebrochene Burgen im Lande, ja man wendete lieber die Augen von ihnen ab, um nicht an das Elend erinnert zu werden. Inzwischen überzog Natur mit ihrem grünen Leben die Trümmer. Nach der Roheit kam die Empfindsamkeit auf, in Zeitläuften, wo zum Wirken weder Kraft noch Raum war. Nun schwärmte man über die Ruinen, man besuchte sie, bei Tage und auch bei Nacht. Es waren jedoch bloß kleine Kreise im Volke, die dieses Wesen trieben, die Studierten. Was ihnen eine Angelegenheit des Herzens war, wurde von den folgenden, praktisch tätigen Geschlechtern als eine Sache des Vergnügens übernommen, und bei den Gebildeten wandelte sich die Sentimentalität unmerklich in allgemeine ästhetische Teilnahme. Die grüne Wildnis aber mußte sich gefallen lassen, zu modischen Anlagen zurechtfrisiert zu werden, und alles geht dorthin spazieren;

denn auch eine große Wirtschaft und Nachmittagskonzerte gibt's nun droben. Und da Heidelberg an einem Hauptverkehrswege liegt, ist sein Schloß eine Hauptsehenswürdigkeit für die Reisewelt geworden; weit über 100 000 Fremde kommen im Jahre.

Noch gibt es in den deutschen Grenzen köstliche verfallene Burgen im Waldesdickicht, wo man als alter Knabe die blaue Blume noch suchen mag wie in jungen Tagen und wie die Vorfahren es vor hundert Jahren taten; wo man einsam ist und nur der Raubvogel schreiend über einem am leuchtenden Himmel seine Kreise zieht, weil er seine Jungen durch den Eindringling bedroht fürchtet; wo weit und breit umher kein Verschönerungsverein ist, es zu verderben. Indes man redet nicht gern davon: diejenigen, welche den wahren Sinn haben, finden es selber, früher oder später, weil sie die Witterung dafür haben, wie jedes Wesen in der Natur für das ihm Gemäße, und wie auch der Spekulant in der großen Stadt sie für das Seine hat; und für die übrigen, die Touristen, die Sommerreisenden, nun, für sie ist das Bekannte mehr als gut genug. Das ist meiner und jeder Erfahrung letzter Schluß.

Vor dem Heidelberger Schlosse lungern patentierte Führer, mit messingenen Schildern am Rocke als Abzeichen, um dem Fremden begleitend ihr Wissen herzuleiern. Am Torhaus ist ein Schalter, wo man Eintrittskarten für das Innere kauft, 50 Pfennige die Person; und der Kastellan läßt dann warten, bis er einen angemessenen Haufen beisammen hat, um ihn so geschwind wieder loszuwerden, wie es die Kastellane in der ganzen Welt verstehen. Das Betreten des Rasens außerhalb der Wege ist strenge verboten, ebenso das Abrupfen von Blättern und Blüten, was unsereiner ohnehin nicht tut, nirgends. Drunten in den Hauptstraßen der Stadt sausen und heulen die Wagen der elektrischen Straßenbahnen und rollen Züge von Dampfbahnen; und drüben der Philosophenweg, früher ein schlichter Pfad durch die Wingerte, würde heutzutage diesen Namen nicht mehr bekommen, denn er ist ein Fahrweg mit Stern geworden, welchen die Fremden in Droschken absolvieren, im Sommer eine hinter der anderen.

Den schönen Friedrichsbau, welcher außen teilweise stark verwittert und auch sonst baulich verkommen war, hat die Regierung vor einigen Jahren gründlich und in seiner ursprünglichen Art wieder herrichten lassen, so daß er jetzt gesund wie ein neues Werk dasteht. Nun wird der fast noch schönere, weil an Kunst jüngere, im 18. Jahrhundert infolge eines Blitzschlags wieder ausgebrannte Otto-Heinrichsbau jetzt baufällig, nachdem seine Mauern so lange von beiden Seiten Wind und Wetter preisgegeben waren, und die badische Regierung beschloß deshalb, ihn nebst dem anschließenden Eckturme, der den Übergang zu den besser erhaltenen Gebäuden bildet, endlich wieder mit schützendem Dache zu versehen, die Balkendecken und nötigen Querwände zur Versteifung einzuziehen und die Fenster mit Verglasung zu schließen, damit er überhaupt und auf solche Weise wohl noch Jahrhunderte erhalten bleiben könne. Das ist für jeden Unbefangenen die

einzig vernünftige, weil einzig mögliche Lösung, mag auch einiger Efeu an den Wänden und der Blick des blauen Himmels durch die leeren Fensterhöhlen wieder verschwinden.

Aber welch ein Geschrei erhob sich darob! Stoßweise ging und geht es immer wieder und rührt die Wellen der papiernen öffentlichen Meinung weithin auf. In großen Versammlungen ließ man flammende Resolutionen fassen, so eindringlich klar und überzeugend, daß keiner widerstehen kann, es sei denn, es läge ihm nichts daran, als erbärmlicher Banause dazustehen; und das will doch niemand: in erster Linie nicht das Professorenkollegium der Universität, dann nicht die Studenten, nicht die Bürgerschaft (die außerdem und wirksam mit der Befürchtung geleitet wird, daß der Fremdenverkehr abnehmen werde, wenn das Schloß nicht unveränderte Ruine bleibe), und sogar die sozialdemokratische Arbeiterschaft will sich einen solchen Mangel an Bildung nicht nachsagen lassen. Die Presse muß sich wohl oder übel fügen, in ihr ist kein Raum für andere Meinungen. Architekten, welche sich diesem Schloßverein zur Verfügung stellten, werden als Leuchten ihres Faches gepriesen und als die einzigen kompetenten und zuverlässigen Sachverständigen, alle anderen hingegen, besonders die von der Regierung berufenen Gutachter, sind bloß „Sachverständige", bei denen Streberei, Titel- und Ordenssucht zu argwöhnen man gar nicht umhin könne, während ihr Mangel an Verständnis offenbar sei.

Dies muß, so unangenehm es ist, mitgeteilt werden; denn die Urheber der Bewegung haben bis heute dieses Treiben nicht von sich abgeschüttelt. Suchen wir nun die parteilose Wahrheit zu gewinnen.

Ihr Hauptredner, Herr Professor Thode, lehrt so: nur das Originale habe in der Kunst wahres Leben; alles Nachgeahmte, wie es das Restaurieren in die Werke bringe, sei Fälschung, sei tot und töte das Ganze. So sei es dem Friedrichsbau durch Herrn Professor Schäfer widerfahren. Deshalb solle man ein edles Werk wie den Otto-Heinrichs-Bau ungestört sich ausleben, d. i. verfallen lassen; man könne ja die Erinnerung durch Modelle, Abgüsse, Aufnahmen bewahren. Außerdem würden historisch-poetische Werte zerstört, wenn man die Ruine nicht unberührt lasse.

Der Grundgedanke hierin ist ebenso wahr, wie er schön gesagt wurde. Aber seine Anwendung auf die restaurierten Werke ist unsinnig übertrieben und der Schluß aus ihm ist falsch.

Kein alter Bau hat noch sein ursprüngliches Dach, seine ersten echten Fenster, Türen usw. An allen unseren alten Domen wird seit ihrem Entstehen durch ihre Bauhütten ohne Aufhören restauriert — sonst wären sie längst eingefallen —, und sie sind doch wahrlich immer noch nicht tot. Freilich: jeder erneute Teil tritt mit einem anderen fremden Wesen in das Werk ein, denn die Menschen ändern sich unaufhaltsam mit der Zeit, und jedem neuen Werkstein, der einen verwitterten ersetzt, sieht man es an, daß in ihm nicht der Geist seines Vorbildes wiedergeboren ist, daß er bloß nachahmend, mechanisch an seine Stelle treten kann. Man erkennt ihn mit dem Auge

des Verstandes und jenen mit dem des Herzens. Deshalb mag, wer den Friedrichsbau und später den Otto-Heinrichsbau vor ihrer Restaurierung gekannt hat, sich wohl glücklich preisen und reicher wissen vor den Nachkommenden. Aber: es ist das unabwendbare Tragische dieser Kunst, daß ihre Werke durch Wetter und Benutzung zu Schaden kommen und von Späteren ausgebessert werden müssen, die anderer Geistesart und meistens auch geringeren Talentes sind, und daß die wechselnden Eigentümer willkürlich an ihnen ändern, wenn sie sie überhaupt erhalten mögen.

Der Schluß Thodes ist falsch, weil er bloß das Interesse der Lebenden bejaht, die den wertvolleren originalen Bestand für sich nicht gestört sehen mögen. Könnte man die Nachkommen fragen, was sie vorziehen: daß man das Schloß habe verschwinden lassen, oder daß man es durch kundige Herrichtung ihnen erhalten habe, so würde ihre Antwort wohl anders lauten, als Herr Thode wünscht. Auch könnte man an ihn die Frage richten: wenn das Schloß nicht damals von den Franzosen zerstört worden wäre, sondern erst heute in Flammen aufginge, würde er verlangen, es zu einer malerischen Ruine sich ausleben zu lassen, oder sich vielleicht doch an einem Aufrufe beteiligen, etwa: dieses Werk, das Kleinod deutscher Baukunst, wie einen Phönix herrlich aus der Asche wieder erstehen zu lassen, oder dergleichen? oder, würde er etwa den Kurfürsten nachträglich Vorwürfe machen, wenn sie es im 18. Jahrhundert so wieder hergestellt hätten, daß der Großherzog heute in ihm Hof halten könnte? Widerspruch auf Widerspruch! Oder sollen etwa jene sentimentalen Werte wichtiger sein als das Werk, an dem sie haften?

Bald nach Thodes Reden wurde das böse Schimpfwort „Verschäferung" erfunden, welches seitdem in jedem Zeitungsartikel dieser Partei wiederkehrt und auch sonst in der Presse fleißig verwendet wird; denn in der Flegelei ist wie in der Mode jedes Neue willkommen, und der gute Ton gilt bei uns für das mündliche Betragen, nicht für das auf Druckpapier, — auch ein Zeichen, wie tief er sitzt.

Dann kamen Maler und Bildhauer, die sich erinnerten, daß in der Renaissancezeit manche ihrer Genossen auch tüchtige Architekten gewesen waren, so wie auch neuerdings wieder Bildhauer sich in Werken der kleinen Architektur, Denkmälern, Brunnen u. dgl. im modernen freien Stile mit Glück versuchen, und behaupteten, daß ihnen als reinen Künstlern von Rechts wegen zustehe, die Bauten höherer Ordnung zu leiten und deshalb auch diese Frage zu entscheiden. Die Kunstgelehrten, als Philologen mit gar keinem Können in einer Kunst belastet, fühlen sich auf einer noch höheren Zinne. Jene begründen ihren Anspruch mit dem Vorwurfe an die Architekten, zu sehr in den technischen Interessen und praktischen Schablonen befangen zu sein und daher der nötigen künstlerischen Freiheit des Geistes zu ermangeln. Der Tadel trifft den Stand im ganzen wohl richtig an seiner schwächsten Stelle. Ich rate nun den Architekten, den Malern das Bauen zu überlassen und ihnen dafür das Bildermachen abzunehmen, wo sie ihrer-

eits neues, unbefangenes Leben in diese Kunst bringen werden, frei von Schablonen und Moden der Malersippe, die jedermann kennt, der mal eine Kunstausstellnng oder auch nur eine illustrierte Zeitung angesehen hat. Das bringt eben jede berufsmäßige Übung mit sich. Von den Juristen ist es ja überall auf der Welt, wo man diese Leute hat, sprichwörtlich bekannt.

Die solcherweise bedrängten Architekten sind sich nun bewußt, was sie — technisch und künstlerisch — lernen und leisten müssen, um ihren Beruf erfüllen zu können, von dem jene ihnen den Rahm abschöpfen möchten, das rein Künstlerische. Mit den anderen Künstlern sehen sie in den Philologen leicht Leute, die bloß über das schwätzen, was andere leisten, und dafür vom Staate gut versorgt werden, während die Schaffenden sich ums Brot mühen müssen; in Künstlerorten, in Rom und auch in deutschen, kann man solche erbitterten Worte viel hören, und sie haben von ihrem Standpunkte aus auch recht. Außerdem wissen die Architekten, daß so mancher auf Universitäten Geschichte der Baukunst vorträgt, ohne von deren ersten Elementen mehr als nebelhafte Begriffe zu haben, und mit ihren Namen nach Dilettantenart spielt. Es muß zugestanden werden, mindestens für das Fach der Kunstgeschichte, daß mit dem frommen Wunsche docendo discimus viel zu leicht mancher zum Lehren zugelassen wird, der statt dessen besser noch mit Lernen sich beschäftigte. Andererseits aber bewahrt die rein wissenschaftliche Beschäftigung mit einer Sache und die gesicherte Existenz, auf deren Grund sie den meisten allein möglich ist, eher vor jenem Übelstande des praktischen Berufs, daß sich das Denken in enge Bahnen festlegt.

So hat jeder auf seine Weise recht, und keiner denkt im Streiten daran, daß sie alle bloß Produkte ihrer Zeit sind, Träger und Opfer von deren Gebrechen. Lebten sie vor drei- und vierhundert Jahren und früher, so wäre kein solcher Widerstreit zwischen den Künstlern, und der kritisierende Kunstgelehrte wäre überhaupt nicht da. Man kann ihn ein Gärungsprodukt der Kultur in ihrem jetzigen Stadium nennen: sein bloßes Dasein ist aber auch seine Rechtfertigung.

Unsere Zeit ringt nach Befreiung und läßt darum kein Besonderes gelten, wenn es ihm mit einem Allgemeineren das Recht zum Dasein bestreiten kann. Darum wird Herrn Schäfers Herrichtung des Friedrichsbaues angegriffen. Im 18. Jahrhundert würde man sie unbedenklich im Rokokostile getan haben, und niemand würde etwas dagegen gesagt haben. Herr Schäfer hat es getreu und tüchtig in Nachahmung des ursprünglichen Stiles getan, und wird heftig getadelt, weil er es überhaupt getan hat. Nur das Originale hat Leben, das ist wahr: aber verwitterte Werkstücke muß und kann man — so peinlich es ist — doch nicht anders als durch Kopien ersetzen; und es bleibt bloß eine Angelegenheit der technischen Einsicht und des Taktes, wie weit man damit gehen muß und darf. Im Innern hätte man deshalb den Friedrichsbau meinetwegen im Jugendstil ausstaffieren können; und deshalb verschlägt es auch nichts, daß man nicht genau weiß, wie die beiden Giebelaufbauten des Otto-Heinrichs-Baues, die

ohnehin keine organischen Zutaten waren, ehemals ausgesehen haben, wenn sie nur wieder schön werden. Aber der Takt der Pietät wird als eine höhere Stufe geistiger Kultur nunmehr verlangt, eine Gesinnung, welche davon abhält, am alten Werke mehr als irgend nötig sich zu vergreifen, und alles Neue in bescheidener Schlichtheit hinter dem Früheren zurücktreten läßt, nicht in den Rang desselben eintreten oder gar es an Glanz übertrumpfen lassen will.

Hier treffen wir auf den Kern der Abneigung gegen den Gedanken, daß das Schloß hergestellt werde: man stellt sich aus unwillkürlichem Mißtrauen ein Werk vor, an dem die archaistischen Ergänzungen mit ihrem bloßen Scheinleben das Originale widerwärtig überschreien, verdecken, abtöten. Aber so braucht es nicht zu sein: das Zerstörte kann so sparsam, so zurückhaltend, überall auf das Unumgängliche beschränkt und dabei so schön mit neuem Eigenen ergänzt werden, daß solches selber schon erfreut. Das wird dann anders aussehen als der Friedrichsbau; denn, ohne Herrn Schäfer angreifen zu wollen, diese Auffassung hat ihn nicht geleitet, sondern allein die des kundigen Restaurators. Indes gegenüber einer solchen Aufgabe muß der Architekt beide Seelen in seiner Brust haben, und zwar als einige Genossen. In diesem Sinne verlangt geradezu das Heidelberger Schloß danach, hergestellt zu werden; denn es ist keine morsche, verfallende, einsame Burgruine, sondern ein verwüstetes und übrigens noch gesund und aufrecht dastehendes Schloß einer lebhaften Stadt.

Man erkennt nunmehr auch, daß die restaurierende Tätigkeit des abgelaufenen Jahrhunderts im Sinne der Kunst eine verfehlte gewesen ist, auch in ihren besten Leistungen, wie dem Kölner Dome oder dem Ulmer Münsterturme; und von den schlechteren, die die Mehrzahl bilden, muß man sagen, daß sie die alten Werke mehr oder minder abscheulich verdorben haben. Besonders in Norddeutschland ist das geschehen, wo die Baubeamtenschaft mit fühlloser bureaukratischer Gründlichkeit gehaust hat. Aber — um weiter mit gleichem Maß zu messen — die Kunsthistoriker von heute scheinen nicht wissen zu wollen, daß ihre Vorgänger die Väter und mindestens freudige Genossen solchen Tuns waren, sowie daß die bessere Erkenntnis nicht allein ihnen, sondern auch den Architekten aufgegangen ist. Nun fallen sie nach menschlicher Weise von einem Extrem in das entgegengesetzte: weil jenes Tun verfehlt war, zu verlangen, die Werke zugrunde gehen zu lassen. Unsere logische Bildung befindet sich auch in der Wissenschaft noch auf einer recht niederen Stufe. Sonst gäbe es nicht das viele Streiten.

Der tiefere Grund der Angriffe gegen die Architekten sei noch berührt: Dieser Standesname deckt wie kaum ein anderer Menschen aus den verschiedensten sozialen und geistigen Kategorien. Jedoch zwischen denen selber spielt jene Entwicklung unserer ästhetischen Kultur in Gegensätzen und Widerständen sich ab, von der die Kunstgelehrten gern meinen, daß sie die zum Höheren treibende Kraft darstellen, während die zu bewegende und zu er-

leuchtende träge Masse durch die praktisch Schaffenden gebildet werde. Diesen Irrtum muß man der Gelehrtenschaft zugute halten; er ist allzu menschlich und ein gefälliger Begleiter des freien Schaltens und Waltens im Reiche der Gedanken: vielleicht ist es die schwerste Aufgabe der Selbsterkenntnis, sich zu sagen, welchen Anteil am Werte der eigenen Persönlichkeit ihre soziale Rolle hinzubringt. Kunst hat noch immer ihren Weg selber finden müssen.

In der Besonderheit einer Rolle liegt auch ihre Einseitigkeit, und erst alle zusammen mit gegenseitigem Treiben und Hemmen machen die Einheit der Kulturentwicklung. Die einen reden und die andern handeln; und hart und knirschend geht sie zwischen den sich stoßenden Individuen ihren Gang, nicht glatt wie ein Wunder nach den Anweisungen der Weltverbesserer.

Ich stelle im Interesse der zukünftigen Geschlechter ein anderes Ideal vom Heidelberger Schloß gegen das sentimentale einer verfallenden Ruine: das Schloß als ein köstliches Gefäß neuen frohen und hohen Lebens aus seinen Trümmern aufzurichten! Möge es dann Zeugen der Vergangenheit in Sammlungen bewahren und von der lebendigen Gegenwart — inner und außer der Universität — aufnehmen, was würdig ist, in ihm zu hausen!

* * *

Dies ist im Frühjahr geschrieben worden, nachdem die erste Kampagne zur Bearbeitung des Publikums stattgefunden hatte. Wenn man bloßer stiller Zuschauer ist und die Auftretenden bloß aus dem kennt, was sie reden und handeln, urteilt man über beides anfangs gern milder, als man schon Anlaß hätte, aus einer Regung, die mehr Wunsch als Hoffnung ist, daß das Üble nicht weiter in die Wirklichkeit hinein sich offenbare. Das hat es nun hier seitdem doch getan: es wird eben in der ganzen Welt, nicht bloß in den Vereinigten Staaten, auf amerikanische Art öffentliche Meinung gemacht, und die sie machen, wirken sich immer mehr und deutlicher aus. Dies gilt hier vor allen von Herrn Thode, dem man wohl kein Unrecht tut, wenn man sagt, daß man ihn jetzt für den geschickten Regisseur der ganzen Hetze und der „überwältigenden öffentlichen Meinung“ zu halten nicht umhin könne. Das Substrat derselben, das Publikum, kann füglich außer Betracht bleiben; schon vor hundert Jahren war bekannt, daß es zum Urteilen miserabel und bloß zum Dreinschlagen — d. i. hier zur öffentlichen Meinung — kapabel ist; und seitdem hat es sich, soviel ich weiß, nicht, jedenfalls nicht zu seinem Vorteile verändert. Niemand wird wohl zu bestreiten unternehmen, daß man es nach der gleichen Methode auch für das gerade Entgegengesetzte hätte begeistern können; sowie auch nur allzu wahr ist, daß dieses selbe Publikum, das da meint, einen dem Heidelberger Schlosse drohenden Vandalismus verhindern zu müssen, die alten Werke täglich und überall ohne die allermindeste Gemütsbewegung mißhandeln sieht und selber mißhandelt. Macht der Phrase!

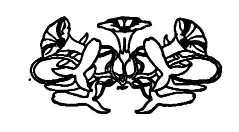
Der Stand der Sache ist jetzt dieser: Da gegen die so geduldigen wie sachlichen und gründlichen Darlegungen der badischen Regierung gar



nichts Vernünftiges vorzubringen ist, versucht man die unangenehme Wahrheit sozusagen durch einen Flankenangriff zum Fallen zu bringen. Die neu ausgegebene Losung ist: nicht sachverständige Architekten und Ingenieure, die irgend ein öffentliches Amt haben, dürfen über die Erhaltung des Schlosses gefragt werden, sondern große Firmen der Bau-, Zement- oder Eisenbranche; die würden schon Mittel und Wege wissen, den Otto-Heinrichsbau als Ruine zu erhalten, ohne ihm Dach und Fenster wieder geben zu brauchen. Die werden allerdings als praktische Geschäftsleute da ohne Zweifel jeden gewünschten Rat wissen. Natürlich kann man mit Eisen und Zement alles machen. Aber wenn ich oben gesagt habe: ein ausgebranntes Haus dadurch zu erhalten, daß man ihm wieder die Balkenlagen, Zwischenwände, Dach und Fenster gibt, sei das einzig Vernünftige, weil einzig Mögliche, so muß ich nun fortfahren: und auch umgekehrt das einzig Mögliche, weil einzig Vernünftige. Statt dieser für ein verwüstetes schönes Haus allein natürlichen und allein schönen Lösung Künsteleien aus Zementbeton und Eisenschienen vorziehen zu wollen, verrät eine solche Verwirrung und Verirrung des Gefühls, wie eine des Urteils darin liegt, nicht zu erkennen, daß der bloße gesunde Menschenverstand zur Entscheidung der Frage hinreicht, aber auch nötig ist.

Auch der badische Landtag hat sich der irregeführten „öffentlichen Meinung“ — Kundige sagen: dem lauten Geschrei — unterworfen und von der Regierung verlangt, daß sie jenes Verfahren einleite.

Um den Lesern die Art der Agitation kurz zu kennzeichnen, sei ein in letzter Zeit von Herrn Thode und seinem Anhange fleißig benutztes und von ihm wohl auch erfundenes Schlagwort beleuchtet: das von den „Restaurationsfanatikern“. Das harmlose Publikum, das diesen immer mit höchster Entrüstung vorgebrachten Ausdruck immer wieder vernimmt, denkt natürlich gar nicht daran, zu zweifeln, ob es solche Leute überhaupt gebe, oder zu fragen, wer sie denn eigentlich sind und wie sie heißen. Nun, ich kann bloß sagen: Mir ist bisher nicht die Spur eines solchen begegnet. Nur einen Fanatiker, und einen geborenen, mit dem zugehörigen Triebe und Talente, auf die Massen — aus allen Ständen — seinen Fanatismus zu übertragen, habe ich beobachtet: das ist Herr Thode selbst; und wohl daher schreibt er nach einer alten Regel den von ihm Angegriffenen diese üble Eigenschaft zu. Man darf auch wohl sagen, daß er mit dieser Anlage, wenn man sie überhaupt für eine nützliche oder nutzbare halten will, seinen Beruf verfehlt hat; denn in die Wissenschaft paßt sie nicht hinein, nicht einmal in die Kunstwissenschaft, wo noch so vieles weit davon entfernt ist, Wissenschaft zu sein.



Die Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung

Von
Felix Poppenberg

II.

Die vielen und mannigfaltigen Aufgaben aus dem Bereich der öffentlichen Kultur und ihre Lösungen, die wir beim ersten Rundgang durch die Dresdener Ausstellung kritisch musterten, waren ein beachtenswertes Zeichen für das wirksame Vorrücken und die fruchtbare Existenzerweiterung der kunstgewerblichen Bewegung.

Persönlich näher geht uns aber doch wohl die Bemühung um die intime und private Kultur, um das eine Ziel, das England so glücklich verwirklichte, das Ziel, „Heimstätten für Menschen" zu errichten.

Und bei diesem Kapitel erkennt man wieder, wie die Dresdener Ausstellung durchaus untheoretisch und zweckvoll vorgeht. Sie baut keine Phantasieschlößchen, keine Künstlerkapricen, die als Bijoux, als „Dichtung" wohl bestrickend sein können, die aber ein Schauspiel, ach ein Schauspiel nur bleiben, und nicht weiter helfen, sondern sie gesellt der Ästhetik als wirksamen, regulierenden Faktor die sozial-wirtschaftliche Überlegung. Und sie sucht den Erfolg darin, von unten anzufangen und zu zeigen, wie mit kleinem Etat, wenn er nur richtig verwandt und der Maßstab ehrlich innegehalten wird, etwas Wohnliches, In-sich-stimmendes und Geschlossenes erreicht werden kann. Der großstädtische Mietshausbewohner bekommt hier eine Kolonie Arbeiterwohnhäuser zu sehen, gegen deren Raumeinteilung ihm seine „herrschaftliche Wohnung" langweilig, wenn nicht gar barbarisch vorkommen muß.

Und diese Kolonie, die sich mit dem schmucken Schulhaus um einen steinernen Brunnen im Grünen gruppiert, ist kein Potemkinsches Dorf und auch kein Miniatur-Zukunftsstaat, sondern ein wahrheitsgetreues Abbild wirklicher Einrichtung. Die Originale sind aus der Oberlausitz, aus Ostpreußen (Gründung der Landesversicherungsanstalt) und aus dem Erzgebirge (Bauherr: Amtshauptmann von Nostitz-Drzewiecki).

Vor allem das ostpreußische Haus (vom Architekten Max Taut entworfen) illustriert beweiskräftig, wie mit schlichten Mitteln, ohne hinzugefügte überflüssige Schmuckteile, nur durch farbig gut zueinander abgestimmte Stoffe, durch ausdrucksvoll die innere Teilung aussprechende Fassade Anmut entsteht.

Holz, Putz und Stein sind wirkungsvoll gemischt. Das rote Dach springt seitlings mit breitem Giebelfeld in blaugestrichener Holzverschalung vor, auf sichtbaren Trägern lastet es und beschirmt die Fenster des Erdgeschosses. Aus der Fassadenfläche rundet sich buchtig eine Fensteranlage mit eigener kleiner Bedachung heraus, das Wahrzeichen eines gemütlichen Innenplatzes. Diese Erkerbucht ist ein Muster für jene einfache Schönheit der Zweck- und Materialästhetik. Sie ruht in weißem Putz auf einem rauhen Steinfundamentsockel, ein äußerer Rahmen aus braunem Holz umfaßt sie, und darin liegt hell und leuchtend die Scheibenwand mit ihrem weißen, verkreuzten Holzsprossenwerk, und als Zierleiste zieht sich davor das Blumenbrett mit den roten Geranien.

An dieser Komposition ist beachtenswert, daß hier alle Nutz- und Zweckbestandteile, z. B. der rauhe Stein des Untergrundes, gleichzeitig im Zusammenwirken ungezwungen eine schmückende, augenerfreuende Funktion übernehmen.

Eine solche Einheit voll innerer Durchdringung ist not, das schlechte Bauen aber kennt diesen „Monismus" nicht, sondern nur den häßlichen, unehrlichen Dualismus, daß erst das Notwendige gemacht, und dies dann verziert wird mit beliebig zufälligen Ornamentrequisiten aus dem Stilatlas, mit Köpfen, Masken, Arabesken, gleichviel ob es zum Ganzen stimmt oder nicht.

Solche Zweckästhetik erkennt man auch an den grünen Fensterladen mit ihren Ausschnitten, ihren breiten durchbrochenen Metallbändern, die auf der weißen Putzfläche eine lebhafte Musterung bilden; man erkennt sie an der Haustür, bei der die wuchtige Eisenkante am unteren Rand gleichzeitig Schutz und Schmuck des Holzes ist, und an dem Ausguck, der in Herzform mit seiner blanken Messingverkreuzung ein natürliches Ornament wird. Und man erkennt es im Inneren, im Flur, wo die gewunden aufführende Treppe mit Stabdurchbruchgeländer einen behaglichen Winkel umschreibt.

Und die Innenräume mit Holzdecke, Holzpaneel, der weißen Wand darüber, dem warm leuchtenden gelben Kachelofen, von der Sitzbank umzogen, den Fensternischen mit weißen Scheibengardinen sind von einer Wohnlichkeit und Hausheimlichkeit, gegen die sich der tapetenbeklebte Salon mit der Stuckdecke und dem Majolikaofen, mit den gähnenden Fensterlöchern und den aufsatz- und profilüberladenen Flügeltüren schämen muß.

Die gleiche Tendenz, aus dem Zweck die äußere Form abzuleiten, durch Materialehrlichkeit zu wirken und durch die behagliche Gliederung der Innenräume, die sich nach außen in der unschematischen, abwechslungsreichen Führung der Fassade ausdrückt, bemerkt man auch bei den andern Häusern in diesem Ausstellungspark. Immer ist es der Geist, der sich den Körper baut.

Und ganz vereinzelt steht das fatale Mißverständnis von Peter Behrens da, der einen Tempel mit Kuppel, Mäanderborten und Säulenportal errichtet, um darin in Rollen aufgestapeltes Linoleum zu zeigen. Merkwürdig, daß nicht auch noch Weihrauch dazu verbrannt und Harmonium dabei gespielt wird.

Die guten Bauten aber, diese Arbeiterhäuser, die Familiencottages, die Gartenpavillone können einen sehr anregenden und fruchtbringenden Einfluß üben. Der Eigenbesitz wird ja freilich, bei den schwierigen Grund- und Bodenverhältnissen in Deutschland, ein seltneres Vorrecht bleiben, aber warum kann denn nicht auch eine Etagenwohnung in solcher Gesinnung, wie sie diese Bauten zeigen, angelegt werden?

Das Charakteristikum der normalen Etagenwohnung ist, daß sie ohne Möbel und Tapezierbehandlung wüste und leer aussieht. Das kommt von den kahlen, von der Decke bis zum Boden gleichförmigen, meist übertrieben hohen Wänden, von den gähnenden, nackt, unvermittelt in die tapetenbeklebte Leibung eingesetzten langen Fenstern, die durch ihre wandzerreißende Anlage nur zu oft die Erkerbildung verhindern und durch die langweilige viereckige Schablonenform.

Die Räume aber, die man hier sieht, würden auch ohne Mobiliar deutlich zu uns sprechen: Hier ist gut sein. Das Mobiliar braucht den Raum nicht erst lebensfähig zu machen, sondern umgekehrt, der Raum in seiner ursprünglichen Anlage ist die Hauptsache und die Möbel werden aus ihm entwickelt, sie betonen und steigern die vorhandene Gliederung, sie ergeben sich aus ihm.

Besonders lehrreich bei dieser Betrachtung ist das Fensterkapitel. Die kleinen Landhäuser und das „Sächsische Haus", eine Meisterschöpfung des Professors Kreis, in seiner reinen rhythmischen Proportionsschönheit, liefern dazu

eine reiche Auswahl der Varianten. Und in jedem Fall sieht man, wie das Fenster rein durch seine Architekturanlage ohne alle Verhängungskunststücke des Tapezierers ein helles, freudiges Schmuckstück der Wand ist. Es wird vor allem immer als ein organischer Bestandteil der Wand behandelt. Es bekommt eine ganze kastenförmig in die Mauer eingelassene Holzummantelung. Statt des die Wandpfosten verhüllenden Gardinenshawls läuft breites weißes Holzrahmenwerk als Einfassung um die Fensteranlage und hebt sie kräftig heraus. Mannigfach kann die Anlage sein. Sie erscheint als eine lange, friesartige Leiste einzelner kleiner Fenster, die sich über einen in eine dreiseitige Nische eingebauten bücherregalumgebenen Sofaplatz zieht. Oder in jener, hier schon öfter erwähnten Buchtform. Oder die Fenster können eckig nach drei Seiten hinausgestellt werden, mit einem breiten Blumenraum zwischen den Doppelscheiben. Es gibt dem Raum auch einen Reiz, wenn seine Fenster nicht pedantisch gleich sind; zum langen Hauptfenster können sich kleinere seitlich gestellte Fenster gesellen, das wirkt außen wie innen abwechslungsreich.

Für Gartensalons, die vielleicht gleichzeitig Musikzimmer sind, kommt eine festliche Wirkung aus dem rondellartigen Ausbau, der von der Decke bis zum Boden verglast ist und im weißen Sprossenwerk seiner Scheiben die Blütenzweige und die grüne Rasenfläche faßt.

Das weiße Sprossenwerk der Verglasung, das vom achtzehnten Jahrhundert und der Biedermeierzeit so geliebt wurde, das im englischen Landhaus stets verwendet wird und langsam auch bei uns zur Wiederkehr kommt, ist außerordentlich wirkungsvoll. In einfacher Viereckmusterung oder in Kurvenlinien oder in reicherer Figuration als Medaillonoval von seitlichen Stäbchen gehalten, gliedert es die unpersönliche glatte Scheibe. Es zieht eine Abschlußgrenze gegen die Außenwelt, es sammelt die bunte Schaubeute nach innen. Solch Fenster ist kein in die Mauer geschlagenes und vom Glaser zugedecktes Loch, sondern eine Wandvignette, und mit dem Blumenbrett und den kapriziösen, an japanische Arrangements erinnernden Ausschnitten und Überschneidungen der Baumzweige des Gartens in seinem Sprossenwerk ein lebendes Bild in der Wand. Es kann auch in seiner ganzen Dimension als Lichtquelle ausgenutzt werden, da seine Einfassung durch keine Stoffdrapierung verhüllt zu werden braucht. Nur Vitrages, Scheibengardinen, die orange oder grün schön zum weißen Holze stimmen, sind gegen die Sonne oder für den abendlichen Abschluß nötig.

Solche anmutigeren Nuancierungen sollten künftig doch auch der Mietswohnung nicht fehlen. In Berlin sind in neuerer Zeit von Albert Geßner in seinen Charlottenburger Häusern Versuche der Art gemacht worden, auch architektonische Wandteilungen, Nischenaus- und -einbauten in den Zimmern, Höfe im Grünen mit Brunnen, geschmackvolle Treppen- und Fluranlagen zeichnen diese Häuser aus. Aber all das, was in kultivierten Vergangenheiten als ein selbstverständliches galt, wird jetzt, da es technisch neugestaltet, hygienisch, ästhetisch für moderne Bedürfnisse eingerichtet wiederkehrt, als „Kunst", als Luxus von den Architekten bewertet und muß teuer mit einem Liebhaberpreis vom Mieter bezahlt werden.

Demgegenüber können die schlichten, bescheiden berechneten und so gelungenen Musterhäuser der Dresdener Ausstellung auch eine wirtschaftliche Lehre sein. Die Gesinnung dieser Bauweise müßte eben allgemeiner werden, wieder zu einer Selbstverständlichkeit; der Hausbau würde kaum teurer kommen

als die überladene Surrogatwirtschaft, die wie früher in falscher Renaissance, so jetzt in einem ekeln „Sezessions“stil Ornamente klebt, statt einen Bau zu gestalten.

Die wirtschaftlich-soziale Überlegung findet man, wie später noch näher gezeigt werden soll, auch bei den Inneneinrichtungen. Fast einhundertvierzig Interieurs gibt es hier zu durchqueren, und diese Expedition gleicht einer ästhetischen Seelenwanderung durch die mannigfachsten Temperamente und Wesenheiten und durch alle nur möglichen Kasten, vom luxus-phantastischen Artisten bis zum Kleinbürger, Landmann und Arbeiter.

An den Luxus-Interieurs findet die Kritik am meisten auszusetzen. Vielleicht ist unsere Bewegung noch zu jung, um sicher und taktvoll kostbare Mittel zu einer glänzenden und dabei ruhevoll abgetönten Harmonie zu stimmen. Gelungenes in solcher Tonart ward bei Besprechung der Öffentlichkeitskultur schon erwähnt, Pankoks Repräsentationszimmer vor allem.

Von gutkomponierten Festräumen der Privatwohnung verdient den Preis das Speisezimmer von Bruno Paul, weiß lackiert, mit Möbeln aus mattgelb schönadrigem Zitronenholz, reich intarsiert. An den altenglischen Queen Anne-Stil mit seinen flach-schlanken, aus der Wand sich entwickelnden Möbeldimensionen, seiner edlen Feingliedrigkeit, seiner Freude an der Stabwerkverglasung der Schränke in ovalen oder länglichen Karos, seinen mattgelben, schüsselförmigen Schlüssellochplatten, seinen zierlichen Kommodenformen klingt die Note dieses Zimmers an. Und zweifellos ist es von außerordentlicher Distinktion.

Auch der sächsische Architekt Professor Kreis hat eine kultivierte Hand, patrizischem Besitz einen Rahmen zu geben und dem Alten Neues zuzugesellen, das sich, da es rasseecht ist, leicht einstimmt.

Rudolf und Fia Wille, die kostbare Hölzer mit reichem Durchbruch und Perlmutterintarsien mischen, treffen gleichfalls jene Vereinigung des Kostbaren und Komfortgemäßen, so daß der Luxus nicht prahlerischer Selbstzweck, sondern immer nur das Dienende bleibt, ein reicher Vasall im Sold einer höheren Aufgabe.

Van de Velde, der so kluge und anregungsvolle Mathematiker, der Ingénieur der reinen Form, der Puritaner, der jedes Möbel als ein sichtliches Bekenntnis seiner statischen Verhältnisse von Last und Stütze darstellen will, Möbel als dynamische Formeln und Parallelogramme der Kräfte, scheint jetzt in Weimar seine konstruktiven Prinzipien schmuckhafter und kostbarer aussprechen zu wollen. In einem Rauchzimmer zieht er eine Vertäfelung aus gerilltem, mattvergoldetem Holz als Rahmenwerk um die Gemälde von Maurice Denis, feierliche Pastoralen mit hymnischen Reigen auf grünenden Auen; ein Speisezimmer ist weiß lackiert, fast kokett, und die Ränder der Schübe in Silber montiert. Das ist freilich besonders und nicht gewöhnlich und doch zwingt es nicht zur Zustimmung, so wenig wie van de Veldes Museumshalle, die sechseckig, gekuppelt ihre Konstruktion durch die messingmontierten Rippenlinien des Stucks betont, aber im Übergreifen des Stuckornaments in die Marmorwandbekleidung und überhaupt in dem Zusammenstimmen der Materialien nicht überzeugend ist und auch in seiner Sprache keinen Einklang findet zu den Wandbildern Ludwig von Hofmanns, Ideallandschaften und Orpheusgefilden voll festlicher Chöre.

Auch Peter Behrens weckt Widerspruch, vor allem mit seiner Wandbehandlung und seinen Farben. Ein im Mobiliar sonst streng und seriös ge-

haltenes Zimmer, das eine tiefe, warme Wandbespannung am besten vertrüge, wird mit einer an Vorsatzpapiere erinnernden Tapete mit bunt geschilderten Leisten ausgeklebt. Und recht schlimm ist es um den Musiksaal bestellt. Behrens hat die fixe Idee eines Liniensystems, er zieht auf jeder Fläche die Kontur noch einmal nach. Viereckige Träger bekommen auf jeder Seite ihr Viereck blau aufgemalt. Behrens kann keine freie Wandstelle sehen, er zeichnet sofort Rechteckkombinationen darauf, und die Farben weiß, gelbbraun, tütenblau wirken vulgär. Das hübsche Motiv, transparente, schimmernde Marmorfüllungen in eine Wand einzusetzen, an San Mignatos Alabasterfenster erinnernd, wird verdorben durch ein darunter gezeichnetes störendes Arabeskenwerk. Und die andere Wandfüllung aus schwarzem Spiegelglas trägt auch nicht dazu bei, diesem Raum die ihm gemäße Stimmung der künstlerischen Sammlung und Andacht zu geben.

Zusammenhänge mit Vergangenheitsstilen lassen sich noch konstatieren. Wirksam und persönlich knüpft die stattliche Bremer Halle mit ihrer stolzen Treppe und ihrem Familiensitz an hanseatische Tradition an.

Empire- und Biedermeierecho hört man geschmackvoll, wenn auch etwas weichlich bei Rudolf Alexander Schröder. Eine Enttäuschung aber ist das Damenzimmer, das die Empireseele des zarten Heinrich Vogeler sich geträumt. Nicht weil es ein Puppenheim ist, ein Nestchen, sondern weil es sich als ein empfindliches Geschmacksversagen kompromittiert. Es ist nicht süß, sondern süßlich fad, in einem Mondaminstil, mit seinen rosa Reliefrosenknospen an den weißen Schränken, und ein unerträgliches Mißverhältnis dazu ist der große Kamin mit seiner an sich guten Metallbehelmung, die nur viel zu wuchtig für diese Marzipanherrlichkeit ist. Er droht, dieses zuckrige Spielzeug in seinem Rachen zu verschlingen.

Biedermeierlich kommen E. R. Weiß und Schulze-Naumburg. So sympathisch und traulich dies schlichte Mobiliar aus der hellflammigen Birke ist, so muß doch etwas zur Vorsicht gemahnt werden. Manches in diesen Meierein wirkt mit seinen blumigen, streifigen, an Almanach-Enveloppen erinnernden Stoffen nicht mehr als Wohnraum, sondern als Stilfexerei, als Kuriositätsscherz, als Interieurmaskerade, vergleichbar dem großgemusterten Krinolinkostüm, mit dem die Bankdirektorsgattin auf die Sezessionsredoute geht. Hier stimmt etwas nicht.

Neben solchen artistischen Interieurs, in denen die Handarbeit vorherrscht, sieht man dann eine große Anzahl bürgerlicher Zimmer bis zu der einfachsten Einrichtung jener Arbeiterwohnungen, von denen ein Exemplar (Wohnstube, Schlafstube, Küche und Flur) 337,50 Mark kostet.

Diese Möbel stammen meist aus den „Dresdener Werkstätten“, ihre Entwürfe sind von Richard Riemenschmied, kräftig, handfest, in frischen Farben, grün oder blau, in guten Maßen gewachsen, die Stühle bequem, breit, mit Geflecht, die Sofabank mit Sprossengeländer, ausgefüllt mit dicken, rupfenbezogenen Kissen.

Mit der Maschine sind diese Möbel gefertigt. Und die Maschine soll überhaupt stärker herangezogen werden für diese wirtschaftlichen Aufgaben. Das anfängliche Odium, das unsere von der Kunst kommenden Möbelarchitekten gegen die Maschine hatten, richtete sich gegen den Mißbrauch, Handwerkskunst alter Zeit in Maschinen-Massenproduktion charakterlos verflachend nachzuahmen, z. B. Treibarbeit durch Stanzen.

Werden aber der Maschine Leistungen zugewiesen, die der maschinellen Eigenart entsprechen, und die nichts anders sein wollen als korrekte Maschinenresultate, so läßt sich gegen deren Ehrlichkeit nichts einwenden, sie sind dann echte Sprößlinge ihres technischen Zeitalters und können späteren Generationen genau so Zeitzeugnis ablegen, wie es die Handwerksarbeit früherer Jahrhunderte tat. Gerade Riemenschmied mit seinem ausgebildeten technischen Sinn — man hat ihn einen Möbel-Ingenieur genannt — eignet sich gut dazu, die Maschine in den Dienst solcher Erkenntnis zu spannen und sie auf den rechten Weg zu leiten. Durch die reinliche Scheidung, daß nun die Maschine ihr eigenes zukommendes Werk legitim in sachlicher, technischer Schönheit, als Abbild ihres eigenen Wesens, ausführt und nicht mit Surrogaten schillert, gewinnt indirekt auch die individuelle Handarbeit und die künstlerisch gesteigertere, schmuck- und phantasiereichere Innenkunst. Die Maschine pfuscht dem Handwerk nicht mehr ins Handwerk, und jedes strebt in seiner Sphäre nach seiner ihm gesetzten und möglichen Vollkommenheit.

Und hier merkt man, wieviel „Moral", Moral der Ehrlichkeit, der Reinlichkeit und des guten Gewissens dieser Bewegung doch im letzten Grunde unaufdringlich, frei natürlich innewohnt.



Vom falschen Schmuckbedürfnis

In der „Werkkunst", der eine gesunde Überführung der Kunst ins wirkliche Leben anstrebenden „Zeitschrift des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin", stimmt ein Mitarbeiter das alte Klagelied über den Hang zur falschen Dekoration an. „Diese Sucht, alles auszuschmücken, hat das Gefühl für gesunde Echtheit und Einfachheit der Gebrauchsgegenstände ebenso zerstört, wie sie das Verlangen nach wirklichen Kunstwerken beeinträchtigt. „Der Begriff ‚Dekorationsdiwan' besagt so ziemlich alles. Ihm schließt sich eine lange Reihe von Objekten würdig an, deren wesentliche Bestimmung darin liegt, zu ‚dekorieren'. Wir finden Dekorationsteller, die niemals Speise fassen können, Dekorationsvasen und ebensolche Krüge, die weder Blumen noch Wasser oder Wein aufzunehmen geeignet sind. ‚Dekorationssäulen' an den Schranktüren, die nichts tragen, sondern nur angeklebt sind und mit den Türen auf- und zugehen, Zigarrenabschneider, die mit dem Kopfe Bismarcks oder Moltkes ‚dekoriert' sind, Biergläser mit aufgemalten blauen Zwetschgen, andere Gläser oder Krüge, die den Leib eines Pfäffleins oder eines Gnomen vorstellen, Glasmalereien, die keine sind, sondern klägliche Imitationen, an die Fensterscheiben zu hängen, um das ohnehin spärliche Tageslicht aus unseren Großstadtwohnungen gänzlich zu bannen, Blumen und Pflanzen, den lebenden, echten, getreulich nachgebildet, künstliche Palmen mit verzweifelt ausgestreckten starren Blätterfingern, Blattwerk und Guirlanden in allen Formen an Gefäßen und in harmonischem Wetteifer mit all diesem Unrat schlechte Bilder, japanische Schirme, Fächer 2c., mit denen die Wände ‚geschmückt' sind.

„Der kategorische Imperativ ‚Schmücke dein Heim' ist der Urheber dieses erborgten fälschlichen Luxus. Aber wir finden es auf den Straßen nicht besser.

Gerade hält der Postwagen vor dem Hause, der Blick fällt auf das kleine Jalousienfenster, das unbegreiflicherweise an dem Wagen angebracht ist. Aber es ist gar kein wirkliches Fenster, es ist nur – aufgemalt. Wozu? Darauf gibt es ebensowenig eine befriedigende Antwort wie auf die Frage, welchen Sinn die winzigen Balkons und Erker an den Häusern haben, die so klein sind, daß sie keines Menschen Fuß betreten kann. Sie dienen augenscheinlich bloß als ‚Dekoration', wie jene lächerlichen maulaufreißenden Masken, mit denen die Hausfassaden bis ins oberste Stockwerk ‚verziert' sind. Wie das Innere und Äußere der Häuser und der Läden ist, so sind natürlich auch die neuen Straßen und Plätze. Sie haben Parkanlagen und Monumente, die nichts weiter vorstellen, als sogenannte ‚Dekorationen'.

„Die Vorgeschrittenen wehren sich und erklären: Bitte, der Dekorationsdiwan ist überwunden, wir haben ein englisches Zimmer! — Das englische Zimmer hat einen mächtigen Kamin, von einem riesigen Feuermantel überwölbt, darunter ein offenes Kohlenfeuer, oder nicht? Ach nein, es ist Gasheizung, auf künstliche Weise Kohlenfeuer vortäuschend, und statt des Dekorationsdiwans findet sich ein sogenannter Zierschrank vor, mit getriebenen Kupferbändern, die aber nichts zu halten haben, sondern den Türen, die in Scharnieren laufen, aufgenagelt sind!

„Wozu der Feuermantel, wozu das künstliche Kohlenfeuer, wozu der Zierschrank, wozu die aufgenagelten Kupferbänder? Darauf hört man die stehende Antwort: Weil's halt so schön ist, wissen Sie, der Dekoration wegen! Man sieht, diese Modernisierung gibt dem Dekorationsdiwan und dem ganzen alten Geschnas nichts nach. Stellen Sie ein wirkliches Kunstwerk hinein, so sieht es in solcher Umgebung doch nach nichts aus!" — Gewiß nicht, denn es kann nicht überzeugen, wenn es mit Unwahrheit eng verbunden erscheint. Auf die Wahrhaftigkeit kommt es an: man darf nirgends mehr scheinen wollen, als man ist; es braucht nichts verleugnet zu werden, was wir brauchen. Die Wahrheit in der Gestaltung der Gebrauchsgegenstände wird diese brauchbarer und in sich schöner machen; den „bewußten" Schmuck überlasse man dem Kunstwerk, das nichts anderes sein will, als Kunst.





Erinnerungen an Beethoven

Von

Ferdinand Ries

In der Unmasse der Beethoven-Literatur nimmt ein vor siebzig Jahren erschienenes kleines Buch noch heute eine bevorzugte Stellung ein. Es führt den bescheidenen Titel „Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven". Trotzdem ist das Büchlein weniger veraltet, als manche äußerlich stattliche Biographie des Tonhelden. Es kann überhaupt nicht veralten. Denn seine beiden Verfasser bieten Selbsterlebtes, geben ihr Wissen rein und bescheiden; beide aber liebten auch Beethoven und diese Liebe hatte ihnen geholfen, den oft wunderlich scheinenden Menschen zu verstehen. Franz Wegeler war Beethovens Freund seit dessen Knabentagen; er hat dem fünf Jahre jüngeren Musiker die Freundschaft lange übers Grab hinaus bewahren können. Ferdinand Ries ist fast der einzige Fachmusiker, der sich Beethovens Schüler nennen durfte. Als 1838 das Büchlein erschienen war, meinte Schumann: „Man kann nicht los davon." Ich glaube, es geht auch heute jedem so, der es zur Hand nimmt. Das ist jetzt nicht mehr so schwierig; denn vor kurzem hat der unermüdliche Herausgeber von verschollenen oder vergrabenen Dokumenten zu Beethovens Leben, Alfr. Chr. Kalischer, im Verlag von Schuster & Löffler zu Berlin einen Neudruck der Schrift herausgegeben, der sich nicht nur durch geschmackvolle Aufmachung auszeichnet, sondern auch die mancherlei kleinen Irrtümer berichtigt. Da aber das Büchlein doch wohl nur in die Hände der eifrigen Musikliebhaber kommt, teilen wir hier aus den Erinnerungen von Ries eine größere Zahl von Einzelheiten mit, die für jeden von Interesse sind, der sich von der einzigartig fesselnden Persönlichkeit des genialen Meisters angezogen fühlt.

* * *

Im Jahre 1803 komponierte Beethoven in Heiligenstadt, einem anderthalb Stunden von Wien gelegenen Dorfe, seine dritte Symphonie (jetzt unter dem Titel: Sinfonia eroica bekannt). Beethoven dachte sich bei seinen Kompositionen oft einen bestimmten Gegenstand, obschon er über musikalische Malereien häufig lachte und schalt, besonders über kleinliche der Art. Hierbei

mußten „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“ von Haydn manchmal herhalten, ohne daß Beethoven jedoch Haydns höhere Verdienste verkannte, wie er denn namentlich bei vielen Chören und anderen Sachen Haydn die verdiensteten Lobsprüche erteilte. Bei dieser Symphonie hatte Beethoven sich Buonaparte gedacht, aber diesen, als er noch erster Konsul war. Beethoven schätzte ihn damals außerordentlich hoch, und verglich ihn den größten römischen Konsuln. Sowohl ich als mehrere seiner näheren Freunde haben diese Symphonie schon in Partitur abgeschrieben, auf seinem Tische liegen gesehen, wo ganz oben auf dem Titelblatte das Wort „Buonaparte“, und ganz unten „Luigi van Beethoven“ stand, aber kein Wort mehr. Ob und womit die Lücke hat ausgefüllt werden sollen, weiß ich nicht. Ich war der erste, der ihm die Nachricht brachte, Buonaparte habe sich zum Kaiser erklärt, worauf er in Wut geriet und ausrief: „Ist der auch nichts anders, wie ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeize fröhnen; er wird sich nun höher wie alle andern stellen, ein Tyrann werden!“ Beethoven ging an den Tisch, faßte das Titelblatt oben an, riß es ganz durch und warf es auf die Erde. Die erste Seite wurde neu geschrieben und nun erst erhielt die Symphonie den Titel: Sinfonia eroica. Späterhin kaufte der Fürst Lobkowitz diese Komposition von Beethoven zum Gebrauche auf einige Jahre, wo sie dann in dessen Palais mehrmals gegeben wurde. Hier geschah es, daß Beethoven, der selbst dirigierte, einmal im zweiten Teile des ersten Allegros, wo es so lange durch halbierte Noten gegen den Takt geht, das ganze Orchester so herauswarf, daß wieder von vorn angefangen werden mußte.

Auf einem Spaziergange sprach ich ihm einmal von zwei reinen Quinten, die auffallend und schön in einem seiner ersten Violinquartette in C-moll klingen. Beethoven wußte sie nicht und behauptete, es sei unrichtig, daß es Quinten wären. Da er die Gewohnheit hatte, immer Notenpapier bei sich zu tragen, so verlangte ich es und schrieb ihm die Stelle mit allen vier Stimmen auf. Als er nun sah, daß ich recht hatte, sagte er: „Nun! und wer hat sie denn verboten?“ — Da ich nicht wußte, wie ich die Frage nehmen sollte, wiederholte er sie einigemal, bis ich endlich voll Erstaunen antwortete: „Es sind ja doch die ersten Grundregeln.“ Die Frage wurde noch einmal wiederholt und darauf sagte ich: „Marpurg, Kirnberger, Fuchs 2c. 2c., alle Theoretiker!“ — „Und so erlaube ich sie!“ war seine Antwort.

Die drei Solo-Sonaten (Opus 31) hatte Beethoven an Nägeli in Zürich versagt, während sein Bruder Karl (Kaspar), der sich, leider! immer um seine Geschäfte bekümmerte, diese Sonaten an einen Leipziger Verleger verkaufen wollte. Es war öfters deswegen unter den Brüdern Wortwechsel, weil Beethoven sein einmal gegebenes Wort halten wollte. Als die Sonaten auf dem Punkte waren, weggeschickt zu werden, wohnte Beethoven in Heiligenstadt. Auf einem Spaziergange kam es zwischen den Brüdern zu neuem Streite, ja endlich zu Tätlichkeiten. Am andern Tage gab er mir die Sonaten, um sie auf der Stelle nach Zürich zu schicken, und einen Brief an seinen Bruder, der in einen andern an Stephan von Breuning zum Durchlesen eingeschlagen war. Eine schönere Moral hätte wohl keiner mit gütigerem Herzen predigen können, als Beethoven seinem Bruder über sein gestriges Betragen. Erst zeigte er es ihm unter der wahren, verachtungswerten Gestalt, dann verzieh er ihm alles, sagte ihm aber auch eine üble Zukunft vorher, wenn er sein Leben und Be-

tragen nicht völlig ändere. Auch der Brief, den er an Breuning geschrieben hatte, war ausgezeichnet schön.

Beethoven verschaffte mir ein Engagement als Klavierspieler beim Grafen Browne. Dieser hielt sich eine Zeitlang in Baden bei Wien auf, wo ich häufig abends Beethovensche Sachen, teils von den Noten, teils auswendig vor einer Versammlung von gewaltigen Beethovianern spielen mußte. Hier konnte ich mich überzeugen, wie bei den meisten schon der Name allein hinreicht, alles in einem Werke schön und vortrefflich, oder mittelmäßig und schlecht zu finden. Eines Tages, des Auswendigspielens müde, spielte ich einen Marsch, wie er mir gerade in den Kopf kam, ohne irgend eine weitere Absicht. Eine alte Gräfin, die Beethoven mit ihrer Anhänglichkeit wirklich quälte, geriet darüber in ein hohes Entzücken, da sie glaubte, es sei etwas Neues von demselben, was ich, um mich über sie sowohl als über die andern Enthusiasten lustig zu machen, nur zu schnell bejahte. Unglücklicherweise kam Beethoven selbst den nächsten Tag nach Baden. Als er nun des Abends beim Grafen Browne kaum ins Zimmer trat, fing die Alte gleich an, von dem äußerst genialen, herrlichen Marsche zu sprechen. Man denke sich meine Verlegenheit. Wohl wissend, daß Beethoven die alte Gräfin nicht leiden konnte, zog ich ihn schnell beiseite und flüsterte ihm zu, ich hätte mich nur über ihre Albernheit belustigen wollen. Er nahm die Sache zu meinem Glücke sehr gut auf, aber meine Verlegenheit wuchs, als ich den Marsch wiederholen mußte, der nun viel schlechter geriet, da Beethoven neben mir stand. Dieser erhielt nun von allen die außerordentlichsten Lobsprüche über sein Genie, die er ganz verwirrt und voller Grimm anhörte, bis sich dieser zuletzt durch ein gewaltiges Lachen auflöste. Später sagte er mir: „Sehen Sie, lieber Ries, das sind die großen Kenner, welche jede Musik so richtig und so scharf beurteilen wollen. Man gebe ihnen nur den Namen ihres Lieblings; mehr brauchen sie nicht.“

Eines Abends sollte ich beim Grafen Browne eine Sonate von Beethoven (A moll, Opus 23) spielen, die man nicht oft hört. Da Beethoven zugegen war und ich diese Sonate nie mit ihm geübt hatte, so erklärte ich mich bereit, jede andere, nicht aber diese vorzutragen. Man wendete sich an Beethoven, der endlich sagte: „Nun, Sie werden sie wohl so schlecht nicht spielen, daß ich sie nicht anhören dürfte.“ So mußte ich. Beethoven wendete, wie gewöhnlich, mir um. Bei einem Sprunge in der linken Hand, wo eine Note recht herausgehoben werden soll, kam ich völlig daneben und Beethoven tupfte mit einem Finger mir an den Kopf, was die Fürstin L., die mir gegenüber auf das Klavier gelehnt saß, lächelnd bemerkte. Nach beendigtem Spiele sagte Beethoven: „Recht brav, Sie brauchen die Sonate nicht erst bei mir zu lernen. Der Finger sollte Ihnen nur meine Aufmerksamkeit beweisen.“

Später mußte Beethoven spielen und wählte die D-moll-Sonate (Opus 31), welche eben erst erschienen war. Die Fürstin, welche wohl erwartete, auch Beethoven würde etwas verfehlen, stellte sich nun hinter seinen Stuhl und ich blätterte um. Bei dem Takte 53 in 54 verfehlte Beethoven den Anfang und anstatt mit 2 und 2 Noten herunterzugehen, schlug er mit der vollen Hand jedes Viertel (3—4 Noten zugleich) im Heruntergehen an. Es lautete, als sollte ein Klavier ausgeputzt werden. — Die Fürstin gab ihm einige, nicht gar sanfte Schläge an den Kopf, mit der Äußerung: „Wenn der Schüler einen Finger für eine verfehlte Note erhält, so muß der Meister bei größeren Fehlern mit vollen Händen bestraft werden.“ Alles lachte und Beethoven zuerst. Er fing

nun aufs neue an und spielte wunderschön, besonders trug er das Adagio unnachahmlich vor.

Wenn Beethoven mir Lektion gab, war er, ich möchte sagen, gegen seine Natur auffallend geduldig. Ich mußte dieses, sowie sein nur selten unterbrochenes freundschaftliches Benehmen gegen mich größtenteils seiner Anhänglichkeit und Liebe für meinen Vater zuschreiben. So ließ er mich manchmal eine Sache zehnmal, ja noch öfter, wiederholen. In den Variationen in F dur, der Fürstin Odescalchi gewidmet (Opus 34), habe ich die letzten Adagio-Variationen siebenzehnmal fast ganz wiederholen müssen; er war mit dem Ausdrucke in der kleinen Kadenz immer noch nicht zufrieden, obschon ich glaubte, sie ebensogut zu spielen wie er. Ich erhielt an diesem Tage beinahe zwei volle Stunden Unterricht. Wenn ich in einer Passage etwas verfehlte oder Noten und Sprünge, die er öfter recht herausgehoben haben wollte, falsch anschlug, sagte er selten etwas; allein wenn ich am Ausdrucke, an Crescendos usw., oder am Charakter des Stückes etwas mangeln ließ, wurde er aufgebracht, weil, wie er sagte, das erstere Zufall, das andere Mangel an Kenntnis, an Gefühl oder an Achtsamkeit sei. Ersteres geschah auch ihm gar häufig, sogar wenn er öffentlich spielte.

Beethoven war äußerst gutmütig, aber ebenso leicht gereizt und mißtrauisch, wovon die Quelle in seiner Harthörigkeit, mehr aber noch in dem Betragen seiner Brüder lag. Seine erprobtesten Freunde konnten leicht durch jeden Unbekannten bei ihm verleumdet werden, denn er glaubte nur zu schnell und unbedingt. Er machte alsdann dem Beargwohnten keine Vorwürfe, begehrte keine Erklärung, sondern zeigte auf der Stelle in seinem Betragen gegen ihn den größten Trotz und die höchste Verachtung. Da er in allem außerordentlich heftig war, so suchte er auch beim vermeinten Feinde die empfindlichste Seite auf, um ihm seinen Zorn zu beweisen. Daher wußte man häufig nicht, woran man mit ihm war, bis sich die Sache, und zwar meistens zufällig, aufklärte. Dann suchte er aber auch sein Unrecht ebenso schnell und wirksam wieder gut zu machen.

Besonders bemühten sich seine Brüder, alle näheren Freunde von ihm fern zu halten, und was diese auch immer Schlechtes gegen ihn trieben, wovon man ihn vollständig überzeugte, so kostete es ihnen nur ein paar Tränen, und gleich vergaß er alles. Er pflegte dann zu sagen: „Es ist doch immer mein Bruder", und der Freund bekam Vorwürfe für seine Gutmütigkeit und Offenheit.

Beethoven litt nämlich schon im Jahr 1802 [in Wirklichkeit bereits 1800] verschiedenemal am Gehör, allein das Übel verlor sich wieder. Die beginnende Harthörigkeit war für ihn eine so empfindliche Sache, daß man sehr behutsam sein mußte, ihn durch lauteres Sprechen diesen Mangel nicht fühlen zu lassen. Hatte er etwas nicht verstanden, so schob er es gewöhnlich auf seine Zerstreutheit, die ihm allerdings in höherem Grade eigen war. Er lebte viel auf dem Lande, wohin ich denn öfter kam, um eine Lektion zu erhalten. Zuweilen sagte er dann morgens um acht Uhr nach dem Frühstück: „Wir wollen erst ein wenig spazieren gehen." Wir gingen, kamen aber mehrmals erst um 3—4 Uhr zurück, nachdem wir auf irgend einem Dorfe etwas gegessen hatten. Auf einer dieser Wanderungen gab Beethoven mir den ersten auffallenden Beweis der Abnahme seines Gehörs, von der mir schon Stephan von Breuning gesprochen hatte. Ich machte ihn nämlich auf einen Hirten aufmerksam, der auf einer

Flöte, aus Fliederholz geschnitten, im Walde recht artig blies. Beethoven konnte eine halbe Stunde hindurch gar nichts hören und wurde, obschon ich ihm wiederholt versicherte, auch ich höre nichts mehr (was indes nicht der Fall war), außerordentlich still und finster. — Wenn er ja mitunter einmal lustig erschien, so war er es meistens bis zur Ausgelassenheit, doch geschah dieses nur selten.

Bei einem ähnlichen Spaziergange, auf dem wir uns so verirrten, daß wir erst um 8 Uhr nach Döbling, wo Beethoven wohnte, zurückkamen, hatte er den ganzen Weg über für sich gebrummt oder teilweise geheult, immer herauf oder herunter, ohne bestimmte Noten zu singen. Auf meine Frage, was es sei, sagte er: „Da ist mir ein Thema zum letzten Allegro der Sonate eingefallen" (in F moll Opus 57). Als wir ins Zimmer traten, lief er, ohne den Hut abzunehmen, ans Klavier. Ich setzte mich in eine Ecke, und er hatte mich bald vergessen. Nun tobte er wenigstens eine Stunde lang über das neue, so schön dastehende Finale in dieser Sonate. Endlich stand er auf, war erstaunt, mich noch zu sehen, und sagte: „Heute kann ich Ihnen keine Lektion geben, ich muß noch arbeiten."

Einst machte er ernstlich den Plan zu einer gemeinschaftlichen großen Reise, wo ich alle Konzerte einrichten und seine Klavierkonzerte sowohl als andere Kompositionen spielen sollte. Er selbst wollte dirigieren und nur phantasieren. Letzteres war freilich das Außerordentlichste, was man hören konnte, besonders wenn er gut gelaunt oder gereizt war. Alle Künstler, die ich je phantasieren hörte, erreichten bei weitem nicht die Höhe, auf welcher Beethoven in diesem Zweige der Ausübung stand. Der Reichtum der Ideen, die sich ihm aufdrangen, die Launen, denen er sich hingab, die Verschiedenheit der Behandlung, die Schwierigkeiten, die sich darboten oder von ihm herbeigeführt wurden, waren unerschöpflich.

Einst als wir nach beendigter Lektion über Themas zu Fugen sprachen, ich am Klavier und er neben mir saß und ich das erste Fugenthema aus Grauns Tod Jesu spielte, fing er an mit der linken Hand es nachzuspielen, brachte dann die rechte dazu und arbeitete es nun, ohne die mindeste Unterbrechung, wohl eine halbe Stunde durch. Noch kann ich nicht begreifen, wie er es so lange in dieser höchst unbequemen Stellung hat aushalten können. Seine Begeisterung machte ihn für äußere Eindrücke unempfindlich.

Eine künstlerisch sehr auffallende Sache trug sich zu mit einer seiner letzten Solo-Sonaten (in B dur mit der großen Fuge Opus 106), die gestochen 41 Seiten lang ist. Beethoven hatte mir diese nach London zum Verkaufe geschickt, damit sie dort zu gleicher Zeit wie in Deutschland herauskommen sollte. Als der Stich derselben beendigt war und ich täglich auf einen Brief wartete, der den Tag der Herausgabe bestimmen sollte, erhielt ich zwar diesen, allein mit der auffallenden Weisung: „Setzen Sie zu Anfang des Adagio (welches 9 bis 10 Seiten im Stiche ist) noch diese zwei Noten als ersten Takt dazu."

Ich gestehe, daß sich mir unwillkürlich die Idee aufdrang: „Sollte es wirklich bei meinem lieben alten Lehrer etwas spuken?" Ein Gerücht, welches mehrfach verbreitet war. Zwei Noten zu einem so großen durch und durch gearbeiteten, schon ein halbes Jahr vollendeten Werke nachzuschicken!! Allein wie stieg mein Erstaunen bei der Wirkung dieser zwei Noten. Nie können ähnlich effektvolle, gewichtige Noten einem schon vollendeten Stücke zugesetzt

werden, selbst dann nicht, wenn man es beim Anfange der Komposition schon beabsichtigte. Ich rate jedem Kunstliebenden, den Anfang dieses Adagios zuerst ohne und nachher mit diesen zwei Noten, welche nunmehr den ersten Takt bilden, zu versuchen, und es ist kein Zweifel, daß er meine Ansicht teilen wird.

Als Prinz Louis Ferdinand in Wien war, gab eine alte Gräfin eine kleine musikalische Abendunterhaltung, zu der natürlich auch Beethoven eingeladen wurde. Als man zum Nachtessen ging, waren an dem Tische des Prinzen nur für hohe Adelige Gedecke bestimmt, also für Beethoven nicht. Er fuhr auf, sagte einige Derbheiten, nahm seinen Hut und ging.

Einige Tage später gab Prinz Louis ein Mittagessen, wozu ein Teil dieser Gesellschaft, auch die alte Gräfin, geladen war. Als man sich zu Tische setzte, wurde die Gräfin auf die eine, Beethoven auf die andere Seite des Prinzen gewiesen, eine Auszeichnung, deren er immer mit Vergnügen erwähnte.

Etikette und was dazu gehörte, hatte Beethoven nie gekannt und wollte sie auch nie kennen. So brachte er durch sein Betragen die Umgebung des Erzherzogs Rudolf, als Beethoven anfänglich zu diesem kam, gar oft in große Verlegenheit. Man wollte ihn nun mit Gewalt belehren, welche Rücksichten er zu beobachten habe. Dieses war ihm jedoch unerträglich. Er versprach zwar, sich zu bessern, aber — dabei blieb's. Endlich drängte er sich eines Tages, als man ihn, wie er es nannte, wieder hofmeisterte, höchst ärgerlich zum Erzherzoge, erklärte grade heraus, er habe gewiß alle mögliche Ehrfurcht für seine Person, allein die strenge Beobachtung aller Vorschriften, die man ihm täglich gäbe, sei nicht seine Sache. Der Erzherzog lachte gütmütig über den Vorfall und befahl, man solle Beethoven nur seinen Weg ungestört gehen lassen, er sei nun einmal so.

Beethoven brauchte viel Geld, obschon er wenig Gutes oder Ordentliches dafür genoß, denn er lebte sehr einfach. Als er Leonore komponierte, hatte er für ein Jahr freie Wohnung im Wiedner-Theater; da diese aber nach dem Hofe zu lag, so behagte sie ihm nicht. Er mietete sich also zu gleicher Zeit ein Logis im Roten Haus an der Alsterkaserne, wo auch Stephan v. Breuning wohnte. Als der Sommer kam, nahm er eine Wohnung in Döbling auf dem Lande, und infolge eines Streites mit Stephan v. Breuning (worauf sich Beethovens Brief an mich vom 24. Juli 1804 über Breunings Betragen mit dem Hausmeister, den Breuning als Zeugen für seine Angabe vorführte, bezieht), trug er mir auf, ein Logis auf der Bastei zu suchen. Ich wählte nun auf der Mölkerbastei im Pasquillatischen Hause eine Wohnung im vierten Stocke, wo eine sehr schöne Aussicht war, und so hatte Beethoven vier Wohnungen zugleich.

Er zog aus letzterer mehrmals aus, kam aber immer wieder dahin zurück, so daß, wie ich später hörte, der Baron Pasquillati gutmütig genug, wenn Beethoven auszog, sagte: „Das Logis wird nicht vermietet, Beethoven kömmt schon wieder."

Beethoven hatte mir sein schönes Konzert in C moll (Opus 37) noch als Manuskript gegeben, um damit zum ersten Male öffentlich als sein Schüler aufzutreten; auch bin ich der einzige, der zu Beethovens Lebzeiten je als solcher auftrat.

Außer mir erkannte er nur noch den Erzherzog Rudolf als Schüler an. Beethoven selbst dirigierte und drehte nur um, und vielleicht wurde nie

ein Konzert schöner begleitet. Wir hielten zwei große Proben. Ich hatte Beethoven gebeten, mir eine Kadenz zu komponieren, welches er abschlug und mich anwies, selbst eine zu machen, er wolle sie korrigieren. Beethoven war mit meiner Komposition sehr zufrieden und änderte wenig; nur war eine äußerst brillante und sehr schwierige Passage darin, die ihm zwar gefiel, zugleich aber zu gewagt schien, weshalb er mir auftrug, eine andere zu setzen. Acht Tage vor der Aufführung wollte er die Kadenz wieder hören. Ich spielte sie und verfehlte die Passage; er hieß mich noch einmal, und zwar etwas unwillig, sie ändern. Ich tat es, allein die neue befriedigte mich nicht; studierte also die andere auch tüchtig, ohne ihrer jedoch ganz sicher werden zu können. — Bei der Kadenz im öffentlichen Konzerte setzte sich Beethoven ruhig hin. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, die leichtere zu wählen; als ich nun die schwerere keck anfing, machte Beethoven einen gewaltigen Ruck mit dem Stuhle; sie gelang indessen ganz und Beethoven war so erfreut, daß er laut bravo! schrie. Dies elektrisierte das ganze Publikum und gab mir gleich eine Stellung unter den Künstlern. Nachher, als er mir seine Zufriedenheit darüber äußerte, sagte er zugleich: „Eigensinnig sind Sie aber doch! — Hätten Sie die Passage verfehlt, so würde ich Ihnen nie eine Lektion mehr gegeben haben."

In dem Empfehlungsbriefe meines Vaters an Beethoven war mir zu gleicher Zeit ein kleiner Kredit bei ihm eröffnet, im Falle ich dessen bedürfte. Ich habe nie bei Beethoven Gebrauch davon gemacht: als er aber einigemal gewahr wurde, daß es mir knapp ging, hat er mir unaufgefordert Geld geschickt, das er jedoch niemals zurücknehmen wollte. Er hatte mich wirklich lieb und gab mir davon einmal einen sehr komischen Beweis in seiner Zerstreuung. Als ich nämlich aus Schlesien zurückkam, wo ich auf Beethovens Empfehlung längere Zeit auf den Gütern des Fürsten Lichnowsky als Klavierspieler mich aufgehalten hatte und in sein Zimmer trat, wollte er sich eben rasieren und war bis an die Augen (denn so weit ging sein erschrecklich starker Bart) eingeseift. Er sprang auf, umarmte mich herzlich und siehe da, er hatte die Schaumseife von seiner linken Wange auf meine rechte so vollständig übertragen, daß er auch nichts daran zurückbehielt. Ob wir lachten? Auch mußte Beethoven wohl Privatnotizen von daher über mich haben, denn er kannte mehrere meiner jugendlichen Unbesonnenheiten, mit denen er mich jedoch nur neckte. Bei vielen Veranlassungen bewies er mir eine wahrhaft väterliche Teilnahme. Aus dieser Quelle entsprang auch die einst (1802) im Unmute über eine unangenehme Verwicklung, in welche Karl Beethoven mich gebracht hatte, mir brieflich gegebene Weisung: „Nach Heiligenstadt brauchen Sie nicht zu kommen, indem ich keine Zeit zu verlieren habe." Graf Browne schwelgte nämlich um diese Zeit in Vergnügungen, wovon ich, da dieser Herr mir sehr wohlwollte, viel mitmachte und meine Studien dabei vernachlässigte.

Beethoven sah Frauenzimmer sehr gerne, besonders schöne, jugendliche Gesichter, und gewöhnlich wenn wir an einem etwas reizenden Mädchen vorbeigingen, drehte er sich um, sah es mit seinem Glase nochmals scharf an und lachte oder grinzte, wenn er sich von mir bemerkt fand. Er war sehr häufig verliebt, aber meistens nur auf kurze Dauer. Da ich ihn einmal mit der Eroberung einer schönen Dame neckte, gestand er, die habe ihn am stärksten und längsten gefesselt — nämlich sieben volle Monate. —

Eines Abends kam ich zu ihm nach Baden, um meine Lektionen fortzusetzen. Dort fand ich eine schöne, junge Dame bei ihm auf dem Sofa sitzen.

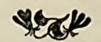
Da es mir schien, als käme ich ungelegen, so wollte ich gleich mich entfernen, allein Beethoven hielt mich zurück und sagte: „Spielen Sie nur einstweilen!“

Er und die Dame blieben hinter mir sitzen. Ich hatte schon sehr lange gespielt, als Beethoven auf einmal rief: „Ries! spielen Sie etwas Verliebtes!“ Kurz nachher: „Etwas Melancholisches!“ Dann: Etwas Leidenschaftliches!“ usw. — —

Aus dem, was ich hörte, konnte ich schließen, daß er wohl die Dame in etwas beleidigt haben müsse und es nun durch Launen gut machen wolle. Endlich sprang er auf und schrie: „Das sind ja lauter Sachen von mir!“ Ich hatte nämlich immer Sätze aus seinen eigenen Werken nur durch einige kurze Übergänge aneinander gereiht vorgetragen, was ihm aber Freude gemacht zu haben schien. Die Dame ging alsbald fort und Beethoven wußte zu meinem großen Erstaunen nicht, wer sie war. Ich hörte nur, daß sie kurz vor mir hereingekommen sei, um Beethoven kennen zu lernen. Wir folgten ihr bald nach, um ihre Wohnung und dadurch später ihren Stand zu erforschen. Von weitem sahen wir sie noch (es war wohl mondhell), allein plötzlich war sie verschwunden. Wir spazierten nachher unter mannigfaltigen Gesprächen wohl noch anderthalb Stunden in dem angrenzenden schönen Tal. Beim Weggehen sagte Beethoven jedoch: „Ich muß herausfinden, wer sie ist, und Sie müssen helfen.“ Lange Zeit nachher begegnete ich ihr in Wien und entdeckte nun, daß es die Geliebte eines ausländischen Prinzen war. Ich teilte meine Nachricht Beethoven mit, habe aber nie, weder von ihm, noch von sonst jemand etwas weiteres über sie gehört.

Beethoven war manchmal äußerst heftig. Eines Tages aßen wir im Gasthaus zum Schwanen zu Mittag; der Kellner brachte ihm eine unrechte Schüssel. Kaum hatte Beethoven darüber einige Worte gesagt, die der Kellner eben nicht bescheiden erwiderte, als er die Schüssel (es war ein sogenanntes Lungenbratel mit reichlicher Brühe) ergriff und sie dem Kellner an den Kopf warf. Der arme Mensch hatte noch eine große Zahl Portionen verschiedener Speisen auf seinem Arm (eine Geschicklichkeit, welche die Wiener Kellner in einem hohen Grade besitzen) und konnte sich daher nicht helfen; die Brühe lief ihm das Gesicht herunter. Er und Beethoven schrien und schimpften, während alle anderen Gäste laut auflachten. Endlich brach auch Beethoven beim Anblick des Kellners los, da dieser die über das Gesicht triefende Sauce mit der Zunge aufleckte, schimpfen wollte, doch lecken mußte und dabei die lächerlichsten Gesichter schnitt, ein eines Hogarth würdiges Bild.

Beethoven erinnerte sich seiner frühern Jugend und seiner Bonner Freunde mit vieler Freude, obschon es im Grunde bedrängte Zeiten für ihn gewesen waren. Von seiner Mutter besonders sprach er mit Liebe und Gemütlichkeit, nannte sie öfters eine brave, eine herzensgute Frau. — Von seinem Vater, der am meisten am häuslichen Unglücke schuld war, sprach er wenig und ungern, allein ein hartes Wort, das ein dritter über ihn fallen ließ, brachte ihn auf. Überhaupt war er ein herzensguter Mensch, dem nur seine Laune und seine Heftigkeit gegen andere oft böse Streiche spielten. Er würde jedem, welche Beleidigung oder welches Unrecht er von ihm auch immer erfahren, auf der Stelle vergeben haben, hätte er ihn im Unglücke angetroffen.



Vom heutigen Musikdilettantismus

In der letzten Zeit mehren sich die Anzeichen, daß eine Umwandlung, sagen wir ruhig eine Genesung unseres Musiklebens sich anbahnen will. Nur wenig einstweilen in neuen Taten; aber es ist gerade hier von größter Wichtigkeit, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Wandels sich Bahn bricht. Man fühlt einerseits, wie traurig das heutige Verhältnis der weiten Volkskreise zur Musik ist, wie notwendig andererseits für das Volksleben und für die Entwicklung der Musik ein inniges Zusammenwirken wäre. Denn, wie der Hallesche Privatdozent Dr. H. Abert in einem im „Tag" erschienenen Aufsatze hervorhebt, von allen Künsten bedarf die Musik am meisten der Mitwirkung des Laienpublikums. Manche Zweige am großen Baume der Musik haben sogar ihre wichtigste Förderung durch Laien erhalten. Jedenfalls kann man im allgemeinen sagen, daß alle Blüteperioden der Musik auch solche des musikalischen Laientums gewesen sind.

Ein ganz merkwürdiges Verhältnis aber haben wir heute. Die Pflege der Musik in Dilettantenkreisen hat einen Umfang angenommen, wie niemals zuvor. „Dennoch entspricht dieser äußeren Erweiterung der Laienmusikpflege nicht ein gleicher Grad von intensiver Wirkung. Das alte gesunde Verhältnis zwischen Künstler und Dilettant will sich nicht wieder einstellen. Beim Laienpublikum gelangt trotz allen Massenkonsums an Musik immer wieder ein Gefühl der Unsicherheit des musikalischen Urteils zum Durchbruch, das sich auf der einen Seite in kritiklosem Heroenkult, auf der andern aber in gänzlicher Indifferenz der Musik und den Musikern gegenüber äußert." Deshalb hat der Begriff Dilettant, der ehedem ein Ehrentitel war, wie ihn die deutsche Bezeichnung „Liebhaber" sprachlich in sich schließt, einen so üblen Beigeschmack des Stümpertums bekommen.

Es ist ja zuzugeben, daß es heute für den Laien viel schwieriger ist, sich zurechtzufinden, als ehedem. Ursachen und Wirkung gehen vielfach ineinander über. Die Musik ist immer schwerer verständlich und technisch verwickelter geworden, weil sie den Boden des Volkstums verlassen hat; sie hat aber diesen Boden verlassen, weil die Wandlung der sozialen Verhältnisse ihr andere Wege gewiesen hatte, die dem ersten Blick als besonders günstige hatten scheinen müssen. Danach aber hat die moderne Musik ihre heftige Kampfperiode bekommen, in der es nur einem gründlich durchgebildeten Manne möglich war, seinen eigenen Weg zu gehen. Die Bildung hätte freilich nur im Gefühl zu liegen brauchen, keineswegs im Wissen von der Musik. Darin liegt eben der bedenklichste Irrtum unseres modernen Musikdilettantismus, daß er sein Ziel völlig verkannte. Er sah dieses Ziel in einer dem Fachmusikertum nachstrebenden praktischen Musikübung, statt in der steten Steigerung der Fähigkeit, Musik aufzunehmen. Da in der Musikübung die angestrebte Künstlerhöhe dem Liebhaber naturgemäß unerreichbar ist — denn dazu gehört eben die Arbeit des Berufsmusikers — da anderseits das persönliche Empfinden sich nicht frei und selbständig genug entwickelt hat, ist gerade bei den guten Elementen eine allgemeine Unsicherheit des Gefühls eingetreten.

„Der Grund dieser Unsicherheit des Urteils, die zu den empfindlichsten Schattenseiten unseres heutigen Musiklebens gehört, liegt vor allem darin, daß sich die Stellung der Laienwelt zur Musik seit dem Ausgang des 18. Jahr-

hunderts stark verschoben hat. Die Ursache dieser Wandlung liegt weniger auf rein musikalischem als vielmehr auf sozialem Gebiet. Die Musik stand in früheren Zeiten in weit engeren Beziehungen zum täglichen Leben und Treiben unseres Volkes, sie war weit mehr Allgemeingut aller Kreise als heutzutage. Wer in den damaligen Zeiten nach des Tages Mühen bei der Tonkunst Erholung und Stärkung seines Gemütes suchte, war nicht ausschließlich auf den Konzertsaal angewiesen, die Musik kam ihm auf Schritt und Tritt als treue Begleiterin von selbst entgegen. Die weitesten Kreise standen in enger lebendiger Fühlung mit ihr. Es war nur natürlich, daß sich unter solchen Umständen das Ohr beständig schärfte und das Verständnis vertiefte, daß vor allem auch der Drang, sich selbst musikalisch zu betätigen, fortwährend wach erhalten wurde. Wer sich dazu berufen fühlte, strebte mit allen Kräften danach, in den Besitz der notwendigen künstlerischen Vorbildung zu gelangen, gleichviel ob er aus der Musik eine Profession zu machen gedachte oder nicht. Danach richtete sich auch der musikalische Unterricht; ihm lag nichts ferner als die heutige Unterscheidung besonderer Künstler- und Dilettantenklassen. Die Kluft zwischen Künstler und Dilettant bestand nicht; der Kunst selber aber ist daraus reicher Gewinn erwachsen. Nun hat freilich zur Trübung dieses Verhältnisses der Aufschwung des Virtuosentums im letzten Jahrhundert sehr viel beigetragen. Raffinierte solistische Leistungen, wie sie nunmehr beim Berufskünstlertum aufkamen, waren natürlich dem Dilettantentum verschlossen. Aber statt nun hier die Künstler ihre eigene Bahn ziehen zu lassen und sich auf andere Gebiete zu werfen, die jene wiederum unbeachtet lassen, klammert sich das Dilettantentum auch heute noch sehr häufig an den eitlen Wahn, daß es sein Hauptberuf sei, auch hierin mit dem Künstler gleichen Schritt zu halten. Außergewöhnliche technische Fertigkeit zu gewinnen, gilt auch heute noch vielen als das Ideal aller Kunstübung. Die unausbleibliche Folge davon ist natürlich Resignation und Verbitterung. Wie oft hört man Äußerungen wie: ‚So weit wie der und der Künstler vermag ich's doch nicht zu bringen, ist es nicht besser, daß ich mein armseliges Spiel überhaupt an den Nagel hänge?' Solche Worte bekunden nur eine vollständige Verkennung der Aufgabe des Dilettantentums. Der Dilettant hat keineswegs die Aufgabe, es dem Berufssolisten gleichzutun. Für ihn kommt lediglich die Förderung seines Geschmacks und die Steigerung seiner Urteils- und Genußfähigkeit in Frage; die technische Ausbildung kann nur insoweit in Betracht kommen, als sie eben diesem Ziele förderlich ist, niemals jedoch als Selbstzweck.

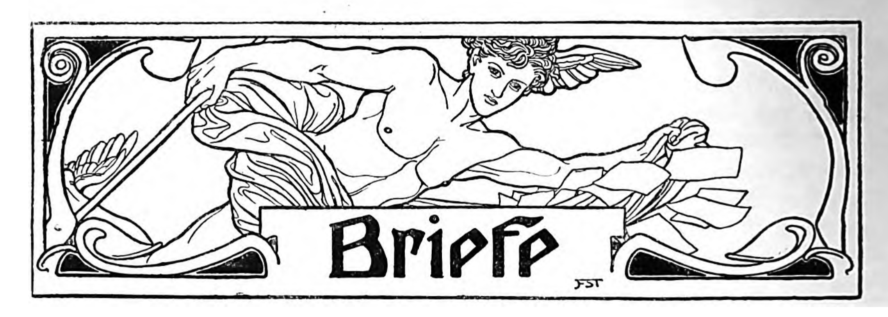
Eben in jenen Tagen, da der Dilettantismus dieses Ziel aus den Augen verlor und das Unmögliche möglich zu machen trachtete, hat der Name Dilettant jenen fatalen Beigeschmack des Stümperhaften erhalten. Wollen wir hier einer weiteren Diskreditierung des Standes Einhalt tun, so brauchen wir wiederum bloß auf die Praxis der älteren Zeit unser Augenmerk zu richten. Damals war es die Freude am Zusammenspiel, welche die Laien zu gemeinsamer Ausübung der Tonkunst vereinigte, sie hat jene trauliche Gattung des Haus- und Familienkonzertes gezeitigt, wie wir es bei Bach und noch früher bei Luther finden, sie hat aber auch die Dilettanten zu den größeren Verbänden der musikalischen Kollegien zusammengeschlossen. Wohl genießt in moderner Zeit die Kammer- und Hausmusik bei der Laienwelt eine besondere Pflege, aber auch nach dieser Richtung sind dem heutigen Dilettantismus die Flügel

stark beschnitten, man denke nur z. B. an das Verschwinden der Blasinstrumente aus unserem heutigen Hauskonzert.

Dem Bedürfnis nach Orchestermusik dienen die zahlreichen Dilettantenorchestervereine in den größeren Städten, gewiß ein erfreuliches Zeugnis dafür, daß der Drang nach eigener musikalischer Betätigung auch heute noch nicht erloschen ist. Freilich sind sich auch diese Vereine großenteils über Art und Ziel ihrer Tätigkeit noch keineswegs im klaren; nur zu oft wiederholt sich hier dasselbe Schauspiel im großen, das wir bezüglich des Solospiels im kleinen beobachtet haben: der Drang, es den Berufsorchestern gleichzutun, führt zu unzulänglichen Leistungen, die auch bei den Spielenden selbst keine rechte Befriedigung über das Errungene aufkommen lassen. Auch hier ist eine scharfe Gebietsabgrenzung dringend geboten, man wende sich nur der Unmasse guter Musik zu, die unsere großen Orchester unberücksichtigt lassen, und man wird alsbald die enorme Bereicherung ermessen, die unserem gesamten Musikleben aus solchen Bestrebungen erwächst. Die Leistungen des Bohnschen Gesangvereins in Breslau, der kürzlich sein 25jähriges Jubiläum gefeiert hat, sind ein geradezu glänzendes Beispiel dafür. Freilich gehört dazu ein tüchtiges Maß von historischem Verständnis. Aber warum sollte dies nicht bei unseren Dilettanten zu erwecken sein, so gut als das Verständnis für die Geschichte der bildenden Künste? Aber freilich, hier versagen unsere höheren Lehranstalten vollständig. Wir werden auf unseren Gymnasien mit den Elementen der Geschichte aller Künste bekannt gemacht, nur die Musik geht leer aus, sie, die in verschiedenen Epochen unserer Kulturgeschichte eine größere Bedeutung für die Allgemeinheit besaß als die bildenden Künste, die zudem mit allen Gymnasialfächern in mehr oder minder enger Berührung steht. Man braucht deshalb noch lange keinen musikhistorischen Unterricht an den Gymnasien zu verlangen; es soll nur nicht durch vollständiges Totschweigen in den Schülern die Meinung wachgerufen werden, als sei die Musik eine Spezialkunst, die nicht in die Kulturgeschichte gehöre und bloß das Eigentum einer besonderen privilegierten Klasse sei. Was Raffael und Michelangelo recht ist, muß Mozart und Beethoven billig sein. Eine kurze und bündige Unterweisung würde mit dazu beitragen, jenem so beliebten ästhetisierenden Gerede über Musik den Boden zu entziehen, das sich in manchen Salons breitmacht und doch trotz alles Wortgeklingels tatsächlich nur das Produkt absoluter Hilflosigkeit ist. Man muß eben auch hier ein gutes Stück ernster Arbeit an sich selbst hinter sich haben, ehe man daran gehen kann, andere zu belehren."

Man sieht, es bedarf einer sehr umfangreichen und gründlichen Arbeit, daß wir wieder gesunde Verhältnisse erhalten. Der Laie muß das Gefühl des Wertes seiner Stellung im Musikleben erhalten. Das geschieht, wenn er eine Musik pflegt, bei der er nicht als ohnmächtiger Konkurrent des Berufsmusikertums dasteht, sondern ein Gebiet für sich hat. Wie groß und reich dieses Gebiet ist, weiß jeder Musikhistoriker. Dann muß die Musik wieder ins Volk, so daß sie mit dem Volksleben verwachsen ist, und aufs neue aus diesem herauswächst. Nur auf diese Weise werden wir auch wieder ein volkstümliches Musikschaffen erhalten.





Briefe

J. M., M. — A. v. O., W. — A. C., K. i. Pr. — W. H. v. A., B., W. — R. E., B. — F. T., L. — O. A., L. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Gzk. Ein guter, tiefer Gedanke, der aber dichterisch noch nicht bewältigt ist, so daß der Kommentar, den Sie in Ihrem Briefe geben, eigentlich stärker ist als das Gedicht.

W. D. in O. In der Sache selbst liegen die Schwierigkeiten doch höchstens insofern, als, wie zu jedem besonderen Genre, auch zu diesem ein besonders geartetes Talent gehört. Weder Ernst Ecksteins lustige Schulhumoresken noch Ernst von Wildenbruchs tragische „Kindertränen“ sind „langweilig“ oder „blasiert“. Und im Türmer hat so manche feine Skizze aus dem Schülerleben gestanden, von der man gewiß nicht sagen kann, daß ihre Verfasser an der Gattung gescheitert wären.

H. G., S. b. G. Verbindl. Dank für den Zeitungsausschnitt. Für das Gedicht können wir uns leider trotz der feinen Schlußpointe nicht entscheiden.

J. S., W. b. S. Wie Sie sehen, mit bestem Dank verwendet.

H. L., K. a. Rh. Besten Dank für die frdl. Zeilen. Die Gedichte sind leider noch nicht recht druckreif.

A. E., E. Ihre Vorschläge verdienen jedenfalls in Erwägung gezogen zu werden. Verbindl. Dank und Gruß!

E. W., O. Es tut uns leid, die beiden Proben als nicht druckreif bezeichnen zu müssen.

H. A., z. Z. B. a. B. Vielen Dank für den frdl. Kartengruß!

Ungleiche Kameraden (A. F. i. W. — Sch. i. R. — L. St., T. i. H. — S. B., H. — M. M. S., F. i. Br.). Sie machen uns darauf aufmerksam, daß die Erzählung „Ungleiche Kameraden“ wörtlich in dem Buche „Aus dem Kleinleben“, Erzählungen von Hermine Villinger, Lahr, Moritz Schauenburg, enthalten ist, wir also das Opfer einer unverantwortlichen Täuschung geworden sind. Es ist ganz unmöglich, sämtliche Arbeiten auch nur von namhaften Schriftstellern bis zur letzten kleinen Skizze zu kennen. Das Verhältnis zwischen Redaktion und Mitarbeiter wird also in dieser Hinsicht immer auf Vertrauen gegründet sein müssen. Das Urteil über den Bruch dieses Vertrauens können wir füglich den Lesern überlassen.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T., beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiser**straße 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung übernommen. Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen“ des „Türmers“** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor** frühestens sechs **bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur **ausnahmsweise** und nach vorheriger **Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag des Blattes bezüglichen** Mitteilungen wolle man **direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer“ durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten**, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



VIII. Jahrg. April 1906 Heft 7

Am Anger.

Victor Hansmann, Op. 37 N: 4.

Bewegt.

mf

cresc.

f
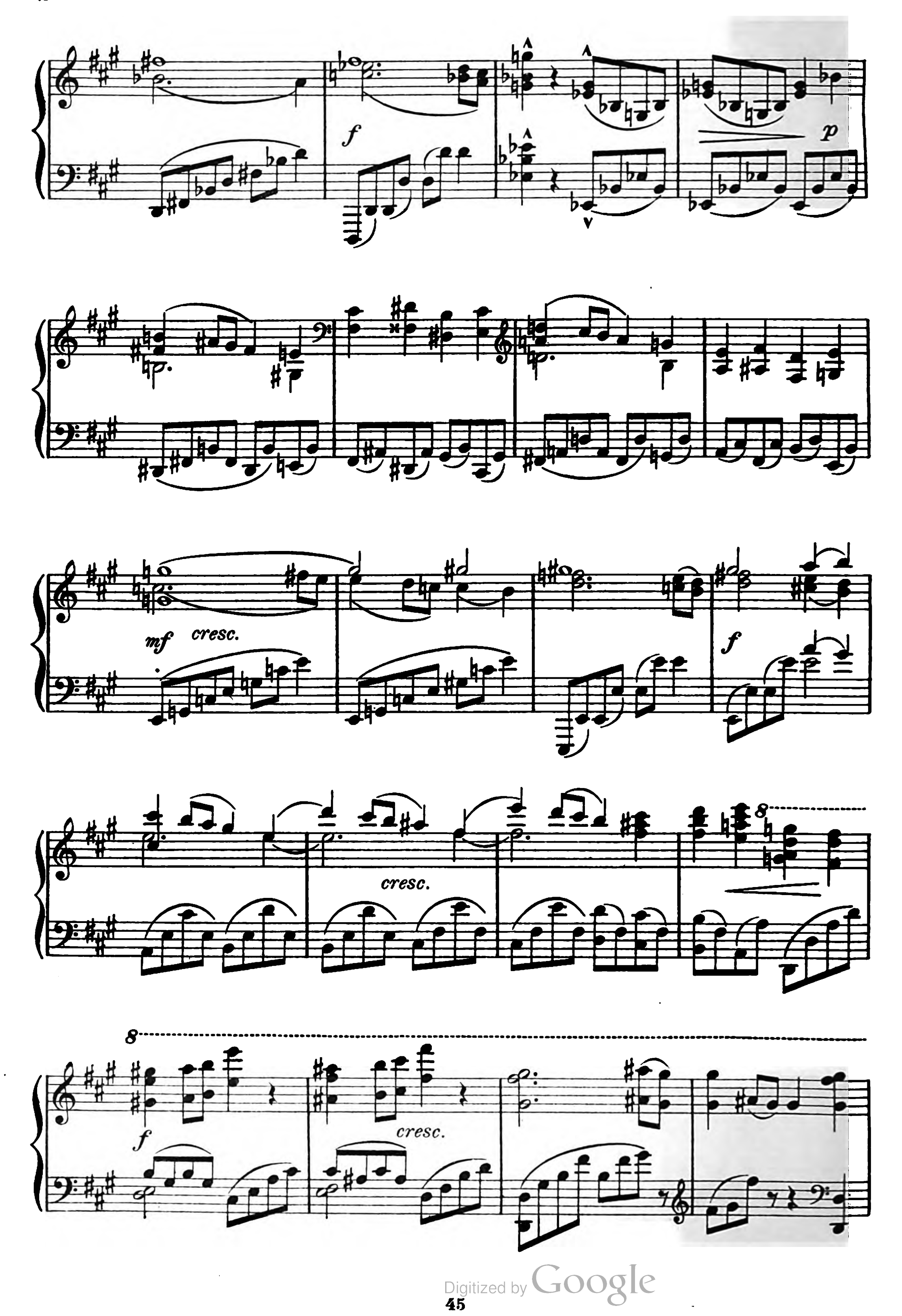
mf
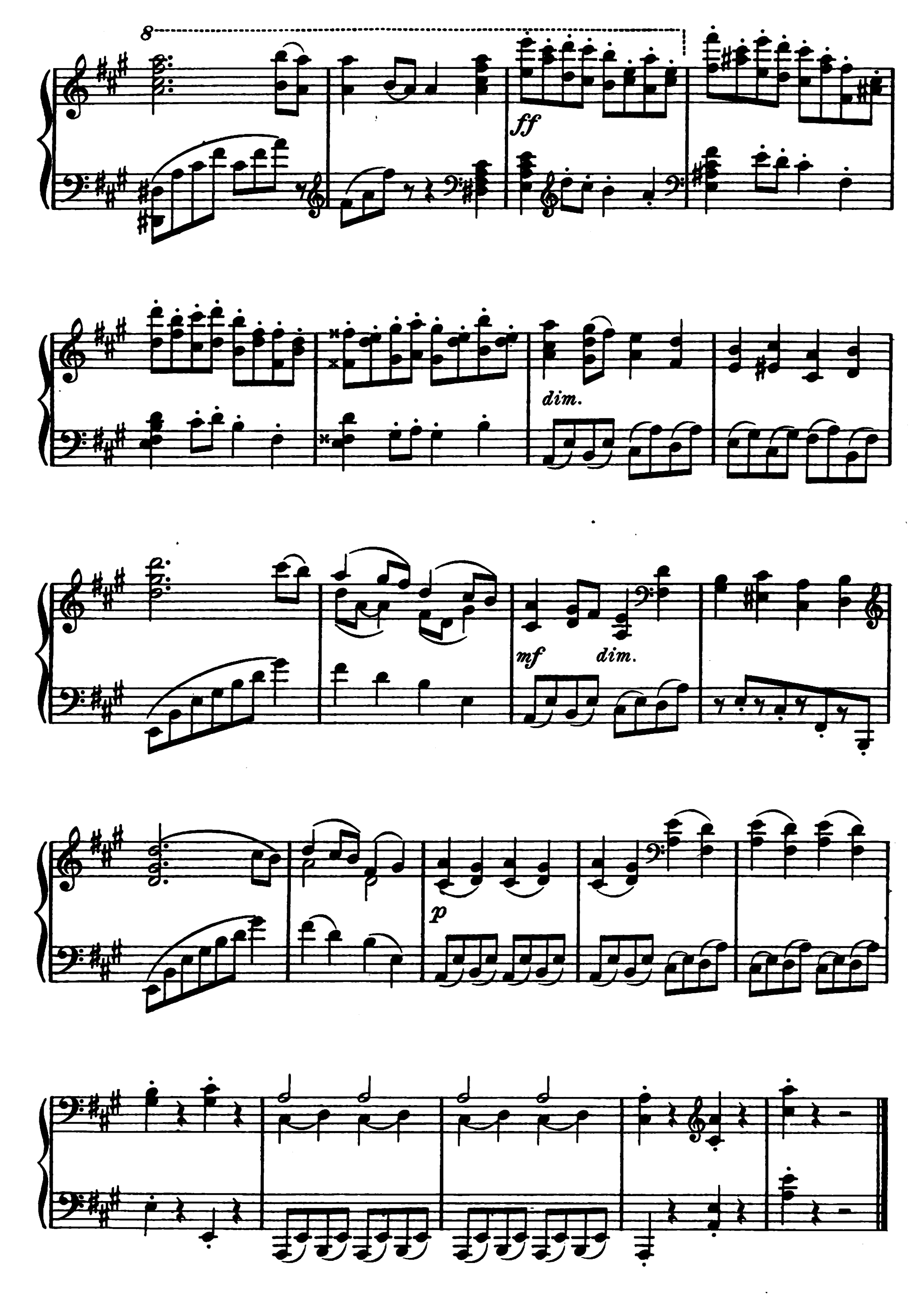
cresc.

f

p

cresc.
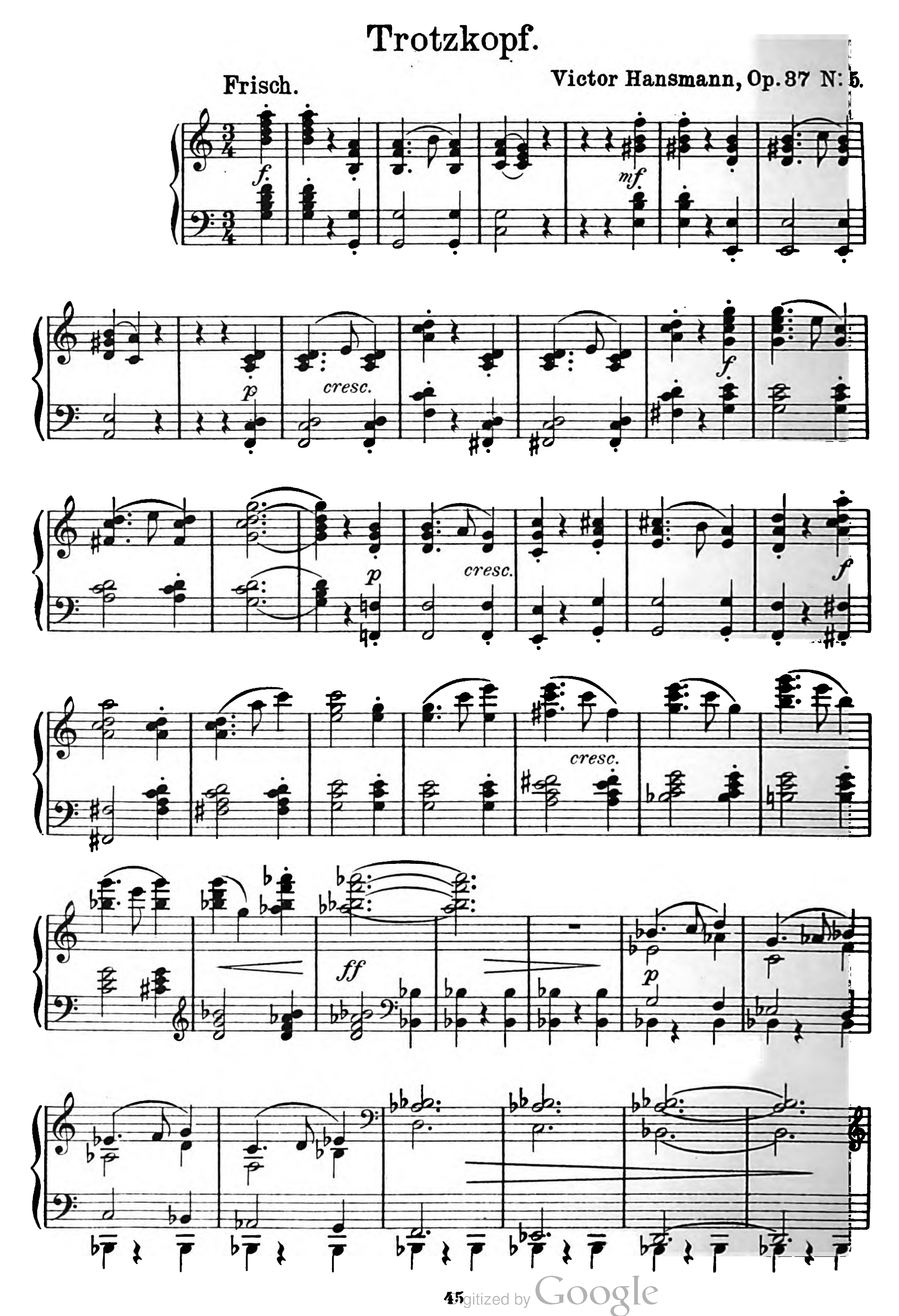

f
p
mf cresc.
f
cresc.
8
8
f
cresc.
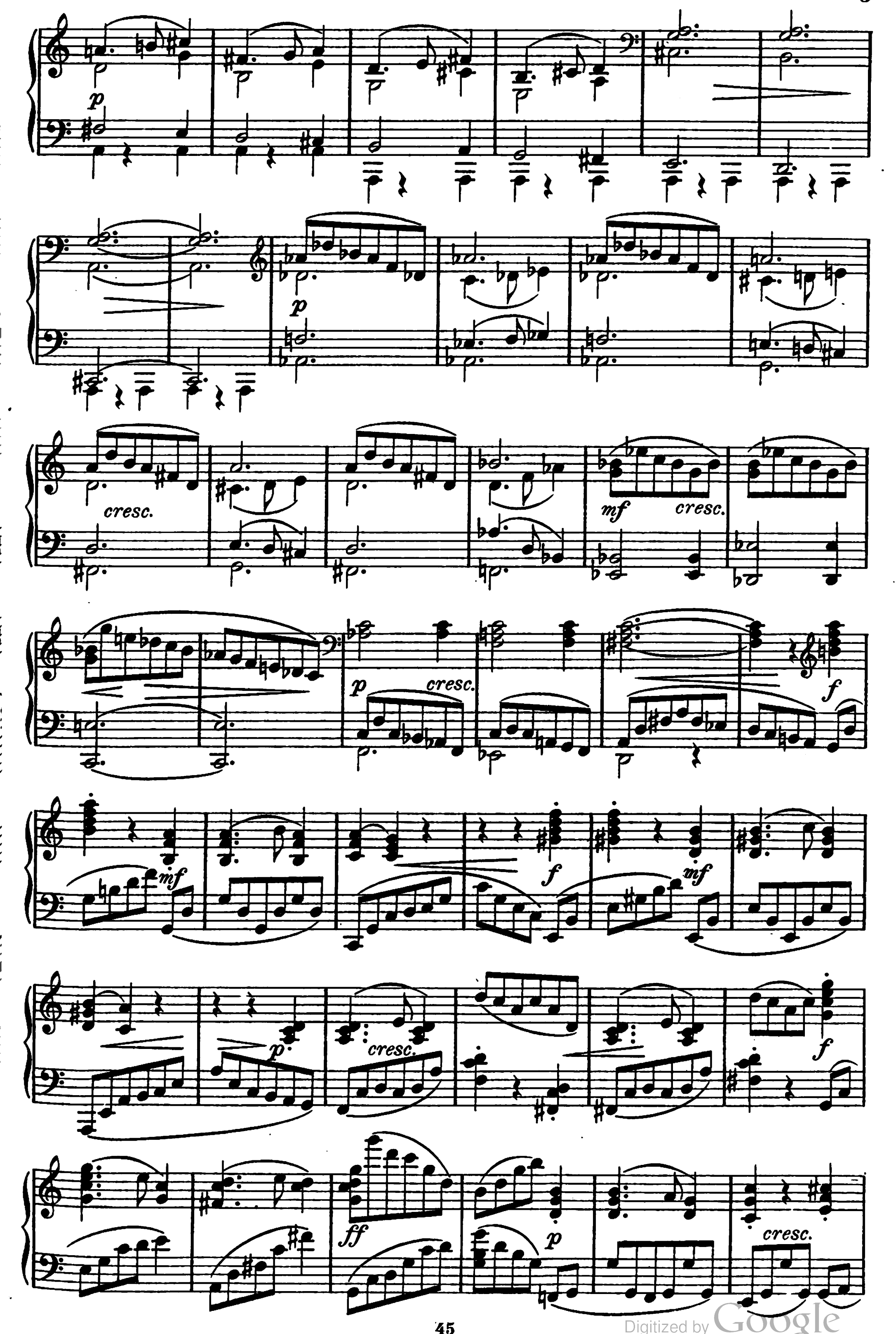

8
ff
dim.
mf
dim.
p

Trotzkopf.

Frisch.
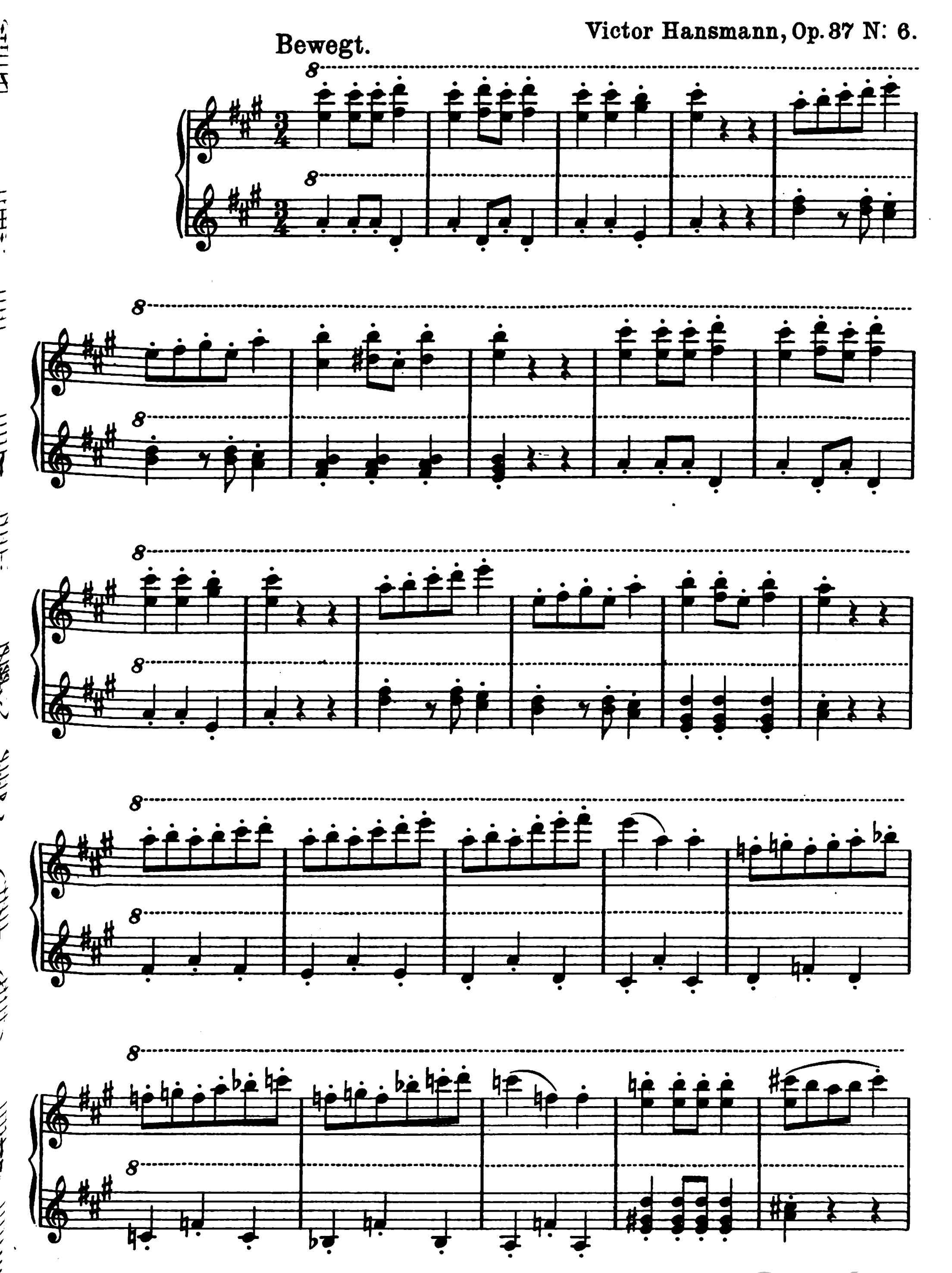
Victor Hansmann, Op. 37 N: 5.
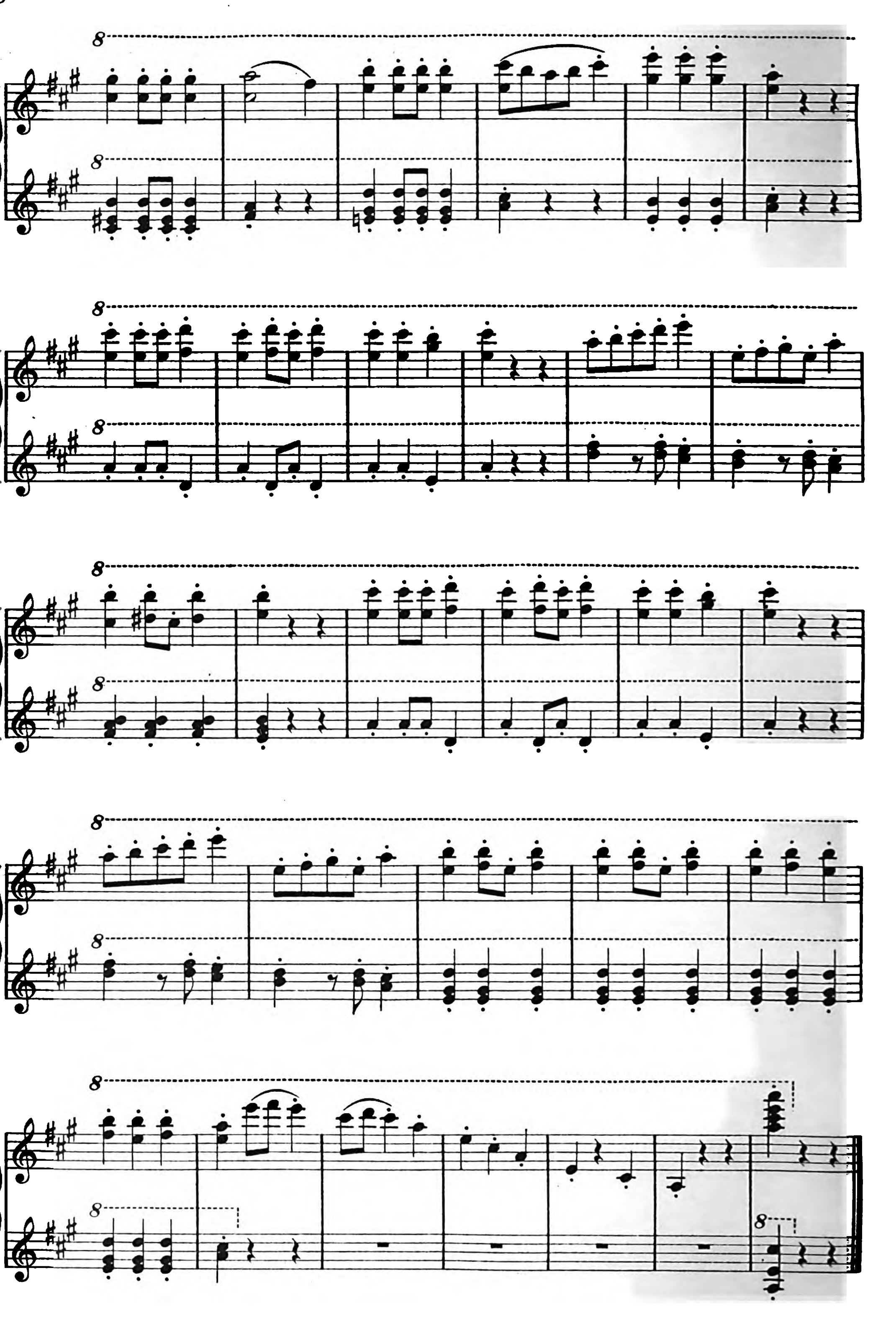



p
p
cresc.
mf
cresc.
p
cresc.
f
mf
f
mf
p
cresc.
f
ff
p
cresc.

Spieluhr - Stückchen.

Victor Hansmann, Op. 37 N: 6.




8
8
8
8
8
8
8
8
8
8
8
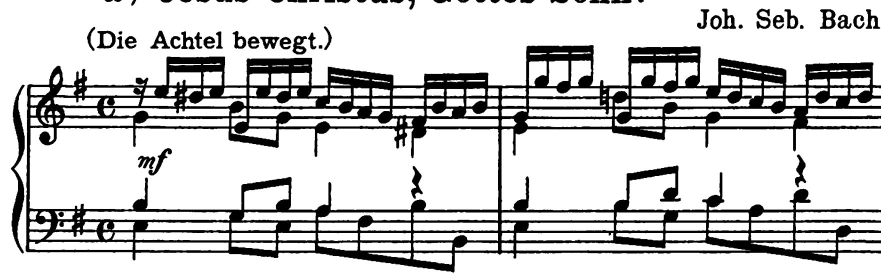


VIII. Jahrg. Mai 1906 Heft 8

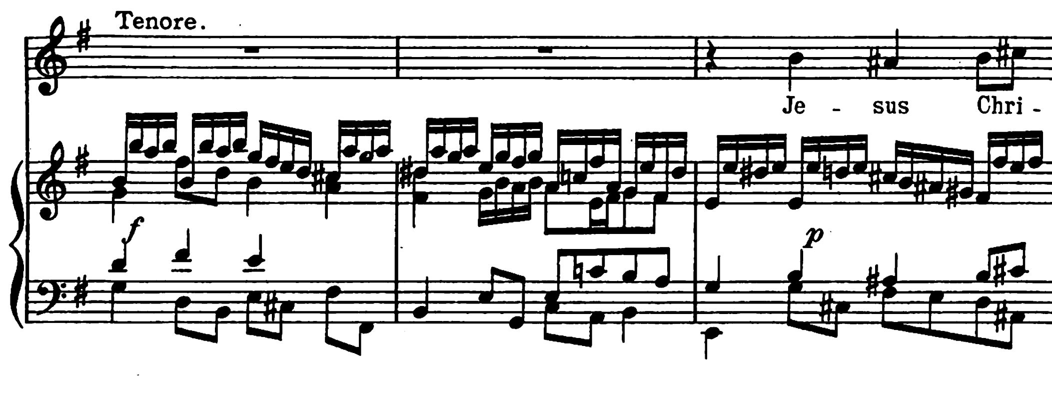
Osterhymne.

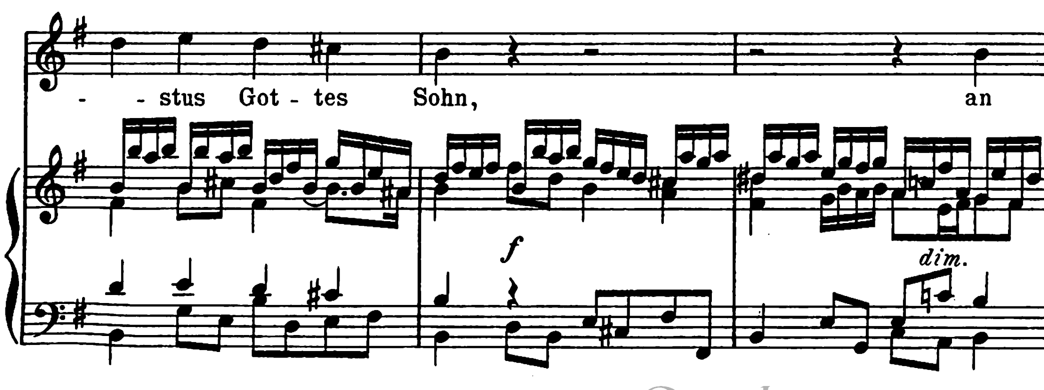
(Vers 3 und 5 aus der Kantate „Christ lag in Todesbanden.")
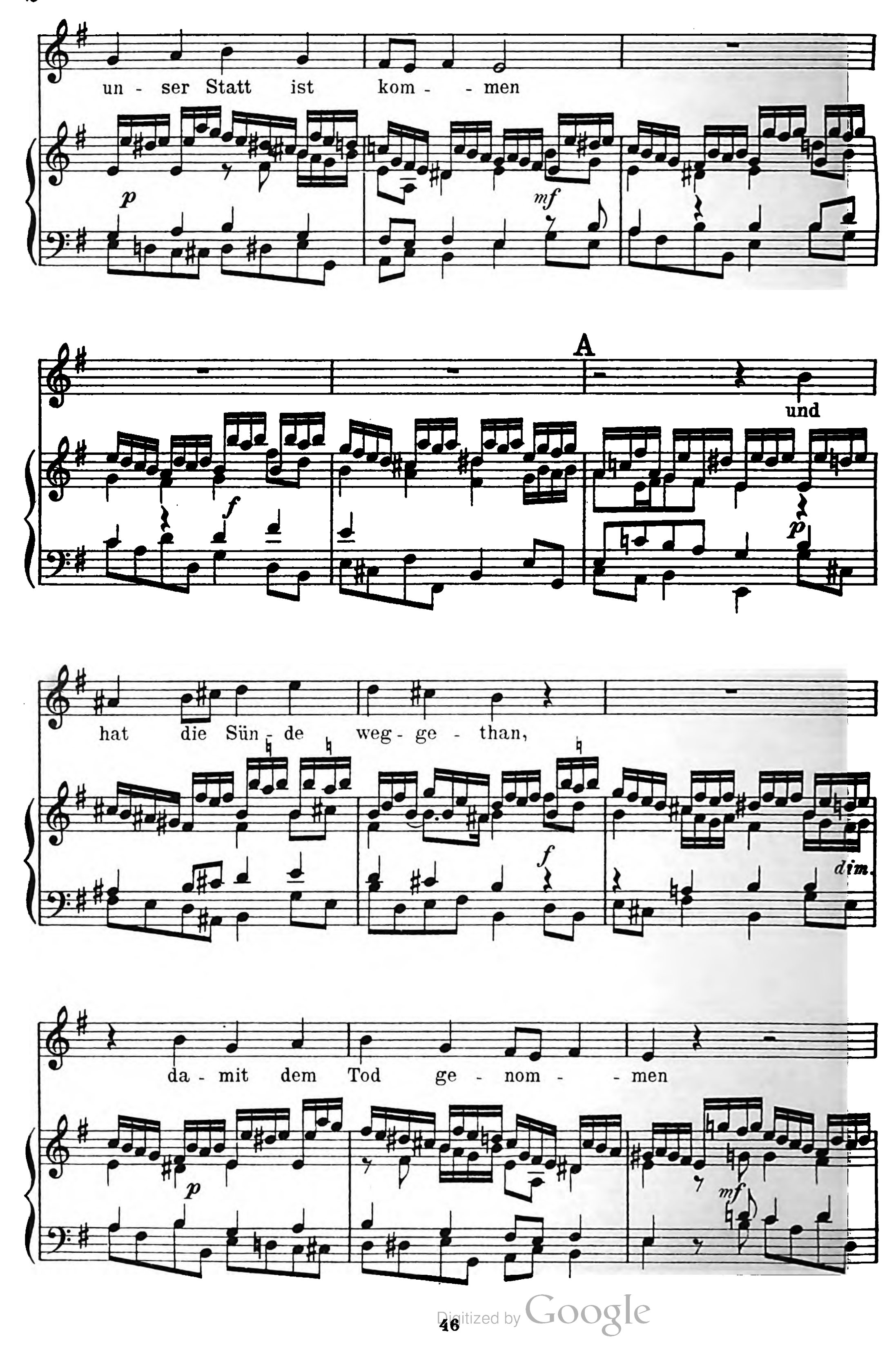
a) Jesus Christus, Gottes Sohn.

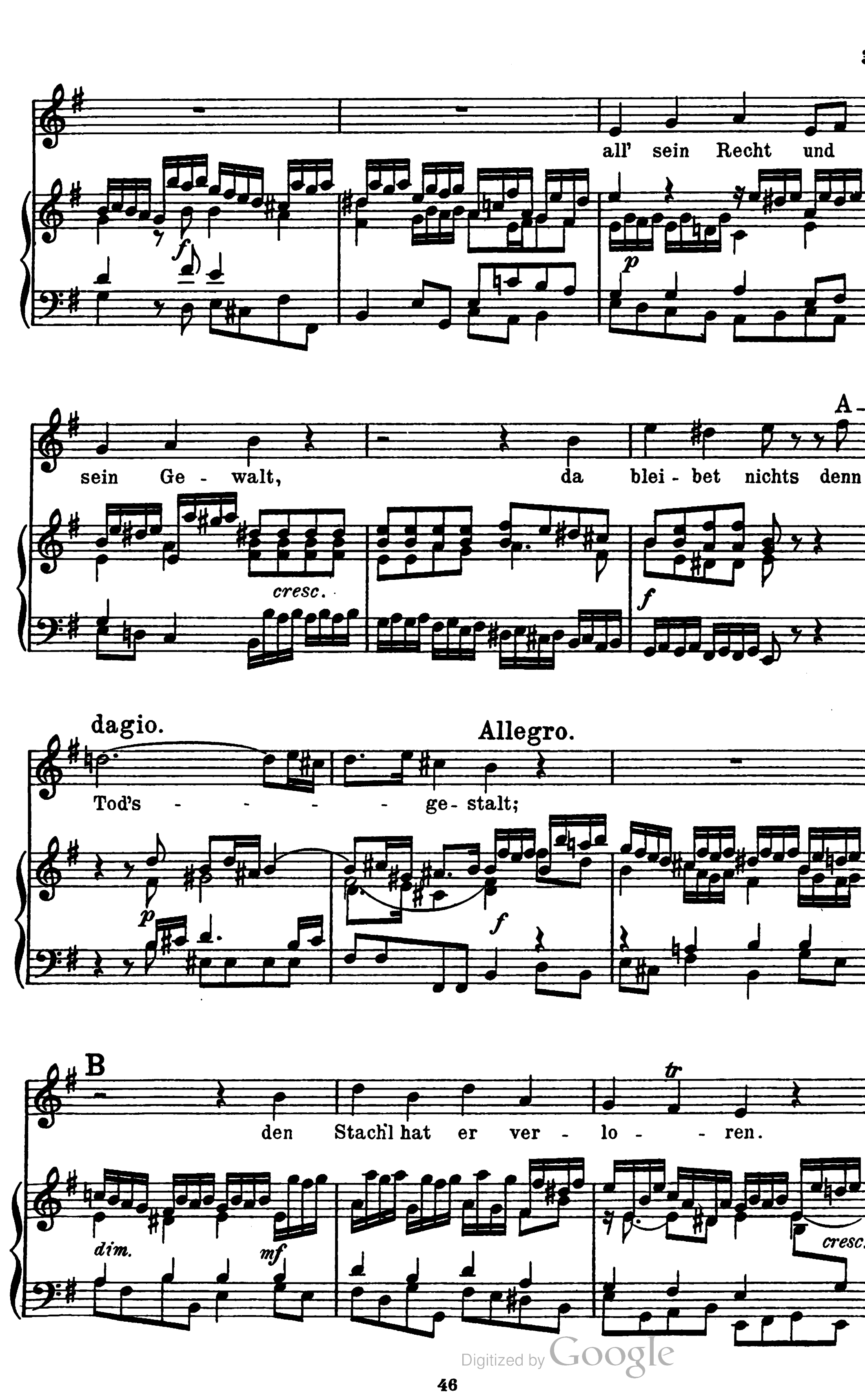
Joh. Seb. Bach
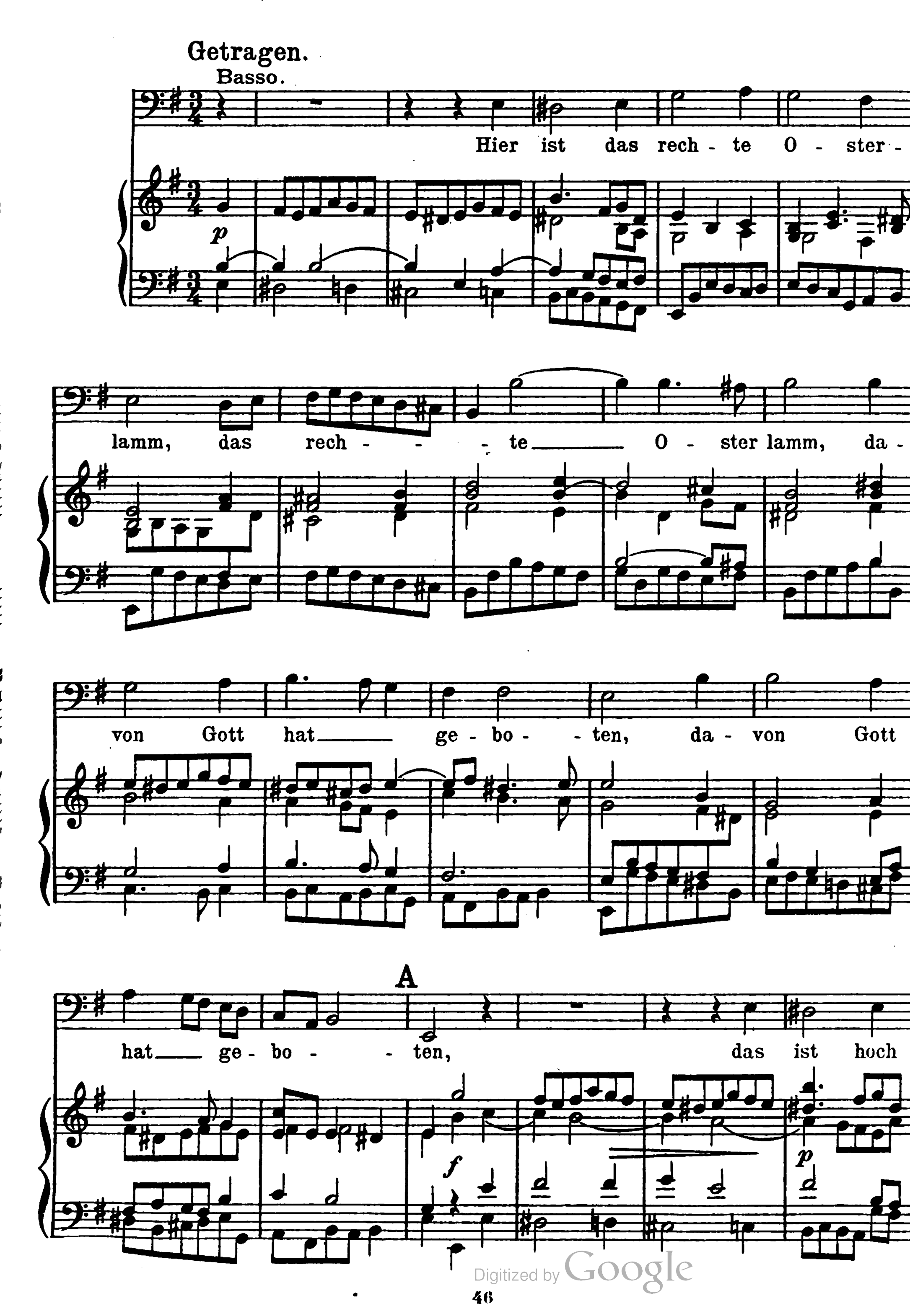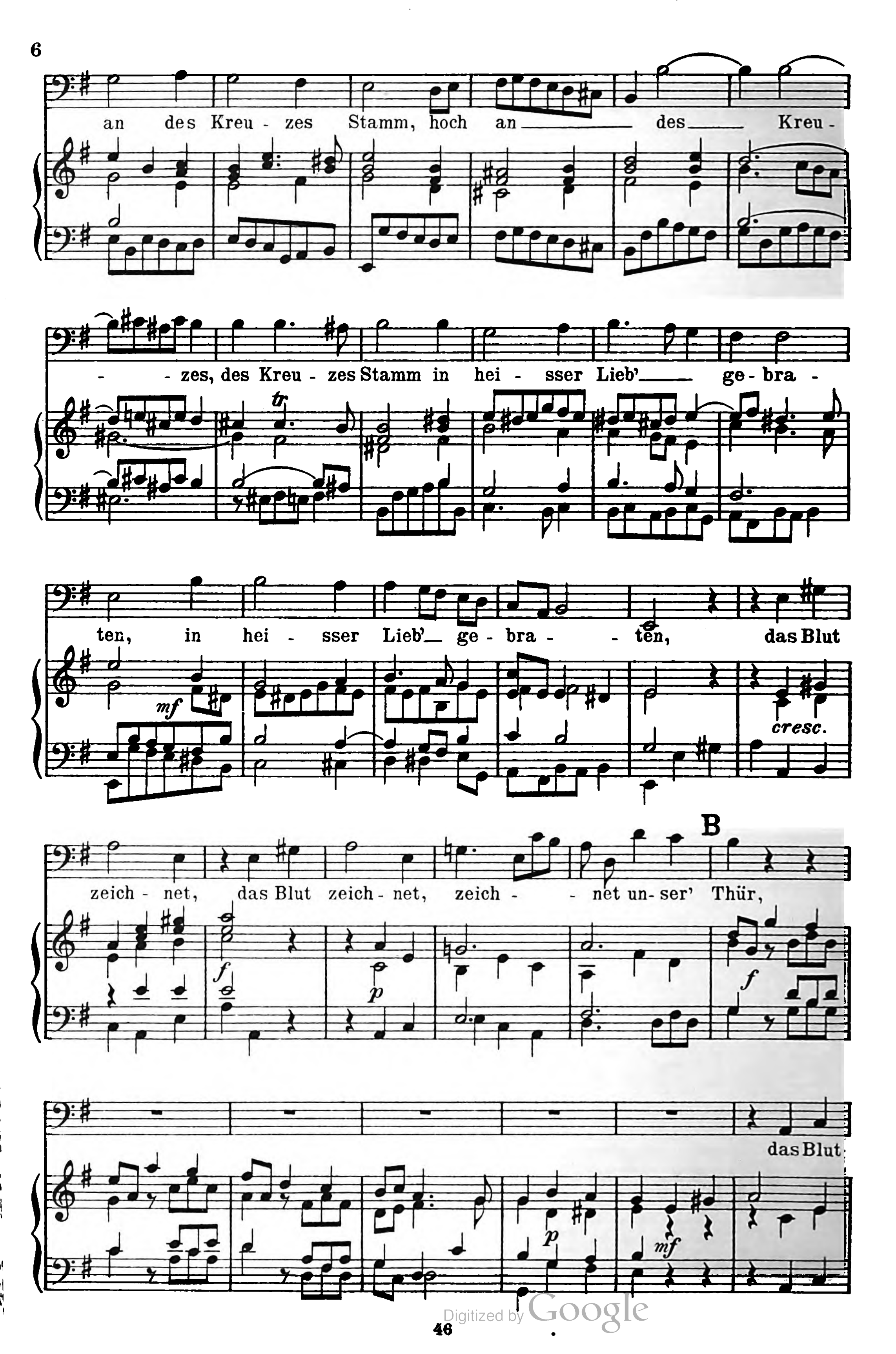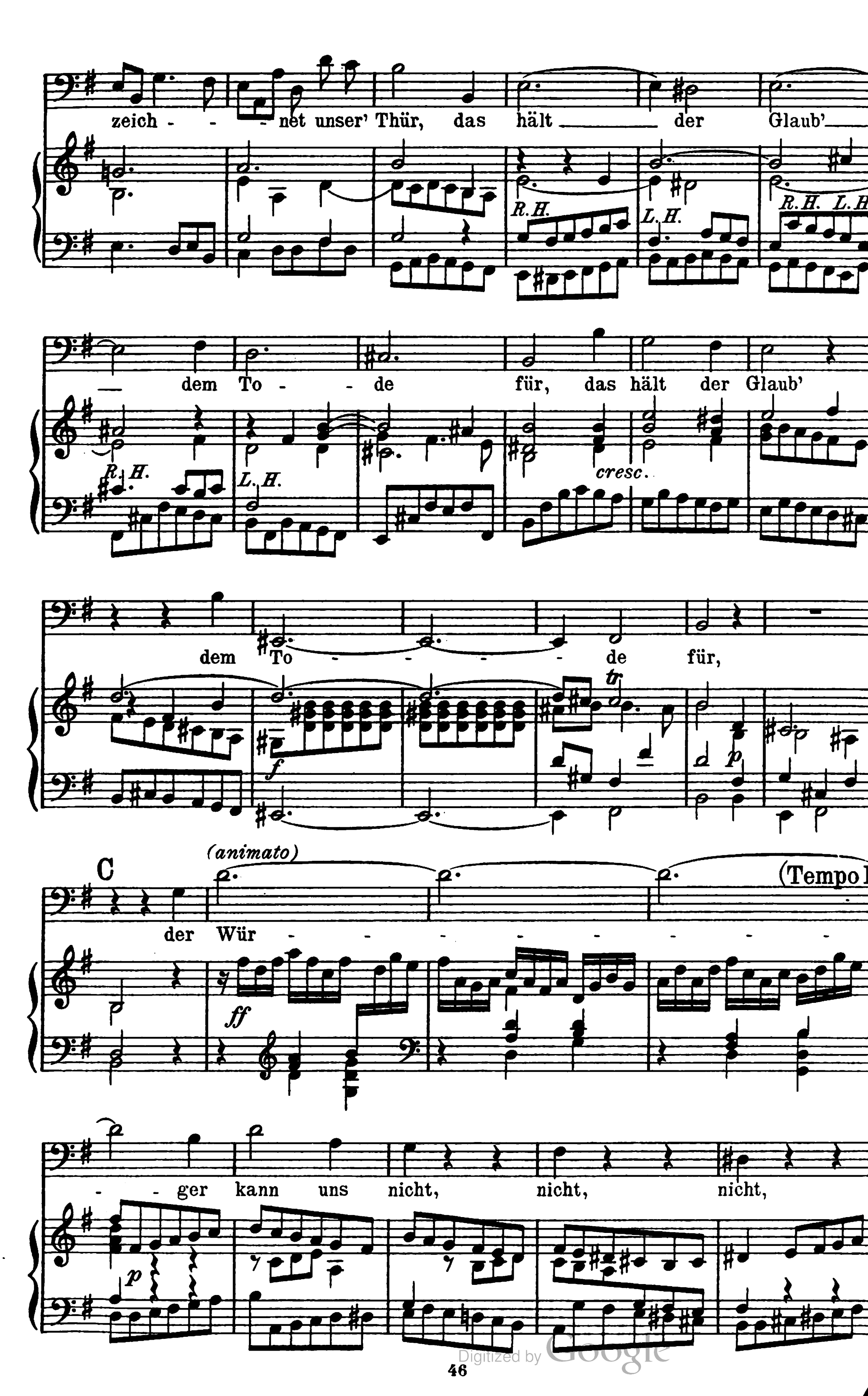







un - ser Statt ist kom - - men
p
mf
A
und
f
p
hat die Sün - de weg - ge - than,
f
dim.
da - mit dem Tod ge - nom - - men
p
mf


all' sein Recht und
sein Ge - walt,
da blei - bet nichts denn
A-
dagio.
Tod's - - - - - ge - stalt;
Allegro.
B
den Stach'l hat er ver - lo - - ren.
f
p
cresc.
f
p
f
dim.
mf
cresc.

b) Hier ist das rechte Osterlamm.




an des Kreu - zes Stamm, hoch an des Kreu -
- zes, des Kreu - zes Stamm in hei - sser Lieb' ge - bra -
ten, in hei - sser Lieb' ge - bra - ten, das Blut
tr
mf
cresc.
B
zeich - net, das Blut zeich - net, zeich - net un - ser' Thür,
f
p
das Blut
mf


zeich - - - net unser' Thür, das hält der Glaub'
R.H.
L.H.
R.H. L.H.
dem To - - de für, das hält der Glaub'
R.H.
L.H.
cresc.
dem To - - - - de für,
f
tr
p
C
(animato)
(Tempo I
der Wür - - - - - - - - -
ff
- - ger kann uns nicht, nicht, nicht,
p



VIII. Jahrg. Juni 1906 Heft 9

Reigen.

(Joh. Heinr. Voss.)

Allegro. K. M. von Weber.

Singstimme.

Pianoforte.

marcato ff ff
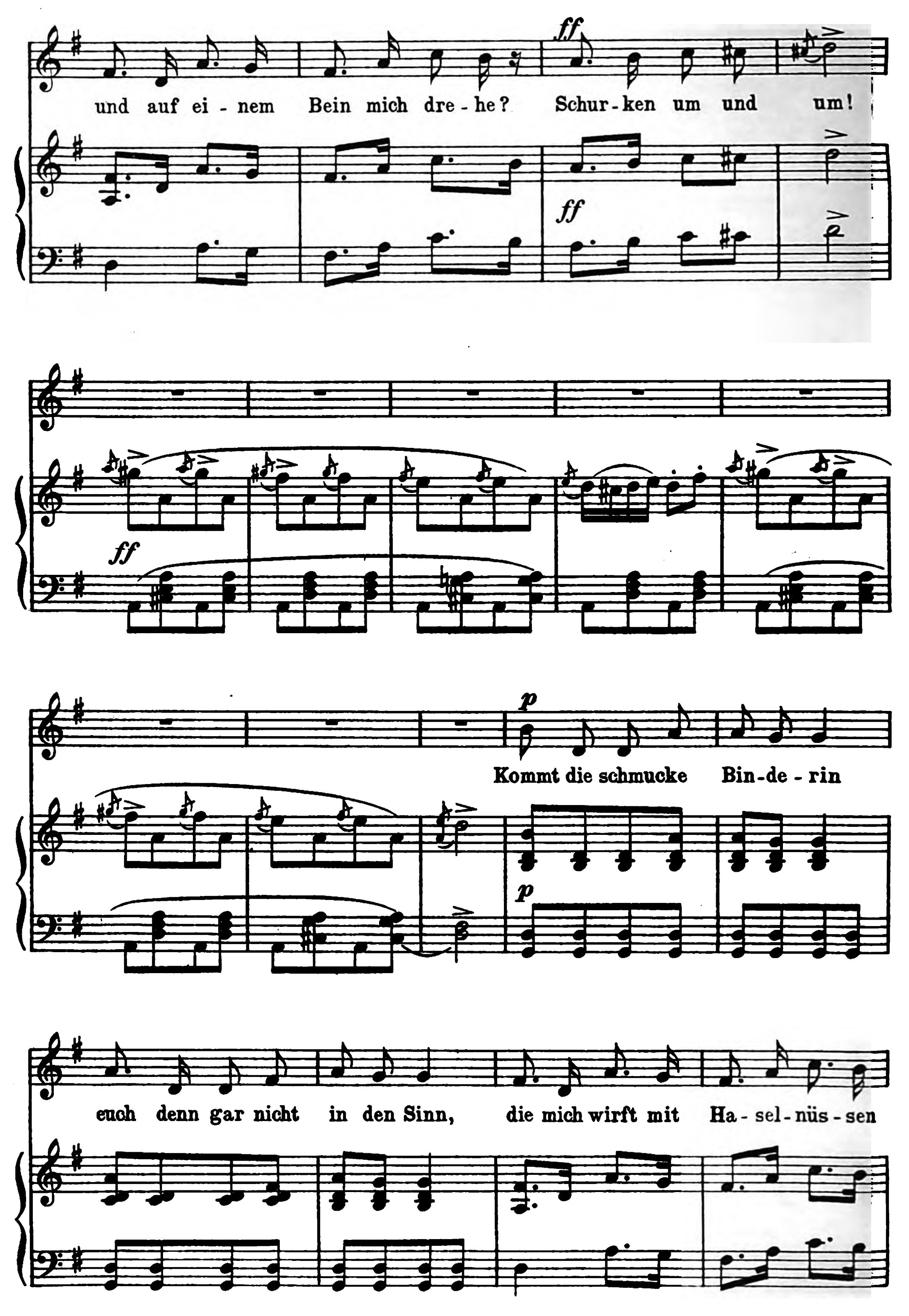
f

Sagt mir an, was schmun-zelt ihr?
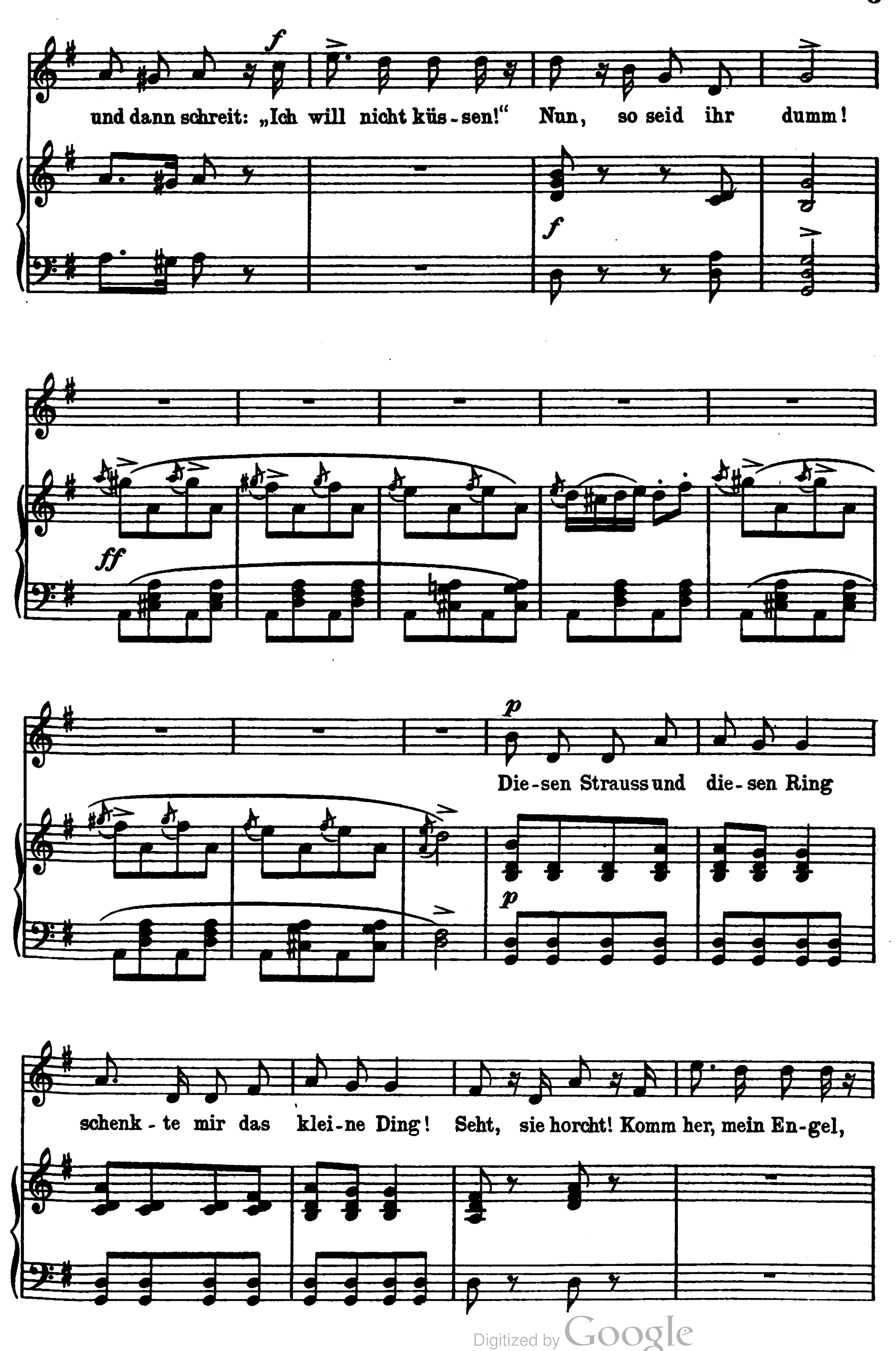
p

Schiebt ihr's auf das Kir-mes-bier, dass ich so vor Freu-den krä-he
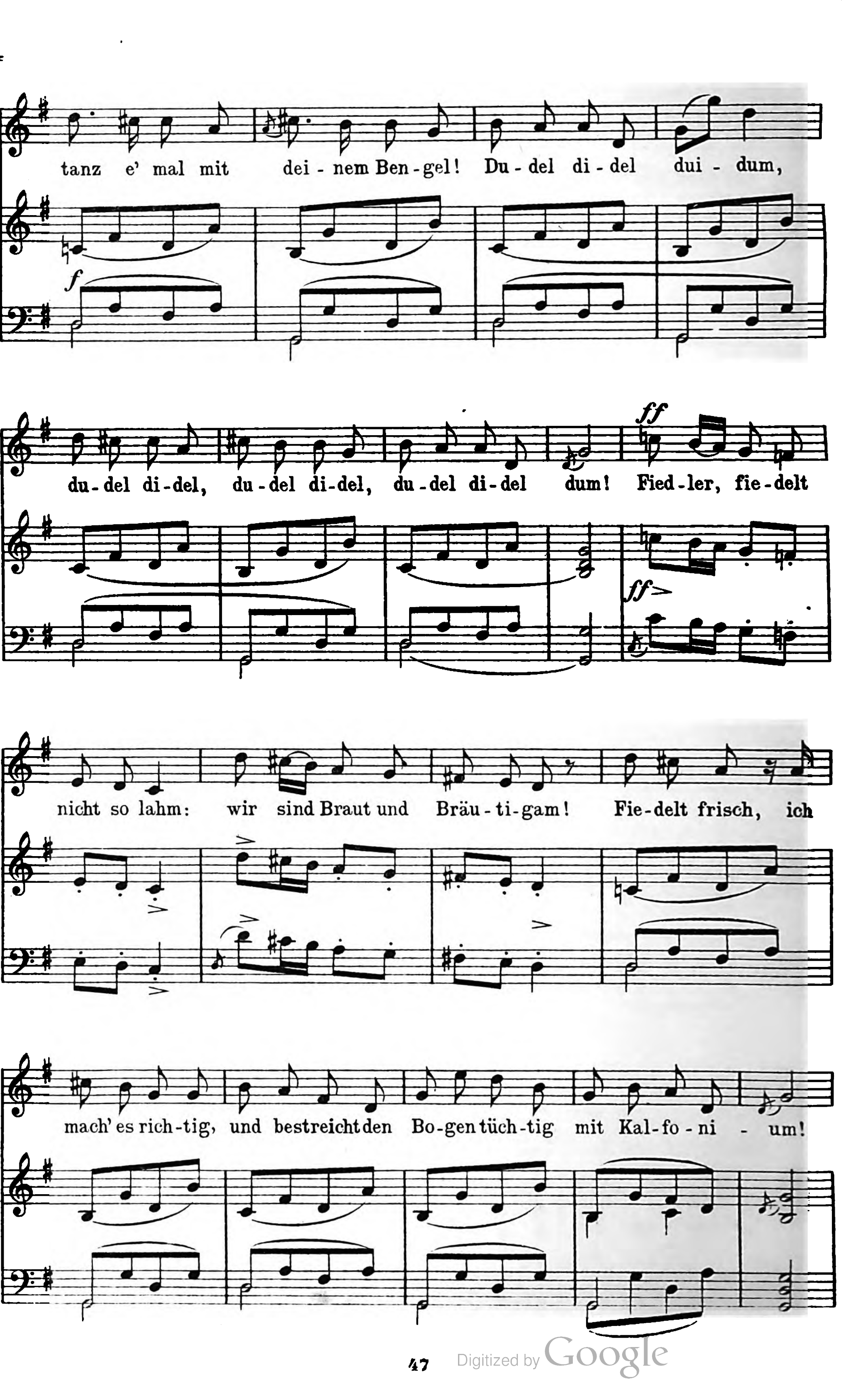
p
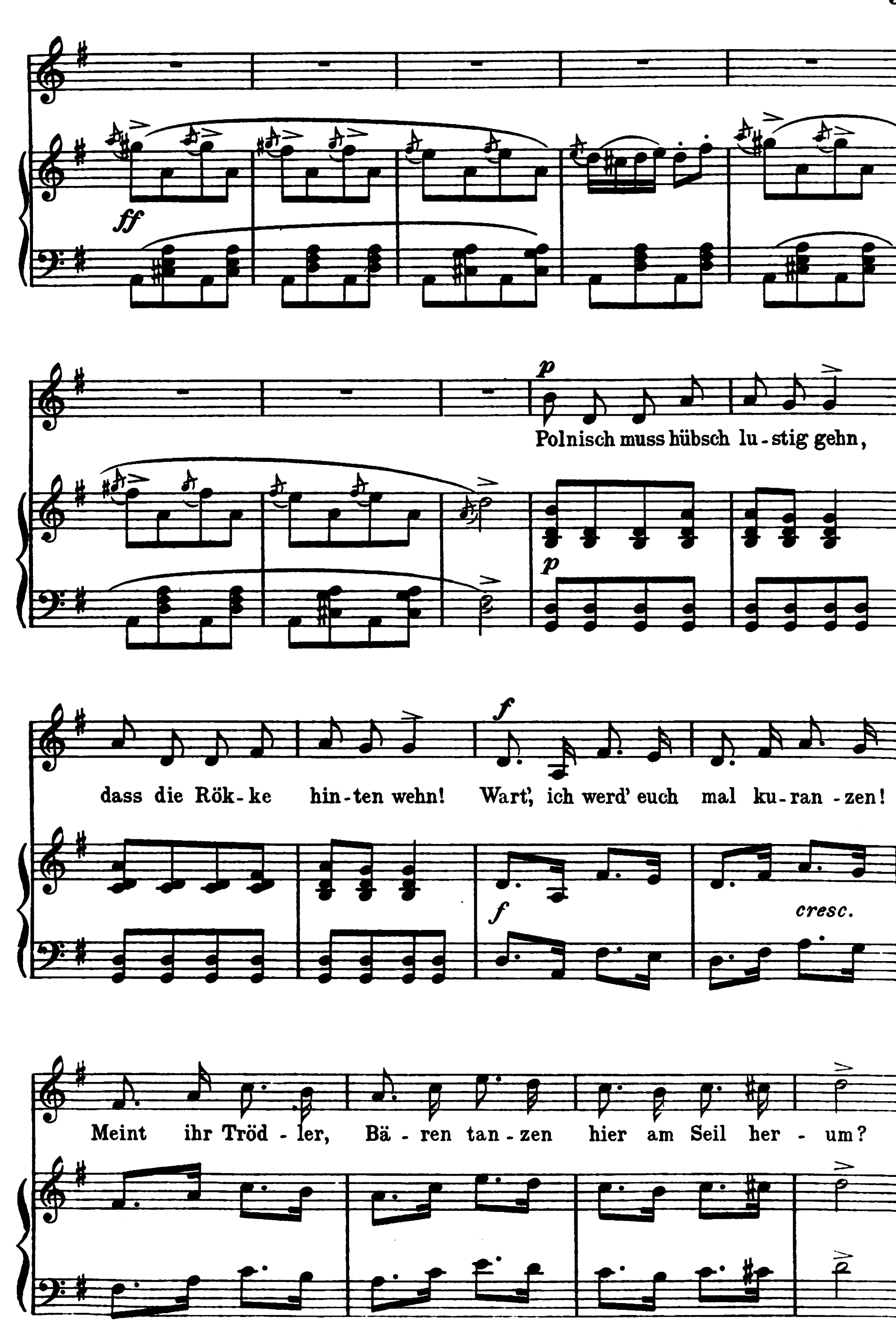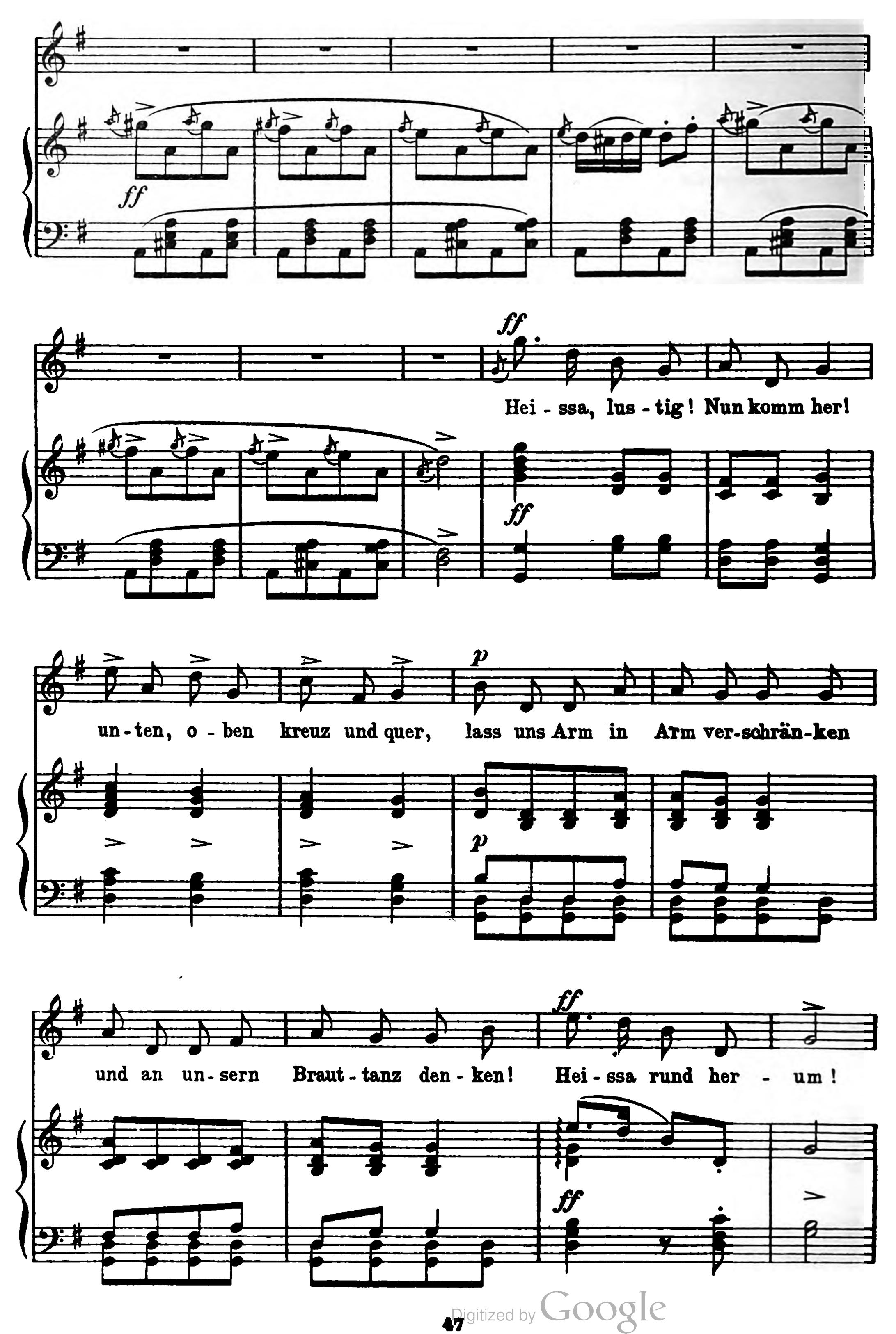


ff
und auf ei - nem Bein mich dre - he? Schur - ken um und um!
ff
ff
p
Kommt die schmucke Bin - de - rin
p
euch denn gar nicht in den Sinn, die mich wirft mit Ha - sel - nüs - sen
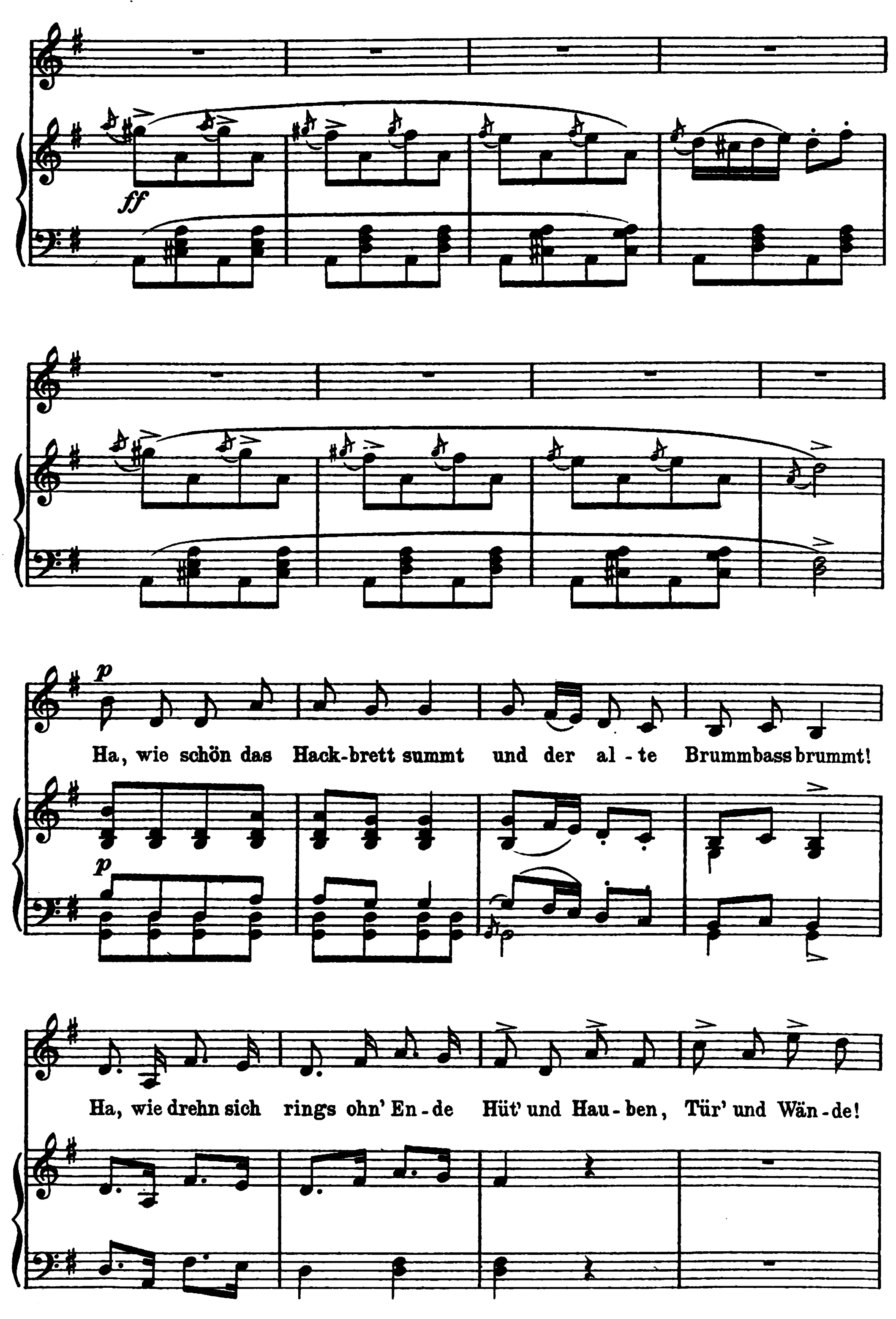


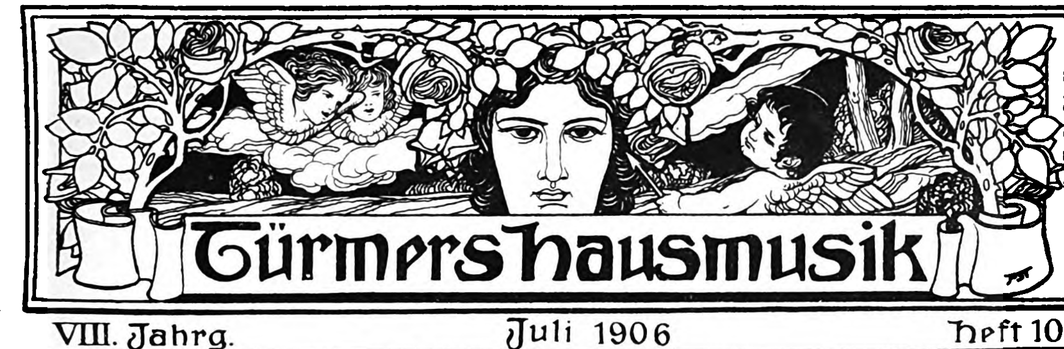
und dann schreit: „Ich will nicht küs-sen!“ Nun, so seid ihr dumm!
Die-sen Strauss und die-sen Ring
schenk-te mir das klei-ne Ding! Seht, sie horcht! Komm her, mein En-gel,


tanz e' mal mit dei - nem Ben - gel! Du - del di - del dui - dum,
du - del di - del, du - del di - del, du - del di - del dum! Fied - ler, fie - delt
nicht so lahm: wir sind Braut und Bräu - ti - gam! Fie - delt frisch, ich
mach' es rich - tig, und bestreicht den Bo - gen tüch - tig mit Kal - fo - ni - um!


ff
p
Polnisch muss hübsch lu-stig gehn,
p
dass die Rök-ke hin-ten wehn! Wart', ich werd' euch mal ku-ran-zen!
f
f
cresc.
Meint ihr Tröd-ler, Bä-ren tan-zen hier am Seil her-um?


ff
Hei - ssa, lus - tig! Nun komm her!
un - ten, o - ben kreuz und quer, lass uns Arm in Arm ver - schrän - ken
p
und an un - sern Braut - tanz den - ken! Hei - ssa rund her - um!


ff
p
Ha, wie schön das Hack-brett summt und der al - te Brummbass brummt!
p
Ha, wie drehn sich rings ohn' En - de Hüt' und Hau - ben, Tür' und Wän - de!



VIII. Jahrg. Juli 1906 Heft 10
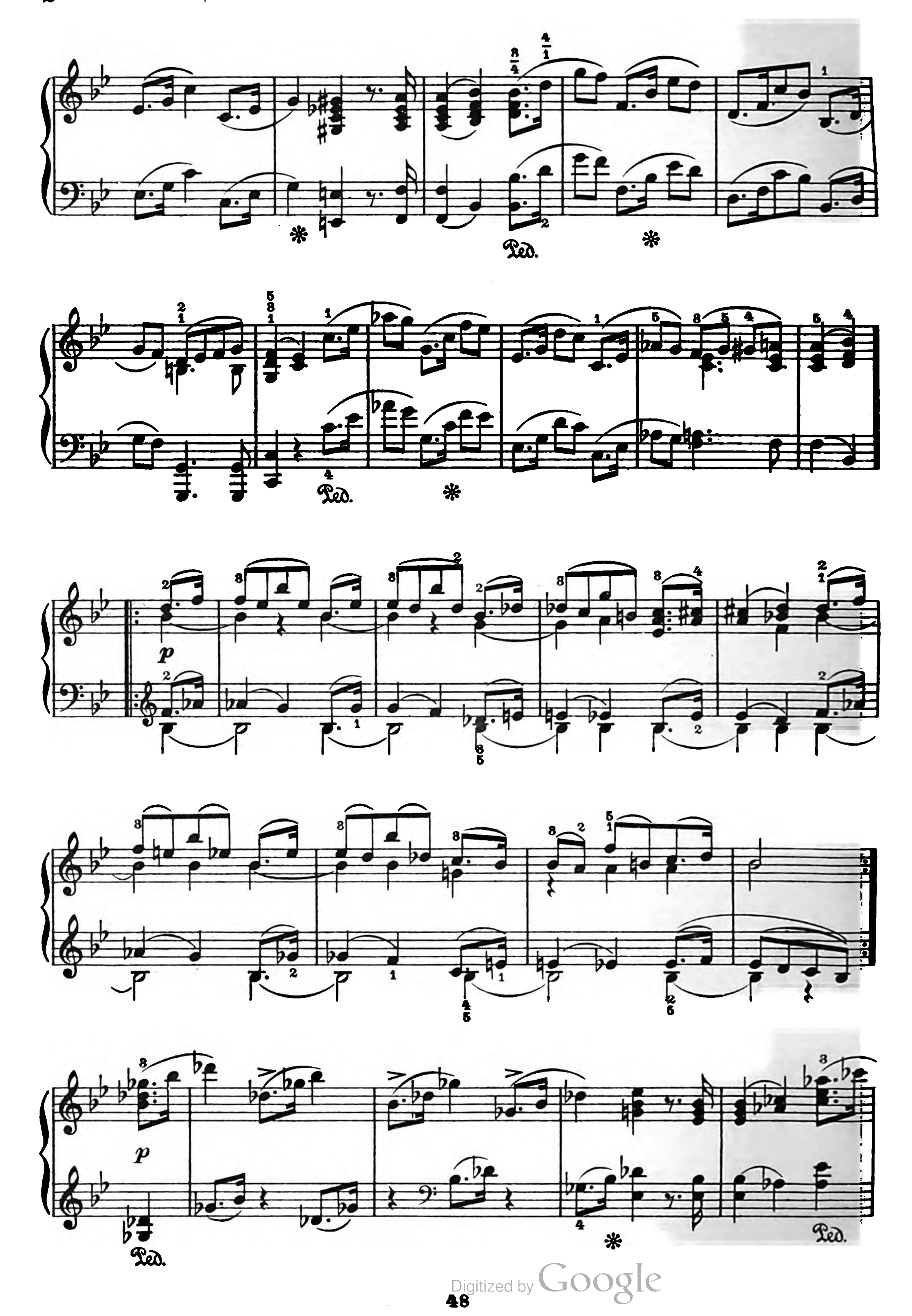
Abendmusik.
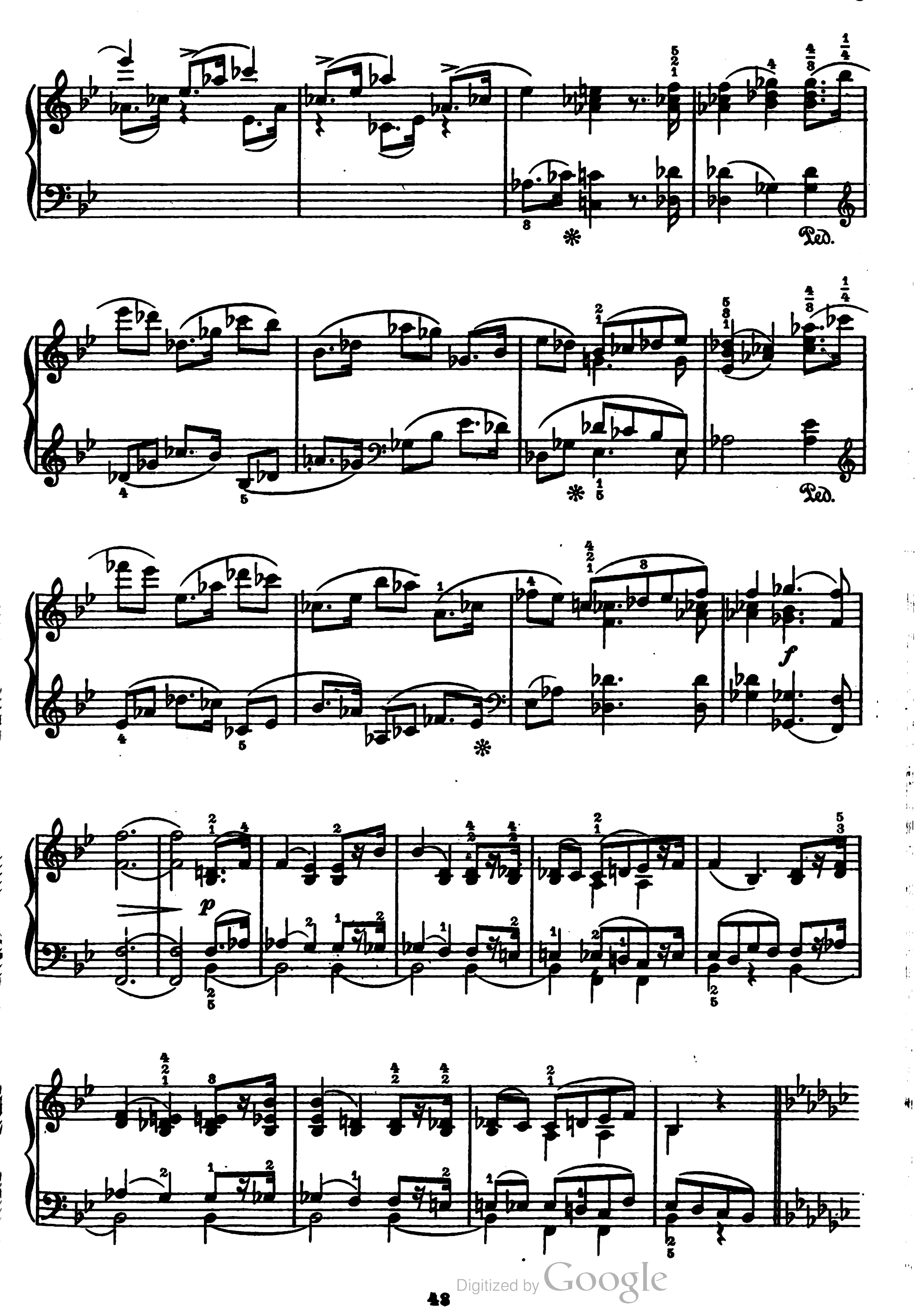
Rob. Schumann
Op. 99, 12. (1841)
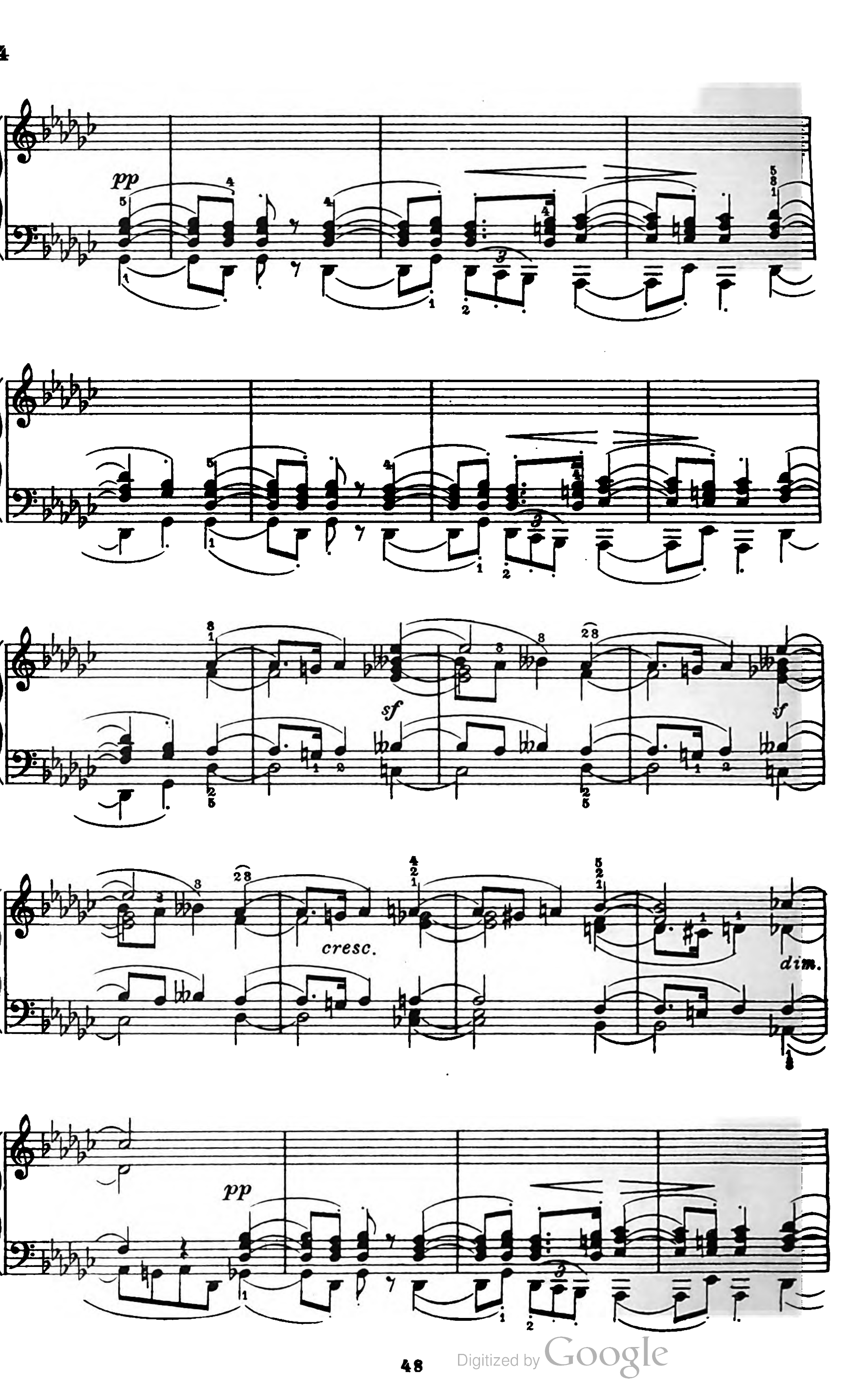
Im Menuetttempo. (♩ = 112)
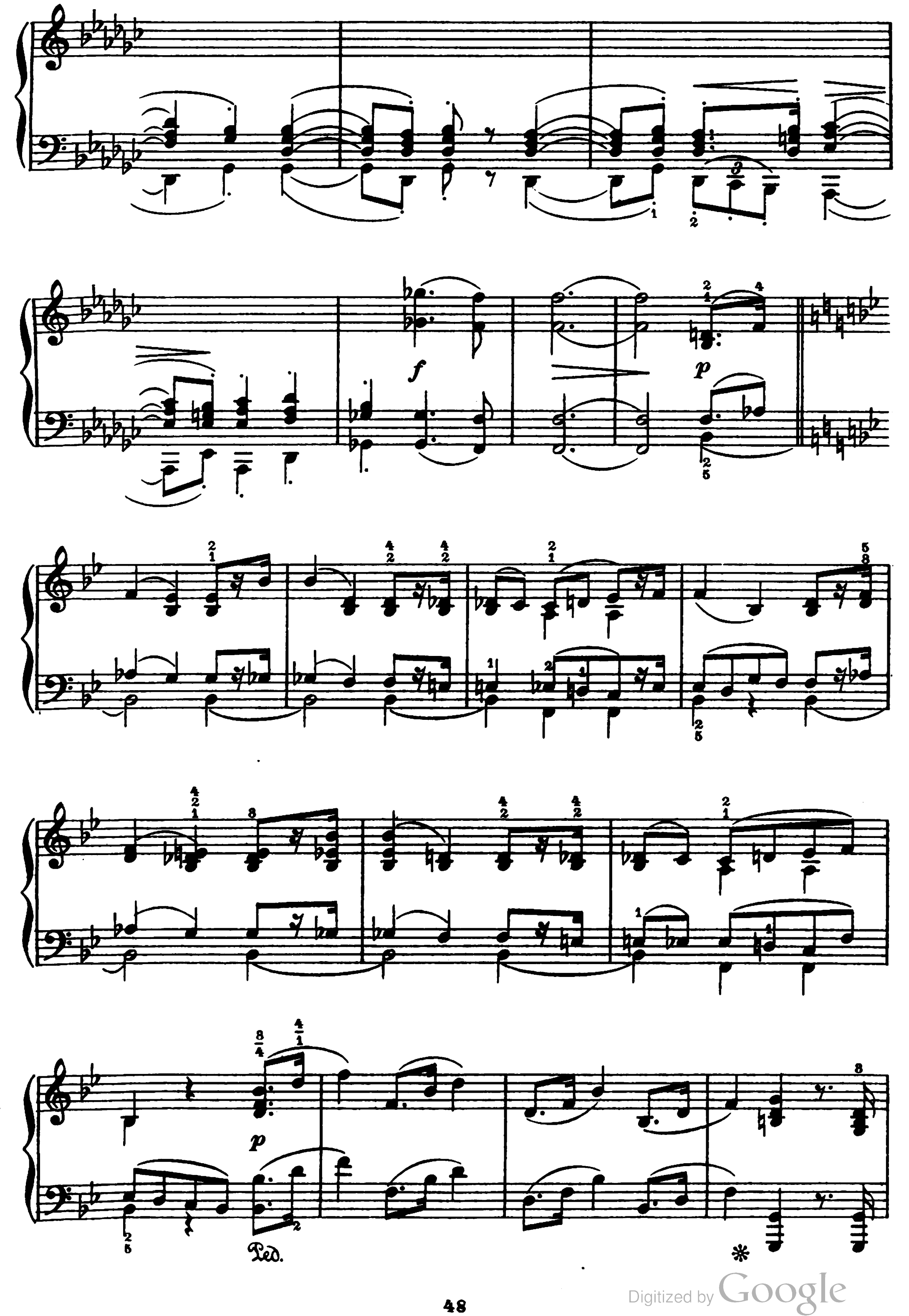
PIANO.

Ped. ✻ Ped.
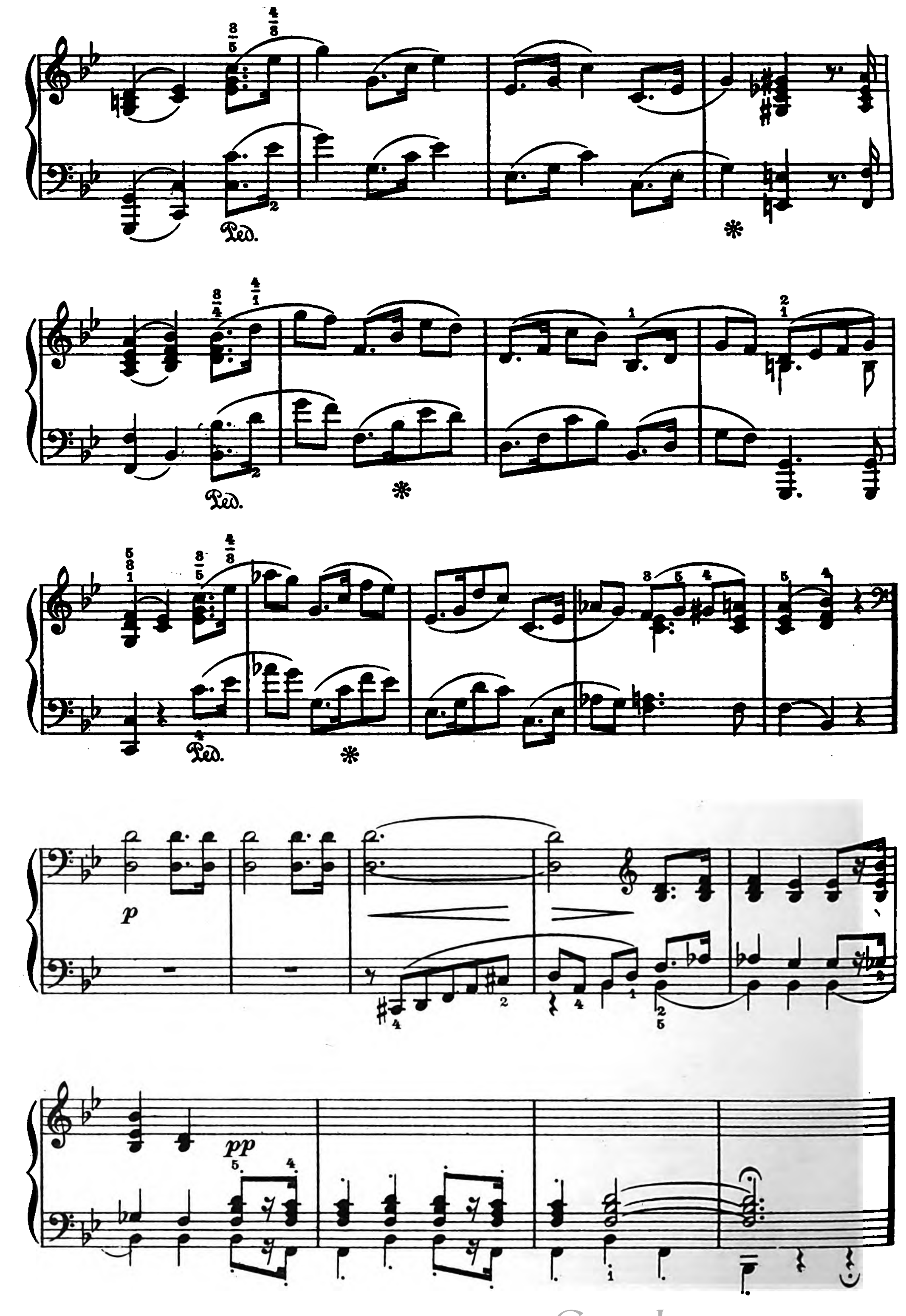

p
Ped.
p


Ped.
Ped.
f
p


pp
sf
cresc.
dim.



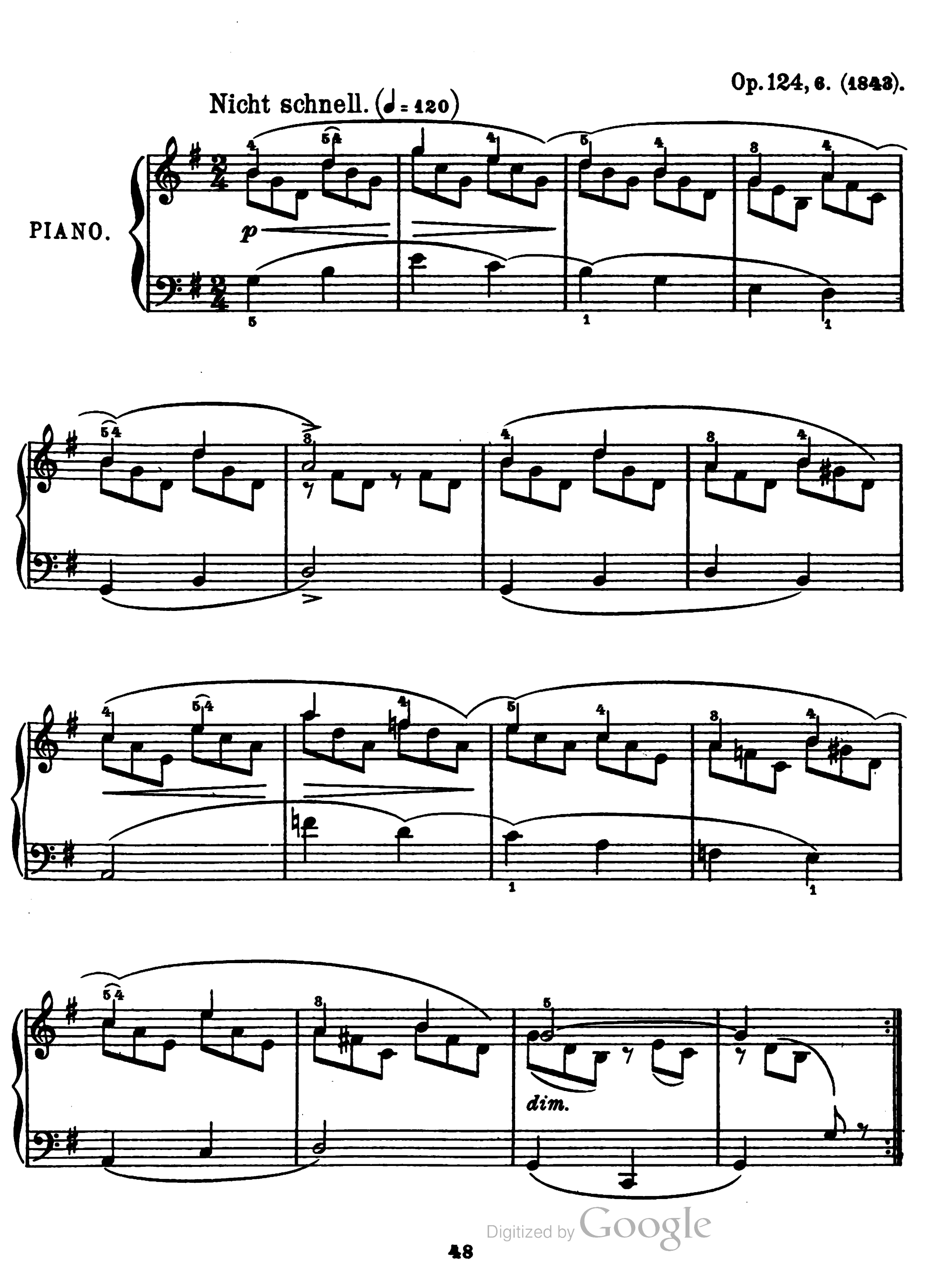
f
p
p
Ped.
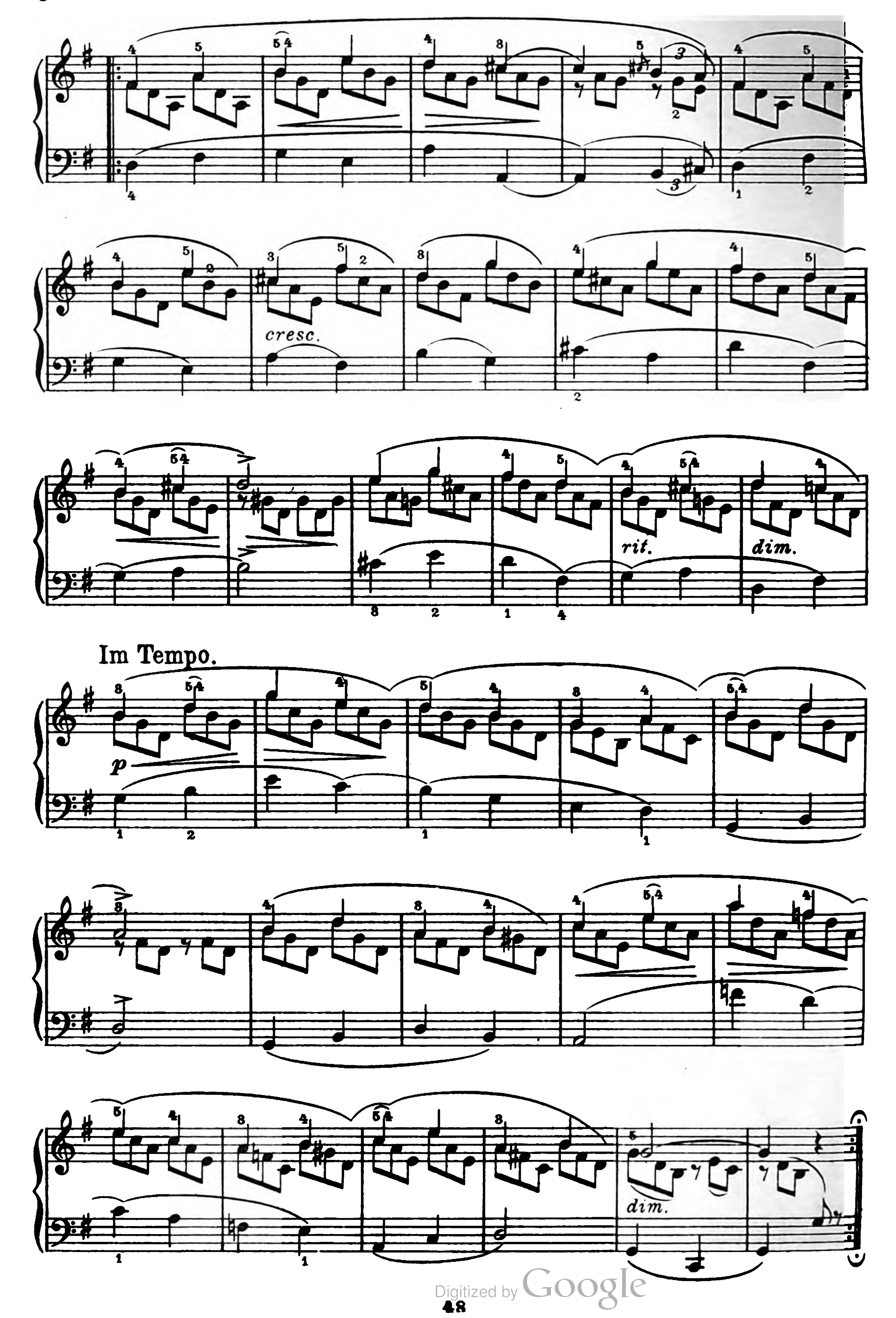


Ped.
Ped.
Ped.
p
pp

Wiegenliedchen.

Op. 124, 6. (1843).
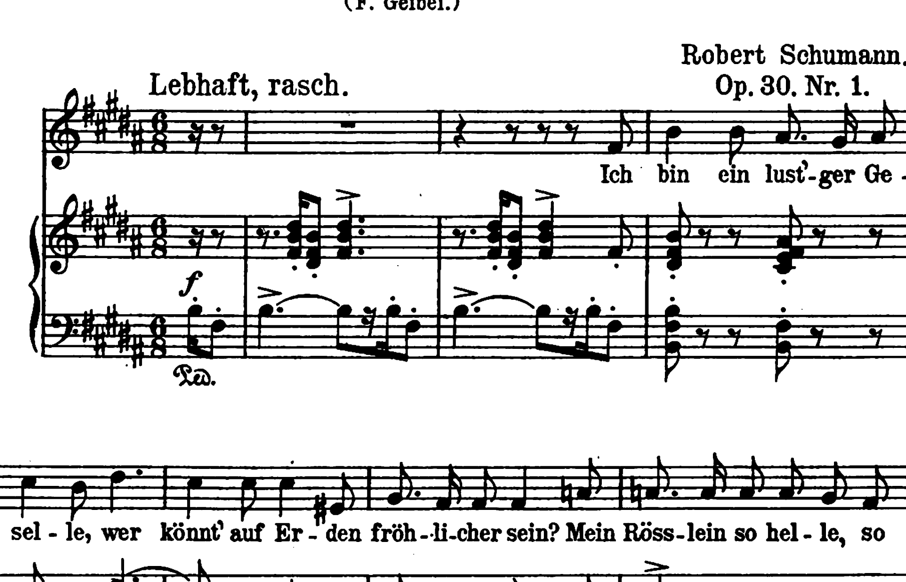



cresc.
rit.
dim.
Im Tempo.
p
dim.
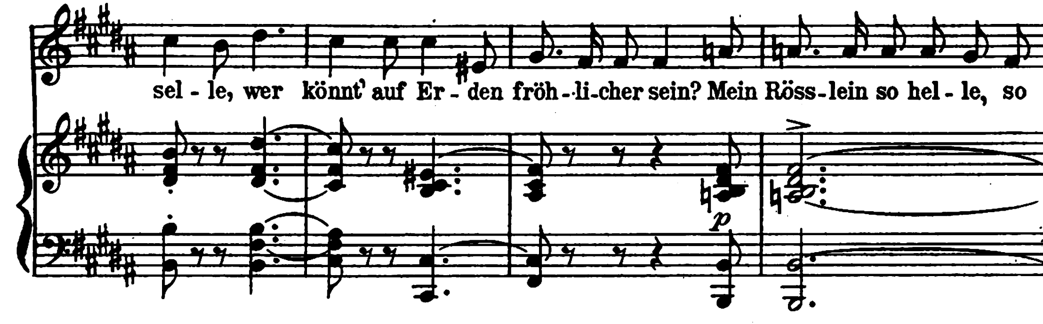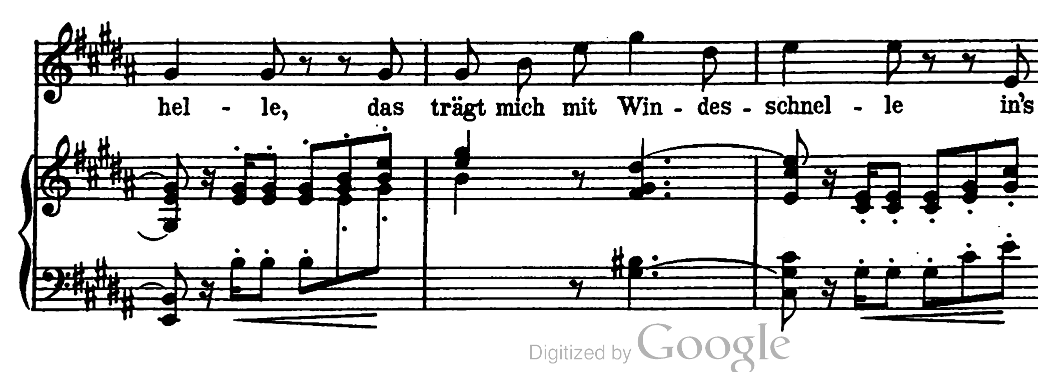


VIII. Jahrg. August 1906 Heft 11
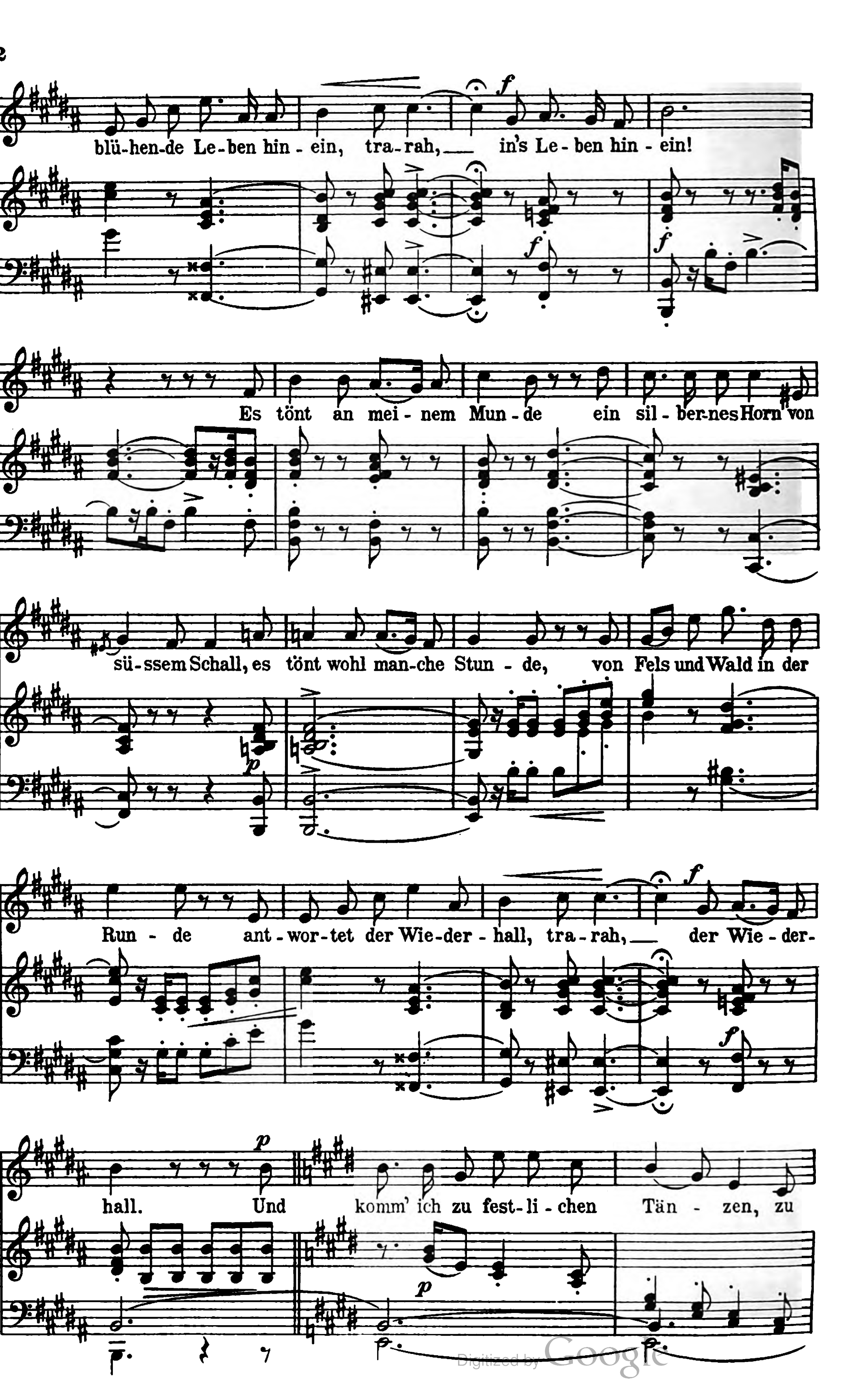
a) Der Knabe mit dem Wunderhorn.
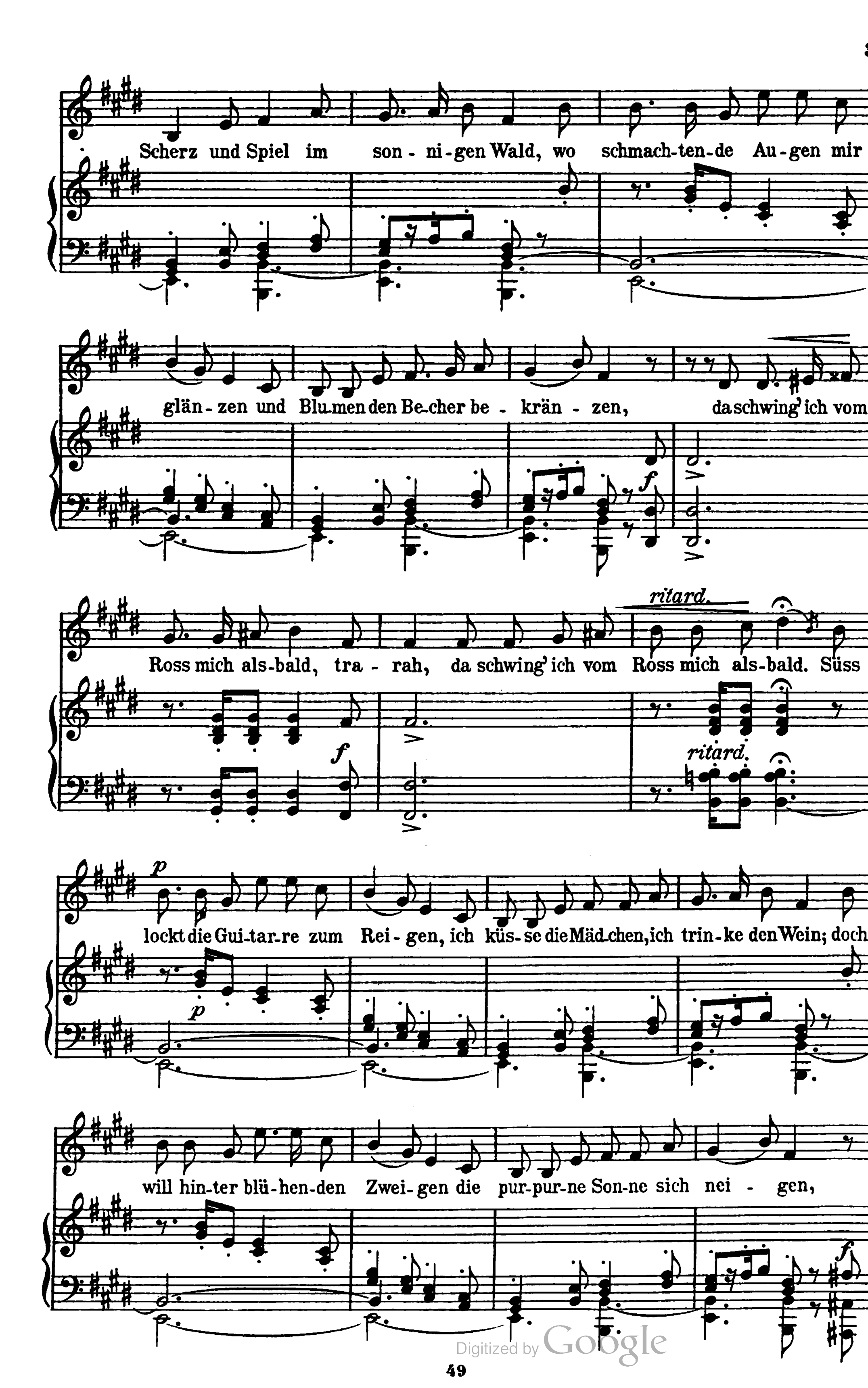
(F. Geibel.)

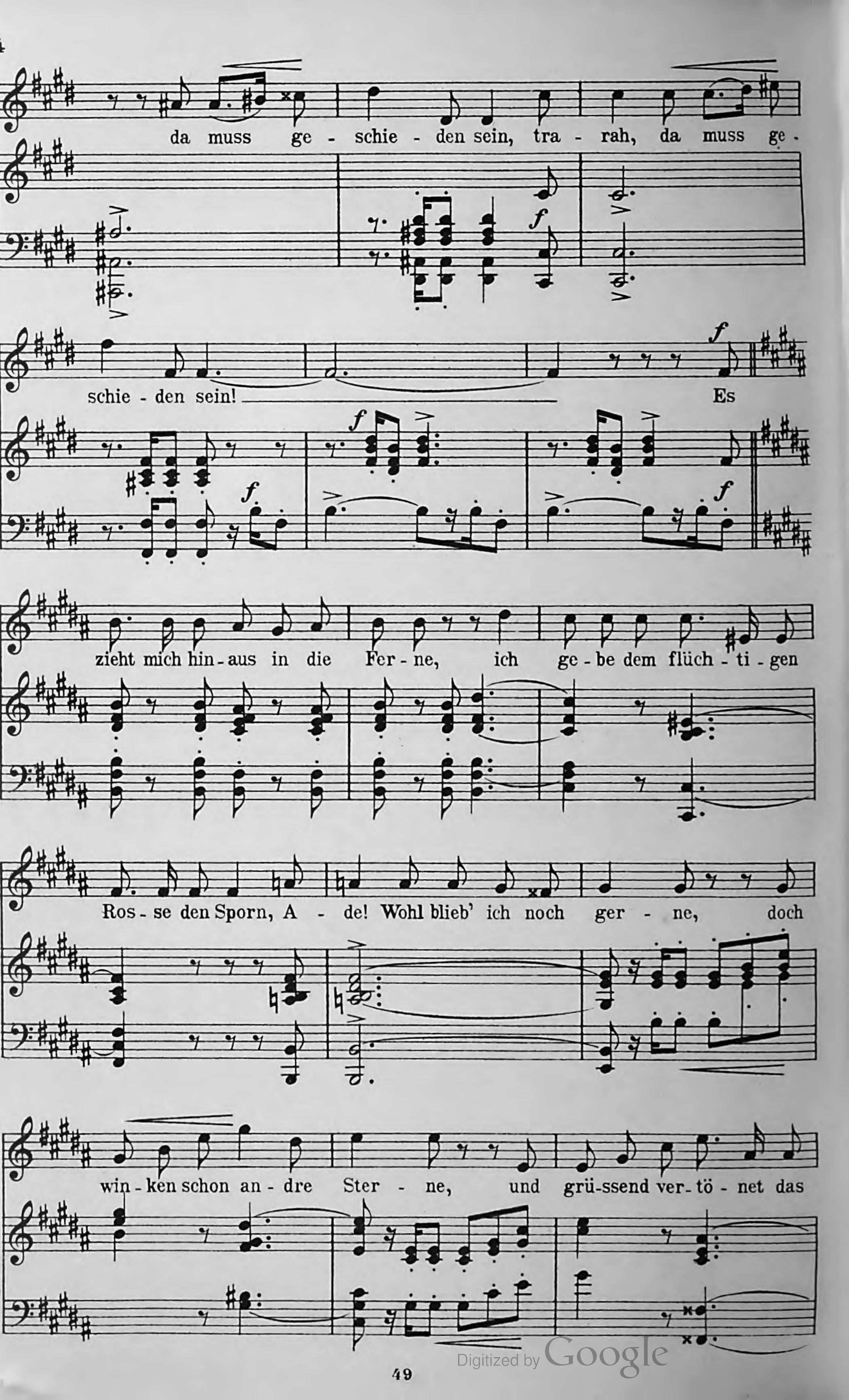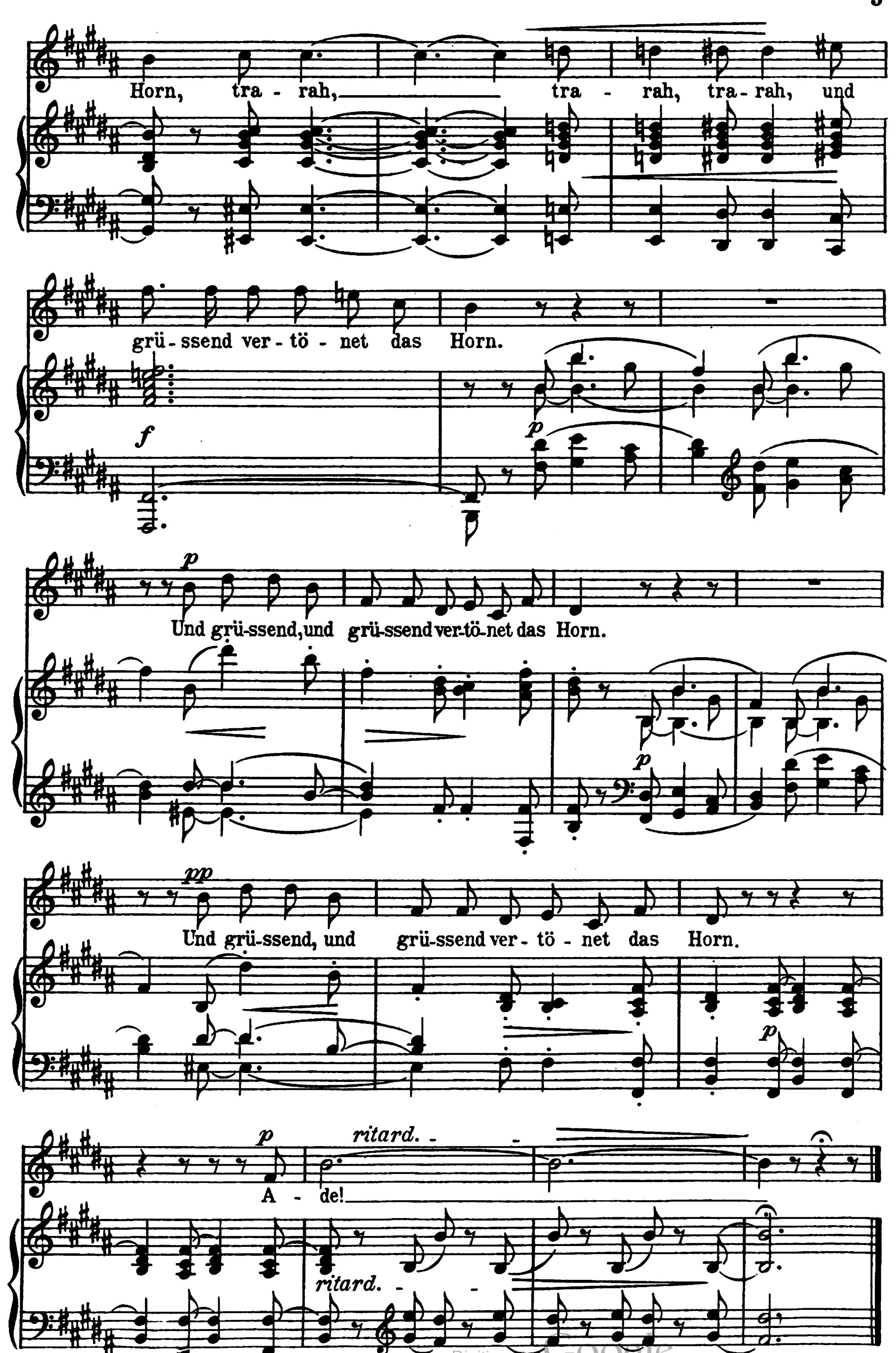







blü-hen-de Le-ben hin - ein, tra-rah, ___ in's Le-ben hin - ein!
Es tönt an mei - nem Mun - de ein sil - ber-nes Horn von
sü-ssem Schall, es tönt wohl man-che Stun - de, von Fels und Wald in der
Run - de ant - wor-tet der Wie-der - hall, tra-rah, ___ der Wie - der-
hall. Und komm' ich zu fest-li-chen Tän - zen, zu


Scherz und Spiel im son - ni - gen Wald, wo schmach-ten-de Au-gen mir
glän - zen und Blu-men den Be-cher be - krän - zen, da schwing' ich vom
ritard.
Ross mich als-bald, tra - rah, da schwing' ich vom Ross mich als-bald. Süss
ritard.
p
lockt die Gui-tar-re zum Rei - gen, ich küs-se die Mäd-chen, ich trin-ke den Wein; doch
p
will hin-ter blü-hen-den Zwei-gen die pur-pur-ne Son-ne sich nei - gen,
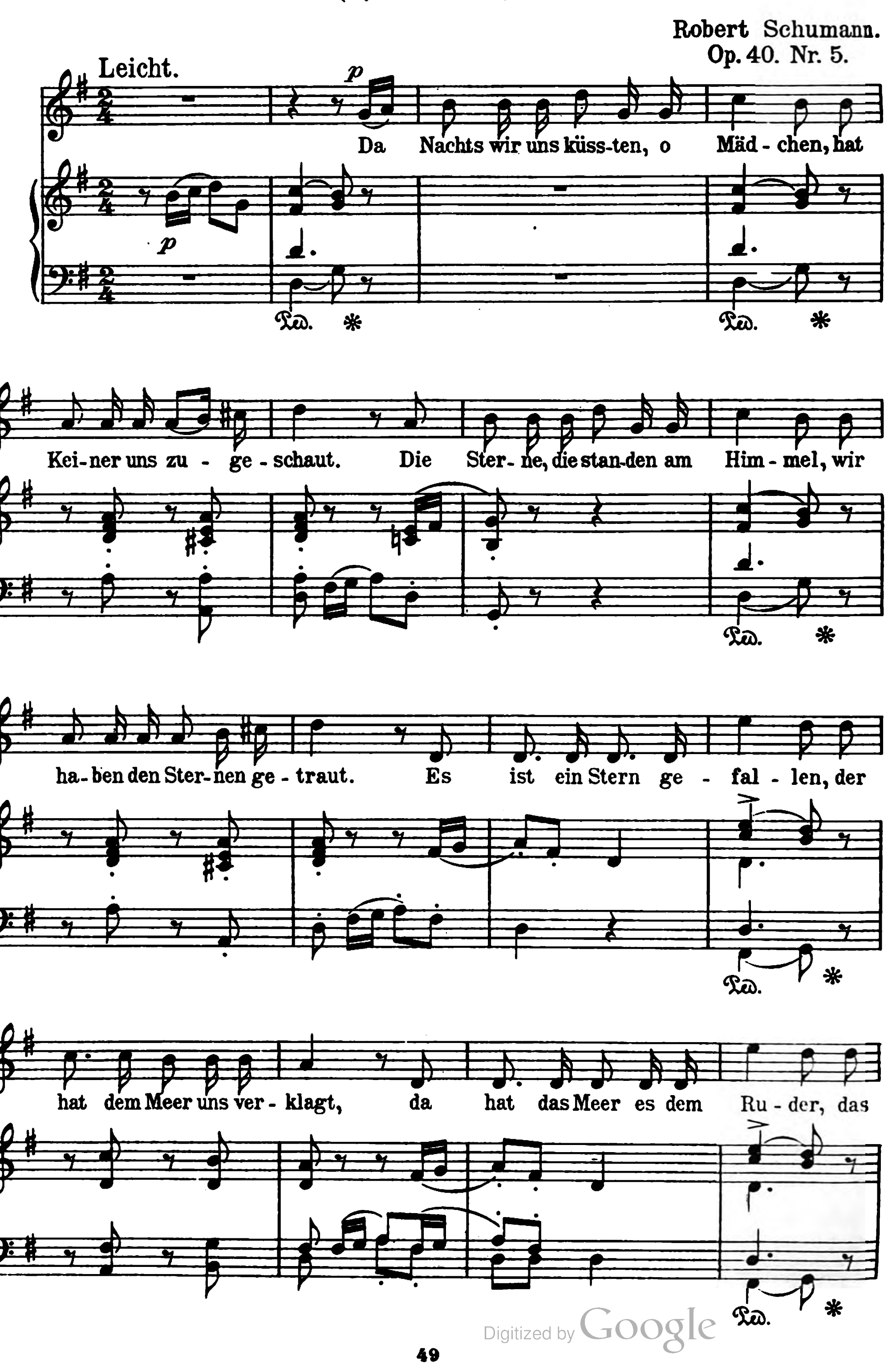

da muss ge - schie - den sein, tra - rah, da muss ge -
schie - den sein!
Es
zieht mich hin - aus in die Fer - ne, ich ge - be dem flüch - ti - gen
Ros - se den Sporn, A - de! Wohl blieb' ich noch ger - ne, doch
win - ken schon an - dre Ster - ne, und grü - ssend ver - tö - net das


Horn, tra - rah, tra - rah, tra-rah, und
grü - ssend ver - tö - net das Horn.
f
p
p
Und grü-ssend, und grü-ssend ver-tö-net das Horn.
p
pp
Und grü-ssend, und grü-ssend ver - tö - net das Horn.
p
p ritard.
A - de!
ritard.

b) Verratene Liebe.

(A. von Chamisso.)

Robert Schumann.
Op. 40. Nr. 5.
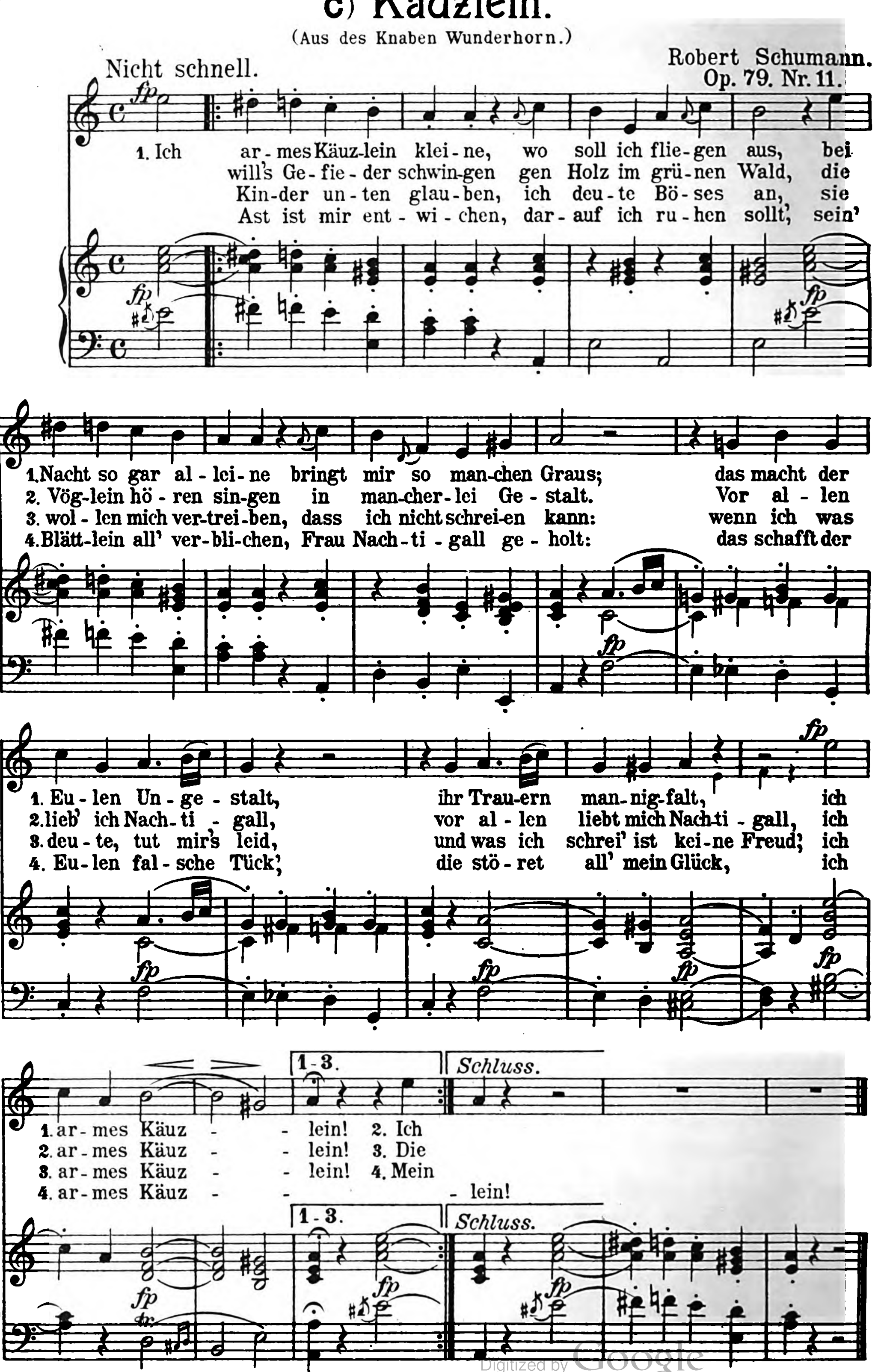




Ru - der dem Schif - fer ge - sagt. Da sang der-sel - bi - ge Fi - scher es sei - ner Lieb - sten vor. Nun sin-gen's auf Stra-ssen und Märk - ten die Kna - ben und Mäd-chen im Chor.

mf *mf* *f* *f* *f* *f* *f* *f* *f* *f* *dimin.*

Ped. * Ped. * Ped. *

Digitized by Google

c) Käuzlein.



Stich und Druck von C. G. Röder G.m.b.H., Leipzig



VIII. Jahrg. September 1906 Heft 12

Elvershöh.

Ballade nach dem Dänischen von Herder.

Carl Loewe, Op. 3 Nr. 2
Componirt 1820.
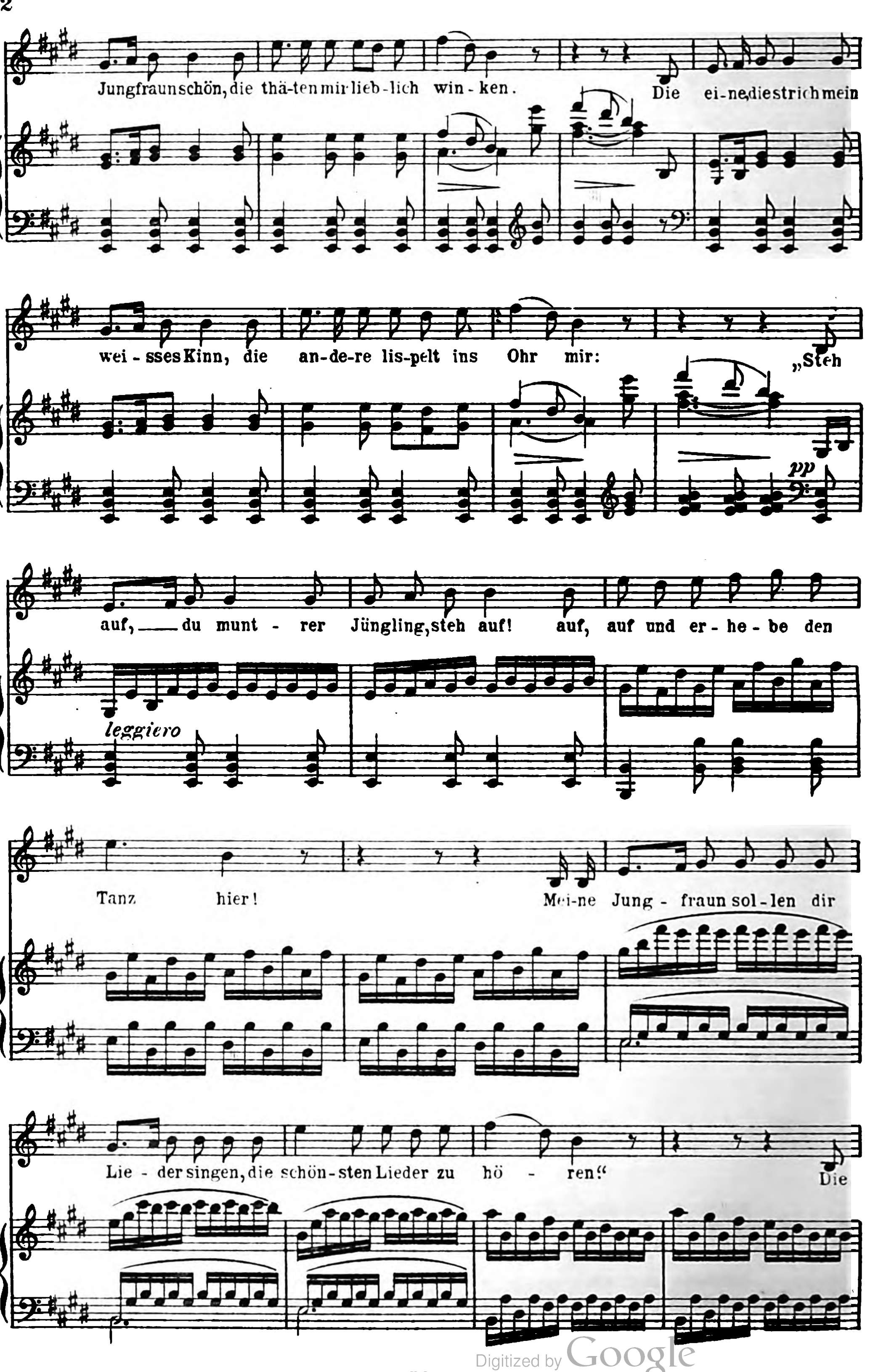
Moderato.
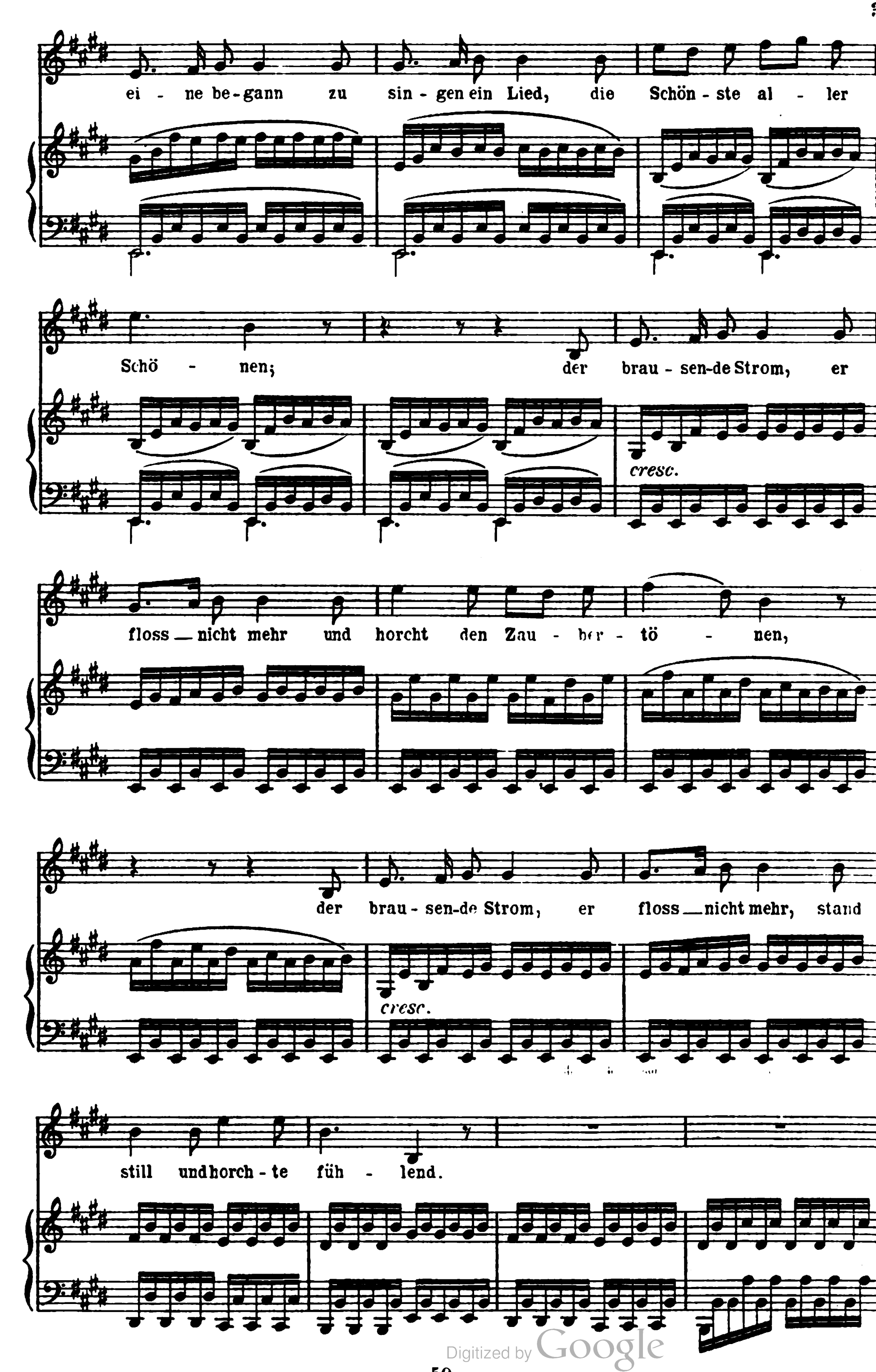
Ich leg-te mein Haupt auf El-vers-höh, mei-ne Au-gen be-gan-nen zu sin-ken.
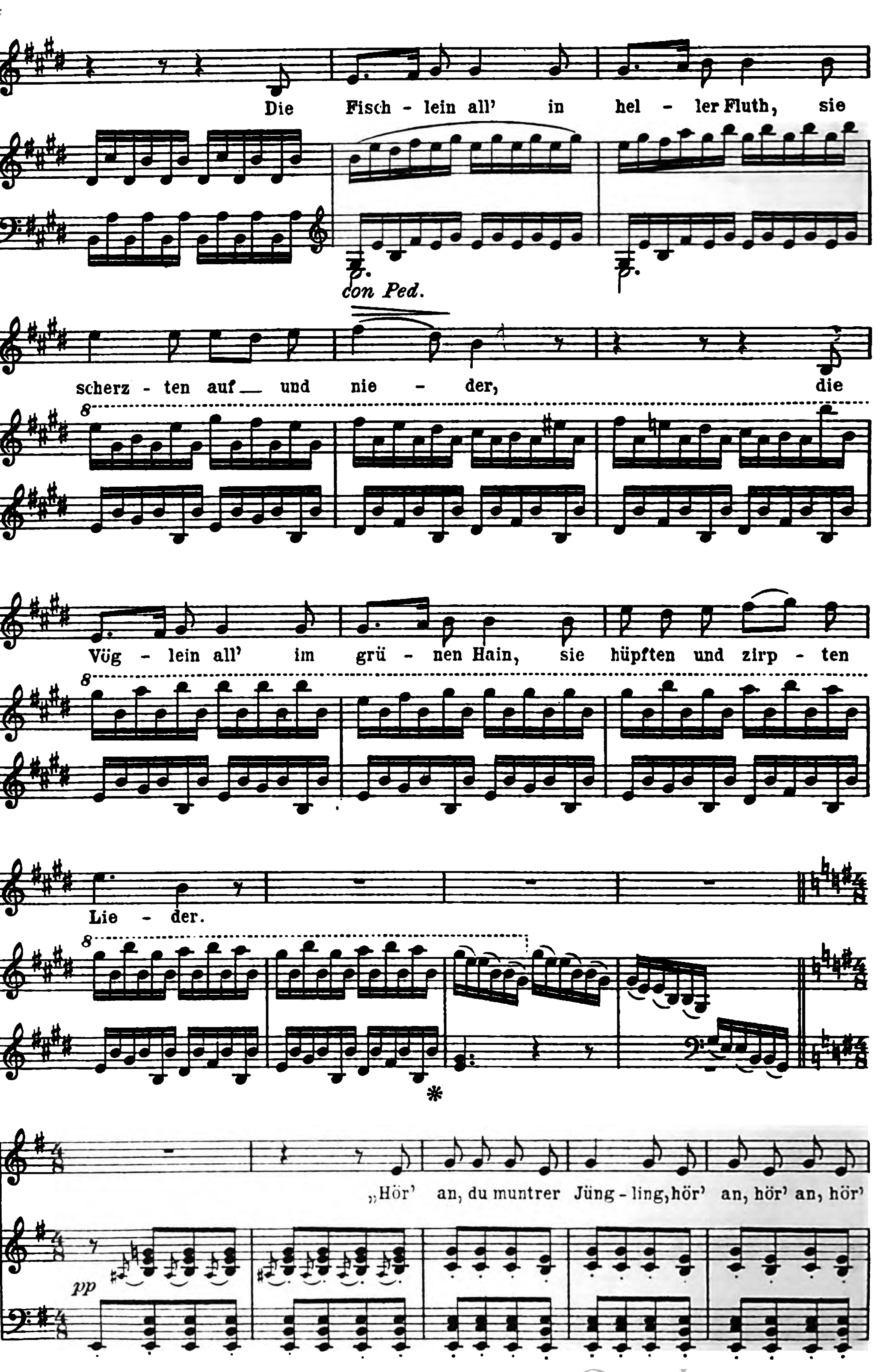
Allegro.

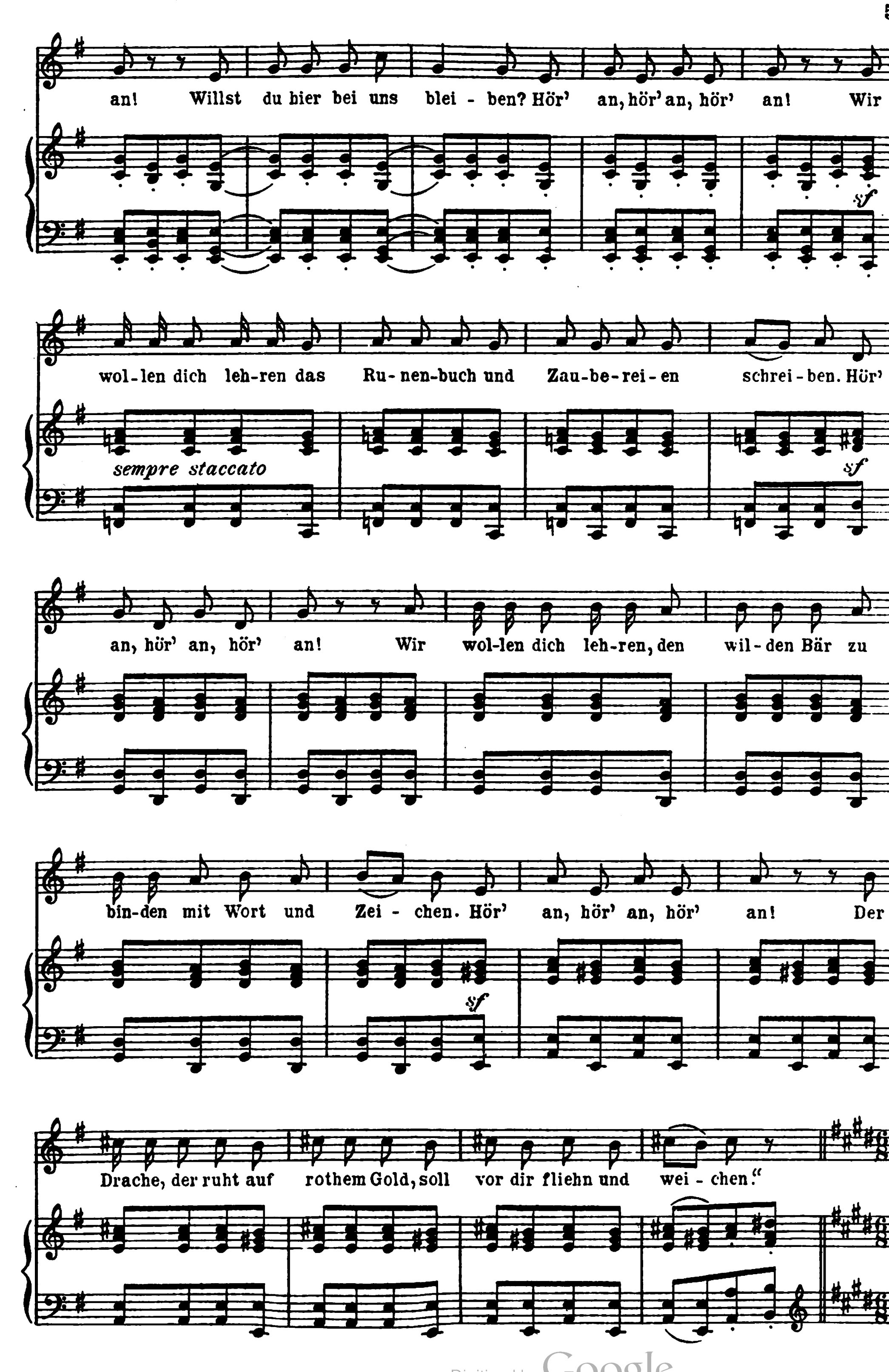
Da ka-men ge-gan-gen zwei
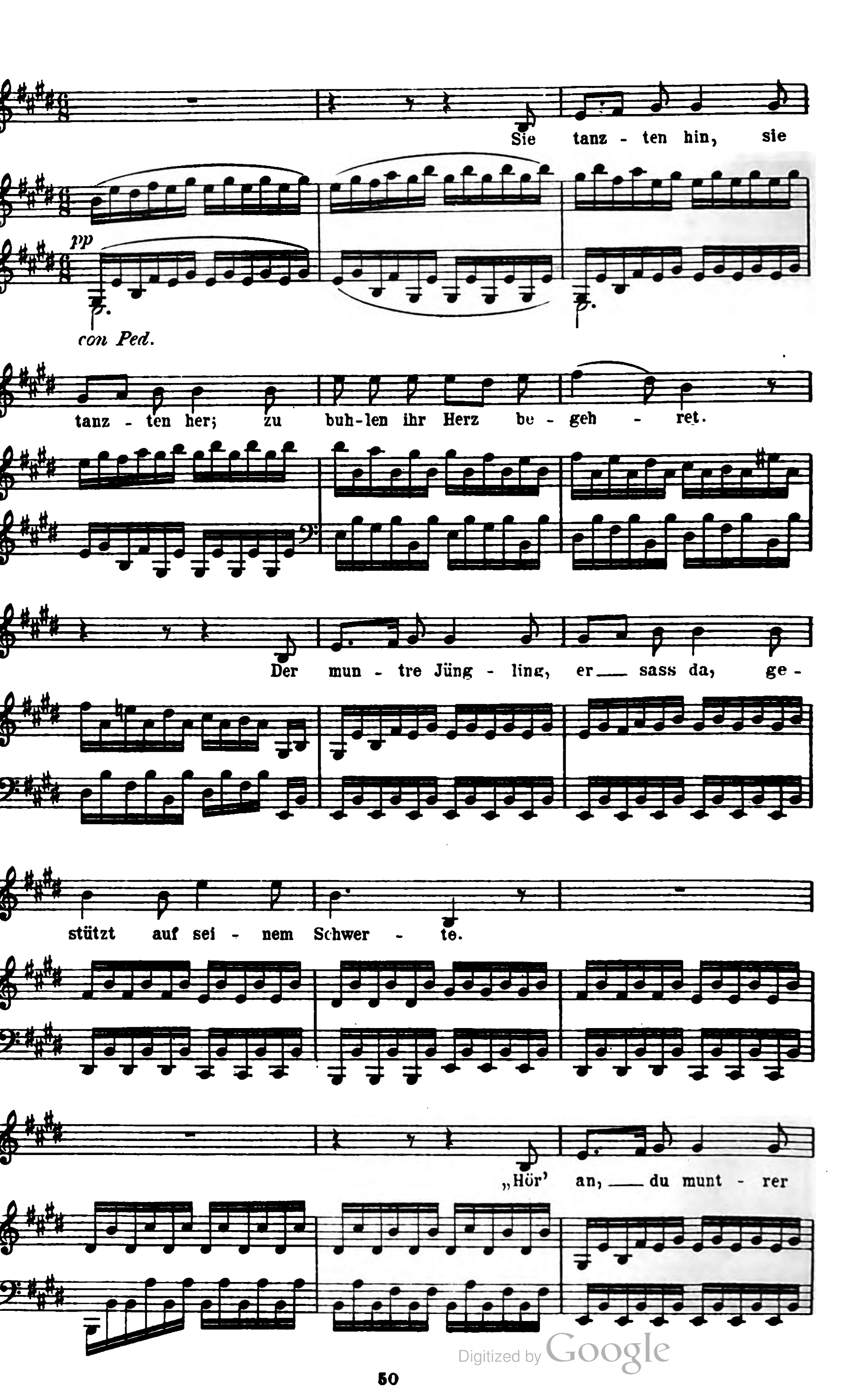
p *pp* *sempre pianissimo* *sempre con Pedale*


Jungfraun schön, die thä-ten mir lieb-lich win-ken. Die ei-ne, die strich mein
wei-sses Kinn, die an-de-re lis-pelt ins Ohr mir: „Steh
pp
auf, du munt-rer Jüngling, steh auf! auf, auf und er-he-be den
leggiero
Tanz hier! Mei-ne Jung-fraun sol-len dir
Lie-der singen, die schön-sten Lieder zu hö-ren!“ Die


ei - ne be-gann zu sin - gen ein Lied, die Schön - ste al - ler
Schö - nen; der brau - sen-de Strom, er
cresc.
floss — nicht mehr und horcht den Zau - ber - tö - nen,
der brau - sen-de Strom, er floss — nicht mehr, stand
cresc.
still und horch - te füh - lend.


Die Fisch - lein all' in hel - ler Fluth, sie
con Ped.
scherz - ten auf und nie - der, die
Vög - lein all' im grü - nen Hain, sie hüpften und zirp - ten
Lie - der.
„Hör' an, du muntrer Jüng - ling, hör' an, hör' an, hör'
pp
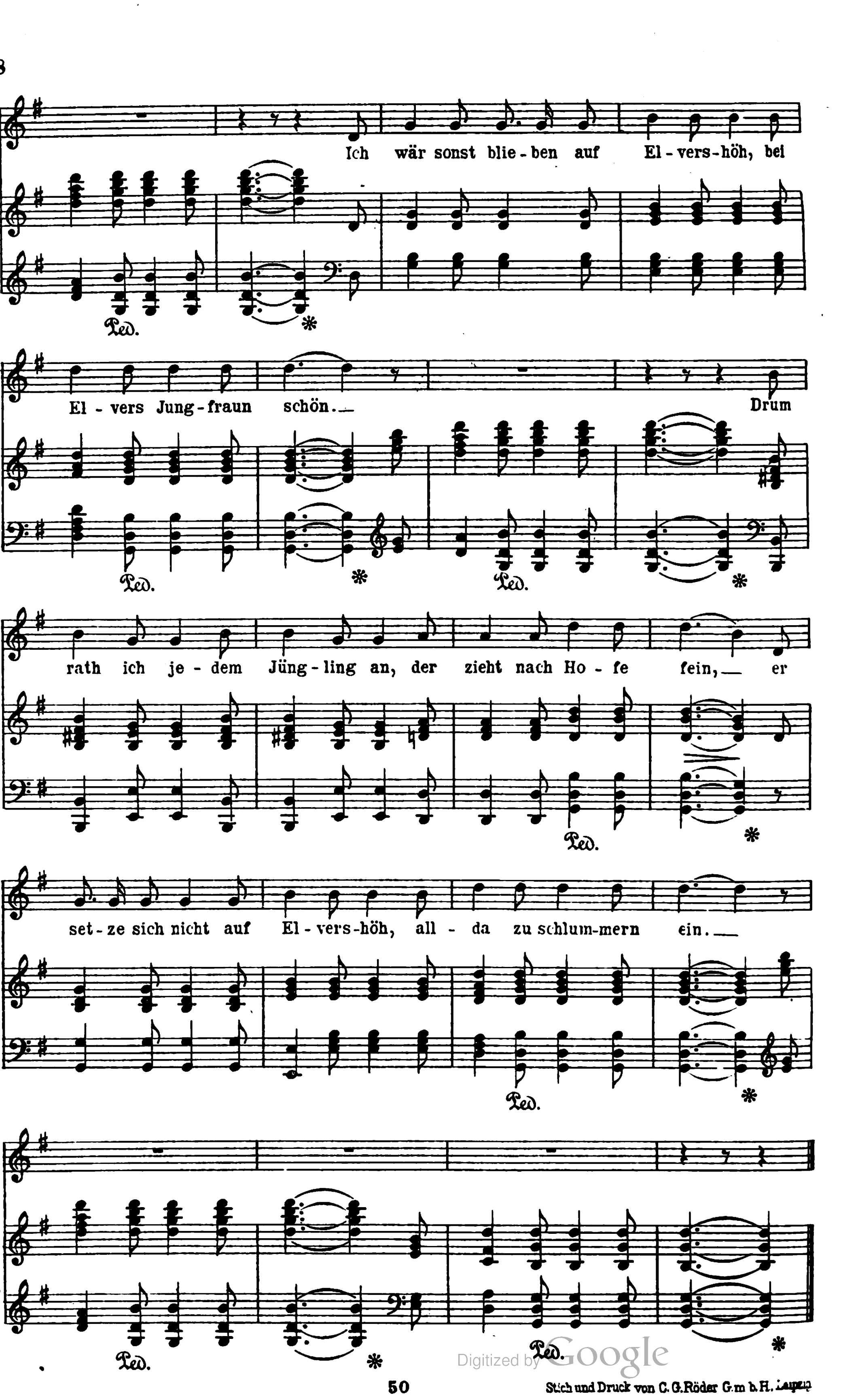

an! Willst du hier bei uns blei - ben? Hör' an, hör' an, hör' an! Wir
sf
wol-len dich leh-ren das Ru-nen-buch und Zau-be-rei-en schrei-ben. Hör'
sempre staccato
sf
an, hör' an, hör' an! Wir wol-len dich leh-ren, den wil-den Bär zu
bin-den mit Wort und Zei - chen. Hör' an, hör' an, hör' an! Der
sf
Drache, der ruht auf rothem Gold, soll vor dir fliehn und wei - chen."


pp
con Ped.
Sie tanz - ten hin, sie
tanz - ten her; zu buh-len ihr Herz be - geh - ret.
Der mun - tre Jüng - ling, er sass da, ge -
stützt auf sei - nem Schwer - te.
„Hör' an, du munt - rer

Jüng - ling, hör' an! Willst du — nicht mit uns spre - chen, so rei-ssen wir dir mit Mes-ser und Schwert das Herz aus, uns zu rä - chen!"

crescendo *f* *ff* *dim.* *p*

Und da, mein gu-tes, gu-tes Glück! der Hahn fing an zu krähn.



Stich und Druck von C. G. Röder G. m. b. H. Leipzig

